This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

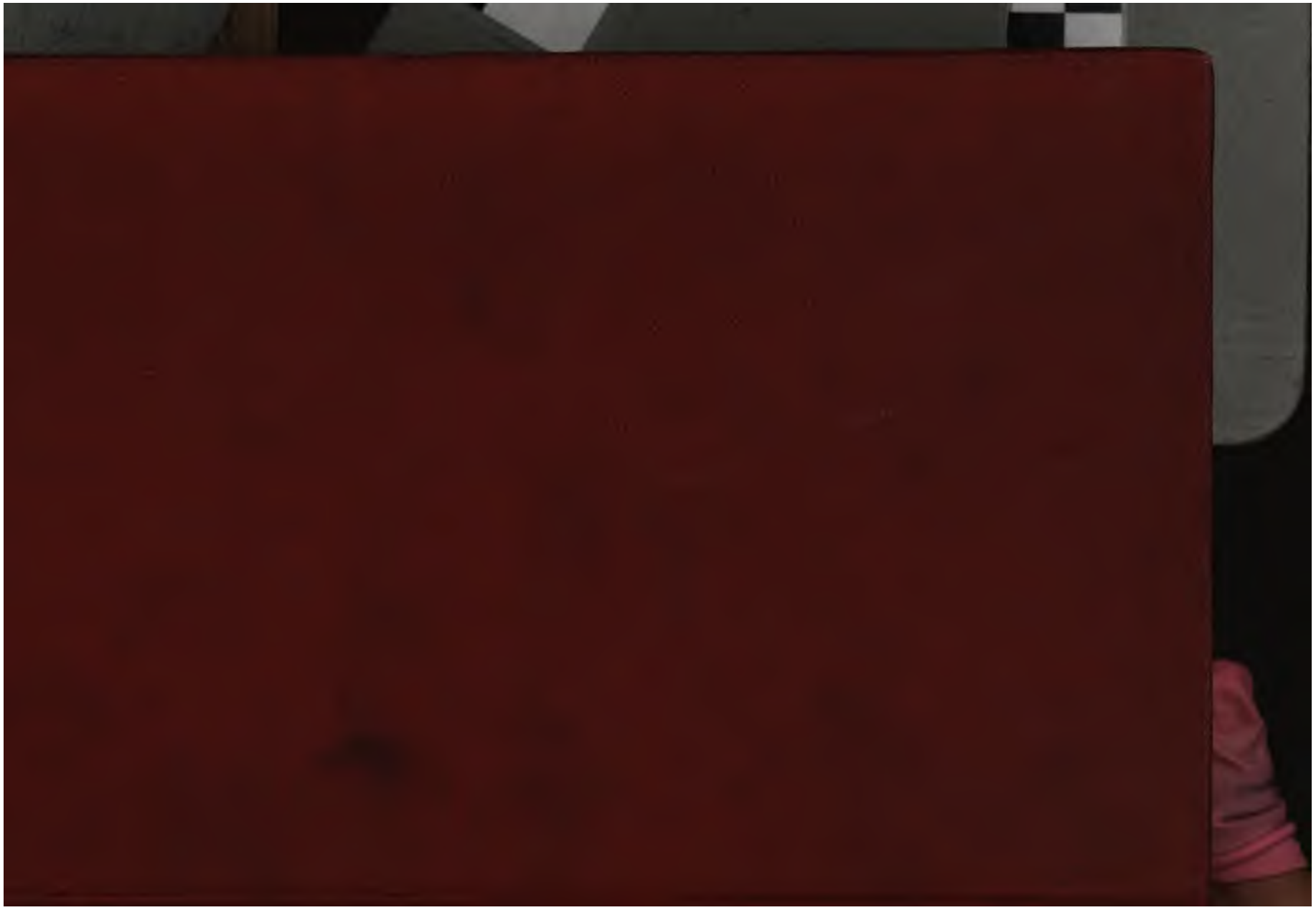
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

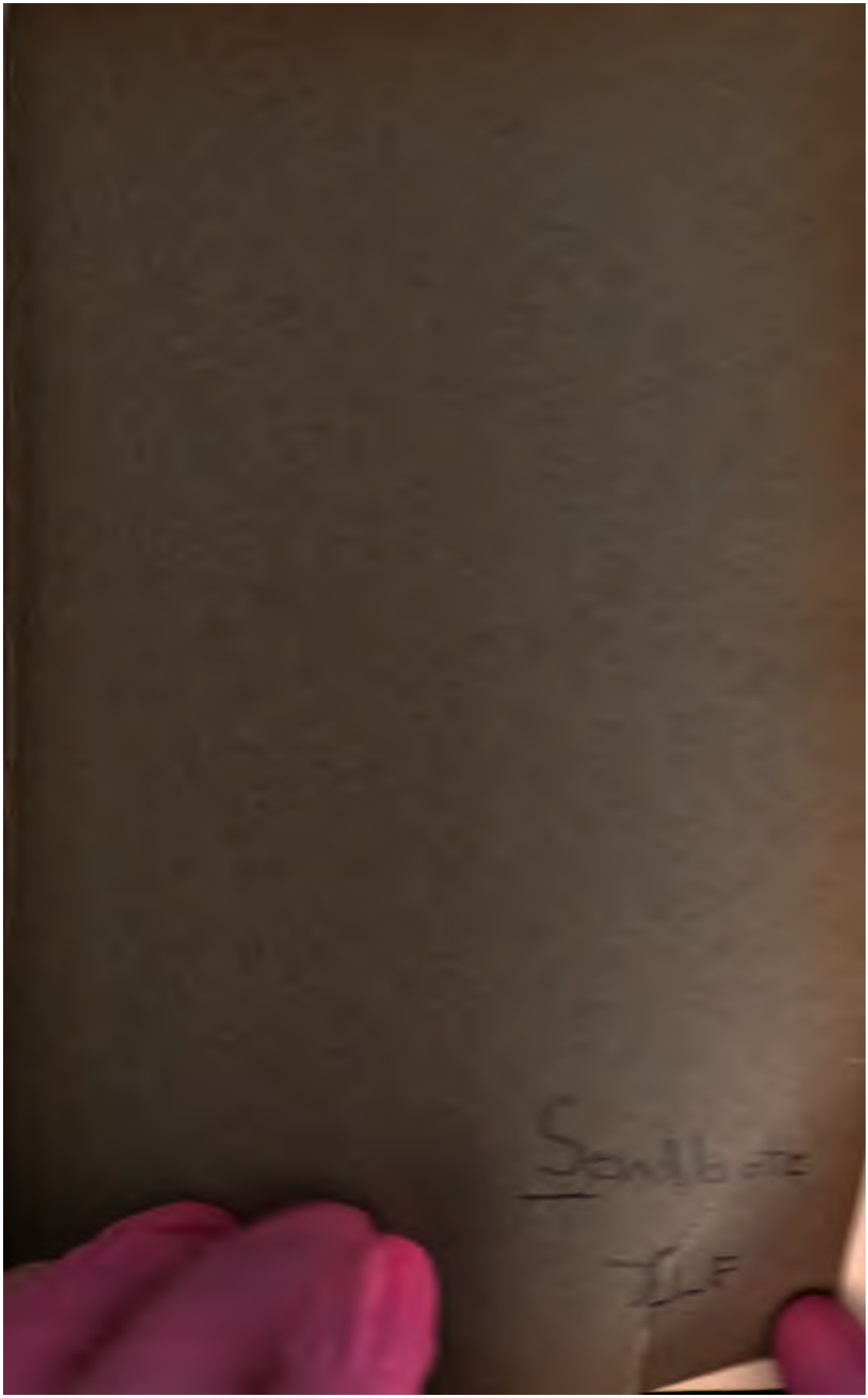
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Der Sendbote

des

Göttlichen Herzens Jesu.

Organ des Gebetsapostolates,
der Heiligen Stunde, der Sühnungskommunion, und des
Vereins der Hl. Familie.

Mit erzbischöflicher und bischöflicher Empfehlung

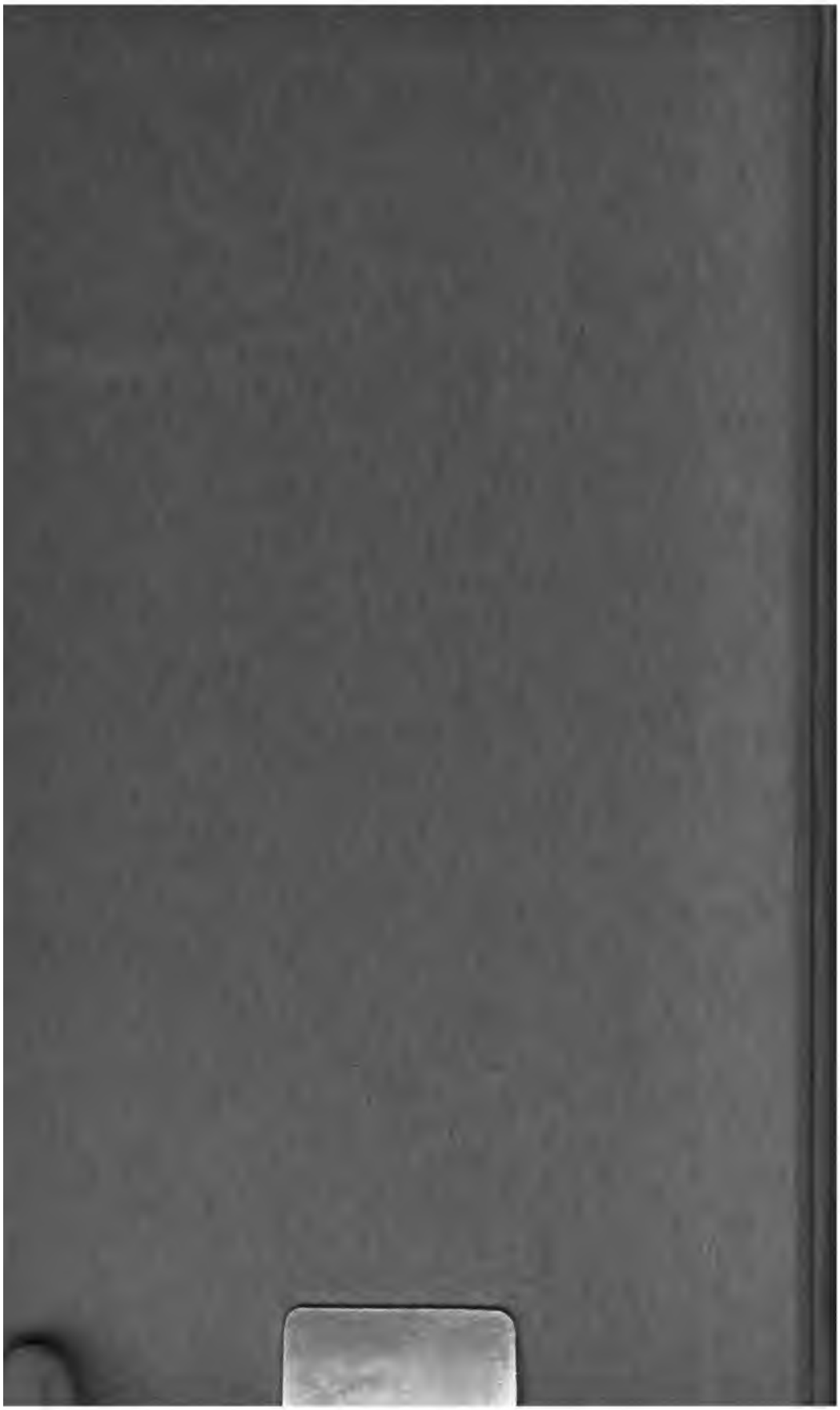
herausgegeben von den

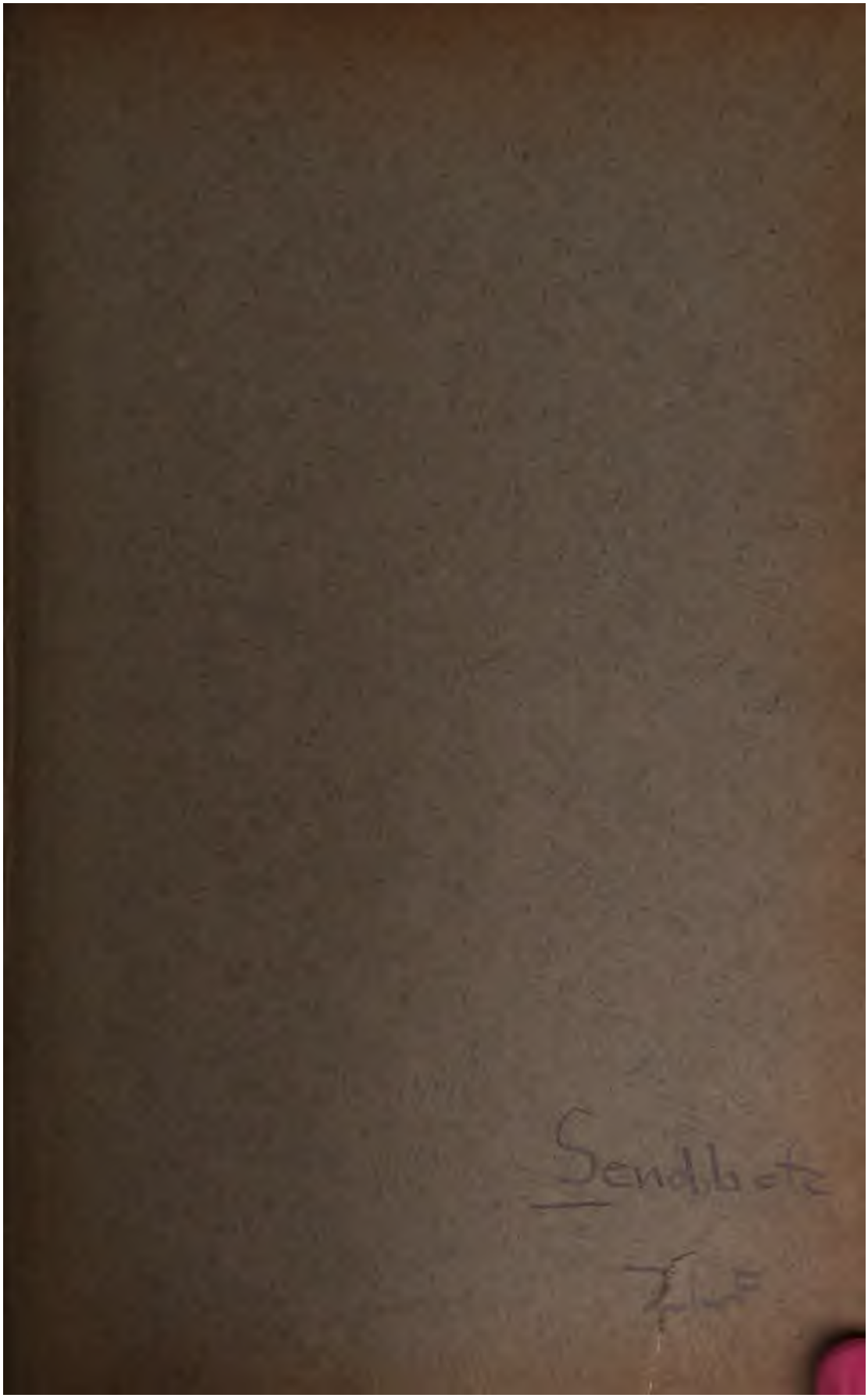
Franziskaner-Vätern, Cincinnati, Ohio.

XXXII. Jahrgang.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Cincinnati, Ohio:
Druck von S. Rosenthal & Co., 15—27 W. 6. Straße,
1906.





Seite.
König Eduard „als Stationsvorsteher“ Priester und Offizier. Erzählung aus der französischen Revolution, von Fr. Krafft 511, 529, 626
Unsere Liebe Frau am See 546
Wie viel Gutes eine Beichte zur Folge hat 552
Die Taschenuhr des Papstes 612
In der Tannenwirthschaft. Von C. Brand . . 643, 737, 834, 929, 1023, 1120
Rosenkönigin 709
Der Geizige. Eine rheinische Sage. Von Fr. Krafft 721
„Sie haben meinen Vater beschimpft.“ 726
Die Stunde der Versuchung 731
Ein edles Herz 735
Der richtige Schluß 736
Noth lehrt beten. Erzählung aus den bayerischen Alpen. Von C. Verus 813, 912, 1010
Ein Auftrag an die Gottesmutter . . 820
Geduld im Leiden 827
„Man betrügt uns.“ 828
Papst Pius X. und das Mütterchen . 830
Naturreligion 832
Die Macht des Gebetes 833
Das Bild der schmerzhaften Mutter . 845
Was ein „Ave Maria“ werth ist . . 850
„Der alte Gott lebt noch immer 868, 916, 956, 1113
Der Blick auf den Gekreuzigten . . . 871
Gedemüthigte Neider 876
Ein Kind und sein Schutzengel . . . 884
Das Medaillon 888
St. Carlonnius und Flötenspieler . . 891
Eine gute Gewöhnung 939
An einem Sterbebette 963
Das Traurigste beim Sterben und ein Mittel dagegen 965
Priesterhaß 968
Treffliche Antwort 976
Ein Ungläubiger am Sterbebette seiner Mutter 980
Thränen unter dem Kreuze 984
Rede die Wahrheit 995
Was gute Bücher vermögen . . . 1004
Die rechte Todtenklage 1014
Es gibt eine Ewigkeit 1021
Ein edler Zug 1078
Gabe und Gegengabe 1096
„Frieden den Menschen, die guten Willens sind!“ Von Fr. Krafft . . 1102
Eile ohne Ziel 1108
Treue Arbeiter 1118

Für die Mitglieder des Hl. Familie Vereines und des Christlichen Mütter-Vereines.

Seite.
Gewöhnung zur Bescheidenheit . . . 16
Die sichersten Mittel zur schlechten Erziehung der Jugend 47
Sei ehrlich 50
Beschämende Predigt durch ein Kind . 61
Der zwölfjährige Jesus 62
Für Eheleute 63
Ein treffliches Wort einer sterbenden Fürstin 64
Das ärmliche Haus der Hl. Familie . 66
Falsche Großmuth 78
Von einer Mutter für die Mutter . . 94
Christ auch in den Geschäften . . . 101
Pius X. und das Schulkind von Peschiera 111
Ein origineller Trost 137
Höher hinaus! 159
Was Frau Milden in der Kirche gethan 162
Ein Zug aus dem Leben Kolpings . . 164
Entweder — oder 190
Unser einziges Kind 261
Die Mutter des Präsidenten der französischen Republik 265
Bilde das Gewissen des Kindes . . . 266
Die Kreuzesgesellschaft auf Golgatha . 267
Arbeit schändet nicht 299
Wie man eine treue Dienstmagd ehrt 352
Modekatholiken 357
Die Eitelkeit der Kinder 359
Nach der Predigt 395
Die Kraft des Weihwassers 404
Wenig und viel 434
Der schönste Tag im Leben 455
Etwas für das Herz auf Pfingsten . . 485
Das Gebet eines Vaters 488
Das letzte Glas 504
Was ein frommes Kind vermag . . . 538
Honig und Schmetterling 541
Wohlthätigkeit 343
Wie man den Kindern die Religion verhaßt macht 545
Vom Uebelnehmen 547
Antworten auf vorlaute Fragen . . . 549
Wie ein katholischer Mann stirbt . . . 554
Gottesdienst und Vergnügungen an Sonn- und Feiertagen 556
Warnung vor „gelben“ Blättern . . . 579
Empfindsamkeit 591
Traurig aber wahr 632
Ordnungsliebe 639

Der Sendbote

des

Göttlichen Herzens Jesu.

Organ des Gebetsapostolates,
der Heiligen Stunde, der Sühnungskommunion, und des
Vereins der Hl. Familie.

Mit erzbischöflicher und bischöflicher Empfehlung

herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, Ohio.

XXXII. Jahrgang.

Cincinnati, Ohio:
Druck von S. Rosenthal & Co., 15—27 W. 6. Straße,
1905.

N Y K
PUB
9839

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Gedichte.

Glück auf zum neuen Jahre 2
Des Katholiken Treue zu seiner Kirche 97
Nach Golgatha 193
Ostern 289
An Maria 385
Ave Maria 388
Am hohen Pfingstfeste 481
Das Bild des Herzens Jesu 482
Kindesunschuld 550
Der Jüngling zu Naim 577
Am Feste Mariä Himmelfahrt . . . 673
Gnade 769
Herz Jesu 865
Auf des Friedhofs stillen Pfaden . . 961
Weihnachten 1058
Weihnachtsglocken 1058

General-Intentionen.

Für Januar: Die gute Presse . . . 3
Für Februar: Der Katechismus-Unterricht 99
Für März: Der Gebetsgeist 194
Für April: Die christliche Geduld . . 290
Für Mai: Marianische Kongregationen 386
Für Juni: Der Herz-Jesu-Monat . . 483
Für Juli: Die geistlichen Uebungen . 578
Für August: Die christliche Gutherzigkeit 674
Für September: Die Geistlichkeit . . 770
Für Oktober: Die Werke für die Jugend 866
Für November: Bruderschaft vom guten Tode 962
Für Dezember: Der Petrispfennig . 1059

Gebetsapostolat und Herz-Jesu-Andacht.

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat, ... 4, 100, 196, 292 387, 484, 580, 676, 772, 867, 964, 1061

Seite.

Im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu 72
Notizen 74, 171, 268, 363, 461, 558, 652, 750, 848, 941, 1034, 1126
Aggregationen des Gebetsapostolates 77, 175, 271, 365, 464, 560, 657, 754, 850, 944, 1037, 1130
Schatzkammer des hl. Herzens 78, 175, 271, 365, 464, 560, 656, 754, 849, 944, 1038, 1130
Danksagungen für empfangene Gnaden 93, 188, 285, 381, 477, 573, 669, 765, 860, 957, 1053, 1143
Das Herz-Jesu-Bild 539
Der Herz-Jesu-Monat 557
Ein Sieg des göttlichen Herzens . . . 847

Leben der Heiligen.

Die hl. Adelheid, Kaiserin Deutschlands 20
Der hl. Gerard Majella, Redemptorist 68
Die sel. Elisabeth Bona, Jungfrau . 115
Die hl. Eugenia, Jungfr. und Martyrin 217
Der hl. Alexander Sauli . . . 243, 1077
Der hl. Joseph 262, 605,
Der hl. Ambrosius, Bischof und Kirchenlehrer 306
Der sel. Kaspar del Bufalo, Stifter der Kongregation vom kostbaren Blute . 313
Der hl. Venantius Fortunatus, Bischof 393
Die hl. Rita von Cascia 412
Der hl. Johann von Kanti 496
Die hl. Ursula und ihre Gefährtinen, Jungfrauen und Märtyrinen . . . 589
Der hl. Alphonsus Rodriguez, Jesuit, 684
Der sel. Petrus Canisius, Jesuit . . 788
Der hl. Wilfrid, Bischof von York in England 882
Der hl. Andreas, Apostel 974
Der Tod der hl. Elisabeth . . . 1015

Feste des Herrn, der seligsten Jungfrau und religiöse Gebräuche.

Seite

Das Fest der hl. Dreikönige 7
Das Fest Mariä Reinigung (Lichtmeß) 102
Der englische Gruß 210
Charfreitag 293
Ostern 295
Maria, Maienkönigin 390
Zum Feste Kreuz-Auffindung . . . 405
Christi Himmelfahrt 486
Glückselige Pfingsten 489
Pfingstprozessionen in England . . . 491
Verehrung des kostbaren Blutes des Herrn 581
Mariä Himmelfahrt auf der Insel Sardinien 683
Zum Schutzengelfest 869
Das Rosenkranzgebet auf den Hawaii-Inseln 872
Maria, die Mutter der Armen Seelen im Fegfeuer 966
Die christlichen Leichenzeremonien und ihre Bedeutung 971
Die Adventszeit 1062
Das hochheilige Weihnachtsfest . . 1064
Zum Feste der Immakulata . . . 1067
Das „Santo Bambino" von Ara Coeli 1072
Weihnachten im hohen Norden . . 1074

Abhandlungen.

Die Lebensuhr 5
Die heilige Handschrift Gottes:
Eine kalte Winternacht 9
Der Magnet 107
Die Lilie 213
Der Sauerteig 300
Der Dampf 583
Museum oder Rumpelkammer! Was? (Gegen Sozialismus) 13, 112, 219, 303, 408, 493, 586, 686, 784, 879, 977, 1079
Worin das Seelenheil besteht 17
Nach hundert Jahren 22
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern 24, 123, 229, 322, 424, 498, 598, 696, 790, 892, 990, 1082
Amerikanische Konvertiten 29, 132, 244, 332, 435, 519, 615, 710, 803, 902, 1000, 1092
Deutsche Missionäre in Südamerika 35, 144, 249, 337, 440, 524, 621, 716, 808, 907, 1005, 1097

Seite

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes 42, 130, 241, 330, 432, 516, 613, 708, 801
Glück! (Neujahrsbetrachtung) 50
Die geistliche Kommunion 58, 155, 257, 349, 449, 535, 633
Die Mischehen und ihr verderblicher Einfluß auf das religiöse und soziale Leben 198
Bäume, Blumen und Vögel in des Herrn Leidensgeschichte 207
Die Kleinen Schwestern der Armen 225, 318, 428, 512, 606, 704, 797, 898, 996, 1088
Das Hospiz auf dem St. Gotthard . 505
Zur elfhundertfünfzigjährigen Jubelfeier des hl. Bonifazius . . . 507, 677
Schlimme Zeiten 610
Gedanken für die goldene Jubelfeier des Zentral-Vereins 774
Zur Beherzigung der katholischen Vereine in unserem Lande 777
Blicke in's moderne Weltgetriebe . . . 781
Neid 817
Hypnotismus 821
Das Lesen der Hl. Schrift 877
Gefahren des Theaters 927
Unser Verkehr mit den Verstorbenen . 969
Maria Antoinette 985

Erzählungen und Beispiele.

Ein Ministrant 8
Edle Rache 41
Los von Rom — hin zu Rom! Erzählung aus der Zeit Pius IX., von Fr. Krafft 150, 254, 342, 445
Jesuit und protestantischer Prediger . 165
„Selig, die im Herrn sterben!" . . . 169
„Ich will dahin gehen, wo Jesus ist!" 195
Eine Messe 4000 Meter über dem Meere 202
Die Entsagung des Christen 203
Viele Wege führen nach Rom . . . 284
Geist und Witz des Pfarrers von Ars 291
Alleluja, auf Erden begonnen und im Himmel vollendet 312
Durch Unglück gerettet 348
Ostern in Moskau 353
Das Osterei 355
Gegrüßet seist du, Maria 453
Rief Gott zum Zeugen an und wurde vom Schlage getroffen 497
Das letzte Glas 504

Seite.
König Eduard „als Stationsvorsteher“ 511
Priester und Offizier. Erzählung aus der französischen Revolution, von Er. Krafft 529, 626
Unsere Liebe Frau am See 546
Wie viel Gutes eine Beichte zur Folge hat 552
Die Taschenuhr des Papstes 612
In der Tannenwirthschaft. Von C. Arand . . 643, 737, 834, 929, 1023, 1120
Rosenkönigin 709
Der Geizige. Eine rheinische Sage. Von Er. Krafft 721
„Sie haben meinen Vater beschimpft.“ 726
Die Stunde der Versuchung 731
Ein edles Herz 735
Der richtige Schluß 736
Noth lehrt beten. Erzählung aus den bayerischen Alpen. Von C. Verus 813, 912, 1010
Ein Auftrag an die Gottesmutter . . 820
Geduld im Leiden 827
„Man betrügt uns.“ 828
Papst Pius X. und das Mütterchen . 830
Naturreligion 832
Die Macht des Gebetes 833
Das Bild der schmerzhaften Mutter . 845
Was ein „Ave Maria“ werth ist . . 850
Der alte Gott lebt noch immer 868, 916, 956, 1113
Der Blick auf den Gekreuzigten . . . 871
Gedemüthigte Neider 876
Ein Kind und sein Schutzengel . . . 884
Das Medaillon 888
St. Paphnutius und Flötenspieler . . 891
Eine gute Gewöhnung 939
An einem Sterbebette 963
Das Traurigste beim Sterben und ein Mittel dagegen 965
Priesterhaß 968
Treffliche Antwort 976
Ein Ungläubiger am Sterbebette seiner Mutter 980
Thränen unter dem Kreuze 984
Rede die Wahrheit 995
Was gute Bücher vermögen . . . 1004
Die rechte Todtenklage 1014
Es gibt eine Ewigkeit 1021
Ein edler Zug 1078
Gabe und Gegengabe 1096
„Frieden den Menschen, die guten Willens sind!“ Von Er. Krafft . . 1102
Eile ohne Ziel 1108
Brave Arbeiter 1118

Für die Mitglieder des Hl. Familie Vereines und des Christlichen Mütter-Vereines.

Seite.
Gewöhnung zur Bescheidenheit . . . 16
Die sichersten Mittel zur schlechten Erziehung der Jugend 47
Sei ehrlich 50
Beschämende Predigt durch ein Kind . 61
Der zwölfjährige Jesus 62
Für Eheleute 63
Ein treffliches Wort einer sterbenden Fürstin 64
Das ärmliche Haus der Hl. Familie . 66
Falsche Großmuth 78
Von einer Mutter für die Mutter . . 94
Christ auch in den Geschäften . . . 101
Pius X. und das Schulkind von Peschiera 111
Ein origineller Trost 137
Höher hinaus! 159
Was Frau Milden in der Kirche gethan 162
Ein Zug aus dem Leben Kolpings . . 164
Entweder — oder 190
Unser einziges Kind 261
Die Mutter des Präsidenten der französischen Republik 265
Bilde das Gewissen des Kindes . . . 266
Die Kreuzesgesellschaft auf Golgatha . 267
Arbeit schändet nicht 299
Wie man eine treue Dienstmagd ehrt 352
Modekatholiken 357
Die Eitelkeit der Kinder 359
Nach der Predigt 395
Die Kraft des Weihwassers 404
Wenig und viel 434
Der schönste Tag im Leben 455
Etwas für das Herz auf Pfingsten . . 485
Das Gebet eines Vaters 488
Das letzte Glas 504
Was ein frommes Kind vermag . . . 538
Honig und Schmetterling 541
Wohlthätigkeit 343
Wie man den Kindern die Religion verhaßt macht 545
Vom Uebelnehmen 547
Antworten auf vorlaute Fragen . . . 549
Wie ein katholischer Mann stirbt . . . 554
Gottesdienst und Vergnügungen an Sonn- und Feiertagen 556
Warnung vor „gelben“ Blättern . . . 579
Empfindsamkeit 591
Traurig aber wahr 632
Ordnungsliebe 639

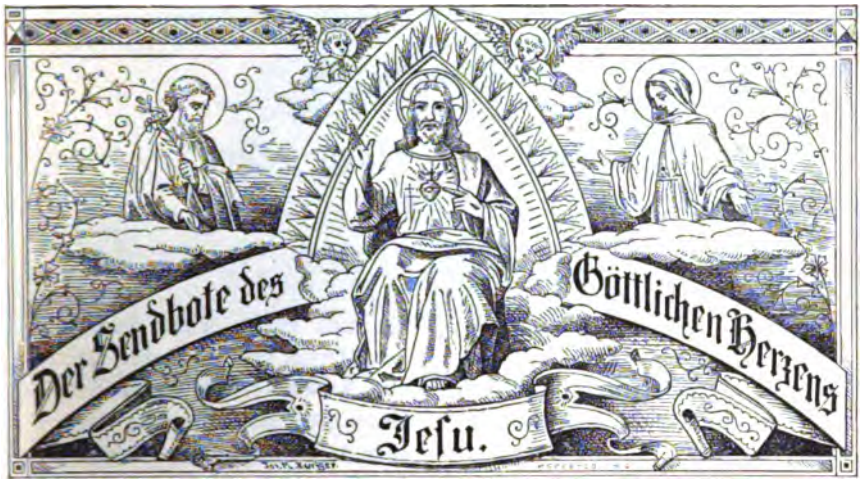
Seite.

Ein Opfer der gottlosen Schule . . . 640
Die weibliche Mode vom religiösen Standpunkte 641
Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert 689
Die Berufswahl der Kinder 727
Vom Lügen der Kinder 732
Wehe dem, der sich gegen seine Eltern versündigt 733
Charakterstärke 766
Die bösen Männer 783
Vor dem Muttergottesbilde 816
Ein Fehler, vor dem sich die Eltern hüten sollen 825
Zucht der Rede in der Werkstatt . . . 831
Eine sehr gefährliche Kinderkrankheit . 906
Weise Lehren eines Bürgers an seinen Sohn 1060
Die Arbeit mit Gott und für Gott 1065
Die Sozialisten und Religion . . . 1115
Allzu praktisch 1116

Vermischtes.

Eine persönliche Bitte des „Sendbote“ 1
Miszellen, 2, 3, 12, 19, 34, 50, 65, 98, 99, 119, 121, 129, 143, 154, 163, 174, 175, 187, 206, 216, 218, 224, 240, 253, 256, 264, 286, 291, 326, 329, 331, 336, 358, 360, 364, 386, 388, 392, 404, 407, 411, 418, 423, 434, 439, 444, 448, 452, 458, 464, 476, 482, 485, 488, 495, 515, 518, 534, 538, 540, 545, 548, 549, 551, 552, 554, 560, 572, 574, 597, 605, 609, 612, 614, 620, 625, 632, 642, 647, 668, 670, 675, 682, 695, 703, 707, 720, 726, 732, 764, 773, 776, 780, 783, 787, 794, 800, 802, 807, 812, 816, 829, 831, 833, 846, 850, 862, 866, 871, 876, 887, 897, 901, 911, 916, 926, 943, 944, 956, 963, 968, 973, 976, 984, 989, 995, 1009, 1033, 1054, 1063, 1071, 1081, 1091, 1101, 1115
Der hochwst. Erzbischof Heinrich Moeller, D. D. 73
Empfehlungen des „Sendbote“ 77, 174, 364, 559
Eine sympathische Schilderung Papst Pius X. 308, 715
Religion und Politik 313
Die Hermanns-Söhne 317
Vom Büchertisch 69, 744, 842, 935, 1030, 1128
Die Freimaurerwirthschaft in Frankreich 48, 675, 695
Rundschau 79, 176, 272, 365, 465, 561, 657, 755, 851, 1038, 1131
Was zeugt die Weltgeschichte für Christus 92
Die katholische Presse 98
Dowie und seine neue Religion . . . 109
Die Marianische Ausstellung in Rom 117
Die Lage der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten 120
Die Lage der Orden auf den Philippinen 122
Der Neujahrsgruß der Mission von Süd-Schantung 138, 235
Lob für katholische Pfarrschulen . . . 197
Die Schwestern des Papstes 206
Mahnung an Arbeiter 212
Die Heilsarmee und ihre Lehren . . . 222
Erklärung der Dekorationen in der St. Johannes Kirche in Covington, Kentucky 309, 419
Interessanter Brief des hochw. Paul J. Volk 327
Die eherne Schlange in der Wüste — ein Sinnbild Christi 361
Altes und Neues aus St. Augustine, Florida 396
Altes und Neues aus Florida . 592, 690
Aufruf des D. R. K. Zentral-Vereins 411, 637
Orate Fratres 459
Der zweifache Kampf um die menschliche Seele 550
Der hochwst. Erzbischof von St. Paul über die Schulfrage in unserm Lande 553
Die katholischen Unterstützungs-Vereine und die Sozialisten 555
Enzyklika des Hl. Vaters über den Unterricht in der christlichen Lehre . 648, 746
Ehrung katholischer Klosterfrauen durch Anglikaner 707
Turnerweisheit 729
Katholische Katholikenfeinde 771
Die katholische Kirche in Norwegen . . 795
Die ewige Messe 824
Der Vatikan 885
Die goldene Jubelfeier des D. R. K. Zentral-Vereins 917
Der katholische Gesellenverein im Jahre 1904 981
Beschlüsse der 50. General-Versammlung des Zentral-Vereins 1018
Christliche Neujahrsklänge von E. Berus 1109
Zufriedensein — Glücklichsein . . . 1114
Moralischer Einfluß des Christenthums 1117
Welche Opfer bringst du für deinen Glauben 1119
Seid mildthätig gegen die Armen . 1144

Jeſus und die Samariterin.



Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1904.)

Heft 1. **32. Jahrgang.** **1905.**

Eine persönliche Bitte des „Sendbote".

Das kostbarste Gut unserer katholischen Religion ist unser göttlicher Heiland, Jesus Christus, im allerheiligsten Altarssakrament, das gleichsam die Erde mit dem Himmel verbindet. Jede Kirche, noch so klein und unansehnlich, wo das Lämpchen still flammend glüht, ist der Ort, wo diese innige Vereinigung des Irdischen mit dem Himmlischen sich vollzieht und wohin deshalb das Herz des frommen Christen sich sehnt. Da unser Gemüth so leer und unsere Gedanken so flatterhaft in dem Weltlichen vertieft sind, deshalb brauchen wir Anleitung, um den verborgenen Heiland mit würdigen Worten und Herzensergüssen zu begrüßen und zu verehren. Hauptsächlich sollten alle eifrigen Verehrer des hlsten Herzens Jesu es als Lieblingsaufgabe betrachten, ihren Heilande gerne und würdig zu besuchen. Zu diesem Zwecke haben wir für alle **vorausbezahlenden** Abonnenten des „Sendbote" ein geeignetes Hilfsmittel herstellen lassen:

Die heilige Stunde.

Dieses hübsche Buch von 30 Anbetungsstunden (864 Seiten stark), verfaßt von dem wohlbekannten Schriftsteller P. Philibert Seeböck, O. F. M., werden wir allen unseren treuen Freunden als Prämie für 1905 darbieten. Innigster Dank sei allen Freunden hiermit ausgesprochen, verbunden mit der dringenden Bitte, selbst durch baldige Vorausbezahlung des 32. Jahrganges des „Sendbote" das Buch sich zu verschaffen und uns viele neue Abonnenten durch Empfehlung zuzusichern. Das gütige Herz Jesu wird es sicherlich reichlich vergelten.

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

9839
1907

(Für den „Sendbote.“)

Glück auf zum neuen Jahre.

Von P. Saget.

Das alte Jahr ist hingeschwunden
Mit seinem wechselreichen Loos,
Und mit der Hoffnung Kranz umwunden,
Steigt aus der Zukunft dunklem Schooß
Empor im ros'gen Dämmerscheine
Die neue uns geschenkte Zeit,
Und bringet Jedem nun das Seine
Im weiten, farbenbunten Kleid.

Was wird es sein, was wir empfangen?
Beut es uns Lust und Fröhlichkeit?
Erfüllt es unser Herz mit Bangen,
Mit Kummer, Sorgen, Schmerz und Leid?
Auf Aller Lippen schwebt die Frage,
Doch lösen sie nicht einer kann;
Drum Jeder nur das Eine sage:
Getrost mit Gott die Bahn voran!

Es ziemt dem wackeren Geschlechte,
Das Christi hehren Namen trägt,
Daß es — getreu der Pflicht, dem Rechte —
Sich stets zum Wohle Aller regt;
Daß es, in Eintracht eng verbunden,
Im neuen Jahr das Beste thut,
Um in den flügelschnellen Stunden
Zu sichern sich des Glückes Gut!

Die neue Zeit, sie ist zum Streben,
Zum Wirken und zum frohen Thun,
Uns Allen wiederum gegeben,
Drum lasset uns nicht müßig ruh'n;
Nein, streu'n die Saat in's Land der Tage,
Damit sie reiche Früchte bringt,
Und einst ihr Kranz des Richters Wage
Zu unserm ew'gen Heil umschlingt!

Prosit Neujahr! So laßt's denn schallen
Mit frohem Ruf aus Herzensgrund;
Laßt überall es widerhallen,
Was gibt das alte Sprüchwort kund;
Ein Jeder auf des Lebens Wegen
Ist selber seines Glückes Schmied,
Dem treuen Schaffen und Sichregen
Das Beste in der Welt erblüht!

Mit Gott, dem Herrn, der unf're Stärke,
Der Wollen und Vollbringen lenkt,
Laßt emsig schaffen uns am Werke,
Damit er seinen Segen schenkt!
Wie in der frommen Väter Zeiten,
So auch im neubegrüßten Jahr,
Laßt uns mit Muth und Ausdau'r streiten
Für das was edel, schön und wahr!

Neujahrs-Sprüchlein.

Ein frommer Familienvater pflegte, sobald er am Morgen eines neuen Jahres in den Kreis der Familie trat, seine Lieben mit dem Sprüchlein zu begrüßen:

„Mit Jesus angefangen,
Mit Jesus fortgegangen,
Dann kehrt gewiß der Segen bei uns ein,
Und niemals darf um Trost uns bange sein!“

General-Intention für den Monat Januar 1905.*)

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Die gute Presse.

Mittels der Presse wird der moralische Zustand des Menschen gehoben und gestärkt. „Die gute Presse," sagte Leo XIII., „ist eine andauernde Mission für eine Gemeinde." Der böse Feind kennt nur zu gut den großen Einfluß, den die Presse ausübt auf den Menschen, und ist deshalb unaufhörlich bemüht durch die Verbreitung schlechter Bücher und Zeitschriften, Irrthum und Unsittlichkeit in Geist und Herz des Menschen zu pflanzen, um so Unheil und Verderben zu verursachen.

Was sollen wir da thun? Wir sollen 1) so viel an uns liegt, schlechte Zeitschriften und Lektüre auszurotten suchen, wo immer wir können, und die Ausbreitung derselben verhindern; 2) wir sollen die katholische Presse unterstützen: entweder in eigener Person durch Sammlung von Abonnenten, oder mittels Geld zur Herausgabe neuer, guter, erbaulicher Schriften, oder indem man den Armen und Bedürftigen durch Bezahlung das Lesen solcher guter Schriften ermöglicht u. s. w., oder durch ein gutes Wort und Aufforderung zur Verbreitung solcher Schriften neue Abonnenten gewinnt, oder durch Loben guter Schriften oder Vertheidigung derselben u. s. w. mithilft zur Ausbreitung derselben, und auch durch Gebet zu Gott um stete Verbreitung guter Schriften.

Die General-Intention für den Monat Februar wird sein: Katechismusunterricht.

— Isidor von Pelusium († um 449) sagt: „Wie der Geschmack nothwendig ist zur Unterscheidung der Speisen; so ist es die Klugheit zum Unterscheiden, was Gutes oder Schlimmes dem Menschen zustoßen kann."

— Ein italienisches Sprichwort sagt: „Tugend ohne Klugheit ist eine Schönheit ohne Augen." — Damit will gesagt werden, daß Klugheit jede Tugend begleiten müsse.

---

*) Für unsere neuen Abonnenten möchten wir die Bemerkung machen, daß die Kopfleisten von dem Herrn Maler A. Biester in Cincinnati, O., herrühren und den Wandfries der St. Johannes Kirche in Covington, Ky, bilden.

Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat.

Januar.

Unterricht über die Verehrung des hlsten Herzens Jesu.

Die Andacht zum hlst. Herzen Jesu besteht nicht einfach darin, daß man blos ein Bild dieses hlst. Herzens vor Augen habe, bei dessen äußerlichen Verehrung sich aufhalte und gar nur ein körperliches Herz verehre, sondern daß man den Geist und die Gedanken zum Mensch gewordenen Sohne Gottes, zu Jesus Christus selbst, erhebe und bei sich betrachte, was der göttliche Erlöser aus freiwilligem Antriebe seines Herzens gethan und gelitten habe, und was er noch täglich im hlst. Sakramente des Altars für uns thut und leidet. Durch die Andacht will die heilige Kirche den Gläubigen die heiligsten Anmuthungen, Begierden und Bewegungen seines Herzens deutlich offenbaren, durch welche er seinen himmlischen Vater geehrt, die Gläubigen geheiligt und sich selbst den Menschen als das vollkommenste Muster der höchsten Heiligkeit vorgestellt hat. Diese Herzensregungen Jesu Christi sind ein brennender Eifer für die Ehre seines Vaters, eine unermessene Liebe zu den Menschen, die tiefste Demuth und Erniedrigung, eine unüberwindliche Geduld, eine gänzliche Aufopferung und Hingabe seiner selbst in den Willen des Vaters, eine ewige Anbetung, Danksagung und Lob der höchsten Majestät Gottes u. s. w. Alle diese Regungen und Anmuthungen waren in dem hlst. Herzen Jesu schon im ersten Augenblicke seiner Menschwerdung, belebten sein Herz bis zum letzten Augenblicke am Kreuze, und beleben sein Herz im hlst. Sakramente bis an das Ende der Welt, sowie sie es die ganze Ewigkeit hindurch beleben werden. Ist die gottmenschliche Person Christi anbetungswürdig, dann ist es ohne Zweifel auch sein Herz. Da wir das Blut Christi als den unendlich werthvollen Preis unserer Erlösung verehren und anbeten, wie sehr müssen wir dann nicht jenes Herz verehren und anbeten, welches der Sammelplatz und die Quelle jenes kostbaren Blutes gewesen ist.

Die Menschen werden zur Kenntniß und Liebe unsichtbarer Dinge am meisten durch sichtbare Vorstellungen bewogen; deshalb hat der göttliche Heiland seiner Dienerin, der sel. Maria Magdalena Alacoque († 1690) befohlen, seine unermessene Liebe zu den Menschen unter dem Bildnisse eines Herzens vorzustellen, das mit Feuer und Flammen umgeben sei, die offene Herzenswunde und ringsum die Dornenkrone sammt einem oben auf dem Herzen befindlichen Krone trage. „Diese Werkzeuge meines Leidens," sagt er zu ihr, „zeigen an, daß die unermessene Liebe, die ich

zu den Menschen getragen, die Ursache waren meiner erduldeten Schmerzen und Bedrängnisse, sowie auch der großen Schmach und Beschimpfung, die ich im Sakramente des Altars von jener Zeit an leiden muß und bis an das Ende der Welt leiden werde. Ich will, daß die Menschen mich vollkommen lieben, und deshalb bin ich gesinnt, ihnen mein Herz vor Augen zu stellen, und alle Schätze meiner Liebe und Barmherzigkeit zu eröffnen, auf daß alle diejenigen, welche dieses Herz verehren wollen, von dessen Reichthümern sich anfüllen. Ich verlange, daß dieses sichtbare Sinnbild meiner Liebe den Menschen öffentlich vorgestellt werde, damit durch dessen Anblick ihr unempfindliches Herz erweicht und ihr kaltes Gemüth mit meiner Liebe erfüllt werde."

Wir wollen also in Jesu Christi das hlst. Herz ansehen und verehren, als den Sitz aller heiligen Begierden und Anmuthungen, als den Ursprung aller unendlich großen Tugenden, als die Schatzkammer aller Gnaden, als das Werkzeug unseres Heiles und als das vollkommenste Vorbild aller Herzen.

Die Lebensuhr.

(Auch eine Neujahrsbetrachtung.)

Das Leben des Menschen gleicht einem Uhrwerk, welches der liebe Gott aufzieht, und das dann langsam abläuft. Mit dem Glockenschlage zwölf setzt der Zeiger sich in Bewegung und rückt unaufhaltsam vorwärts, Stunde um Stunde, bis der Lauf vollendet ist. Bei den wenigsten Menschen macht er seinen vollen Rundgang; oft stockt der Zeiger plötzlich, wenn er die Bahn nur zum Theil zurückgelegt hat, denn die kleinste Störung im Uhrwerk kann den Stillstand herbeiführen, und „Niemand weiß den Tag noch die Stunde".

Unsere menschliche Lebensuhr führt uns in beherzigenswerther Weise die verschiedenen Episoden unseres Daseins, von der Wiege bis zum Grabe, vor Augen.

Erste Stunde: der Zeiger hat sich eben in Bewegung gesetzt; der kleine Weltbürger kündet auf dem Schooße der Wärterin mit Schreien sein Dasein an, und die junge Mutter hat ihre helle Freude an dem prächtigen Knaben, dessen große Augen ahnungslos das Licht der Welt begrüßen. „Ihm ruhen noch im Zeitenschooße die schwarzen und die heitern Loose."

Zweite Stunde: sorglos tummelt sich das Kind auf der sonnigen Wiese, Blumen pflückend und bunte Falter erhaschend; es kennt noch nichts von den Sorgen und Mühen des Lebens; Alles ist ihm Glanz und Wonne, Licht und Sonne; von treuer Elternliebe behütet, lebt es fröhlich in den Tag hinein, jauchzend und spielend.

Dritte Stunde: der Knabe muß zur Schule, der Ernst beginnt. Die Unbefangenheit der ersten Jahre tritt vor bestimmten Regeln und Anfor-

berungen zurück; das Kind muß lernen gehorchen, sich fügen, es muß viel Wissen in das kleine Köpfchen pfropfen, um dereinst seine Stelle im Leben auszufüllen und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein zu können. Der poetische Hauch der Kindheit tritt mehr und mehr zurück, um dem Ernste Platz zu machen.

Vierte Stunde: der junge Mann ist aus der Schule entlassen und sitzt von früh bis spät in dem Kontor eines Kaufmannes, wo er beim Soll und Haben die erworbenen Kenntnisse verwerthen muß. Der Lehrling muß fleißig rechnen und schreiben, denn der Prinzipal ist ein gar strenger Herr, der auf die größte Pünktlichkeit sieht und jede Nachlässigkeit unnachsichtlich rügt; das Leben wird immer prosaischer und trockener, die Pflichten mehren sich.

Fünfte Stunde: im rosigen Schimmer lacht den jungen Mann die Welt an; noch einmal flackert jener Glücksstrahl auf, der die Kindheit verschönte, aber diesmal ist es kein unbewußtes Glück, es ist das Bewußtsein, ein Wesen gefunden zu haben, mit welchem er sich im Denken und Wollen eins fühlt und von dem er hofft, daß es sein Schicksal für die ganze Lebenszeit mit dem seinigen vereinigen möge. „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, der ersten Liebe goldene Zeit!"

Die sechste und siebente Stunde führen uns den Mann als glücklichen Familienvater im Kreise der Seinigen vor, sei es, daß er mit ihnen hinauspilgert in Gottes schöne Natur, sei es, daß er daheim im trauten Zimmer, umringt von Frau und Kindern, harmlos plaudert oder aus einem Buche vorliest, während die achte Stunde uns den Ernst und die Bitterkeit des Lebens in ihrer ganzen Größe vorführt. Der Mann muß vor Gericht erscheinen; vielleicht hat ein unbedachtes Wort, vielleicht der Schurkenstreich eines Anderen ihn auf die Anklagebank gebracht, und der gestrenge Richter wägt genau nach dem Buchstaben des Gesetzes ab.

Die folgenden drei Stunden führen uns den Mann in seiner letzten Lebenszeit, hinfällig und schwach vor Augen. Die glühenden Hoffnungen des Jünglings sind dahin, die kühnen Vorsätze des Mannes haben einer gewissen Resignation Platz gemacht; das Haar ist gebleicht und der Mund zahnlos; müde sitzt der Greis im Lehnstuhl seiner Gattin gegenüber, die auch zur Matrone geworden. Die einstmals frischen, rosigen Wangen sind voller Runzeln, und Zeit und Sorgen, Schmerz und Kummer haben tiefe Furchen in die Stirn gegraben. Bald reißt der unerbittliche Tod die theure und treue Lebensgefährtin von der Seite des zur Ruine gewordenen Erdenpilgers, und umflorten Auges wankt er an ihr Grab, um ein „Vater unser" für die Seelenruhe der Mutter seiner Kinder, der braven Frau, zu beten, die Freud' und Leid hienieden mit ihm getheilt. Dann sinkt er selbst auf's Sterbelager, gepflegt von treuer Kindesliebe, dem lieben Gott seine arme Seele empfehlend.

In der zwölften Stunde aber ist das Uhrwerk abgelaufen; der müde Pilger hat Ruhe; mit dem letzten Athemzuge hat er seine Seele, sein unsterbliches Ich, in die Hand des Schöpfers zurückgegeben, und die Thränen seiner Hinterbliebenen fallen in stummem Schmerze auf die irdische Hülle hernieder, die bald zu Staub und Asche wird.

Das Fest der hl. Dreikönige.

An diesem Feste sehen wir an der Krippe des Heilandes nicht mehr blos seine arme Mutter, die bescheidene Jungfrau Maria, und den armen hl. Joseph, den Zimmermann, seinen Nährvater, sowie die armen Hirten Bethlehems — nein, wir erblicken diesmal drei vornehme, weise Männer, die sich vor dem Kinde in der Krippe niederwerfen, um es anzubeten, und die ihm kostbare Geschenke, Gold, Weihrauch und Myrrhen, opfern. Der Stern, der sie wunderbar hierhergeleitet, steht über dem Stalle und lenkt durch sein strahlendes Licht auch unser geistiges Auge dem Geheimnisse zu, welches sich im Stalle vollzieht.

Von den hl. drei Königen können wir nämlich viel lernen. Ich will aber den Lesern nur drei Tugenden angeben, in denen uns dieselben Vorbild sind. Sie bieten uns ein schönes, erhabenes Bild des kindlichen, unerschütterlichen Glaubens, wahrer demüthigen Frömmigkeit und opferwilliger Hingabe an den göttlichen Heiland.

Ihr Glaube zeigt sich darin, daß sie lange Jahre forschten nach der Ankunft des Herrn, daß es ihnen also darum zu thun war, den wahren Glauben zu finden. Sie benutzten dazu alle Mittel, die ihnen als Heiden zu Gebote standen, ihre Talente, ihre Studien, die Sternkunde. Sobald ihnen aber die Kunde vom Kinde zu Bethlehem zu Theil geworden, brachen sie auf, dem Sterne zu folgen. Sie zögerten nicht, sondern entschlossen sich rasch, indem sie alle Zweifel niederschlugen. Dann folgten sie dem Stern in weite Gegenden, sie ließen sich durch keine Mühen abschrecken, nicht einmal durch das Verschwinden des Sternes. Und als sie endlich glücklich das Kind fanden, da warfen sie sich nieder vor ihm und beteten es an als Gott, obschon das Kind äußerlich nichts Göttliches zeigte, ja sogar in tiefster Armuth und in tiefstem Elend balag.

Es sind Könige und Weise, die an Jesus glauben und kindlich, ohne Zweifel, glauben. Damit ist widerlegt der Wahn unserer Zeit, als sei der Glaube an Jesus nur gut für das niedrige, unwissende Volk. Ja, das niedrige, unwissende Volk war vom Heiland ausersehen zur Ehre, zuerst an der Krippe des Gottmenschen beten zu dürfen, — aber nach ihm wurden auch die Könige berufen durch einen wunderbaren Stern. Wer des Herrn Berufung nicht folgt, thut das größte Unrecht und fügt sich selbst das größte Unglück zu.

Die hl. drei Könige, einmal vom Lichte des Glaubens erleuchtet, knieen in ungeheuchelter demüthiger Frömmigkeit, anbetend vor dem neugeborenen Gotteskinde. Sie haben den Glauben nicht nur im Herzen, nein, sie bringen sofort die Früchte des Glaubens in der That. Sie beten an, sie knieen vor

dem Gottmenſchen und ſie thun dies vor aller Welt. Ihre Frömmigkeit iſt eine demüthige, aber ſie ſehen in der Frömmigkeit keine Verdemüthigung, deshalb bekennen ſie offen ihren Glauben und ihre Frömmigkeit. Welch' ein erhabenes Beiſpiel wieder für diejenigen Chriſten, die zwar glauben, aber nicht nach dem Glauben leben und nicht beten, oder wenigſtens nicht öffentlich vor Andern zeigen wollen, daß ſie glauben und beten, die deshalb nicht die Kirche beſuchen oder in der Kirche ſich ſo betragen, als erwieſen ſie Gott und der Kirche noch eine Gnade damit, daß ſie erſchienen ſind. Welch' ein Beiſpiel für diejenigen, welche das Beten und Kirchengehen wieder am liebſten den Frauen, Kindern und dem „Pöbel" überlaſſen möchten! Seien wir fromm und demüthig und erblicken wir wie die hl. Könige eine Ehre darin, vor dem Antlitz Chriſti weilen zu dürfen.

Aber auch die Frömmigkeit der hl. drei Könige iſt eine fruchtbare, im Werke ſich zeigende Frömmigkeit. Sie bringen Opfer, reiche Opfer als Huldigung und zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter das Königthum Jeſu Chriſti. Sie opfern Gold, um dem Kinde zu zeigen, daß ſie es lieben wollen, Weihrauch, weil ſie ihm dienen in Ehrfurcht und Anbetung, Myrrhen, weil ſie auch für dasſelbe leiden wollen. Der Dienſt Gottes — und das iſt ja auch die wahre Frömmigkeit — erfordert Opfer. Der Wille Gottes, d. h. das Geſetz Jeſu Chriſti, iſt ſchwer für die verdorbene menſchliche Natur, wir können es nicht erfüllen, ohne uns ſelbſt zu entſagen, ohne uns ſelbſt zu überwinden, ohne Kreuz und Leid zu tragen. Darin ſind uns die hl. drei Könige wieder Vorbild, daß uns im Dienſte Gottes nichts zu ſchwer fallen darf, daß wir freudig die Bürde auf uns nehmen, welche die Gebote Gottes uns auferlegen. Dies Joch iſt ſüß und dieſe Bürde iſt leicht, denn wir tragen ſie für dieſes holde, liebe Kind, das in der Krippe unendlich mehr leidet als wir — und zwar für uns.

Ein Miniſtrant

wurde einſt zum Biſchof, einem überaus guten, freundlichen Herrn, gerufen. Da bekam der Knabe aber große Angſt, wie er ſich ſtellen und was er ſagen ſollte. Sorgſam, ſehr ſorgſam putzte er Kleider und Schuhe und gab auf dem Weg acht, daß er die Schuhe ja nicht beſchmutzte. Der hohe Herr empfing dann auch das Büblein ſehr gut, ſchaute zuletzt auf ſeine ſauberen Schuhe und ſagte: „Aber mein liebes Büblein, wie haſt Du ſo ſaubere Schuhe hierher bringen können bei dieſem naſſen Wetter?" — „Ja, Herr Biſchof, ich habe mich halt ſchön in Acht genommen auf dem Wege." — „Aber dieſen Morgen haſt Du doch ganz beſchmutzte Schuhe an den Altar gebracht." — „Ja, ich wußte nicht, daß Sie zugegen ſeien, ſonſt hätte ich ſie ſchon vorher geputzt." — „Aber weißt Du nicht, daß Du bei der hl. Meſſe vor einem viel höheren Herrn ſtandeſt, als ich es bin, vor dem lieben Gott und unter tauſend Engel, warum haſt Du da nicht ſaubere Schuhe gehabt?" — Der Knabe fing an zu weinen, aber von da an kam er ſtets mit ſauberen Schuhen, ſauberen Händen, gewaſchen und gekämmt zu dem Altare.

Die heilige Handschrift Gottes.

Von Eduard Vogt, Pfarrer.

Eine kalte Winternacht.

Sinnliche Betrachtung.

Die weite Ebene ist mit tiefem Schnee bedeckt. Wie ein riesiges Leichentuch, weiß und todt, haben die Schneemassen die Erde ringsum eingehüllt. Aschgrau ist auch der Himmel; wohl schimmert hier und da am düsteren Firmament ein Sternchen, aber so matt und trübe, so furchtsam und zitternd schaut es hinter den schnelltreibenden Schneewolken hervor, als fürchte es sich vor dem scharfen Nordwind, der eine eisige Kälte vor sich herjagt. Häuser und Hütten sind bis an's Dach hinauf eingeschneit, nur die russig-schwarzen Schornsteine, aus welchen zeitweilig dunkler Qualm emporsteigt, heben sich grell ab von der weißen Schneedecke. — Lange Eiszapfen hängen wie ein hundertfaches, scharfgeschliffenes Damoklesschwert drohend von der schadhaften Dachrinne und dem Giebel herab. Einen ähnlich traurigen Anblick bieten die Bäume in den Gärten und auf der Landstraße: sie strecken ihre langen, dürren, in nächtlicher Winterkälte erstarrten Aeste und Zweige wie flehend ausgebreitete Hände zum Nachthimmel hinauf. Hin und wieder huscht ein dunkler Schatten über die einsame Schneefläche, es ist ein wildes Kaninchen oder ein Wiesel, das eine geschützte Lagerstätte sucht. Dies Alles kann man nur undeutlich erkennen bei dem matten Lichte, das von der rauhen Schneekruste spärlich zurückgestrahlt wird.

Es ist eine halbdunkle, traurige Winternacht. Die Kälte hat einen so hohen Grad erreicht, daß die Rinde an den Bäumen krachend auseinanderklafft und der Schnee unter dem Fuße des Menschen knirscht.

Scharfe Krystalle hängen an Baum und Strauch, und selbst die Glasfenster der menschlichen Wohnungen sind mit einer phantastisch verschlungenen Eiskruste überzogen, welche jeden Blick von Innen nach außen und umgekehrt verhindert; das sind die bekannten Eisblumen, die der strenge Winter auf die Fenster malt. Wenn ein Windstoß durch die kalte Nacht dahinbraust, so klingt es eigenthümlich in den mit tausend krystallenen Nadeln behangenen Waldbäumen, sie ächzen und stöhnen, als wollten sie zusammenbrechen unter der Last des Schnees. Das ist der Todtengesang der Natur, die unter den Fesseln des Winters schmachtet.

Alles Leben und Wachsthum, alle Freude und Farbenpracht ist erloschen, die Singvögel sind weit weggeflogen, die muntere Insektenwelt liegt in tiefem

Winterschlaf, die Thiere des Feldes treibt nur der Hunger aus ihren Verstecken hervor, selbst das sonst so bewegsame Wasser im Bach und See ist steif geworden, zusammengeronnen zu einem großen Eishaufen. Der Mensch ist nicht im Stande bei Tage, geschweige zur Nachtzeit sich in's Freie zu wagen, er ist auf sein enges Heim beschränkt. Und treibt auch ihn manchmal die Noth oder ein wichtiges Geschäft hinaus, dann muß er seine Hände und Füße warm einwickeln, muß auf Kopf und Körper eine Menge Kleider und Pelzwerk packen, daß man vermeint, er müsse ersticken unter der Last der Tücher und Bandagen.

Mitunter, sobald bei kalter Winternacht hoch im Norden die Strahlen des Polarlichtes in bunter Farbenpracht über den Horizont springen, will es scheinen, als ob es Tag und Licht werden wollte. Eis und Schnee bekommen dann ein warmes, lebhaftes Farbenspiel, es glitzert und gleitet ein kurzes Leben über die eintönige Schneefläche — aber bald ist es wieder kalt und todt und nächtlich finster geworden. Anstatt der so sehnsüchtig erwarteten Erlösung aus den eisigen Fesseln des bösen Winters kommt ein dichter Schneeflockenschauer und hüllt Alles wieder in tiefes Schweigen ein.

Uebernatürliche Betrachtung.

Die heilige Handschrift Gottes hat überall, im Norden und Süden, im Winter und Sommer, ihre Inschriften und Räthsel, ihre Licht- und Schattenbilder niedergelegt. Die richtige Deutung derselben führt uns mehr oder weniger zum göttlichen Schöpfer selber hin; die natürlichen Dinge sind Wegweiser zum Himmel, freilich die Aufschrift auf diesen Wegweisern ist oft so räthselhaft und undeutlich, daß wir sie nur im Lichte der göttlichen Offenbarung entziffern können. Nun, was predigt uns der rauhe Winter, die kalte Winternacht? Sie zeigt uns das schauerlich-kalte, frostige Bild des Heidenthums oder auch des Unglaubens und der Sünde überhaupt.

Heidenthum, Unglauben und Sünde sind ja im Grunde genommen nichts anders als Abwendung der Seele von Gott. Ueber die heidnische, ungläubige Welt treiben die dunklen Wolken des unsinnigsten Aberglaubens, dort rast brutale Rohheit, und wilde Leidenschaft. Eiskalte Falschheit, gefühllose Habsucht und gemeine Heuchelei halten Geist und Körper, soziale und politische Verhältnisse starr umfangen. Grobe sittliche Verkommenheit liegt wie ein riesiges Leichentuch auf dem ganzen Heidenthum. Aschgrau, wie der Winterhimmel, ist der sogenannte Götterhimmel der alten und neuen Heiden, ohne jeglichen Lichtblick der echten Tugend und überirdischen Hoheit. Denn die Götter der Griechen und Römer, und noch früher die Gottheiten der Assyrier und Babylonier sind nichts anders als ein häßlicher Reflex der menschlichen Lasterhaftigkeit, Zerfahrenheit und Leidenschaftlichkeit. Wie der Herr, so der Knecht, oder vielmehr umgekehrt: so schlecht wie die Knechte, die Menschen waren, ebenso schlecht dachte man sich auch die vermeintlichen Götter im heidnischen Himmel. Mord, Rachsucht, Herrschsucht, Unzucht, Habgier, Neid, Streit, Unmäßigkeit u. dgl. sind auch im Götterhimmel an der Tagesordnung.

Also aschgrau und trübe ist der heidnische Himmel, voll behangen mit

dunklen Wolkenschleiern. Und wenn hie und da ein alter Philosoph wie ein Stern aus der allgemeinen Lasterhaftigkeit mit reineren Gottesanschauungen hervortritt, so geschieht dies auch so furchtsam und unbestimmt, daß der Gang der Zeit sie bald wieder überschattet und zu Boden wirft. Die leidenschaftliche Willkür der zur Gottheit erhobenen Herrscher hängt wie ein tausendfaches Damoklesschwert fortwährend über den Häuptern und Hütten der Untergebenen. Das heißt, die Niedriggeborenen sind die willenlosen Sklaven der Reichen und Mächtigen, welche über das kleinste Vergehen sogleich Tod und Verderben verhängen. Nicht zu verwundern ist es daher, wenn das niedrige Volk drohend seine dürren Arme zum Himmel, zum Throne der Könige emporstreckt,wenn das geknechtete Sklavenheer die Tyrannei abzuschütteln sucht, wenn man die grausamen Mißhandlungen mit blutigen Empörungen beantwortet. In der That, die Geschichte bezeugt es, so oft ein unzufriedener Windstoß durch die heidnischen Volksmassen dahinfährt, dann beginnt es an allen Ecken und Enden des Landes zu gähren, zu stöhnen: ein eigenthümliches Klingen und Sehnen nach Freiheit macht sich bemerklich, die Ketten rasseln, die Schwerter klirren, ein dumpfer Verzweiflungsschrei ertönt durch's Land. Das ist das Elend des Heidenthums, worunter Geist und Körper schmachten.

Während das Christenthum den allerheiligsten Gott als oberstes und ewiges Wesen hinstellt, Alles auf ihn bezieht und zu ihm hinzieht — ist es das Bestreben des Heidenthums, sowie des modernen Unglaubens, Alles von dem einen Gott wegzuziehen und der unbeschränkten Sinnlichkeit zuzuführen. Dadurch geht die Einheit und Heiligkeit verloren, die Zerrissenheit und Zügellosigkeit übernimmt den Kommandostab. Natürlich geht's jetzt wirr und bunt durcheinander: Jeder ist jetzt frei, er ist frei vom göttlichen Gesetz, frei von Verantwortung Gott gegenüber; jede Religion ist jetzt gut, oder besser gesagt „Privatsache" und „Nebensache" — der Staat ist jetzt der „präsente, omnipotente Gott", wie Hegel lehrt. — Der Staat ist nichts, muß bekämpft und vernichtet werden, ich bin selbst mein eigener Gott, so behauptet auf der andern Seite die Sozialdemokratie, der Nihilismus u. s. w.

So geht es wirr durcheinander, kreuz und quer, ohne Einigkeit und Gesetzmäßigkeit, weil eben die feste Grundlage der Einheit, Gott, verleugnet wird. Auf diese Weise malt der Unglaube groteske (unnatürliche), phantastisch verschlungene Vorstellungen und Ideen in die Herzen der Menschen. Da haben wir die Eisblumen des Winters, Zerrbilder ohne Sinn und Wärme! Ein vernünftiger Mensch kann in solchen Anschauungen sein Glück nicht finden, er muß den Kopf schütteln über die „erstaunliche" Verworrenheit, über die „kühnen" Winkel- und Schleichzüge der alten und neuen Gottesleugner. Die atheistischen Phrasen und „Lehrsätze" sind bei Lichte besehen ein Labyrinth von Widersprüchen und Thorheiten, ein krystallisirter Unsinn, der sich einmal früher oder später in Dunst und Rauch auflösen muß. Trotzdem nimmt in einzelnen Ländern die heidnische Strömung mitunter einen solchen Umfang an, daß selbst tiefere Geister mitgezogen und „auch die Auserwählten in Irrthum geführt werden."

Und die praktischen Folgen? Ach, wie beklagenswerth sieht es in jenen

Ländern aus, die noch seufzen unter den eisigen Fesseln der heidnischen Nacht! Wie beklagenswerth in jenen Staaten, die einst christlich waren, nun aber zurückgefallen sind in Unglauben und Gottesleugnung (Egypten, Türkei, Persien)? Dort ist ja Alles, wie in kalter Winternacht, erstarrt: eheliche Treue, Familienleben, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit, Wahrheitsliebe, Geduld, Mäßigkeit und jede andere Tugend, sie sind todt und begraben, erstickt und erfroren in der eisigen Kälte. Das ist der grausige Winterschlaf des Tugendlebens! Aehnlich dem Reisenden, welcher zur strengen Winterszeit seinen ganzen Leib mit einem Wust von künstlichen Erwärmungsgegenständen bedecken muß, so erscheint mir der heidnische Staat, der irreligiöse Mensch. Beide müssen, um ihr steifes Gliedersystem noch „anständig" durch die Welt schleppen zu können, zu erborgtem Lichte, zu künstlicher Wärme und zu allerhand Aufregungsmittel greifen.

Manchmal macht auch hier eine gewisse Ahnung und Sehnsucht nach Besserem sich geltend, namentlich unter den weitblickenden Geistern. Ein neues Gestirn, ein neuer Confucius oder Mohammed tritt auf, er läßt seine selbstgemachte Katheder-weisheit blinken und blitzen, ähnlich dem Polarlicht, so daß der düstere Heidenhimmel von einem „wunderbaren" Farbenspiel umzittert wird. Doch bald fällt der „große Mann", oder wird fallen gelassen — das Licht erlischt, und die alten verrotteten Zustände bleiben weiter bestehen — Nacht und Kälte, Sünde und Unbußfertigkeit, wie zuvor.

Selbstbetrachtung.

Auch in deiner Seele herrscht ein Stück Heidenthum, wenn du Unglaube und Sünde darin duldest. Laß deshalb die Eiskruste der verschiedenen Gewohnheitssünden hinwegschmelzen durch die Wärme der heiligen Gottesliebe, durch demüthige Aufnahme des wahren Gottesglaubens. Zersprenge mit der Gewalt eines starken Willens die Fesseln der bösen Neigungen, der sinnlichen Begierden. Nicht der Antichrist mit seinem Trotz und Ungehorsam, sondern Christus mit seiner Demuth und starken Liebe möge wohnen in dir! Nur ein Höllengeist spricht: ich will nicht dienen, will mich nicht beugen — „die Frucht des Geistes Christi aber ist: Liebe, Friede, Geduld, Treue, Sanftmuth, Mäßigkeit und Keuschheit". Darum erhebe dich, meine Freundin, meine Seele, denn der Winter ist vorüber! Wandele nicht in leidenschaftlicher Lust, wie die Heiden, die Gott nicht kennen, sondern suche die Wahrheit und wandele in Heiligkeit. — Wer auf meinem Wege verharrt, spricht Gott, der wird die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit (Christi) wird ihn frei machen von den Fesseln der Sünde.

— Ein alter, schon den vorchristlichen Weisen bekannter Spruch war: „Was du je thust, das thue stets klug, und denke des Ausgangs."

Kardinal Johannes Bona († 1674) schreibt: „Wie dem Baumeister kein Werk recht gelingt ohne Maßstab und Satzwage; so auch uns nicht ohne Klugheit. Diese ist die Richtschnur der übrigen Tugenden, die rechte Maßregel der Handlungen, das Auge der Seele, und die Kunst zu leben."

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?

n der sozialistischen Rumpelkammer herrscht ziemlich reges Leben! Zünden wir nochmals die Laterne an und leuchten wir 'mal wieder da drinnen herum! Etliche „Beleuchtungen" können gar nichts schaden; sie mögen Manchen zum ernsten Nachdenken bringen, weil man so oft die Bemerkung hört, in diesem freien Lande, in dieser freien Republik, und besonders in unserer Zeit der großartigen Prosperität und des vollen Brodkorbes sei gar keine Gefahr von Seite des Sozialismus. — Der verstorbene Senator Mark Hanna soll kurz vor seinem Tode gesagt haben, die nächste große Frage, politische Frage, welcher dieses Land zu begegnen habe, ist der Sozialismus. Niemand kann leugnen, daß Mark Hanna ein großer, fähiger und tüchtiger, auch scharfsichtiger Politiker war. Und daß er auch ein politischer Prophet war, beweist die ungeheuere Zunahme des Votums bei der letzten Präsidentenwahl im November. Im Jahre 1900 betrug die Stimmenzahl der sozialistischen Partei nicht ganz 100,000, und im November 1904 betrug sie sogar beinahe 600,000. Diese ungeheuere Zunahme in nur vier Jahren hat etwas zu bedeuten! Der Sozialismus wird eine Macht, mit der man zu rechnen hat; er wird eine mächtige Partei, welche man nicht ignoriren kann, und am allerwenigsten mit „Ignoriren" todtschweigen kann. Ja, wenn die sozialistische Partei in den nächsten paar Jahren verhältnißmäßige Fortschritte macht, wie in den letzten vier Jahren, dann muß es bald, schon bei der nächsten Präsidentenwahl, zur entscheidenden Wahlschlacht kommen. Das amerikanische Volk wird dann zu entscheiden haben, ob wir bei der alten Ordnung der Regierung und Gesellschaft bleiben wollen, oder ob wir die neue Ordnung, oder Unordnung, je nachdem, der radikalen Regierungs- und Gesellschafts-Reformer annehmen werden! Je eher und früher es zu dieser Entscheidung kommt, desto besser für das Gemeinwohl; es wird dann nämlich dem Sozialismus ein- für allemal und immer der „Garaus" gemacht werden! So manche „Ism", unberechtigt und unvernünftig wie sie waren, wie z. B. der „Greenbackism", „Populism", „Silberism", haben schon ihr wohlverdientes Schicksal erlebt; und ohne Zweifel wird das amerikanische Volk, sobald es einmal zur entscheidenden Wahlschlacht kommt, den Sozialismus mit einer überwältigenden Mehrzahl vollständig niederdrücken! Jawohl, wenn die Sozialisten bereit sind, diese Wahlschlacht zu kämpfen, das vernünftige, gesund denkende, und gewissenhaft fühlende Volk wird auch bereit sein, den Wahlkampf aufzunehmen und ihnen die wohlverdiente Lektion geben! Die Sozialisten

werden „verhauen", und so ganz gewaltig, daß aus den übrig gebliebenen Fetzen auch nicht mehr zu denken ist, eine Parteiorganisation weiter aufrecht zu halten. Sie sind dann einfach abgethan!

Fürchten das die sozialistischen Wortführer? Wollen sie es darum noch nicht zur Entscheidung kommen lassen? Ja, wissen sie wohl das Resultat der entscheidenden Wahlschlacht, und hüten sie sich deshalb, es dazu kommen zu lassen, weil dann nichts mehr zu „machen", nichts mehr zu „fischen" ist? „Gemacht" und „gefischt" haben sie aber; ihre Agitation hat sich gut bezahlt; umsonst haben sie nicht gewühlt; sie haben fleißig die Dummen „gerupft", und lange haben sich die Dummen auch rupfen lassen! Es hat lange genommen, bis den Verführten und Gerupften die Augen aufgegangen; daß man ihnen, den geduldigen, jawohl dummen Schafen, die Wolle über die Augen gezogen hat! Und die sozialdemokratischen Parteileiter haben „ihr Schäflein" recht schön „in's Trockene" gebracht! Wer hat aber die „Batzen" geliefert? Die betrogenen und von diesen Parteikleppern verführten Arbeiter!

Recht komisch ist es anzusehen, wie die Arbeiter, deren einzige Freunde die Sozialistenführer zu sein vorgeben, arm bleiben, jeden Tag arbeiten müssen, um ihr und ihrer Familie Leben zu fristen, also ihre Lage wenig oder gar nicht verbessern, während „ihre Freunde" reich sind oder werden oder reich geworden. Von schwerer Arbeit? vom Schweiße ihres Angesichtes? Dann hätte Niemand etwas einzuwenden! Nein, von den „Groschen" der Arbeiter! Gewiß!

es lohnt sich,

sozialdemokratischer Partei-Gründer, Leiter und Führer zu sein! Auch andere, nicht nur gewissenlose Menschen, „machen Heu" so lange die Sonne scheint! —

Engels, ein intimer Freund von Lasalle, dem Sohne eines reichen Großhändlers, und Marx, dem Redakteur und Schriftsteller sozialistischer Blätter, welche gute Einkünfte erzielten, dieser Engels auch Mitgründer der Sozialdemokratie, hat bei seinem Tode „nur" so eine halbe Million hinterlassen! Liebknecht, ein echter Sozialist, hatte ein jährliches Einkommen von mehr als 10,000 Mark. Auer, auch ein tüchtiger Sozialist, hatte eine Jahreseinnahme von ungefähr 7000 Mark. Andere, wie Schönlunk hat jährlich 5000 M., Fischer hat 5000, Kautzky auch 5000 M., Mehring, nur ein Mitarbeiter, hat doch 3000 M.

Es heißt gewöhnlich: „Beim Geldsack hört die Gemüthlichkeit auf." Aber bitte!

Nur eine Frage:

Wer muß und wer bringt die soeben angeführten Summen Geldes auf? Muß man es denn wirklich erst erklären und sagen? Diese Summen müssen die Arbeiter, welche zur sozialdemokratischen Partei gehören, durch ihre sauer verdienten Löhne aufbringen! Wer denn sonst? Das ist doch gewiß sonnenhell, und klar wie Wasser!

Oder gilt das vielleicht nur von den Sozialisten in Europa, also nicht von denen in unserm Lande? Glaubst du, oder fürchtest du, — man appellirt

doch überhaupt so gern mehr an Gefühlsduselei als an den Verstand! — also fürchtest du, unser eigener sozialistischer, aber wohlweislich durchgefallener Präsidentschafts-Kandidat Debs mit allen seinen verbündeten Genossen auf dem ganzen Wahlzettel und seine auf dem Wahlzettel hundert oder tausend nicht präsentirten Genossen gehen mit Frau und Kind hungrig in's Bett? Das sollen und brauchen sie auch nicht, wird vielleicht Mancher denken oder sagen. Gut, das sollen sie also nicht, und erst in unserm reichen Lande 'mal gar nicht; das braucht überhaupt Niemand, wenn einer nur arbeiten will, oder wenn im Nothfall wahre und thätige Nächstenliebe ihre schuldige Pflicht thut. Aber man verzeihe uns, wenn wir offenherzig unserer Ansicht und Meinung und unserm Urtheil — wohl auch vieler anderer vernünftigen Menschen — Ausdruck geben, und sagen: Diese amerikanischen Sozialistenführer wären keine Yankees, wenn sie nicht die Dummen ausbeuten wollten! Ja, noch mehr, wenn wir es doch sagen müssen, sie wären wahrhaftig noch größere Esel, wenn sie nicht Alles n e h m e n würden, als die übrigen, welche ja so freigebig und gutmüthig g e b e n! Warum sollen sie hart und schwer arbeiten, wenn sie mit Reden, Schwätzen, Schimpfen, Schreiben und Herumreisen viel leichter ihr Leben — und wohl auch ein bischen mehr — machen können? Und dann noch nebenbei bei herrlichen Banketten und Festessen, wo gute Getränke und feine Zigarren nicht fehlen dürfen, sich gut thun und sich etwas zu Gute kommen lassen, während jene, welche die theure Zeche bezahlen und bestreiten, mit Frau und Kinder am ärmlichen Tische ihren Hunger stillen! Sage selbst, wäre es nicht viel besser, die Arbeiter würden ihr sauer verdientes Geld für ihre Familien verwenden, als daß sie es jenen reichen Volksbeglücker (!?), für die Sozialisten-Parteikasse, für eine schon zum Voraus ganz sicher und bestimmt verlorene Sache, für die Gründung eines nur vorgespiegelten und eingebildeten Schlaraffenlandes, für die Schwelgerei weniger Wortführer und Volksbetrüger hingeben!

Auch hier stoßen wir auf ein recht sonderliches Kuriosum; wir sind eben in der Rumpelkammer, und mag deshalb dem doch nicht so sehr sonderlich sein; man muß sich halt auf alles gefaßt machen!

D a s K u r i o s u m w ä r e?

In der Kirche, auf der Kanzel reden die Herren Pfarrer manchmal von Geld. Manchmal? Nun, wenn die Leute halt gar so langsam sind mit Bezahlung der Stuhlrente, oder gar so karg sind bei Kollekten, dann sind sie, leider gegen ihren Willen, und das glaube nur sicher, gezwungen, oft, recht oft von Geld zu reden. Ja, würde jedes Gemeindemitglied nur seine verpflichtende Schuldigkeit thun, und geben nach seinen Mitteln, dann würde dem Herrn Pfarrer die Mühe erspart, an's Zahlen zu mahnen; es wäre das ihnen eine Freude, wenn sie nie in der Kirche oder auf der Kanzel von Geld reden brauchten. Würde jedes Gemeindemitglied nach seinen Mitteln gewissenhaft beitragen; würden die Leute überhaupt für Kirche, Schule und andere religiösen Zwecke beisteuern, wie zu andern Sachen und Zwecken, am Ende gar zur Sozialistenkasse, wie schön wäre das! Wird auch nur ein schöner Wunsch

bleiben! Jedoch eines wundert einem nicht; und ist nicht so sonderlich kurios, daß nämlich jene Leute, welche über die Herren Pfarrer, wenn sie von Geld reden, weil sie es eben nothgedrungen thun müssen, den Mund, um es schön zu sagen, recht voll haben, aber dabei ein arg leeres Taschenbuch vorgeben und mit leeren Händen abschicken! Schimpfen und auch nichts geben, ist doppelt ärgerlich!

Dies ist nur so nebenher bemerkt; gehört eigentlich, streng genommen, nicht zur Sache; aber vielleicht doch! Sind vielleicht auch gewisse Katholiken, ja Auch-Katholiken, so ein bischen von sozialistisch-religiösem Geiste angeweht, welche Kirche und katholische Schulen lieber nicht hätten, die Herren Pfarrer lieber nicht sehen und hören, welche Glaube, Kirche und Religion für Nebensache halten, welche auch das bekannte sozialistische Lied mitsingen: Religion ist Privatsache!

Uebrigens könnte es uns und Jedermann gleichgiltig sein, wenn die Leute ihr gutes Geld geben, wenn es ihnen Pläsir macht; — „jedes Thierchen hat ja sein Pläsirchen". Allein vernünftige Leute denken vor Allem an das Ziel und Ende, den Zweck und besonders den Nutzen. Und dieser Umstand soll doch sicherlich beim Geldausgeben berücksichtigt werden, wenn man sich auch nicht zu einem höheren Motiv erschwingen kann, das heißt zu einem religiösen und christlichen Motiv. Auch Materialisten, und ganz materialistisch angelegte und materialistisch gesinnte Leute denken doch an den Nutzen einer Handlung, den Vortheil einer Forderung. Das verlangt schon die gesunde Vernunft. Ja, welchen Vortheil, welchen Nutzen bieten denn die Sozialistenführer? Sozialistenführer sagen wir, und nicht Sozialismus; denn dieser hat noch keine Lebensexistenz, kann überhaupt aus diesem einfachen Grunde noch nichts versprechen, nichts bieten.

Aber halt! Der Redakteur tupft uns auf die Schulter; der beschränkte Raum ist voll; also darüber in der nächsten Nummer.

Gewöhnung zur Bescheidenheit.

Eine der schönsten Zierden der Jugend ist ein bescheidenes, zurückgezogenes Wesen, welches sich thatsächlich darin äußert, daß es das eigene Ich nie hervorkehrt, dagegen Alter und Verstand um so mehr achtet. Die Tugend der Bescheidenheit wird bei Kindern aber nicht dadurch erreicht, daß man sie herabsetzt, ihnen das Reden verbietet, oder sie gar verächtlich behandelt. Dadurch würde ihnen Haß gegen das erfahrene Alter eingepflanzt werden. Man mache sie oft auf ihre Unerfahrenheit aufmerksam, halte sie an, im Urtheil zurückhaltend zu sein, sich im Gespräche von Erwachsenen nicht unaufgefordert einzumengen, damit sie sich durch unverständiges Reden nicht zu schämen brauchen. Vor Kindern kritisire man nie die Schwächen der Mitmenschen, sondern spreche von ihnen mit Achtung und Anerkennung ihrer guten Eigenschaften und ihrer Verdienste.

Worin das Seelenheil besteht.

P. Georg Patiß, S. J.

hristus, der Herr, hat zehnmal mehr Zeit seines kostbaren Wandels auf Erden auf das häusliche, als auf das öffentliche Leben verwendet, und selbst während seines öffentlichen Wirkens immer wieder in die Einsamkeit sich zurückgezogen, um uns die Weisung zu geben, daß wir zuerst und mehr am eigenen Heile arbeiten, zuerst und mehr für uns selbst, als für Andere, sorgen sollen. Denn Jedermann lebt in der menschlichen Gesellschaft ein zweifaches Leben, ein Privatleben für sich, und ein öffentliches Leben für Andere; wer aber nicht für sich selbst recht zu leben gelernt hat, der kann in das öffentliche Leben nicht ohne eigenen und fremden Schaden eintreten, und in demselben wirken; und wer nicht selbst während seines öffentlichen Lebens von Zeit zu Zeit, immer wieder in's Privatleben sich zurückzieht, und da sein eigenes Heil besorgt, der kann auch nicht für das öffentliche Wohl und für das Beste Anderer gehörig sorgen und wirken. „Wer für sich selbst böse ist, für wen wird der gut sein?" (Ekkli. 14, 5.) „Wenn Jemand seinem eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie wird der für die Kirche Gottes sorgen?" (I. Tim. 3, 5.) „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte? Oder was kann der Mensch wohl geben, um seine Seele wieder einzutauschen?" (Matth. 16, 26.)

Es liegt auch in der Natur begründet. Zuerst muß der Mensch im häuslichen Leben erzogen, und im Stillen gebildet und vorbereitet werden, bevor er in das gesellschaftliche Leben übertritt und in demselben zu wirken beginnt. Im öffentlichen Leben wirkt er für Andere, im Privatleben für sich selbst; die geordnete Liebe aber beginnt mit sich selbst. Zuerst muß der Mensch sein eigenes Seelenheil in Sicherheit stellen, und dasselbe auch im Wirken für Andere nicht nur bewahren, sondern auch stets mehr und mehr fördern. Dazu ist aber vor Allem nothwendig, daß er klar und bestimmt wisse, worin das Seelenheil bestehe.

Das Heil der Seele besteht in der Gerechtigkeit vermittelst der Gnade Gottes, welche die Sünde tilgt, und den Menschen heiliget, wie der Apostel sagt: „Gleichwie die Sünde zum Tode geherrscht hat, also herrsche auch die Gnade durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben durch Jesum Christum, unsern Herrn" (Röm. 5, 21); und wie er von den so Gerechtfertigten und Geheiligten bezeugt: „Ihr seid aber abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerechtfertigt im Namen unsers Herrn Jesu Christi und im Geiste unseres Gottes." (I. Kor. 6, 11.) Dadurch wird der Mensch ein Kind und ein Erbe Gottes, wie derselbe Apostel lehrt: „Ihr habet nicht wieder den Geist der Knechtschaft empfangen, daß ihr euch fürchtet, sondern ihr habet den Geist

Und da Petrus anfing zu sinken, rief er, und sprach: Herr, hilf mir!
Matth. 14, 30.

der Annahme zu Kindern empfangen, in welchem wir rufen: Abba! (Vater!) Denn der Geist selbst gibt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Erben Gottes und Miterben Christi." (Röm. 8, 15—18.) Darin besteht das Heil der Seele in der Zeit und Ewigkeit, im Besitze nämlich dieser Gnade der Rechtfertigung und Heiligung zur Kindschaft Gottes und in der Bewahrung derselben bis in den Tod. Da nun dieses Heil durch die Sünde zerstört wird, so ist die Sünde das Unheil der Seele, diese Gnade das Leben und die Gesundheit der Seele, die Sünde aber die Krankheit und der Tod der Seele.

Der Hl. Geist mahnt daher: „Meide das Böse, und thue das Gute." (Ps. 36, 27.) Denn besitzt der Mensch dieses Heil nur eine Zeit lang, und scheidet er nicht mit demselben aus diesem Leben, so ist es mit ihm so, wie mit Einem, der eine Zeit lang gesund ist, dann aber Gesundheit und Leben verliert. Was nützt es ihm dann, einmal gelebt zu haben, und gesund gewesen zu sein? Das volle Seelenheil begreift also zwei wesentliche Dinge in sich: Daß man die Kindschaft Gottes besitzt, und daß man die Erbschaft Gottes erlangt. „Zwei Dinge sind es, in welchen unser Heil besteht: die Rechtfertigung und Verherrlichung. Die eine ist der Anfang, die andere die Vollendung. In jener liegt die Arbeit, in dieser die Frucht der Arbeit." (St. Bernard, In sent. c. „Duo".) Um diese Frucht zu erhalten, mahnt daher der Hl. Geist zur Arbeit, indem er uns auffordert, das Gute zu thun, und das Böse zu meiden, was ohne Mühe und Anstrengung nicht geschehen kann. So werden wir dem göttlichen Erlöser gleichförmig: Angenommene Kinder Gottes, wie er der natürliche Sohn Gottes ist, Miterben mit ihm, thun mit ihm das Gute, und meiden mit ihm das Böse, bis wir mit ihm auch in die ewige Herrlichkeit eingehen. Das hat er uns gelehrt, dazu hat er uns sein Vorbild gegeben, und dazu hat er uns alle Gnaden verdient. Das ist der ganze Erlösungsprozeß des Menschen, wie es der hl. Paulus mit den Worten lehrt: „Die Gott vorhergesehen, hat er auch vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden; damit er der Erstgeborene unter vielen Brüdern sei. Die er aber vorherbestimmt, die hat er auch berufen; und die er berufen, die hat er auch gerechtfertigt; die er aber gerechtfertigt, die hat er auch verherrlichet." (Röm. 8, 29, 30.) Darin besteht das Heil der Seele.

Ein magyarischer Hymnus.

Zum religionsgeschichtlichen Kongreß in Basel bringt der Herausgeber der „Christlichen Welt", Dr. Rade, einen ergötzlichen Nachtrag: In der einen Sektion sprach ein magyarischer Gelehrter über Polytheismus im alten Ungarn und brachte ein wundervolles Gebet an die Sonne an's Tageslicht. Zum Glück waren Leute zugegen, denen das Dokument bekannt vorkam, und einer der Herren stellte alsbald fest, daß es nichts Geringeres war als — der Hymnus des hl. Franz an die Sonne! Die Magyaren sind nun freilich um ein Glanzstück ihrer Literatur ärmer geworden.

Die hl. Adelheid, Kaiserin Deutschlands.

Das Leben dieser Heiligen hat Jemand geschrieben, der sie persönlich gekannt hat, nämlich der hl. Odilo. Schon in ihrer Jugend wurde die hl. Adelheid von schweren Leiden heimgesucht, obschon sie eine königliche Prinzessin war. Mit dem sechsten Jahre war sie eine Waise und mit dem neunzehnten Jahre eine Wittwe, indem ihr Gemahl, Lothar, König von Italien, sehr früh starb. Darnach hatte Adelheid viel zu leiden. Späterhin wurde sie die hochgepriesene Gemahlin des mächtigsten Fürsten und Kaisers der damaligen Zeit, Otto I. von Deutschland. Nachdem Adelheid Jahre lang ebenso glücklich als gottselig und im ganzen Reich hochverehrt gelebt hatte, starb ihr Gemahl, Kaiser Otto I., und ihr Sohn, Otto II., wurde dessen Nachfolger im Reiche. So lange derselbe sich durch die Rathschläge seiner hl. Mutter leiten ließ, hatte seine Regierung Gottes Segen und ging glücklich von Statten. Als er sich aber später mit Theophania, einer Prinzessin aus Griechenland, verlobte, suchte dieses herrschsüchtige Weib das Herz des Kaisers seiner Mutter abwendig zu machen; dazu kamen noch falsche Hofbeamte und redeten ihm ein, seine Mutter Adelheid verschwende übermäßige Summen an Klöster und Arme. Der schwache Kaiser ließ sich durch das Gerede so aufhetzen, daß er seine verehrungswürdige Mutter vom kaiserlichen Hofe verbannte.

Von der Zeit an, da der Kaiser sich gegen seine gottselige Mutter so schwer versündigt hatte, war kein Glück und kein Segen mehr in seiner Regierung. Leichtsinn, Ungerechtigkeit, Zwietracht brachte Alles in Verwirrung. Da wagte es der hl. Majolus, vor den Kaiser hinzutreten und ihm sein Unrecht und seine schwere Sünde vorzuhalten. Die Worte des hl. Abtes brachten den Kaiser zur Erkenntniß und Reue, so daß er eine Gesandtschaft an seine Mutter schickte, sie um Verzeihung bittend und sie einladen ließ, mit ihm in Pavia zusammenzukommen. Als Mutter und Sohn nach zwei Jahren einander wieder erblickten, fielen beide unter vielen Thränen zur Erde und grüßten einander als Mutter und Sohn.

Von nun an behielt die hl. Adelheid stets das Vertrauen ihres Sohnes; allein derselbe lebte nicht mehr lange. Weil dessen Sohn, Otto III., noch minderjährig war, so bekam die Kaiserin Theophania die Vormundschaft und wurde Regentin des Reiches. Da hatte nun die hl. Adelheid wieder viel zu leiden, indem ihre Schwiegertochter keine guten Gesinnungen gegen sie hatte.

Einst deutete Theophania auf ihre Schwiegermutter und sagte zu den Schmeichlern, die bei ihr standen: „Wenn ich noch ein Jahr lebe, so wird Adelheid auf der ganzen Erde nicht über mehr zu herrschen haben, als man mit einer Hand umfassen kann!“ Auf diese freche Aeußerung folgte alsbald die Strafe; bevor vier Wochen herum waren war die Kaiserin Theophania eine Leiche, und die hl. Adelheid wurde nun Regentin.

Zur größten Macht gelangt, ließ Adelheid es jedoch jene Personen nicht fühlen, welche früher sie beleidigten und ihre Gegner gewesen waren. Ihren christlichen Edelmuth hatte sie schon früher dadurch erwiesen, daß sie die zwei Töchter ihrer ärgsten Feindin an den kaiserlichen Hof nahm und sie wie eine Mutter pflegte und erzog.

Adelheid wandte die große Gewalt, welche ihr durch Gottes Fügung in die Hände gelegt war, vorzugsweise dazu an, daß wahre Gottesverehrung und Christenthum im Reich verbreitet würde; denn das wahre Glück eines Landes wird durch nichts mehr befördert, als wenn die Menschen christlich

Die hl. Adelheid, Wohlthäterin der Armen.

leben. Adelheid schien ihren Tod vorauszuwissen, und begab sich deshalb nach Selz am Rhein, wo sie ein Benediktinerkloster gestiftet hatte und einst begraben sein wollte. Hier wollte sie sich vollends frei machen von aller Sorge um zeitliche Angelegenheiten, und ganz in himmlische Betrachtung sich versenken. Als sie unter großem Zulauf des Volkes den Jahrestag ihres Sohnes Otto II. hielt und reichliche Spenden an die Armen mit eigener Hand ausgetheilt hatte, bekam sie ein heftiges Fieber und starb gottselig nach Empfang der hl. Sakramente.

Der hl. Odilo sagt am Schluß ihrer Lebensbeschreibung: „Bei den Haus-

genossen zeigte sie eine würdevolle Anmuth, bei Auswärtigen einen edlen Anstand, bei den Armen eine unermüdliche Güte, zur Verherrlichung der Gotteshäuser die reichlichste Freigebigkeit, gegen die Guten stetige Huld, gegen Gottlose rücksichtslose Strenge; im Wohlergehen, wahre Demuth, im Mißgeschick, ausdauernde Geduld, in der täglichen Nahrung, Enthaltsamkeit, in der Kleidung, Bescheidenheit, in Lesungen, Gebeten, im Wachen und Fasten, Ausdauer, im Almosengeben stets gleiche Bereitwilligkeit."

(Für den „Sendbote".)

Nach hundert Jahren.

Von P. Saget.

In dem herrlichen Lobgesang, den die allerseligste Jungfrau Maria anstimmte, als sie in dem Hause des Zacharias von ihrer Base Elisabeth als die Mutter des Herrn begrüßt wurde, heißt es: „Großes hat an mir gethan, der da mächtig und dessen Name heilig ist; seine Barmherzigkeit waltet von Geschlecht zu Geschlecht über denen, die ihn fürchten. Er übet Macht mit seinem Arme und zerstreuet, die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne; die Gewaltigen stürzt er vom Throne und erhöhet die Niedrigen; die Hungrigen erfüllet er mit Gütern und die Reichen läßt er leer ausgehen." An diese bedeutungsvollen Worte müssen wir uns erinnern, wenn wir jenes Mannes gedenken, der vor nunmehr hundert Jahren — am 2. Dezember 1804 — in der Kathedrale Notre Dame zu Paris die Kaiserkrone empfing und als Napoleon I. die Geißel und der Schrecken Europa's wurde. Der Herrschgewaltige, der vom einfachen Artillerieoffizier bis zum ersten Machthaber der zivilisirten Welt emporgestiegen war und — wie man zu sagen pflegt — „auf den Höhen der Menschheit" wandelte, hatte sich sofort nach seiner am 18. Mai 1804 erfolgten Proklamirung zum Kaiser der Franzosen mit großem Prunk und Glanz umgeben, die Erzämter des neuen Thrones errichtet, Großwürdenträger und Marschälle ernannt und einen zahlreichen Hofstaat gebildet, für den er mit Vorliebe Mitglieder alter Adelsfamilien herangezogen. Aber das Alles genügte nicht seiner Ehrsucht; er wollte mehr, um vor der Welt als der Erhabenste unter den Mächtigen dazustehen. Aus diesem Grunde bereitete er eine überaus pomphafte Kaiserkrönung für sich vor und ruhte nicht eher, bis es ihm gelungen, den Hl. Vater, Papst Pius VII. zu bestimmen, seine Salbung in der berühmten Kathedrale der französischen Hauptstadt zu vollziehen.

Papst Pius willfahrte dem Wunsche Napoleons, und zwar besonders im Hinblick darauf, daß der Herrscher Frankreichs am 15. Juli 1801 eine Vereinbarung mit dem hl. Stuhle getroffen, ein sogenanntes Konkordat abgeschlossen hatte, wodurch die auf die Kirche bezüglichen schmachvollen Gesetze von 1790 beseitigt wurden und Frankreich wieder neun Erzbischöfe und einundvierzig Bischöfe erhielt. Hätte der edle Pius geahnt, zu welchem Zwecke der ehrgeizige

und herrschsüchtige Mann den Frieden mit der Kirche angebahnt und herbeigeführt hatte, er würde zweifellos von Paris fern geblieben sein. Napoleon zielte nämlich durch sein dem päpstlichen Stuhle bekundetes Wohlwollen nur darauf ab, sich den Klerus und die Kirche dienstbar zu machen, und deshalb beschloß Bonaparte, obgleich er für seine Person durchaus nicht sehr religiös gesinnt war, Frankreich mit Rom auszusöhnen. „Ich muß," äußerte er sich zu einem seiner Vertrauten, Thibaudeau mit Namen, „die Religion wieder herstellen, weil sie eine Basis für mich abgibt. Man wird mich zwar einen Päpstling schelten, aber bah, ich war Mohamedaner in Egypten und ich werde hierzulande Katholik sein — Alles zum Besten des Volkes. Ich für meine Person halte nichts von den Religionen, aber das Volk, ja das Volk muß Religion haben." Diese wahre Gesinnung Napoleons war dem Hl. Vater vollständig unbekannt; er schenkte vielmehr den Worten und Versicherungen desselben Glauben, und in dem Bestreben, der Kirche zu nützen, reiste er nach Paris und salbte dort in der Notre Dame-Kathedrale den Kaiser und dessen Gemahlin Josephine, nachdem Napoleon am Abende vorher seine bloß zivilrechtlich geschlossene Ehe mit der Letzteren durch seinen Oheim, den Kardinal Fesch, auch nach den Vorschriften der Kirche hatte vollziehen lassen. Bei der mit ungeheurem Pomp inszenirten Krönung ergriff der nun am Ziele Angelangte nach der Salbung durch den Papst die goldene Lorbeerkrone, die Pius ihm auf's Haupt setzen wollte, und setzte sie sich selber auf, um dann auch seine vor ihm knieende Gemahlin damit zu krönen, von der er sich fünf Jahre später — durch Senatsbeschluß vom 15. Dezember 1809 — scheiden ließ, um sich darauf am 1. April 1809 mit Maria Louise, der Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, zu vermählen, welche ihm am 20. März 1811 einen Sohn schenkte, den er zum „König von Rom" erhob. Napoleon, der in keiner Weise die Hoffnungen erfüllte, die Papst Pius VII. auf ihn gesetzt hatte, und nur das Eine that, daß er den gregorianischen Kalender in Frankreich an Stelle der republikanischen Zeitrechnung wieder einführte, stand damals auf dem Gipfel seiner Macht und hielt sich für unüberwindlich. Allein Gott, dessen Gebote der Kaiser nicht achtete, stürzte den Gewaltigen, der u. A. die Frevelthat begangen und den Stellvertreter Christi auf Erden in die Gefangenschaft hatte bringen lassen, plötzlich von seinem Throne und zertrümmerte das, was Napoleon geschaffen. Zwar versuchte dieser noch einmal, seine Herrschaft von Neuem zu begründen, aber es gelang ihm nicht, dieses Ziel zu erreichen, und am 5. Mai 1821 starb der Mann, vor dem eine Zeit lang die Welt gezittert hatte, auf der einsamen Felseninsel St. Helena in der Verbannung. Es war der Gedenktag des hl. Papstes Pius V., an dem Napoleon I. seine irdische Laufbahn beschloß, der ein Jahrzehnt früher als der Schöpfer eines Riesengebäudes, als der Errichter eines Weltthrones dagestanden und mit seinem Worte über das Wohl und Wehe ganzer Völker entschieden hatte.

Augenfälliger, als bei Napoleon I., kann kaum das Walten der ewigen Gerechtigkeit zu Tage treten; denn ihm gegenüber ist es in furchtbarer Weise zur Thatsache geworden, was die Mutter des Herrn in ihrem „Magnifikat" ausspricht: „Er (Gott) übet Macht mit seinem Arm und zerstreuet, die da

hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne; die Gewaltigen stürzt er vom Throne und erhöhet die Niedrigen." Möchte dieses doch allüberall in der Welt erkannt werden und zum Ansporne dienen, in der Furcht des Herrn zu leben und zu wirken, um so das Gericht des Allerhöchsten nicht fürchten zu müssen!

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Besuch des hochw. Bischof Byrne und der ehrw. Mutter Drexel. — Eröffnung unserer Schule und Zahl unserer Schüler. — Besuch zu Fort Defiance. — Weltverbesserer. — Indianer- und Arbeiter-Unionen. — Schwede und Irländer. — Indianer-Industrien. — Blanketweberei. — Ackerbau und Viehzucht. — Besuch der Superintendentin aller Indianer-Schulen. — Der protestantische Prediger sagt „adieu".

Eine Navajo Weberin.

Bei Eröffnung unserer Schule hatten wir dieses Jahr hohen Besuch. Die ehrw. Mutter Katharina Drexel war kurz vorher auf weiten Umwegen hier angelangt. Da der Bahnverkehr auf der Santa Fé Eisenbahn mehrere Wochen wegen Wolkenbruch und Ueberschwemmungen gänzlich unterbrochen war, mußte sie über das Indianer-Territorium, Texas; das südliche Neu-Mexiko und das westliche Arizona nach St. Michael's kommen. Der Mexikaner, den die Schwestern nach Gallup geschickt, um sie abzuholen, war, des Wartens müde, zurückgekehrt, und die ehrw. Mutter kam nach manchen Irrgängen und komischen Erlebnissen in Gallup endlich mit dem Postmanne hier an. Einige Tage später stattete der hochwst. Bischof Byrne von Nashville, Tennessee, unserer Mission und Schule, oder vielmehr der ehrw. Mutter Drexel hier einen Besuch ab. Derselbe war Gesundheits halber nach Santa Fé gekommen und benützte die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit der ehrw. Mutter, da er im Sinne hat, für die zahlreichen Neger seiner Residenzstadt eine Schule zu gründen. Sein Besuch bot uns einen angenehmen Wechsel. Seine Ausführungen über die Verhältnisse des Südens, über die katholische Universität zu Washington, Gründung derselben u. dgl., die Arbeiten der hochw. Paulisten-Väter im Süden, Gründung des Missionshauses zu Washington u. s. w., waren höchst interessanter Natur. Als langjähriger Direktor des Seminars „Mt. St. Mary's" zu Cincinnati, O., hatte derselbe Erfahrungen gesammelt, die der amerikanischen Hierarchie von unberechenbarem Werthe gewesen wären, wenn ———

Die hochw. Herren Geo. Juillard und M. Dumarest von Gallup hatten den hochwst. Herrn Bischof hierhin begleitet, ersterer mit der löblichen Nebenabsicht, von der ehrw. Mutter das Geld für die Reparatur und die Wiederherstellung der alten ehrwürdigen Franziskaner-Kirche im Indianer-Pueblo zu Acoma zu erbitten. Es freut mich, daß sein Gesuch wohl mit Erfolg gekrönt werden wird, denn es wäre jammerschade, dieses herrliche Denkmal der Missionsthätigkeit unserer Ordensbrüder gänzlich in Verfall gerathen zu lassen.

Was die ehrw. Mutter bei ihrem Besuche besonders freute, war, daß die Indianer-Kinder so prompt und in so großer Anzahl zur Schule gebracht wurden; auch versprach sie mir, nächste Vakanz die Schule so einrichten zu lassen, daß wir ungefähr 150 Schüler aufnehmen können. Dieses Jahr erreicht die Zahl unserer Schüler die stattliche Ziffer 97 — mehr können wir in den jetzigen Räumlichkeiten nicht beherbergen. Aus leicht begreiflichen Gründen hatte ich im Sinne, sowohl den hochwst. Bischof als auch die ehrw. Mutter nach unserer Zweigmission im Chin Lee Thale zu bringen, jedoch hatte die lange, mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Reise so viel Zeit in Anspruch genommen, daß es unmöglich war, dieses Programm auszuführen. Jedoch besuchten beide die Agentur zu Fort Defiance, wo wir von dem In-

Navajo-Hütte im Walde.

dianer-Agenten, Herrn R. Perry, ungemein freundlich aufgenommen wurden. Derselbe führte uns durch alle Gebäude und Räumlichkeiten des ausgedehnten Platzes, und ließ die Schüler jeder Klasse Proben ihres Wissens und ihrer Fertigkeit ablegen. In der Blanketweberei machte er das schönste der von den Schülern verfertigten Blankets der ehrw. Mutter zum Geschenke. In der einen Klasse drückten die Schüler ihre Freude darüber aus, die ehrw. Mutter, die größte Freundin und Wohlthäterin der Indianer, begrüßen zu dürfen, sprachen ihren herzlichsten Dank aus, und baten Gott, sie reichlich für ihr Wirken zu segnen. Während später die ehrw. Mutter dem Arzte einen Besuch abstattete, um ihm für die freie Behandlung unserer Schüler zu danken, ließ der Agent anspannen und lud uns zu einer Spazierfahrt durch das herrliche

Cañon Bonito ein. Erst bei völlig eingetretener Dunkelheit langten wir wieder zu St. Michael's an.

Ein erfreuliches Resultat ihres Besuches besteht darin, daß wir jetzt einen großen „Reservoir", Wasserbehälter, bauen, um den ausgedehnten Garten bei der Schule bewässern und die Indianer-Knaben im Acker- und Gartenbau besser unterrichten zu können.

Man hört so viele verschiedene Ansichten darüber, was vorzüglich in den industriellen Indianer-Schulen gelehrt werden solle, und wie die materielle Lage der Indianer gehoben, wie überhaupt die Indianerfrage am besten gelöst werden könne. Manche gelehrte Häuser machen einen Streifzug durch die Reservation, sehen allenfalls ein paar Indianer, reden wohl auch mit einigen durch einen schlechten Dolmetscher, besehen sich das Innere einer Indianer-Hütte, und bilden sich dann ein, die Indianer, ihre Verhältnisse und Bedürfnisse vollständig erfaßt zu haben, sind laut im Verurtheilen, und stets bereit, die Mittel anzugeben, wodurch jedem Uebelstande leicht und schnell abgeholfen werden könnte. Kürzlich durchstreifte z. B. eine sehr reiche Persönlichkeit in ziemlich zahlreicher Begleitschaft, darunter eine Dame in männlicher Tracht (weil es sich so leichter reiten ließ), die Reservation und bemerkte zu ihrem Entsetzen, wie ein Indianermädchen, das gerade zur Vakanz nach Hause gekommen, mit seinen sauberen Kleidern in einer ärmlichen Hütte auf dem „dreckigen" Boden saß; entsetzlich! das muß aufhören! „that has to be stopped!" Kindern, die einmal die Schule besuchen, solle nie mehr gestattet werden, ihr schmutziges Heim zu besuchen!

Schlimmer noch sind Jene, die entweder nie einen Indianer gesehen, oder doch nur in den östlichen Schulen mit ihm bekannt geworden. Eine große Anzahl von diesen vertritt die Meinung, die Indianer sollten nur die Schulen außerhalb der Reservationen besuchen, nie mehr ihre Heimat und ihre Verwandten sehen, und unter den Weißen ihren Unterhalt zu erwerben suchen. Abgesehen davon, daß das ziemlich unnatürlich und grausam wäre und ein Heidengeld kosten würde, wäre der Plan kaum durchführbar. In einer der größten Städte von Neu-Mexiko beklagten sich einige in östlichen Indianer-Schulen graduirte Indianer, daß sie keine Arbeit bekommen könnten, weil sie nicht zur Arbeiter-Union gehörten. Ein edelmüthiger, uns wohlbekannter Schwede nahm sich ihrer an und versprach, sein Möglichstes zu thun, ihre Aufnahme in die Arbeiter-Union zu bewirken. Darauf verfügte er sich zur Versammlung der Union, erhielt das Wort und verwandte sich mit viel Geschick und großem Eifer für seine beiden Schützlinge, aber der Vorsitzende verweigerte die Abstimmung und erklärte den Antrag außer Ordnung, weil die Union keine Fremde, keine Ausländer (foreigners) aufnehmen könne. Das war dem biederen Schweden doch zu viel. Im Nu war er auf den Beinen, zeigte mit den Fingern auf den Vorsitzenden und schrie ihn an: „Aber Du, was bist denn Du? wie lange bist denn Du im Lande, daß Du ein Recht zu haben glaubst, den einzigen echten Amerikanern die Aufnahme in die Union zu verweigern?" Der Vorsitzende war nämlich ein Irländer und nur zehn Jahre im Lande. Aber es entstand ein solcher Aufruhr, daß der Schwede froh sein

mußte, mit heiler Haut davon zu kommen. Mehr als einmal kam es meines Wissens vor, daß die Arbeiter zu „streiken" drohten, wenn die im Geschäfte angestellten Indianer nicht entlassen würden.

Eine ziemliche Anzahl Navajos arbeitete früher an der Santa Fé Eisenbahn für $1.10 den Tag, bis sie von den Mexikanern, die aus Alt-Mexiko hereingeschmuggelt werden und für einen Thaler den Tag arbeiten, verdrängt wurden. Aber abgesehen davon, daß die Indianer sehr wenig von diesem Gelde nach Hause brachten, ist der Einfluß, den die der Eisenbahn entlang gelegenen Städtchen auf die Indianer ausüben, durchaus kein wohlthätiger.

Man redet und schreibt eben jetzt viel über die Ermuthigung der eigent-

Im Cañon Del Muerto.

lichen Indianer-Industrien, wie Blanket-Weberei, Perlenarbeit, Körbeflechten, Töpferei u. dgl. Das wäre allerdings eine gute Beschäftigung, der die Indianer in ihrem eigenen Heim obliegen könnten; jedoch ist bis jetzt zu wenig Nachfrage nach diesen Artikeln, und Händearbeiten bezahlen sich schlecht in diesem Zeitalter der Maschinen. Die Hauptindustrie der Navajos besteht im Weben der berühmten Navajo-Blankets — eine Industrie, in der auch in unserer Schule, zwar nicht von den Schwestern, sondern von einer Indianerin unserer Nachbarschaft, Frau Zi'nadschi'nni, den Schülerinen praktischer Unterricht ertheilt wird. Bücherwissenschaft allein thut es eben nicht; die Kinder müssen in dem unterwiesen werden, was für diese Gegend und für die hiesigen Verhältnisse paßt, und wofür die Indianer einigermaßen Neigung

und natürliche Anlage haben. Der Indianer, wenigstens der Navajo-Indianer, ist naturgemäß Hirte, und, so weit klimatische und Boden-Verhältnisse und seine Neigung zum Wanderleben gestatten, Ackersmann. Auf die Viehzucht versteht er sich fast so gut wie die Weißen des Westens; im Ackerbau ist er jedoch naturgemäß weit zurück. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß der jetzige Indianer-Agent sein Möglichstes probirt, den Ackerbau unter ihnen besonders dadurch zu ermuthigen, daß er versucht, wo immer thunlich, kleinere und größere Strecken Landes durch künstliche Berieselung für den Ackerbau zu gewinnen. Hat der Indianer sein ruheloses Wanderleben einigermaßen aufgegeben, ein bleibendes Heim gegründet, klebt er etwas mehr an der Scholle, so hat er schon einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, kann leichter erreicht werden, ist christlichen Einflüssen mehr zugänglich und fühlt sich im Kreise seiner Familie und im eigenen Heim mehr „wie zu Hause". Ob er jedoch das Haar kurz oder lang, ob er amerikanische Kleidung, oder sein Blanket trägt, ob er in einer ärmlichen Hütte oder in einem geräumigen Steinhause wohnt, ob er sich der „alleinseligmachenden" englischen Sprache zu bedienen weiß, oder nur sein barbarisches Navajo spricht, macht wenig aus. Die christliche Zivilisation besteht eben nicht in solchen Aeußerlichkeiten, und Erziehung ohne Religion hat leider ein Geschlecht herangebildet — glücklicherweise ist es gering an Zahl — worauf die bessere Klasse der „Ungebildeten" nur mit Geringschätzung herabsieht. Daß die Navajos mehr Hoffnung auf unsere Schule setzen, zeigt sich dadurch, daß gerade die Besseren ihre Kinder zu uns schicken. Uebrigens ist es in dieser ganzen Gegend kein Geheimniß und ist auch dem Indianer-Agenten und den Regierungs-Angestellten wohlbekannt, daß wir uns das volle Vertrauen der Navajos erworben.

Während ich dieses schrieb brachte der Indianer-Agent die Superintendentin aller Indianer-Schulen der Union, Fräulein Estelle Reel, zum Besuche nach unserer Schule. Dieselbe scheint den katholischen Indianer-Schulen sehr gewogen zu sein und sprach ihre Genugthuung darüber aus, daß die frühere Unduldsamkeit rasch am Schwinden sei. Auch erwähnte sie mehrere Fälle, von denen mir einige bekannt waren, in denen das Indianer-Departement einigen bigotten Seelen das Handwerk gelegt. Auch war sie voll des Lobes für den hochw. Vater Ketcham, Direktor des Bureaus für katholische Indianer-Missionen. Der Indianer-Kommissär Jones hat übrigens vor einigen Tagen sein Amt niedergelegt, und ist dessen Nachfolger in der Person des Herrn Francis E. Leupp schon ernannt. Hoffentlich ist es ein Wechsel zum Besseren!

Zum Schlusse möchte ich noch die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß der protestantische Prediger zu Fort Defiance an die Regierung ausverkauft hat und das Feld räumen wird. Es freut uns natürlich, daß er, statt an eine andere Denomination — er hatte nämlich mit den Presbyterianern Unterhandlungen angeknüpft — an die Regierung ausverkauft hat. Es hatte ihn sehr pikirt, daß wir dort religiösen Unterricht ertheilen durften, und daß er unter dem jetzigen Regimente nicht mehr Rechte und mehr Unterrichtsstunden erhalten könnte, als man uns gestattet hatte. Vadat in pace!

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Unter obigem Titel geben wir die Bekehrungsgeschichte und Lebensskizze von Personen, die in unserm Lande zur katholischen Religion übergetreten sind, und, was die Reihenfolge anbelangt, richten wir uns nach dem Jahre, in welchem der Uebertritt geschehen ist. Für solche, die es interessiren mag, bemerken wir, daß dies die Fortsetzung ist von „Hervorragende Konvertiten in den Vereinigten Staaten" („Sendbote", 1896 und 1897) und „Unsere Konvertiten in Wort und Beispiel" (1899 bis 1904).

James Frederic Wood,

fünfter Bischof und erster Erzbischof von Philadelphia, wurde am 27. April 1813 in derselben Stadt an der Ecke der Zweiten und Chestnut Straße von englischen Eltern geboren. Sein Vater, in Manchester, England, geboren, war Kaufmann und Importeur, der Waaren vom Ausland bezog, und seine Mutter entstammte einer guten Familie von Gloucestershire. Sein Vater schickte ihn zuerst in eine Elementar-Schule an der Dock Straße, und dann nach Glouceſter und H. Mary de Crypt, wo er fünf Jahre fleißig studirte. Nach seiner Heimkehr besuchte er noch eine Privatschule, wo er in den höheren Zweigen der Wissenschaft Unterricht erhielt.

Seine Eltern waren Episkopalen, schlossen sich aber später den Unitariern an. Hatten sie schon vorher vom positiven Christenthum wenig bewahrt, so wurden sie nunmehr ganz ungläubig und leugneten selbst die Gottheit Christi. Nachmals traten sie wieder zu den Episkopalen zurück, um sie abermals zu verlassen. Welcher Art demnach die Erziehung des jungen Wood war, läßt sich leicht schließen. Und doch hatte ihn Gott zu einem Führer und Hirten der Kirche ausersehen.

Im Jahre 1827 kam derselbe, zwar noch jung, aber schon geschäftlich gebildet, mit den besten Empfehlungen nach Cincinnati, wo er ohne Schwierigkeit in einer Zweig-Bank der Vereinigten Staaten eine Anstellung als Buchführer von Zahlungsanweisungen (check-clerk) erhielt. Er entsprach in dem Maße allen Anforderungen und Pflichten dieser verantwortlichen Stellung zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, so daß er im Jahre 1833 in der alten Franklin Bank an der Dritten Straße, die noch besteht (damals schon mit einem Kapital von einer Million) als Kassengehilfe angestellt wurde. Im Jahre 1836 wurde er zur Stelle eines Kassiers, der wichtigsten in der

Bank, befördert. Diese geschäftliche Heranbildung und Tüchtigkeit Wood's erwies sich später als sehr vortheilhaft in der Verwaltung der kirchlichen finanziellen Angelegenheiten.

Dabei war er nicht ganz und gar Geschäftsmann, sondern gerade um diese Zeit, als sein Geist in finanziellen Problemen befangen war, befaßte er sich, was das Geistige anbelangt, angelegentlichst mit der Forschung nach der religiösen Wahrheit. Seine Klugheit und Gewissenhaftigkeit, die er in seiner geschäftlichen Stellung an den Tag legte, ließen ihn bald (er war Unitarier) die Unhaltbarkeit des Protestantismus erkennen und führte ihn zur wahren Religion. Nicht nur durch Studium und reifliche, unbefangene Erwägungen, sondern auch durch eifriges Gebet, gelangte er mit der Gnade Gottes zum Entschluß, die damals hierzulande sehr verachtete katholische Religion anzunehmen. Am 7. April 1836 wurde er von Bischof Purcell getauft und am Ende des Jahres empfing er von demselben das heilige Sakrament der Firmung. Wie leicht ersichtlich, fehlte es nicht an schweren Opfern, die er bei diesem Schritte bringen mußte. Nicht nur von Seiten seiner Freunde, sondern sogar seiner nächsten Verwandten erlitt er Verachtung, Schmähung und sogar direkte Verfolgung. Im folgenden Jahre (1837) verzichtete er auf seine Stelle als Kassier in der Bank, und da er den Beruf zum Priesterstand in sich fühlte, begab er sich im Oktober nach Rom, wo er nach einigen Monaten im irischen Kolleg (das amerikanische bestand noch nicht) unter Leitung des Dr. Cullen, des nachherigen Kardinal-Erzbischofs von Dublin, einen siebenjährigen Kursus in den theologischen Studien an der Propaganda mit glänzendem Erfolge durchmachte. Wegen seiner Ordnungsliebe und Menschenkenntniß erfolgte bald seine Ernennung zu der wichtigen Stellung eines Präfekten der Disziplin; Tüchtigkeit und Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner neuen Pflichten ließen ahnen, daß er zu späteren, noch weit wichtigeren Aemtern in der Kirche berufen sei. Er führte die Aufsicht, wie in seinem spätern Leben die Leitung seiner Diözese, mehr mit Mitteln der Liebe und Freundschaft, als mit denen der Einschüchterung und Strenge. Die Beobachtung der Statuten und Gesetze erleichterte er durch seinen wohlwollenden persönlichen Einfluß, und seine Autorität brachte er durch Güte und richtigen Takt zur Geltung. Er war in hohem Grade billig und gerecht; seine Unparteilichkeit wurde von Allen anerkannt. Darauf bedacht, seine Untergebenen mit sich auf dieselbe Stufe zu stellen, fand er bei Allen bereitwillige Folgeleistung. Seine Rathschläge, Mahnungen und Entscheidungen gaben den Ausschlag. — In dieser seiner Stellung an der Propaganda machte er sich viele junge Geistlichen zu Freunden, und unter den ausgezeichneten Männern in der Kirche von Amerika, deren Bekanntschaft und Freundschaft er damals sich erwarb und späterhin durch's ganze Leben bewahrte, mögen hier Erwähnung finden: Msgr. Corcoran, später der Präsident des theologischen Seminars zu Philadelphia; Bischof Lynch von Charleston, und Bischof O'Connor von Omaha.

Am 25. März, am Feste Mariä Verkündigung, im Jahre 1844, wurde er von Kardinal Fransoni, dem Präfekten der Propaganda,

zum Priester geweiht.*)

Nach einigen Monaten kehrte er in sein Geburtsland und zwar nach Cincinnati zurück, da Bischof Purcell ihn nach Rom geschickt und in die Zahl seiner Diözesanpriester aufgenommen hatte. Er wurde Assistent an der Kathedrale, und hier wirkte er zehn Jahre lang unter den Augen seines Oberhirten mit großem Erfolg, worauf er zum Pfarrer der hiesigen St. Patricks Gemeinde ernannt wurde, in welcher Stellung sich die schönen Eigenschaften seines Charakters und sein Verwaltungstalent vortheilhaft zeigten. Allenthalben machte sich sein Einfluß fühlbar. Er zeichnete sich aus durch energische Thätigkeit und außerordentlichen Eifer. Sein Gehilfs-Priester war der tüchtige und liebenswürdige Dr. Quinlan, nachheriger Bischof von Mobile, der bezeugte, daß Vater Wood wegen seiner Klugheit, Besonnenheit und Geschäftskenntniß allgemein geachtet wurde. Er pflegte zu sagen: „Wir lassen ihn seinen Weg gehen; denn schließlich haben wir eingesehen, daß er doch im Rechten ist." — „Als Pfarrer," berichtet ein Anderer, „wirkte Vater Wood, in der Zeit und außer der Zeit, zum Wohle seiner Gemeinde. Er ging auf der Stelle, wenn ein Krankenruf kam, und zu jeder Stunde der Nacht eilte er an das Lager der Sterbenden, ohne Rücksicht auf Unbequemlichkeiten, so groß diese auch sein mochten. Seine größte Freude war es, wenn er einen neuen Bürger für den Himmel gewann. Er war allgemein beliebt, besonders bei den Armen, mit welchen er stets freundlich und liebevoll umging." Was besonders zu bemerken ist — er war ein großer Freund der Deutschen, und pflegte vertrauten Umgang mit dem hochw. Herrn J. H. Lüers, Pfarrer der St. Josephs Kirche (später der erste Bischof von Fort Wayne), und mit P. Wilhelm Unterthiner, O. F. M., an der St. Johannes Kirche.

Im Jahre 1855 stattete der heiligmäßige Bischof J. N. Neumann von Philadelphia auf dem Konzil von Baltimore Bericht ab von dem blühenden Zustand seiner Diözese, die damals den ganzen Staat Pennsylvania, den westlichen Theil von New Jersey und den ganzen Staat Delaware umfaßte — ein Gebiet, das jetzt in sieben Diözesen eingetheilt ist. Er legte dar, wie das rasche Steigen der Anzahl von Katholiken und Kirchen die Theilung der Diözese erheische, und machte den Vorschlag, beim päpstlichen Stuhl um die Errichtung von Bischofssitzen in Pottsville und Wilmington anzuhalten. In seiner Bescheidenheit war er überzeugt, in Philadelphia würde ein tüchtiger Mann, im Lande geboren, mehr wie er, die Gläubigen aneifern und bei feierlichen Gelegenheiten besser auftreten können. Auch schon wegen geschwächter Gesundheit sei er seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen, und er gab sich der sichern Hoffnung hin, er würde dann nach Pottsville versetzt werden. Papst

*) Der hochw. Herr Klemens Hammer, damals Assistenz-Priester an der hiesigen St. Marien-Kirche, war im Jahre 1844 auf seiner Reise nach Europa in Rom, und in einem Schreiben an dem hochw. Herrn Ferneding, Pfarrer derselben Kirche, bringt er folgende Notiz: „Auch hochw. Herrn Wood aus Cincinnati, derzeit noch in der Propaganda, habe ich gesprochen; er hat vor 12 Tagen sein erstes heiliges Meßopfer gefeiert, und wird in zwei Monaten nach Hause reisen. — Unser hochw'ster Herr Bischof kann sich auf diesen frommen und gelehrten Priester freuen."

Pius IX. jedoch hielt die Theilung der Diözese noch nicht für angezeigt und beschloß, ihm einen Koadjutor zu geben; und hierzu wurde wegen der schwierigen finanziellen Lage der Diözese und der Wichtigkeit des Sitzes der hochw. Herr J. Fr. Wood ausersehen. Demnach empfing derselbe 21 Jahre nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, 13 Jahre nach seiner Priesterweihe und nach einer dreijährigen wirksamen Thätigkeit als Pfarrer der St. Patricks Kirche die päpstlichen Bullen, die ihn zum Bischof von Antigone, in partibus infidelium, und zum Koadjutor des Bischofs von Philadelphia ernannten.

Eine Erklärung des Titels in partibus infidelium wird nicht ohne Interesse sein. — Alle alten Bisthümer, die in jenen, hauptsächlich von Muhamedanern eroberten Ländern thatsächlich noch existirten, wurden von Bischöfen vom Auslande aus verwaltet, denen es nicht gestattet war, selbst innerhalb der Grenzen ihrer Diözese zu verweilen. Im Verlaufe der Zeit gingen diese Bisthümer, da es in denselben keine Christengemeinden mehr gab, ganz ein, und dann wurden Apostolische Vikare, Koadjutoren, Weihbischöfe, Apostolische Delegaten und päpstliche Nunzien, die selber keine Bisthümer zu verwalten hatten, nach jenen alten Diözesen benannt. Dieser Gebrauch datirt sich von Papst Leo IX. her, der vom Jahre 1513 bis 1521 die Kirche leitete; während Papst Gregor der Große schon Illyrien Bischöfe gab, denen er aber vorläufig vakante Sitze in Italien anwies, bis sie in ihre eigentliche Diözesen einziehen konnten. Titular-Bischöfe wurden ernannt für solche Gegenden, wo es zwar noch Christengemeinden gab, aber die ursprünglichen bischöflichen Sitze für die Kirche verloren gegangen waren. Der obengenannte Titel wurde auch den Oberhirten von Katholiken gegeben, die mehr oder weniger von einer protestantischen Regierung in ihren Religionsübungen gehemmt waren. So wurden z. B. die amerikanischen Kolonien anfänglich von einem Apostolischen Vikar in England verwaltet, bis zur Weihe des ersten Bischofs Carrol von Baltimore. Solche Titular-Bischöfe können den allgemeinen Kirchenversammlungen (Konzilien) beiwohnen, sind aber nicht verpflichtet, ihre Besuche ad limina Apostolorum (nach Rom) zu machen, da sie keine Diözesen haben, darüber Bericht zu erstatten. Die größte Anzahl dieser alten, eingegangenen Diözesen ist in Kleinasien und Afrika; doch war Antigone in Illyrien, Griechenland. Am 28. Februar 1882 hat Papst Leo XIII. diese alte Form der Ernennung von Bischöfen in partibus infidelium aufgehoben.

Ein denkwürdiger Tag

für die Katholiken der Stadt Cincinnati war der Sonntag, der 26. April 1857, besonders für jene, welche der prachtvollen Feier einer Bischofsweihe in der Kathedrale beiwohnen konnten. Nicht nur der hochw. Herr James Frederic Wood wurde zum Bischof geweiht, sondern auch der hochw. Herr Heinrich Damian Junker von Dayton, Ohio; beide waren den Katholiken Cincinnatis bekannte Persönlichkeiten — der erstere, wie wir wissen, der Pfarrer der St. Patricks Kirche, und der letztere war der erste, von Bischof Purcell geweihte Priester und der erste Seelsorger an der hl. Dreifaltigkeits Kirche.

Schon früh Morgens zeigte sich reges Leben auf den Straßen; im Festgewande lenkte alles seine Schritte nach der erzbischöflichen Kathedrale. Schönes Wetter begünstigte den Tag des Herrn. Im Dome prangte der Hochaltar von kararischem Marmor im Schmucke natürlicher Blumen und flimmernder Kerzen. Gedrängt voll waren die Hallen des prächtigen Gotteshauses und in gespannter Erwartung harrten die Andächtigen auf das Eintreten der hochwst. Bischöfe. Rauschende, schmetternde Musik begrüßte die beiden Kirchenfürsten, die in reichem Ornate, in einer langen Prozession zum Altare schritten; voran das große vergoldete Kreuz, dann die Seminaristen; 37 Priester und 10 auswärtige Bischöfe zogen durch das Hauptschiff und warfen sich im Presbyterium vor dem Allerhöchsten nieder, worauf zuerst die päpstlichen Bullen verlesen wurden — für den hochwst. Herrn Koadjutor Wood vom hochw. Herrn Dr. Rosenkranz, und für den hochwst. Herrn Junker, ersten Bischof von Alton, vom hochw. Herrn Klemens Hammer. Darauf folgten die übrigen feierlichen und imposanten Zeremonien, wie sie von der Kirche vorgeschrieben sind.

Nach dem Gottesdienste sammelten sich englische und deutsche Katholiken im Basement der Kathedrale. Erzbischof Purcell hielt zuerst eine Anrede an die Anwesenden. Tief bewegt drückte er den deutschen Katholiken Cincinnatis seine Freude und seinen Dank aus für ihre Theilnahme und ihre thätige, katholische Gesinnung; er spendete denselben unbedingtes Lob, indem er bemerkte, er hätte während seiner 24jährigen Amtsverwaltung nie bessere Katholiken gefunden, als die deutschen Katholiken von Cincinnati. Ueberall, bei jeder Gelegenheit seien sie mit thatkräftiger Liebe eingestanden. Gott möge ihnen dafür seinen reichlichsten Segen verleihen. Dabei traten ihm Thränen in die Augen und erstickten seine Stimme. Er vermochte vor Rührung nicht weiter zu reden.

Bischof Junker erhielt von den deutschen Katholiken einen schönen Kelch, und Bischof Wood von der St. Patricks Gemeinde ein goldenes Kreuz und Kette zum Geschenk. Außerdem wurden ihm von mehreren Privatpersonen sehr werthvolle Sachen geschenkt, unter andern von einem bemittelten Katholiken der Stadt Cincinnati die Summe von $1000. — In Begleitung des Bischofs Neumann, der bei dieser Gelegenheit das einzige Mal in Cincinnati war, reiste der neugeweihte Bischof nach Philadelphia ab.

Hier wurde er von den Geistlichen und Laien der Diözese mit großer Freude empfangen, die von seiner Tüchtigkeit und Thätigkeit das Beste für das Wohl der Diözese hofften. Dieselbe zählte bei seiner Ankunft 131 Kirchen und 17 Missions-Stationen, 137 Priester, 4 Kollegien und ebenso viele Akademien. Der Ausübung seiner neuen Pflichten oblag Bischof Wood alsbald mit gewohnter Energie. Er hielt bischöfliche Visitationen und spendete die hl. Firmung. Insbesonders übernahm er die Verwaltung der finanziellen Angelegenheiten der Diözese, während Bischof Neumann sich mehr dem geistigen Wohle derselben widmete. Eine Versammlung von Geistlichen wurde gehalten, in welcher Bischof Neumann ankündigte, daß er die Leitung des Baues der neuen Kathedrale ganz und gar seinem Koadjutor überlasse. Schon sein

Vorgänger, Bischof Kenrick, hatte am 6. September 1846 den Grundstein gelegt und den Bau begonnen, der aber wegen Geldmangels öfters unterbrochen werden mußte. Unter Bischof Wood jedoch ging das Werk schneller seiner Vollendung entgegen. Seine Hilfsquellen schienen bei diesem Unternehmen, wie auch bei andern derartigen zu wachsen. Er organisirte alsbald die Kathedral-Gemeinde, wodurch großentheils der Bau beschleunigt wurde. Er besorgte ferner die Förderung anderer Werke, die schon angefangen waren, wie auch vieler anderer, die noch in Angriff genommen werden sollten; nebst der Kathedral-Kapelle errichtete er neue Kirchen, Klöster, Schulen, Kollegien, Anstalten der christlichen Nächstenliebe, und ordnete systematisch die Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten der Diözese. Er vermehrte die Arbeitskräfte des Bisthums in hohem Grade durch weitere Einführung von religiösen Orden und Genossenschaften von Männern und Frauen.

Der Bau der Kathedrale ging im Jahre 1858 rasch voran, so daß die Mauern vollendet wurden. Der Schlußstein wurde am 13. September 1859 gesetzt, und die Katholiken von Philadelphia erschienen in großer Menge, um der Einsegnung und Erhebung des Kreuzes unter Leitung des Bischofs Neumann beizuwohnen. Bischof Martin Spalding von Louisville hielt eine beredte und meisterhafte Predigt über das Kreuz, worauf Bischof Wood dasselbe einsegnete. Bischöfe und Geistliche zogen dann in Prozession um die Kathedrale, worauf unter freudigem Jauchzen und Jubeln der Menge das Kreuz erhoben und auf dem Giebel an seine Stelle gesetzt wurde.

Am 5. Januar 1860 schien Bischof Neumann leidend zu sein, ging jedoch seinen gewöhnlichen Geschäften nach und bei der Mittagsmahlzeit war er wieder munter und heiter. Nach derselben bemerkte er einem Redemptoristen-Pater gegenüber, der auf Besuch gekommen war: „Ich habe heute ein eigenthümliches Gefühl, wie noch nie zuvor. Ich habe noch einen Ausgang zu machen, um ein kleines Geschäft zu besorgen; ich denke, die frische Luft wird mir wohl thun.“ Demgemäß verließ er das Haus, um Papiere zwecks Erwerbung von Kircheneigenthum zu unterschreiben; aber auf dem Heimwege fing er an zu wanken und fiel auf die Stufen einer Privatwohnung nieder. Man trug ihn alsbald in das Haus hinein und rief Aerzte herbei; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich; „einige tiefe Athemzüge und die schöne Seele hatte die irdische Hülle verlassen.“ Am folgenden Montag fand das Leichenbegängniß statt, wobei Bischof Wood das Begräbnißamt hielt.

Mit dem Tode des Bischofs Neumann wurde er nun der Oberhirt der Diözese, und in der folgenden Nummer werden wir seine weise und thatkräftige Verwaltung derselben schildern.

Als man den berühmten Feldherrn Iphikrates († 350 v. Chr.) von Athen fragte, was die Klugheit sei, gab er zur Antwort: „Sie ist weder Gold noch Silber, weder Gesundheit, weder Reichthum, weder Stärke, noch Schönheit. Und was ist sie denn? Der gute Gebrauch von allen diesem.“

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Die Missionäre trugen mehr zur Begründung der spanischen Herrschaft in Südamerika bei, als kühne Entdecker und Eroberer. — Deshalb wurden sie von der spanischen Regierung bereitwillig unterstützt. — Wirken der Missionäre im 16. und 17. Jahrhundert. — Die ersten Glaubensboten in Venezuela. — Die Deutschen in diesem Lande. — Erfolgreiche Missionen der Dominikaner, Augustiner, Jesuiten und Kapuziner. — Entdeckung Neu-Granadas. — Gründung von Santa Marta und Cartagena. — Segensreiche Wirksamkeit der Dominikaner und anderer Missionäre. — Bau der Kathedrale zu Bogota. — Zwei Heilige. — Deutsche Jesuiten. — Die wilden Kariben. — Sie sind sehr kriegslustig. — Körpergestalt. — Geistige Anlagen. — Die alten Kariben zeigten Kunstsinn. — Ihre Laster und Tugenden. — Bußwerke. — Die Ameisenprobe. — Religion der Kariben.

Im sechzehnten Jahrhundert hat sich die spanische Herrschaft über unermeßliche Länder des neuentdeckten Welttheils ausgebreitet. Doch hat nicht das Schwert habsüchtiger und grausamer Eroberer dieses große Werk vollbracht. Die friedlichen Bestrebungen der katholischen Missionäre trugen wahrlich mehr als die gräuelvollen Siege der spanischen Heerführer dazu bei, Spaniens Herrschaft in Amerika zu begründen. Nur den unermüdlichen Anstrengungen der katholischen Missionäre gelang es, den gewinnsüchtigen Ansiedlern mildere und gerechtere Gesinnungen gegen die Indianer einzuflößen und die eingeborene Bevölkerung durch Einführung einer bessern Gesittung vor gänzlichem Untergange zu bewahren und zu schützen. Diese Sendboten des Glaubens eilten in zahlreichen Schaaren herbei, um den armen Indianern das Evangelium zu predigen, indem sie sich unter denselben niederließen, die Landessprachen erlernten, für diese Sprachen Wörterbücher und Sprachlehren verfaßten und für die geistige Ausbildung der Eingeborenen in jeder Beziehung Sorge trugen. Sie waren bemüht, die Indianer in Ortschaften zu sammeln und sie durch den Bau von Kirchen, Krankenhäusern und Schulen für ein geordnetes Leben zu gewinnen. Vor Allem aber traten sie in die Schranken, um den Eingeborenen die persönliche Freiheit und die bürgerliche Gleichstellung mit den europäischen Ansiedlern zu verschaffen. Sehr vieles wurde schon im sechzehnten Jahrhundert in allen diesen Beziehungen erreicht.

Doch blieb im siebzehnten Jahrhundert noch unendlich viel zu thun übrig, sollten einerseits die bekehrten Indianer nicht in ihre frühere Verwilderung zurückfallen und andererseits die zahlreichen noch heidnischen Indianerstämme, die auf einem unermeßlichen Raume, meist in dichten Urwäldern und auf

unzugänglichen Gebirgen zerstreut lebten, aufgesucht und einer christlichen Gesittung zugefügt werden. Die Herrscher Spaniens konnten darüber nicht in Zweifel sein, daß nur die katholische Kirche im Stande war, eine so ungeheuere Aufgabe zu lösen. Sie hatten auch bisher die versittlichenden Bestrebungen der Kirche bereitwillig unterstützt, indem sie den Missionären freie Ueberfahrt auf Staatsschiffen gewährten, denselben zu Schulstiftungen und andern Missionszwecken reichliche Mittel zur Verfügung stellten, im Interesse der Missionen und zum Schutze der Indianer heilsame Gesetze erließen und in dem Maße, als das Evangelium verbreitet wurde, die neuen Pfarreien und Bisthümer votirten. Mit gleicher Bereitwilligkeit unterstützte die spanische Krone auch im siebenzehnten Jahrhundert die apostolischen Arbeiten der Missionäre in Südamerika; die katholische Kirche aber fuhr fort, das Licht des Glaubens in den Finsterniſſen des Heidenthums leuchten zu lassen und selbst die rohesten Wilden einer milden, christlichen Gesittung zuzuführen.

Von Westindien aus verpflanzte sich das Christenthum frühzeitig nach dem südamerikanischen Festlande. In Venezuela landeten schon 1508 die ersten Missionäre aus dem Franziskanerorden. Den Namen Venezuela, d. h. Klein-Venedig, erhielt dieser Küstenstrich im Jahre 1499. Bei der ersten Untersuchungsfahrt nämlich fanden die Schiffer im Osten des Sees Maracaibo eine mitten im Wasser auf Pfählen erbaute indianische Ortschaft; diese nannten sie Venezuela, Klein-Venedig, und von da aus erhielt das ganze Land diesen Namen und führt ihn bis heute.

Einer der ersten Versuche, dort Kolonien zu gründen, steht in enger Beziehung zu Deutschland; denn Kaiser Karl V. übergab im Jahre 1526 den bekannten Welsern zu Augsburg einen Theil des Landes mit dem Rechte, Eroberungen zu machen, die etwaigen Minen auszubeuten und die Indianer zu deren Bearbeitung zu zwingen; nur sollten sie sich die Ueberwachung des Landes angelegen sein lassen und binnen drei Jahren dort zwei Städte und drei Festungen anlegen. Doch die Deutschen, größtentheils Lutheraner, darunter Nikolaus Fledermann aus Ulm, der durch kühne Entdeckungs- und Eroberungszüge sich einen Namen gemacht hat, trieben die Grausamkeit und Habsucht gegen die Eingeborenen noch weiter als die Spanier und vernachlässigten aus Raubgier und Geldbursi auch die Ansiedlung des Landes. Deshalb ward ihnen nach zwanzig Jahren vom Kaiser das Land wieder abgenommen und wurden die ertheilten Rechte zurückgezogen.

Während spanische und auch deutsche Abenteuerer in diesen Gegenden das fabelhafte Goldland aufzufinden hofften und die armen Eingeborenen mißhandelten, durchzogen die Glaubensboten gleichfalls die neuerschlossenen Länder und pflanzten das Kreuz auf. Den Franziskanern gesellten sich die Dominikaner bei. Nicht selten mit eigener Lebensgefahr suchten sie die Stämme der Indianer auf, und trotz der Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihnen gerade von dem wüsten Treiben der Spanier bereitet wurden, gelang es ihrem glühenden Eifer und ihrer aufopfernden Nächstenliebe, in mehreren Gegenden von Venezuela zahlreiche Christengemeinden zu gründen. Durch Anlegung von Klöstern und durch Errichtung von Unterrichtsanstalten waren

sie bemüht, für das Bekehrungswerk und die Zivilisation der Indianer bleibende Grundlagen zu bilden. Hierzu erwirkten sie die königliche Bestätigung; sie war nothwendig, um die Thätigkeit der Missionäre vor den Launen und Uebergriffen der spanischen Militär-Kommandanten zu schützen. Um das Jahr 1570 hatten die Dominikaner allein 170 Indianer-Gemeinden in den Landstrecken des heutigen Venezuela und Neu-Granada; man zählte vor Ende des sechszehnten Jahrhunderts in den indianischen Dorfschaften an 300 Kirchen und Kapellen. Das Jahr 1571 brachte der Mission neue Kräfte. Die Augustiner und Franziskaner theilten von da an mit den Dominikanern die Arbeiten und Mühen des Indianerapostolates, aber auch dessen Segen und Erfolge. Bald schloß sich den ältern Orden auch die erst erstandene Gesellschaft Jesu an. Ferner gesellten sich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den apostolischen Arbeitern in Venezuela die Kapuziner von Aragonien und Katalonien bei, und verbreiteten Gesittung und Christenthum unter den wilden Indianerstämmen des untern Orinoko. Martyrerblut weihte hier ebenfalls den Boden ein. An den Ufern des Orinoko gründeten die Jesuiten Christengemeinden, die zwar mehrmals von den menschenfressenden Kariben zerstört wurden, aber trotzdem durch die Ausdauer und das Geschick der Missionäre bald wieder in Blüthe standen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gewann besonders die Kapuziner-Mission in Venezuela an Ausdehnung und Bedeutung.

Kurz nachdem Kaiser Karl V. Venezuela den Augsburger Welsern verpfändet hatte, wurde auch das angrenzende Neu-Granada in den Kreis der Missionsthätigkeit gezogen. Die deutschen Landsknechte, welche dort unter Ambros Dolfinger und Georg von Speier hausten, überboten an Grausamkeit noch die Spanier; eine verzweifelte Erhebung der Indianer machte ihrem Regimente im Jahre 1548 ein Ende, und noch lange, nachdem die Spanier wieder in den Besitz des Landes gekommen waren, blieb es öde. Nicht das gleiche Schicksal hatte Neu-Granada, weil sich hier die katholischen Missionäre schützend zwischen die Eingeborenen und die grausamen Unterwerfer stellten, wenn sie auch leider manche blutige Grausamkeit nicht verhindern konnten. Am 29. Juli 1529 entdeckte das spanische Kriegsschiff „St. Joseph" unweit der Mündung des Magdalenen-Stromes eine Bucht mit günstigem Hafen, und man legte sofort den Grund zur ersten Stadt des Landes, das später den Namen Neu-Granada erhielt. Zur Ehre der Heiligen, an deren Fest sie landeten, hießen sie Stadt und Bucht Santa Marta. An Bord des Schiffes war P. Thomas Ortiz mit einer Schaar Dominikaner. Der Kapitän des Schiffes nahm für die spanische Krone Besitz von dieser Küste; die Missionäre errichteten einen Altar und feierten die heilige Messe zum Staunen der Eingeborenen, die in friedlichen Gruppen den Altar und die betenden Ankömmlinge umstanden. Die neue Stadt nahm einen so raschen Aufschwung, daß bereits noch zwei Jahren dieselbe zum Bischofssitze erhoben wurde. Das Dominikaner-Kloster von Santa Marta war der Stützpunkt der heldenmüthigen Thätigkeit und die Heimstätte der seeleneifrigsten Glaubensboten. Gleich zu Anfang drangen die Dominikaner von Santa Marta aus muthig in den Ur-

wald vor, bauten kleine Missionsstationen und sammelten die Wilden um sich zum Unterricht. Das Jahr 1533 brachte die Gründung von Cartagena. Peter de Heredia fand 180 Seemeilen westlich von Santa Marta in einer großen Bai, welche den herrlichsten Hafen bildete, eine Insel. Auf dieser wurden die Fundamente der neuen Stadt gelegt, welche bald die bedeutendste Niederlassung an der Küste Neu-Granadas wurde. Dominikaner eilten von Santa Marta herbei und gründeten auch hier ein Kloster; eine Schaar von bekehrten Indianern, welche sie mit sich brachten, halfen den Spaniern bereitwillig beim Baue der Stadt.

Während der nächsten zwei Jahrzehnte breitete sich das Christenthum über einen großen Theil Neu-Granadas (seit 1861 Columbia genannt) aus. Um das Jahr 1551 wurde in Santa Fe (Bogota) auch ein Franziskaner-Kloster gegründet; Unterrichtsanstalten wurden eröffnet, zu Tunja sogar eine Hochschule. Im Jahre 1553 legte der Bischof von Santa Marta den Grundstein zur Kathedrale von Bogota. Einen Tag und eine Nacht hatte er im Gebete zugebracht, ohne Jemanden seine Absicht mitzutheilen; dann ging er zum nächsten Steinbruch, nahm einen schweren Stein auf seine Schultern und trug ihn zur Baustätte. Geistlichkeit und Volk folgten seinem Beispiele und mit vereinten Kräften erhob sich der Gottesbau.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war das Christenthum begründet, wenn auch viel fehlte, daß seine Herrschaft eine allgemeine gewesen wäre. Von dem Geize, der Habsucht und Grausamkeit der fremden Abenteuerer gereizt, empörten sich von Zeit zu Zeit manche der bekehrten Stämme; zu den meisten aber war das Licht des Evangeliums noch gar nicht gedrungen, und auch in den neuen Christengemeinden mußte noch viel gearbeitet, viel erduldet werden, bevor die Lehre des Gekreuzigten im Herzen der Wilden tiefe Wurzeln faßte. Neue und zahlreichere Arbeiter kamen und setzten das begonnene Werk fort. Unter ihnen glänzt durch seltene Tugend, außerordentliche Wundergabe, große Erfolge ein Heiliger aus dem Dominikanerorden, der hl. Ludwig Bertrand, welcher mit Recht den Titel „Apostel von Neu-Granada" erhalten hat. In diesem Lande wirkten auch der hl. Peter Claver, S. J., der Apostel der Negersklaven, und der berühmte Las Casas, O. S. D.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert wirkten die Jesuiten in Neu-Granada als erfolgreiche Missionäre. Besonders berühmt waren die blühenden Llanos-Missionen im Westen. Dortselbst arbeiteten namentlich viele Deutsche, z. B. die PP. Steigmiller, Edeler und Andere, die nicht einmal in den ausführlichsten Geschichtswerken über katholische Missionen in Südamerika genannt werden, von welchen wir interessante Berichte bringen werden, die wir einem alten Werke entnehmen. Einzelheiten ihres Vorlebens sind zwar nicht bekannt, aber nach ihren Namen zu urtheilen, waren es Deutsche, wie z. B. PP. Christoph Rüedl, Caspar Pöck, Heinrich Richter, Samuel Fritz, Georg Brandt, Anton Sepp, Wenzel Breyer, Karl Haimhaußen, Nikolaus Meges, Karl Rechberg, Michael Choller, Nikolaus Schindler, Johann Treyer, Innozenz Erber,

Michael Herre, Dominik Mair, Heinrich Peschke, Matthias Strobel, Franz Märkl, Joseph Kroph, Fr. X. Dierrheim, Johann Rohr etc.

Der Wirkungskreis dieser deutschen Missionäre lag zunächst in den beiden großen Ländern Venezuela und Columbia (im Vergleich mit unserm Staat Ohio ist das erstere 14 Mal und das letztere 12 Mal so groß), und das Volk, an dessen Bekehrung sie arbeiteten, waren die wilden Kariben. Es war das ein kriegerischer, unternehmender Stamm. Selbst die Weiber der Kariben kämpften mit zäher Ausdauer, was vielleicht die Sage von den Amazonen Südamerikas erklärt. Zur Vollmondszeit pflegten sie ihre Kriegszüge zu unternehmen; dabei hatten sie es auf Ueberfälle bei der Morgendämmerung abgesehen. Um den Feind zu verwirren, warfen sie Brände auf seine Hütten und griffen dann mit vergifteten Pfeilen, mit Keulen und Wurfspießen an. Ihre Verwundeten und Todten pflegten sie mit großer Tapferkeit aus den Händen des Feindes zu befreien; getödtete Gegner verzehrten sie auf der Wahlstatt, Gefangene schleppten sie mit, um sie bei ihren Siegesgelagen zu schlachten. Der Tapferste erhielt das Herz.

Schön waren die Kariben nicht — dasselbe gilt von denselben Wilden in unserer Zeit. Sie haben rohe, abstoßende Gesichtszüge. Der Körper ist aber stark und muskulös gebaut. Ihre Hautfarbe ist dunkler als die der übrigen Indianer. Man hält sie für grenzenlos rachsüchtig. Die Blutwache gilt ihnen als heilige Pflicht; sie üben aber dieselbe nicht offen mit der Waffe in der Hand, sondern heimtückisch durch Gift. Aus der Wurzelknolle einer giftigen Arumart bereiten sie das tödtliche Pulver und schleichen dann dem Opfer nach, bis sie es im Schlafe überraschen. Nun streuen sie das Gift dem Schlummernden auf die Lippen, daß er es mit dem Athem einziehe. Heftiges Brennen in den Eingeweiden, unlöschlicher Durst stellen sich ein und binnen vier Wochen stirbt der Vergiftete eines sichern und qualvollen Todes. Oft muß auch ein vergifteter Pfeil, aus dem Hinterhalt abgeschossen, den Tod bringen.

Sonst sind die Kariben unter sich höflich und bescheiden; jüngere Leute erweisen den älteren Achtung, die Kinder ihren Eltern. Sie sind geschickt und geistig gut veranlagt, namentlich haben sie ein vortreffliches Gedächtniß und erlernen mit großer Leichtigkeit andere Indianer-Sprachen. Die zum Christenthume bekehrten Stämme an der Küste gehen anständig gekleidet; die heidnischen im Innern tragen kaum die allernothdürftigste Bedeckung. Doch trifft man eine Art Hemd von Bombast.

Obgleich kriegerisch gesinnt, zeigten die Kariben sich den Künsten des Friedens nicht abgeneigt. Ihre Weiber besorgten die Feldarbeit; sie pflanzten Mais, Yuka und Melonen. In der Gegend von Santa Marta bewässerten sie künstlich die Felder, preßten die Yuka-Wurzeln zwischen Steinplatten aus und formten sie zu kleinen Broden. Auch verstanden die Weiber Baumwolle zu spinnen und sehr feste und schöne Gewebe daraus zu fertigen. In Santa Marta fanden die Spanier große Baumwollenvorräthe, gut gewebte, gefärbte und mit mancherlei Thierbildern verzierte Zeuge. Doch scheinen die Wilden

dieselben weniger als Kleidung, welche beim männlichen Geschlechte beinahe ganz fehlte, denn als Schmuck gebraucht zu haben. Ihre Hütten waren reinlich, die kleinen Dörfer manchmal, z. B. in der Gegend von Cartagena, mit dreifachen Palliſaden umgeben. In Friedenszeiten trieben ſie einen ausgedehnten Handel, ſelbſt mit den Volksſtämmen am Amazonen-Strome, und ſollen ſich zu ihren Rechnungen einer Art Knotenſchnüre bedient haben. Die Spanier fanden in der Gegend von Santa Marta bedeutende Schätze, namentlich ſchöne gegoſſene Gold- und Silberarbeiten, welche die mannigfaltigſten Thiergeſtalten darſtellten. In der Nähe eines Tempels auf offenem Felde entdeckten ſie ſchön verzierte Grabgewölbe, in denen ſich eine Menge trefflich gearbeiteter Goldſachen fand.

Die Menſchenfreſſerei iſt ſchon erwähnt worden. Sie huldigten ſehr dem Trunke und berauſchten ſich mit einem Abſud von Caſſave, welche die alten Weiber zuerſt gekaut hatten; leider machten ſie durch die Europäer die Bekanntſchaft mit noch ſchlimmeren berauſchenden Getränken. Von ihrer Sittenloſigkeit und von der erniedrigenden Stellung des Weibes wollen wir ſchweigen. Dagegen genoß der Häuptling ein gewiſſes Anſehen; Tapferkeit wurde auch durch äußere Ehrenzeichen belohnt. Sehr merkwürdig iſt die Ueberzeugung, ſie könnten ihren Muth durch freiwillige Bußwerke, wie durch Faſten, Blutlaſſen und Geißelhiebe auf ihre Kinder übertragen. So mußte der Vater für ſeinen erſtgeborenen Sohn vierzig Tage hindurch faſten und wie ein Kranker längere Zeit in der Hängematte liegen. Auch ein ſehr ausführliches Abſtinenzgebot beobachteten ſie; Milch, Butter, Eier und Fett galten für unerlaubt. Fleiſch von Schweinen aßen ſie nicht, um nicht kleine Augen zu bekommen; von Schildkröten enthielten ſie ſich ebenfalls, um nicht deren Schwerfälligkeit zu erben.

Qualvolle Proben mußten die Knaben ablegen, bevor ſie unter die Männer aufgenommen wurden. Mit dem ſpitzen Schnabel des Tukans verſetzte man ihnen tiefe Wunden auf Arm und Bruſt. Ja, der ſogenannte Piai, Arzt, Hexenmeiſter und Prieſter, nahm eine wahrhaft unmenſchliche Folter mit den zu Prüfenden vor. In eine Art Sieb waren 60 bis 80 große Ameiſen derart eingezwängt, daß ihre Köpfe mit den Beißzangen ſich auf der einen Seite befanden. Man nahm dazu eine Gattung, von welcher ein einziger Biß ſchon heftigen Schmerz und ſtarke Geſchwulſt zur Folge hat. Nun reizte der Zauberer die ſo ſchon wüthenden Thierchen, und legten das Netz dem Jüngling auf den bloßen Leib. Natürlich biſſen ſich die Ameiſen raſend feſt. Wer nun bei dem grimmigen Schmerz dieſer Menge von Biſſen einen Wehelaut ausſtieß, ja auch nur das Geſicht verzog, wurde zurückgeſetzt, und mußte die Probe ein andermal von neuem beſtehen — zwanzigmal und noch öfter wurde die Marter wiederholt.

Dieſe Zauberer trieben bei ihnen ein ähnliches Unweſen wie die „Medizinmänner" bei den nordamerikaniſchen Wilden. Die Kariben ſollen an ein höchſtes Weſen geglaubt haben, ohne dasſelbe zu verehren; daneben nahmen ſie auch gute und böſe Geiſter an. Den letzteren ſcheinen ſie Opfer, manchmal ſogar Menſchenopfer dargebracht zu haben. Eine ihrer alten Stammſagen

enthält offenbar Anklänge an den Bericht der Bibel. „Der Schöpfer," erzählten sie, „setzte sich auf einen Baum, hieb Zweige ab und verwandelte sie in Thiere; zuletzt schuf er den Mann, der in einen tiefen Schlaf verfiel, und beim Erwachen fand er ein Weib an seiner Seite. Als später die Bosheit die Oberhand auf der Erde erhielt, schickte der Schöpfer große Fluthen, denen nur ein Mann in einem Kahne entfloh. Die Ratte brachte diesem mit einem Maiskolben die Botschaft, daß sich die Wasser verlaufen hätten, und er selbst bevölkerte die Erde auf's Neue, indem er Steine hinter sich warf." Mit unbedeutenden Veränderungen findet sich diese Sage bei verschiedenen Stämmen im Norden Südamerikas.

Die Art und Weise der Todtenbestattung bezeugt den Glauben dieser Wilden an die Fortdauer der Seele, nach dem Tode. Man wusch den Leichnam, bemalte ihn roth und begrub ihn in der Hütte, welche der Todte bewohnt hatte und welche von nun an verlassen blieb. Sein werthvollstes Eigenthum (bei Cartagena auch einige seiner Weiber) wurde mit ihm begraben. Die Leidtragenden fasteten und schnitten sich das Haar kurz. Die Kariben waren der Ansicht, der Mensch habe drei Seelen; die Seele des Herzens sei gut und werde nach dem Tode glücklich, die Seelen des Armes und des Kopfes aber seien schlecht und würden böse Geister.

Trotz seiner tiefen heidnischen Verirrung und seines wilden Charakters schien dieses Volk für die Predigt des hl. Evangeliums einen fruchtbaren Boden zu bieten. Leider sollte aber, wie wir noch hören werden, diese Hoffnung, durch blutige Frevel gestört, nur unvollkommen in Erfüllung gehen.

Edle Rache.

Theodor Combalot, ein durch seine Thätigkeit und seinen Eifer berühmter Priester, wurde als kleiner Knabe in eine von Ordensschwestern geleitete Schule geschickt. Eines Tages erhielt er wegen seines stets unruhigen Betragens eine derbe Buße, worüber er bitter zu weinen anfing. Als er bemerkte, daß weder klägliche Thränen, noch ein schnell umgeändertes Betragen die Rücknahme der über ihn verhängten Strafe bewirkten, sprach er etwas erbost im kindlichen Ernste zur Schwester: „Sie lassen mich weinen; wenn ich Priester sein werde, werde ich Sie auch weinen machen." Combalot machte rasche Fortschritte in den Studien, wurde Priester und ein ausgezeichneter Prediger, der es verstand, die Herzen seiner Zuhörer zu rühren. Bald nach seiner Weihe predigte er auch in seiner Vaterstadt Bériville, und zwar in der Klosterkapelle der Schulschwestern. Zum Schlusse der Predigt wandte er sich an seine ehemalige Lehrerin, welcher er den schönen Namen „Ehrwürdige Mutter" gab, dankte ihr herzlich für ihre frühere Strenge, und sprach mit solchem Nachdruck und so großer Begeisterung von den Segnungen des Priesterthums, daß die schlichte Ordensschwester, im Bewußtsein und voll der geistigen Freude, die erste Heranbildung des zu ihr sprechenden Priesters vollzogen zu haben, laut zu weinen anfing. Die Rache war geschehen.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

Als die Gebenedeite unter den Weibern, die allerseligste, unbefleckt empfangene Gottesmutter Maria, damals vor etlichen neunzehnhundert Jahren ihren einzigen, heiligen Sohn in den Tempel brachte, um ihn der Vorschrift des Gesetzes gemäß dem Herrn und Schöpfer aller Kreaturen aufzuopfern, da hat ihr der alte Simeon ein prophetisches Wort gesagt, das sich als unerschütterlich wahr bewiesen bis auf die heutige Stunde: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird." — Und wenn ich mich nun im Geiste an die gesegnete Grotte in Lourdes versetze, wenn ich, meinen Blick nach aufwärts richtend, auf schroff ansteigenden, hochaufragenden grauen Fels jene herrliche, schlanke Basilika erblicke, wenn ich dann mein Auge auf die Grotte selber heftend die Hunderte und Hunderte von Krücken sehe, die die plötzlich Gesundeten dort gelassen als geringes Zeichen ihres Dankes und ihrer Anerkennung, wenn ich die zahllosen Kerzen sehe, die Tag und Nacht hindurch jenen Ort erleuchten, den einst Maria, die Unbefleckte, durch ihr Erscheinen so überaus ausgezeichnet und geadelt hat, wenn ich endlich meinen Blick ehrfurchtsvoll auf der weißen Marmorstatue ruhen lasse und nun in Liebe und Verehrung derjenigen mich erinnere, die hier an demselben Orte achtzehnmal gestanden und das Begehren geäußert hat, ich wünsche viele Leute hier zu sehen — — — dann treten mir wieder jene heiligen Worte des greisen Simeon vor meinen Geist, und, sie wiederholend, sage ich in meinem Herzen: „Du, Maria, du unbefleckte Empfängniß, du bist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Frankreich und in allen anderen Ländern, bist gesetzt als ein Zeichen, dem man widersprechen wird."

Doch genug davon! Denn nicht ist es mir heute daran gelegen, jenen gewaltigen Kampf der Geister zu schildern, der da in den Februartagen des Jahres 1853 in dem kleineren Bergstädtchen Lourdes entbrannt ist, und der heute noch, nach beinahe fünfzig Jahren, mächtiger tobt, als je zuvor, nicht darum ist es mir heute zu thun, mit diesen Zeilen als gewappneter Rufer im Streite aufzutreten, für die holdeste der Frauen eine Lanze einzulegen und mit dem machtvollen Schwerte der Feder die Wahrheit und Unwiderleglichkeit jener übernatürlichen Vorgänge an der Grotte in Lourdes zu vertheidigen, nein, friedlicher sind meine Absichten, stiller und ruhiger meine Pfade; und anstatt der Lanze ruht in meiner Hand nur der harmlose Pilgerstab, statt Kettenhemd und Visir erscheine ich nur in schlichter Pilgergewandung, und statt dröhnendem Schlachtrufes klingt nur andachtsvolles Flehen aus meinem Herzen: „Ave Maria!" — oder, um es kurz zu sagen: Ich will nichts Anderes, als in einfachen Worten meine Pilgerfahrt zu jenem Weltheiligthum

beschreiben, will es versuchen, das was ich dabei gesehen und gefühlt und gehört, hier in Worte zu kleiden und meine Leser für einige Minuten mit holder Erinnerung an Unsere Liebe Frau von Lourdes zu erfreuen und zu erheben.

Wie Mancher war auch schon in derselben Lage, wie der Schreiber dieser Zeilen, wie Mancher ist auch schon dort gewesen bei jener heiligen Stätte, und wie gern, wie freudig hört er nun wieder erzählen von jenem Wunderlande, das ihm in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes gewiß so sehr an's Herz gewachsen ist, daß er es nimmer vergessen zu können glaubt — nimmer, — nimmer! . . . . Aber auch mancher Andere wieder, der noch nicht die große Gnade gehabt hat, dort zu knieen bei jenem geweihten Felsen Massabielle, der aber schon längst den Wunsch in sich gefühlt hat, auch einmal hinzueilen und dort niederzuknieen inmitten von andachtsvollen Pilgerschaaren, o, auch dieser Leser wird gewiß gern und freudig frohe Kunde empfangen von dem Gegenstande seiner heißen, ungestillten Sehnsucht.

I.

So war denn Alles vorbereitet, alles Nothwendige verpackt, und fort ging es, aus dem Heimatsort fort, so rasch, als der Dampf die rasche Eilzugsmaschine zu bewegen im Stande ist. Immer nach Westen, nach Westen. — Wie kam es nur, daß mir die schönen Dichterworte in den Sinn kamen, die dem kühnen Weltenerforscher Columbus in den Mund gelegt worden sind:

Nach Westen, o nach Westen nur, beflügle dich, mein Kiel,
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn, du meiner Wünsche Ziel!

Ja, weit, weit im Westen, tief drin in den Pyrenäen, wohl an die sechzig Stunden schnellster Eisenbahnfahrt, weit liegt Lourdes — meiner Sehnsucht Ziel.

Also hinein in die hochgepriesene Gebirgswelt der Alpen, die ich ihrer ganzen Länge nach, von den sanft ansteigenden Höhen des Wienerwaldes bis zum fernen Mont Ventoux, dem letzten, einsam zur Höhe aufragenden Wächter in der Provence zu durcheilen hatte. Welch' ein berückender Zauber liegt doch in dieser gewaltigen, starren Welt aus Stein, aus Fels. Tausende und Abertausende zieht es alljährlich hinein mit unwiderstehlichem Drange, mitten hinein in die prachtvolle, großartige Bergwelt. Scheint es doch, daß diese gigantischen Riesen mit ihren himmelanragenden Spitzen auch die Herzen der Menschen mit emporhöben zu einer reineren, besseren, himmlischen Welt. Weit hinweg entfliehen da die kleinlichen Sorgen des alltäglichen Lebens, und ein Hochgefühl erfüllt die Brust bei dem Gedanken, hier in einer Welt zu stehen, die unberührt und unentweiht, fast möchte man sagen jungfräulich daliegt, ebenso wie sie einst, wer weiß vor wie viel Jahrmillionen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, da er für diese Welt der Alpen sein allmächtiges „Werde" gerufen.

So zog ich denn im Fluge vorüber an all' diesen Fürsten der Alpen. Das weltberühmte, hochromantische Gesäuse öffnete seine schmale Schlucht, um unsere schnaubende Lokomotive zur Noth zwischen den senkrechten Gehängen des Hochthor und den tief abfallenden Ufern der tobenden und schäu-

menden Enns hindurchzulassen. Die schroffe, kahle Spitze des Grimming, die Gletscherfelder des Dachsteins, das massige Tannengebirge und drüben über der Salzach der verwegen aufragende Hochkönig, o, all' das sind Schauspiele, wie sie dem Städter, dem Bewohner des niedrigen Hügellandes höchste Verwunderung und Entzücken abringen.

Und doch, es sollte besser kommen. Siehst du dort jenes schneeweiße Gelände hoch droben zur Linken? Das Imbachhorn ist es, ein ehrfurchtgebietender Sproß der Fürstenfamilie der Hohen Tauern. Und wo immer du mitten in der Sommersgluth einen von den Bergen in schneeweißes Gewand gehüllt siehst, da mußt du wohl anerkennen, daß der Träger solcher Gewande der höchsten Majestäten einer sein müsse. Und neben dem schneeigen Imbachhorn das noch höher ragende Kitzsteinhorn und zu seinen Füßen das liebliche Zell am See, die Perle der nördlichen Kalkalpen.

Doch wir müssen unsere Reise schnell machen, schneller als die schnellsten Rapidzüge und nur wie im Fluge eilen wir vorbei am steinernen Meer und den Steinbergen und richten nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf ein kahles, steiles Gebirge, ganz zerrissen und zerklüftet, wie kein anderes auf der ganzen Strecke, auf ein Gebirge, so wildromantisch, so pittoresk und eigenartig, daß, wer es nur einmal im Leben gesehen, es nimmermehr vergessen wird — das Kaisergebirge. Und an seinen linken Abhängen die Silhouette des todt daliegenden „wilden Kaisers".

Doch ist es nicht Unrecht, ist es nicht Zeitvergeudung, daß wir, die wir doch im Pilgergewande gen Lourdes eilen, uns so lange Zeit hier zwischen den wildromantischen Bergen verhalten? Wäre es nicht vielmehr am Platze, dies alles zu übersehen und zu übergehen und im Geiste sofort an die geheiligte Gnadenstätte Mariens zu eilen?

Doch wie? Sind nicht die ewigen Berge stumme Zeugen von Gottes Macht und Gottes Größe, sind sie nicht ein gewaltiges, niemals mißzuverstehendes Te Deum aus Granit und Marmor? Zwingen sie nicht das Herz zur Demüthigung, zur kindlichen Anbetung des Schöpfers? Sind nicht all' diese Berge in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit wie ein riesenhaftes Orgelwerk, das immer und immer wieder, Jahrhunderte hindurch, Jahrtausende lang die so einfache und doch so hinreißende Melodei singt: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth?" — Und noch ein Gedanke: Derjenige, der dies alles erschaffen hat, der hat sich herabgelassen zu uns, hat Fleisch angenommen und hat unter uns gewohnet; und er hat sich gewürdigt, der Sohn Mariens zu werden. Und eben diese Maria, die Mutter des ewigen Gottes, die ist es, zu der wir hineilen, die wir verehren, die wir mit unseren Bitten bestürmen wollen. Welch' Vertrauen ergreift da den Pilger, wenn er im Stillen betet: „O Maria, du hast einen Sohn, der hat dies alles so wunderbar erschaffen; siehe diese Berge, siehe diese Wasserfälle, all' diese Kräutlein und Blumen; o, wie leicht ist es ihm, auch mir zu helfen; o, so sag' es ihm doch, daß er mir helfe, da er so mächtig ist; empfiehl uns deinem Sohne, stell' uns vor deinem Sohne; ja, o mächtige Maria, bitt' für uns bei deinem allmächtigen Sohne!"

Mir wenigstens erging es nicht anders beim Anblicke all' dieser Wunder und kindliches Vertrauen und frohe Zuversicht erfaßte mein Herz.

Und nun weiter gegen Landeck! Ein herzerfreuendes Stück Landes. Und gerade hier ist es, wo mitten in den wunderbaren Gotteswerken auch ein gewaltiges Werk von Menschenhand in den Vordergrund tritt, winzig klein und verächtlich zwar im Vergleiche mit jenen riesenhaften Zeugnissen göttlicher Schöpferkraft, aber dennoch groß genug, daß wir, die wir ja selber schwache Menschenkinder sind und nur allzugut die engen Grenzen menschlichen Könnens und menschlicher Kraft zu beurtheilen wissen, darob staunend aufblicken und es mit ungeheuchelter Bewunderung betrachten: die Arlbergbahn.

II.

Die Arlbergbahn mit dem großartigen Arlbergtunnel zählt, und zwar zumal in der Strecke von Landeck bis Bludenz, sowohl in bautechnischer als auch in landschaftlicher Beziehung zu den hervorragendsten Gebirgsbahnen des Kontinents. Was mag sich wohl die uralte Parseierspitze, die höchste Spitze der nördlichen Kalkalpen, und ihr noch gewaltigerer vis-à-vis-Nachbar aus den Zentralalpen, der Große Riffler, gedacht haben, als vor etwa fünfundzwanzig Jahren etliche hundert kleine Menschenkinder in das stille Stanzerthal hereindrangen, bewaffnet mit Brecheisen, mit Bohrmaschinen, Pulver und Dynamit? „Was haben diese kleinen Kerle vor? Was kratzen sie so eifrig herum an unseren Füßen und Lenden?" — Nur vier Jahre eilten dahin und die alten Bergriesen sollten wissen, um was es sich handelte. Einen Schienenweg wollten sie sich legen, diese kleinen Menschlein und sie fragten nicht lange, ob es die alten, erbgesessenen, steinernen Majestäten erlaubten oder nicht. Da war kein Abhang so schroff und rauh — er wurde weggesprengt; keine Schlucht so wild und tief — sie wurde überbrückt, kein Fels so hart und glatt — er wurde durchbohrt und mitten durch seine Felsenmasse keuchte die eiserne Lokomotive.

Niemand, der je diese Strecke befährt, und wenn er auch der gleichgiltigste Papier- und Geldmensch wäre, versäume es, gleich bei Landeck, dem landschaftlich schönsten Punkte der Arlbergbahn, seinen Kopf aus dem Koupéfenster hinauszustecken und eines der hervorragendsten Werke österreichischer Ingenieurkunst, den Trisannaviadukt nämlich, zu bewundern. Er wird dann, wenn ihn das schnaubende Dampfroß über diese grandiose Eisenbrücke führt, in schier schwindelnder Tiefe die brausende Trisanna zu seinen Füßen erblicken, die eben hier ihre reißenden Wasser in den Inn ergießt. So hoch ist dieser Trisannaviadukt, daß man vermeint in der Luft zu fliegen, und daß sogar die Thürme der Votivkirche in Wien, wenn man sie in das Bett der Trisanna stellte, hinreichend Platz fänden unter dieser Riesenbrücke.

Und nun hinein in den finstern Schooß der Erde; neunzehn Minuten lang werden wir das Tageslicht nicht erblicken, fünfhundert Meter über unseren Häuptern werden sich die Massen des Arlbergs thürmen, bis wir endlich mit einem Gefühle der Erleichterung bei der Station Langen Sonnenschein und Berggehänge und tief unter uns das liebliche Klosterthal erblicken. Rasch

eilt der Zug über zahllose Aquädukte, Brücken und Lawinenschutzvorrichtungen dahin, immer bergab gegen Bludenz und Feldkirch.

Dort im Westen stellt sich uns jetzt ein massiger Gebirgsstock in den Weg, so breit und aufdringlich, daß es scheint, als wolle er durchaus nicht übersehen werden und hätte uns wichtiges zu sagen. Und thatsächlich ist die Kunde, die er uns bringt, auch aller Aufmerksamkeit werth; was er uns aber meldet, ist kurz: er nennt uns nur seinen Namen: „Sentis" heißt er. Und das ist genug, übergenug für Tausende von Passagieren; denn wer kennt nicht das berühmte Schweizerlied:

Hoch vom Sentis an,
Wo der Aar noch haust u. s. w.

Wir sind also bereits in der Nähe der gepriesenen Schweiz. Eine Brücke führt uns über den „Vater Rhein", der hier allerdings ein noch etwas jugendliches Aussehen besitzt, und bald hängen unsere Blicke bewundernd an den schroffen Wänden der Churfirsten, von deren schneebedeckten Höhen stäubende Wildbächlein ihre Wasser direkt in den romantisch gelegenen Walensee stürzen.

Dann die breite, öde Fläche des Züricher Sees, und schon ist Wädenschwyl da, jene Station, von der uns eine Seitenlinie der Eisenbahn nach Einsiedeln bringen soll, dem berühmten Schweizer Wallfahrtsort, der fast von allen österreichischen Lourdespilgern als Wallfahrtsstation gar gerne aufgesucht wird.

Hohe Lage, 400 Meter über dem Spiegel des Züricher Sees, rauhes Klima, ein Kranz von mäßig hohen Bergen rundumher und mitten drinnen in dem Talkessel ein reinliches nettes Städtchen, und auf dem höchsten Punkte dieses Städtchens eine zweithürmige Kirche von gewaltigen Dimensionen — sie ist die größte Kirche der Schweiz überhaupt — und links und rechts die imponirende Front des groß angelegten Benediktinerklosters, und am großen Platze vor Kirche und Kloster zwei halbkreisförmige Gallerien und im Mittelpunkte dieses Platzes eine schöne Marmorstatue der Unbefleckten Jungfrau, überwölbt von einem Baldachin, umgeben von vierzehn plätschernden Brünnlein — dieses dürften die markantesten Erkennungszeichen des uralten Wallfahrtsortes sein, der seine Gründung bis auf den hl. Meinrad im neunten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zurückführt.

Wir betreten das Gotteshaus und sind im ersten Momente etwas überrascht und fast unangenehm berührt, daß die eigentliche Gnadenkapelle, die das verehrte Bild umschließt, fast knapp an der Eingangsthür ihre Stelle gefunden hat, nicht aber wie wir dies von anderen Wallfahrtsorten her gewöhnt sind, auf dem Ehrenplatze der Kirche, etwa in der Mitte, oder ganz im Hintergrunde, an der Stelle des Hochaltares.

Doch wie dem auch sei, wir knieen andächtig hin, und verehren mit frommem Kindersinn Unsere Liebe Frau, die sich hier schon Tausenden und Tausenden so gütig und gnädig erzeigt hat; sie wird wohl auch auf unsere schwachen Gebete hören und wird uns nicht ganz verlassen, nicht ganz ungetröstet von hinnen ziehen lassen: „Ave Maria!" — — —

Dann erheben wir uns und betrachten die Kirche; alles ist hier schön und erbaulich und groß. Und während wir sie betrachten, da fällt uns ein, daß diese Kirche einen Gnadenvorzug hat, wie ihn ähnlich vielleicht keine andere Kirche der Erde aufweisen kann: sie ist von Engeln geweiht.

Ueber diese Engelweihe heißt es also in der Bulle des Papstes Leo VIII: „Wir, Leo, Bischof, Diener der Diener Gottes u. s. w., thun allen gegenwärtigen und zukünftigen Gläubigen der Kirche Gottes kund, daß unser ehrw. Bruder und Mitbischof von Konstanz, Konrad mit Namen, in Gegenwart unseres liebsten Sohnes Otto, des Kaisers und seiner Gemahlin Adelheid mit vielen anderen Fürsten vor unseren apostolischen Stuhl gebracht hat, daß er an einem gewissen Orte in seinem Kirchensprengel, Meinradszell genannt, im Jahre unseres Herrn 948 auf den 14. Herbstmonat berufen worden, um allda zu Ehren der heiligen und hochverherrlichten Gottesmutter und Jungfrau Maria eine Kapelle einzuweihen. Als er aber wie gewöhnlich um Mitternacht zum Gebete aufgestanden, da habe er, so sagte er uns, mit Religiosen desselben Ortes einen gar lieblichen Gesang gehört und bei genauerem Nachforschen, was dieses wohl sein möge, in der That gefunden, daß die Engel bei Einweihung derselben Kapelle den nämlichen Gesang und die Ordnung hielten, wie sie die Bischöfe bei Kirchenweihen zu beachten pflegen. Da nun am Morgen alles bereit war, der Bischof jedoch bis gegen Mittag zögerte, kam man zur Kapelle und drang in ihn, die Weihe vorzunehmen. Als er sich trotzdem noch immer weigerte und die Erscheinung erzählte, tadelte man ihn heftig, bis er die Weihe anfing. Auf einmal ertönte jetzt eine Stimme, welche deutlich rief: ‚Bruder, laß ab, denn sie ist von Gott geweiht.' Hierdurch erschreckt, hielt man die Erzählung für wahr und heilig und glaubte nunmehr, daß die genannte Kapelle vom Himmel her geweiht sei."

Das ist also die Geschichte der Engelweihe von Einsiedeln. Zum Andenken daran wird seit unvordenklichen Zeiten alljährlich am Tage der Kreuzerhöhung das Fest der Engelweihe gefeiert.

(Fortsetzung folgt.)

Die sichersten Mittel zur schlechten Erziehung der Jugend.

1) Schlechtes Beispiel der Eltern; 2) Vernachlässigung des häuslichen und des kirchlichen Gottesdienstes; 3) Eheliche Untreue, Streit und Händel zwischen den Eltern; 4) Allzugroße Strenge des Vaters und allzugroße Nachsicht der Mutter; 5) Schimpfen über Priester, Lehrer u. s. w.; 6) Schlechte Zeitungen und Bücher; 7) Freier Umgang der Jugend mit lockeren Menschen; 8) Abstraktes, d. h. bloßes Verstandesschulwesen, welches Herz und Gemüth todtschlägt, und den Menschen nur zum Verstandeswesen macht. In 1000 Fällen hat sich's schon gezeigt, daß diese acht Mittel ganz sicher zu diesem Ziele führen. Will man aber die jungen Leute gut erzogen wissen, so muß man vor Allem diese acht Unheilquellen fernhalten und das Gegentheil derselben anwenden.

Die Freimaurerwirthschaft in Frankreich.

(Kölnische Volkszeitung.)

Oefters haben wir im Laufe der Jahre der in einzelnen katholischen Kreisen sehr verbreiteten Neigung entgegentreten müssen, Alles, was irgendwo in der Welt Uebeles geschieht, auf die Loge zurückzuführen, überall die Hand der Loge zu erblicken oder zu ahnen. Diese Neigung hat wiederholt zu argen Bloßstellungen geführt; es genügt, in dieser Beziehung an die Taxiliade zu erinnern. In den hier in Betracht kommenden Kreisen wurde insbesondere nicht hinreichend zwischen der Bethätigung der Freimaurerei in den einzelnen Ländern unterschieden. Ein allgemeiner Charakterzug der geheimen Gesellschaften ist ohne Zweifel ihr Gegensatz gegen das positive Christenthum; aber die Schärfe, in der dieser Gegensatz sich geltend macht, ist sehr verschieden je nach dem Charakter der Bevölkerung und der kirchenpolitischen Entwickelung in den einzelnen Ländern.

Am Bedenklichsten ist die Freimaurerei zweifellos in den romanischen Ländern, in Spanien, Italien, Frankreich. Der Hang zum Extremen, welcher die Romanen kennzeichnet, macht sich namentlich auch auf religiösem und kirchenpolitischem Gebiete bemerkbar — auf beiden Seiten. Ein Extrem gebiert dort das andere. Die überaus scharfen Kundgebungen von kirchlicher Seite gegen die Loge erklären sich zum guten Theil aus den Erfahrungen in den romanischen Ländern.

Im gegenwärtigen Augenblicke tritt in Frankreich die religions- und kirchenfeindliche Richtung der Freimaurerei besonders grell in die Erscheinung. Sie ist der eigentliche Mittelpunkt und die stärkste Triebfeder der haßerfüllten Aktion gegen allen kirchlichen Einfluß, wie sie dort anscheinend unaufhaltsam sich vollzieht. Sie hatte und hat insbesondere auch vor Allem ihre Hand in der widerwärtigen Spitzelwirthschaft im Heere, die den Ekel aller anständigen Leute erregt, welchem politischen Lager sie auch angehören. Zum Beweise dieses Satzes, der nicht nur ein Augenblicksinteresse darbietet, berufen wir uns nachstehend auf Zeugnisse von Stellen, welche des „Klerikalismus" in keiner Weise verdächtig sind.

In der „Täglichen Rundschau" liest man:

„Die Einziehung von Auskunft über Offiziere beim ‚Großorient', und zwar über deren Gesinnung, d. h. ob sie oder ihre Angehörigen sich erlauben, die Kirche zu besuchen, ob sie überhaupt religiös oder gar klerikal gesinnt sind, genug über intime Angelegenheiten des menschlichen Lebens, findet nur ein Gleiches zur Zeit der Herrschaft der Jakobiner unter der ersten Republik. Die Behauptung, daß unter dem zweiten Kaiserreich Erkundigungen über die Offiziere bei den Jesuiten eingezogen worden seien, ist unbeweisbar."

Und die „Deutsche Zeitung" schrieb schon alsbald nach den bekannten Vorgängen in der französischen Deputirtenkammer:

„Wenn in den letzten Jahren die Blätter der Opposition immer wieder behaupteten, Frankreich werde von den Freimaurern regiert; wenn sie Beispiele anführten, wie ein kommandirender General abgesetzt worden sei, weil er sich die Unzufriedenheit eines freimaurerischen Schustermeisters zugezogen habe, oder wie ein Präfekt sich den Wünschen einer Loge hatte fügen müssen, — dann zuckte man die Achseln und lächelte wohl. Man kannte den Haß der Kirche und der klerikalen Parteien gegen die Freimaurerei; man wußte, daß sie ihr alle möglichen Verbrechen und Machenschaften zuschreiben. Und konnte man sich auch nicht darüber täuschen, daß die Freimaurer heute eine große Rolle spielen, daß Freimaurer zu sein eine wünschenswerthe Empfehlung bildet bei der Besetzung der Beamtenposten, so mochte man doch der gehässigen Uebertreibung des politischen Parteikampfes zu Gute halten, was sonst noch Alles von den Umtrieben und der Tyrannei der Logen erzählt wurde."

„Aber," so fährt das Blatt fort, „die ‚schlimmsten übelwollendsten Anklagen' seien übertroffen worden durch die zweifelfreien Feststellungen der letzten Tage.

„Es ist erwiesen, daß in der That die Freimaurerlogen eine wahre Nebenregierung bilden; erwiesen ist das für das Kriegsministerium; der Schluß auf die anderen Verwaltungszweige liegt nahe. Diese Nebenregierung aber wird ausgeübt in einem System von Spitzelwirthschaft und freiwilliger Geheimpolizei, wie es die bösesten Zeiten der Monarchie nicht vollendeter besaßen. Es wiederholt sich — von der entgegengesetzten Seite — was z. B. der Restaurationsepoche zur Schmach angerechnet wurde. Die niedrigsten Instinkte und Triebe hat man sich dienstbar gemacht. Das Land ist überspannt mit einem Netz, einer förmlichen Organisation von Aufpassern und Denunzianten. Mißgunst, Neid, hämische Neugier, Vertrauensbruch, Ausschnüffelung des Privat- und Familienlebens lieferten die Auskünfte, von denen das Schicksal der Offiziere abhing. Was die Freimaurer, die Lehrer und Aerzte, die Notare und Ingenieure, was die Schneidermeister und Maurermeister über die Offiziere ihrer Garnison ermittelt hatten und an den Grand Orient de France, die Zentralleitung der französischen Logen, nach Paris sandten, wurde fein säuberlich geordnet und gesammelt und dann dem Kriegsministerium zur Verfügung gestellt; und im Kriegsministerium wurde dieses kostbare Material wiederum sorgsam geordnet, klassirt; und es bildete die Grundlage für die endgültige Beurtheilung der Offiziere; auf Grund dieser Zettel erhielten die Offiziere sofort ihre Note und Zensur. Bei den Beförderungen, Versetzungen und vor Allem bei den Uebergehungen der Offiziere waren diese Auskünfte ausschlaggebend. Die politische Gesinnung war das einzig maßgebende, und über diese Gesinnung war entschieden, wenn irgend ein Freimaurer berichtet hatte: der und der Offizier ‚geht zur Messe', ‚ist klerikal'. Die bloße Behauptung eines Freimaurers genügte, einem Offizier für immer eines anzuhängen! Das ist nicht Alles. Die Freimaurer unter den Offizieren bildeten einen besonderen Geheimbund der ‚Militärischen Solidarität'; der Name ist ein Hohn, denn die Aufgabe dieses Geheimbundes war es, die Kameraden und die Vorgesetzten auszukundschaften, in ihre Geheimnisse einzudringen, über ihre

religiöse und politische Gesinnung Angaben zu machen. Jedem Begriff von kameradschaftlicher Solidarität zum Spott, gaben sich diese Offiziere zum gemeinsten Spionierdienst her! Ihre Geheimberichte waren dem Grand Orient natürlich besonders werthvoll, und dem Kriegsministerium erst recht."

Auf der Anklagebank sitzt gegenwärtig in Frankreich die Freimaurerei. Wenn das Urtheil der Welt, soweit es frei und unbeeinflußt abgegeben wird, vernichtend für das Treiben klingt, das sich in der französischen Armee einzunisten verstand, so trifft dieses Urtheil in erster Linie das französische Freimaurerthum, das dieses verächtliche Treiben in ein System brachte. Die Triebfeder dabei war und ist der Haß gegen die katholische Kirche. Man wird diesen Zug in dem häßlichen Bilde, welches die Zustände z. B. darbieten, scharf festhalten müssen; er hat Bedeutung auch für die künftige Gestaltung der kirchenpolitischen Dinge in Frankreich.

Sei ehrlich!

Wollte Jemand deine Ehrlichkeit anfechten, was würdest du sagen? Gewiß ist es recht, wenn man auf seinen ehrlichen Namen etwas hält; aber man sollte ihn auch verdienen. Man sollte es auch immer und überall mit der Ehrlichkeit genau nehmen. Da ist z. B. ein Arbeitsmann, ein Handwerker, dem es sonst nie einfallen würde, zu stehlen oder zu betrügen. Hat er dagegen für die Gemeinde oder öffentliche Unternehmungen etwas zu arbeiten, so liegt er halbe Tage auf der faulen Seite, läßt sich aber möglichst gut bezahlen. Er verläßt sich darauf, daß ihn Niemand zur Rede stellt, und beschwichtigt sein Gewissen mit der Ausrede: Es geht ja aus einem großen Beutel, da greift Jeder zu, soviel er kann. Das ist doch eine Spitzbubenehrlichkeit. — Da ist ein Bauer, der einen fremden Acker bestellen soll. Er läßt sich gehörig bezahlen, ackert jedoch so liederlich, daß Wunder geschehen müßten, wenn etwas Ordentliches wachsen sollte. — Da ist ein Geschäftsmann, der bei Lieferungen mit allerlei Lügen und Kniffen seinen Kunden Sand in die Augen streut und sich nicht im geringsten ein Gewissen daraus macht; denn, sagt er, so machen es andere auch, und ohne solche Geschäftspraktiken kann man nicht bestehen. — Da ist ein Angestellter, der das ihm Anvertraute gröblichst vernachlässigt und dadurch nicht geringen Schaden verschuldet. — Alle diese mögen auf ihren ehrlichen Namen noch so viel halten, sie verdienen ihn nicht; und wie wollen sie bestehen, wenn einmal der, dem nichts verborgen ist, ihnen sagen wird: Gib Rechenschaft!?

— Wenn ein Mensch meint, Gott habe ihn für seine Pläne nöthig, so ist es gerade so, als wenn ein Stern sagte, Gott könne ohne ihn Nachts nicht sehen.

— Alles, was auch in der Welt gut heißen mag, ist doch nichts anders, als daß Gott einen Tropfen seiner Güte darein geflößt, davon es eben gut heißen mag. (Tauler.)

gewordenen Wünsche des Mannes, das still-bescheidene Hoffen des Greises. Einem jeden Menschen hält der Traum nach Glückseligkeit umfangen, den armen Bettler wie den höchstgestellten Machthaben der Welt, wie sehr diese Bestrebungen im Einzelnen auch auseinander gehen mögen, wie verschieden das Aussehen des Glückes in der Einbildungskraft der Einzelmenschen sich ausnehmen mag.

Der eine sucht das Glück im Golde, in Macht und Ansehen, in hoher Lebensstellung und Ehren: von „der Höhe der Menschheit" aus, wenn Tausende seinem Winke gehorchen und nach seiner Gunst streben, dünkt ihm das Leben gar herrlich, glaubt er alle Herzenswünsche befriedigt. — Ein zweiter setzt seinen Ehrgeiz in den Ruhm: im Glanze wissenschaftlicher oder künstlicher Bedeutung zu strahlen, gilt ihm das Höchste; zur Erreichung dieses Zieles forscht und arbeitet, müht er sich Tag und Nacht. — Wieder ein anderer endlich setzt seine Glückshoffnung auf die Erringung eines getreuen, liebenden Herzens. So hascht dieser hierhin, sich zu beseligen, jener dorthin.

Mancher Menschen Glückwünsche berühren sich fast, bei anderen klaffen dieselben weit auseinander. Ganz übereinstimmend bei allen Sterblichen ist nur die Wucht, das Ungestüm, mit dem sie das Glück anstreben: Jeder setzt seine Vollkraft an die Erreichung jenes Zieles; er führt Verstand und Sinne, die Begeisterung des Herzens und die Energie des Willens dafür in Thätigkeit. Diese Allgemeinheit und Größe der Sehnsucht nach dem Glücke erweckt sofort den Gedanken, daß dieselbe ein Naturgesetz, daß sie vom Schöpfer als Zweck des Daseins uns eingepflanzt wurde.

Und dem ist auch so: der weise Walter über den Sternen erfüllte unsere Brust mit einem Verlangen nach höchster, unbegrenzter Glückseligkeit, nach einem fleckenlosen Ideal, nach einer Zufriedenheit ohne Schranken, nach einer Beseligung ohne Maß und Ende. Da dies auf Erden aber unerreichbar, so will uns die Allweisheit hiermit auf die Erhabenheit unserer Seele hinweisen, die nimmer auf der Welt ihr Genügen findet, sondern nur in der Unsterblichkeit, im glücklichen Jenseits, in der Vereinigung mit dem höchsten und schönsten Gute, mit Gott selber, ihre Sehnsucht verwirklicht sieht. Und hierin hat der Schöpfer gar merklich die Scheidegrenze gezogen zwischen seinen seelenbegabten und seinen seelenlosen Geschöpfen: zwar bändigt auch die vernunftlosen Wesen die Sehnsucht nach dem Glücke; allein diese bescheiden sich insgesammt mit dem jeweiligen Einzelgenusse irgend eines erfüllten Wunsches. Jedes Thier verhält sich ruhig, wenn es sein Begehrungsvermögen befriedigt sieht. Dagegen findet der Mensch sein Verlangen nimmer gestillt, seine Glücksgier niemalen gesättigt. Im Gegentheil: jedes erfolggekrönte Streben entflammt seine Seele zu noch höheren Wünschen.

Wie bethätigt nun aber der Mensch jenes hohe, niegestillte, gottverliehene Glücksstreben? Meist nicht im Sinne des Verleihers. Nur ein verschwindend kleiner Theil der Menschen ringt in erster Linie nach den gottgewollten, himmlischen Gütern; man jagt fast ausnahmslos dem irdischen Glücke nach, und zwar konzentrirt sich diese Jagd zumeist auf folgende Begriffe: Reichthum und Wohlleben, Macht und Ansehen, Ruhm und Ehre, Liebe und Genuß.

Alle anderen Glücksbestrebungen bewegen sich, wie die Sterne um die Sonne, um jene Hauptwünsche der Menschheit, selbst wenn sie auf den ersten Blick noch so verschieden von ihnen sich ausnehmen.

Am ausgeprägtesten zeigt sich jenes menschliche Glückshaschen in der Zeit der reiferen Jugend. Die Seele, geschwellt von reicher Hoffnung, stößt der Jüngling in die See des Lebens, und nicht minder hoffnungsselig ist die Jungfrau. Welches Ziel ist ihnen zu weit, welches unerreichbar? Kein einziges! Der höchste Erfolg dünkt der Jugend gewiß, die sonnigste Zukunft nennt sie im Geiste ihr eigen. Die ursprüngliche Kraft, die in den ungeschwächten Jugend-Körpern quillt und sprüht, die flammende Begeisterung, welche in den jungen Herzen lodert, vermeint jedes Hinderniß niederringen, jedes Hemmniß überspringen zu können. Ein glänzendes Bild, die Glücksgöttin genannt, steigt vor dem geblendeten Auge des Jünglings und der Jungfrau empor, lockend, verführerisch, alles verheißend, nichts versagend. In ihrem Arme trägt die glanzumfunkelte Erscheinung ein Füllhorn, strotzend von Gold und edlem Gestein, mit Lorbeerreisern, duftenden Rosen und anderen Blüthen schier überfüllt. Gefesselt von dieser berückender Erscheinung, eröffnet die Jugend allsofort die Jagd darauf: der Jüngling greift zumeist nach dem Lorbeer und dem Golde in dem Füllhorn, um mit Hilfe dieser Güter auch die Rosen des Lebens zu erkämpfen; die Jungfrau sehnt sich mehr nach den duftenden Blüthen.

Die edleren, besseren Charaktere bedienen sich auf dieser Glücksjagd nur erlaubter Mittel; der Jüngling wird im „feindlichen Leben:

> Wirken und schaffen,
> Erlisten, erraffen,
> Wird wetten und wagen,
> Das Glück zu erjagen."

das Glück nämlich einer ehrenvollen, gesicherten Lebensstellung, den Zufluß von Reichthum, Macht und Ansehen einerseits und die Gründung eines schönen Familienstandes andererseits.

Die Jungfrau aber wirft meist all' ihr edles Können und Wollen in die Wagschaale, um einen wackeren, berufstüchtigen Mann an ihre Seite zu keiten und dadurch selber in den Besitz von jenen Lebens- und Glücksgütern zu treten, über welche dieser verfügt.

Aber nicht alle Vertreter der reiferen Jugend lassen sich's in der Wahl ihrer Mittel zu Glückszwecken genügen an gutem und erlaubtem Ringen; viele treibt die Uebergier nach den angestrebten Zielen auch der Unredlichkeit oder gar der Schlechtigkeit in die Arme: solch' schlimme Glücksritter machen dann weder Halt vor der Uebervortheilung des Nebenmenschen, noch vor der Zertrümmerung fremden Glücks, ja oft nicht einmal vor der Ehre, dem Seelenheile und Leben Anderer; kein Mittel ist ihnen zu verworfen, keine List zu schlecht, keine Arbeit zu schwer, um das Glück zu fassen und sich gewogen zu machen, und gerade aus diesen häßlichen Glücksjagden bricht das meiste Unglück, das grausamste Elend der Welt jäh hervor.

Wie steht's jedoch mit der Erfüllung jener Glücksbestrebungen, mit der Verwirklichung der Jugendträume? Daß die schlechten, die verwerflichen Glücksjagden nimmer zur wahren Beseligung, zur Befriedigung der Herzenssehnsucht führen können, ist selbstredend: diese erfahren das Gegentheil davon entweder von der strafenden Hand der Behörden und der allgemeinen Mißachtung der Mitwelt, oder mit unfehlbarer Sicherheit vom eigenen Gewissen, jenem furchtbaren Rächer alles Schlechten, der in der Menschenbrust seinen Sitz aufgeschlagen.

Aber auch die guterstrebte Beglückung der Menschenseele vollzieht sich vielfach ganz resultatlos, oder zum mindesten doch theilweise ohne Erfolg. „Die Stunde der Enttäuschung zögert nicht zu schlagen für die meisten Glücksjäger! Nach beharrlichen, aber unnützen Bemühungen, nach beständig getäuschten, obwohl immer wieder aufblühenden Hoffnungen, verblaßt die verführerische Erscheinung der Glücksgöttin allmälig und verschwindet endlich ganz aus dem Gesichtskreise. Der Traum ist entschwunden, es bleibt nur die Wirklichkeit in ihrer Strenge und Unabweisbarkeit. An Stelle der herrlichen Jugendträume läßt sich nichts weiter sehen als die Wüste des Lebens mit ihrer Dürre, mit ihren Stürmen, vielleicht auch mit einigen Oasen des Glückes." —

Ergreifend schildern unsere Dichter jene Flucht der jugendlichen Glückshoffnung vor der traurigen Wirklichkeit des Lebens, und sie, die ausgeprägtesten Glückshoffer und zudem die „Seher der Menschheit", dürften hierin schon recht haben.

„Eitles Trachten, eitles Ringen,
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Blüthenduft und Nachtigallen
Liebestand und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen, —
Alles, alles jagte fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets ins graue Weite:
Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel'!

War es Gold, war's Macht und Ehre
Was sie schmeichelnd dir verhieß.
Täuschung waren Gold und Ehre,
Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! Noch winkt sie dir in's Weite,
Und du wardst ein alter Knab'!
Bald entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab."

Und hierin stimmen ihm selbst solche Dichtungsgenossen bei, die fast ihr ganzes Leben hindurch verhätschelte Lieblinge der unbeständigen Fortuna waren und den Kelch menschlicher Genüsse bis zur Neige auszuschlürfen vermochten.

So gesteht der Frankfurter Dichterfürst Goethe, der nach menschlichem Ermessen gewiß glücklich zu nennen ist, offen ein, daß er während seines ganzen langen Daseins, genau gerechnet, kaum 14 Tage echten und reinen Glücks genossen habe. Ein bemerkenswerthes Geständniß!

Und wir begreifen es deshalb leicht, daß der dichterisch zwar gleich große, vom Geschicke aber ungleich weniger begünstigte Schiller in bitterer Selbst-

bespöttelung vom Menschen sagt: Der Jüngling, der mit tausend Masten der Hoffnung in's Lebensmeer gestoßen ist, kehrt als Greis still „auf gerettetem Brett" in den Hafen heim.

Aber soll denn die Enttäuschung in den Glückshoffnungen in der That so ganz allgemein sein, sollte es wirklich kein ganzes und volles Glück auf Erden geben? Sprechen doch manche Menschen selber von ihrem Glücke, und hat doch der Volksmund eine Reihe von Wendungen, welche Reinglückliche vermuthen lassen!

Selbsttäuschung, irrthümliche Auffassung des Volkes! Das Glück, das sich manche Menschen selber zusprechen, ist kein Glück im landläufigen Wortsinne; es ist vielmehr eine Abfindung mit den vorhandenen Verhältnissen, eine Resignation der Menschenseele, die nach langem, vergeblichem Streben eingesehen, daß ihr Glücksideal eben unerreichbar war, und die sich hiermit zufrieden gibt.

Freilich kommt der so geartete Mensch dem Glücklichen am nächsten: in seine Seele ist der Gottesfunke der Zufriedenheit gesprüht, und nur der Weise wird derselben theilhaftig. Aber bescheidenes sich genügen lassen mit dem Erreichten und glücklich sein im allgemeinen Sinne ist ein großer Unterschied! Und was das Volk Glück nennt — wie wenig ist dieses zumeist ein solches! Aus der Ferne gesehen, nimmt sich Vieles gar anders aus, als es in Wirklichkeit ist: manches erscheint da als echtes Gold, was nur Flittergold ist, manche Menschen machen in der Außenwelt ein glücksfrohes Gesicht, während sie im Herzen tödtliches Leid tragen. Und gerade diejenigen, die man gemeinlich im Leben glücklich nennt, die Reichthum und Ehren in Fülle erlangten — gerade sie fühlen sich in ihrem Innern oft am meisten leer und unglücklich. Denn „die aus der Ferne so berauschend erscheinenden Freuden geben nimmer, was sie versprechen: die Vergnügen, der Wohlstand, erklimmte Höhe in Ehrenstellen lassen immer im Herzen einen Winkel offen zum Leiden. Unvorhergesehener Kummer kommt in die Familie, drohende Unglücksfälle thürmen sich am Horizonte auf.

„Man möchte in Wahrheit sagen, daß eine geheimnißvolle Hand sich darin gefällt, in jeden Glücksbecher einen Tropfen Wermuth fallen zu lassen, den der Mensch an die Lippen führt." Wessen ist aber diese geheimnißvolle Hand? Es ist die Hand des Schöpfers, des allweisen Gottes, der, wie oben schon angedeutet, nicht will, daß sein edelstes Geschöpf ein volles Genügen findet an den irdischen Genüssen, sondern wünscht, daß es im Diesseits erzogen werde für's Jenseits.

Für's Jenseits! Dort soll der Mensch erst die Sehnsucht seines Herzens gestillt sehen, dort soll er ein Genießen empfinden ohne Schranken und ohne bittere Beimischung. Und alles, was im Leben sich ereignet, die lichten und dunkeln Stunden, die erfüllten und fehlgeschlagenen Hoffnungen — alles, alles soll ihn vorbereiten und bilden für jenes endgiltige Seelenziel. — Wie geschieht dies aber?

Die Erdennoth, die Weltunvollkommenheit hat läuternden, hat Erziehungszweck. Leid und Kümmerniß veredeln den Menschen: sie helfen

ihm die schlimmen Begierden abstreifen oder doch wenigstens bändigen, sie machen ihn mitfühlend für fremde Bedrängniß, sie richten den Blick nach oben, wo es keine Leiden mehr gibt. Welch' wohlwollende, väterliche Liebe erkennen wir also in der Verhängung von Mißgeschick über die Menschen seitens des Schöpfers!

„Bei mir in der Ewigkeit," läßt die göttliche Vorsehung gleichsam die Erdennoth dem Menschen sagen, „findest du alles, wonach du dich sehnst, dich sorgest: vollkommenes Glück, ganze Beseligung, die Erfüllung aller Wünsche. Zur Erreichung dieses hohen Zieles aber mußt du völlig geläutert, fleckenlos rein, mir ähnlich sein. Verschmähe also nicht die kleinen Leiden, die ich dir schicke — denn sie arbeiten für jene Läuterung, für jene Reife zur endgiltigen, ewig währenden Beseligung!"

Und die glücklichen Augenblicke auf dieser Erde verfolgen denselben hohen Zweck, wie die unglücklichen: sie sollen dem Sterblichen ein kleines Abbild geben vom Himmelsglück, ihm einen Strahl der Seligkeitssonne in's Herz schicken, die dort oben bei Gott leuchtet. Wundersam beleuchtet diese Seite der göttlichen Vorsehung der große Heilige und Weltweise Augustinus. „Herr," ruft er aus, „Herr, mein Gott und Schöpfer! Welche Anzahl von Lichtern hast Du am Himmel aufflammen lassen, um uns zu erleuchten! Wie funkelnd und prächtig sind dieselben! Welch' mannigfaltige Harmonie hast Du geschaffen, unser Ohr zu berauschen! Welch' süße Düfte und Wohlgerüche entströmen Deiner Schöpferhand, unsern Geruchsinn zu umschmeicheln! Welches Glück, welche Wonnen gabst Du unsern Empfindungen! O Herr, wie schön hast Du die Erde gemacht! Wahrhaftig, die Betrachtung dieser sichtbaren Güter — — macht uns den Glauben an jene unsichtbaren Güter klar und leicht, welche Du versprochen hast!"

Und nicht blos zu diesem Behufe sind die Schönheiten und Annehmlichkeiten der Welt in's Leben gerufen worden: Der Allgütige in den Himmeln will seinen geplagten Kindern in der Wüste des Erdenwallens zum mindesten auch einige Oasen geben, in denen sie dem Gluthauche der Sonne und dem ausdörrenden Einflusse des glühenden Sandes der Lebensgeschicke entrückt sind. Hier schöpfen sie dann Muth zur Uebernahme neuer Strapazen, hier stärken sie Herz und Körper, damit dieselben späterhin nicht zusammenbrechen.

„Es tröstet uns Gott," sagt ein weiser Mann, „wie ein Vater, durch diese vorübergehende Freuden zur derselben Zeit, wo er sich ihrer bedient als Lockspeise, um uns zu den höheren Gütern hinzuziehen. Und diese Vision der Glückseligkeit, so anziehend für das menschliche Herz, erscheint wirklich in der einen oder anderen Gestalt vor den Augen eines jeden Menschen hier auf Erden: so niedrig auch seine Stellung, so elend auch sein Leben sein mag — er verkostet, wenn auch nur für Augenblicke, den süßen Honig, den wir Glück nennen."

Ja, noch mehr! Schon auf Erden, in diesem „Thale der Thränen", hat unser himmlischer Vater einigen Lieblingen völlig geruhsame Plätzchen geschaffen, die eine Vorstufe, einen Hauch von dem verleihen, was er ihnen im

Jenseits in Aussicht stellt. Es sind das jene Menschen, die in Gott ihren Frieden gefunden haben, die, unter Verzichtleistung auf das sogenannte Erdenglück, ihre gesammten Hoffnungen auf das Jenseits setzen. Diese haben sich entschieden zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden", zwischen denen Schiller dem Menschen nur die „bange Wahl" stellt — sie erkoren sich das letztere, und ihre Herzen ruhen nun in Gott und sind daher schon hier fast glücklich. Sie empfinden an sich die Wahrheit des Wortes des hl. Augustinus: „Für Dich, o Herr, hast Du uns geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Dir!"

Welch' erquickender Gedanke, welcher Trost für den Erdenpilger! Wie unendlich besser sind gläubige Christen da schon auf Erden gestellt, als selbst die gebildetsten und edelsinnigsten Heiden oder gar erst die modernen Heiden unserer Zeit! Erstere fanden keine andere Erklärung für die thatsächliche Oede des Erdenwandels, als daß ihre Götter jeden Menschen um sein Glück beneideten und ihn deshalb um so tiefer zu stürzen pflegten, je höher sie ihn erhoben.

„Mir grauet vor der Götter Neide!
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Sterblichen zu theil,"

läßt darum Schiller einen Glückshelden des Alterthums sagen, und die Alten faßten den ganzen Jammer, die ganze Trostlosigkeit ihres Erdenwandels und ihrer Götterlehre in den zwei Sprichwörtern zusammen: „Es ist das Beste, nicht geboren zu werden," oder: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben."

Und erst unsere modernen Nachbeter der großen klassischen Vergangenheit, die Verächter des gottgegebenen Evangeliums, wie arm und hilflos stehen diese dem Weltelende gegenüber! Wie schaal klingen ihre Phrasen von der Selbstbeglückung des Menschen dem Kenner des Lebens, wie thöricht nehmen sich ihre Verhimmelungen und Verherrlichungen der Sinnesgenüsse aus! Hinter all' ihren Verheißungen grinst das schreckliche Haupt des allbewältigenden Todes oder des Unglücks hervor, und in ihren tönendsten Phrasen gellt unheimlich das Wort des größten Kenners des menschlichen Wesens, des weisen Salomon: „O vanitas vanitatum et vanitatum vanitas!"

Glücklich darum, wenn die Gottesliebe und die Gotteshoffnung tief im Herzen sitzt, wer das unfruchtbare und unstillbare Weltglücksehnen von sich losgestreift oder wenigstens zum richtigen Maße herabgemindert hat; wer sein Ideal in die Worte des frommen Dichters Eichendorff setzt:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke,
Zu Dir, Herr, überm Strom der Zeit!"

Glücklich, wer allezeit und allerorten im Kreuze allein sein Heil sucht! Glücklich, wer am Anfang jedes Neujahrs sein Thun oder Lassen nach diesem Grundsatze bestimmt!

Die geistliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

Einleitung.

Legen wir eine feste und sichere Grundlage unter unsere Arbeit, indem wir sie aufbauen auf den Aussprüchen der heiligen Kirchenversammlung von Trient über die Art und Weise, wie das allerheiligste Sakrament des Altars empfangen wird. Diesen Aussprüchen wollen wir die Erklärung anreihen, welche der auf Anordnung der Kirchenversammlung von Trient verfaßte Katechismus für die Pfarrer, der römische Katechismus genannt, zu denselben gibt, und hierauf wollen wir auch noch die Grundsätze beifügen, welche der Engel der Schule, der hl. Thomas von Aquin, über den Gebrauch oder Empfang des heiligen Sakramentes vorgetragen hat.

Die heilige Kirchenversammlung von Trient sagt: „Was aber den Gebrauch anlangt, haben unsere Väter richtig und weise drei Arten, dieses heilige Sakrament zu empfangen, unterschieden. Sie haben gelehrt, daß einige es nur allein als Sakrament — wirklich — empfangen, wie die Sünder; andere empfangen es nur geistig, nämlich jene, welche das vorgesetzte himmlische Brod im Wunsche genießen, mit lebendigem Glauben, der durch die Liebe thätig ist und seine Frucht und seinen Nutzen empfinden. Die dritten empfangen das heilige Sakrament wirklich und zugleich auch geistig; es sind diejenigen, welche sich vorher prüfen und vorbereiten, auf daß sie mit dem hochzeitlichen Kleide geschmückt zu diesem heiligen Tische hintreten." (Sess. XIII. De Eucharistia c. VIII.)

Der römische Katechismus bemerkt hierzu: Einige empfangen nur das Sakrament, wie die Sünder, welche die heiligen Geheimnisse mit unreinem Mund und Herzen zu empfangen sich nicht scheuen; von ihnen sagt der heilige Apostel, daß sie unwürdig essen und trinken den Leib des Herrn. (1. Kor. 11, 29.) Der hl. Augustinus spricht von diesen also: „Wer nicht bleibt in Christo, und in wem nicht Christus bleibt, der genießt ohne Zweifel geistiger Weise sein Fleisch nicht, wenn er auch fleischlich und sinnlich wahrnehmbar mit den Zähnen das Sakrament des Fleisches und Blutes berührt." Die also mit solcher Gesinnung die heiligen Geheimnisse empfangen, schöpfen aus ihnen nicht nur keine Frucht, sondern sie essen und trinken, wie der Apostel bezeugt, sich das Gericht hinein. Von anderen aber sagt man, daß sie nur im Geiste die heilige Eucharistie empfangen; es sind diejenigen, welche im Verlangen und im Wunsche jenes vorgesetzte himmlische Brod genießen, von lebendigem Glauben erleuchtet, der durch die Liebe wirkt (Galat. 5, 6); sie erlangen dadurch, wenn nicht alle, so doch die meisten Früchte und großen Nutzen. Andere endlich sind diejenigen, welche wirklich und geistig die heilige Eucharistie empfangen. Diese, weil sie gemäß der Lehre des Apostels sich vorher geprüft haben, und mit dem hochzeitlichen Kleide geschmückt zu diesem göttlichen Tische

hintreten, schöpfen aus der heiligen Eucharistie die reichlichsten Früchte, von denen wir schon früher gesprochen haben." (De sacr. Euch. Qu. 53.)

Der Engel der Schule, der hl. Thomas von Aquin, wirft die Frage auf, ob man zwei Arten, den Leib des Herrn zu genießen, unterscheiden muß. Der heilige Kirchenlehrer gibt auf diese von ihm selbst gestellte Frage selbst die Antwort und sagt: „Hinsichtlich des Empfanges dieses heiligen Sakramentes ist zweierlei zu beachten, nämlich das Sakrament selbst und seine Wirkungen. Die vollkommene Art und Weise, dieses Sakrament zu empfangen, besteht darin, daß man das heilige Sakrament und auch seine Wirkungen empfängt. Zuweilen geschieht es jedoch, daß der Empfang seiner Wirkungen gehindert wird, ganz durch die Todsünde, zum Theil durch die läßlichen Sünden, und diese Art und Weise des Empfanges ist eine unvollkommene." (Summ. p. III. Qu. 80, art. 1.) An einem anderen Orte theilt er den Empfang des heiligen Sakramentes wieder zweifach ein, in einen sakramentalen oder wirklichen, und in einen geistlichen. „Der geistliche Genuß oder die geistliche Kommunion," sagt er dort, „ist der Wunsch oder das Verlangen, dieses heilige Sakrament zu empfangen." (Qu. 81, art. 11.)

1. Begriff der geistlichen Kommunion.

Die geistliche Kommunion ist also nach den Aussprüchen der heiligen Kirchenversammlung von Trient das aus lebendigem Glauben und glühender Liebe hervorgehende ernstliche Verlangen, den Leib des Herrn zu empfangen, wie er im allerheiligsten Sakramente gegenwärtig ist. Durch diese Begriffsbestimmung sind verschiedene irrige Ansichten widerlegt, die man über die geistliche Kommunion schon aufgestellt hat, oder doch aufstellen könnte.

Zur Zeit der Kirchenversammlung von Trient waren verschiedene Irrthümer über das allerheiligste Sakrament von den damaligen Irrlehrern verbreitet worden. Die einen behaupteten, die Gegenwart Jesu Christi in der Brodsgestalt mit Gottheit und Menschheit trete erst dann ein, wenn der Christ die Hostie genieße oder genossen habe. Die anderen glaubten, Jesus Christus sei unter den Gestalten von Brod und Wein mit seiner Gottheit und Menschheit, mit seinem menschlichen Körper, gar nicht wirklich gegenwärtig, weder vor dem Genusse von Brod und Wein, noch bei oder nach demselben. Die Kommunion sei nur eine Erinnerungsfeier an Jesus Christus und an das letzte Abendmahl, das er mit seinen Jüngern gehalten habe. Die Anhänger dieser Sekte, die Reformirten oder Kalviner genannt, empfingen darum wohl die Gestalten von Brod und Wein, waren aber dabei der Meinung, daß Jesus Christus in denselben nicht wirklich mit seinem Fleisch und Blut, sondern nur geistig in ihrem Glauben oder in ihrer Erinnerung gegenwärtig sei. Sie meinten, daß Brod und Wein nur Sinnbilder des Leibes und Blutes Jesu Christi seien, und daß man sie nur in demselben Sinne Fleisch und Blut nennen könne, wie Jesus sich selbst einen Rebstock und seine Apostel Trauben oder Rebzweige nannte. (Joh. 15, 5.) Die Reformirten haben daher nur eine geistliche Kommunion, keine wirkliche, während in der Kirche die geistliche Kommunion nur ein Ersatz für die wirkliche Kommunion ist, wenn man dieselbe

nicht empfangen kann. Die Kirchenversammlung von Trient hat diese Irrlehre der Reformirten als falsch verworfen und verurtheilt mit den Worten: „Wenn Jemand sagt, daß Christus, wie er in der Eucharistie gereicht wird, nur geistig und nicht auch sakramentalisch und wirklich genossen werde, der sei im Banne." (Can. VIII.)

Wie wir uns aber hüten müssen, unsere geistliche Kommunion zu der geistlichen Kommunion der Ketzer zu erniedrigen, ebensowenig dürfen wir uns auch vermessen, sie der geistlichen Kommunion der Engel im Himmel gleichzustellen. Empfangen denn die Engel im Himmel auch die heilige Kommunion? Auf diese Frage pflegen an manchen Orten die Erstkommunikanten mit einem gewissen Stolze zu antworten: „Nein; die Engel können die heilige Kommunion nicht empfangen, weil sie reine Geister sind und keinen Leib haben. Für uns Menschen, nicht für die Engel hat der göttliche Heiland das allerheiligste Sakrament eingesetzt." Diese Antwort ist richtig und ist auch unrichtig, je nachdem man das Wort Kommunion auffaßt. Das Wort Kommunion bedeutet eine Gemeinschaft oder Vereinigung, und das allerheiligste Altarssakrament heißt so, weil der göttliche Heiland, unser Herr und Gott, in der heiligen Kommunion unsere Speise ist, und sich so innig vereinigt mit unserer Seele, wie die Nahrung sich vereinigt mit unserem Leibe. Was für eine Nahrung haben aber die Engel? Die Speise der Engel im Himmel ist auch Jesus Christus, ihr Herr und Gott, dessen Anschauung sie genießen. Durch die Anschauung Gottes werden die Engel auf das innigste mit Gott vereinigt, der göttlichen Natur theilhaftig, und deswegen sagt man, daß die Anschauung Gottes und Gott selbst die geistige Speise der himmlischen Geister, der Engel ist. Die Speise der Engel im Himmel, die sie durch die Anschauung Gottes genießen, ist also die nämliche Speise, die auch uns in der heiligen Kommunion gereicht wird, und in diesem Sinne könnte man sagen, daß die Anschauung Gottes die geistliche Kommunion der Engel im Himmel ist. Aber welcher große Unterschied besteht zwischen der geistlichen Kommunion der Engel im Himmel und der geistlichen Kommunion der Christen auf der Erde? Die Engel im Himmel genießen Gott in der Anschauung, wie er in sich ist, die Christen genießen ihren Herrn und Gott im Glauben, wie er zugegen ist in der Brodsgestalt im allerheiligsten Sakrament. Unsere geistliche Kommunion auf Erden ist darum nur ein schwaches Abbild von der geistlichen Kommunion der Engel im Himmel, und soll zugleich eine Vorbereitung auf dieselbe sein, denn auch wir sollen im Himmel zur Anschauung Gottes gelangen und durch die Anschauung Gottes ihm ähnlich, seiner göttlichen Natur theilhaftig werden. (1. Joh. 2, 4; 2. Petr. 1, 4.)

Der hl. Kirchenlehrer Thomas von Aquin stellt sich auch die Frage, ob die Christen sich nicht mit der geistlichen Kommunion begnügen und die wirkliche Kommunion ganz unterlassen könnten? Er verneint diese Frage und sagt, gegen die Annahme, daß man die wirkliche Kommunion mit Rücksicht auf die religiöse Uebung der geistlichen Kommunion ganz unterlassen könne, spreche schon der Begriff der geistlichen Kommunion. Die geistliche Kommunion, sagt er, ist ja der ernstliche Wille, die wirkliche Kommunion zu empfangen, sobald

sich Gelegenheit dazu bietet. Der Wille wäre aber kein ernstlicher, sondern nur eitel und eine Täuschung, wenn der Geist nicht bei sich darbietender Gelegenheit die heilige Kommunion wirklich empfangen würde. Wenn man sich auf das Beispiel des Hauptmanns in Kapharnaum, der aus Demuth den göttlichen Heiland nicht in sein Haus aufnahm, berufen wollte, um diejenigen Christen zu rechtfertigen, die aus allzugroßer Ehrfurcht das allerheiligste Sakrament nicht wirklich zu empfangen wagen, so hat schon der heilige Kirchenvater Papst Gregorius darauf hingewiesen, daß die Demuth des Christen nur dann eine wahre ist, wenn der Demüthige sich nicht gegen das sträubt, was ihm zu seinem Nutzen geboten ist. Dem Hauptmanne war es nicht geboten, den göttlichen Heiland in sein Haus aufzunehmen, aber für den Christen ist es ein strenges Gebot, die heilige Kommunion wenigstens einmal im Jahre sakramental oder wirklich zu empfangen. Diesem Gebote nachkommend wird der Christ gerne seinen göttlichen Heiland in sein Herz aufnehmen, indem er sich dabei an das Beispiel erinnert, das Zachäus ihm gegeben hat, indem die heilige Schrift von ihm erzählt: „Er hat ihn freudig in sein Haus aufgenommen." (Matth. 8, 8; Luk. 19, 16. — Qu. 81, art. 11 ad 1.)

Um unsere geistliche Kommunion von der geistlichen Kommunion der Irrgläubigen zu unterscheiden, sagen wir also, daß sie ein Verlangen ist, welches aus dem durch die Liebe wirksamen Glauben an die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament hervorgeht; um unsere geistliche Kommunion von jener der Engel zu unterscheiden, sagen wir, daß sie das Verlangen ist, Gott zu empfangen, wie er im allerheiligsten Sakrament zugegen ist, und um die geistliche Kommunion von der wirklichen zu unterscheiden und auszusprechen, daß sie nur ein Ersatz für die wirkliche oder sakramentale Kommunion sein soll, sagen wir, daß sie das ernstliche Verlangen ist, den Leib Jesu Christi zu empfangen. (Fortsetzung folgt.)

Beschämende Predigt durch ein Kind.

Ich ging an einem wunderschönen Morgen die Straße in C. herab. Beim Beginn der Häuser sah ich ein Mädchen von etwa sechs Jahren im vollen Laufe den Weg herunterspringen, ein zweites von etwa vier Jahren lief hinterdrein und sang aus voller Kehle und voller Freude: „Der Vater kommt! Der Vater kommt!" Und wer kam daher? Ein Mann von etwa dreißig Jahren, blaß, krank aussehend, mit einem krummen Beine, ärmlich gekleidet, dem Anscheine nach ein Fabrikarbeiter. Das erste Mädchen, das sich an ihn gehängt hatte, führte er schon an der einen Hand, die andere streckte er der Kleinsten entgegen.

Da mußte ich unwillkürlich denken: „Dieser irdische Vater, so unansehnlich, so schwach, so arm; und doch die Freude an dem Vater, das Vertrauen auf den Vater so groß! Und Gott, unser himmlischer Vater, so unaussprechlich und majestätisch, allmächtig, Herr der Welt; und doch bei so vielen Menschen, seinen Kindern, keine Freude, kein Vertrauen, keine Zuversicht!!"

Der zwölfjährige Jesus.

Lehre für Eltern.

Das heilige Ehepaar zieht hinauf nach Jerusalem, um dort dem Herrn der Heerschaaren die ihm gebührenden Opfer darzubringen. Nicht scheuen sie die Strapazen des Weges und die Unannehmlichkeiten, die mit dieser weiten Reise verbunden sind; das alles achten sie nicht; sie nehmen auch noch den zwölfjährigen Jesus mit, damit er gemäß ihrem Beispiele dasselbe thue. So bringen sie im Tempel zu Jerusalem Gott den Tribut ihrer Anbetung dar. Doch welch' ein Schmerz erfaßt sie, da sie ihren Sohn auf der Rückkehr vermissen! Wie bieten sie nicht Alles auf, um den Verlorenen wieder aufzufinden! Und welch' eine Freude, da sie ihn nach dreitägigem Suchen im Tempel unter den Lehrern finden! Maria und Joseph sind hier wie immer ihrer Elternpflicht nachgekommen, und nach ihrem Beispiel dürften christliche Eltern sich oft fragen: „Erfüllen wir unsere Pflichten gegen unsere Kinder immer auf's Strengste?"

Wenn die Eltern für nichts Anderes zu sorgen hätten, als für den Leib ihrer Kinder, für Nahrung und dergleichen, so würden sie sich in dieser Hinsicht gar wenig unterscheiden von den vernunftlosen Thieren, welche aus Instinkt auch für ihre Jungen sorgen; denn diese suchen sie zu erwärmen, zu nähren, zu beschützen und machen sie tüchtig für ihr späteres Auskommen; doch der Eltern Streben soll vor Allem dahin gehen, gute Christen aus ihren Kindern zu machen, eifrige Gottesdiener, die einst Erben des Himmels sein sollen. Sie sind verbunden, ebensowohl, ja noch weit sorgfältiger an die Seele der Kinder als an ihren Leib zu denken, damit sie dereinst im Himmel bestehen können.

Weil aber hierzu unumgänglich erfordert wird, daß die Kinder in der Wissenschaft des Heils unterwiesen werden, so dürfen die Eltern nichts unterlassen, was diese befördern könnte. „Ihr seid," so ruft der hl. Chrysostomus ihnen zu, „Apostel eurer Familie, und die Häuser, in welchen ihr euch aufhaltet, sollen gleichsam ebenso viele Kirchen sein, worin das Wort Gottes unaufhörlich verkündet wird." Gleichwie, so will der Kirchenlehrer sagen, die Apostel von dem Heilande den Auftrag hatten, daß sie in alle Welttheile ausgehen und das Evangelium den unwissenden Völkern predigen sollten, so haben die Eltern den Auftrag, dasselbe in ihren Wohnungen zu thun und ihren Untergebenen und Kindern die ewigen Heilswahrheiten tief in's Herz zu prägen. Allein es ist nichts Leichtes. Es gibt fürwahr keine erhabenere Kunst, als eben diese! Maler und Bildhauer schaffen nur leblose Gebilde; aber ein lebendiges Meisterstück darstellen, woran die Augen Gottes und der Menschen sich freuen, das ist in der That die größte aller Künste.

Es gibt Eltern, welche glauben, ihrem Gewissen genug zu thun, wenn

sie den Lehrern ihre Kinder übergeben; gehen diese einmal in die Schule, so hat nach ihrer Meinung alles seine völlige Richtigkeit. Die Eltern sind weiter nicht darum bekümmert und lassen es sich kaum jemals in den Sinn kommen, einen Versuch anzustellen, welche Fortschritte ihre Kinder machen, und doch kann das Wort des Lehrers nur dann heilsam wirken, wenn es von den Eltern unterstützt wird. Von dem Unterrichte, den die Kinder, besonders in den ersten Jahren, bekommen, hängt größtentheils ihr zeitliches und ihr ewiges Glück ab. Wie können sie mit der Welt verkehren, ihre Angelegenheiten besorgen, wenn sie nicht die dazu erforderlichen Kenntnisse besitzen? Und wie können sie in den Himmel kommen, ohne das Gesetz des Herrn erfüllt zu haben? Wie können sie aber dieses Gesetz erfüllen, wenn sie es nicht kennen? Wie können sie es aber kennen lernen, wenn es ihnen nicht fortwährend eingeprägt wird?

Eltern wissen wohl, wie schwach der Verstand der Jugend ist, um zu begreifen, wie schwach ihr Gedächtniß zum Behalten, wie zerstreut sie in ihren Gedanken ist. Wie kann man aber diesen Schwachheiten besser zu Hilfe kommen, als wenn man den Unterricht auch noch zu Hause fortsetzt mit den Kindern und das Vorgekommene oft mit ihnen wiederholt, und es auf diese Weise ihrer unschuldigen Seele, die weich wie Wachs und für alles Gute empfänglich ist, tief in's Herz zu graben sucht? Eltern sagen oft, es erlaubten solches ihre Geschäfte nicht, sie wären mit allzu vielen Haussorgen beschwert, weil sie für den Unterhalt ihrer Kinder sorgen müßten. Doch gibt es wohl ein wichtigeres Geschäft, als das der Erziehung? Sollte man sorgfältiger sein, seinen Söhnen und Töchtern die Nahrung des Leibes zu verschaffen, als die unentbehrliche Seelennahrung, woran Alles gelegen ist? Wird es wohl besser sein, wenn die Kinder etwas mehr erben, dabei aber ewig verloren gehen, als wenn die Eltern sie durch ihren unermüdlichen Unterricht in den Himmel bringen und ihnen etwas weniger zurücklassen? Ueberdies was sollte es den Eltern schaden, wenn sie täglich eine Viertelstunde zur Unterweisung ihrer Kinder anwendeten? Sie können versichert sein, daß, wenn sie ihre Schuldigkeit thun, der Herr ihnen den Verlust der Zeit hundertfältig ersetzen wird, indem er mancherlei Unglücksfälle von ihnen abwenden und den Schweiß ihres Angesichtes durch seinen göttlichen Segen viel fruchtbarer machen wird.

Für Eheleute.

Ein junges Ehepaar erhielt als Hochzeitsangebinde eine wohlverpackte alte Münze, worüber die junge Frau anfänglich die Nase rümpfte. Als ihr Gatte aber die Münze sorgsam beschaut hatte, sagte er: „Sieh, liebe Frau, was uns auf der Münze gesagt wird, ist wohl zu beherzigen. Hier ist ein zusammengekoppeltes Joch Ochsen abgebildet und um dasselbe herum stehen die Worte: ‚Mit einander sind wir stark.' Das ermahnt uns zur Eintracht. Auf der Rückseite sieht man irdene Krüge, welche auf dem Wasser schwimmen; daneben steht: ‚Gegen einander gehen wir zu Scherben.' Das warnt vor Zwietracht. Wir wollen diese Warnung wie jene Ermahnung wohl beherzigen."

(Für den „Sendbote“.)

Ein treffliches Wort einer sterbenden Fürstin.

Von P. Saget.

Es ist eine große Stunde, die Stunde, in der der Mensch zu der Gewißheit kommt, daß der Tod ihm naht und er keine Aussicht mehr hat, noch länger seine irdische Wanderung fortzusetzen; denn in dieser Stunde wird es ihm klar und deutlich vor Augen geführt, daß er nunmehr Abschied nehmen muß von Allem, was ihm in der Welt lieb und theuer war; was er schätzte und verehrte. Der eisige Hauch des Todes zerreißt den Nebelschleier, durch den der Mensch bis dahin vielleicht nur die Erde und ihre Schätze angesehen hat, und der zum Abschiede für immer sich Rüstende erkennt mit einem Male, wie zutreffend der Ausspruch des weisen Salomon ist, der besagt: „Alles ist eitel!“ Geld und Gut, Schönheit und Pracht, Ehre und Ruhm sind dem Sterbenden ein Nichts! Ob er Alles besessen, ob seinem Worte Tausende, Millionen gehorchten, auf dem Todesbette hat das für ihn keinen Werth mehr; denn in dem Lande, in das nun sein Weg führt, hat Reichthum, Rang und Macht nichts zu bedeuten. Dort wird nur auf das Gewicht gelegt, was er während seiner irdischen Pilgerfahrt Gutes gethan, und nur nach dem geurtheilt, wie er die ihm gegebene Lebensfrist ausgenützt, wie er die Talente und Gaben, die ihm zu Theil geworden, verwendet hat. Auf dieses richtet daher der Sterbende seinen Blick, auch wenn er in den Tagen seines Daseins selten oder nie an das Zukünftige gedacht, es geflissentlich vermieden hat, sich mit den letzten Dingen des Menschen zu beschäftigen. Mögen die sogenannten „Aufgeklärten“ in Wort und Schrift dagegen sagen, was immer sie wollen, derjenige, welcher in der Stunde seines Todes noch im Besitze seiner Geisteskräfte ist, wird sich des Gedankens an das, was ihm nunmehr bevorsteht, nicht erwehren und bei diesem Gedanken Alles mit ganz anderen Augen ansehen, als wie er es früher gethan.

Könnten wir die Gedanken und Empfindungen, die sich in der letzten Stunde all' derer bemächtigen, welche im Leben den Glauben an die Ewigkeit und die Vergeltung in derselben von sich abgewiesen, lesen oder ermitteln, wir würden finden, daß es mit der von ihnen so lange zur Schau getragenen Gleichgiltigkeit zu Ende ging, und daß sich in ihnen jenes Etwas gewaltig regte, das man Gewissen nennt, und das sich vielleicht Jahrzehnte hindurch einschläfern, aber nicht vernichten läßt. Ja, wir dürfen uns versichert halten, daß in der letzten Stunde die Seele alles, was der Mensch in sich an falschen Vorstellungen, an trügerischer Weisheit aufgespeichert hat, mit einem Male hinwegräumt und die Bahn zu einem Rückblicke und Vorwärtsschauen freimacht und ihm enthüllt, was das Wichtigste für ihn gewesen.

Glücklich darum, wer an der Pforte der Ewigkeit sich wenigstens sagen kann, daß er bemüht war, den Weg des Guten und Edlen zu wandeln, und

daß ihm zur Seite der Glaube steht, der mit Hoffnung auf die Liebe und Barmherzigkeit Gottes erfüllt, ihm in der letzten Stunde, in welcher ihm alle Macht der Erde nichts mehr nützen kann, den heiligen Trost der Religion spendet, die selbst dem größten Sünder, wenn er aufrichtige Reue zeigt, Verzeihung und Gnade verheißt. Diese unendlich hochzuschätzende Wohlthat des Glaubens hat vor nicht langer Zeit auf dem Sterbebette eine deutsche Fürstin in ihrem vollen Werthe erkannt und es deshalb ihren Kindern an's Herz gelegt, den Glauben als das höchste Kleinod des Menschen treu zu bewahren. Diese Fürstin ist die in der Blüthe ihrer Jahre dahingeschiedene Erzherzogin Margaretha Sophie, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Württemberg. Sterbend sah sie ihre sechs noch kleinen Kinder um ihr Lager versammelt und zum letzten Male küßte die liebende Mutter die betrübten Kleinen. Und als dann die Schatten des Todes sich mehr und mehr auf sie niedersenkten, richtete die fromme Herzogin noch einmal ihr Mutterwort an ihren ältesten Sohn, den kleinen Prinzen Philipp Albrecht, der berufen erscheint, in der Zukunft das zum größten Theile protestantische Königreich Württemberg zu regieren, und mahnte und bat ihn: „Bubi, katholisch bleiben!" Bald darauf verschied die Herzogin. Was sie zu dem kleinen Prinzen gesprochen, waren die letzten Worte eines brechenden edlen Mutterherzens, und sie bedeuten nichts Geringeres, als daß die Fürstin in der Ueberzeugung starb, daß es für ihren Erstgeborenen kein größeres Glück auf Erden geben könne, als den Glauben, den beseligenden Glauben seiner Väter zu bewahren, und nach dessen Lehren und Vorschriften zu leben und zu handeln.

Die Herzogin, die auf den Höhen der Menschheit wandelte, die besaß, was Tausende, Millionen im Leben entbehren müssen, wußte ihrem Sohne kein besseres Vermächtniß zu hinterlassen, als die Mahnung: „Bubi, katholisch bleiben!" In ihrer Sterbestunde, als sie rück- und vorwärts schaute, erkannte sie, daß nichts in Vergleich gestellt werden kann mit dem katholischen Glauben, dem Glauben an dem, der von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" und sie gab ihrer Erkenntniß in einem schlichten, aber trefflichen Worte Ausdruck, das um so höher zu bewerthen ist, als gerade in unserer Zeit von mannigfacher Seite alles Mögliche geschieht, um den Glauben aus den Herzen zu reißen und die Menschen dem unheilvollen Atheismus in die Arme zu führen.

Möge das Beispiel der dahingeschiedenen Fürstin, die muthig ihren Glauben bekannte, überall zur Nachahmung anspornen, wie auch dazu beitragen, die Erkenntniß zu verbreiten, daß, was immer auch das Leben bietet, des Menschen höchster Schatz der Glaube ist, der Glaube, der, wenn Alles vor dem Sterbenden seinen Werth verliert, ihm als Kleinod verbleibt, mit welchem er getrosten Muthes die Reise in die Ewigkeit antreten kann.

— Die Urtheile der Menschen über eine Sache gehen zuweilen auseinander, wie die vier Richtungen eines Kreuzweges; und doch meint Jeder noch, er habe Recht.

Das ärmliche Haus der Hl. Familie.

Von P Georg Patiß, S. J.

In Loretto, Italien, befindet sich das Häuschen der Hl. Familie. Wir erkennen daraus, wie niedrig, wie eng das hl. Haus von Nazareth war. Es war vielleicht das kleinste von Nazareth. In diesen so wenigen und engen Räumlichkeiten mußten die Zimmermannswerkstätte des hl. Joseph, die Schlafstellen für ihn, für das göttliche Kind und für seine Mutter, ein Herd, ein Tisch und einige Stühle untergebracht werden. Ebenso mußten da die nothwendigen Hausgeräthe, die unerläßlichen Mundvorräthe Platz finden, und die Kleider aufbewahrt werden. Daraus können wir schließen, wie die Hl. Familie nur auf das Allernothwendigste für das Leben beschränkt war. Da und so hat der Herr des Himmels und der Erde bis in das dreißigste Lebensjahr gewohnt. „O wie thöricht," sagt der hl. Chrysostomus zu dieser Stelle, „sind jene Menschen, welche die Armen beschimpfen, und von ihnen sagen, daß durch die Dürftigkeit das ganze Leben in Verwirrung gerathe, und zuweilen glänzende Häuser mit Schmach befleckt werden!" — „Die Niedrigkeit und Häßlichkeit erkennt man nicht aus den unordentlich hingeworfenen Geschirren, nicht aus den vernachlässigten Bettstellen, nicht aus den vom Rauche geschwärzten Wänden, sondern aus der Schlechtigkeit der Bewohner. Denn das hat Christus dadurch gezeigt, daß er es nicht verschmäht, auch in die niedrigsten Hütten, in welchen die Tugend wohnte, einzukehren, in die Gebäude der Bösen aber, auch wenn sie mit goldenem Getäfel geschmückt sind, begibt er sich niemals. Jenes ist also die strahlendste Königsburg, in welcher der Herr wohnt; diese aber (nämlich die Gebäude der Bösen), hätten sie auch goldene Dächer und ungeheuere Säulen, sind den Pfützen und mit allem Schmutze zusammenfließenden Bächen gleich, da sich in demselben die Gefäße des Teufels befinden. Daher sehen wir, daß Christus niemals in glänzende Häuser eingekehrt sei, sondern er hat mit Uebergehung der Königspaläste und der in Purpur gekleideten weichlichen Menschen die Hütten der Zöllner und der Fischer gewählt. Daher schmücke auch du dein Haus, wenn du ihn in dasselbe aufnehmen willst, fleißig mit Almosen, mit Gebet und Flehen, mit Nachtwachen. Deshalb schäme sich Niemand der Armseligkeit seines Hauses, wenn er es mit diesem Schmucke ziert." Wenden wir dieses auf unsere Wohnungen an, und dann sehen wir, wie wir dieselben bei aller Armuth zu einem Palaste des Königs der Könige machen können.

In dem Häuschen zu Nazareth mußte selbst diese dürftigste Einrichtung Maria und Joseph mit ihrer Hände Arbeit herbeischaffen und erhalten, die nothwendigen Lebensmittel erwerben, und die erforderliche Kleidung verdienen. „Denn," sagt der hl. Basilius, „da diese Menschen zwar gerecht und fromm, aber arm waren, und selbst an den nothwendigen Dingen keinen Ueber-

fluß hatten; so haben sie sich beständigen, körperlichen Arbeiten hingegeben, und selbst die ihnen nothwendigen Dinge sich verschafft." Weit wunderbarer ist dies: Die ärmsten Menschen, in dem ärmsten Häuschen, in den ärmsten Verhältnissen, bringen ihr Leben in den gewöhnlichsten und niedrigsten Arbeiten und Beschäftigungen zu, und doch war ihr Leben das verdienstvollste und Gott wohlgefälligste, das es auf Erden gegeben hat! Was ist denn das für ein Geheimniß? Sie haben in dem Allen vollkommen nach dem Willen Gottes gehandelt; etwas Vollkommeneres, Heiligeres und Erhabeneres aber, als den Willen Gottes, gibt es nicht, und vor Gott ist nichts an sich groß oder klein. Dann erhielten ihre Handlungen den Werth zunächst von der Gnade Gottes, in der sie lebten, und von der Heiligkeit ihrer Person. Ferner waren alle ihre Handlungen in jeder Beziehung vollkommen, sowohl was die Handlungen selbst, die Absicht, die Umstände der Zeit und des Ortes, als auch was die Art und Weise betraf, auf welche sie dieselben verrichteten. Endlich waren ihre Arbeiten Religionsakte, ein eigentlicher Gottesdienst; denn sie thaten und litten Alles aus Liebe zum göttlichen Kinde, das sie in ihrer Mitte hatten, vor demselben und für dasselbe, und hier geschah, was der hl. Augustinus sagt: „Im Hause des Gerechten, der aus dem Glauben lebt, dienen diejenigen, welche befehlen, denen, welche sie zu befehlen scheinen." Prüfen wir nach diesen Vorbildern und nach diesen Wahrheiten unsere täglichen Arbeiten, Beschäftigungen und Leiden, sowie auch unseren Zustand und alle unsere innere Seelenthätigkeiten.

Der hl. Joseph arbeitete in seiner Werkstätte, und wo er sonst eine Beschäftigung finden konnte; Maria besorgte das Hauswesen, wie es einer Hausfrau und Hausmutter zustand, und suchte gewiß auch noch durch andere Arbeiten etwas zu verdienen. Denn sie hatte während ihres Aufenthaltes im Tempel zu Jerusalem die Spindel gedreht, Hyazinthfarbe, Gold und Purpur auf die Vorhänge des Tempels gemischt, heilige Sinnbilder des alten Bundes auf die herrlichen Tapeten gestickt, und die heiligen Priestergewande verfertiget; und der hl. Epiphanius erzählt, sie sei im Sticken und in der Kunst, in Wolle und Gold zu arbeiten, Meisterin gewesen. Ihre Geschicklichkeit, den berühmten Flachs von Pelusium zu spinnen, ist im Morgenlande eine sprichwörtliche Ueberlieferung geworden, und ihre Spindel wurde unter den Schätzen der Kirche zu Jerusalem aufbewahrt. Maria und Joseph arbeiteten, wie sie es gelernt hatten, und erhielten dadurch sich selbst und das göttliche Kind. „Der Mensch wird zur Arbeit geboren, und der Vogel zum Fluge." (Job. 5, 7.) — „Es gibt keinen Sterblichen," sagt der hl. Ambrosius, „der nicht arbeitet in diesem elenden Leben, er mag ein Armer oder ein Reicher, ein Knecht oder ein Freier, ein Sünder oder ein Gerechter sein, Alle arbeiten gleichmäßig. Aber auf eine andere Weise arbeitet der Gerechte, auf eine andere der Sünder; denn der Gerechte arbeitet und plagt seinen Leib, um Gott zu suchen, bis er die unverwelkliche Krone erlangt, die ihm hinterlegt ist; der Sünder aber arbeitet, nicht um der Gerechtigkeit willen, sondern um das Fleisch zu pflegen, und unternimmt deshalb immer andere und andere Arbeiten." — „Auch sind die Arbeiten denen," sagt der hl. Augustinus, „die sie

lieben, keineswegs lästig, sondern sie ergötzen sogar, wie die der Jäger, der Vogelfänger, der Fischer, der Winzer, der Kaufleute, und derer, die sich mit einem Spiele ergötzen." Denn in dem, was man liebt, arbeitet man nicht, oder wird die Arbeit selbst geliebt. Aber „wie beschämend und schmerzlich ist es, wenn die Arbeit ergötzt, damit ein Wild gefangen, damit die Kiste oder der Sack gefüllt, oder der Ball geworfen werde; und sie nicht ergötzt, damit man Gott gewinne!" Wie viel Zeit geht für die Ewigkeit durch eine mäßige Geschäftigkeit, oder einen geschäftigen Müssiggang verloren! Sehen wir doch darauf, daß unsere Arbeiten nach dem Beispiele Mariä und Josephs berufsgemäß, daher Gott wohlgefällig und verdienstlich seien.

Kurzer Lebensabriß des großen Dieners Gottes Gerard Majella,

Laienbruder des Redemptoristenordens.

Derselbe wurde am 6. April 1726 zu Muro, einer kleinen Bischofsstadt im ehemaligen Königreiche Neapel, geboren. Von der Gnade bevorzugt, verlebte er seine Kinderjahre in Uebungen der Frömmigkeit, in Unschuld und Gehorsam gegen seine dürftigen Eltern. Kaum sieben Jahre alt und schon brennend vor Verlangen nach der sakramentalen Vereinigung mit Jesus Christus, kniete er eines Morgens mit den Erwachsenen an der Kommunionbank nieder, um die himmlische Seelenspeise zu empfangen. Der Priester ging natürlich an ihm vorbei. Aber siehe da! zum Troste für diese Zurückweisung sandte ihm Jesus in der folgenden Nacht den hl. Michael, der ihm die heilige Hostie darreichte. Aelter geworden, lernte Gerard das Schneiderhandwerk und bot alle seine Kräfte auf, nicht blos um sich selbst den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, sondern auch um den Armen helfen zu können und das heilige Meßopfer darbringen zu lassen für die Armen Seelen des Fegfeuers, gegen die er ein zartes Mitleid fühlte. Er übte in ungewöhnlichem Maße die Abtödtung des Leibes; seine Nahrung bestand meistens nur in ein wenig Brod und Gemüse. Die Taufunschuld bewahrte er bis zu seinem Tode. Gott rief seinen Diener 1749 in die Ordensgenossenschaft vom Allerheiligsten Erlöser. Mutter und Geschwister legten der Ausführung seines Vorhabens viele Hindernisse in den Weg; allein Gerard überwand sie alle und trat in den Orden, wo er dann ein noch viel vollkommeneres Leben zu führen begann.

Unter allen Tugenden übte er vorzüglich die Demuth, den Gehorsam und die Nächstenliebe. — Seine Sittsamkeit war höchst vollkommen; äußerst strenge waren die Bußwerke, die er sich auflegte; unaufhörlich stiegen feurige

Schußgebetlein aus seinem Herzen zum Himmel empor, und so demüthig war bei Allem seine innerste Gesinnung, daß er sich für unwürdig hielt, vor Gott im Gebet zu erscheinen. Der Gehorsam aber und die Nächstenliebe Gerards gefielen Gott sehr, daß er sie oft durch Wunder verherrlichte. — Brennend vor Verlangen, viel für Jesus Christus zu leiden, empfing er vom Herrn die Gnade, jeden Freitag an den Schmerzen seines Leidens theilzunehmen. An den Samstagen und Vorabenden der Marienfeste fastete er bei Wasser und Brod und geißelte sich bis auf's Blut. Die Novenen der Mutter Gottes zeichnete er noch durch ganz besondere Abtödtungen aus, und die letzte Nacht vor ihren Festtagen pflegte er ganz in der Kirche zuzubringen. — Gott schenkte ihm ein tiefes Verständniß der Geheimnisse unseres heiligen Glaubens, den Geist der Prophezeiungen, die Einsicht in das Innere der Herzen, die Gnade, selbst die verstocktesten Sünder zu bekehren und die Seelen zur Vollkommenheit anzuleiten. Er verlieh ihm Macht über die Teufel und endlich die Gabe der Wunder in solchem Maße, daß Gerard den Namen eines „Wunderthäters" erhielt. Lange vor seiner Krankheit gab der Diener Gottes öfters Andeutungen, daß er im Laufe des Jahres 1755 an der Lungenschwindsucht sterben werde, und so geschah es auch. In der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober, kurz vor Mitternacht, flog seine Seele dem Himmel zu. Unmittelbar nachher erschien er vom Glorienglanz umgeben verschiedenen Personen, und seitdem hörte Gott nicht auf, diesen seinen Diener durch zahllose Gnadenerweisungen zu verherrlichen, besonders solcher, die an Fieber, Blutspeien und Schwindsucht leiden, sowie der Mütter, welche in schmerzlichen Wehen zu ihm ihre Zuflucht nehmen. — Der Ruf der Heiligkeit, den Gerard bei allen besaß, die ihn gekannt hatten, verbreitete sich immer mehr, und so beschlossen denn 1843 die kirchlichen Vorgesetzten, den Prozeß seiner Selig- und Heiligsprechung in Rom einzuleiten. Seine Seligsprechung erfolgte am 29. Januar 1893; nachdem er seitdem durch neue Wunder von Gott verherrlicht worden, beschloß Papst Pius X. am 15. August 1904, seine feierliche Heiligsprechung zu veranstalten, die am 11. Dezember 1904 stattfand.

Vom Büchertisch.

Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago:

The Middle Ages. Sketches and Fragments. By Thomas J. Shahan, S. T. D., I. U. L. Professor of Church History in the Catholic University, Washington, D. C., author of "The Beginning of Christianity," etc. 1904. 8vo, 432 Seiten. Preis; geb.: $2.00 net.

Wer eine zusammenhängende Geschichte oder Skizze des Mittelalters im vorliegenden Werke erwarten würde, müßte das Buch enttäuscht bei Seite legen. Die flott geschriebenen und inhaltsreichen historischen Schilderungen, die sich an hervorragende Persönlichkeiten und Zustände des Mittelalters anlehnen, machen uns einigermaßen mit dem großen Schatze bekannt, den uns das so viel verlästerte Zeitalter hinterlassen hat. Hell leuchtend strahlt uns das Bild der katholischen Kirche entgegen, die wie eine liebreiche Mutter auch die barbarischen Horden an sich schloß und durch ihre Lehren und Einrichtungen sowohl als auch durch ihren dirigirenden Einfluß auf die weltliche Regierung Ordnung und Tugendhaftigkeit erzeugte. Selbst im ärgsten Toben des Krieges und im Aufbäumen der Leidenschaften wurde die Stimme des Statthalters Christi mit Ehrfurcht vernommen und befolgt. Möge das Werk mit demselben Interesse gelesen werden, wie wir es lasen.

Socialism: Its Theoretical Basis and Practical Application. By Victor Cathrein, S. J. Authorized translation of the eighth German edition, with special reference to the condition of Socialism in the United States. Revised and enlarged by Victor F. Gettelmann, S. J. 1904. 8vo, 424 Seiten. Preis, geb.: $1.50 net.

Die rasche Entwicklung und schnelle Verbreitung des Sozialismus muß jedem Beobachter der Gesellschaft auffallen. Deshalb muß es das ernste Streben der Führer und darunter auch der Priester sein, sich mit den wahren Lehren dieser gefährlichen Richtung gründlich bekannt zu machen. P. Cathrein hat nun seit Jahren das Wesen dieser Irrlehre untersucht und nach dem Geständnisse der konsequenten Sozialisten am besten beschrieben. Vorliegende Arbeit, welche eine vermehrte Ausgabe des vor einigen Jahren erschienenen Werkes über diesen Gegenstand ist, wurde von dem Uebersetzer im Verein mit dem Verfasser für unsere Verhältnisse bearbeitet und kann darum als die beste und gediegenste Auseinandersetzung betrachtet werden. Obgleich die Verfasser nicht direkte Hilfsmittel zur Besserung der sozialen Lage vorschlagen, so ergeben sich doch aus den Erklärungen manche Fingerzeige zur Linderung und Beseitigung der Gefahr. Wir empfehlen deshalb das Werk den Führern und hoffen, daß dasselbe für allgemeine Lektüre auch in den Vereinsbibliotheken Aufnahme findet und von Seelsorgern einer genauen Prüfung unterworfen wird.

The Rulers of the Kingdom and other Phases of Life and Character. By Grace Keon. 1904. 270 Seiten. Preis, geb.: $1.25 net.

Kurze, packende Erzählungen liest die Jugend lieber, als längere Novellen und Romane. Vielfach steckt auch mehr Mühe und Arbeit in denselben verborgen, wie in längeren Arbeiten. Dieses wird auch mit dieser Sammlung von 14 Erzählungen der Fall sein. Deshalb sind auch einzelne minder gelungen. Für die heranwachsende Jugend, wofür das Buch bestimmt ist, zielt z. B. die erste Erzählung „The Rulers of the Kingdom" ziemlich hoch, dafür sind die übrigen inhaltlich spannend und gut gelungen.

In Gott, mein Kind! Gebete und Unterweisungen für Schulkinder von P. Cölestin Muff, Benediktr von Einsiedeln. Mit Druckbewilligung des Hochw'st. Bischof von Chur und Erlaubnis der Ordensobern. 1904. 32o, 192 Seiten. Preis, geb.:

Die kindliche und einfache Sprache dieses hübsch ausgestatteten Gebets- und Belehrungsbüchleins verleiht demselben einen besonderen Werth. Es spricht darin das Herz und Gemüth eines praktischen Kinderfreundes. Deshalb möchten wir Eltern und Seelsorger recht dringend darauf aufmerksam machen, das Büchlein durch Massenverbreitung in den Familien und Schulen als vorzügliches Mittel der kindlichen Seelenleitung zu verwenden.

Fabiola, or The Church of the Catacombs. By Cardinal Wiseman. 16o, 324 Seiten. Preis, brosch.: 25 Cts.

Fünfzig Jahre sind verflossen, seitdem dieses prächtige Buch seinen Lauf durch die katholische Welt angefangen hat und in zahlreichen Ausgaben erschienen ist. Es wäre Raumverschwendung über den hohen Werth dieses äußerst interessanten Werkes, welches die Kirche in den Katakomben behandelt, etwas zu sagen. Vorliegende billige Ausgabe verdient weite Verbreitung und wird der jungen Generation einen klaren Einblick in die wundersame Triebkraft der Kirche in den ersten Christenzeiten verleihen.

Shadows Lifted. "A Sequel to Saint Cuthbert's." By Rev. J. E. Coppens, S. J. (Cuthbert), author of " Harry Russell," "Saint Cuthbert's," etc. With Frontispiece. 1904. Kl. 8vo, 262 Seiten. Preis, geb.: 85 Cts.

Der Verfasser bietet uns hiermit eine Fortsetzung seiner spannenden Beschreibungen und Beobachtungen von Studenten und schildert in anschaulicher Weise das Leben und Treiben der verschieden gearteten Charaktere in dem Kollegium. Um der Erzählung erhöhtes Interesse zu verleihen hat der Verfasser eine Episode eingeflochten, die theilweise in Indien und theilweise in unserem Lande sich abspielt. Das Buch wird den Jünglingen und der heranwachsenden studirenden Jugend gut gefallen und verdient viele Leser.

Von B. Herder in St. Louis, Mo.

Kurzer Wegweiser in der apologetischen Literatur für gebildete Katholiken aller Stände, insbesondere für Studirende. 1904. 16o, 40 Seiten. Preis: 6 Cts. net.

Man verwechsele vorliegendes Verzeichniß nicht mit einer buchhändlerischen Anzeigeschrift. Dasselbe enthält eine reiche Auswahl von apologetischen und theologischen Werken, welche zur Abwehr der gegen den christlich katholischen Glauben erhobenen Einwänden geschrieben sind und dienen, oder die kräftige Bezeugung der göttlichen Offenbarung darlegen. Die Seitenzahl der einzelnen Bücher und die Preise nach unserem Gelde sollten angegeben sein. Als Nachschlagewerk für gebildete Laien, Seelsorger und Lehrer wird die Broschüre vielen Nutzen bringen.

Perfect Contrition. A Golden Key of Heaven for all good christian people by Rev. J. Von der Driesch. With preface of Rev. A. Lehmkuhl, S. J. Translated by Rev. J. Slater, S. J. 1904. 24o, 31 Seiten. Preis: 5 Cts. per Stück; 45 Cts. per Dutzend.

Dieses Büchlein trägt den Stempel seines hohen Werthes in der kurzen empfehlenden Vorrede des ausgezeichneten Moralisten P. Lehmkuhl. Es enthält soliden Unterricht über die Art und Weise, den Akt der vollkommenen Reue zu erwecken und wird durch Massenverbreitung viel Gutes bewirken.

Herder's Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Mit Textbildern, Tafeln und Karten. Gr. 8vo. 68. Heft. Von Seite 641—736 (doppeltspaltig) mit Textbeilage: Hygiene. 69. Heft. Von Seite 737—832 (doppeltspaltig) mit einer Beilage: Indische Kunst (Tafel mit 11 Bildern). 70. Heft. Von Seite 833—928 (doppeltspaltig) mit drei Beilagen: Invalidenversicherung (Textbeilage); Islamische Kunst (Textbeilage mit 3 Bildern); Islamische Kunst (Tafel mit 25 Bildern). — Das ganze Werk wird 160 Hefte, zu retail 20 Cts. für das einzelne Heft, oder 8 Bände geb. in Halbfranz, zu net $3.50 (per Band) umfassen. Gesammtpreis des ganzen Werkes: $28.00 net.

Wenn ein Werk, wie das vorliegende, selbst von nichtkatholischen Zeitschriften wegen seiner Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit gelobt wird, so kann man wohl mit recht annehmen, daß dasselbe besondere Vorzüge besitzt. Es besitzt einen unerschöpflichen Vorrath von Information, ist kurz und bündig in der Behandlung der Stichwörter, es erklärt viele schwierige Gegenstände durch kleine und zierliche Abbildungen und enthält gut ausgeführte geographische Karten und künstlerische Beilagen. Mit einem Worte, wir Katholiken können stolz darauf sein und sollten das ausgezeichnete Werk fleißig benützen. Unsere Bibliotheken sollten dasselbe wenigstens Bandweise anschaffen.

Von Felizian Rauch in Innsbruck, Tirol, Oesterreich, oder Fr. Pustet in New York und Cincinnati.

Sursum Corda! Entwürfe zu Betrachtungen für alle Zeiten des Kirchenjahres nach der Methode des hl. Ignatius v. Loyola, von Joseph Müllendorff, Priester der Gesellschaft Jesu. **Schlußbändchen. Fünfundzwanzig nachträgliche Betrachtungen. Inhaltsverzeichnisse.** Mit Genehmigung des fürstbischöflichen Ordinariates von Brixen und Erlaubnis der Ordensobern. 1904. 16o, XII + 258 Seiten. Preis, brosch.: 1 M. 80 Pf.

Wir haben im „Sendbote" die zwölf Bändchen der gelungenen und werthvollen Betrachtungen von P. Müllendorff unseren zahlreichen Lesern empfohlen. Dieses geschieht hier ebenfalls mit besonderen Nachdruck bezüglich des letzten Bändchens, das eine reiche Fundgrube geeigneter Betrachtungspunkte für zahlreiche kirchliche Feste darbietet. Die beigefügten Register über alle Bändchen bezeugen neben dem großen Reichthum (413 Betrachtungen) auch den innigen Anschluß an die Evangelien, welchen der Verfasser stets anstrebte. Dogmatische Sicherheit, innige Frömmigkeit und warme Aufmunterung zeichnen diese bedeutende Arbeit aus. Möge die Sammlung bei Priestern und Ordenspersonen fleißig Verwendung finden.

Von der Bonifazius-Druckerei in Paderborn, Europa.

Der christliche Vater in seinem Berufe von Philipp Hammer, Doktor der Theologie. Vierte Auflage. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 1904. 16o, 280 Seiten. Preis, brosch.: 1 M. 50 Pf.

Wir haben das vorliegende Büchlein schon öfter empfohlen, denn es gehört zu den praktischen Büchern für Ehemänner in ganz besonderer Weise. Es leidet wohl an einem Fehler, den der Verfasser selbst zugesteht, daß die Unterabtheilungen nicht genug hervorgehoben sind; aber andererseits verleiht der überraschende Reichthum packender Beispiele, womit der geistreiche Verfasser seine Leser unterhält und belehrt, dem Buche einen besonderen Werth. Mögen viele Väter und solche, die es werden wollen, dessen Inhalt ernstlich erwägen und befolgen. Selbst den Seelsorgern kann es vorzügliche Fingerzeige ertheilen.

Die christliche Mutter in ihrem Berufe von Philipp Hammer, Doktor der Theologie. Fünfte Auflage. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 1904. 16o, 198 Seiten. Preis, brosch.: 1 M.; geb.: 1 M. 50 Pf.

Zur Empfehlung dieses seines Inhaltes wegen wichtigen Büchleins möchten wir die Worte einer Schulzeitung anführen. „Die Darstellung ist höchst anziehend, mit zahlreichen, geschickt eingeflochtenen Beispielen gewürzt, die häufig aus dem Leben des scharf beobachtenden Verfassers gegriffen sind. Bei ihrer Einfachheit ist die Sprache doch stets kräftig, und abgesehen von einigen Derbheiten, die der Leser gerne mit dem Verfasser entschuldigt, durchgehend edel, hie und da sogar nicht ohne dichterischen Anhauch. Wir wünschen den Schriften die weiteste Verbreitung in den Familien."

Das Lilien-Veitle. Märchen mit vielen Bildern von P. Ambros Schupp, S. J. Vierte Auflage. 1904. 16o, 162 Seiten. Preis, brosch.: 1 M. 30 Pf.; geb.: 1 M. 60 Pf.

Das Märchen schildert den hohen Werth der Herzensreinheit, die vielen Kämpfe zur Bewahrung derselben, die Mittel zur Wiedererlangung derselben nach deren Verlust und den herrlichen Lohn, welchen der Besitzer dieser zarten Lilien zu erwarten hat. Wer eine Spur idealen Sinnes besitzt, wird sich herzlich erfrischen bei der Lektüre des hübsch ausgestatteten Büchleins. Wir möchten dasselbe allen Mitgliedern der marianischen Sodalitäten anrathen.

Die sieben Finken. Märchen von P. Ambros Schupp, S. J. Mit einem Titelbild und drei Text-Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. 16o, 130 Seiten. Preis, geb.: 1 M.

Die Lehre dieses spannenden Märchens erklärt, was jene zu erwarten haben, die von dem Gebrauche ihrer Eltern und Großeltern abgehen und klüger zu sein glauben als diese, die es immer so gehalten haben. Der Verfasser schildert in anschaulicher Weise die Strafen des Leichtsinns und zeigt die fortgesetzten Warnungen, die selbst in den größten Gefahren den Leichtsinnigen begleiten. Das hübsch ausgestattete Büchlein verdient in seiner neuen Auflage viele Leser und Leserinen. Als Geschenkbüchlein ist dasselbe sehr empfehlenswerth.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst **Aggregations-Diplome** für das **Gebetsapostolat** und die **Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine** in das **Gebetsapostolat** und in die **Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel** für die drei **Grade** des **Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome** und **Abzeichen**.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, O.**

Im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu.

Eine sehr schöne Art und Weise, immer im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu zu sein, hat der göttliche Heiland einer eifrigen Verehrerin seines süßen Herzens selbst mitgetheilt. Diese fromme Verehrerin des hlst. Herzens war die selige Jungfrau Armella († 1671), eine christliche Dienstmagd in Frankreich, welche alle ihre Arbeiten mit größtem Eifer und gewissenhaftester Treue verrichtete. Sie war der Welt ganz abgestorben und fühlte sich immer von der Gegenwart ihres himmlischen Bräutigams ergriffen, dessen Stimme sie stets in ihrem Innern vernahm, der ihr auch öfters erschien und ihr die zartesten Beweise seiner Liebe gab. Ueber das innere verborgene Leben in ihr gab er ihr einst folgende Belehrung: „Du sollst wie eine kleine Schnecke sein, die immerdar, wohin sie geht, ihr Haus und ihre Wohnung mit sich trägt, und niemals aus derselben herausgeht. Und wenn etwas auf sie fällt, oder wenn sie irgendwo anstößt, so zieht sie sich dergestalt in ihr Haus zurück und verbirgt sich darin, daß man nichts als ihre Schale sieht, sie selbst aber läßt sich nicht erblicken. Also will ich, daß mein Herz dein Haus, deine Wohnung, dein Zufluchtsort sei, woraus du nimmer gehen sollst. Ich will dich zu aller Zeit in mich verschließen und verbergen, damit nichts mehr von dir, sondern nur ich selbst zu sehen sei.“ Wollen wir auch unserseits diese Anleitung des göttlichen Heilandes befolgen und das Beispiel der seligen Jungfrau Armella nachahmen, dann müssen wir uns angewöhnen, recht oft unter Tags das kleine Schußgebetchen zu wiederholen: „Süßestes Herz Jesu, sei meine Liebe!“ Auch müssen wir vor jeder Arbeit, vor jeder Beschäftigung die gute Meinung machen und uns fragen: Wie hätte der göttliche Heiland diese Arbeit verrichtet? Wie muß ich mich dabei anstellen, daß ich dem göttlichen Herzen Jesu damit eine Freude mache? Thun wir das, dann werden wir auch wie Armella stets im Hause des göttlichen Herzens Jesu sein. So wird auch für uns das hlst. Herz Jesu ein Gotteshaus, das jederzeit geöffnet ist.

Der hochwst. Erzbischof Heinrich Moeller, D. D.

Der neue Oberhirt der Erzdiözese Cincinnati wurde am 11. Dezember 1849 in Cincinnati von deutschen Eltern geboren und ist auch in derselben Stadt erzogen worden. Er besuchte die St. Josephs Pfarrschule an der Laurel Straße, und kam im Jahre 1863 auf das St. Xaviers Kolleg, das er mit den

Erzbischof Heinrich Moeller von Cincinnati, O.

höchsten Ehren erledigte. Darauf ging er nach Rom, wo er im amerikanischen Kolleg den theologischen Studien oblag, das beste Doktorexamen machte und die goldene Medaille sich erwarb. Am 10. Juni 1876 wurde er vom Msgr. Lenti zum Priester geweiht und erhielt auch die Doktorwürde. Im Jahre 1877 kehrte er nach Cincinnati zurück, und wurde zuerst Rektor der Gemeinde zu

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, O.**

Im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu.

Eine sehr schöne Art und Weise, immer im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu zu sein, hat der göttliche Heiland einer eifrigen Verehrerin seines süßen Herzens selbst mitgetheilt. Diese fromme Verehrerin des hlst. Herzens war die selige Jungfrau Armella († 1671), eine christliche Dienstmagd in Frankreich, welche alle ihre Arbeiten mit größtem Eifer und gewissenhaftester Treue verrichtete. Sie war der Welt ganz abgestorben und fühlte sich immer von der Gegenwart ihres himmlischen Bräutigams ergriffen, dessen Stimme sie stets in ihrem Innern vernahm, der ihr auch öfters erschien und ihr die zartesten Beweise seiner Liebe gab. Ueber das innere verborgene Leben in ihr gab er ihr einst folgende Belehrung: „Du sollst wie eine kleine Schnecke sein, die immerdar, wohin sie geht, ihr Haus und ihre Wohnung mit sich trägt, und niemals aus derselben herausgeht. Und wenn etwas auf sie fällt, oder wenn sie irgendwo anstößt, so zieht sie sich dergestalt in ihr Haus zurück und verbirgt sich darin, daß man nichts als ihre Schale sieht, sie selbst aber läßt sich nicht erblicken. Also will ich, daß mein Herz dein Haus, deine Wohnung, dein Zufluchtsort sei, woraus du nimmer gehen sollst. Ich will dich zu aller Zeit in mich verschließen und verbergen, damit nichts mehr von dir, sondern nur ich selbst zu sehen sei.“ Wollen wir auch unserseits diese Anleitung des göttlichen Heilandes befolgen und das Beispiel der seligen Jungfrau Armella nachahmen, dann müssen wir uns angewöhnen, recht oft unter Tags das kleine Schußgebetchen zu wiederholen: „Süßestes Herz Jesu, sei meine Liebe!“ Auch müssen wir vor jeder Arbeit, vor jeder Beschäftigung die gute Meinung machen und uns fragen: Wie hätte der göttliche Heiland diese Arbeit verrichtet? Wie muß ich mich dabei anstellen, daß ich dem göttlichen Herzen Jesu damit eine Freude mache? Thun wir das, dann werden wir auch wie Armella stets im Hause des göttlichen Herzens Jesu sein. So wird auch für uns das hlst. Herz Jesu ein Gotteshaus, das jederzeit geöffnet ist.

Der hochwst. Erzbischof Heinrich Moeller, D. D.

Der neue Oberhirt der Erzdiözese Cincinnati wurde am 11. Dezember 1849 in Cincinnati von deutschen Eltern geboren und ist auch in derselben Stadt erzogen worden. Er besuchte die St. Josephs Pfarrschule an der Laurel Straße, und kam im Jahre 1863 auf das St. Xaviers Kolleg, das er mit den

Erzbischof Heinrich Moeller von Cincinnati, O.

höchsten Ehren erledigte. Darauf ging er nach Rom, wo er im amerikanischen Kolleg den theologischen Studien oblag, das beste Doktorexamen machte und die goldene Medaille sich erwarb. Am 10. Juni 1876 wurde er vom Msgr. Lenti zum Priester geweiht und erhielt auch die Doktorwürde. Im Jahre 1877 kehrte er nach Cincinnati zurück, und wurde zuerst Rektor der Gemeinde zu

Bellefontaine; erhielt aber schon im nächsten Jahre eine Professur am St. Mary's Seminar in Cincinnati. Im Jahre 1879 wurde er Sekretär des Bischofs Chatard von Indianapolis; aber das Jahr darauf wurde er vom Erzbischof Elder nach Cincinnati zurückberufen, der ihn zu seinem Sekretär und Kanzler ernannte. Diese Ehrenstelle hielt er demnach 24 Jahre inne und ward der vertrauteste Freund und Rathgeber des Erzbischofs. Bei der schwierigen finanziellen Lage der Diözese entwickelte sich sein glänzendes Verwaltungs-Talent. Am 24. August 1900 wurde er zum Bischof von Columbus konsekrirt und am 27. April 1903 erhielt er die päpstliche Bulle, die ihn zum Koadjutor des Erzbischofs von Cincinnati ernannte, mit dem Rechte der Nachfolge. Demgemäß trat er mit dem Tode des Erzbischofs Elder alsbald an dessen Stelle als Erzbischof von Cincinnati, und mit dem Empfange des Palliums, das, wie der Kabel schon berichtet hat, einer hervorragenden Persönlichkeit in Rom vom Papste zur Uebertragung eingehändigt worden ist, wird seine Bestallung als Erzbischof offiziell vollendet und alle erzbischöflichen Rechte werden ihm damit ertheilt. — Der hochwst. Herr Heinrich Moeller, D. D., war der dritte Bischof von Columbus und ist der dritte Erzbischof von Cincinnati. — Quem Deus praeservet ad multos annos!

Die Vorbereitungen für die glänzenden Feierlichkeiten zu Ehren der Immakulata. — Obgleich die Feier schon vorüber, so wird das Folgende doch unsere Leser interessiren. Der Besuch der Peterskirche zeigt uns, daß Hunderte von Arbeitern damit beschäftigt sind, die nöthigen Vorbereitungen für die großen Funktionen am 8. und 11. Dezember zu treffen. Einen magischen Eindruck empfängt man sofort beim Eintritt durch die prachtvollen Lichteffekte, die durch gelbseidene Vorhänge an den Seitenfenstern und durch rothe im Kuppelgewölbe hervorgerufen werden. Das rechte Seitenschiff bis hinter der Sakramentskapelle, durch die der Papst seinen Einzug halten wird, ist bereits abgesperrt. Das rechte Seitenschiff der Basilika, das 1870 als Sitzungssaal für das Konzil diente, ist in ein Malatelier umgewandelt. Dort sieht man an haushohen Gerüsten die Künstler mit der Bemalung von Riesenkartons beschäftigt, die ihre Aufstellung vor der Cathedra Petri erhalten sollen. Wir benutzen einen Seitenausgang der Arbeiter, um in den Vatikan zu gelangen, wo wir noch rasch einen Blick in den im zweiten Stockwerk gelegenen Saal der Unbefleckten Empfängniß werfen wollen, der auch ein Hauptanziehungspunkt für die zu den Dezemberfesten hierhereilenden Pilger sein wird. Der Fußboden des von Pius IX. zur Erinnerung an die Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängniß ausgeschmückten Saales ist aus vielfachem, bei den Ausgrabungen von Ostia gefundenen Mosaik hergestellt. Um das in der Mitte des Deckengewölbes angebrachte buntfarbige Wappen Pius' IX. erblicken wir in vier Oktogonfeldern die Vorbilder Marias aus dem alten Bunde. Gegenüber den beiden Fenstern mit den künstlich geschnitzten Holzrahmen zeigt uns das große figurenreiche, von Podesti gemalte Freskobild der Hauptwand die Verkündigung des Dogmas in St. Peter. Vor dem Fensterpfeiler ist die von dem Pariser Bildhauer A. Megrét im Jahre 1877 verfertigte Marmorbüste Pius IX. angebracht. Auf den schmalen Seitenwänden ist rechts die Diskussion über das Dogma dargestellt. Unterhalb der Freskogemälde sind außer den Medaillons der Apostel die Anbetung des Jesuskindes in der Krippe, Maria findet den zwölfjährigen Jesus im Tempel, ein Konzil

der alten Kirche und eine Huldigung des Papstes in neuerer Zeit wiedergegeben.

Die Hauptredner bei dem Marianischen Kongreß. — Von den Hauptrednern des Marianischen Kongresses, die in der Kirche von Santi Apostoli Vorträge halten werden, nennen wir: P. Kottmann, O. F. M., Dr. Ph. Huppert, Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung", P. Ulrich Hüntermann, O. F. M., Msgr. Touchet, Bischof von Orleans, Msgr. Schoepfer, Bischof von Tarbes, Prälat Dr. Wilpert, P. Zocchi, S. J., P. Vaughan, S. J., London, P. Benno O. Cap., Bayern, Professor Machado, Universität von Brasilien, Professor Toniolo, Universität von Pisa, Professor Rodriguez de Cepeda, Universität von Valencia, Dr. Gisbert, Rom, Leiter des holländischen hlst. Institutes, P. David Fleming, O. F. M., Fürst Ghika, P. Pellegrini, Abt von Grottaferrata.

Immakulata-Feier in Neapel. — Am 20. November wurde der nahe bevorstehende Jahrestag der Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängniß in Neapel, der ehemaligen Hauptstadt des Königreiches der beiden Sizilien, durch eine großartige Prozession gefeiert, die die Hauptstraßen der Stadt durchzog. Besonders fiel dabei auf, daß die Provinzial- und Munizipal-Beamten an dieser Prozession Theil genommen haben, da diese Prozession die erste religiöse Feier gewesen ist, an der diese Beamten seit der Annexirung Siziliens an das Königreich Italien amtlich Theil genommen haben.

In Palermo wurde ebenfalls die Immakulata-Feier durch eine feierliche Prozession, woran sich 20,000 Personen betheiligten, gefeiert. Es befanden sich 60 verschiedene kirchliche Vereine mit ihren Bannern in der enthusiastischen Prozession. Es hatte sich eine große Menge des Landvolkes in ihrer Nationaltracht eingefunden.

Rom. — Eine praktische Verehrung des göttlichen Herzens Jesu bethätigt der römische Verein „Circolo di S. Pietro", der überhaupt den Mittelpunkt für alle katholischen Unternehmungen der ewigen Stadt bildet. Seit 30 Jahren besitzt derselbe eine dem göttlichen Herzen geweihte Herberge, in welcher Arme ein Nachtlager finden. Außer den barmherzigen Schwestern übernehmen die Mitglieder des Vereins, vielfach junge Leute aus den besten Familien, die Pflege der Armen. Während des Jahres werden diesen zu verschiedenen Malen vor hohen Festen geistliche Uebungen gegeben, welche mit einer gemeinschaftlichen hl. Kommunion schließen. Die letzte derartige Generalkommunion wurde vom Kardinal-Staatssekretär Merry del Val ausgetheilt. Nach der hl. Kommunion wird den Armen ein reichliches Mahl verabreicht, bei welchem die Vereinsmitglieder die Aufträger machen. Es ist ein wahres Liebesmahl, welches an die Zeiten der ersten Christen erinnert.

Die Zeitschrift „Analecta Ecclesiastica" für den Monat August dieses Jahres veröffentlicht die Briefe des Papstes Leo an König Leopold von Belgien, in denen der Hl. Vater dem frommen Vorhaben des Monarchen, ein National-Heiligthum zum göttlichen Herzen Jesu zu errichten, auf's Innigste seine Empfehlung gab. „Unter allen großen Werken eines Pontifikats von 25 Jahren, in denen der große Papst Leo regierte, nimmt jenes Werk der Weihe der ganzen Welt an das göttliche Herz gewiß nicht die letzte Stelle ein. Der Hl. Vater Leo XIII. seligen Andenkens hegte die süßesten und sichersten Hoffnungen des Friedens und des Glückes, als er wahrnahm, wie auf seiner Aufforderung sowohl die Einzelnen als ganze Völker sich mit Vertrauen zum göttlichen Herzen wandten und sich demselben weihten. Deßwegen kann Seiner Majestät begreifen, wie groß Unsere Freude war, zu vernehmen, daß es Ihr Wunsch und Vorhaben sei, in Ihrer Hauptstadt ein Heiligthum zu errich-

ten, welches in Größe und Majestät dem Heiligthume zu Montmartre gleichkommen soll, und zugleich ein öffentlicher Beweis sein soll der feierlichen und immerwährenden Verehrung des göttlichen Herzens von Seite der belgischen Nation. Wir bezweifeln nicht, daß mit diesem frommen Vorhaben des Regenten, die Untergebenen freudig und edelmüthig einstimmen werden, so daß das neue Heiligthum bald über die herrliche Landschaft Kockelberg hervorragen wird. Wir, die Wir schon seit langer Zeit Liebe zu Belgien hegen, freuen Uns, daß Belgien in diesem neuen Heiligthume einen Ort und einen Unterpfand des Friedens und des Glückes finden wird. Wir wünschen Seiner Majestät Glück und Segen anläßlich dieses Beweises ihrer Liebe zu Ihrem Volke, und ertheilen Ihnen in innigster Liebe Unsern Apostolischen Segen. — Vatikan, 3. März 1903."

Frankreich. — Die Herz-Jesu-Bruderschaft hat ein großes Werk zu verrichten in der Tröstung und Aufmunterung der Katholiken Frankreichs in der gegenwärtigen Verfolgung. Es eröffnet sich ein weites Feld für den Eifer der Förderer und Verbündeten, und an vielen Orten bringt ihr Eifer segensreiche Folgen. Der Sekretär aus der Gemeinde St. Louis in Bordeaux, welche 40 Förderer und beinahe 2,000 Verbündete hat, schreibt: „Viele sterbende Sünder haben die Gnade der Bekehrung erlangt durch die Wachsamkeit der Förderer; Gebete und hl. Messen wurden dem hlst. Herzen aufgeopfert von hunderten von frommen Mitgliedern! Viele arme Seelen, welche schon so lange der Kirche fremd geblieben, wurden wiedergewonnen für Gott vor dem Altare des göttlichen Herzens, wo sie zugleich überzeugende Ermahnungen und Aufmunterung erhielten. So kommt es, daß der Freitag des Monats, der Tag der Sühnungskommunion, ein wahres Freudenfest ist, ein Fest wie das des verlorenen Sohnes nach der Rückkehr in's Vaterhaus, und rührend ist es zu sehen, wie so viele zurückkehren. Welch' Wunder der göttlichen Gnade, gewirkt durch das eifrige Leben im Interesse des göttlichen Herzens, welches mit Bitten bestürmt wird zu Gunsten der armen Sünder. Förderer geben sich auf alle Weise Mühe, durch Gebet, gute Ermahnung, liebreiche Aufmunterung alle für Christus zu gewinnen!"

Einführung des ewigen Gebetes zum hlst. Sakramente in Marburg. — Mit Rücksicht auf die eucharistische Enzyklika Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. vom 28. Mai 1902 wurde die ewige Anbetung des Allerheiligsten Altarssakramentes, die auf der Synode im Jahre 1903 beschlossen wurde, nunmehr realisirt. Zur bleibenden Erinnerung an das goldene Marianische Jubiläum begann mit dem ersten Adventsonntage, 27. November 1904, in der Lavanter Diözese die ewige Anbetung des Allerheiligsten Altarssakramentes zur Ehre des Sohnes Gottes und seiner unbefleckten Mutter und zum wahren Wohle aller Diözesanen.

Weihe der ganzen Menschheit an das Unbefleckte Herz Mariens. — Man hegt den Wunsch, besonders in Frankreich, eine Weihe vorzunehmen an das Unbefleckte Herz Mariens, der Mutter des erlösten Menschengeschlechtes. Der Zweck dieses Vorhabens ist, nicht nur wie Papst Leo die ganze Welt dem göttlichen Herzen Jesu geweiht hat, so auch jetzt dieselbe nach dem Beispiele Leo XIII. dem Unbefleckten Herzen Seiner Mutter zu weihen, um dieselbe zu ehren, wie sie es wohl verdient, sondern ein weiterer Zweck ist, um alle Katholiken gegen die christenfeindliche Stimmung so Vieler zu schützen und so diesem Uebel zu steuern, welches mehr oder weniger eine Folge von Uneinigkeit ist. Der Hl. Vater hat durch einen offiziellen Brief des Kardinal-Sekretärs (6. Januar 1904) die Gutheißung dieses Vorhabens erlassen. Er leistet demselben Vorschub und lobt den Eifer, der dieses Vorhaben hervorgerufen. Er spendet demselben seinen Segen und allen die dieses Werk befördern. Un-

gefähr 30 bis 40 Bischöfe Frankreichs haben eine schriftliche Bewilligung diesbezüglich erlassen. Provinz-Konzilien, welche in der Mitte des 19. Jahrhunderts abgehalten wurden, wurden dem Unbefleckten Herzen Mariä geweiht; ungefähr 28 Diözesen folgten dem Beispiele; und 47 im Ganzen wurden unter den besonderen Schutz der Mutter Gottes gestellt. Verschiedene katholische Kongresse, besonders Lyon, Freiburg und Lille, thaten dasselbe und befürworteten dieses Vorhaben. Der Plan ist folgender: Jeder soll zuerst persönlich, aufrichtig und wirksam sich dem reinsten Herzen der Mutter unseres Herrn weihen, dann sollen die Weihe der Familien, der Schulen, der Diözesen, Institute u. s. w. folgen; schließlich wird dann ein Bittgesuch beim Hl. Vater eingereicht werden, eine Weihe der ganzen Menschheit an das unbefleckte Herz Mariens zu gewähren und vorzuschreiben.

Neues Ablaßgebet nach der hl. Messe. — Durch ein Dekret der Ablaßkongregation vom 17. Juni 1904 hat der Hl. Vater einen Ablaß von sieben Jahren und sieben Quadragenen gewährt, der auch den Armen Seelen zugewendet werden kann, allen jenen, die mit dem Priester den Gebeten nach einer stillen Messe die Anrufung hinzufügen: „Heiligstes Herz Jesu, erbarme Dich unser!" dreimal wiederholt.

Die Seligsprechung des ehrw. Johann Eudes, Vorläufers der Andacht zu Ehren des hlst. Herzens Jesu. — Durch ein Dekret vom 6. Januar 1903 wurde das zustimmende Votum bezüglich von vier Wundern, die zur Einführung des Prozeß nöthig sind, gutgeheißen. Deshalb liegt die sichere Hoffnung vor, daß die genaue und eingehende Untersuchung gleich mit Beginne des Jahres 1905 eingeleitet werden wird. Der ehrw. Johann Eudes und die ehrw. Johanna von Arc werden also recht bald vor die betreffenden Kongregationen gebracht werden.

Empfehlungen.

Die rühmlichst bekannte deutsch-amerikanische Monatsschrift „Sendbote des Göttlichen Herzens Jesu", herausgegeben von den Franziskanervätern zu Cincinnati, O., (Preis $2.00 pro Jahr) tritt mit der nächsten Nummer ihren neuen Jahrgang an. Wir können unseren Lesern nicht warm genug empfehlen, diese vorzüglich redigirte, unterhaltende und belehrende Zeitschrift zu lesen; es wird ihnen von Nutzen sein für Zeit und Ewigkeit. — (Wanderer, St. Paul, Minn., 7. Dezember 1904.)

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Baltimore.—11. Oktober. St. Franziskus Xaverius Gemeinde, St. George's Island, Md.

Erzdiözese Baltimore.—11. Oktober. St. Peter Claver Gemeinde, The Ridge, Md.

Diözese British Honduras. — 6. Oktober. Unbefleckte Empfängniss Gemeinde, Orange Walk, B. H.

Diözese Brooklyn. — 6. Oktober. St. Thomas Aquin Akademie, Brooklyn, N. Y.

Erzdiözese Chicago. — 7. Oktober. St. Agnes Gemeinde, Chicago Heights, Ill.

Erzdiözese Chicago. — 21. Oktober. St. Marien Gemeinde, Sycamore, Ill.

Erzdiözese Chicago.—26. Oktober. Herz Jesu Akademie, Lake Forest, Ill.

Erzdiözese Cincinnati. — 27. Oktober. Hl. Dreifaltigkeits Gemeinde, Cincinnati, O.

Diözese Dallas.— 21. Oktober. Allerheiligen Gemeinde, North Ft. Worth, Tex.

Diözese Green Bay. — 12. Oktober. St. Eduards Gemeinde, Mackville, Wis.

Erzdiözese New York. — 27. Oktober. Hudson River Staats-Hospital, Poughkeepsie, N. Y.

Diözese Ogdensburg. — 12. Oktober. St. Franziskus Solanus Gemeinde, Harrisville, N. Y.

Diözese San Antonio. — 4. Oktober. St. Dominikus Gemeinde, D'Hanis, Tex.
Diözese Scranton.—8. Oktober. Mt. Saint Mary's Akademie, Scranton, Pa.
Diözese Scranton. — 15. Oktober. St. Stanislaus Kostka Gemeinde, Forest City, Pa.
Diözese Sioux City. — 6. Oktober. St. Josephs Gemeinde, Anthon, Iowa.
Diözese Trenton.—6. Oktober. St. Marien Gemeinde, South River, N. J.
Diözese Wheeling.—15. Oktober. Patronat Mariens Gemeinde, Triadelphia, W. Va.
Diözese Wheeling. — 7. Oktober. St. Jakobs Gemeinde, McMechen, W. Va.
Diözese Wheeling. — 15. Oktober. St. Vinzenz de Paula Gemeinde, Elm Grove, W. Va.
Diözese Wilmington. — 6. Oktober. St. Thomas Gemeinde, Wilmington, Del.
Diözese Winona. — 26. Oktober. St. Johannes Baptist Gemeinde, Minnesota Lake, Minn.

Aggregationen 22; Gemeinden 18; Akademien 3; Hospital 1.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. November 1904 bis 1. Dezember 1904 sind von 146 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	749,120	12. Abtödtungen	228,848
2. Rosenkränze	867,982	13. Werke der Nächstenliebe	161,957
3. Kreuzwege	91,216	14. Werke des Eifers	114,360
4. Heilige Kommunionen	101,448	15. Verschiedene Gebete	1,901,248
5. Geistliche Kommunionen	244,199	16. Trostgespräche u. Belehrungen.	312,443
6. Gewissenserforschung	245,035	17. Leiden oder Trübsale	70,712
7. Stunden der Arbeit	1,517,150	18. Selbstüberwindungen	92,720
8. Stunden des Stillschweigens	937,285	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	842,252
9. Fromme Lesungen	490,262	20. Verschiedene gute Werke	1,210,911
10. Gelesene Messen	14,298		9,416,443
11. Angehörte Messen	223,002		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolats: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Ablässen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,500 Pfarreien u. s. w.

Falsche Großmuth.

Die Großmuth ist ein Vorrecht, welches der Mensch nicht ausüben darf, so lange derselben eine wohlbegründete Pflicht entgegensteht. Wir können sagen, daß alle Menschen nicht nur gerecht sein müssen, ehe sie großmüthig sind, sondern daß sie in Wirklichkeit nicht großmüthig sein können, ehe sie der Gerechtigkeit Genüge geleistet haben. Können wir einen Mann großmüthig nennen, der einem Armen das von ihm für seine Kinder verdiente Brod nimmt und es einer andern Familie gibt, weil diese hungrig ist? Wer aber eine gerechte Schuld nicht bezahlt und die Armuth oder Unwissenheit eines Andern benutzt, um von demselben seine Arbeit oder Waaren unter dem Preise zu bekommen, und dann das mit Unrecht erworbene Gut zu einem sogenannten wohlthätigen Zwecke verwendet, handelt gerade so, wie angedeutet. Wer seine Berufsgenossen oder Vereinsbrüder durch namhafte Geldgeschenke unterstützt, während seine Familie zu Hause darben muß und am Nothwendigsten Mangel leidet, ist großmüthig auf Kosten der Gerechtigkeit und vernachlässigt eine heilige Pflicht.

Rundschau.

Den 14. Dezember 1904.

Das Jubeljahr zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter geht rasch seinem Ende entgegen. Wir haben uns als Katholiken herzlich gefreut über die vielen und großartigen Festlichkeiten, welche in Rom und in der katholischen Welt zur Verherrlichung der reinsten Jungfrau und Gottesmutter stattgefunden haben. Selbst die traurige Bedrückung der Kirche in Frankreich, wo der Geist des Antichrist zu herrschen scheint, konnten die Freudenergüsse und Lobeserhebungen zu Ehren der Unbefleckten nicht vermindern. Hier in unserem Lande, wo wir einen winzigen Bestandtheil der Einwohner bilden, hatten wir gerechte Ursache, uns diesen Feierlichkeiten anzuschließen, da ja gerade die unbefleckt Empfangene als Patronin des Landes schon vor vielen Jahren von den kirchlichen Oberhirten proklamirt wurde und sicherlich unter ihrem Schutze die Kirche einen Aufschwung genommen hat, wie er noch nie zuvor beobachtet worden ist. Möge dieser Aufschwung sich recht kräftig erhalten und wahres katholisches Leben befördern. Dieses sei unser Wunsch für das kommende neue Jahr!

Rom. — In der Allokution des Konsistoriums am 14. November bezeichnete der Papst die Zeitumstände als durchaus unerfreulich. Außer dem Kriege im äußersten Osten bereiteten ihm noch andere Dinge Kummer. Jene Nation, die unter den katholischen als die vornehmste gegolten habe, habe in religiösen Angelegenheiten eine traurige Rolle gespielt. Der Vorwurf, der Hl. Stuhl sei nicht innerhalb der Vertragsgrenzen geblieben, sei ebensoweit von der Ehrlichkeit wie von der Wahrheit entfernt. Der Papst bespricht dann die historische Entwickelung des Konkordates und betont, die organischen Artikel seien von Rom mit Recht zurückgewiesen worden. Jetzt maße sich der Staat kirchliche Rechte an; die Kirche habe nur Sklaverei zu erwarten. Es bleibt bestehen, daß der Staat selbst anerkannte und billigte, was hinsichtlich des Glaubens und der Sitten im Machtbereich der Kirche lag. Die Kirche betet für das Staatsoberhaupt, demnach ist sie eine Freundin desselben. Das Konkordat wurde von der Kirche als Kontrakt betrachtet; hat vielleicht jemals die Kirche dem Staat die Ernennung der Bischöfe entzogen? Die Zurückweisung gewisser Kandidaten hatte nicht einen politischen Charakter, sondern geschah lediglich aus religiösen Rücksichten, welche der Staat selbst anerkannte. Der Pontifex ist verpflichtet, die Kandidaten zu prüfen, damit die Kirche keinen Schaden nimmt. Man hat Ordensleute weggejagt und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie die von den Vätern ererbte Religion im Volke wachgehalten haben. Gibt es etwas widersprechenderes als dies, daß ein mit dem Apostolischen Stuhl in freundschaftlichem Vertragsverhältniß stehender Staat diejenigen, welche der Kirche treubleiben, mit Spott und Hohn überschüttet? Der Staat geht so weit, daß er die Ernennung der Bischöfe als ein ihm allein zukommendes Recht reklamirt und droht, in Zukunft überhaupt keine Bischöfe zu ernennen. Die Aktenstücke des Apostolischen Stuhles sprechen sich klar darüber aus, daß das Bekenntniß des christlichen Glaubens sich wohl mit der Staatsform verträgt, welche jetzt in Frankreich herrscht. Man darf nicht sagen, diese Staatsform sei eine solche, daß der Staat mit der christlichen Religion keine Gemeinschaft haben könne. Die Franzosen müssen es als Verleumdung zurückweisen, daß sie nicht gleichzeitig Katholiken und gute Staatsbürger sein könnten.

Mitten in den religiösen Bedrängnissen und politischen Stürmen der ältesten Tochter der Kirche, seines geliebten Frankreichs, hat jüngst Pius X.

als Oberhaupt der Christenheit seine Stimme erhoben bei der feierlichsten Gelegenheit, vor der erhabenen Versammlung des heiligen Kollegiums. Man fühlt es bei jedem seiner Worte heraus: der Hl. Vater kennt nicht die Furcht, welche die Jakobiner ihm einzuflößen hofften. Er ist bereit, den bitteren Kelch mit den schwergeprüften Getreuen jenseits der Alpen zu leeren, weiß er ja, daß sein Pfad kein anderer sein kann, als der eines hl. Gregors VII., eines Pius' IX. und Leos XIII. Sein Trost ist das Wort des Herrn: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen." Lange hat der Papst die höchste Mäßigung walten lassen, eine wahrhaft bewunderungswürdige Milde und Langmuth geübt gegen die schamlosesten und namenlos frevelhaften Herausforderungen, welche eine total entchristlichte Clique, pochend auf den augenblicklichen Besitz der irdischen Macht, zum Hohne des Gefangenen im Vatikan und der blindwüthig gehaßten Kirche gewagt hat. Erst als das Gesetz der Trennung von Kirche und Staat wirklich durch die Regierung selbst vor das Parlament gebracht und demnach Frankreich an die Schwelle der verhängnißvollsten Zukunft gedrängt war, da war der Augenblick gekommen, wo er sein Schweigen brechen mußte. So sanft und freundlich sein Wort klingt, wo er von und zu seinen Getreuen spricht, sie ermuthigend und tröstend, so erhaben und ernst, ja furchtbar ertönt es, wo er den heuchlerischen Sektierern die Maske herabreißt und ihre perfiden Winkelzüge, ihre schändliche Verlogenheit, ihre gewissenlose Tyrannei brandmarkt.

In dem geheimen Konsistorium vom 14. November wurden 104 Bischöfe ernannt, darunter 1 Patriarch (Venedig), 10 Erzbischöfe, 52 Bischöfe, 14 Titularerzbischöfe und 27 Titularbischöfe.

Auf dem diesjährigen Kongreß für Arbeiterschutz in Basel war der Hl. Stuhl, wie auch bei den früheren Kongressen, durch den Oberkammerherrn Grafen Soderini vertreten. Der Kardinalstaatssekretär telegraphirte demselben im Auftrag des Papstes folgende Depesche: Seine Heiligkeit, welche sich außerordentlich für den Stoff der Berathungen des Baseler Kongresses interessirt, in Anbetracht dessen, daß dort die Arbeiterfrage unter dem Gesichtspunkt des zwischen Frankreich und Italien festgesetzten Arbeitstraktates zum Schutz der Arbeiter, zur Ordnung der Versicherungsfrage, zur Arbeitsdauer u. s. w. behandelt wird, drückt hierüber nicht nur seine hohe Genugthuung aus, sondern auch den lebhaften Wunsch, daß diese Prinzipien des Traktates auch auf andere Länder ihre Anwendung für das positive und dauernde Wohl der Arbeiterbevölkerung finden.

Ein Empfang der armen Mütter Roms beim Hl. Vater fand letzthin im königlichen Saale des Vatikans statt. Die armen Frauen in ihrer einfachen Kleidung hielten den Hl. Vater im Kreise umringt. Er tröstete sie mit der Armuth Jesu im Hause zu Nazareth und sagte: „Wer arm ist, hat Aehnlichkeit mit Jesus." Rührend war es anzusehen, wie die Volksmütter eine ganz kleine Gabe, bestehend aus wenigen Kupfermünzen, überreichten. „Obwohl ganz arm," so erklärten sie bei der Uebergabe, „bieten wir doch Euer Heiligkeit als Unterpfand unserer kindlichen Verehrung einige Centesimi an. Die innige Liebe aber, welche dieses kleine Geschenk begleitet, findet Platz im Herzen Euer Heiligkeit." Zum Schlusse baten sie um den Segen für alle ihre Familien, damit immerdar sie treu bleiben dem römisch-katholischen Glauben.

Es wurden falsche Nachrichten verbreitet, als beabsichtige der Hl. Vater, die Kommission für das Bibelstudium zu unterdrücken oder sie allmälig eingehen zu lassen. Nichts war unwahrer als dieses. Mit der Rückkehr der beiden Sekretäre, Pater Vigouroux und Pater David Fleming nahm sie ihre Arbeiten wieder auf. Kürzlich fand eine Versammlung der Konsultoren statt,

in welcher einige wichtige Aufgaben berathen wurden, darunter die Verfügungen zur Ertheilung der akademischen Grade in der Hl. Schrift in Uebereinstimmung mit den von Seiner Heiligkeit herabgegebenen Regeln. Mehrere Priester, mit dem erforderlichen Doktorate in der Theologie versehen, haben bereits ein schriftliches Gesuch eingereicht, um die Erlaubniß sich der Prüfung für das Lizenziat unterziehen zu dürfen und eine Anzahl derselben hat ihren Wohnsitz in Rom genommen, um einen eigenen Studienkurs in diesem Fache zu machen. Pater Vigouroux erklärt, daß Pius X. wie Leo XIII. einzig und allein aus vollständigem Mangel an Fonds abgehalten wird, die Einrichtung eines spezialen Institutes für biblische Studien in Rom zu unternehmen.

Kyrillos VIII., Patriarch von Antiochien, ist nach Rom gekommen, um dem Hl. Vater in Rom sich vorzustellen und ihm zu huldigen. Bei seiner Durchreise durch Konstantinopel gab sein Souverain, der Sultan Abdul Hamid, ihm einen Brief für den Hl. Vater, sowie zwei hohe Ordensdekorationen für die Kardinäle Gotti und Merry del Val mit, welche alle richtig übergeben wurden. Der Brief des Sultans an Pius X. enthält Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung. Der Patriarch dementirt in absoluter Weise, daß er irgend eine „Mission" des Sultans in Rom zu erfüllen habe.

Ende Oktober wurde vom Hl. Vater in Sonderaudienz der P. Antonio Manuel da Silva Pinto Abreu, Schriftführer der katholischen National-Zentrumspartei in Porto, empfangen, der dem Papste die Versicherung der Treue und Anhänglichkeit seiner Parteigenossen überbrachte. Dem Präsidenten des Zentrums-Kommittees ging im Auftrage Pius' X. durch den Kardinalstaatssekretär ein Schreiben zu, in welcher dieser die Freude des Hl. Vaters zum Ausdruck bringt, über die Vertheidigung der katholischen Interessen seitens der Zentrumsabgeordneten in ihrem Vaterlande.

Nachdem der Papst am 21. November der von seinem Geheimkaplan Msgr. Marzolini zelebrirten Dankmesse beigewohnt, übergab er das Pallium seinem Generalvikar Kardinal Respighi als Vertreter des Kardinals Manara, Erzbischofs von Ancona, und dem Kardinal Vives y Tuto, der für den Kardinal Sal. Casañas y Pages, Bischof von Barcelona, erschienen war. Dem feierlichen Akte wohnten u. A. Msgr. de Montel, Dekan der römischen Rota, und Msgr. Riggi, Präfekt der päpstlichen Zeremoniare, bei.

Am 3. November schritt der oberste Gerichtshof der Ritenkongregation in der Kirche der Crociferi, woselbst die Gebeine des seligen Gaspare del Bufalo verehrt werden, zur Exhumirung der Reliquien. Der Promotor fidei Msgr. Verde, verschiedene andere Prälaten und der Kanzler der Ritenkongregation begannen nach Erfüllung der nöthigen Formalitäten mit der Oeffnung des Grabes und der laut Siegel aus dem Jahre 1861 verschlossenen Särge. Unter Herbeiziehung des Erzbischofs Panici, Sekretär der Kongregation und Kustos der Reliquiensammlung, und einiger sachverständiger Aerzte, welche die Reliquien intakt fanden, wurde eine genaue Beschreibung des Vorgangs zu Protokoll gegeben. Nach der am 18. Dezember in St. Peter stattgehabten Seligsprechung werden die Gebeine von Gaspare del Bufalo zur öffentlichen Verehrung in einem Bronzesarg ausgestellt werden.

Am 8. November wurden in Rom bezüglich der folgenden Personen zur beabsichtigten Selig- und Heiligsprechung Berathungen abgehalten: 1) Hinsichtlich der Gültigkeit der Prozesse für die verehrw. Karmeliterinen Theresia vom hl. Augustin und Gen.; 2) hinsichtlich des verehrw. Anton Gianelli, Bischofs von Bobbio und Stifters der Töchter der hl. Jungfrau dell' Orto; 3) hinsichtlich des verehrw. Franz von Montmorency-Laval, ersten Bischofs von Quebec, Canada; 4) hinsichtlich eines Wunders, das der Fürbitte des verehrw. P. Claudius la Colombière zugeschrieben wird; 5) hinsichtlich der verehrw.

Magdalena Sophia Barat, Stifterin der Schwesterngenossenschaft des hlst. Herzens Jesu; 6) hinsichtlich der Tonkiner-Märtyrer, des verehrw. H. Hermasillo, Bischofs und apost. Vikars des östlichen Tonkins, des verehrw. Valentin Berrio-Ochoa, Bischofs und apost. Vikars des mittleren Tonkins, des Dominikaner-Missionärs Petrus Almato und des Laien Joseph Khang, welche alle als Martyrer gestorben sind; 7) hinsichtlich der verehrw. Johanna Antida Thouret, Stifterin des Instituts der Schwestern der Barmherzigkeit.

Am 5. Dezember wurde vom Hl. Vater in Gegenwart von einer zahlreichen Schaar von Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Geistlichen aus allen Theilen der Welt das letzte Konsistorium bezüglich der Seligsprechung des ehrw. Gerhard Majella und des ehrw. Alexander Sauli abgehalten. Die Anzahl der Betheiligten soll größer gewesen sein als zu irgend einer Zeit seit der Vergewaltigung des Kirchenstaates. Nach dem Konsistorium bewegte sich die Geistlichkeit in Prozession nach dem St. Peters Dom.

Am 18. November vereinigte sich in der Wohnung des Kardinals Capecelatro, Erzbischofs von Kapua, bei den deutschen Kreuzschwestern die Kommission für die Ausschmückung der Abtei Monte Cassino. Es wurde beschlossen, einen Exekutivausschuß zu bilden, der das Interesse für das erhabene Kunstwerk in der gesammten katholischen Welt, insbesondere auch bei den katholischen Fürsten, wachzurufen hat. Die Kommission zählt eine große Anzahl auswärtiger Mitglieder, unter denen wir hervorheben: Erzabt Wolter von Beuron, Bischof Benzler von Metz, Frhr. v. Cramer-Klett in München, Graf Zichy in Pest, Graf v. Trauttmannsdorff in Wien, Major Becker in Stuttgart, Justizrath Porsch in Breslau, Prof. Frhr. v. Hertling in München.

Zum Erzbischofe von Lucca hat der Hl. Vater den pariser Nuntius Lorenzelli ernannt.

Pius X. ernannte den bisherigen Erzbischof Conforti von Ravenna zum Titularerzbischof von Stauropolis (Titel des † Delegaten auf den Philippinen Guidi), den Bischof Morganti von Bobbio zum Erzbischof von Ravenna, den Weihbischof Volpi von Lucca zum Bischof von Arezzo, und den Oratorianerpriester Aristа zum Weihbischof von Oreale (Sizilien).

Msgr. Mauri, Professor am Seminar von Mailand, wurde zum Weihbischof dieser Diözese ernannt.

Nach dem Seelenamt am 26. November für die beiden Päpste Pius IX. und Leo XIII. in St. Johann im Lateran, wurde in einer der ersten Seitenkapellen ein prächtiges Marmordenkmal zu Ehren der bei der Schlacht von Castelfidardo gefallenen päpstlichen Krieger enthüllt.

Das Generalkapitel der Dottrinaré (gestiftet vom verehrungswürdigen Caesar von Bus im Jahre 1592 und im darauffolgenden Jahre von Klemens VIII. approbirt) welche sich mit dem Religionsunterrichte bei der Landbevölkerung beschäftigen, wählte den bisherigen Generalpräpositus wieder zu ihrem Oberhaupte.

In Folge seiner hohen Verdienste gegen den Hl. Stuhl ist Msgr. de Waal, Rektor des deutschen Institutes beim Camposanto, zum Kommissär für die Seelsorge der deutschen Katholiken in Italien ernannt worden. Als eines besonderen Kenners der einschlägigen Verhältnisse ist seine Ernennung mit Freude zu begrüßen. Es unterstehen ihm in dieser Eigenschaft eine Zahl von Koadjutoren in verschiedenen Städten. Aehnliche Veranstaltungen sollen auch hinsichtlich der Katholiken anderer Nationalitäten geplant sein, speziell der englisch-amerikanischen.

Am 23. Oktober starb zu Bergamo der hochwst. Bischof von Bergamo, Msgr. Kajetan Kamillus Guindani, in seinem 70. Lebensjahre. Er war Bischof seit 1879.

Die Kongregation der Pallottiner hat einen schweren Verlust erlitten, indem ihr am 19. November der Generalprokurator, Pater Aloysius Monselle, durch den Tod entrissen wurde. Der Verstorbene, Stellvertreter des Generalrektors P. Kugelmann, welcher erst im 48. Lebensjahre stand, war in England geboren, war meist dort thätig und ein vorzüglicher Kenner der kirchlichen Verhältnisse von England und Italien, so daß er der Kongregation sehr gute Dienste leisten konnte.

Deutschland. — Am 8. November hat in Straßburg eine aus Angehörigen aller Stände und Berufe der katholischen Bevölkerung zusammengesetzte Versammlung stattgefunden behufs Bildung des Lokal-Kommittees für die nächstjährige Katholiken-Versammlung. Der Versammlung wohnten Bischof Fritzen und Weihbischof Zorn v. Bulach und als Vertreter des Zentral-Kommittees Prälat Werthmann und Amtsgerichtsdirektor Gießler bei. Zum Ehrenpräsidenten wurde Bischof Fritzen, zum Präsidenten Stadtrath Dr. Burguburn, zu Vize-Präsidenten Rentner Bachmann und Kanonikus Dr. Müller-Simonis gewählt; erster Schriftführer wurde Rechtsanwalt Steinhart, Schatzmeister Rentner Baetz. Die Katholiken-Versammlung wurde auf die Tage vom 20. bis 24. August 1905 festgesetzt. Als vom Zentral-Kommittee eingeführte Neuerung brachte Amtsgerichtsdirektor Gießler zur Kenntniß, daß der Sonntag in Straßburg zum ersten Male als eigentlicher Versammlungstag behandelt wird. Das Eröffnungshochamt wird bereits an diesem Tage gehalten. Damit sind, einem vielfach ausgesprochenen Wunsche entsprechend, die gewaltigen Arbeiter-Versammlungen am Sonntag Nachmittag, die bisher vor der offiziellen Eröffnung abgehalten werden mußten, in den Rahmen der eigentlichen Katholiken-Versammlung einbezogen. Als Einleitung der Arbeiten des Lokal-Kommittees wurde am Sonntag, den 20. November, im Dome ein feierliches Pontifikalamt vom Weihbischofe Zorn v. Bulach zelebrirt.

Im kommenden Jahre werden 1150 Jahre verflossen sein, seit der große Apostel Deutschlands, der hl. Bonifatius, bei den heidnischen Friesen, als er ihnen das Christenthum predigte, den Martertod erlitten hat. Die Katholiken Fuldas, die das hohe Glück haben, in ihrem Dome das Grab des Heiligen zu besitzen, rüsten sich, die 1150jährige Wiederkehr seines Todestages festlich zu begehen. Die Festlichkeiten werden vom 4. bis 11. Juni (am 5. ist das Fest des Heiligen) stattfinden, also gerade mit dem hohen Pfingstfest ihren Abschluß finden. Auf Anregung des Bischofs von Fulda hat sich zur Vorbereitung der Gedächtnißfeier ein größeres Kommittee gebildet, dessen einzelne Ausschüsse am 4. November ihre Thätigkeit nach einer vom Bischof über dem Grabe des großen Glaubensboten zelebrirten hl. Messe begonnen haben.

Ueber dem Grabe der hl. Hildegard zu Eibingen, nahe Rüdesheim, erhebt sich wieder ein Konvent des Benediktiner-Ordens, dem die Heilige angehörte. Durch die Freigebigkeit des Fürsten von Löwenstein, dessen beide Töchter bei den Benediktinerinen der Kongregation von Solesme eintraten, ward auf einem Hügel zwischen Eibingen und Rüdesheim in aller Stille Kloster und Kirche für die Schwestern erbaut; die ersten Nonnen kamen aus St. Gabriel, bei Prag, und sangen das heilige Offizium nach mehr als hundertjähriger Unterbrechung zum ersten Male am Vorabende des Festes der heiligen Seherin.

In Frankfurt a. M. wurde unter großer Betheiligung die 1. Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes vom 5. bis 8. November unter großer Betheiligung von Frauen, Fräuleinen und Lehrerinen abgehalten.

Im Jahre 1903 wurden 134 Ehen in Stuttgart, Württemberg,

geschlossen, bei denen beide Gatten der katholischen Kirche angehörten. Hiervon wurden 105 kirchlich getraut, 29 zivil. Von 237 Mischehen wurden 61 Paare katholisch getraut — 25 Prozent, 115 Paare evangelisch — 50 Prozent, 61 Paare begnügten sich mit der Ziviltrauung. Im Ganzen sind es 371 Ehen, bei denen Katholiken betheiligt sind, gegen 357 im Vorjahre. 138 katholische Männer haben evangelische Frauen, 99 katholische Frauen evangelische Männer geheirathet. — Wir führen diese traurige Lage deshalb an, um zu zeigen, wie schädlich die gemischten Ehen wirken.

Am 22. November starb zu Blankenberg der hochw. Vikar und Benefiziat Martin Coenen im 69. Lebensjahre. Er wirkte seit 34 Jahren segensreich in dieser Pfarrei.

Am 23. November verschied zu Biebrich a. Rh. der hochw. Pfarrer Anton Gottfried Küppers-Deutschmann in seinem 64. Lebensjahre.

In Schrobenhausen starb der hochw. Pfarrer Ignaz Vincentini in seinem 65. Lebensjahre.

Am 20. November verschied zu Obereisenbach der hochw. Pfarrer Eduard Link in seinem 66. Lebensjahre.

Am 13. November wurde zu Helbenbergen in Oberhessen der dortige eifrige und sehr wohlthätige Pfarrer Joseph Eberhard Thoebes ermordet im Bette gefunden. Er stand im 60. Lebensjahre und war Pfarrer seit 1899.

Oesterreich-Ungarn. — Die österreichische Bischofskonferenz schloß ihre Berathungen am 14. November. Sie beschäftigte sich mit der „Los von Rom"-Bewegung, erwog Maßnahmen zur Bekämpfung derselben. Außerdem wurde verhandelt über die Kodifizirung des kanonischen Rechtes, über Religionslehrbücher für Mittelschulen, über den geplanten allgemeinen österreichischen Katholikentag, über das österreichisch-ungarische Pilgerhaus in Jerusalem, über die Missionen in Afrika und über das Missionshaus in Milland bei Brixen. Am 15. November wurde ein Hirtenschreiben des Kommittees veröffentlicht.

Vom 21. bis 23. Oktober wurde in Budapest der 5. ungarische Katholikentag in Verbindung mit einer imposanten Immakulata-Feier abgehalten. Fast alle Bischöfe Ungarns nahmen daran Theil.

Zu Weihbischöfen der Erzdiözese Olmütz sind der hochwst. Generalvikar und Dompropst Johann Weinlich und der hochwst. Kanonikus Dr. Karl Wisnar ernannt worden.

In einem Bezirke im nördlichen Kroatien kam es dieser Tage zur Wahl. In Folge dessen glaubte der Obergespan die Schulen in diesem Bezirke inspiziren zu sollen. Er inspizirte auch den Religionsunterricht. Nach der Inspektion belehrte er den Kaplan: Ich bin mit Allem zufrieden, nur habe ich bemerkt, daß die Kinder nicht das Kreuz machen können, denn wenn man das Wort: „Amen" ausspricht, dann muß man die Hand auf der rechten Schulter halten. . . .

Frankreich. — Als Gefangene des Sozialismus in seiner freiheitsfeindlichsten Form kennt man die französische Regierung schon lange; darüber war die Entscheidung bereits mit dem Wechsel des Kabinetschefs, dem Ersatz Waldeck-Rousseaus durch den Exseminaristen und Renegaten Combes gefallen. Allerdings war Waldeck-Rousseau bereits der Vater des Vereinsgesetzes, aber er hat sich doch stets gegen dessen Fortbildung im öden Kulturkampfsgeiste und vor Allem gegen seine gewaltsame, kirchenfeindliche Auslegung gewehrt. Waldeck-Rousseau hatte auch zwei Sozialdemokraten in sein Kabinet aufgenommen, aber der namhaftere derselben, Millerand, ist einerseits von den Genossen des Seinedepartements dimittirt worden, und auch gehört er parlamentarisch zu denen, welche die von Jaurès inspirirte Regierungspolitik bekämpfen. Daher auch der Zorn des Blocks gerade gegen ihn. Zu der öffentlichen

Führung des Blocks und der Regierung durch den Regierungssozialismus gesellt sich aber noch eine andere, geheime, die in ihren, dem Katholizismus feindlichen Zielen mit der ersteren nicht nur übereinstimmt, sondern sie in der Skrupellosigkeit der Wahl der Mittel noch überbietet. Der Block wußte noch gar nicht recht, was er an dieser Macht, der Freimaurerei, hatte, als er das von derselben betriebene System der Ausspitzelung und Denunziation verurtheilte; er wußte nicht, wie furchtbar drohend der Fittich dieses Dämons über ihm rauschen könnte, als er sich durch eine Gewissensanwandlung gegen ihn verfehlt hatte. Acht Tage genügten, um ihn darüber zu belehren. Und heute beugen sie sich alle vor ihm, Block und Regierung. André ist zwar aus dem Kabinet ausgeschieden, aber das System bleibt dasselbe. „Wehe der Regierung, wenn sie unsere Schützlinge antastet!" Dieser Drohung der Freimaurerei hat sich Combes gefügt, und der Block ist zufrieden.

Die „Civiltà Cattolica" bringt einen anscheinend inspirirten Leitartikel über das so lange von Frankreich ausgeübte Protektorat über die Christen des Orients, der gewissermaßen als Ultimatum wirkt. Mit großem Aufwand geschichtlichen Materials wird darin die These verfochten, daß die Ausnahmestellung Frankreichs im Orient nur vom Papste abhänge, der allen, auch den nichtfranzösischen Missionären anbefehle, sich unter Frankreichs Schutz zu stellen. Bräche Frankreich mit dem Vatikan, so sänke es auf den Rang der anderen Mächte und verlöre auch alle äußeren Ehren und Privilegien, die mit dem Protektorat verbunden seien.

Der Posten von $12,800 für die französische Botschaft am Vatikan ist am 26. November in der französischen Deputirtenkammer auf Empfehlung der Budget-Kommission gestrichen worden. Dadurch wird die Aufhebung der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und der Republik zu einer dauernden. Im späteren Lauf der Debatte erklärte der Minister des Aeußern Delcasse, daß die von der Kammer ausgesprochene Billigung der Abberufung des französischen Botschafters am Vatikan ein weiteres Bestehen der Botschaft unnöthig mache und daß der status quo aufrecht erhalten werden würde, bis das Parlament eine andere Entscheidung träfe.

Jetzt, wo die Kammer im Begriffe steht, das Kultusbudget festzusetzen, ist es angebracht, daran zu erinnern, wie man seit 1872 ein Viertel des Budget unterdrückt hat. Den Prälaten hat man nach und nach 730,000 Fr. gestrichen, den Kanonikern und Priestern 4,295,095 Fr., den Seminarien 1,174,200 Fr., in Bezug auf religiöse Bauten 3 Millionen und mehr. An Hilfsgeldern für verschiedene Arbeiten 1,685,000, an Subventionen für religiöse Einrichtungen 105,000 Fr. In dieser Zeit sind hingegen alle anderen Budgets gewachsen, selbst das für den jüdischen und protestantischen Kultus.

Minister Delcassé gab in der Kammer am 26. November an, von den 800,000 Fr. für französische Anstalten im Morgenlande erhielten die 1400 Schüler zählenden Laienschulen allein 240,000 Fr., also beinahe 174 Fr. auf den Kopf. Die 300 kirchlichen Schulen zählen dagegen 83,000 Zöglinge und werden aber größtentheils durch die Freigebigkeit der Katholiken Frankreichs erhalten. Gegen den Antrag, diesen Schulen alle Zuschüsse zu entziehen, trat Delcassé ein: „Von den 800,000 Fr. erhalten die Laienschulen jetzt 240,000 Fr. Ich thue viel mehr für die Laien- als für die Ordensschulen. Die Erfolge haben vielleicht meinen Anstrengungen nicht entsprochen. Ich fahre trotzdem fort."

Die auf Trennung von Staat und Kirche hinzielende Regierungs-Vorlage, welche am 29. Oktober von Premierminister Combes dem zuständigen Kommittee der Deputirtenkammer unterbreitet worden war, wurde am 30. November von demselben mit 13 gegen eine Stimme verworfen. Die Abstim-

mung ist indessen nicht maßgebend, weil die Radikalen sich die Abwesenheit der regierungsfreundlichen Mitglieder zu Nutze gemacht hatten. Daraus läßt sich noch nicht die Abweisung der Regierungs-Vorlage folgern, denn sie wird nochmals zur Debatte kommen.

Sehr bezeichnend ist folgende Nachricht: Bei ihrer diesjährigen Tagung hat die Lutherische Synode von Paris einstimmig erklärt, der Combes'sche Entwurf über Trennung von Kirche und Staat sei noch ungünstiger, als der im Kammerausschuß aufgestellte Entwurf Briand. Die Tagesordnung der Synode hebt besonders hervor: Durch Beschränkung der Vereinsverbände auf ein Departement würde das Gesetz die Kirchen des Augsburgischen Bekenntnisses verhindern, sich ihrem geschichtlichen Ursprunge gemäß einzurichten, auszubilden, wie es das 1879er Gesetz zuläßt. Die Beschränkung der Verbände auf das Departement würde die Kirchen allein stellen, die beiden Inspektionsbezirke Paris und Montbéliard von einander trennen, von ersterem die Kirchen Lyon, Nizza und Algier ablösen, dabei den Bezirk Montbéliard in drei Stücke reißen; das Verbot einer gemeinsamen Hauptkasse würde die Kirchen verhindern, sich gegenseitig zu stützen, die ärmeren Kirchen zur baldigen Vernichtung führen; der Entwurf würde, zum Besten des Staates, die Kirchen ihrer Habe berauben, welche Eigenthum der öffentlichen Kultusanstalten (Kirchen u. s. w.) sind; der Entwurf des Ausschusses hatte die Konsistorien und Pfarreien ermächtigt, diese Habe den neuen, gesetzlich gebildeten Gottesdienst-Vereinen auszufolgen; der Entwurf der Regierung würde die Kirchen der Besitzthümer berauben, welche zu ihrem Fortbestand unentbehrlich sind, und die der Staat selbst durch Dekrete bekräftigt hat, welche sie zur Annahme von Geschenken und Vermächtnissen, sowie zum Erwerb von Grundstücken ermächtigten. Die Synode bittet daher Combes, seinen Entwurf derart abzuändern, daß die Verbände der Gottesdienst-Vereine sich unbeschränkt über das ganze Land ausdehnen, die Konsistorien die Besitzthümer der Kirche übernehmen können. Die Lutheraner sind Gegner des Entwurfes aus denselben Gründen wie die Katholiken. Der Entwurf Combes' würde den Fortbestand der Kirche mit so vielen Hindernissen und Schwierigkeiten umgeben, daß derselbe in den meisten Fällen unmöglich sein würde. Die Pfarrvereine, gottesdienstlichen Versammlungen und übrigen kirchlichen Einrichtungen würden dem Belieben, der Willkür der Behörden preisgegeben sein. Die Schließung der Kirchen würde von selbst zur Thatsache werden. Combes legte seine Vorlage im Namen des Präsidenten der Republik auf den Tisch des Hauses und betonte, daß alle Minister damit einverstanden seien. Damit seien alle Gerüchte über die Uneinigkeit im Ministerium bei dieser Frage abgethan. Die Blockblätter betonen heute ganz besonders, daß alle Minister zu André stehen, also auch in dieser Frage einig seien.

Am 20. November wurde der alljährliche französische Katholikentag der Norddepartements zu Lille mit einer Programmrede des Bischofs von Orleans geschlossen. Msgr. Touchet forderte für die Eltern, welche für ihre Kinder vor Gott und der Welt verantwortlich sind, das Recht, freie Schulen zu gründen. In den staatlichen Schulen dürfe die Geistesfreiheit nicht durch unchristliche Lehren beeinträchtigt werden. Der Bischof legt alle Gründe zu Gunsten der Erhaltung des Konkordats dar, erklärt im Namen der Bischöfe und Katholiken Frankreichs sich für das Konkordat. Wenn jedoch dieses abgeschafft werden sollte, wird die Kirche im ganzen Lande Gottesdienstvereine bilden, um freiwillige Beiträge zu sammeln. Die neuen Einrichtungen werden eine Verjüngung der Kirche in Frankreich bewirken. In dieser Hinsicht werde er den Wegfall des Konkordats nicht bedauern, so sehr er aus nationalen Gründen dessen Erhaltung wünsche. Msgr. Touchet beschwört die Katholiken,

die sozialen Fragen gerecht zu behandeln, entsprechend den Weisungen des Papstes und den Lehren der Kirche.

Der Generaloberе der Sulpitianer, hochw. P. Julius J. Lebas, ist am 15. November in Paris im Alter von 78 Jahren gestorben. Die Unterdrückung von 25 Niederlassungen der Kongregation durch die französische Regierung und die Verfolgung seiner Brüder hat den Tod des Priestergreises beschleunigt.

England. — Die Aussichten der katholischen Kirche in England hat ein Kenner der englischen Verhältnisse, P. Athanasius Zimmermann, S. J., in der Innsbrucker Theologie-Zeitschrift kürzlich besprochen mit dem Resultate, daß er sagt: „England wird wohl nicht sobald katholisch werden, aber dank der religiösen Duldung und der Unparteilichkeit der Regierung wird der religiöse Friede weit weniger gestört als in anderen protestantischen Ländern; Rohheiten und Verdächtigungen der Gegner, wie sie in Deutschland an der Tagesordnung sind, sind im Lande der Freiheit unerhört." — Von besonderem Interesse ist das Urtheil eines englischen nicht katholischen Schriftstellers über die Wirksamkeit der katholischen Priester in den ärmsten Quartieren Londons, das Zimmermann zitirt. Mastermann schreibt in "The Heart of the Empire" (London 1901, p. 39): „Die katholische Kirche verrichtet unter den Armen Londons ein heroisches Werk. Ihre Schulen, auf die sie so große Mühen verwendet, sind in mancher Hinsicht musterhaft; sie erziehen die allerärmsten Kinder, welchen die Aufnahme in die staatlichen Volksschulen unter verschiedenen Vorwänden verweigert worden ist; unter den halb verhungerten Kindern ohne Hut und ohne Schuhe befinden sich auch protestantische. Diese Schulen werden meistens in einer über alles Lob erhabenen Opferwilligkeit unterhalten. Aber die katholische Kirche ist hoffnungslos durch das Gewicht ihrer zahlreichen Armen niedergehalten, kann somit außerhalb des beschränkten Kreises ihrer Anhänger keinen nachhaltigen Einfluß üben. Ihre Priester sind an Zahl gering und übermäßig angestrengt; die Ordensleute bekunden eine auffallende Abneigung, sich an der Erleichterung des Looses der Armen in den übervölkerten Quartieren zu betheiligen. Das Laienelement ist fast gar nicht vertreten. Die Sympathien der Kirche sind demokratisch, die Anhänglichkeit mancher, namentlich der ärmeren Iren und anderer an ihrer Religion und der Besuch der Messe, die für ihren geringen Verdienst großen Opfergaben sind ganz geeignet, reichere und hervorragendere Organisationen zu beschämen. Hier haben wir offenbar das Werk Gottes." — Zimmermann will nicht untersuchen, wie weit die Klagen über die Ordensleute und die gebildeten Laien berechtigt sind.

In St. Benno, Nord Wales, verschied am 18. November der Jesuitenpater Ignatius Grant im 84. Lebensjahre. Er war einer der ersten Konvertiten, welche die sog. Oxford Bewegung zeitigte.

Holland. — In Maastricht soll Ende November ein neues täglich erscheinendes katholisches Organ herausgegeben werden, das den Titel „De Volkscourant" führt und besonders der sozialen Frage seine Aufmerksamkeit widmen wird. Leitender Redakteur wird der bekannte Journalist J. van Term, der lange Jahre hindurch Redakteur des zu Rotterdam erscheinenden „Maasbode" gewesen ist.

Die Staatsschulen der Niederlande sind auf Kosten der konfessionellen Schulen stets bevorzugt worden. Katholiken und Protestanten, die ihre Kinder nicht in die religionslosen Staatsschulen schicken wollten, blieb nichts anderes übrig, als eigene Schulen zu errichten. Das konnte natürlich nur unter großen Geldopfern geschehen, während die Staatsschulen ganz vom Staate unterhalten wurden — wozu doch auch Katholiken und Protestanten

als Steuerzahler beitragen mußten. Jetzt will nun die Regierung dieser Ungerechtigkeit ein Ende machen durch Bewilligung höherer Beihilfen für die konfessionellen Schulen. Aber dagegen erhebt sich die große liberale Presse wie ein Mann; man sollte meinen, das Vaterland wäre in Gefahr. Wenn man nun bedenkt, daß die Regierung beabsichtigt, für sämmtliche konfessionellen Schulen der Niederlande nur zwei Millionen Gulden zu bewilligen, begreift man die Entrüstung der liberalen Presse nicht recht. Die gehässigste Rolle in dieser Sache spielt die große Arnhemsche „Courant", die den Entwurf der Regierung in ihrer ohnmächtigen Wuth mit Ausdrücken wie „perfid, heuchlerisch, schändlich, Tartüffe, unverschämte Verdrehung der Wahrheit" bekämpft. Der Antrag wird selbstverständlich in der Kammer angenommen werden.

Eine segensreiche Einrichtung sind die katholischen Soldatenheime in Holland, die schon seit 1863, wo das erste in Leyden gegründet wurde, in den meisten Garnisonen Hollands bestehen. Diese Soldatenheime stehen unter der Leitung von Priestern, die in der That die Freunde und Berather der jungen Soldaten sind. Durch königlichen Erlaß vom Jahre 1902 wurden die Statuten der Soldatenheime genehmigt und wurden ihnen die Rechte einer juristischen Person zuerkannt. In den Soldatenheimen herrscht ein munteres, heiteres Leben, und den Mitgliedern ist Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Gesellschaftsspielen geboten. Die holländischen Soldatenheime werden von den Vorgesetzten auf's Wärmste empfohlen. Hat ein Soldat eine Zeitlang das Vereinshaus nicht besucht, so daß man fürchten muß, daß er andere zweifelhafte Vergnügungen vorzieht, dann wird der Heimatspfarrer benachrichtigt; dieser spricht mit den Eltern des Soldaten, die dann meistens das Nöthige veranlassen.

In einer kürzlich hier abgehaltenen Versammlung wurde die Gründung eines Vereins zur Förderung der Wissenschaft unter den Katholiken der Niederlande beschlossen — also eine Art Görresgesellschaft. Nach den in derselben Versammlung festgesetzten Satzungen sucht der Verein seinen Zweck zu erreichen durch das Abhalten von Versammlungen und durch die Förderung und Unterstützung der Ausgabe von Schriften, durch Auftreten in wissenschaftlichen Kreisen, und im Allgemeinen durch Unterstützung der wissenschaftlichen Arbeit katholischer Gelehrten in den Niederlanden. Der Verein besteht aus vier Abtheilungen, die sich an vier Fakultäten der holländischen Universitäten anschließen, nämlich der juristischen, der medizinischen, der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der leterarischen Abtheilung. Als Mitglieder werden im Allgemeinen nur diejenigen zugelassen, die an einer niederländischen Universität den Doktortitel erworben oder ein damit gleichstehendes Examen abgelegt haben. Der Verein trägt keinen apologetischen Charakter, er bezweckt auch nicht den schon bestehenden neutralen wissenschaftlichen Fachvereinen Konkurrenz zu machen, er hat vielmehr allein den Zweck, den Zusammenschluß solcher Katholiken zu befördern, um mehr wissenschaftliches Leben unter solchen Katholiken in's Leben zu rufen, die durch ihre Studien befähigt sind, die Wissenschaft unter den Katholiken zu heben. Zu Vorstandsmitgliedern wurden gewählt: Dr. Spronck, Professor zu Utrecht, Mr. Dr. Struycken, Advokat im Haag, Mr. Dr. Koolen, Mitglied des Zentralen Berufungsrathes in Utrecht, Mr. Nelissen, Rathsherr im hohen Rath im Haag, Dr. Woltering, Hauptinspektor der Volksgesundheit zu Herzogenbusch, Dr. van Swaay, Professor am Polytechnikum zu Delft, und Dr. Smit, Gymnasialdirektor zu Herzogenbusch.

Rumänien. — Zum Bischofe von Jassy in Rumänien wurde zum zweiten Male der Titularerzbischof von Tomi ernannt. Vom Jahre 1884 bis

1895 verwaltete der P. Nikolaus Camilli aus dem Orden der Konventualen des hl. Franziskus unter großen Schwierigkeiten dieses Bisthum. Zu seinem Nachfolger hatte der Hl. Vater den P. Jaquet ernannt, als Bischof Camilli resignirt hatte. Nun hat Bischof Jaquet ebenfalls abgedankt und sein Vorgänger wurde wiederum zum Oberhirten ernannt.

Australien. — Der „Osservatore Rom." veröffentlicht einen kurzen Bericht über die Fortschritte des Katholizismus in Australien. Die Kirche, welche hier gänzlich frei von jeder staatlichen Einmischung sich entwickelt hat, zeigt durch diese Entwickelung, daß sie nichts Anderes bedarf, als der Freiheit, um zu blühen. In der kurzen Zeit von etwa 30 Jahren sind in Australien 19 Diözesen entstanden, die blühenden Diözesen Neu-Seelands nicht mitgerechnet. Eine Menge von religiösen Orden haben sich in dem fünften Welttheil niedergelassen und entfalten eine äußerst gesegnete Wirksamkeit, so daß sie selbst die Bewunderung der Protestanten erregen. Viel hat zu den Fortschritten der katholischen Kirche die Persönlichkeit des Kardinals Moran, Erzbischofs von Sydney, beigetragen, welcher in den letzten Jahren speziell diese Erzdiözese zu einer großartigen Blüthe gebracht hat. In der Stadt Sydney, welche früher ganz protestantisch war, zählen wir heute ein Drittel Katholiken mit 80 Pfarreien und 168 Kirchen und Kapellen. Zu letzteren gehört die prachtvolle im gothischen Stil erbaute Kathedrale, welche mit den großartigsten Kathedralen der alten Welt wetteifern kann.

Missionen. — Der Verein der Glaubensverbreitung hatte im Jahre 1903 folgende Einnahmen: Bisthümer von Europa 5,537,319.65 Fr., Asien 5978.35 Fr., Afrika 27,944.11 Fr., Amerika 661,606.79 Fr., und Ozeanien 4256.10 Fr. Die Ausgaben waren für die Missionen von Europa 620,990.35 Fr., Asien 2,921,988.10 Fr., Afrika 1,299,409.45 Fr., Amerika 332,779.10 Fr., und Ozeanien 617,247.50 Fr. Zur Leitung des Werkes wurden verwandt 495,217.26 Fr.

Am 23. November haben folgende fünf Franziskanerpatres: P. Wolfgang, P. Alexius, P. Ildefonsus, P. Willibrordus und P. Cyrillus unter freundlicher Beihilfe des Herrn Pfarrers Prachar, Vertreter des St. Raphaelsvereins, auf dem Reichspostdampfer Bayern des Norddeutschen Lloyd die Reise von Bremen nach China angetreten. Wie bekannt, ist im Laufe dieses Jahres der rheinisch-westfälischen Ordensprovinz das apostolische Vikariat Nord-Schantung von der Congregatio de propag. fide übertragen worden. Die jetzt scheidenden Patres sind die ersten Missionäre, die von der deutschen Ordensprovinz ausgesandt worden sind.

P. Joseph Sarré, Apost. Präfekt von Liberia, ist am 5. August gestorben.

In dem Jesuitenkollegium zu Darjeeling in Indien starb am 11. Oktober der wohlverdiente Jesuitenpater F. X. Schouppe im 81. Lebensjahre. Er ist wohlbekannt durch seine zahlreichen gediegenen Werke über Theologie, Hl. Schrift, Aszese und geistliche Beredtsamkeit.

Der „Daily Expreß" meldet vom 9. November aus Tientsin, daß chinesische Banditen bei Kopangtse an der nordchinesischen Eisenbahn einen französischen Missionär ermordet haben.

Canada. — Eine neue Diözese ist im nördlichen Theile von Ontario mit dem Bischofssitze zu Sault Ste. Marie errichtet worden. Das Gebiet gehörte zur Diözese von Peterborough. Der hochw. D. J. Scollard wurde zum ersten Oberhirten auserwählt.

Cuba. — Das untere Haus der cubanischen Regierung nahm mit 37 gegen 10 Stimmen eine Bill an, welche die Abhaltung religiöser Prozessionen

auf den Straßen verbietet. Man glaubt, daß auch der Senat die Bill annehmen wird. Die französische Katholikenverfolgung wirkt ansteckend.

Philippinen. — Msgr. Ambrosius Agius, der neue Apostolische Delegat für die Philippinen, hat am Danksagungstage dem Präsidenten seinen Besuch gemacht und eine Besprechung mit Herrn Roosevelt gehabt. Der Präsident rieth dem Prälaten, bis zur Rückkehr des Kriegssekretärs Taft aus Panama in diesem Lande zu bleiben, weil Herr Taft der Vertrauensmann der Administration in philippinischen Angelegenheiten und eine Unterredung mit ihm deshalb für den Delegaten von der größten Wichtigkeit sei. (?) Der Delegat ging auf diesen Vorschlag ein und hat bis zur Rückkehr Taft's zu seiner besseren Information dieses Land bereist. Er sprach auch im Kriegs-Departement vor, um auf die Richtigstellung der Besitztitel von Ländereien zu dringen, welche die Vereinigten Staaten von verschiedenen religiösen Orden käuflich an sich gebracht haben. Msgr. Agius wünscht diese Streitfragen ein für allemal endgültig erledigt zu sehen. Es scheint, als ob die ursprünglichen Besitzurkunden für das den Dominikanern abgekaufte Land nicht richtig ausgefertigt worden sind und eine neue Vermessung erforderlich sein wird, damit die Regierung erhält, was der Regierung gehört, und die Kirche, was ihr zukommt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten trifft gegenwärtig Anstalten, demnächst wieder eine Schiffsladung amerikanischer Staatsschulmeister und Lehrerinen, protestantische Sektirer, Freimaurer und Ungläubige, nach den Philippinen zu schicken. Prüfungen für Aspiranten und Aspirantinen auf dortige Stellen werden von der Bundes-Zivildienst-Behörde am 28. und 29. Dezember abgehalten. Als Lockspeise wird ein Gehalt von $1000 bis $1200 im Jahr für den Anfang in Aussicht gestellt, sowie „die Gelegenheit, sich in die höheren Grade hinaufzuarbeiten, für welche Posten Saläre von $1500 bis $2000 ausgesetzt sind" — aus den Millionen, die dem katholischen Volke der Philippinen alljährlich für Schulen abgepreßt werden, die für eine katholische Erziehung der Jugend absolut ungeeignet sind. Das heißt mit anderen Worten: das von der amerikanischen Administration auf den Philippinen eingeführte Schulsystem, das sowohl von der Katholischen Föderation wie vom Zentral-Verein mit Recht als „weder gerecht noch für die dortige katholische Bevölkerung zufriedenstellend" zensurirt wurde, wird, allen Protesten von katholischer Seite zum Trotz, weitergeführt. Das wird aber, falls man bei dem Examen nur auch ein paar Katholiken passiren läßt, gewisse vertrauensselige diplomatische Katholiken nicht abhalten, vor der fabelhaften „Gerechtigkeitsliebe" und „Katholikenfreundlichkeit" des Herrn Roosevelt nach wie vor die allerunterthänigsten Kratzfüße zu machen!

Vereinigte Staaten. — Folgende amerikanische Bischöfe wurden im Konsistorium vom 14. November präkonisirt: Erzbischof Glennon von St. Louis, Erzbischof Meßmer von Milwaukee, Erzbischof Moeller von Cincinnati, Bischof Lillis von Leavenworth, Bischof Hartley von Columbus, Bischof Fox von Green Bay, Bischof Stang von Fall River, Bischof Lenihan von Great Falls, Bischof Delaney von Manchester, Bischof Van de Ven von Natchitoches, Bischof Carroll von Helena, Koadjutorbischof Davis von Davenport und Weihbischof Cusack von New York.

Hochw. J. B. McCloskey von Ocean City, N. J., wird dem Erzbischof von Milwaukee sein Pallium überbringen. — Das Pallium für Erzbischof Moeller von Cincinnati ist dem hochw. Wm. P. Tighe von Holly Beach, N. J., anvertraut worden.

Die Verwalter der Katholischen Universität zu Washington, D. C., hielten am 15. November eine Versammlung ab, worin die Lage der Universität besprochen wurde. Der Kanzler, Se. Eminenz Gibbons, gab indirekt

den Verlust der großen Summe von $881,000 zu, doch sprach der Kardinal die Hoffnung aus, daß diese Fonds durch Sicherheiten geschützt seien. Die Lage der Anstalt ist aber der Unterstützung bedürftig und eine Kollekte nothwendig, die zwischen dem 1. Adventsonntag und Februar aufgenommen werden solle.

An Stelle des früheren Schatzmeisters der Katholischen Universität, Herr Waggaman, wurde Charles J. Bonaparte erwählt.

Der hochwst. Erzbischof John M. Farley von New York hielt am 15. November eine Diözesansynode mit seinem Klerus ab. Euchre Parties und Picnics zum Besten von Kirchen wurden verboten und ebenfalls Fairs und Bazars als unpassend erklärt. Dieses bedeutet nicht, daß Katholiken verboten ist Euchre Parties abzuhalten oder zu arrangiren, jedoch in Verbindung mit der Kirche sind dieselben verboten.

In Kansas wurde vor nicht langer Zeit ein Schulzwangsgesetz eingeführt, welches auf den ersten Blick ganz unschuldig aussah. Jetzt entpuppt es sich als ein Mittel zur Tyrannisirung der Pfarrschule. Der Schulbüttel will jetzt auf Grund des Gesetzes lutherische Gemeindeschulen, in welchen der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird, zwingen, diesen Gebrauch, durch den allein den Kindern eine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache beigebracht werden kann, aufzugeben. An Widerstand gegen diese Tyrannei dürfte es nicht fehlen, es mag aber jetzt zu spät sein.

Aus statistischen Aufstellungen über die Ehescheidungs-Pest ergibt sich, daß unter der Farmerbevölkerung die wenigsten Ehescheidungen vorkommen. Das ist leicht erklärlich. Der Farmer und seine Frau haben zu arbeiten und haben keine Zeit, sich dem Müßiggang zu ergeben. Müßiggang ist aber bekanntlich aller Laster Anfang.

Bei der 104jährigen Feier der St. Patricks Kirche zu Washington, D. C., hielt Präsident Roosevelt eine Rede über die Bedeutung der christlichen Gesinnung der Rechtlichkeit, welche ein jeder Mitbürger gegen den Anderen hegen muß. Man mag über die Rede denken was man wolle, die Thatsache, daß Herr Roosevelt sich nicht von der dummen A. P. A.-Furcht in's Bockshorn jagen läßt, zeugt sehr zu seinen Gunsten. Man mag aus Parteiklepperei diese Thatsachen übersehen, aber wenn die Berichte aus Washington wahr sind, haben die katholischen Interessen von Herrn Roosevelt eher Gerechtigkeit zu erwarten, als von irgend einer anderen Seite.

Der hochwst. Herr Bischof Fox von Green Bay, Wis., hat den hochw. Pfarrer J. Lochmann in Marinette zum Generalvikar ernannt.

Der hochw. M. F. Fallon, Pfarrer der Hl. Engel Gemeinde in Buffalo, N. Y., wurde zum Provinzial der Oblaten für die östliche Provinz der Vereinigten Staaten ernannt. Zum Provinzial der westlichen Provinz wurde der hochw. H. A. Constantineau, D. D., in San Antonio ernannt.

Todtentafel. — Wir bitten unsere Leser um ihr frommes Gebet für die während des letzten Monates dahingeschiedenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Außerdem bitten wir der verstorbenen Priester und Ordenspersonen eingedenk zu sein. Von den Priestern starben: Hochw. J. B. Bürkel, am 20. November zu Cleveland, O.; hochw. P. Valentin Schirak, C. PP. S., verunglückt am 15. November zu Winamac, Ind.; hochw. P. Sebastian Ganter, C. PP. S., am 20. November zu Burkettsville, O.; hochw. P. Joseph C. Currier, C. S. C., am 16. November zu Notre Dame, Ind.; hochw. Joh. Dazacher, am 18. November zu Omaha, Neb.; hochw. Joseph Wielgus, am 5. November zu Mammoth, Pa.; hochw. W. P. Laribault, am 9. November zu Rock Island, Ill.; hochw. J. Mark am 20. November zu Logansport,

Ind.; hochw. P. A. Cogliani, O. S. A., im November zu Philadelphia, Pa.; hochw. Thomas Plunkett, im November zu Ogdensburg, N. Y.; hochw. P. Ant. Verrina, C. M., am 26. November zu Cape Girardeau, Mo.; hochw. H. J. Albers, am 28. November zu Racine, Wis.; hochw. Jas. T. Campbell, am 24. November zu Mondovi, Wis.; hochw. Gabriel Andre, im November zu Minneapolis, Minn.; hochw. Eug. O'Sullivan, von Anthon, Iowa, im November zu Sioux City, Ia.; hochw. J. J. Dougherty, am 18. November zu New York, N. Y.; hochw. F. Burns, im November zu Buffalo, N. Y.; hochw. M. Mullen, von der Diözese Buffalo, im November; hochw. P. Edward Holker Welch, S. J., am 2. Dezember zu Washington, D. C.; hochw. M. M. Grady, im Dezember zu Denver, Colo.; hochw. Jos. Brennan, im November zu Fonda, Iowa; hochw. J. J. Healy, am 24. November zu Chicago, Ill.; hochw. J. Radjiejewski, am 24. November zu Chicago, Ill.; hochw. P. J. J. O'Brien, im Dezember zu Lawrence, Mass.; hochw. P. Jas. Giblin, am 4. Dezember zu Brooklyn, N. Y.; hochw. Wm. Morrissey, von der Diözese Salt Lake, im November; hochw. J. Locher, am 10. Dezember zu Quincy, Ill.; hochw. P. Georg Nüßlein, C. SS. R., am 7. Dezember zu Ilchester, Md.

Was zeugt die Weltgeschichte für Christus?

Die Antwort gibt in schönen Worten Professor Hettinger in seiner Apologie des Christenthums im 14. Vortrage, wie folgt: „Wenn der Naturforscher von der äußeren Rinde aus hineindringt in das Innere der Erde, da zeigen sich ihm überall Spuren einer großen gewaltigen Katastrophe, die einmal stattgefunden hat, die den Zustand der Erde geändert und ihr diese jetzige Bildung und Gestalt gegeben. Und wenn der Geschichtsforscher von der Gegenwart zurückgeht in die Tiefen der Welt- und Menschengeschichte, erblickt er überall die Spuren einer großen, mächtigen Bewegung, welche große, umfassende Wandlungen in ihrem Gefolge hatte, welcher die Welt und Menschheit ihren gegenwärtigen Zustand verdankt. Und dieses große, welterschütternde und weltgestaltende Ereigniß, das jeden Historiker in den Weg tritt, der nur einige Schritte gethan in die Geschichte der Menschheit — das ist Jesus Christus, das ist das Christenthum.

„Die Gründung der christlichen Kirche bildet den Schluß einer Jahrtausende langen Verbreitung und Entwickelung, und zugleich der Anfangspunkt einer neuen Weltordnung. Die Welt vor Christus und die Welt nach Christus: dies ist und bleibt die richtigste Eintheilung der Geschichte. Der gegenwärtige Zustand der Erde ist die Blüthe und die Frucht, seine Wurzel ist Jesus Christus; ein reicher, voller Strom, der durch die Menschheit segnend fließt, seine Quelle ist Jesus Christus. In ihm sind die Keime und Kräfte einer Kultur gegeben, welche in ihrer universellen, auf das ganze Menschengeschlecht gerichteten Bestimmung noch immer im Werden und im steten Wachsthum begriffen ist, ein Reichthum schöpferischer Ideen, eine Fülle von neuen Gestaltungen in Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft und Sitte."

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Peake, Neb., 14. XI. '04. Vor einigen Monaten hatte unsere Tochter Hals- und Zahnweh, daß es ganz gefährlich wurde. Da wir einen Arzt nicht haben konnten, so versprach ich eine hl. Messe für die Armen Seelen. Ihr Leiden hatte schon lange angehalten, als ich aber die hl. Messe versprach, so schien es schon besser zu werden. Gott und den leidenden Seelen sei es gedankt. Herr, gib ihnen die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihnen; o Herr, laß sie ruhen in Frieden, Amen.
Frau R. S.

Chicago, Ill, 14. XI. '04. Da ich längere Zeit an Blutarmuth litt, und deshalb oft Schmerzen in meine Lungen ertragen mußte, fürchtete ich sehr, daß Auszehrung bei mir sich einstellen würde, und ich nahm meine Zuflucht zur schmerzhaften Mutter Gottes und zu den Armen Seelen im Fegfeuer, und versprach eine neuntägige Andacht zu den Armen Seelen und Veröffentlichung im „Sendbote“, wenn ich erhört würde. Ich wurde (tausendmal Dank der schmerzhaften Mutter und den lieben Armen Seelen) gesund, denn wider mein Erwarten erklärte mir der Arzt daß ich jene Krankheit nicht zu fürchten brauche. M. B.

Peake, Neb., 14. XI. '04. Da diesen vergangenen Sommer in unserer Gegend eine schlimme Augenkrankheit unter dem Rindvieh überall war, so wurden auch die Unsrigen nicht verschont. Unser Viehbestand ist klein und wir sind arme Leute und hatten Angst, einige zu verlieren, wie es den Anschein hatte. Da thaten wir eine Benedikts-Medaille in's Wasser, aus dem die Leidenden tranken, und versprachen es im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Nächst Gott sei diesem großen Heiligen für seine Fürbitte vieltausendmal gedankt. Nur ein Stück haben wir verloren. Gott sei gelobt in seinen Heiligen in alle Ewigkeit! Frau R. S.

Erie, Pa., 17. XI. '04. Lob, Preis und Dank der immerwährenden Hilfe der lieben Mutter Gottes, sowie dem hl. Antonius und den Armen Seelen im Fegfeuer, für die Hilfe einer glücklichen Geburt, und die Gesundheit nach derselben. Ferner für die Erhörung eines Anliegens meiner Freundin. Die liebe Mutter Gottes und alle Heiligen sein gelobt und gepriesen, für ihre mächtige Hilfe, in alle Ewigkeit!
T. S.

Brooklyn, N. Y., 17. XI. '04. In einem besonderen Anliegen machte ich das Versprechen, eine hl. Messe zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria, und den Heiligen Joseph und Antonius lesen zu lassen und die Erhörung im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Gott sei Dank! meine Gebete sind erhört worden; Lob der seligsten Jungfrau und den Heiligen. Frau V. J. K.

Hartwell, O., XI. '04. Dem hlsten Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Erhörung in einem großen Seelenanliegen.
A. S. v. hl. Fr.

Canastota, N. Y., XI. '04. Innigsten Dank für Hilfe in der Krankheit meiner Frau und der Tochter. Möchte bitten, eine andere Angelegenheit anempfehlen zu können. L. W.

Cincinnati, O., 25. XI. '04. Zur Erlangung einer guten Stelle versprach ich ein Almosen und die Veröffentlichung im „Sendbote“. Dank dem hl. Antonius für die Gewährung meiner Bitte. D. R.

New Hamburg, Mo., 29. XI. '04. In wichtigen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, versprach eine hl. Messe zum hlsten Herzen Jesu, wir hielten eine neuntägige Andacht zu Maria von der immerwäh-

renden Hilfe, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen im Fegfeuer, und ich versprach es im „Sendbote" zu veröffentlichen. Dank dem hlsten Herzen Jesu und allen diesen Heiligen. Ich hätte meinem Versprechen längst nachkommen sollen.

F. X. S.

Lincoln, Ill., XI. '04. Da ich durch den Tod meiner lieben, guten Mutter wiederholte Male heimatlos und der Gefahr ausgesetzt wurde, katholische Schule und katholische Erziehung zu verlieren, rieth mir meine treue Freundin meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zur Mutter Gottes und zum hl. Antonius zu nehmen. Wir hielten zusammen eine neuntägige Andacht und die neun Dienstage zum hl. Antonius und versprachen Veröffentlichung im „Sendbote" falls ich ein katholisches Heim und Schule bekommen würde. Gott sei Dank! ich wurde erhört ehe die neun Dienstage beendet waren. Katholische Schulschwestern nahmen sich meiner an, geben mir Heimat, Erziehung und katholische Schule. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Antonius. Als Danksagung soll eine hl. Messe zu Ehren des hlsten Herzens Jesu, zur hl. Mutter Gottes und zum hl. Antonius gelesen werden, mit einem Memento für meine liebe Mutter. A. S.

Menasha, Wis., 8. XII. '04. Durch die Hinterlist eines Schwindlers standen wir in Gefahr, unser sauer erworbenes Heim zu verlieren. Wir nahmen unsere Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, zum hl. Judas Thaddäus und zu den Armen Seelen. Wir mußten $200 opfern, um das Heim zurückzubekommen. Dadurch erkrankte mein Mann geistig und ebenfalls eine Tochter wurde schwer krank. Wir verdoppelten unsere Gebete und Almosen und versprachen im Falle der Erhörung, die Veröffentlichung im „Sendbote". Mein Mann und die Tochter sind wiederum vom Irrsinne befreit. Dafür möchten wir unseren Dank aussprechen. J. G.

Chicago, Ill., 11. XII. '04. Innigsten Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, dem hl. Joseph und allen Heiligen für Hilfe in geistlicher und leiblicher Angelegenheit. C. M. B.

Kurze Danksagungen: A. B., Woodbury, Conn., Erhörung in verschiedenen Anliegen. — J. L., West Point, Nebr., Heilung eines gebrochenen Armes. — A. K., St. Cloud, Minn., Hilfe in mehreren Anliegen — E. P., Chicago, Ill., Bewahrung vor Krankheit. — H. W., Waconia, Minn., Erlangung verlorenen Geldes. — G. L., Chicago, Ill., glückliche Geburt. — K. R., Joliet, Ill., Erhörung in Krankheit und anderen Anliegen. — B. B., Cincinnati, O., Hilfe in einem schweren Anliegen.

Von einer Mutter für die Mütter.

Ein vlämisches Sprichwort sagt: „Wenn du dein Kind schlägst, so schlägst du das Mehl heraus und lässest die Kleie darin." Man soll auf den Charakter des Kindes bei jeder Gelegenheit einwirken, und denselben sanft, gut, gefühlvoll zu machen suchen, darf es aber nicht wie ein Thier dressiren wollen. Die wenigsten Menschen verstehen es, die Kinder im richtigen Augenblicke zu schlagen. Fast immer geschieht dies mit Leidenschaft und Heftigkeit, da man meistens noch unter dem Einflusse des Aergers, den die böse That des Kindes hervorgerufen, handelt. Auch ist das Schlagen, namentlich wenn es oft vorkommt, den Kindern weniger empfindlich als irgend eine andere Strafe, z. B. das Entziehen eines Leckerbissens, einer Freude. So hörte ich einmal einen Jungen sagen, dessen Mutter durch Entziehung des Obstes beim Mittagsmahl denselben strafen wollte und auch gestraft hat: „Schlage mich lieber, aber gib mir einen gebackenen Apfel!" — Es kostet zuweilen Mühe, sich zu überwinden und nicht „dreinzuschlagen", wenn unser Junge so widerspenstig und ehrlos ist; aber Gott zu Liebe soll man einhalten lernen, und eine Strafe geben, die dem Kinde, wenn auch nicht körperlich, doch sonst fühlbar ist, und die jedenfalls in den meisten Fällen weit größeren Nutzen stiften wird.

Redaktionsschluß am 19. Dezember 1904.

Gebetsmeinungen für den Monat Januar 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Die katholische Presse.

Besondere Meinungen.

1. **Sonntag. Neujahr. Beschneidung Christi.** 80,487 Danksagungen; Geist der Abtödtung; eifrige Haltung der Hausandachten; dringende Anliegen verschiedener Priester; Gnade der Bekehrung für einige Verstockte.
2. **Montag.** Oktav des hl. Stephanus. Markarius, Bek., Einsiedler (391). 60,466 Bedrängte; Nächstenliebe; größere Liebe für das religiöse Leben unter den Katholiken der Vereinigten Staaten; feste Gesundheit für viele Personen zur genauen Erfüllung der Standespflichten.
3. **Dienstag.** Oktav des hl. Johannes. Genovefa, Jungfr. (512). 56,542 Kranke; Liebe zur Reinigkeit; der Bau einer Abteikirche; das religiöse Leben in mehreren Gemeinden; die Verbreitung der guten Presse; Erfolg eines Unternehmens zu Ehren des hlsten Herzens Jesu. 5)
4. **Mittwoch.** Oktav der unschuldigen Kinder. Titus., Bisch., Bek. (98). 67,155 verstorbene Mitglieder; Vertrauen; die Bekehrung der abergläubischen Personen; Eintracht und religiöses Leben in allen Familien; Erleuchtung in zwei wichtigen Angelegenheiten.
5. **Donnerstag.** Vigil. Telesphorus, Papst, Mart. (154). 13,260 Bündnisse; Berufstreue; verschiedene dringende zeitliche Anliegen; wahre Andacht der Schulkinder bei Anhörung der hl. Messe; nach Meinung. 4)
6. **Erster Freitag.** Drei Königsfest. 25,257 Direktoren; Starkmuth; gute Berufe für mehrere religiöse Genossenschaften; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung der Wohlthätigkeitsanstalten; die Dienstboten in den Familien. 1)
7. **Samstag.** Luzian, Mart. (312). 36,638 Beförderer; Andacht zum hlsten Sakramente; Erfolg einer Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; die Arbeiter in den Fabriken; ernste christliche Erziehung der Kinder in gemischten Ehen.
8. **Erster Sonntag nach Epiphanie.** Severin, Abt, Bek. (482). 131,063 Verstorbene; zartes Gewissen; Einwilligung der Eltern und Beseitigung der Hindernisse zum Eintritt in einem Orden; Ausrottung des falschen Amerikanismus; nach Meinung.
9. **Montag.** Julian und Basilissa, Märt. (313). 79,216 Gnade der Beharrlichkeit; Gebetseifer; die Bekehrung der Flucher und Gotteslästerer; die Kirche in Frankreich; Bekehrung der Katholiken, die sich verbotenen und für den Glauben gefährliche Gesellschaften angeschlossen haben.
10. **Dienstag.** Agatho, Papst, Bek. (682). 141,328 Jugend; Sühne; größere Gewissenhaftigkeit in weltlichen Geschäften; die Kirche in Oesterreich; Bekehrung der lauen und in der Religion nachlässigen Familien; nach Meinung.
11. **Mittwoch.** Hyginus, Papst, Mart. (142). 52,483 erste Kommunion; Demuth; die Bekehrung leichtsinniger Eltern, die ihre Kinder schlecht erziehen; die Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften; die katholischen Vereine; nach Meinung.
12. **Donnerstag.** Arkadius, Mart. (260). 82,266 Eltern; Klugheit; mehrere schwer bedrängte Familien; eifrige Benützung der hl. Sakramente; Aufhebung verschiedener Aergernisse in einzelnen Familien; nach Meinung. 4)
13. **Freitag. Veronika,** Jungf. (1497). 62,636 Familien; häusliche Andacht; Verbreitung der Föderation; verschiedene Jünglinge, die sich auf den Priesterstand vorbereiten; eifrige Betheiligung an den Vesper- und Abendandachten; die Missionen unter den Nichtkatholiken. 6)
14. **Samstag.** Hilarius, Bisch., Bek., Kirchenl. (368). 48,202 Versöhnungen; Festigkeit im Glauben; fruchtreiche Exerzitien für verschiedene Genossenschaften; dringende Anliegen eines Arztes; passende Beschäftigung für viele Männer und Frauen.
15. **Zweiter Sonntag nach Epiphanie. Namen Jesu.** Paulus, Eins., Bek. (342). 54,171 Arbeit und Mittel; Andacht; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien, Priorate und Schulen der Benediktiner; feierliche Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen. 3)
16. **Montag.** Marzellus, Papst, Mart. (310). 66,121 Geistliche; Weltverachtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die eifrige Verrichtung der Skapulierbruderschafts-Andacht.

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatronin.

17. **Dienstag.** Antonius, Einsiedler, Abt. (356). 129,163 Religiosen; Ordnungsliebe; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Dominikaner; die Verbreitung der Rosenkranzbruderschaft.

18. **Mittwoch.** Petri Stuhlfeier zu Rom. 43,065 Seminaristen und Novizen; Großmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; die Verbreitung des Dritten Ordens.

19. **Donnerstag.** Kanut, Bek., König (1086). 44,660 Erkenntniß des Berufes; Liebe zur Kirche; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Prämonstratenser; die Verbreitung der Sodalitäten. 4)

20. **Freitag.** Fabian und Sebastian, Märt. (250—288). 19,535 Pfarreien; Friedfertigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen und Kollegien der Augustiner; die Verbreitung besserer Religionskenntnisse.

21. **Samstag.** Agnes, Jungf., Mart. (304). 26,216 Schulen; Gehorsam; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

22. **Dritter Sonntag nach Epiphanie.** Heilige Familie. Vinzenz (304) und Anastasius, Märt. (628). 29,261 Obere; Beständigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Kreuzwegandacht.

23. **Montag.** Mariä Vermählung. 27,597 Missionen und geistliche Uebungen; Reue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die katholische Universität in Washington.

24. **Dienstag.** Timotheus, Bisch., Mart. (97). 27,566 Vereine; Selbstverleugnung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; eifrige Erfüllung des häuslichen Gebetes.

25. **Mittwoch.** Pauli Bekehrung. 82,403 Bekehrungen; Flucht der Gefahren; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Erziehung der katholischen Taubstummen.

26. **Donnerstag.** Polikarp, Bisch., Mart. (166). 115,470 Sünder; Treue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen, Klöster und Missionen der Redemptoristen; eifrige Pflege des betrachtenden Gebetes. 4)

27. **Freitag.** Johannes Chrysostomus, Bisch., Bek., Kirchenl. (407). 44,412 Unmäßige; Beharrlichkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der übrigen männlichen Ordenspersonen; die Missionen für die Neger und Indianer.

28. **Samstag.** Julian, Bisch. (1208). 81,352 geistliche Gnaden; würdiger Empfang der hl. Sakramente; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster und Schulen der Schwestern-Genossenschaften; die Pfarrschulen.

29. **Vierter Sonntag nach Epiphanie.** Franz von Sales, Bisch., Bek., Kirchenl. (1622). 65,169 zeitliche Gnaden; Sanftmuth; die Hospitäler und Waisenhäuser der Schwestern-Genossenschaften; die Bekehrung der lauen Katholiken. 5)

30. **Montag.** Martina, Jungf., Mart. (260). 93,307 verschiedene Anliegen; Freigebigkeit; die Anstalten für alte gebrechliche Leute; die Sorge für die katholischen Irrsinnigen.

31. **Dienstag.** Petrus Nolaskus, Bek., Ordensstifter (1256). Die Anliegen der Bischöfe; Eifer für Gottes Ehre; alle noch nicht erhörten Bitten und Anliegen.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch Dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

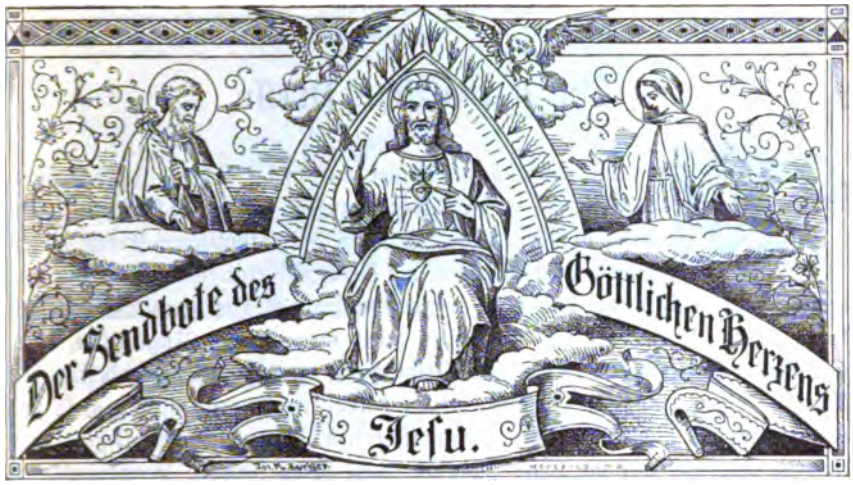
Im Besonderen opfere ich sie Dir auf für die Verbreitung der katholischen Zeitungen und Bücher.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren Heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX. 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.



Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 2. **32. Jahrgang.** **1905.**

Des Katholiken Treue zu seiner Kirche.

Es ist ein Meer, von Schiffen wirr durchflogen,
Die steuern rastlos nach den flachen Landen,
Wo alle doch in ihrer Hoffnung stranden,
Auf schwanker Fluth, die jeden noch betrogen.

Es ist im wüsten Meer ein Felsenbogen,
An dem die sturmgepeitschten Wetter branden,
Und aller Zorn der Tiefe wird zu schanden,
Die nach dem Himmel zielt mit trüben Wogen.

Und auf dem Fels die mildeste der Frauen,
Zählt ihre Kinder und der Schiffe Trümmer,
Still betend, daß sich rings die Stürme legen.

Das sind die treuen Augen, himmelblauen,
Mein Schiff versenk' ich hinter mir auf immer:
Hier bin ich, Mutter, gib mir deinen Segen!

Eichendorff.

Die katholische Presse.

Wenn der „Sendbote" immer auf dieses Thema zurückkommt, so geschieht es nicht wegen unserer Monatsschrift allein, es handelt sich um das Bestehen der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten, wo die Presse eine solche Macht geworden ist, deren schädlicher Einfluß nur durch vereinte Kräfte vermindert werden kann. Obgleich die täglichen Zeitungen durch ihren krassen Unglauben, durch ihre Beschreibungen von Mord und Selbstmord, durch ihre Lüsternheit in den Anzeigen einen traurigen Einfluß auf die katholische Jugend ausüben, so sind es vielmehr die nichtkatholischen Monatsschriften, die einen noch größeren und tieferen Eindruck auf die Leser ausüben, weil deren Inhalt, durchtränkt von falschen Grundsätzen, mit mehr Sorgfalt gelesen und erwogen wird. Leider herrscht bei einem großen Theil selbst katholischer Leser die falsche Ansicht, daß man ohne Einschränkung alle Druckschriften, selbst die schlechtesten, welche absichtlich gegen die Religion und die Grundlagen der Sittlichkeit arbeiten, lesen dürfe, ohne zu bedenken, daß eine derartige Lektüre direkt vom Hl. Vater verboten ist. Wir wollen aber nicht allein mit Nachdruck auf diese falsche Ansicht hinweisen, sondern auch betonen, daß die Unterstützung der katholischen Zeitschriften auch die Pflicht nach den Geboten Gottes auferlegt, daß man prompt dafür bezahlt. Schlechte Zeitungen erhält man nicht umsonst und nur in unseren verrotteten öffentlichen Bibliotheken kann man dieselben unentgeltlich zur Lektüre einsehen. Aus diesen Gründen möchten wir unsere Leser bitten, wenigstens zuerst die katholischen Wochenzeitungen und Monatsschriften zu unterstützen, indem man sie regelmäßig liest und dafür bezahlt; ferner, daß man die schlechte Presse aus dem katholischen Hause fernhält und die sog. farblosen Magazine nicht unterstützt. In einer solchen wichtigen Angelegenheit entscheidet nicht der Kostenpunkt, sondern die Pflicht, daß man das Böse meide und das Gute thue und unterstütze.

Zum Schlusse möchten wir besonders die Eltern bitten, recht ernstlich die Lektüre ihrer Kinder zu überwachen und hauptsächlich vor den unsäglich dummen und vielfach geisttödtenden illustrirten nicht katholischen Monatsschriften, Wochenblättern und Sonntagsbeilagen der größeren Blätter zu warnen. Sorget doch in der Zeit für die Reinheit und Charakterfestigkeit eurer Kinder, sonst folgt die Reue viel zu spät.

Ein dramatisches Ereigniß wird aus Baltimore berichtet: Dort lebte ein bekannter Atheist (Ungläubiger), Whitney mit Namen. Wie so oft, befand er sich kürzlich im heftigsten Streit mit Freunden über die Existenz oder Nichtexistenz eines göttlichen Wesens. In der höchsten Erregung rief er aus: „Ich fordere den Allmächtigen heraus, mich todt niederzustrecken." Im selber Augenblick brach er leblos zusammen. Der Fall erregt großes Aufsehen zumal er authentisch verbürgt ist.

General-Intention für den Monat Februar 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Der Katechismus-Unterricht.

Der Katechismus-Unterricht bildet die Unterlage aller religiösen Erziehung, weshalb derselbe in der Heranbildung der Jugend auch den Vorzug vor jedem anderen Unterrichte haben soll. Dieses ist von ganz besonderer Wichtigkeit in unseren Tagen, da der Katechismus-Unterricht in den sogenannten Staatsschulen nicht ertheilt wird.

Vielen Eltern ist es wegen ihrer vielen Arbeiten und Sorgen nicht immer gut möglich, diesen Unterricht gründlich zu ertheilen, weshalb die Priester, die Führer des Volkes sich große Mühe geben müssen, den Kindern den nöthigen Unterricht im Katechismus zu ertheilen. Jedoch soll der Unterricht in der katholischen Schule und in der Kirche auch zu Hause seine Fortsetzung finden, damit der einmal ertheilte Unterricht nicht wiederum der Vergessenheit anheimfalle. Das Kind soll lernen auch auszuüben was es hört, es soll lernen beten und verstehen die Wahrheiten der heiligen Religion. Auch die Lehrer und Lehrerinen in den Schulen sollen sich alle Mühe geben, die ihnen anvertrauten Kinder in die religiösen Wahrheiten einzuführen und damit bekannt zu machen, damit dieselben so im Herzen und im Geiste tiefe Wurzeln fassen. Dieses ist um so nothwendiger heutzutage, wo der Unglaube so sehr verbreitet ist, und immer mehr zunimmt in unseren Tagen, in denen man besonders darauf bedacht ist, den Glauben aus dem Herzen zu reißen und so den Menschen Gott zu entfremden, Gott, für den der Mensch doch erschaffen ist, ihn zu erkennen im Lichte des heiligen Glaubens, der uns unsere Pflichten gegen Gott erkennen läßt, und uns lehrt, was wir zu thun haben, um einstens Gott, die Quelle der ewigen Wahrheit zu besitzen im Jenseits, wo der Glaube in's Schauen übergeht und uns in ewiger Liebe mit Gott vereinigt.

Die General-Intention für den Monat März wird sein: Der Geist des Gebetes.

— Nicht die hohe Stufe, sondern die innere Tüchtigkeit, nicht die Würde, sondern die Tadellosigkeit macht den Menschen zum guten Menschen.

Innozenz III.

Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat.

Februar.

Wir sollen Jesus zum Freunde haben.

Wir leben nicht immer auf Erden. Wie Gott schon so Viele vor uns aus dieser Welt abgerufen hat, so wird auch für uns die Stunde des Todes kommen. Wie schon so Viele, die wir gekannt haben, vor Gottes Richterstuhl gestanden haben, so kommt die Zeit, wo er auch zu uns sprechen wird: „Gib Rechenschaft von deinem ganzen Verhalten auf Erden.“ Wenn nun von dieser Prüfung nach unserem Tode unser Glück oder Unglück auch nur für tausend Jahre abhinge, so müßten wir schon alles Mögliche thun, um dieselbe gut zu bestehen. Aber unser Glaube lehrt uns, daß von diesem Urtheilsspruche im Gerichte unsere Seligkeit und unsere Verwerfung für die ganze lange Ewigkeit abhängt. Es ist uns ferner wohlbekannt, daß Gott sehr Viele vor sein Gericht ruft zur Stunde, wo wir es nicht vermuthen. Doch, seien wir getrost, Gott will gern Alles thun, damit der Tod uns nicht unvorbereitet antrifft, damit wir die Rechenschaft gut bestehen können.

Gott macht uns ein kostbares und ehrenvolles Anerbieten. Wenn wir die Mühe nicht scheuen, die es von uns fordert, so können wir überzeugt sein, daß wir unser Seelenheil in Sicherheit bringen. Wir wollen den Antrag kurz betrachten.

Jesus Christus, unser künftiger Richter, bietet uns seine göttliche Hand zur Freundschaft; ja, er will unser Freund werden im vollsten Sinne des Wortes; wir sollen an seinem Herzen ein wahres Freundesherz haben. Kann er uns mehr anbieten? Wenn wir nun sein lieber Freund werden wollen und ihm die Treue bewahren, so dürfen wir überzeugt sein, daß wir uns im Sterben sicher auf ihn verlassen können. Er wird nach dem Tode den Freund als Freund richten; dann wird das Gericht sicher ein gnädiges sein. Aber auch in diesem Leben sollen wir aus seinem Herzen die Fülle aller Segnungen für Leib und Seele, für uns und Andere empfangen. Wir werden sehen, daß alle menschliche Freundschaft nur ein Schatten ist gegen seine Freundschaft. Wir werden fühlen, daß es keinen größeren Reichthum, keine höhere Ehre, kein süßeres Glück, keine reinere Freude gibt, als wenn wir Jesus zum Freunde haben. Seien wir ja nicht besorgt, daß unsere zeitlichen Angelegenheiten darunter leiden, wenn wir uns redlich bemühen, ihn zu unserem Freunde zu

machen. Wer ist es denn anders, als Jesus Christus, der Sohn Gottes, von dem wir allen Segen auch für das Zeitliche erwarten müssen?

Wenn es uns aber daran gelegen ist, die Freundschaft Gottes zu erlangen, so müssen wir auch auf richtige Hochschätzung, innige Liebe und herzlichen Dank für alle uns erwiesenen Wohlthaten, ein unbegrenztes Vertrauen, Theilnahme an Freude und Leid, ganz besonders aber Gleichförmigkeit in den Gesinnungen, Aehnlichkeit der Herzen entgegenbringen. Wir wollen uns aufrichtig bemühen, gelehrige Schüler des göttlichen Heilandes zu sein, ihn lebendig uns vorzustellen, wie er seine göttlichen Augen auf uns voll Milde gerichtet hat und innig zu seinem Herzen um Kraft und Gnade flehen.

Christ auch in den Geschäften.

Saget nicht, man könne im Geschäfte nicht christlich sein. Niemand hatte mehr zu thun, als der Prophet Daniel. Er war Staatssekretär in Babylon, und doch warf er sich dreimal am Tage vor seinem Gott zum Gebete nieder. Heutzutage gibt es viele weit weniger beschäftigte, sogar nicht ungläubige Leute, welche behaupten, sie hätten zu viel zu thun, um fromm werden zu können. Sie meinen, die Religion werde ihrem Geschäfte auf irgend eine Weise hinderlich sein; die Feder des Buchhalters, die Säge des Schreiners würde durch sie gelähmt, die Fächer im Waarenlager in Unordnung gebracht werden. Sie meinen, die Religion passe nicht für die Fragen des öffentlichen Lebens; sie möchten höchstens in der Kirche mit dem Gebetbuche in der Hand mit ihr zu thun haben, ja, sie möchten sie in der Kirche einschließen, damit sie ihnen am Montag und die übrige Woche hindurch nichts anhaben könne.

Aber eine Religion, die sich des ganzen Lebens bemächtigt, welche ihnen über die Schulter hinweg die Kassabücher oder die Verträge mustert, die ihnen den Sack voll von unrechtmäßig erworbenem Gelde vor die Augen hält und fragt: „Du, wo hast du denn das her?“ — die behagt ihnen nicht. Sie finden, das sei eine unverschämte und zudringliche Religion. Sie hätten gerne eine, die sie tröstet, wenn sie krank sind oder der Tod seine Vorboten sendet, die ihnen als eine Art von Schlüssel zur Himmelsthür dient, aber sie in allen irdischen Angelegenheiten unbehelligt läßt; die sie so ungestört dahinleben läßt, sie niemals an ihre Pflichten gegen Gott, an Osterbeicht u. s. w. erinnert.

Das ist ein Irrthum. Noch nie hat echte Frömmigkeit irgend Jemand um sein Geld betrogen. Sie macht die besten Arbeiter, die gewissenhaftesten Kaufleute. Je mehr Briefe du zu schreiben, je mehr Meilen zu gehen, Verbindlichkeiten zu erfüllen, Streitigkeiten zu schlichten hast, je mehr Gelegenheit hast du, deinem Gott zu dienen und zu beweisen, daß du ein Christ bist. Die thätigsten Menschen sind die besten. Zu jeder Zeit haben die frommsten Männer in Geschäften und Politik der Menschheit die größten Dienste geleistet. Zu allen diesen Dingen will Gott mit uns durch einen aufrichtigen Wandel und ein zartes Gewissen verherrlicht werden; ja, er wünscht unser Freund und Berather zu sein. Welch' besseren Freund und Berather können wir haben?

Das Fest Mariä Reinigung (Lichtmeß).

Am 2. Februar.

Nach Dr. Franz Anton Staudenmaier.

Sobald für Maria, nach dem Gesetze Moses, die Tage ihrer Reinigung gekommen waren, brachte sie den Knaben Jesus nach Jerusalem, um ihn dem Herrn darzustellen. Denn jedes Knäblein sollte dem Herrn geweiht sein. Gleicherweise brachte sie auch das Opfer, das im Gesetze des Herrn vorgeschrieben ist, nämlich ein paar Turteltauben, oder zwei junge Tauben. Nun war aber in Jerusalem ein Mann, mit Namen Simeon; dieser Mann war gerecht und gottesfürchtig, und wartete auf den Trost Israels; und der Hl. Geist war mit ihm. Und es war ihm durch den Hl. Geist eine Offenbarung geworden, daß er den Tod nicht sehen werde, bis er den Gesalbten des Herrn erblickt hätte. Auf den Antrieb dieses Geistes kam er nun in den Tempel, da eben Maria mit Joseph den Knaben Jesu dahin brachten. Und Simeon nahm ihn auf seine Arme, lobte Gott und sprach: „Nun, Herr, läßest Du Deinen Diener, nach Deinem Worte, im Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen, das Du allen Völkern bereitet hast, als ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Ehre Deines Volkes Israels."

Lasset uns vor der Hand hier stehen bleiben. Christus wird im Tempel nicht dargestellt wie ein anderes Kind, sondern er wird das Licht der Welt genannt, und zwar von jenem, dem der Hl. Geist geoffenbart hatte, wer der sei, der zu dieser Zeit in den Tempel gebracht würde. Licht der Welt nennt sich Christus später selbst, und nur wer ihm folgt, wird das Licht des Lebens haben. Dieser große, umfassende und inhaltsschwere Gedanke ist es, den die Kirche aufgegriffen hat, wenn sie als Symbol des Weltlichtes in der Versammlung der Christen die brennende Kerze aufstellt, denn die brennende Kerze stellt Christus als das Licht der Welt vor, und welch' treffenderes Bild und Gleichniß könnte gefunden werden? Deswegen segnet auch an diesem Tage die Kirche die Kerzen, die man bei der Prozession brennend herumträgt und unter der hl. Messe vor dem Evangelium und bei der Wandlung anzündet. Das Weihegebet aber lautet: „Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, Du wahres Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt; wir bitten Dich, segne die Kerzen und gib, daß, wo sie immer angezündet werden, unsere Herzen von dem unsichtbaren Feuer, das ist, von der Klarheit des Hl. Geistes erleuchtet, von aller Blindheit der Sünde und des Lasters befreit werden, und wir nach den zurückgelegten dunkeln und gefahrvollen Wegen des Lebens zu dem ewigen Lichte gelangen." Und ferner: „Gleich wie Gott seinem Diener Moses befohlen, reines Oel für die Lichter,

die vor seinem Angesichte stehen sollen, zu bereiten; so möge er gnädig seinen Segen über diese Kerzen ausgießen, damit, wie diese äußerlich das Licht verbreiten, also auch durch seine Gnade innerlich unsere Herzen das Licht des Hl. Geistes nicht mangle. Und wie der ehrwürdige Simeon, vom Hl. Geiste erleuchtet, Jesum Christum, das göttliche Licht erkannte, so wolle der Hl. Geist auch uns eingeben, daß wir aus der Lehre des Heiles es lernen, was wir von Gott glauben, hoffen, und wie wir Gott wohlgefällig leben sollen. Er führe uns von dem Pfade der Sünde hinweg, und leite uns hin auf den Weg der Wahrheit, Unschuld und Tugend, zu dem Lichte, das ewig leuchtet." Darum ersehen wir, daß dieses Gebet der Kirche zugleich der Aufruf Christi an uns enthält, unser Licht vor den Menschen leuchten zu lassen, damit sie unsere guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

Nun müssen wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf Simeon und Maria richten. Simeon, heißt es beim Evangelisten Lukas, sprach Segenswünsche aus und sagte zu Maria: „Siehe! dieser gereicht zum Falle und zur Auferstehung Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird. Selbst deine Seele wird ein Schwert durchdringen." Die prophetischen Worte des greisen Simeon sind eine theilweise Auseinanderlegung dessen, was im Namen enthalten war, der dem göttlichen Kinde gegeben wurde. Denn sprach dieser Name die Bestimmung aus, so hat Simeon diese Bestimmung nur näher angegeben von ihrer zweifachen Seite. Und das Aussprechen dieser Bestimmung war der Lebenssegen Jesu, wie er ihm bei seiner Darstellung von Simeon, den der Geist Gottes trieb, gesprochen wurde. Ein Zeichen des Widerspruches sollte er werden, und wie konnte dies anders sein? Wie er der Sünde der Welt widersprach, so widersprach die Sünde der Welt auch ihm und brachte ihn zum Tod des Kreuzes. Denn dieses eben war das Zeichen des wirklichen Widerspruches. Nur auf diese Bestimmung des Messias hin lauten die Worte der heutigen Epistel: „Siehe, ich schicke meinen Gesandten, daß er vor mir den Weg bereite; schnell wird er zu seinem Tempel kommen, der Herr, den ihr suchtet, der verheißene Gesandte, nach dem ihr euch sehnet. Blicket auf, er kommt, spricht Jehovah, der Herr der Heerschaaren. Wer aber vermag auszuhalten den Tag, an dem er kommt, und wer vermag zu bestehen, wenn er erscheint! Denn dem Feuer des Schmelzers gleicht er, der Lauge des Wäschers. Er wird sitzen, läuternd und reinigend das Silber, er wird reinigen die Leviten, sie wie Gold und Silber schmelzen, daß sie Jehovahs Opfer mit lauterer Gesinnung darbringen." (Malach. 3, 1—3.)

Aber der Widerspruch, den die Welt dem Erlöser gegenüberstellt, ist ihr eigener Fall; er selbst kann nur auferstehen, und zur Auferstehung allen jenen werden, die an ihn glauben und die ihn lieben. Diesen geht er in den Himmel nur voran, um ihnen Plätze in den ewigen Wohnungen zu bereiten. Das war seine Bestimmung, und diese der Segen seines Lebens, mit dem ihn Simeon gesegnet hatte. Aber in diese Bestimmung ist die Welt selbst verflochten.

Nun richten wir unseren Blick auf die Mutter mit der [illegible] stillen Seele. Diese Seele sollte ein Schwert durchdringen. [illegible] Weissagung nicht ganz erfüllt? Auch zu ihrer Bestimmung [illegible]

leiden, denn dieses war die Bestimmung derjenigen, die zur Mutter des göttlichen Sohnes erwählt war. Ihr Schicksal und ihr Leben war fest an das Schicksal und an das Leben ihres Sohnes gebunden. Sie lebte nur in ihm. Was aber erlebte er? Widerspruch, Verfolgung, Armuth und das Ende war bitterer Tod aus der Hand der Feinde. Die Mutter aber litt mit und stand zuletzt unter dem Kreuze. Aber von jener Seele, die das Schwert durchdrungen hatte, waren gleich sehr die Gedanken vor Gott offenbar geworden, und ihre Prüfung war der eigene Segen ihres Lebens; denn ihr Ende war Verklärung.

Auch die Kunst hat nicht vergessen, die Darstellung Jesu im Tempel zu verherrlichen, oder vielmehr sich selbst durch sie. Vor Allem wollen wir das Bild von Johann von Eick nennen und beschreiben. Dieses Gemälde eröffnet uns den Blick in den herrlichen Tempel mit hochgewölbten Bogengängen und mächtigen Säulen; zugleich aber sehen wir durch die offenstehende Thüre in die belebte volkreiche Stadt. Simeon, ein schöner, freundlicher Greis, empfängt von der Mutter das dargereichte Kind, auf all' seinen Zügen liegt tiefe Begeisterung, und, den Messias erkennend, ruft er aus: „Nun, o Herr, laß Deinen Diener in Frieden scheiden, weil meine Augen das Heil gesehen haben!" Maria, im Vordergrunde am Altare stehend, ist in einen weiten Mantel gehüllt. Um die edle Stirne trägt sie eine weiße Binde. Ihr ernstes, gedankenvolles Antlitz hat den Ausdruck hoher Demuth, aber auch von der Würde, Mutter des göttlichen Kindes zu sein. Joseph, der ihr zur Seite steht, hält eine brennende Kerze in der Hand. Von jenen, welche die Umgebung ausmachen, zeichnet sich besonders ein junges Mädchen aus, das neben der hl. Jungfrau steht und in der Hand ein Körbchen hält, in dem die Turteltauben sich befinden, welche zum Opfer bestimmt sind. Das grüne Gewand, das sie trägt, hat lange, enge Aermel, schließt sich bis zu den Hüften eng an und geht dann nach unten in weite Falten auseinander. Die schönen blonden Zöpfe, die unter einem feinen Schleier herabhängen, reichen beinahe auf den Boden. Sehr verschieden von seiner Mutter, in der schon die Worte Simeons von ihres Sohnes Schicksal und von ihren Leiden wirken, blickt das holde Kind, noch unbefangen und ohne Sorgen, aus seinen klaren Augen kindlich uns an, gleichsam in unschuldiger Freude uns erzählend, was es im Tempel Schönes und Glänzendes gesehen habe. Aber an die entfernteren Säulen haben sich auch schon die Kranken angelehnt, die es künftig heilen sollte. — Viele andere berühmte Maler haben denselben Gegenstand in tiefempfundener Darstellung mit ihrem künstlerischen Pinsel verherrlicht. Selten haben sie vergessen, das tiefere Nachsinnen der Mutter im Besonderen hervorzuheben.

Der Dichter aber sucht auszusprechen, was die Darstellungen enthalten:

Die Jungfrau, fromm die Augen gesenket, hält
Das Kind, sich seiner Gottheit bewußt, im Arm;
Voll Demuth zarte Turteltauben
Opfernd, der Armen bescheid'ne Gabe.

Nun laß uns, Herr! so rufen mit Simeon
Wir alle, laß uns sterben mit heit'rer Ruh',
Da unser'm Blick das Heil sich zeigte,
Das Du bereitet hast allen Völkern.

Jeſus Chriſtus, der Säemann.

(Katechismusunterricht.)

Die heilige Handschrift Gottes.

Von Eduard Vogt, Pfarrer.

Der Magnet.

Sinnliche Betrachtung.

Tief im Schooße der Erde verborgen, manchmal zu ganzen Bergen aufgehäuft, liegt ein Eisenerz, welches eine ganz eigenartige, wunderbare Kraft besitzt, nämlich die Kraft, andere Erze und Eisenarten anzuziehen. Das ist der Magnet. Durch Ausströmen eines feinen Fluidums soll nach der Ansicht der Chemiker die seltsame Anziehungskraft des Magnetes hervorgerufen werden. Indeß, mag auch die Ursache noch räthselhaft erscheinen, der Erfolg ist ein deutlich wahrnehmbarer und wird durch die Thatsache bestätigt. Bringe feine Eisenspähne in die Nähe eines solchen Magnetes und bald wirst du bemerken, daß sie der Anziehungskraft nicht lange widerstehen können, ein unbestimmtes, unsichtbares Etwas treibt sie an, mit dem Magnete sich eng und fest zu vereinigen. Je größer der Magnet und je kleiner der Abstand ist, desto unwiderstehlicher ist auch seine Kraftäußerung; große und mitunter sehr schwere Eisenstücke zieht er zu sich heran, er umklammert sie mit unsichtbarer, aber starker Hand — und, o Wunder — wenn du dann dieses Eisenstück langsam aus der innigen Vereinigung mit dem natürlichen Magnet losgelöst hast, so äußert und offenbart das Eisenstück eine ähnliche, wenn auch etwas schwächere Anziehungskraft auf andere Metalle, wie vordem der Magnet. Man pflegt in diesem Falle zu sagen, die magnetische Wirkung ist ihm mitgetheilt worden; das vorher unmagnetische Eisen ist nunmehr selbst ein künstlicher Magnet geworden.

Das gewöhnliche Eisen nimmt schon bei der ersten Berührung mit dem natürlichen Magnete dessen geheimnißvolle Kraft an, aber leider hält diese wunderbare Wirkung nicht allzu lange aus. Dagegen der harte Stahl behält die magnetische Mittheilung für längere Zeit, allerdings mußte er vorher auch längere Zeit der magnetischen Anziehung ausgesetzt bleiben.

Nicht nur einzelne Eisenerze besitzen von Natur aus diese wundersame Magnetkraft, man hat gefunden, daß unsere ganze Erde ein Magnet sei, die am Nord- und Südpol die stärkste Wirkung äußert. Kommt ein Schiff in die

Nähe des Nord- oder Südpoles unserer Erdkugel, so macht der Steuermann eine sonderbare Entdeckung. Der Kompaß, der doch sonst konstant nach Norden und Süden zeigt, fängt nunmehr an zu zittern und zu schwanken, als ob eine andere größere Gewalt sich zwischen ihn gestellt habe; bald gibt er seine gewohnte horizontale Haltung auf, stellt sich auf den Kopf und versagt seine bisherige Thätigkeit, ein Zeichen, daß er von einem stärkeren Magnete aufgehoben ist.

Der Magnet äußert seine Kraft durch viele Hindernisse hindurch, d. h. mag auch ein größerer Raum, Luft, Papier- oder Holzplatten dazwischen liegen, er zieht die Metalle dennoch an oder bringt sie wenigstens in leichte Bewegung. Nur wenn mit aller Gewalt, durch einen gewaltthätigen Ruck, das Eisen vom anziehenden Magnete losgerissen wird, verliert das Magneteisen für lange Zeit seine ursprüngliche Kraft. Diese geheimnißvolle Kraftausströmung, auch Magnetismus genannt, übt außerdem einen heilsamen Einfluß auf Krankheiten und Schwächen des menschlichen Organismus, auf Nerven, Krämpfe, Lähmungen und dergleichen, weshalb Magnetismus als Magnetisirung oft von Aerzten den Kranken applizirt wird. Viele Kranke haben die Heilkraft des Magnetismus schon zur Genüge erfahren.

Uebernatürliche Betrachtung.

Tief im Schooße der Gottheit verborgen, in der Fülle der göttlichen Barmherzigkeit begründet, liegt ein Mittel, das in der übernatürlichen Heilsordnung einen ganz seltsamen, wunderbaren Platz einnimmt; es ist die gratia praeveniens oder die Gnade des Beistandes, — ein Magnet zur Anziehung der menschlichen Seelen. Die zuvorkommende Gnade strömt beständig von der Gottheit aus, und so unerforschlich auch die letzte Ursache der göttlichen Gnadenerweisung ist, die Wirkung auf die menschlichen Seelenkräfte, auf Verstand und Willen, ist unbestreitbar und für Jedermann deutlich wahrnehmbar. Menschen, Sünder, verstockte Sünder, die jahrelang von Gott und seiner heiligen Kirche nichts wissen wollten, haben sich oft plötzlich bekehrt, angetrieben innerlich oder äußerlich durch ein unbestimmtes Etwas, das der Weltmensch „Zufall" nennt, das wir Christen aber „Gnade Gottes" nennen. Ein Wort, ein Anblick, eine Krankheit, ein Unglücksfall, ein Lied, ein Buch, ein Bild, eine Person, kurz irgend ein Umstand, in dem sich Gottes Gnade verbarg, hat schon wiederholt wunderbare Bekehrungen zur Folge gehabt. Unwillkürlich und mit großer Gewalt fühlte sich dadurch der Mensch zu Gott und zu einem heiligen Leben hingezogen; sein ganzes Wesen war so erschüttert, und doch wieder so süß angelockt, sodaß der Wille — ohne gezwungen zu sein — mit Freuden die Einwilligung gab, d. h., dem innerlichen Drange gern Folge leistete.

Aehnlich wie die Magnetnadel in der Nähe der Erdpole, so zittert und schwankt der Mensch, wenn die göttliche Gnade auf ihn einzuwirken beginnt; zuerst wird er unruhig, findet Ekel an seinen gottlosen Werken und Gewohnheiten, bald macht er eine entschiedene Wendung, gibt sein bisheriges, weltlich-leichtsinniges Wesen auf und folgt dem Rufe der Gnade. Sündhafte Personen, die noch irgend eine gute, weiche Seite an ihrer Seele haben, folgen

leichter und schneller dem heiligen Gnadenzuge, aber leider, oft verlieren sie ebenso schnell wieder die Lust und Liebe zum Guten und fallen ab, d. h. werfen der früheren, sündhaften Gewohnheit sich wiederum in die Arme. Harte, kalte, verstockte Gewohnheitssünder hingegen, wenn die wirkliche Gnade ihnen zusetzt, verhalten sich anfänglich zwar abstoßend und widerstrebend, ist aber einmal das göttliche Gnadenlicht voll und ganz in ihre finstere Seele gefallen, dann bleiben sie fest und stark und beharrlich, die Rückkehr zur Sünde ist dann nicht so leicht zu befürchten. Wir sehen diese Wahrheit bestätigt an der Bekehrung eines hl. Paulus, eines hl. Augustinus, einer hl. Magdalena. Und wunderbar, der kalte und starre Sünder, sobald er von Gottes Gnade erweckt und erwärmt ist, wird bald selbst magnetisch, d. h. er wird nun in Gottes Hand ein brauchbares Werkzeug zur Bekehrung, zum Heile für viele andere Sünder. Denken wir hierbei nur an einen hl. Ignatius von Loyola, an einen hl. Franz Xaver, und an die vorher genannten großen Heiligen!

Nicht nur von der Gottheit gehen solche Gnadenblitze aus — man kann dreist behaupten, durch die Ausbreitung der heiligen katholischen Kirche mit ihren siebenfachen Gnadenquellen, ist die ganze Erde auch im geistigen Sinne gleichsam magnetisch geworden. Ueberall und jederzeit findet nunmehr der sündhafte, gefallene Mensch die Gnadenhilfe, überall streckt ihm Gott seine helfende Hand entgegen, er kann sich bekehren, wenn er nur aufrichtig will.

Durch viele Hindernisse hindurch übt die Gnade auf den Menschen ihre Anziehungskraft: Vorurtheile, falsche Erziehung, schlechte Umgebung, Berufsgefahren und anderes mehr, werden mit der Gnade siegreich überwunden. Die Konvertiten Stolberg, Hammerstein, Ida Hahn-Hahn liefern den Beweis dafür, sie haben trotz vielen entgegenstehenden Hindernissen mit Gottes Gnade den Weg zum wahren Glauben, zum wahren Frieden gefunden und beschritten.

Allerdings, im Falle, daß der Mensch gewaltsam von der anknüpfenden oder zuvorkommenden Gnade sich losreißt, dann verliert dieselbe vielleicht für immer für ihn die heilsame Wirkung. Ein solcher bleibt sodann seinen Lebtag unbußfertig und geht folglich ewig verloren. Wirkt jedoch der Mensch mit der angebotenen Gnade treu mit, so wird er ihren heiligenden Einfluß auf Leib und Seele deutlich empfinden. Aus dem alten, kranken, sündhaften Lebemenschen wird bald ein neuer, eifriger Mensch erstehen, der nach Gott geschaffen ist in wahrhafter Heiligkeit und Gerechtigkeit. Demnach ist auch die Gnade — wie Magnetismus — ein wirkliches Heilmittel, ein Stärkungsmittel, ein Belebungsmittel für den hinfälligen, schwachen, rheumatischen Willen.

Selbstbetrachtung.

Gewiß auch in deinem vergangenen Leben, liebe Seele, hat es nicht gefehlt an Einwirkungen, an Anziehungen von Seiten der göttlichen Gnade. Hast du ihr widerstanden, oder bist du ihr immer treu gefolgt? Laß dich ziehen und treiben von Gottes Gnade, es wird dir zum irdischen und ewigen Heile dienen! Gott, die heiligen Sakramente, das Beispiel der streitenden und triumphirenden Kirche, sogar die kirchlichen Benediktionen — ganz besonders aber das heilige Bußsakrament, das heilige Meßopfer und das heiligste Herz Jesu im anbe-

tungswürdigen Altarssakramente, das sind wunderbare „Magnete", welche dich losziehen wollen von der sündhaften Welt, welche dich hinziehen wollen zu Gott, dem Urquell deines Glückes, dem einzig würdigen Wesen deiner Liebe. „Keine Lust ist in der Welt, die mich ganz zufrieden stellt, Gottesliebe nur allein, kann in Wahrheit mich erfreu'n!"

Habe Acht auf diesen Zug und Ruf der göttlichen Liebe, das sind Fügungen und Führungen Gottes. Ohne Gottes helfende Gnade kann ich nicht das Geringste zu meinem ewigen Heile anfangen, fortsetzen und vollenden; ich will sie also niemals vernachlässigen. „Komm Hl. Geist, kehr' bei uns ein, besuch' das Herz der Kinder dein — erfüll' uns All' mit deiner Gnad', die deine Macht erschaffen hat!" O Herr gib, daß ich deine Gnaden stets recht erkenne und treu benütze!

Dowie und seine neue Religion.

(„Katholisches Wochenblatt.")

Dieser neue Religionsstifter parabirte einige Jahre lang vor seinen leichtgläubigen Anhängern als „Elias der Dritte". Im verflossenen Sommer fand er es jedoch für gut, seine angemaßte Propheten-Würde mit der Würde eines Apostels und zwar des „ersten Apostels Christi" zu vertauschen. Auch dieser Titel verräth seinen unbändigen Stolz, der ihn ganz verblendet hat. Seinen „ersten Apostel" hat Christus selbst bestimmt in der Person des hl. Petrus, den er zum Oberhaupt der Apostel bestellt hat. Diese Stelle ist also schon besetzt; und die Nachfolger des „ersten Apostels Christi" haben sich fortgesetzt in der Person des jeweiligen Papstes der katholischen Kirche. Auch die Zahl der zwölf Apostel ist besetzt, da die Apostel an die Stelle des unglücklichen Judas den hl. Matthias erwählt haben. Nur als „dreizehnter Apostel" könnte Dowie sich mit einigem Scheine von Berechtigung aufspielen, wenn er dem hl. Paulus diese Würde streitig machte.

Da dieser unternehmende Mann einen so großen Anhang gefunden, fragt man mit Recht, wie es möglich ist, daß in unserm Jahrhundert ein religiöser Humbug so weite Verbreitung finden konnte? Seine neue Religion, die den Namen "Christian Science" führt, d. h. „christliche Wissenschaft", ist weder christlich noch wissenschaftlich. Sie floß aus dem verrückten Gehirn eines hysterischen und fanatischen Weibes aus dem Osten. Die Angabe dieser Quelle reicht für vernünftige Menschen hin, um sich ein Urtheil darüber zu bilden, und dispensirt mich vor aller weiteren Besprechung derselben.

In dieser Religion gibt es keinen Gott, keine Dreifaltigkeit, keine Gottheit Christi, keine Sünde, keine Buße, kein Fasten, keine Hölle, kein Gericht, kein Gebot, ausgenommen das Verbot zu rauchen und zu trinken. Diese sog.

Religion hat auch nicht den Zweck, Gott zu verehren und zu dienen, sondern die Krankheiten von ihren Anhängern fern zu halten, und zwar nicht durch die herkömmlichen Heilmittel der Arzneikunde, sondern durch Ableugnung der Krankheiten und durch Gebet. Nach ihr sollen die Krankheiten nur in der Einbildung bestehen. Es ist rein überflüssig, tiefer in diesen Wald von Widersprüchen einzudringen, da diese Religion weiter nichts ist, als ein sinnloses Weibergeschwätz.

Man weise mich nicht hin auf die wunderbaren Heilungen, welche in dieser Religion vorkommen; ähnliche und weit größere Wunder wissen die Neger Afrikas von ihren Fetischen und ihren Voodoos zu erzählen. Und gesetzt, wirkliche Wunder seien vorgekommen, so reichen dieselben nicht hin, um einen vernünftigen Menschen zu bestimmen, seine vernünftige Religion mit einer unvernünftigen zu vertauschen. Es war niemals der Zweck des Christenthums, die Krankheiten zu heilen; sein Zweck ist ein höherer. Die Wunder Christi, der Apostel und der Heiligen bis in unsere Tage, haben nur den Zweck, die Göttlichkeit des Christenthums darzuthun. Deshalb heilten sie nicht alle Krankheiten, sondern nur so viele als zur Bekräftigung des Evangeliums erforderlich war.

Wie läßt sich aber der ungewöhnliche Zulauf Dowie's zu seiner neuen Religion, die er das „neue Sion" nennt, erklären? Vor Allem müssen wir an ihm alle Eigenschaften eines großen Humbugers anerkennen. An Frechheit, Dreistigkeit, Unverfrorenheit und Rührigkeit wird er von keinem Zeitgenossen übertroffen. Seine Rednergabe, sein Organisations- und Finanztalent leisten ihm dabei gute Dienste. Vor Allem aber hat er in Chicago den rechten Boden für seine alberne neue Religion gefunden.

Nirgendwo tritt die Auflösung und Zersetzung des Sektenwesens so klar zu Tage als in den großen Städten. Viele Menschen haben allen Glauben an das Christenthum verloren. Von einer Erbsünde, von Erlösung durch den Tod Christi, von Sakramenten, von Buße wissen sie nichts mehr. Sie leben faktisch ohne irgend eine Religion, denn der Indifferentismus, zu dem sie sich bekennen, ist keine Religion. Er ist zwar die „amerikanische Religion", d. h. die Religion unserer Verfassung, unserer Regierung, unserer Publikschulen, unserer täglichen Presse, und unserer öffentlichen Meinung, aber er ist auch blos ein Name aber keine Religion. Ein solches religionsloses Volk wird aber leicht die Beute irgend eines Humbugers, der in gewandter Rede ihm zu schmeicheln weiß.

Dies ist nun unserm Dowie mit seiner "Christian Science" vortrefflich gelungen. Unser religionsloses Volk glaubt meistens noch christlich zu sein, weil seine Vorfahren Christen waren. Da kommt nun der Dowie mit seiner neuen Religion, die er nicht blos für „christlich", sondern auch für „wissenschaftliches Christenthum" ausgibt. Zugleich ist diese neue Religion viel leichter und bequemer als irgend eine christliche Sekte. Von Sünde, Reue, Buße, von Gericht und Hölle ist darin keine Rede, und dennoch nennt sie sich „christlich" und „wissenschaftlich". Das ist gerade, was unser religionsloses Volk wünscht. Wissenschaftlich will ein Jeder sein, aber dabei auch noch für

christlich gelten. Niemand hat ein Verlangen, Gott zu dienen, oder seine Seele zu retten, man denkt nur daran, sein Leben zu verlängern und die Krankheiten fern zu halten. Das ist nun gerade, was Dowie dem Volke anbietet. Er verspricht alle Krankheiten mit Gebet heilen zu wollen; er fordert blos Glauben und Vertrauen, daß Gott helfen werde. Von einer Verehrung, von einem Dienste Gottes, von Beobachtung der Gebote des Christenthums geht keine Rede. Und das einfältige glaubenslose Volk läßt sich leicht verführen.

Auf dem Standpunkte des Indifferentismus und Materialismus, auf welchem Gebildete und Ungebildete meistens stehen, müssen Viele diese neue Religion wenigstens für die praktisch nützlichste, und die leichteste ansehen. Zugleich haben alle Religionen bei uns Anspruch auf den öffentlichen Respekt, auch die allerunsinnigsten, und die Presse und die öffentliche Meinung erweist ihnen auch allen diesen Respekt; warum sollte nun das dumme Volk nicht auf die Meinung kommen, die Religion Dowie's sei eben so respektabel und wahr wie irgend eine andere? Sobald Wahrheit und Irrthum von Oben her und von der öffentlichen Meinung auf gleiche Linie gestellt werden, darf man sich nicht mehr wundern, daß das gemeine Volk ebenfalls keinen Unterschied mehr macht, und daß der Humbug ihm ebenso berechtigt und respektabel erscheint als das Christenthum. J. K.

Pius X und das Schulkind von Peschiera.

Ima ist ein anmuthiges, aufgewecktes Töchterchen des Herrn Laviosa, technischen Inspektors bei der Schiffsverwaltung auf dem Gardasee. Vor ungefähr einem Monat, als der Papa nach Rom verreisen mußte, versprach er seiner neunjährigen Kleinen, sie mitzunehmen. Diese verfiel nun auf den Gedanken, ohne Wissen der Eltern ein Briefchen an den „lieben Hl. Vater in Rom" zu richten, worin sie ihm ihre demnächstige große Reise nach dorten mittheilte und gleichzeitig den Wunsch äußerte, ihn sehen zu können. Am 20. September kam Herr Laviosa in der ewigen Stadt an und erhielt hier ein nach Peschiera adressirtes, ihm von dort nachgesandtes Schreiben folgenden Inhalts: „Msgr. Bisleti, Oberstkämmerer Sr. Heiligkeit, antwortet dem guten Kinde Laviosa, daß der Hl. Vater sich sehr über das Brieflein gefreut hat und das Kind von ganzem Herzen segnet, in der Erwartung, es bald bei sich zu sehen, um es nochmals persönlich segnen zu können. Es möge seinen Eltern sagen, daß der Apostolische Segen sich auch auf sie und auf die ganze Familie ausdehnt, der Se. Heiligkeit alles Gute wünscht. In Rom angekommen, möge es sich an den Schreiber dieses wenden, der gerne seinem lebhaften Wunsch, den Papst zu sehen und zu dessen Füßen niederzuknieen, Folge leisten wird. Inzwischen möge es fortfahren, brav zu sein, um sich dieser Gnade würdig zu erweisen." Am selben Tage begab sich Inspektor Laviosa mit seinem Töchterchen in den Vatikan, wo sie von Msgr. Bisleti in die Gemächer Pius' X. geführt wurden. Der Hl. Vater unterhielt sich mit ihnen ungefähr eine halbe Stunde, er frug das aufgeweckte Mädchen allerlei aus Schule und Katechismus und schenkte ihm zur Erinnerung eine hübsche Medaille.

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer — Was?

Also, über den Vortheil oder den Nutzen, welchen uns die Sozialistenführer versprechen, müssen wir diesmal, nach letztmonatlichem Versprechen, handeln. Wir sagten und wiederholen absichtlich Sozialistenführer, weil eben der Sozialismus noch gar nicht eigentlich existirt, noch nicht Lebensexistenz hat, — und wohl auch nie haben wird; — also natürlich auch nichts versprechen, nichts bieten kann.

Schon der einzige Umstand, daß der Sozialismus eine vom Ausland eingeschleppte Idee, eine vom Ausland eingeschmuggelte Partei ist, macht die Amerikaner stutzig, und erfüllt sie mit Vorurtheil gegen die Sozialistenpartei; ein Vorurtheil, so stark, daß es nicht überwältigt, nicht beseitigt werden kann. Somit ist unsere Behauptung, daß diese Partei schon zum Voraus eine bestimmt und sicher verlorene Sache ist, ganz berechtigt und erwiesen. Es hat diese Sozialistenpartei auch gar keine, auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg; sie ist ein ausländisches „Gewächs", und darum hier verhaßt, verpönt, verurtheilt, gerichtet! Man verargt ja dem Deutschen sogar sein Bier! Und das ist doch recht unschuldig, sogar auch gesund, wenn die Leute es mäßig, wie es sich in allen Dingen schickt und paßt, gebrauchen und genießen.

Aber damit ist nicht gesagt, daß diese importirte Partei nicht Trubel oder Unruhe oder Störung, und am Ende auch noch recht viel, machen könnte, ja, wahrscheinlich machen wird. Es gibt nämlich Menschen, welchen es nicht genau darauf ankommt, wie sie ihr Leben, und wie wir schon auch gesehen haben, noch ein bischen mehr als ihr Leben machen, ganz absonderlich aber, wenn es nicht so gar viel Mühe, Arbeit und Anstrengung kostet. Die Dummen „rupfen" ist noch leichter als Hühner, Gänse und Truthähne rupfen! Einfältige Schafe „scheeren" ist auch nicht „ohne", die Wolle ist gegenwärtig ziemlich hoch im Preise! „Heumachen" bezahlt sich beim Sonnenschein, und der liebe Herrgott läßt nun einmal die Sonne scheinen über Gute und Böse, Verständige und Unverständige, Gewichste und Dumme! Und wenn das „Heumachen" nicht geht, weil die Glückssonne nicht scheint, so sind die Sozialistenführer auch wieder nicht sehr verlegen; sie ziehen sich zurück in die dunkle Rumpelkammer, und man weiß ja: „Im Dunkeln ist gut munkeln!" Auf diese Weise weiß man sich immer zu helfen, aber die menschliche Gesellschaft hat auch so ihre liebe Noth; solche geschliffene Leute sind schwer sich vom Hals zu schaffen; sie hängen sich zähe und fest wie die Kletten an alles an; und wo immer sie „schmußen" können, wird auch fleißig und emsig „geschmußt!"

Gib 'mal Acht!

Es handelt sich hier um den Nutzen, den Vortheil! Wer hat den Nutzen? Wer hat den Vortheil? Ja, fragen wir auch gleich, wer hat das Nachsehen? Wer hat den Schaden? Alles kann mit Einem beantwortet werden. Jawohl, wer bezahlt die Musikanten? Die Tänzer, natürlich; versteht sich ganz von selbst! Ja, und so lange den Tänzern das Geld nicht ausgeht, — oder die Geduld auch! — wird den Musikanten schon nicht der Athem ausgehen, und nur so lustig d'rauf los „blasen"!

Will man daran vielleicht zweifeln? Hat doch ein sozialdemokratischer Führer ganz unverfroren offen gesagt und bekannt: „Es kommt ja nicht darauf an, etwas für die Arbeiter zu erreichen." Und was haben denn diese sozialdemokratischen Führer für die Arbeiter gethan? Ueberall, im deutschen Reichstag und in allen gesetzgebenden Körpern der Welt, haben die sozialdemokratischen Abgeordneten und Legislatoren gegen alle Gesetze gestimmt, welche die Lage der Arbeiter verbessern könnten! Warum? Sie beziehen aus der Parteikasse für jeden Tag eine bestimmte Summe Geld. Die Partei ist die milchgebende Kuh, und die wird „gemolken". Je länger die Reichstage und die Legislaturen in Sitzung bleiben; je länger die Gesetzgeber und Abgeordneten schwätzen, zappeln, schimpfen und raisoniren, desto länger dauert die Melkerei, desto mehr „verdienen" sie! Es wird halt fort und fort das Butterfaß gestoßen, oder nach neuester Methode gedreht, aber es will sich nicht „buttern", man läßt es nicht, oder will es nicht „buttern" lassen! Wer liefert aber die Milch? Die sozialdemokratischen Arbeiter! Und warum „buttert" es nicht? Die sozialdemokratischen Führer und Abgeordneten und Legislatoren schlecken den Rahm von der Milch! Kein Wunder, daß es nicht „buttert"!

Ja, so wird es gemacht!

Es werden keine für die Arbeiter günstige Gesetze gemacht; „es kommt ja nicht darauf an, etwas für die Arbeiter zu erreichen". Diese sozialdemokratischen Führer, diese süße und kostspielige Rahmschlecker haben auf ihre Fahne die schön klingende Losung geschrieben: „Gleichheit und Brüderlichkeit!" Der gewissenlose und ungerechte, aber vom Volk eingeschüchterte Pontius Pilatus hat nur einmal Muth gezeigt: „Quod scripsi, scripsi"; „was ich geschrieben, habe ich geschrieben". So haben auch diese Rahmschlecker geschrieben, — und beim Schreiben bleibt es auch! Oder warum fangen sie nicht an, mit euch Arbeitern ihr Geld, ihr Einkommen zu theilen? Warum gebrauchen sie nicht ihr Einkommen, das bei Vielen sogar in die Millionen reicht, also es wohl leicht entbehren könnten, euch armen Arbeitern zu helfen? Genosse Dr. Arons z. B. hat ein jährliches Einkommen wie ein Fürst; Genosse Dr. Friedberg wärmt seine Füße in einem herrlichen Palast in Berlin; Genosse von Vollmer thut sich recht gemüthlich in einem großartigen Schlosse; Genosse Dietz ist als sozialistischer Buchhändler steinreich geworden; Genosse Stadthagen lebt in einer Wohnung, deren er sich als großer Herr nicht 'mal zu schämen braucht; Singer ist ein Millionär, und sein theurer Kamerad Ro-

senthal hat ein jährliches Einkommen von ungefähr 40,000 Mark; und dann Bebel, der hat sich mit seinem abscheulichen Buch „Die Frau", welches wohl jeder Sozialdemokrat gelesen oder liest — und warum nicht? — „Gleich und gleich gesellt sich gern!" — ein ungeheueres Geld verdient; verlebt seine Tage in einer prächtigen Villa, reibt sich vergnügt die Hände und streichelt gutmüthig, im weichen Schaukelstuhl sitzend, sich das verwöhnte Bäuchle!

In Frankreich sind die sozialistischen Genossen Pierre, Ricard, Trebeis, Mielvaque, Argelins, Le Zenne, Gouffet, Jaures, Paulin-Mery, Goblet, Renon, Turigny und der verstorbene Hovelacques entweder Millionäre oder doch gehören sie zu der reichsten Klasse!

In Oesterreich hat der Hauptführer der Sozialdemokratie, Dr. Adler, so ein „Milliönchen" im Trockenen.

Der verstorbene Sozialdemokrat Morris in England brauchte sich auch gar keine Nahrungssorgen zu machen, und wenn er mit den Armen Londons theilen wollte, hätte er doch noch genug; der reichste Arbeiter würde mit ihm getauscht haben.

Barcilai, der italienische Führer der Sozialdemokraten, hat mehr als alle von ihm aufgehetzten und stürmenden Sozialdemokraten zusammen.

Anseele in Belgien und Domela Niewenhuis in Holland kümmern sich mehr um ihre Geldkasse als um die armen sozialdemokratischen Arbeiter; deren ersparte Groschen wollen sie gern hüten!

Unsere eigenen amerikanischen Rahmschlecker am süßen Topf der Sozialdemokratie, z. B. Eugen Debs, der „Fackelmann", Großmann, das „N. Y. Volkszeitung"-Personal, Trautmann, Robert Saltiel, Wilh. Mailly, Jul. Zorn, Max Hayes, Boyce, Steiner u. s. w. haben wohl nicht nöthig, mit dem Bettelsack herumzugehen; die Milchkuh gibt ihnen reichlich Milch; die geriebenen Führer schöpfen „den Rahm" ab, und die „Dummen" — läßt man brummeln bei der „abgeschöpften, dünnen Milch".

Aber wo bleibt hier die vielgepriesene „Gleichheit"? Die begeisterten Führer haben Millionen, leben im Wohlstand und genießen das Leben, und die einfältigen Verführten sind froh, wenn sie ein karges Leben fristen können, nur das Nöthige haben, ihren und ihrer Kinder Hunger stillen, ihre Blöße genügend decken können! Mehr braucht man ja auch nicht zum Leben! Das ist schon recht und wahr! Allein hier handelt es sich um die versprochene Gleichheit! Warum sollen oder dürfen Einige in Palästen wohnen, während Andere in Hütten wohnen? Warum erlauben sich die sozialistischen Führer sich das „Nehmen", und gewähren den hart Arbeitenden das Vergnügen des „Gebens"? O, richtig: „Geben ist seliger als nehmen!" Und ja! wenn die Leute so dumm und einfältig sind, sich selig fühlen, daß sie geben dürfen, warum sollen denn die Herren Führer sich nicht der Mühe unterziehen und nehmen! Es gibt seltsame Sachen in der Welt, und sicher haben wir ein eigenthümlich seltsames Vergnügen vor unsern Augen! Geben und nichts dafür bekommen! Man soll gar nicht glauben, daß Menschen so einfältig sein könnten!

Oder was haben denn die armen Arbeiter schon bekommen? Was haben

denn die „sozialistischen Millionäre" für die leidende Menschheit schon gethan? Sehr viel! Was? Das schöne Wort: „Brüderlichkeit" auf ihre Fahne geschrieben, sogar mit goldenen Buchstaben; — die armen Arbeiter haben ja dafür bezahlt; die reichen Herren konnten also ganz billig den Arbeitern dadurch dieses Vergnügen machen!

„Brüderlichkeit" ist ziemlich gleichbedeutend mit Nächstenliebe. Nicht? Mit der „Gleichheit" steht es wohl recht schief und ungleich, und mit der schönen „Brüderlichkeit" und der Nächstenliebe — ebenso erbärmlich schlecht! Thaten reden, Werke sprechen, Thaten und Werke helfen! Jetzt schau dir 'mal die großen und mehrfach auch herrlichen Hospitäler, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Altenheime an! Wer hat sie erbaut? Wer unterhält sie? Wer unterstützt sie? Die „sozialistischen Millionäre", die sozialistischen Führer? Nenne und zeige uns auch nur eine einzige solche Anstalt der christlichen Nächstenliebe, wahrer „Brüderlichkeit", welche die Sozialisten erbaut haben, unterhalten und unterstützen! Gegründet und erbaut haben sie noch keine einzige solche Anstalt; aber wie schön wäre das? Welch' ein herrliches Beispiel könnten sie da geben? Wie arg viel Gutes stiften? Wie manches Elend abwenden? Wie bald einen großen Namen machen? Wie energisch imponiren? Wie faktisch und praktisch den mißtrauischen Menschen allen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit nehmen? Wie gelungen und erfolgreich allen nicht sozialistisch Gesinnten den Mund stopfen? Mund stopfen? Lieber stopfen sie Geldkassen; nicht Krankenkassen, Sterbekassen zum Wohle der Menschheit, der Armen, Wittwen und Waisen; jedoch ihre eigenen!

Wer also hat den ganzen Nutzen, den großen Vortheil bei dem ganzen Sozialisten-Schwindel? Nicht eher als bis die Sozialistenführer „etwas thun", können denkende Menschen ihnen Glauben schenken an ihrer Aufrichtigkeit! Nicht länger mehr sollten vernünftige Leute ihr sauer und schwer verdientes Geld den vielversprechenden, schön redenden Wortführer geben! Erst sollen auch sie, die Arbeiter, Antheil haben an der Beute, denn schweres Geld ist schon geopfert worden, und bald wäre es an der Zeit, auch Früchte zu sehen, wenigstens einen Theil des Vortheils und Nutzens zu genießen! „An ihren Früchten möget ihr sie erkennen!"

Leben der seligen Elisabeth Bona, Jungfrau.

Die selige Elisabeth, welche wegen ihrer herrlichen Tugenden Bona, d. h. die Gute genannt wurde, erblickte das Licht der Welt zu Waldesruh in der Diözese Konstanz im Jahre 1386, und wurde von ihren Eltern Johann Achler und Anna fromm und christlich erzogen, und namentlich in den katholischen Glaubenswahrheiten gut unterrichtet. Als sie in Einfachheit und Eingezogenheit zur Jungfrau herangewachsen war, trat sie auf den Rath ihres Beichtvaters Konrad Kugelin in den Dritten Orden und begab sich in das Kloster Reuthe, dessen Pforte sie nie mehr überschritt und

wohin ihr nach dem Tode ihres Mannes ihre Mutter Anna nachfolgte, mit welcher sie bis zu ihrem Tode sehr heilig lebte. Elisabeth zeichnete sich besonders aus durch Liebe, Armuth, Gehorsam, Selbstverleugnung, engelgleiche Reinigkeit, Enthaltsamkeit und Sanftmuth, so daß sie die ihr zugefügten Unbilden nicht nur mit ruhigem Gemüthe ertrug, sondern durch herzliches Wohlwollen vergalt. Unter den Obliegenheiten des Hauses, mit welchen die Schwestern betraut wurden, waren ihr die niedrigsten auch immer die liebsten, und sie ergriff jede Gelegenheit, Christo, den sie mit glühender Liebe liebte, im Leiden nachzufolgen, weshalb es sie sehr schmerzte, daß sie in ihrer früheren Jugend

Die hl. Elisabeth, die Gute genannt.

dieses seines heiligen Leidens nicht gehörig und nicht oft genug eingedenk gewesen war.

Gott wollte jedoch nicht, daß ihr ihm so wohlgefälliger Wandel unbekannt bleibe, sondern daß dieses Licht auf den Leuchter gesteckt werde, damit es allenthalben leuchte, weshalb er ihr die Gabe der Weissagung verlieh, welche sich auf mannigfache glänzende Weise äußerte.

Elisabeth starb selig im Herrn am 5. Dezember 1420, im vierundbreißigsten Jahre ihres Alters. Bald nach ihrem Tode begann das Volk sie als eine auserwählte Freundin Gottes zu verehren und um ihre Fürbitte anzurufen, welche Verehrung von Papst Klemens XIII. bestätigt wurde.

Die Marianische Ausstellung in Rom.

Ende des vorletzten Jahres hatte Se. Heiligkeit eine Kardinals-Kommission ernannt, welche die Arbeiten des römischen Kommittees zur Veranstaltung einer Marianischen Ausstellung zu überwachen hatte, welche einen wichtigen Faktor in der Jubiläumsfeier der fünfzigjährigen Dogmatisirung der Unbefleckten Empfängniß bilden sollte. Nach glücklicher Beendigung aller Vorarbeiten fand am 27. November 1904 die feierliche Eröffnung statt. Die Ausstellung befindet sich in den Sälen im ersten Stocke des prächtigen Lateranpalastes auf dem St. Johannes Platze; die Eröffnungsfeier entfaltete sich im sogenannten Mosaiksaale. Um 10 Uhr war der Saal in Folge ausgesendeter Einladungen ganz gefüllt; im Hintergrunde zur Linken war ein reicher Baldachin aufgerichtet aus Carmoisinseide und Sammt, über dessen Vorderseite ein großes Oelgemälde der Unbefleckten thronte; hinter dem mit rothem Damaste und reichem Kissen ausstaffirten Rednertische stand eine Marmorbüste Pius X., flankirt von zwei großen Blumenvasen. Die herrlich in Fresko bemalten Saalwände waren auch mit Gobelins von Gagliardi geschmückt, unter denen sich eine herrliche Reproduktion der Madonna della Salute abhob, deren Original sich in der Magdalenenkirche befindet. Der Mosaikboden war mit Teppichen gesichert. Zur Rechten des Thrones nahm das Orchester Platz und nachdem das Präsidium vollzählig war und der Saal sich ganz mit hohen Persönlichkeiten und Theilnehmern gefüllt hatte, begann um 10 Uhr 15 Minuten das Orchester einzusetzen. Es wurden gesungen die Chöre: O Vergine Serena und der Papsthymnus, komponirt von Msgr. Müller und ausgeführt unter der Leitung des Verfassers von den Sängern der Kapella Gregoriana. Sowohl das „Gebet" als der „Hymnus" fanden reichen Applaus.

Hierauf bestieg Kardinal Ferrata, Präsident der Ausstellung, den Thron und hielt eine lange und feindurchdachte Eröffnungsrede, welche mit größter Aufmerksamkeit angehört wurde und in welcher er die Tugend und Macht der Jungfrau feierte, die Schutzfrau der christlichen Künste, welche nun ihr zu Ehren ein Denkmal von Schönheit, Eleganz und Genialität errichten. „Was ist die Kunst?" fragte der illustre Redner. „Sie ist die Harmonie der irdischen und himmlischen Schönheit, der Zeit mit der Ewigkeit. Das Wort ist das Urbild aller Schönheit, neben dem Sohne ist es die Mutter, in welcher alle geschaffene Schönheit kulminirt. Sie ist der Inbegriff aller geschaffenen Schönheiten. Das Abbild der Gottheit. Nimm her alle Vorbilder, womit die Propheten sie vorbedeuten, erkläre davon die allegorische und künstlerische Bedeutung. Maria erscheint und es gibt vor ihr keinen reineren und schöneren Typus. Sie ist das Muster der Jungfrauen, Gattinen, der Mütter.

Die Intelligenz, Frömmigkeit, Wissenschaft, die Poesie, Kunst, angezogen von ihr, schöpfen sie aus ihr ihre Begeisterung."

In der ersten Reihe der Anwesenden waren zu bemerken die Kardinäle Rampolla, Vinzenz Vannutelli, Vives y Tuto und Tripepi, die Bischöfe von Metz, Zarbes und Para, die Mitglieder des diplomatischen Korps beim Vatikan, darunter der österreichische Botschafter Graf Szecsen.

Hinter ihnen stand dichtgedrängt eine Menge von Prälaten, von Damen aus dem Adel, anderer Funktionäre des Vatikans und bekannte Personen aus der katholischen Laienwelt, wie Fürst Barberini, Graf Macchi, Herzog Caffarelli, Marquis und Marquise von Baviera, Fürst Rospiglioši, Graf Santucci, Graf Soderini u. s. w.

Im ersten Saale, wo eben die Eröffnung statthatte, werden verschiedene Gegenstände aus Böhmen ausgestellt werden. Der zweite Saal ist bestimmt für Photographien von Marienheiligthümern, nebst alten merkwürdigen Gemälden, Medaillen, Siegeln von Florenz, Siena und Monte Vergine. Auf einer Seite sind in fünf eleganten Schränken zirka 12,000 Medaillen, Siegel, Münzen, Agnus dei ausgestellt, welche der Abt Corbierre, Verfasser der Benediktinerischen und Gregorianischen Numismatik vom hl. Ludwig von Frankreich, gesendet hat; Photographien von Wundern, die sich zu Lourdes ereignet haben und eine solche von der erstaunlichen Glocke der Kirche der hl. Margaretha in München sind besonders interessant. Angehängt an einige Schränke sieht man vier Fahnen, ruhmvolle Trophäen aus der Schlacht bei Lepanto, gesendet von der Kirche Santa Maria della Vittoria in Rom. Anziehend sind die Photographien der St. Anna Kirche in Jerusalem über der wahrscheinlichen Geburtsstelle der Gottesmutter in Rom. An den Wänden sieht man Gemälde, darstellend den Kult der allerseligsten Jungfrau in Afrika. Erwähnenswerth sind ferner einige reiche Miniaturenbände der Karthäuser von Clairvaux, in denen mit der Hand mehrere Werke geschrieben stehen über die Unbefleckte und die Mitra des hl. Sylvester I., der Kirche von Martinsberg gehörig.

Im dritten Saale, berühmt durch die Fresken des Crivelli, sind zu bewundern verschiedene Meßgewänder von den Jesuiten von Kiang-Nan (China) gesendet, ein in Seide gebundenes Missale; ein altes Fresko herausgemeißelt aus einer Wand der Kirche der hl. Maria in Trastevere, einige in Holz geschnitzte Madonnen, von Tirol gesendet; eine sehr alte Krone, ausgestellt von hochw. Pater A. Clos.

Im vierten Saale befindet sich die berühmte Sammlung von Aquarellen, angefertigt von Msgr. Wilpert, darstellend die Bilder der allerseligsten Jungfrau, wie sie zu sehen sind in den römischen Katakomben; eine Kopie der Madonna von San Luka aus der Kapelle Borgheſiana in Maria Maggiore. Um besagtes Bild photographiren lassen zu können, welches in einem Messingkranze vom Gewichte von 500 Kilogramm verschlossen war, war erforderlich die Ermächtigung des Hl. Vaters, des Kardinal-Erzpriesters, des Kapitels von Santa Maria Maggiore und des Fürsten Borgheſe. Sehr merkwürdig sind: Der wunderschöne Leuchter, die Spende eines Marienverehrers an die

Madonna von San Agostino, ein Band aus 1400, enthaltend die marianischen Festtagsoffizien, gesendet von der Kirche Santa Maria delle Grazie in Guardia (Lombardei), Photographien verschiedener herrlich angefertigter Gemälde von Allinaria in Florenz.

Im fünften Saale sind: eine Nachahmung der Säule von der Piazza di Spagna, eine Statue Pius IX., Gemälde von Maratta.

Im sechsten Saale: Ein Betstuhl, ein keramisches Kunststück von staunenswerther Feinheit, in der Mitte erhebt sich ein Madonnenbild; dieses ward Leo XIII. verehrt von der Diözese von Vicenza gelegentlich seines Priester-Jubiläums; einige Kartons von Raffael und einige Bände, welche die Gesänge zur Unbefleckten enthalten, die vor 50 Jahren Pius IX. von den Konventualminoriten gespendet wurden.

Im siebenten Saale: Ein großes Modell in Stuckarbeit, das Heiligthum Unserer Lieben Frau de la Garde von Marseille darstellend; es hat 24,000 Lire gekostet und kam sehr ruinirt an, so daß es reparirt werden mußte; verschiedene Nachahmungen von klassischen Madonnen in Terrakotta von der berühmten Werkstätte von Signa und ein Faksimile der Kuppel des Heiligthums von Loreto mit den Kartons des berühmten Malers Maccari.

Im achten Saale sind diverse moderne Gemälde, darunter eine Heilige Familie von Szoldatics, ein Flügelaltargemälde von Professor Cattani (Florenz), darstellend den hl. Joseph, einen Pflug schnitzend, und das Jesukind, welches sich ihm scherzhaft auf die Schulter hebt, daneben die Jungfraumutter, in tiefe Beschauung versenkt; ein Gemälde von Guido Guidi von der Akademie am Pantheon; die Mitra Pius' IX., die er am Definitionstage des Dogmas der Immakulata trug.

Im Mittelpunkte des neunten Saales steht das vom Vatikan hertransportirte kostbare Behältniß, welches den Text der Bulle der Dogmatisirung der Immakulata in verschiedenen Sprachen birgt; ferner das großartige Gemälde von Aldo (Judith mit dem Haupte des Holofernes); die Bulle Ineffabilis in verschiedenen reich mit Miniaturen verzierten Kärtchen, stammend aus der Vatikanischen Bibliothek.

Auch die Krone, aus 12 Diamantsternen gebildet von unschätzbarem Werthe, ist ausgestellt, welche auf das Bild der Immakulata gesetzt werden wird, ein Hauptgegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Endlich folgt ein Gang mit vielen Photographien von der Diözese Novara, darstellend die verschiedenen Madonnen in dieser Diözese.

Betrachte doch das Almosen nicht als einen Verlust, sondern als einen **Gewinn**, indem du mehr wieder empfängst, als du gibst. Du gibst Brod und erhältst dafür das ewige Leben; du gibst ein Kleid, und empfängst dafür das **Kleid der Unsterblichkeit**; du gestattest die Gemeinschaft deines Daches, und erhältst dafür das Königreich des Himmels; du gibst, was vergänglich ist, und empfängst dafür, was ewig bleibt. St. Chrysostomus.

Die Lage der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten.

Nachstehende Ausführungen finden wir in unseren Tauschblättern. Man weiß, daß der religiöse Indifferentismus, in manchen Kreisen auch ein gewisser religiöser Quietismus, die Blätter am Baume der katholischen Kirche in Amerika welken läßt, so daß manche Aeste bereits herbstlich kahl werden — besonders da, wo man sich „auch völlig amerikanisirt" hat.

Schon der edle und kluge Hughes, der erste Erzbischof von New York, richtete in diesem Sinne im Jahre 1842 in seinem Hirtenbriefe folgende Worte an Klerus und Volk: „Unsere Kirche erfreut sich seit der Unabhängigkeitserklärung einer gänzlichen Freiheit. Das Wort Gottes wird ungestört gepredigt; die Kirchen steigen zahlreich aus dem Boden empor, ohne das geringste Hinderniß zu finden; die Wirksamkeit des Bischofs, den Eifer der Missionäre begrenzen keine Gesetze: die Sonne des Friedens leuchtet über der jungen Aussaat — aber es fehlt noch der befruchtende Regen des Blutes der Märtyrer; das Erdreich wird durch den beständigen Sonnenschein ausgetrocknet, die Saat faßt keine tiefe Wurzel, und am Ende verdorrt sie, bis der einst kommende Regen, d. i. eine offenbare Verfolgung, neue Pflanzen hervorruft, die alten befruchtet und belebt, und die erwünschten Früchte hervorbringt. Ist nun die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten eine Jüngerin Christi, so wird auch der Sturm der Verfolgung nach den Worten unseres Meisters (Matth. 10, 17 ff.) nicht ausbleiben!" (Pastoral Letter of the Right Rev. Dr. Hughes to the Clergy and Laity of the Diocese of New York, 1842.)

Und ganz im selben Geiste schrieb etwas später der heiligmäßige Redemptorist Seelos nach Europa, und sein Biograph nennt es eine wahrheitsgetreue Schilderung der damaligen und großentheils auch jetzt noch fortdauernden Zustände dieses Landes: „Es kehren hier zwar viele Protestanten zur einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche zurück, und die Anzahl der Kirchen und Priester nimmt von Tag zu Tag zu. Den Gottesdienst können wir ungehindert halten, und die Kirchen sind bei demselben immer gefüllt. Allein bei alledem steht die Kirche in Amerika noch auf keinem festen Fuß, und ich glaube sicher, daß es früher oder später zu einer großen Verfolgung kommen wird. Man braucht blos die Jugend und deren ganzes Thun und Treiben zu beobachten, und nicht blos die Kinder un- und irrgläubiger Eltern, sondern selbst die Kinder der Katholiken. Sobald sie die erste hl. Kommunion empfangen haben, sieht man die größere Zahl derselben nicht mehr in der Kirche; sie verlassen selbst ihre Eltern und begeben sich in die wilde, weite Welt, wo sie wie Regentropfen im großen Weltmeere verschwinden und dann kein gutes Wort mehr hören und nichts Erbauliches mehr sehen. Vielmehr sehen sie, wie die katholische Religion von dieser gro-

ßen Mehrzahl verspottet und gelästert wird, und fangen an, sich ihrer Religion selbst zu schämen."

Nachdem dann Seelos von dem „Heidenthum ganz eigener Art" berichtet, das es hierzulande gibt, jenem nämlich, „das aus dem Christenthum entstanden ist", so fährt er fort: „Nun sehen Sie den traurigen Zustand dieses Landes. So sieht es im Großen und Ganzen aus. Wie nun kann dieser Gleichgültigkeit gesteuert werden? Wer wird diese Verkehrtheit heilen können? Nur Gott allein. Die Erfahrung aller Jahrhunderte belehrt uns, daß dieser günstige Wechsel nur durch eine große Verfolgung der Kirche möglich ist. Erst wenn sie uns ernstlich verfolgen, wird Gott selbst auf übernatürliche Weise seinen Dienern beistehen und so in die Ereignisse eingreifen, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Grundsteine gemacht werden wird." (Zimmer, Leben und Wirken des hochw. P. Franz Xaver Seelos, S. 92—94.)

Das ist die Ansicht zweier Männer, die sich mitten in den Stürmen des Lebens und der Zeit bewährt haben, die in außergewöhnlichen Lebensstellungen auf außerordentliche Weise wirkten, und die jede Gelegenheit hatten, sich ein richtiges Urtheil zu bilden, der eine als Erzbischof, der andere als Missionär und Ordensobere. Und diese ihre Ansicht theilen noch heute ernstlich und tiefdenkende Männer, die sich nicht durch äußerliche Erfolge über das Bedenkliche unserer Lage täuschen lassen. Die „religiöse Gefahr", deren Einbruch der gelehrte Dominikaner Albert Maria Weiß jüngst schilderte, bedroht auch uns, und das Schlimmste, was man den Katholiken dieses Landes anthun kann, ist ihnen diese Gefahr zu verheimlichen und sie in den Quietismus der Selbstgefälligkeit einzulullen.

Der Bauberschatz.

Es geht die Sage im Munde des Volkes, daß, wenn der Teufel einem seiner bethörten Anbeter einen Schatz beschеert, am Morgen das leuchtende Gold in faules Holz, die funkelnden Edelsteine in Kalk und Kiesel und die Perlen sich in dürres Holz verwandeln. — Diese Sage ist nicht ohne tiefen Sinn. Der Ungerechte nämlich, dem der Teufel zum Reichthum verhilft, scharrt ihn zusammen und hat ebenso wenig Nutzen davon, als wenn er faules Holz und Kieselsteine im Kasten liegen hätte; verschwendet er ihn aber, bedient er sich desselben als eines Mittels zur Sünde, so ist sein Schatz dem dürren Laube zu vergleichen, daraus am jüngsten Tage bei der ewigen Ernte ein Büschlein zum Verbrennen wird. Der Gerechte aber, der jedes von Gott empfangene Gut nach dem Willen Gottes, der seine geistigen Anlagen wie sein äußeres Besitzthum zur Ehre Gottes und zu seinem und der Brüder Heile gebraucht, der verwandelt seinen Reichthum durch Werke der Barmherzigkeit in eine goldene Leiter, welche ihn zum Himmel führt; er sammelt sich durch Liebe, durch christliches Wohlthun Freunde, die ihm keine leeren Worte sagen, sondern ihre Freundschaft durch die That beweisen.

Die Lage der Orden auf den Philippinen.

Folgender Brief des verstorbenen Delegaten, Msgr. Guidi, gibt einen guten Einblick in die Lage der Ordensleute.

„Ich bin glücklich, Ihnen mittheilen zu können, daß Gott in seiner Güte meine schwierige Aufgabe gesegnet und mit glücklichem Erfolg gekrönt hat. Nach einem Jahre von beständigen Unterhandlungen und trotz zahlloser Schwierigkeiten gelang es zunächst, die Ländereien der spanischen Ordensleute an die amerikanische Regierung unter so günstigen Bedingungen zu verkaufen, daß sie die gehegten Hoffnungen übertrafen, weshalb der Hl. Vater hochbefriedigt war und mir wiederholt seine allerhöchste Zufriedenheit ausdrücken ließ.

„Ueberdies habe ich erreicht, daß die spanischen Ordensleute (worunter ich die vier Orden der Dominikaner, beschuhten und unbeschuhten Augustiner und Franziskaner verstehe, denn andere stehen gar nicht in Frage) ruhig auf den Philippinen verbleiben können, bis sie allmälig durch andere Ordensleute derselben Orden, aber von verschiedener Nationalität oder aber anderer Ordensgenossenschaften ersetzt werden. Es ist bekannt, daß die amerikanische Regierung diese Orden von den Philippinen entfernt wissen will, weil sie befürchtet, ihr Verbleiben auf diesen Inseln könnte ein Hinderniß für deren Pazifizirung sein oder der amerikanischen Souveränität dahier ernste Schwierigkeiten bereiten. Allmälig gelang es mir zwar, diese Befürchtungen zu zerstreuen. Indessen — mit Schmerz muß ich es gestehen — das philippinische Volk beharrt in seiner Abneigung gegen diese Orden, während es sich im Gegensatze hierzu anderen Orden gegenüber, und speziell gegen die Patres Jesuiten, sehr wohlgesinnt erweist. Von allen Seiten verlangt man von mir Jesuiten; allein die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige! Unaufhörlich dränge ich den P. General, daß er mir andere Patres, gleichviel welcher Nationalität, sende, aber ich bekomme immer die Antwort, daß keine anderen verfügbar sind. Im kommenden Juni werden die Jesuiten das Zentral-Seminar von Manila, das ihnen anvertraut ist, wieder eröffnen; aber sie verfügen über einen so geringen Personalbestand, daß sie gezwungen sind, die Normalschulen zu schließen. Geduld! Auch die amerikanische Regierung ist den PP. Jesuiten sehr gewogen; den Patres, welche der berühmten Sternwarte von Manila vorstehen, hat sie eine Unterstützung von $50,000 in Gold gewährt; mit dieser Summe unterhalten sie die Missionen von Mindanao. Wohl gelitten sind hierzulande auch die Lazaristen, die Kapuziner und Benediktiner, obgleich sie Spanier sind. Gegenwärtig stehe ich im Namen der Bischöfe mit dem Hl. Stuhle in Unterhandlung, um aus Amerika und Europa Redemptoristen, Missionäre vom göttlichen Wort (Steyl) und andere neue Kongregationen zu erhalten; damit hoffen wir die Lücke auszufüllen, welche durch Entfernung spanischer Ordensleute in diesen Provinzen entstanden ist."

Vorstehender Brief ist datirt „1. Mai 1904" und an P. Nikolaus Nilles, S. J., in Innsbruck gerichtet.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

„White Water". — Indianer-Versammlung. — Ein wackeliger Tauschladen. — „Eisenhemd". — Pferde- und Sklaven-Händler. — Befreiung aus dem Gefängniß. — Ein angenverdrehender Agent abgesetzt. — Klagen gegen „Eisenhemd". — Ritt nach „White Water." — Schwiegermutter-Angst. — Als Feldmesser thätig. — Nach Duwuzhibitqo. — Häuptling Bililanei. — Ein Moqui-Indianer.

Postoffice.

Ungefähr dreißig Meilen südlich von unserer Mission durchfließt die sogenannte „White Water Creek", ein schönes, im Norden und Süden von rothen Sandstein-Felsen eingeschlossenes Thal. Man könnte versucht sein, das Thal stellenweise, wo die Felsenwände kaum eine Viertelmeile von einander entfernt sind, ein Cañon zu nennen. Die Felsformationen bilden jedoch nicht überall eine ununterbrochene Felswand; zwischen einzeln stehenden thurmartigen Felsen kann man an manchen Stellen zu Fuß und zu Pferd auf das jenseits der Felsen sich erhebende Tafelland gelangen. Das Thal selbst ist fruchtbar und sehr begehrt, da das Land sich zum Ackerbau eignet, und „White Water" der einzige Platz ist, wohin die Indianer der ganzen Umgegend ihre Heerden zur Tränke bringen können.

Vor etwas über einem Jahre kam ich zum ersten Male in diese Gegend, um dort neue Schüler für unsere Schule anzuwerben. Eine ziemliche Anzahl Navajos war dort zu einem von mehreren Medizin-Männern geleiteten Gesange versammelt. Der Gesang dauerte, mit kurzen Unterbrechungen, die ganze Nacht; am nächsten Morgen hielt ich eine längere Ansprache an die Indianer, schien jedoch wenig Eindruck auf die schläfrige Versammlung zu machen; ich blieb deshalb noch mehrere Tage in dieser Gegend und erhielt zuletzt sieben Kinder für unsere Schule; seither kamen noch drei mehr dazu. Wir übernachteten in dem dortigen Tauschladen. Einen ärmlicheren Laden kann man sich kaum vorstellen. Lang und niedrig, aus sehr dünnen Baumstämmen palliſadenartig aufgeführt, mit dünnen Brettern benagelt, bedurfte das Gebäude zahlreicher Stützen, um nicht umzufallen und in die Straße zu purzeln.

Als wir vor diesem Laden abstiegen, trat der Eigenthümer zu uns hinaus und musterte uns mit neugierigem Blick. Auch ich betrachtete ihn neugierig von Kopf bis zu Fuß, hatte ich doch den berühmten und berüchtigten „Beschbiei", d. h. „Eisenhemd", oder mehr wörtlich, „den mit dem eisernen Hemde", vor mir.

Eine äußerst stämmige Figur, mit breiten Schultern und dickem, starkem Nacken, erinnerte er an die Kraft des Bären. Weder sein Gang noch seine Haltung ließ vermuthen, daß er das siebenzigste Lebensjahr bereits überschritten; nur das etwas graue und gelichtete Haupthaar konnte sein Alter in etwa andeuten. Auf der Stirne trug er noch das Merkmal einer einst klaffenden Wunde, die er im Kampfe davongetragen, und die er sich vom Vater unseres

Frank Walker mit Buckskin Riemen zunähen ließ. Ein langer, mächtiger Schnurbart zierte sein martialisches Gesicht; dieses hat seinen guten Zweck, denn eine feindliche Kugel hatte ihm die Oberlippe theilweise weggeschossen. Der Mensch war einfach nicht umzubringen; wie oft hatten Indianer (und wohl auch Andere) ihn geschossen und nach ihm geschossen, ohne ihm je eine tödtliche Wunde beizubringen. Deshalb hielten die Indianer ihn gegen ihre Kugeln gefeit und gaben ihm den Namen „Beschbiei", „Eisenhemd".

Als ich mich und Fr. Norbert ihm vorgestellt, lud er uns freundlich ein, bei ihm zu. übernachten; er habe von uns gehört und freue sich sehr über unseren Besuch; er sei zwar allein und könne auch für sich hinreichend kochen, nicht aber für uns; Frank Walker müsse deshalb die Küche übernehmen. Die beiden kannten sich noch von früher und hatten sich einmal feindlich gegenübergestanden, Frank Walker mit einem Sechsläufer in der Hand, Beschbiei mit einem wuchtigen Knüppel, aber sie hatten sich längst wieder versöhnt.

Frank Walker besorgte die Küche, und Abends brachte unser Gastgeber Schaffelle und Decken aus dem Laden und bereitete uns damit auf dem Küchenboden eine gute Lagerstätte; aber es war nach Mitternacht, als er mit seinen interessanten Erzählungen aufhörte.

Von französischer Abstammung, war er von Haus aus Katholik. In seiner Jugend muß er eine ziemlich gute Erziehung genossen haben; er spricht und liest englisch, französisch, mexikanisch und italienisch. In seiner Jugend kam er (wohl von New Orleans) nach Californien, wo er mehrere Male im Wettbewerb mit Reitern aus Mexiko und Südamerika den ersten Preis als Reiter davontrug. Mehrere Male brachte er einen Trupp Pferde, die er in Californien gekauft oder „gefunden", nach Arizona und New Mexiko, und verkaufte sie dort um schweres Geld. Dann ging er unter die Ute-Indianer, organisirte eine Bande dieser wilden Krieger, fiel mit ihnen in das Gebiet der Navajos ein, machte eine große Anzahl Gefangene und verkaufte diese als Sklaven an Mexikaner und Amerikaner. Aber er machte nicht nur Gefangene und verkaufte sie als .Sklaven, sondern, wenn ihn hier und da eine edlere Regung trieb, kaufte er auch Sklaven wieder los und gab ihnen die Freiheit. So hatte er z. B. eine Navajo-Indianerin an einen reichen Amerikaner in New Mexiko verkauft, und kaufte später deren fünfjährige Tochter wieder los, ließ sie auf den Namen Guadaloupe oder Loupe taufen und schickte sie zur Schule. Unter den Navajos gilt sie als seine Tochter, ist an einen Navajo verheirathet und wohnt in der Nähe seines Tauschladens. Er ritt mit mir zu ihrer Hütte und bewog sie, ihre drei Kinder zu unserer Schule zu schicken; den ältesten ihrer Söhne hatte er in Gallup, New Mexiko, taufen lassen. Trotz seiner feindlichen Raubzüge gegen die Navajos befreundete er sich doch nachher mit ihnen und heirathete eine Kousine des letzten Navajo-Kriegshäuptlings, Manuelito. Seine indianische Frau muß eine sehr energische Person gewesen sein, denn es heißt, sie habe „Eisenhemd" ordentlich im Zaume gehalten. Einmal saß er, des Mordes angeklagt, zu Las Cruces, in New Mexiko, im Gefängniß. Sobald sie davon hörte, sattelte sie zwei Pferde und ritt nach dem weit entfernten mexikanischen Städtchen. Die nichts ahnenden Gefängnißwärter ließen sie

ohne Einwand zu ihrem Herrn Gemahl, dem sie sofort einen unter ihrem Blanket verborgenen Sechsläufer einhändigte. Mit dieser Waffe schlug er die Wärter nieder und gelangte mit seiner besseren Hälfte glücklich zu den bereitstehenden Pferden, und bald waren beide aus dem Bereiche ihrer Verfolger.

Es sei hier bemerkt, daß sowohl seine zwei Kinder aus dieser Ehe, als auch die Kinder aus seiner späteren Ehe mit einer Mexikanerin alle eine katholische Erziehung genossen und gute, praktische Katholiken sind.

Später wurde „Eisenhemd" Dolmetscher zu Fort Defiance, und zwar zu einer Zeit als man an die Navajos noch Rationen vertheilte (was schon lange nicht mehr geschieht). Es ist urkomisch, seinen Erzählungen über den augenverdrehenden Agenten zu lauschen, wie er die Navajos einerseits im Christenthum zu unterrichten suchte, das Vater unser in's Navajo übersetzen wollte, das Geheimniß der hlst. Dreifaltigkeit durch den Hinweis auf ihren Vater in

Navajo-Wohnung.

Washington, auf sich selbst und seinen Sohn zu erläutern suchte, andererseits aber die Indianer rechts und links beschummelte. Nachdem er diesen Betrügereien eine Zeit lang ruhig zugesehen und das nöthige Beweismaterial gesammelt, hielt er mit den Indianern eine geheime Versammlung in den Lukachukai-Bergen, brachte ihre Klagen vor die Militär-Verwaltung und bewirkte so die Absetzung des Agenten.

Ungefähr ein halbes Jahr nach meinem Besuche beim „Eisenhemd" kamen dreizehn Indianer zu mir und führten Klage gegen „Eisenhemd". Diese ganze Gegend bis zu den Zuñi-Indianern habe seit Menschengedenken ihnen gehört; jetzt aber seien Mexikaner mit ihren großen Schafheerden in ihre Weideplätze eingedrungen, und wenn sie dagegen protestirten, so behaupteten sie, alle Quellen der Umgegend gehörten „Eisenhemd", und dieser habe ihnen die Erlaubniß gegeben, mit ihren Heerden dorthin zu ziehen; zudem würden sie bald alles Land, das „Eisenhemd" gehöre, käuflich erwerben.

Trotzdem ich Ursache hatte zu fürchten, mit „Eisenhemd" sei schlecht Kir-

schen essen, ging ich doch mit diesen Navajos zum Indianer-Agenten. Leider mußten wir ihnen sagen, es sei da wenig zu machen; sie hätten „Eisenhemd" eben nie erlauben sollen, sich da festzusetzen; wenn er sich wirklich einen Rechtstitel für das Land erworben (und das war wirklich geschehen), so könnten weder wir noch der Häuptling zu Washington noch sonst Jemand ihn hindern, sein Land an die Mexikaner oder an sonst Jemand zu verkaufen. Es solle das ihnen übrigens zur Lehre dienen. Wo immer sie ein gutes Stück Land fänden, da sollten sie sich bleibend niederlassen und sich dafür einen Rechtstitel verschaffen, so daß ihnen Niemand den Besitz streitig machen könne. Dazu erklärten sie sich zwar bereit, konnten jedoch nicht recht einsehen, daß Amerikaner und Mexikaner ein Stück Land erwerben und ihre Heerden auf Weideplätze bringen könnten, die nur sie seit undenklichen Zeiten im Besitze gehabt.

Da sowohl der Indianer-Agent als auch die Navajos mich dringend baten, zu ihnen zu kommen, um sowohl die Grenzen des Landes, das „Eisenhemd" beanspruchte, zu bestimmen, als auch um ihnen selbst die Beschreibung der verschiedenen Grundstücke zu geben, auf denen sie entweder schon wohnten, oder worauf sie sich niederlassen und wofür sie sich Rechtstitel erwerben wollten, so versprach ich ihnen, in naher Zukunft ungefähr eine Woche auf diese Arbeit zu verwenden. Ich beauftragte sie unterdessen, recht fleißig nach Marksteinen Umschau zu halten, da dadurch die Arbeit sehr erleichtert würde. Nachdem ich vom Land-Amte zu Santa Fé erfahren, auf welches „Township" „Eisenhemd" wohnte, ließ ich mir von dort eine Nachzeichnung dieser „Township" zusenden, und ritt mit Fr. Norbert und Frank Walker nach der „White Water Creek". „Eisenhemd" war an demselben Tage nach der Stadt gefahren, was mir nicht ganz unlieb war.

Seine angenommene Tochter, Loupe, war mit ihren Kindern, die eben zur Vakanz zu Hause waren, in der Küche, um Haus und Laden während seiner Abwesenheit zu bewachen. Statt hier zu übernachten, ritten wir weiter, um den Indianer „Bidaghalanigi", der so ziemlich als Häuptling dieser Gegend angesehen wird, und der mir bei meiner Arbeit besonders behilflich sein wollte, aufzusuchen.

Nach einem Ritte von ungefähr vier Meilen hielten wir bei der Wohnung seiner Schwiegereltern an und erfuhren dort, daß er beabsichtigt hatte, an dem Tage zu den Zuñi-Indianern zu reiten. Da wir kaum hoffen durften, ihn zu Hause anzutreffen, und es schon dunkel geworden, stiegen wir ab, um hier zu übernachten. Schon wollte ich es bereuen, so auf's Gerathewohl, ohne die Indianer vorher benachrichtigt zu haben, hierhingeritten zu sein, als ein Indianer-Knabe von ungefähr acht Jahren, dessen Reitkunst ich auf dem Wege bewundert hatte, zur Hütte kam. Ich bot ihm einen Viertelthaler an, wenn er sogleich sein „Pony" wieder besteigen und nach der drei Meilen entfernten Wohnung des Häuptlings reiten wolle, um auszufinden, ob er wirklich zu den Zuñis geritten sei. Das kleine Kerlchen bedachte sich nicht lange und ritt in den dunkeln Wald hinein; war doch ein Viertelthaler ein ganzes Vermögen für ihn. Nach ungefähr einer Stunde kam er wieder zur Hütte mit der Nachricht, der Häuptling sei nicht nach Zuñi und warte draußen unter den Bäu-

nen. Das wollte mir etwas sonderbar scheinen; als aber die alte Schwiegermutter ihre sieben Sachen zusammenpackte und die Hütte verließ, erinnerte ich mich daran, daß Schwiegermütter und Schwiegersöhne, wenn sie ihr Augenlicht nicht verlieren wollen, nie einander sehen dürfen, und er deshalb draußen warten mußte, bis seine Schwiegermutter die Hütte verlassen hatte. Obwohl das ein guter und weiser Gebrauch sein mag, that es mir doch in diesem Falle leid, daß sie in einer benachbarten Hütte Unterkunft suchen mußte, denn sie hatte in der Zwischenzeit für uns ein Schaf geschlachtet und uns ein gutes Abendessen bereitet.

Ich kenne nur einen Fall, wo ein Navajo-Schwiegersohn seine abergläubische Angst vor seiner Schwiegermutter überwunden. Bewußte Schwiegermutter hatte ihr Möglichstes versucht, Zwietracht zu säen und ihre Tochter zu bestimmen, ihren Gatten zu verlassen und zu ihr nach Hause zu kommen.

Dem Herrn Schwiegersohne ging die Geduld aus; er verschaffte sich eine

Kloster und Kapelle der Mission.

Flasche „Dunkelwasser", stählte damit seinen Muth und ritt dann unter wildem Geschrei in die offene Sommerhütte seiner Schwiegermutter, wo es für sie eben kein Entrinnen gab. Um ähnliche Auftritte zu verhüten, ließ sie jetzt die beiden in Ruhe.

Bidaghalanigi verschob seinen Ritt nach Zuñi und zeigte mir am folgenden Morgen einen Grenzstein, und später noch mehrere andere, von wo aus ich deren Land vermessen und ihnen die gesetzliche Beschreibung desselben geben konnte. Er selbst, Frank Walker, und mehrere Indianer waren mir dabei behilflich, und in drei Tagen hatte ich alles gute Land in dem im Anfang dieses Artikels erwähnten Thale vermessen und zehn Indianer-Familien die gesetzliche Beschreibung ihres Landes gegeben, so daß sie sich leicht Besitztitel für dasselbe erwerben konnten. Dabei stellte es sich heraus, daß die beste und reichhaltigste Quelle in „White Water Creek" sich nicht, wie die Mexikaner behauptet hatten, auf dem Lande des „Eisenhemd" befand, sondern auf dem Lande, das ich dem Indianer Tqoaqädlini zuertheilte.

„Eisenhemd" besuchte uns ungefähr eine Woche später und brachte die Kinder seiner Adoptiv-Tochter zu unserer Schule. Er machte gute Miene zum bösen Spiel; ihm war ja auch kein Unrecht geschehen; auch versprach ich seinem Sohne behilflich zu sein, den Rechtstitel auf eine verlassene „Cattle Ranch" zu erwerben, und seiner Tochter Loupe von der Eisenbahn-Gesellschaft ein gutes Stück Land zu sichern. Dadurch ward auch er vollständig zufriedengestellt.

Später kam ich wieder in diese Gegend, um weiter nach Osten an derselben „White Water Creek" drei weiteren Indianern die Beschreibung ihres Landes zu geben. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, daß ein protestantischer Prediger das Land des „Eisenhemd" kaufen und dort eine protestantische Mission und Tagschule gründen wolle. Ich glaube jedoch nicht, daß er damit Erfolg haben wird, denn die Indianer versprachen mir ihre Kinder, statt in seine Tagschule, in unsere Schule zu schicken. Ich konnte also mit meiner mühsamen Arbeit wohl zufrieden sein.

Kurze Zeit darauf ritt ich mit unserem bewährten Freunde, Heinrich Dodge, einem mexikanischen Halbblut-Indianer, nach seiner vierzig Meilen südwestlich von unserer Mission gelegenen „Cattle Ranch", wo ich mit Hilfe von Informationen, die ich vom Land-Amte zu Prescott, Arizona, erhalten, feststellte, welcher Theil seiner „Ranch" der Eisenbahn-Gesellschaft gehört. Das war übrigens bald geschehen; darauf ritt ich achtzehn Meilen weiter nach Duwuzhibitqo, um die Eltern von fünf unserer Schüler zu besuchen. Als Begleiter und Wegweiser diente mir ein Medizinmann, bei dem ich auch übernachtete. Ich ritt ein ziemlich ordinäres Indianer-Pferd und war sehr ermüdet, als ich dort anlangte. Um auszuruhen, legte ich mich ohne Weiteres auf die in der Hütte befindlichen Schaffelle hin, während die Indianerinen das Abendessen bereiteten. Als der Medizinmann mich zum Nachtessen weckte, war eine ziemliche Anzahl Indianer, die von meiner Ankunft gehört hatten, dort versammelt, darunter der Häuptling von Gañado, Bililanei mit Namen, der kurz vorher vom Indianer-Agenten zum Richter eines großen Theiles des Stammes ernannt worden war. Unter den anwesenden Indianern bemerkte ich bald einen, den ich nie gesehen und der nur gebrochen Navajo redete. Man stellte ihn mir als einen Moqui-Indianer vor, der nach dem Salz-See in New Mexiko gegangen und dort seine Burros mit Salz beladen hatte. Eines seiner Burros war dienstunfähig geworden, und war er deshalb hierhin gekommen, um sich von den Navajos ein Burro zu kaufen. Die Navajos machten sich in einem fort lustig über ihn und zeigten recht deutlich, daß sie die Moquis als minderwerthig ansehen. So oft er einen Fehler in der ihm fremden Sprache machte, korrigirten sie ihn und lachten ihn aus. Endlich fragte mich der Häuptling Bililanei, wie lange her es sei, daß die Moquis alle ihre Missionäre ermordet hätten. Als ich ihm sagte, es seien jetzt 244 Jahre, seit die Moquis die spanischen Franziskaner-Missionäre ermordet und deren Kapellen zerstört hätten, sagte er, die Moquis seien Taugenichtse und hätten keinen Verstand; da wir am nächsten Tage desselben Weges ziehen mußten, solle ich den Moqui-Indianer auflauern und mich an ihm rächen; wenn ich das nicht thun wolle, so wolle er das mit dem größten Vergnügen an meiner statt besorgen. Natürlich

war das nicht ernst gemeint, aber die Navajos ergötzten sich nicht wenig an seiner Verlegenheit.

Nach dem Nachtessen, wobei übrigens der Moqui-Indianer mir allen Appetit raubte, unterhielt man sich über die verschiedensten Dinge, wobei der Häuptling Bililanei den Indianern erzählte, wie ich den Navajos behilflich sei, auch außerhalb der Reservation ihr Land zu behalten, wobei er mir in überschwenglichen Worten dankte und mich Großvater und Vater und Bruder und Häuptling titulirte. Er schloß mit der Bemerkung, sie könnten das Land außerhalb der Reservation unmöglich aufgeben; sie wollten nicht in eine enge Reservation eingezwängt werden, wie die Zuñis und die Moquis (dabei zog er zur Veranschaulichung seine langen Beine an sich und warf einen verächtlichen Blick auf den anwesenden Moqui-Indianer), sondern sie müßten Spielraum haben, sie müßten Platz haben, um sich auszustrecken — und dabei streckte er seine langen Beine in bezeichnender Weise weit von sich.

Szenerie in der Nähe der Mission.

Als der Moqui-Indianer sich entfernen wollte, um im Freien zu schlafen, luden sie ihn doch ein, bei ihnen in der Hütte zu übernachten.

Am folgenden Morgen besuchte ich die Eltern unserer Schüler in ihren verschiedenen Hütten und ritt dann wieder zurück zur „Cattle Ranch" des Heinrich Dodge, wobei ich mich dem Moqui-Indianer als Wegweiser anbot, da er sich in dieser Gegend nicht auskannte — ein Angebot, das er mit Freuden annahm; er muß sich also doch nicht gar so sehr vor mir gefürchtet haben.

Die Bösen betrachten leider auf dem Wege nicht die Spuren der Besseren, sondern wenden sich den Beispielen der Schlechteren zu. Sie blicken verächtlich auf die Schlechteren herab und rühmen sich, besser zu sein als sie; sie gelangen nicht zum Besseren, weil sie es für genügend halten, daß sie den Schlechteren vorgehen. O Elende, ihr geht vorwärts und seht hinter euch!

St. Gregor.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

III.

un weiter in unserer Reise, denn nicht Einsiedeln, sondern Lourdes ist das große Ziel unserer Wallfahrt. Willig trägt uns die Eisenbahn über Goldau und Küßnacht gegen Luzern, der schönsten Stadt der Schweiz, unbeschreiblich malerisch am Ufer des vielbewunderten Vierwaldstädtersees hingebreitet, umschlossen von einem Kranze herrlicher Berge. Müßte es nicht ein Genuß sein, mittels Zahnradbahn nach Rigi Kulm oder auf den Bürgenstock oder auf den Pilatus zu fahren, um dort von luftiger Höhe diesen malerischen See zu bewundern und den Herrn zu loben, der die Erde, die Wohnung für das Menschengeschlecht, so wunderlieb, so schön und reizend erschaffen hat? Gewiß! Gewiß! Doch dürfen wir nicht vergessen, daß auch Regenwetter und Wolkenmassen der schönen Schweiz gar noth thun, denn sonst wäre sie nicht so grün, so üppig und frisch. Und gerade an jenen Tagen, da der Schreiber dieser Zeilen seine Lourdesfahrt unternommen, hüllte sich der Rigi und seine Nachbarn in dichte Schleier von Wolken und Nebel.

Also fort weiter im raschen Flug! Mag der Rigi noch so schön sein, die Seligkeit wird nicht daran hängen, ob wir von seinen Gipfeln aus jene berühmten Urkantone der freien Schweiz gesehen haben oder nicht!

Auf gegen Genf! Romont, ein festungsartiges Städtchen, fesselt während der Fahrt für einige Minuten unsere Blicke; wenige Stunden Fahrt bringen uns auf die Höhen von Lausanne, von wo aus unser Blick die weite, glatte Fläche des Genfersees überschaut. Er ist zu groß, dieser Genfersee, als daß man ihn romantisch nennen könnte. Mag sein, daß an hellen Tagen, wenn der schneeige Gipfel des Montblanc aus der Ferne herüberwinkt, wenn die schroffen Zinken des Kornets sich vom blauen Himmel in scharfgezeichneten Figuren abheben, das ganze Bild sich pittoresker und anziehender zeigt. Aber Nebelwetter läßt leider alles so traurig und öde erscheinen.

Genf! Dem Pilger, der gen Lourdes wallt, geziemt Gebet und Andacht, und wohl steht es ihm an, daß er allüberall in den Städten, die sein Fuß betritt, auch jene heiligen Orte aufsucht, wo der Herr gegenwärtig ist im allerheiligsten Sakramente, ich meine die katholischen Kirchen. Nicht aus Neugierde, nicht aus Sucht eine noch ungesehene Kirche zu besehen, nein, sondern aus Herzensbedürfniß, in stiller Andacht zu beten, und sich auf diese Weise von den vielen Zerstreuungen, die die Betrachtung so vieler fremder Gegenstände nothwendigerweise mit sich bringt, zu erholen. So stieg ich denn empor zu den Kirchen der Genferstadt. Zwei von ihnen fand ich verschlossen. Da stieg ich noch höher empor bis zur Kathedrale. Und siehe da, die Thüren der Hauptkirche waren verriegelt und verrammelt, aber dafür hing eine Tafel da, an der

zu lesen stand, daß die Besichtigung der Kirche gegen eine Gebühr von so und so viel gegen Anmeldung beim Meßner möglich sei! — — —

Aber reichlich, überschwänglich wurden die Genfer Erlebnisse aufgewogen durch Lyon mit seiner berühmten Kirche Notre Dame de Fourviere. Schon zweimal war der Schreiber dieser Zeilen dort, aber noch immer schwelgt und jubelt sein Herz bei der Erinnerung an all' die Pracht und die verschwenderische Herrlichkeit, die jenes Gotteshaus — wahrhaftig ein Tempel aus Gold und Elfenbein zu nennen — in unglaublicher Fülle aufweist. Es gibt kein Gotteshaus auf dieser Erde, das sich messen könnte mit der Pracht von Notre Dame de Fourviere. Und scheint Jemand diese Ansicht übertrieben, so kann der Verfasser dieser Zeilen mittheilen, daß er schon dreimal oder viermal an verschiedene Personen die Frage richtete, welches Gotteshaus ihnen wohl am allerbesten gefallen hätte von allen, die sie auf ihren Reisen gesehen. Und all haben ihm einstimmig, ohne sich lang zu bedenken, die Antwort gegeben: Die schönste Kirche, die ich kenne, ist Notre Dame de Fourviere in Lyon. — Nur zwei Farben weist diese Kirche auf: Weiß und Gold! Dazu eine Fülle von Licht, das durch die großen Fenster hereinfluthet und die tausend und tausend Ornamente in berückender Pracht aufglänzen läßt. Und stets füllen Schaaren von andächtigen Betern das breite, mächtige Schiff der Kirche und Andachtsgluth und weihevolle Stimmung scheint hier alle zu erfassen, die ihr Kniee beugen vor dem hochverehrten Gnadenbilde Unserer Lieben Frau. Und so oft eine Stunde inbrünstigen Gebetes vorübergegangen, so weckt melodisches Glockengeläute vom Thurme herab den betenden Pilger; er horcht auf und vernimmt im ehernen Klange metallener Glockenstimmen ein Marienlied. Denn nach jedem Stundenschlag singen die Glocken von Lyon ein Ehrenlied der Unbefleckten Braut des allerhöchsten Herrn. Und tritt dann der fromme Waller hinaus auf den Kirchenplatz und läßt seinen Blick emporschweifen zu den reichlichst verzierten Außenwänden, hinauf bis zu den massigen Thürmen, so fesselt plötzlich ein sinniges Bild seinen Blick und sein Herz: Droben nämlich auf dem Thurme sieht er eine Kolossalstatue Unserer Lieben Frau stehen, schimmernd in goldenem Glanze. Und diese Statue streckt segnend ihre Hände aus, als wollte sie Schutzfrau sein für diese Kirche, ja für die ganze große Stadt, die da tief unten um den Berg von Fourviere herum zu ihren Füßen ausgebreitet liegt. Und wo immer man in Lyon aufblickt gegen den Berg des alten Forums (forum vetus) Fourviere, da sieht man, auch von den äußersten Enden der Stadt her, jene grandiose Muttergottesstatue, da sieht man, wie sie ihre Arme segnend ausgebreitet hält über die Stadt und ihre Bewohner. — Und Gott sei Dank! Dieses Ausbreiten der Arme, dieses Segnen ist nicht blos im Bilde zu sehen, nein, auch in der Geschichte von Jahrhunderten findet dieses mächtige goldene Sinnbild seine Verwirklichung. Denn seit den Schreckenstagen der Pest vom Jahre 1643, als sich der Lyoner Magistrat in seiner Noth und Bedrängniß an die allerseligste Jungfrau wandte, und die ganze Stadt feierlich unter den Schutz von Notre Dame de Fourvieres gestellt hatte, seit dieser Zeit waltet sichtbar der Schutz Mariens über Lyon. Nicht nur daß sofort nach der

feierlichen Protokollsunterzeichnung jenes Gelübdes die Pest allsogleich ein Ende fand, so steht auch noch statistisch fest, daß in Lyon seit jener Zeit weder die Cholera, noch irgend eine andere schwere, ansteckende Krankheit aufgetreten sei. Als in den Cholerajahren 1832, 1835, 1849, 1855 die schreckliche Seuche an den Thoren der Stadt vorüberzog, schrieb man diese auffallende Errettung aus großer Gefahr einzig und allein der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zu. — Und daß auch sonst die Ueberzeugung von dem besonderen Schutze der Mutter des Herrn sich tief in den Herzen des Volkes eingewurzelt hat, mag ein Wort eines der Häupter der Revolutionspartei beweisen, der im Jahre 1843, auf den Berg Fourviere hinaufweisend, sagte: „So lang die da droben auf dem Berg ist, werden wir hier niemals etwas ausrichten!"

Was dem Schreiber dieser Zeilen in Lyon noch ganz besonders gefallen, sind die fünfzehn Rosenkranzsäulen, die sich an den Abhängen, in den Gartenanlagen unter der Kirche aufgestellt finden; da der Eintritt in diesen Garten nur gegen eine Gebühr von fünf Centimes freisteht, so bietet dieser Ort den Vortheil ziemlicher Ruhe, und man kann ungestört und andächtig von Säule zu Säule pilgernd, seinen Rosenkranz abbeten. (Schluß folgt.)

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

(Fortsetzung.)

Die Diözese Philadelphia zählte, als die volle Verwaltung derselben an Bischof James Frederic Wood überging, 150 Kirchen, 142 Priester, ein in der Blüthe stehendes Seminar, und ein Vorbereitungs-Kolleg. Sie umfaßte den bevölkertsten Theil von Pennsylvania und den Staat Delaware. Die Jesuiten hatten in der Stadt selbst das St. Josephs Kolleg, ein anderes war im Susquehanna County. Die Damen vom hlst. Herzen, die Schwestern des hl. Joseph, Notre Dame, und des Unbefleckten Herzens hatten blühende Akademien. Jesuiten, Augustiner, Redemptoristen, Konventualen und Franziskaner wirkten in den ihnen angewiesenen Kreisen. Spitäler, Asyle und Schulen standen unter Leitung der Schwestern vom Guten Hirten, der Liebe (Sisters of Charity) und vom Hl. Kreuz. Die Pfarrschulen zählten 8631 Kinder und die katholische Bevölkerung der Diözese belief sich auf 200,000. Aus dem Folgenden werden wir ersehen, wie diese Quellen reichlichen Segens unter der weisen und thätigen Verwaltung des Bischofs Wood sich vermehrten und zunahmen.

Am 21. Januar 1860 erließ derselbe ein Zirkularschreiben, in welchem er Gebete für den verstorbenen Bischof Neumann anordnete, wie auch für den Hl. Vater Pius IX., damit Gott ihn beschützen und seine Feinde zu Schanden machen wolle, deren Bestrebungen dahin gingen, ihn so viel wie möglich zum Unterthanen und Vasallen zu erniedrigen. Eine Kollekte zur Unterstützung des Papstes wurde im September mit einem Schreiben voll von Versicherungen der Ergebenheit gegen den Nachfolger des hl. Petrus nach Rom gesandt, welches der Papst am 1. November erwiderte und seine Freude über die guten Gesinnungen des Bischofs, der Geistlichkeit und des Volkes ausdrückte.

Bischof Wood hatte nicht nur die Kathedral-Gemeinde organisirt, sondern seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß sie die stärkste der Stadt wurde. Er suchte die Familien auf, führte neue Andachten ein, hörte Beicht und arbeitete wie ein gewöhnlicher Priester. Den Stand seiner Diözese zu verbessern, neue Anstalten der Wohlthätigkeit und Erziehung zu gründen, die Zahl der Kirchen und Priester zu vermehren — dahin ging stets sein Bestreben. Schon bestehende Institute wurden durchaus verbessert und erweitert; eine Anzahl von neuen und wichtigen religiösen Orden und Kongregationen wurde eingeführt.

Das Jahr 1861 begann mit allen Anzeichen des Gedeihens und Fortschrittes auf dem kirchlichen Gebiete; drei neue Kirchen wurden eingeweiht und die Barmherzigen Schwestern gründeten eine Akademie für junge Damen. Da brach

der Bürgerkrieg

aus und lähmte die Thätigkeit in mancher Beziehung; Alle fühlten die schlimmen Wirkungen desselben. Priester wurden abberufen, um als Kapläne für katholische Soldaten in Regimentern zu fungiren, die in jenem Theile des Staates gebildet wurden und Gouverneur Curtin wandte sich an Bischof Wood um Priester, welchen solche Feldkaplan-Stellen übertragen werden könnten. Schwestern wurden ersucht, Kranke und Verwundete in Spitälern und auf dem Schlachtfelde zu verpflegen. Doch bei all' ihrer Ergebenheit gegen die Republik mußten Katholiken sehen, wie man ihre Vaterlandsliebe verdächtigte, weil sie sich von einem blinden Fanatismus, der in jenen aufregenden Tagen manchmal für Patriotismus galt, nicht hinreißen lassen wollten. Ein Beispiel: Im September 1863 wandte sich ein Mann an die Kathedral-Geistlichkeit um Unterstützung, und gab vor, er sei in Irland aus der Heimat entflohen und hier gezwungen worden, in die Armee der Konföderirten zu treten. Er habe nach Hause geschrieben und wünsche ein anständiges Kosthaus, bis er die Mittel erhalten hätte, nach Irland zurückzukehren. Ein junger Geistlicher gab ihm die Adresse eines würdigen Herrn, die er mit seinem Namen und dem des bischöflichen Sekretärs unterzeichnete, worauf der junge Priester sich in seine Anstalt begab, um seine Retraite zu machen. Am folgenden Tage war der Sekretär des Bischofs höchlichst überrascht, als er verhaftet wurde, unter der Anklage, sich des Hochverrathes gegen die Regierung [illegible] zu haben. Jener Mensch hatte in angeheitertem Zustande [illegible]

Offizier der Konföderirten zu sein, und da man das Schreiben mit der Unterschrift der beiden Priester bei ihm vorfand, so genügte das zur Verhaftung des Sekretärs. Bischof Wood begab sich mit einem Advokaten zum Kommissär, und bald stellte es sich heraus, daß jener niemals ein südlicher Soldat gewesen, sondern ein Deserteur aus einem Ohio Regiment war, und damit fiel die Anklage des Hochverrathes zu Boden.

Der Staat Pennsylvanien war nicht der Schauplatz der Feindseligkeiten, bis im Sommer des Jahres 1863 die Kavallerie des Generals Lee die Umgegend von Chambersburg verheerte und seine ganze Armee bald darauf gegen General Meade bei Gettysburg zog. Vor jener schrecklichen Schlacht gab Vater Corby, C. S. C., den Katholiken der Brigade des Generals Sickles öffentlich die Absolution; andere Kapläne bereiteten die Soldaten auf den Tod vor. Als General Lee abzog, eilten Priester und Schwestern in die temporär errichteten Spitäler, um alle Verwundete, die transportirt werden konnten, auf die Ueberbringung derselben in die Regierungs-Spitäler vorzubereiten.

Einweihung der Kathedrale.

Unter Bischof Wood wurde der Bau der Kathedrale zu Ende geführt. Obgleich der allgemeine Plan vom Bischof Kenrick herrührte, so stammten doch viele zweckentsprechende Einzelheiten von ihm, die seine Ideen verkörperten; denn er liebte das Haus Gottes und glaubte zur Verzierung und Ausschmückung desselben nicht genug thun zu können. So sehr war sein Herz bei diesem Werke, daß er sich nicht enthalten konnte, selbst unter die Arbeiter und Taglöhner zu gehen, die sehr überrascht waren, als sie den Bischof die Leiter heraufsteigen sahen und bei harter und schwerer Arbeit Handlangerdienste verrichten. Fast jeden Tag stattete er dem Bau einen Besuch ab. Sein feiner Kunstsinn fand Widerhall in dem berühmten Maler Brumedi, der sich in verschiedenen großartigen Freskos in diesem schönen Tempel verewigt hat.

Am Passions-Sonntage des Jahres 1862 konnte Bischof Wood die Ankündigung machen, daß am folgenden Ostersonntag die Kathedrale für die Vesper und den päpstlichen Segen eröffnet würde, an welchem Tage die Katholiken massenweise hinströmten, um das Gebäude in Augenschein zu nehmen, wozu sie alle ihre Beiträge geliefert, und dessen Errichtung so viele lange Jahre in Anspruch genommen hatte. Nach dem Gottesdienste wurden mehrere Anreden gehalten, und nachdem der Bischof einige passende Bemerkungen gemacht, wurde das Te Deum mit Begeisterung gesungen.

Hiermit war jedoch die Kathedrale noch nicht dem Gottesdienste übergeben. Im August desselben Jahres wurde wiederum den Gläubigen der Eintritt gestattet, zwecks Ansichtsnahme der Gemälde, bei welcher Bischof Wood eine Anrede hielt, in welcher er die verschiedenen Darstellungen erklärte und auf die Nothwendigkeit drang, für das Geleistete zu bezahlen, wie auch für das, was noch in Aussicht genommen war. Erst im Jahre 1864, am 20. November, fand unter feierlichen Zeremonien die Einweihung statt. Anwesend waren der Metropolit, Erzbischof Martin Spalding von Baltimore, die Erzbischöfe Purcell von Cincinnati, McCloskey von New York, die Bischöfe Fitz-

patrick von Boston, Timon von Buffalo, Domenec von Pittsburg, Bayley von Newark, Loughlin von Brooklyn, McFarland von Hartford, Goesbriand von Burlington, Lüers von Fort Wayne, die Bischöfe Farrell und Lynch von Canada, und der Abt Bonifaz Wimmer, O. S. B., von St. Vincent. Die Feier gestaltete sich zu der imposantesten, die jemals in Philadelphia gehalten wurde. Nach der Einweihung hielt Bischof Wood das feierliche Pontifikal-Amt, während Erzbischof Spalding eine seiner herrlichsten Anreden hielt. Das Werk, das vom Bischof Kenrick angefangen, vom Bischof Neumann fortgesetzt, war also glücklich zu Ende geführt, und die schöne, räumliche Kathedrale stand von jenem Tage für die regelmäßige Feier des Gottesdienstes offen. Zur Erinnerung an dieses freudige Ereigniß ließ Bischof Wood eine Medaille prägen, das erste und schönste numismatische Kunststück, das jemals in Verbindung mit der Kirche in diesem Lande geliefert wurde. Der sehnlichste Wunsch des frommen Bischofs war endlich erfüllt, von dem man sagte, daß er selbst die Mauern dieses Tempels liebte, und wäre er noch länger am Leben geblieben, so wären die Priester seiner Diözese im Stande gewesen, dieses Werk mit einem herrlichen Altare zu seinem Andenken zu krönen.

Das Seminar.

Das größte Werk der Diözese, das Bischof Wood am theuersten und seinem Herzen am nächsten lag, und an Wichtigkeit selbst die Kathedrale übertraf, war die Errichtung, Ausstattung und Eröffnung des Seminars vom hl. Karl Borromäus zu Overbrook, zehn Meilen von Philadelphia, dessen erster Gründer Bischof Kenrick und der zweite Gründer Bischof Wood war. In einem Hirtenschreiben vom 8. Dezember 1865 kündete Letzterer an, daß er dieses große Werk in Angriff genommen habe, um einem dringenden Bedürfniß der Diözese zu entsprechen. Er hielt es für das wichtigste Werk eines Bischofs, für ein Seminar zu sorgen, und als strenge vom tridentinischen Konzil vorgeschrieben. Indem er dasselbe unter den Schutz des hl. Karl Borromäus stellte, hielt er diesen heiligen Priester und Bischof seinen Priestern als Muster vor Augen.

Am 4. April 1866 legte er, umgeben von etwa hundert Priestern und einer großen Menge von Gläubigen, den Grundstein. P. Michael O'Connor, S. J., ehemals Rektor des Seminars, später Bischof von Pittsburg, als welcher er resignirte, um in die Gesellschaft Jesu einzutreten, hielt bei dieser Gelegenheit die Predigt. Der Platz war wegen seiner gesunden Lage und Naturschönheit sehr gut gewählt, und findet seines Gleichen nicht in ganz Montgomery County. Die Kosten für das Land, Abtragung der Hügel und Errichtung der Gebäulichkeiten beliefen sich auf eine halbe Million, die Bischof Wood mit Hilfe seiner Diözesanen abbezahlte. Er war der Ansicht, daß in diesem blühenden und reichen Lande kaum die Nothwendigkeit vorliege, sich in Schulden zu stürzen, wenigstens nicht in dem Maße, daß man nicht seinen Ausweg finden könnte; auf alle Fälle hin sei es geboten, sich nach der Decke zu strecken und ein gesunder Fortschritt sei es, bei der Verbesserung der zeitlichen Angelegenheiten der Kirche, sich nach den bestehenden Verhältnissen zu richten. Durch die Gründung dieses schönen Institutes hat Bischof Wood auf lange Jahre hin für Nach-

wuchs im Klerus gesorgt. Er selbst sagte treffend: „Es wird Jahrhunderte stehen, so Gott will, ein dauerndes Zeugniß für den großmüthigen Eifer der Geistlichkeit und des Volkes. Die schönen majestätischen Proportionen des vollendeten Gebäudes stehen vor euch, ein Gegenstand des gerechten Stolzes für Alle in der Diözese, und der Bewunderung für Viele, die von der Ferne kommen, dasselbe in Augenschein zu nehmen."

Was den gewöhnlichen Lehrkursus und die außerordentlichen Zweige der Wissenschaft zur Heranbildung von Priestern anbelangt, wird dieses Seminar von keinem andern im Lande übertroffen. Einige Zeit vor seinem Tode sicherte Bischof Wood für dasselbe die Dienste des gediegenen und vielseitigen Gelehrten, Dr. J. A. Corcoran, seines alten Freundes, für den Stuhl der Hl. Schrift, des Kirchenrechts, der Moral-Theologie, der hebräischen, syrischen und französischen Sprache und ernannte einen Stab von tüchtigen Professoren.

Ordenshäuser und Anstalten

in der Diözese hat Bischof Wood in einem großen Maßstabe vermehrt. Er gründete das Haus für verlassene Waisenmädchen, vergrößerte das St. Vinzenz Heim, unterstützte die Schwestern vom guten Hirten in ihrem edlen Berufe und gründete das schöne Kloster Unserer Lieben Frau vom guten Hirten; er führte die Kleinen Schwestern der Armen, wie auch die Schwestern, Dienstmägde vom Unbefleckten Herzen Mariens ein. Anderer nicht zu gedenken. Im August des Jahres 1862 kamen die Schwestern von der Kindheit Jesu, deren Mutterhaus in Mayfield, England, ist, in die Diözese und eröffneten eine Akademie für junge Damen zu Towanda, Bradford Co., auf einem Stück Landes, das ihnen die Herzogin von Leeds zum Geschenk gemacht. Im folgenden Jahre kamen sechs Schwestern von derselben Genossenschaft und errichteten ein Haus in der Nähe der Kirche Mariä Himmelfahrt an der Spring Garden Straße. — Ein Beispiel von der Herzensgüte des Erzbischofs Wood erzählen die Klarissen von Evansville, Ind., nachdem ihre Aufnahme von verschiedenen Bischöfen abgelehnt worden war: „Wir faßten endlich den Beschluß, nach unserer Instruktion uns an den hochwst. Herrn James Fr. Wood, Erzbischof von Philadelphia, zu wenden. Demgemäß gingen wir am 10. August (1876), begleitet von zwei Schwestern vom hlst. Herzen, um uns dem Erzbischof vorzustellen, der uns sehr freundlich und väterlich aufnahm. Nachdem er den Brief von unserm hochwst. P. General gelesen, in welchem derselbe uns empfahl, an letzter Stelle uns an den Erzbischof von Philadelphia zu wenden, bemerkte er lächelnd: ‚So habt ihr mich für zuletzt aufbehalten,' und dann einen Blick väterlicher Sorgfalt auf uns werfend, sagte er: ‚Es ist in meiner Diözese noch Niemand Hungers gestorben; und das werdet ihr auch nicht,' worauf er uns den Schlüssel zu einem seiner Häuser einhändigte."

Mit dem Bischof verdient hier ein Wohlthäter dieser Anstalten genannt zu werden; nämlich der verstorbene General-Vikar, C. J. H. Carter, der ebenfalls ein Konvertit war. Für die Schwestern von der Kindheit Jesu kaufte er ein schönes Grundstück bei Sharon Hill, wo dieselben das Mutterhaus und Noviziat errichteten, mit einer Akademie. In wenigen Jahren wurde ein

zweites Haus in Philadelphia gegründet. Bei der Gründung solcher Institute ging Vater Carter Hand in Hand mit dem Bischof. Pfarrer, Beamte von katholischen Vereinen, Obere von Ordenshäusern blickten auf ihn als ihren Rathgeber und Helfer in verschiedenen Nöthen, in den immer sich wieder erhebenden Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Er war praktisch im Bauen, kein gewöhnlicher Architekt und ein gediegener Geschäftsmann, der zu berechnen verstand, dem es nie an Auskunftsmitteln gebrach. Er studirte und kannte die Gesundheitsregeln, nach welchen er neue Anstalten erbauen und einrichten, die schon bestehenden umändern und verbessern ließ. Seine Erfahrung und Kenntnisse kamen Priestern und Schwestern in der Ausübung ihres Berufes gut zu statten.

Ein origineller Toast.

Man schreibt dem „Wiener Vaterland“: Kürzlich fand in Klausen (Südtirol) eine Versammlung von Tiroler Jerusalempilgern und Pilgerinen statt. Nach einem frommen Besuch des altehrwürdigen Domes von Säben versammelten sich 120 Pilger und Pilgerinen zu einem einfachen gemeinsamen Mittagsmahl. Schon waren die üblichen Toaste gesprochen, als das Kastelruther „Moidele“, eine in historischer Tracht sehr ansehnliche, ältere ledige Bäuerin in resoluter Weise zu sprechen begann. Schon in ihren Kinderjahren habe sie bemerkt, wie der Hochmuth der Männer die Frau zu wenig achte und diese Eindrücke verstärkten die Erfahrungen ihres langen Lebens immer mehr. Da sei es ihr Trost, daß Kain und Abel Männer und keine Frauen gewesen seien, daß beim Leidenswege des Herrn die Frauen weinten, während die Männer „Kreuziget ihn“ gerufen haben. Nach zahllosen Zitaten der Hl. Schrift, die den Frauen gerechter sind als den Männern, gedachte sie ihrer Pilgerfahrten nach Rom und dem Hl. Lande, und daß sie sich am Grabe jedes Märtyrers und jeder Märtyrerin gefreut habe, daß es nicht Frauen gewesen seien, die jene getödtet haben. Sie sprach auch davon, wie es nur natürlich sei, daß manche Frau, die mehr Grütze im Kopf habe, als ein Mann, mitunter die Hosen anziehe, Zügel und Peitsche in die Hand nehme, um den verfahrenen Hauskarren auf den richtigen Weg zu lenken. Nun tönten aber sanftere Weisen. Sie sprach von den Männern, denen jeder Tiroler von Herzen huldige: Papst, Kaiser und der Führer der Jerusalempilger, „Der Pilgervater“, das seien die drei, derer bei der heutigen Wallfahrt gewiß schon Jeder gedacht habe. „Und nun erwartet Ihr wohl“ — fuhr sie in echtem Volksdialekte fort — „daß ich sagen werde: erhebet die Gläser und trinket auf das Wohl der drei Männer! Da irrt Ihr aber. Von dem Schluck Wein habt Ihr nichts und die drei noch weniger! Darum bitte ich Euch aus ganzem Herzen um je ein ‚Vater unser‘ und ein ‚Ave Maria‘ für die drei uns theuern Männer! Ihr seid mich verstanden? Ja! nun, das ist schön! Aber da ich Euch Mannsleuten [illegible] nicht recht traue, so wird es am besten sein, wir beten jetzt [illegible] einander die Gebete. Im Namen Gottes des Vaters u. s. [illegible]“ Sprach's und betete die ganze Gesellschaft und betete in andächtigster Weise.

Neujahrsgruß der Mission von Süd-Schantung.

Zum ersten Male seit zwei Jahrzehnten ist im vorigen Jahre der allbekannte Gruß von Süd-Schantung nicht zu Ihnen hinüber geklungen. Der Mund, der ihn so oft mit stets neuer Begeisterung in die Welt hinausgerufen, war stumm geworden. Auf dem stillen Campo-Santo, dem uralten Friedhof der katholischen Deutschen in Rom, im Schatten des St. Peter Domes, dort neben den Vielen, die als Pilger nach „stürmischer Fahrt den stillen Hafen" gefunden, ruht nunmehr auch Bischof von Anzer, der hochverdiente Apostolische Vikar von Süd-Schantung. Er, der im Heimatlande des Confucius unter den schwierigsten Verhältnissen die christliche Mission gegründet, der im Interesse dieses seines Werkes so oft ruhelos die Welt durchwandert, hat dort in Rom zu den Füßen des Hl. Vaters, für uns leider viel zu früh, die wohlverdiente Ruhe gefunden.

Wenn ich nunmehr als Nachfolger des hochseligen Bischofs Ihnen, verehrte Freunde und Wohlthäter, mich vorstelle, meinen ersten Gruß Ihnen entsende, so geschieht das nur mit einem Gefühl des Bangens, zugleich aber auch des herzlichsten Vertrauens.

Als ich am Abend meiner Ernennung von meinem Zimmerchen aus mein künftiges Arbeitsfeld im Geiste überschaute; vor mir dieses große Ländergebiet mit seinen 12 Millionen heidnischen Bewohnern, in demselben das weit ausgespannte Missionsnetz mit seinen mannigfachen Bedürfnissen, vor mir auch die zahlreichen neuen Aufgaben, die aus dem Schooße unserer Zeit heraus immer dringender an uns herantreten, da kam ich mir alledem gegenüber so klein, so unfähig vor, daß ich mich fast erdrückt fühlte. Und indem sich nun mein Blick, wie das bei einem alten Missionär ganz selbstverständlich, hilfesuchend nach Oben richtete, hinauf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt, da leuchtete ein doppelter Gedanke mir muth- und trostspendend freundlich in die Seele.

Ich sah den sel. Bischof wieder, wie er vor 18 Jahren als neuer Oberhirte seinen Einzug hielt — ich als Sekretär und blutjunger Missionär mit ihm — auf holperigen Karren in die damalige Hauptresidenz Puoly. Ich sah wieder jene armseligen Lehmhütten, durch deren Dächer die Sommerregen wie Gießbäche hindurchbrachen, die kleine Kapelle mit ihrem armen und doch freundlichen Altar, dem struppigen Strohdach und den kahlen Ziegelsteinmauern, in deren Ritzen Skorpione und Tausendfüßler nisteten; das Waisenhaus, einfach und dürftig, wie es sich für arme Leute ziemt; und ringsum weit im Lande zerstreut ein Paar Christengemeinden, mit 823 Christen: Neu-

christen, die zum Theil erst eben in die Vorhallen des Glaubenslebens eingetreten. — Außerdem aber, so weit das Auge reicht, trostloses Heidenthum kalt und abweisend uns gegenüber, die Thore aller Städte uns verschlossen, von unserer heimatlichen Kultur außer einigen seltenen Telegraphenstangen auch nicht das mindeste Erinnerungszeichen; von der nächsten Hafenstadt 14 Tagereisen weit entfernt; so von aller Welt abgeschnitten mitten in China, mitten im fremden heidnischen Lande! Da durfte man wohl fragen: Wird denn je für unsere hl. Religion und damit auch für unsere Lebensthätigkeit hier ein Heim erblühen? Wird es uns gelingen mit der Leuchte des Glaubens diese dunkle Nacht zu erhellen?

Ja, es hat schwer gehalten. Und hätte uns dazumal Einer gesagt, wie viel Mühen und Leiden es kosten werde, wie viele schlaflose Nächte und stürmische Tage, vielleicht wäre der Muth noch tiefer gesunken. Und doch, es ging über alles Hoffen. Er, der gesagt hat: „Euer Herz zage nicht und fürchte sich nicht — ich bin bei euch," er war mit seiner kleinen Schaar, und so ist Süd-Schantung herangewachsen. Von der Meeresküste bis zur äußersten Westgrenze reihen sich die Christengemeinden aneinander, in fast allen Städten erheben sich Kirchen und Kapellen. Die heidnische Bevölkerung steht der Mission nicht mehr fremd gegenüber; selbst die Heimat scheint uns näher gerückt, seit Eisenbahn und Post den Verkehr erleichtern und das Deutschthum in Tsingtau sich einen Hort geschaffen.

Nichts kann den Fortschritt unseres Werkes sprechender bezeichnen als eine Nebeneinanderstellung der Statistiken von den Jahren 1882 und 1904. Ostern 1882 hatte Süd-Schantung im Ganzen 158 Getaufte, Ostern 1904 hatte es:

Taufen von Erwachsenen 3416 (1903: 3231).

Taufen von Kindern christlicher Eltern 1673.

Taufen von Heidenkindern in Todesgefahr 6629.

Summe aller noch lebenden Getauften 26,315 (1903: 22,231).

Summe aller Katechumenen 40,363 (1903: 36,760).

Kirchen 12; Kapellen 118; gewöhnliche Gebetshäuser 538; Schulen: 1 Priesterseminar mit 8 Alumnen; 1 Knabenseminir mit 50 Zöglingen; 1 Katechistenschule mit 95 Schülern; 1 Katechistinenschule mit 76 Schülerinen; 3 deutsch-chinesische Schulen mit 135 Schülern; außerdem ertheilten Missionäre noch an 3 staatlich errichteten Schulen deutschen Unterricht; 13 chinesische Volksschulen mit 114 Schülern; 1 deutsches Mädchenpensionat mit 51 Pensionärinen und Schülerinen; Katechismusschulen 146; Schüler 1237; Schülerinen 405; Waisenhäuser: für Knaben 3, für Mädchen 3; Waisenkinder 561; Greisenasyle 4; alte Männer und Frauen darin 59; Apotheke 1; Druckereien (europäische und chinesische) 2; außerdem Schreinereien, Schneiderei, Weberei u. s. w.; Provikar und Missionsverweser 1; andere europäische Priester 36; chinesische Priester 11; Laienbrüder S. V. D. 11; Maristenschulbrüder in Jenfu 3; Missionsschwestern (Franziskaner-Missionärinen Mariens) in Tsingtau 10.

Hätte man uns damals bei den schwierigen Anfängen das jetzige Bild

der äußeren Missionsentwickelung vorgeführt, wir würden es für leeres Hirngespinnst gehalten haben. Sollte nun dieser Rückblick auf die Vergangenheit uns nicht Muth geben für die Zukunft?

Gott war und ist mit uns, Zeuge dessen sind unsere Erfolge, Zeuge dessen sind aber auch die vielen Wohlthäter und Freunde, die in den langen Jahren durch ihr Gebet und ihre Gaben der Mission in unentwegter Treue zur Seite standen; und das ist der andere Gedanke, der mich ermuthigt und stärkt.

Sieht man nur das kleine Häuflein Missionäre, so möchte es einem vorkommen, wie ein verlorener, abgesprengter Truppentheil mitten in Feindesland. Jedoch rings um dieses kleine Vorpostenkorps reiht sich ein mächtig großes Heer, all' die unschuldigen Kinder, die ihren Sparpfennig der Kindheit Jesu opfern, die tausend und abertausend, die im Franziskus Xaverius-Verein Missionäre werden; unter und neben diesen vor allen Sie, unsere verehrten Wohlthäter und Freunde der Mission Süd-Schantung, die so oft mit großen, ja nicht selten mit heroischen Opfern — wir Missionäre haben ja in dieser Beziehung eigenartige herzergreifende Erfahrungen — unsere Thätigkeit unterstützt, deren Gebet uns den Gnadenstrom eröffnet hat. Alle, die Süd-Schantung so lange treue Freundschaft bewahrt haben, grüße ich heute in dankbarster Verehrung.

Möchte dieser mein Gruß nicht ungehört verhallen. Möchte er mir als Echo die Versicherung zurück bringen: Wir alten Freunde von Süd-Schantung bleiben dir treu! Der Bischof kann sterben, die Zeiten können sich ändern, aber unsere Freundschaft stirbt nicht und ändert sich nicht! — Wenn das der Fall, dann habe ich Muth, den Hirtenstab in die Hand zu nehmen. Bin ich klein und schwach, meinem großen Amte nicht gewachsen, wenn all' die vielen alten Wohlthäter uns beistehen, wenn ihre Liebe wie ein starker Strom unser Schifflein emporträgt, dann in Gottes Namen zur frohen Fahrt. — Dann wird auch gewiß Gottes Schutz und der Segen von oben uns nicht fehlen.

Wie sehr bedürfen wir aber alles dessen in der Zukunft! Wir haben in den vergangenen Jahren so oft gesagt: eine neue Aera bricht für China an. Aber jetzt sind wir längst nicht mehr die einzigen, die auf der Warte stehen und das aufglimmende Morgenroth verkündigen. Alle Welt weiß es jetzt und redet davon, daß in Ostasien eine neue Zeit sich ausgestaltet. Schon seit einigen Jahren und erst recht seit dem Russisch-Japanischen Kriege liegt der Schwerpunkt der Weltinteressen hier in Ostasien.

Noch vor einigen Jahrzehnten wurde in Deutschland derjenige wie ein halbes Wunder angestaunt, der den Muth hatte, nach China zu reisen. Jetzt sind diese Länder, die so lange fernab vom großen Weltgetriebe im Dämmerschein gelegen, in das grelle Tageslicht unseres modernen Lebens gerückt. Die Chinesen werden sich dessen immer mehr bewußt, sie reiben sich den Schlaf aus den Augen und raffen sich auf, um das voranstürmende Japan einzuholen, auch ihrerseits die ihnen gebührende Stellung in der Welt sich zu erobern. Die Entwickelung, die so zögernd eingesetzt, so oft unterbrochen und zurück gedrängt wurde, treibt unaufhaltsam vorwärts. Schon ist das Bild des innern Chinas mit seinen Neuerungen in Post, Eisenbahn, Bergwerk, Schulen, Militär so,

wie man vor 20 Jahren es vielleicht für 100 Jahre später geträumt hätte. Gewiß, Vieles ist noch unreif, Anderes schlecht fundirt und mehr Schein wie Wahrheit, aber es ist doch mal da und kann weiter wachsen. Fast mit nervöser Hast drängen manche Kreise voran. Die Luft schwirrt förmlich von Reformplänen: Schulplänen, Steuerplänen, Eisenbahn- und Bergwerksplänen; man redet in Mandarinskreisen mit nie ermüdendem Eifer von Universitäten, Mittelschulen, Elementarschulen, Lehrerseminarien, Ackerbauschulen, Militärschulen etc.

Kurz, die Bewegung ist unleugbar vorhanden und als Führer derselben treten von Tag zu Tag mehr die Japaner auf. Ihre unbestreitbar großen Erfolge, die Nähe ihres Landes und die Leichtigkeit des Verkehrs, ihre Kenntniß der chinesischen Schriftsprache und die Billigkeit ihrer Lebensweise empfehlen sie in hervorragender Weise. China, geistig, kulturell, vielleicht auch politisch im Banne Japans, das ist, wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, die voraussichtliche Zukunft Ostasiens.

Für uns als Missionäre kommt zu allererst die religiöse Frage in Betracht. Der hochselige Bischof von Anzer hat oft darauf hingewiesen, und es kann in der That nicht genug betont werden, wie ungemein wichtig, alles überragend die Interessen sind, die gerade in gegenwärtiger Zeit auf dem Spiele stehen. Jetzt, wo alles in Fluß ist, ist es noch Zeit auf die Bevölkerung religiös einzuwirken. Hat das Volk einmal die fremde Kultur in sich aufgenommen, dann ist ihm schwer noch beizukommen. Die Chinesen sind von Natur aus und durch die tausendjährige Konfucianische Schulung zum Indifferentismus und Skeptizismus geneigt. Vermählt sich unser modernes Heidenthum mit diesem Geiste, dann sind diese 400 Millionen für die Religion so gut wie verloren. Die katholische Kirche wird dann erst recht in den Winkel gedrückt und es dürfte lange dauern, bis sie wieder einen Einfluß im Geistesleben gewinnt. Wenn man hier mitten in diesem unabsehbaren Menschengewoge steht, und sieht, wie sie voran drängen, treibend und getrieben, entgegen einer neuen Zeit: vom alten zum modernen Heidenthum, dann faßt es Einem an das Herz. Man möchte hinausschreien in die ganze Welt, Hilfe rufen, jetzt, wo es noch zu retten gilt, wo wenigstens noch ein Theil der Strömung sich in die Bahn des Heiles leiten läßt. Unsere Kaufleute und Politiker haben es sehr gut verstanden, daß Ostasien das Land der Zukunft ist, möchten es unsere Katholiken doch auch ebenso gut und noch mehr verstehen. Die Missionsthätigkeit in Afrika und auf den Südseeinseln ist gewiß nothwendig, aber was sind jene Völker gegen China? Hier handelt es sich um ein intelligentes, lebensstarkes Volk, welches nicht blos eine große Vergangenheit, sondern ganz gewiß auch eine bedeutende Zukunft hat.

Nach diesen mehr allgemeinen Gesichtspunkten wird es Sie gewiß interessiren, etwas Spezielles über unsere Erlebnisse im verflossenen Jahre zu vernehmen.

Wie Sie alle wissen, begann das Jahr für uns in tiefer Trauer. Am 25. November 1903 brachte der Draht die ganz unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Ableben des hochverdienten Bischofs, Gründers und langjäh-

rigen Leiters der Mission, Msgr. von Anzer. Was seine kraftvolle Persönlichkeit für Süd-Schantung gewesen, das brauche ich hier gar nicht mehr hervorzuheben. Seine großen Verdienste sind Ihnen alle bekannt, und wenn nichts Anderes, ein einziger Blick auf die Entwickelung der Mission würde ausreichen, seine Thätigkeit in das rechte Licht zu stellen.

Das Apostolische Vikariat Süd-Schantung, so wie es jetzt dasteht, ist zum großen Theile seine Schöpfung. Mit Nichts hat er angefangen — unter der treuen Mitarbeit seiner Missionäre und der Wohlthäter und unter dem Beistande der Gnade ist dieser Bau entstanden, oft umdroht von Stürmen. Mit stets ungebrochenem Muthe hat der sel. Bischof gearbeitet, gestritten, geplant, bis der Tod ihn so plötzlich abberief. Die vielen Beileidsbezeugungen auch von Seiten der heidnischen Bevölkerung und der Mandarine zeigten, welch' tiefe Wurzeln das Leben dieses fremden Mannes in der chinesischen Bevölkerung geschlagen. Bei dem feierlichen Requiem in Yentschoufu betheiligte sich die gesammte Beamtenwelt, von sehr vielen Seiten kamen Trauergaben, und selbst Geldgeschenke für Seelenmessen wurden von heidnischen Freunden gestiftet. So mischte sich auch hier in die Trauer ein Lichtstrahl des Trostes.

Die Leitung der Mission übernahm als Administrator der bisherige hochverdiente Provikar und Provinzial P. Jos. Freinademetz. Seine Person ist unsern Freunden nicht fremd. Mit Bischof von Anzer zugleich in die Mission gekommen, hat er seitdem in aufopferungsvollster Thätigkeit am Aufbau der Mission geholfen. Durch seine reiche Erfahrung, sein musterhaftes Priesterleben seinen wahrhaft apostolischen Eifer ist er stets die erste Stütze des Bischofs, das vortrefflichste Vorbild für alle Missionäre gewesen. So oft immer der verstorbene Bischof auf Reisen war, leitete er die Mission, und auch im Sturmjahr 1900 hat er als guter Hirt mitten in offenbarster Lebensgefahr bei der Heerde ausgeharrt. Seine Verdienste für die Mission sind nicht nur in den Tafeln der göttlichen Gerechtigkeit verzeichnet, sondern auch in den Herzen der Missionäre und Christen von Süd-Schantung.

Unter seiner bewährten Leitung hat die Mission das letzte Jahr verlebt. Dasselbe war für Schantung ein gutes Erntejahr, für die Mission im Allgemeinen eine Zeit ruhiger Entwickelung. Nur in den ersten Monaten des Jahres schien der Friede gefährdet. Im Westen der Mission waren in Folge von Steuerforderungen Unruhen in der Bevölkerung entstanden. Das Volk, welches die Billigkeit dieser Forderungen nicht anerkannte, rüstete sich zum Widerstande gegen die Regierung. Lange schwebten die Unterhandlungen, es kam zu einzelnen Ausschreitungen. Zuletzt machte die Regierung Ernst, indem sie größere Truppentheile mit Artillerie in die aufständischen Gegenden entsandte. Da zu gleicher Zeit mit dem Frühlingsregen die Feldarbeiten einsetzten, so wurde die Ruhe wieder hergestellt. Diese Bewegung hatte ihre Spitze nicht gegen die Mission gerichtet, im Gegentheil. Trotzdem war zu befürchten, daß Geheimsekten, die wieder auflebende Boxersekte und die sogenannten Rationalisten (Tsälidi-Abstinenzler) sich der Strömung bemächtigen und sie in fremdenfeindliche Bahnen leiten möchten. Zum Glück ist das nicht geschehen, und die Regierung scheint auch nicht gesonnen, diese Elemente hoch kom-

men zu lassen. So lange der jetzige Gouverneur Tschoufu an der Spitze der Provinz Schantung steht, darf man wohl das Vertrauen hegen, daß die Ruhe aufrecht erhalten bleibt, wie sie in den letzten Jahren sich erhalten hat.

Wir wünschen und hoffen das natürlich aus voller Seele. Zwar darf der Missionär den Sturm nicht fürchten, Kreuz und Verfolgung sind sein Erbtheil, und wer sein Lebensschifflein nicht in stürmischen Wogen sehen kann, ohne seekrank zu werden, der muß nur daheim bleiben. Aber bei alledem ist doch unser innigster Wunsch: der Friede. Gerade in den Zeiten der Gefahr da lernt man verstehen, was dieses süße Wort in sich schließt. Mit welcher Inbrunst betet sich dann das: „Gib Frieden, Herr, in unsern Tagen!" Oft und oft haben wir auch im vergangenen Jahre so gebetet. Gott der Herr hat denn auch die Früchte unserer Thätigkeit in ruhigem Sonnenschein heranwachsen lassen. Unsere Ernte betrug nahezu 5000 Taufen, abgesehen von den Fortschritten auf andern Gebieten, wie die obenstehende Statistik sie ausweist.

So konnte denn auch der hochw. P. Administrator, der im Frühjahr den östlichen Theil der Mission visitirte, im Allgemeinen mit der Entwickelung des Missionswerkes zufrieden sein. Selbst in ihrer äußern Erscheinungsform ist die Mission gewachsen. An die Stelle der kleinen, zum Theil baufälligen Hütten sind im Verlauf der Jahre, wenigstens in einigen Städten, wie Yentschoufu, Tsining, Tsautschoufu, Tschengu, Tsauchien, Schanchien und auch in mehreren Landgemeinden größere würdige Kirchen getreten. Fehlt es in denselben auch noch an innerm Schmuck, so sind doch wenigstens Räume für die zur Sonntagsfeier herbeiströmenden Mengen geschaffen. Zu den Baukosten haben in einigen Fällen sogar die Heiden beigesteuert. Ueberhaupt ist es ein großer Erfolg der Mission, daß sie viel mehr in die Bevölkerung hineingewachsen, populärer geworden ist. Recht auffallend zeigte sich das bei der Bischofsernennung. Als der erste Bischof ernannt wurde, da kümmerte sich unter den Heiden kaum Jemand darum; jetzt bei der zweiten Ernennung kamen Glückwünsche von allen Seiten, mehr als 50 chinesische Beamten, Präfekten, Unterpräfekten etc. sandten Gratulationsbriefe. Das gilt selbstverständlich nicht meiner Person, sondern dem Werke als solchen, und ist ein Zeichen des Ansehens, dessen es sich erfreut. (Schluß folgt.)

Wer trägt die Schuld an den vielen Selbstmorden unserer Tage?

In Paris erschoß sich vor Kurzem ein gewisser Georg Wilson. In seinen Taschen fand man einen Brief des Inhalts: „Ich habe zu viel gelitten; ich tödte mich. Wo man auch meine Leiche finden möge, gebe man Niemanden Schuld an meinem Tode. Schopenhauer (ein ungläubiger deutscher Philosoph) war mein Lehrer; ich wende seine Lehren an. Georg Wilson." In der That, der bedauernswerthe junge Mann hat nur die Lehren des modernen Unglaubens in die That umgesetzt. Warum arbeiten und sorgen, leiden und dulden, wenn es keine Ewigkeit gibt? Das Christenthum allein bringt Licht in die Räthsel des Lebens, es allein ist im Stande, uns glücklich zu machen für Zeit und Ewigkeit.

(Für den „Sendbote“.)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Außerordentliche Beschwerden und Gefahren für Missionäre in Südamerika. — Wird durch Beispiele erläutert. — Schwierigkeiten bei der Bekehrung der Wilden. — Untugenden derselben. — Um so mehr war dies der Fall bei den Wilden im spanischen Gebiet. — P. Christoph Rüedl, S. J. — Der Magdalenen-Strom in Columbia. — Beschwerlichkeit der Reise auf demselben. — Von anderen Jesuiten-Missionären bestätigt. — Manche Abenteurer fanden in demselben ihr Grab. — Bericht des P. Rüedl. — Allgemeine Beschreibung des Weges. — Ein künstlicher Kanal der Indianer. — Aufstieg von Gebirg zu Gebirg. — Reisebeschreibung. — Gefährten des P. Rüedl. — Proviant. — Der Missionär beschreibt den Magdalenen-Fluß. — Die Kariben. — Das linke Ufer des Flusses stark entvölkert. — Fast keine Dörfer und Hütten. — Ursache der Entvölkerung.

Wenn sich ein Missionär in noch unbekannte Gegenden Südamerikas begab, so erwarteten ihm unbeschreiblich große Beschwerden. Ein Missionär aus der Gesellschaft Jesu z. B. wagte sich mit wenigen Indianern, die seine Beichtkinder waren, in einen unermeßlichen Urwald; denn er hoffte in demselben oder jenseits Eingeborene zu finden und sie zu bekehren. Um vorwärts kommen zu können, mußte man durch das dichtverworrene Gestrüpp von Schlingpflanzen, welches sich wie eine Mauer dem Vordringen entgegenstemmte, einen Pfad aushauen, wobei der Missionär mit dem Beile stets voran war. Den glaubensmuthigen Priester schreckte weder das fieberhauchende Klima, noch die große Zahl der Giftschlangen, auf die er nicht selten unversehens trat, noch auch die unabläßig, äußerst schmerzhaften Stiche von Mosquitos-Schwärmen. Ueber zehn Tage mußte er mit dem Waldgestrüpp kämpfen, und zehn Nächte brachte er inmitten reißender Thiere zu, die seinen Schlaf durch Gebrüll und Geheul verscheuchten. Nach all' diesen Drang- und Mühsalen erreichte er aber doch seinen Zweck nicht. Er fand keine Indianer; er stieß vielmehr auf einen Fluß, versuchte in einem elenden Kahne hinüberzusetzen, litt Schiffbruch und ertrank.

Nicht viel besser erging es einem andern Jesuiten. Dieser hatte sich ganz allein in eine Gegend begeben, welche an zweihundert Leguas (ungefähr 750 amerikanische Meilen) von dem Orte, wo seine Missionsgenossen den Gekreuzigten predigten, entfernt war. Er fand jedoch nur eine unwirthliche Einöde, und wollte umkehren. Aus Mangel an einem Wegweiser gelang ihm dieses nicht. Er war aber täglich in Gefahr, durch den Pfeil irgend eines Wilden oder durch die Tatze eines Raubthieres umzukommen. So irrte er neun Jahre lang unter äußerst rohen, heidnischen Stämmen umher, ohne daß es ihm gelang, dieselben zu bekehren. Die ganze Frucht seiner apostolischen Bemühungen bestand in der Taufe von sterbenden Kindern und Greisen, die von den Ihrigen verlassen, in ihm einen Pfleger ihres Leibes und Retter ihrer

Seelen fanden. Endlich wurde ein Indianer, den er bekehrt hatte, sein Wegweiser und führte ihn zurück nach der Mission, von der er ausgegangen war. In Folge der ausgestandenen Leiden, die aller Beschreibung spotten, sah er, dessen Kleider in der langen Zeit gänzlich zerrissen waren, mehr einem Todtengerippe, als einem lebenden Wesen gleich. Sein Ansehen war so verwildert, daß er von den weißen Einwohnern einer Hütte, die ihn für einen Wilden hielten, der einem bösartigen Stamme angehörte, beinahe erschlagen worden wäre.

Selbstverständlich waren die Bemühungen der Missionäre unter den umherstreifenden Wilden nicht immer so unfruchtlos; sie trugen vielmehr oft sehr reichliche Früchte. Doch war auch in solchen Fällen die Erlangung geistigen Gewinnes meist nur das Ergebniß des größten Heldenmuthes. So lohnend der Unterricht der Jugend war, worauf die Missionäre stets die größte Sorgfalt verwendeten, so ermüdend und wenig lohnend war die christliche Unterweisung der Erwachsenen, welche mit den Thieren in der Wildniß aufgewachsen und bei denen barbarische Sitten und Gebräuche durch das Alter festgewurzelt waren. Diese Menschen dahin zu bringen, der Vielweiberei zu entsagen, und in friedlicher Ehe mit einer Gattin zu leben, sie zu vermögen, die vielfachen abergläubischen Meinungen, an denen sich ihre Einbildung weidete, fahren zu lassen; sie dahin zu bringen, daß sie ihren blutigen Fehden entsagten, ihre Rachsucht und Mordlust zügelten und die Ordnung, worauf die bürgerliche Gesellschaft beruht, liebgewannen, da sie bis dahin stets nach ihrer Laune und in der zügellosesten Unabhängigkeit gelebt hatten — alles das kostete dem Missionär unglaubliche Mühe und Leiden. Und wie oft sah er alle seine unendlichen Bemühungen plötzlich vereitelt. Veränderlich wie der Wind, wurden jene Wilden bei ihren Handlungen von den allerleichtfertigsten Beweggründen geleitet. Wie ein Kind oft eines minder freundlichen Blickes wegen davonläuft, so sah man nicht selten einen Kaziken mit allen seinen Unterthanen unversehens aus der eben angelegten Ortschaft entfliehen und den Missionär ganz allein zurücklassen. Erwiesene Wohlthaten waren schnell vergessen. Der Priester mußte das höchst beschwerliche Werk von Neuem beginnen und die Wilden zum zweiten, ja zum dritten und vierten Male zusammenbringen. Indem der Hirt nun zur Aufsuchung seiner versprengten Heerde umherirrte, geschah es zuweilen, daß er beim Zuge durch Flüsse oder Wälder sein Grab im Bauche eines Krokodils oder eines Tigers fand. Mitunter auch spann irgend einer seiner angeblichen Neubekehrten Verrath und erwirkte seine Ermordung. Furcht vor spanischer Unterdrückung spielte dabei gewöhnlich eine Rolle. Der Missionär inmitten der Indianer schwebte daher stets in Ungewißheit in Betreff ihrer Treue im Glauben und ihrer Liebe zur gesellschaftlichen Ordnung. Besonders war dieses bei solchen Stämmen der Fall, welche dem Müßiggang fröhnten und sich mit Chicha, einem aus dem Aufgusse einer Wurzel durch Gährung bereiteten Getränke, häufig berauschten. Hier mußte der Missionär immer sozusagen im Handgemenge liegen, nicht nur mit der Unwissenheit, mit phantastischen Vorstellungen, mit der Zügellosigkeit, mit der Undankbarkeit und Unbeständigkeit, sondern auch mit der Frechheit und Völlerei. Wahrlich

es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß sich innerhalb der katholischen Kirche apostolische Männer in so großer Anzahl gefunden haben, welche Monate und Jahre lang mit rohen Menschen von so schwierigen Eigenschaften zubrachten, um sie im Christenthum und in den Elementen der Gesittung zu unterrichten.

Im spanischen Antheile, namentlich in Columbia und Venezuela, war die Natur noch wilder, es waren auch die Eingeborenen zum großen Theile noch roher, als die im portugiesischen Theile, z. B. Brasilien. Doch wurden im spanischen Gebiete großartige Resultate erzielt, nachdem die Glaubensboten diesen Missionsacker mit ihrem Schweiße und Blute reichlich benetzt hatten. Unter den apostolischen Männern, welche sich in so großmüthiger Weise um die katholische Missionsthätigkeit verdient gemacht haben, sind besonders deutsche Jesuiten, und von diesen bringen wir zuerst den Bericht des

P. Christoph Rüedl, S. J.

Er war einer von den sechs ersten Missionären, die den Stämmen am Orinoko das Evangelium gepredigt haben. Der Gründer dieser Mission war eigentlich P. Ignaz Fiol, S. J., ein Majorikaner, der im Jahre 1680 von Santa Fe (der jetzigen Hauptstadt von Granada—Bogota) sich zuerst zu den wilden Menschenfressern gewagt hat, die ihn später mit der Martyrerpalme belohnt haben. Sein Gefährte war P. Augustin a Campo, ein Spanier. Das folgende Jahr wurde seine Mission durch vier Priester verstärkt, namentlich durch P. Kaspar Pöck, S. J., und P. Christoph Rüedl, aus der oberdeutschen Provinz. Beide wurden zu verschiedenen Zeiten um des Glaubens willen getödtet.

Der Missionär beschreibt seine beschwerliche Reise auf dem Magdalenen-Strome. Heutzutage ist er bis Honda auf eine Strecke von 600 Meilen für die breiten, wenig tiefgehenden Dampfer, welche von einem einzigen gewaltigen Rade getrieben werden, fahrbar; bevor aber die Dampfkraft seine Stromschnellen besiegte, konnten Schiffe und Flösse kaum halb so weit hinaufdringen, und man rechnete auf die gleiche Flußreise, wozu man jetzt auf dem Dampfer zehn Tage braucht, zwei Monate, wiewohl man unter ausnahmsweise günstigen Verhältnissen Honda in einem Monat schon erreichen konnte. So sehen wir aus dem Briefe des P. Gastner, eines deutschen Jesuitenmissionärs, der im Sommer des Jahres 1721 mit neun Patres und zwei Brüdern die Fahrt den Magdalena hinauf nach Honda machte, um von da aus nach Quito zu gehen, daß diese Missionäre bei ausnahmsweise niedrigem Wasserstande das Ziel in vier Wochen erreichten. Der Magdalenen-Strom bildete damals die gewöhnliche Straße der Missionäre nach Ecuador, ja selbst nach Peru. Daß die Reise beschwerlich war, bezeugt jener Missionär, indem er schreibt: „Die Fahrt aufwärts ist mir über die Maßen schwer geworden. Wir zwölf Missionäre waren auf zwei Kähne vertheilt, welche so flach und leicht gebaut waren, daß sie eher einem Kinderspielzeuge als Schiffen für einen so ungestümen und großen Strom glichen. Mitten auf den Kähnen hatte man aus Palmzweigen Hütten in Gestalt eines schmalen Gewölbes gebaut, unter welchem die Missionäre sammt ihrem Gepäck sich bergen mußten; sie waren aber so

eng, daß keiner seinen Fuß ausstrecken konnte. Das beständige Geschrei der 20 Indianer, welche das Schiffsvolk bildeten, und die unerträgliche Gluth der Sonnenstrahlen steigerten die Beschwerden der Fahrt. Unsere Fährleute bedienten sich keiner Ruder, sondern langer Stangen, welche sie mit unglaublicher Kunst und Behendigkeit handhabten; sieben schoben vorn und sieben hinten; einer saß am Steuer, die fünf andern ruhten und wachten auf der Stiftshütte, und sie alle beklagten sich nicht über die schreckliche Sonnenhitze, welche ihnen den ganzen Tag auf die Haut brannte. Bei Sonnenuntergang schlugen wir am Strande unsere Zelte auf."

Sein Gefährte aber, P. Deubler, S. J., faßte die Fahrt in diese Worte zusammen: „Wenn ich es sagen soll, wie es an sich selbst ist, so haben wir diese ganze Zeit hindurch außer einer unerträglichen Sonnenhitze, unaufhörlichen Schnakenbissen und starken, fast alle Nächte mit Blitz und Donner gefallenen Platzregen sonst wenig ausgestanden; denn der Strom Magdalena sammt seinem mit immer grünenden Bäumen dichtbesetzten Gestade würde einem irdischen Lustgarten gleich sein, wenn nicht so viele und entsetzliche Abenteuer vorgekommen wären, wegen der abscheulichen Krokodile, von den Einwohnern Kaimanas genannt, die haufenweise auf dem Strande und beiden Ufern saßen. Gedachte Bäume sind zwar lustig anzuschauen, aber mit keinen Früchten versehen. So haben wir auch diese ganze Zeit keinen einzigen Tiger, deren es dort herum doch eine Menge geben soll, angetroffen."

Zur Zeit der Ankunft der Spanier war die Stromfahrt noch viel schwieriger. Damals mußten sie sich zerbrechlicher Flösse aus Bambusrohr bedienen, und mancher der kühnen Abenteuerer wurde die Beute eines jäh aus den Fluthen emporschnellenden Kaimana, wie es noch heutzutage oft genug der Fall ist, wenn kühne Reisende auf ähnlich schwachen Fähren sich in die Flüsse Südamerikas wagen. Das Innere Neu-Granadas war bei der Ankunft der Spanier und bei der Fahrt des P. Rüdl, im Jahre 1681, bis an den Fuß der Kordilleren und weit an ihren Flanken ein einziger ungeheuerer, wogender Urwald, ähnlich dem Wälder-Ozean an den Ufern des Amazon-Stromes. Und auch heute ist ein großer Theil des Landes mit Urwald bedeckt, der sich mit Savannen (Auen) und Paramos (Haiden) abwechselnd an den Abhängen der Anden hinaufzieht. Bis zu einer Höhe von fast 10,000 Fuß gedeiht die Palme. Ihre schönsten Formen, namentlich die herrliche Königspalme, schmücken die Wälder im Tieflande. Zu den kostbaren Produkten des Waldes gehören die Rinde des Fieberbaumes, Peru-Balsam, Kautschuk, Palmwachs, endlich vortreffliches Möbel- und Farbholz. — Der Brief des P. Rüdl führt das Datum: Tunea, in Neu-Granada, den 8. September 1681, und lautet wie folgt:

„Ich wiederhole nicht, was ich von meiner weiten Reise zu Wasser bis Cartagena in meinem vorigen Briefe berichtet habe; sondern werde im gegenwärtigen Schreiben nur erwähnen, was sich mit uns von dort bis zur Stadt Santa Fe (Bogota) zugetragen hat. Beide sind von einander 800 (amerikanische) Meilen entfernt, doch so, daß man diese Reise meistens zu Wasser machen kann, zwischen den anmuthigsten Waldungen, die gleich einem Schau-

spiel das Auge des Reisenden wunderbarlich entzücken, bis man endlich auf den Meerengen, die sich bald wie ein See weit öffnen, bald wieder zusammenziehen, zu dem Meierhof Maxates kommt, wo auf dem Wasser ein grobes Kraut mit harten Blättern (welches sie Eselsohren nennen) so dick in einander wächst, daß die Schiffer auf etliche Meilen sich mit allerhand Werkzeug den Weg durch dasselbe mit harter Mühe bahnen müssen. Hierauf folgt ein künstlicher, bis 38 Meilen langer Kanal, ein bewunderungswürdiges Werk der alten Indianer, den sie auf Umwegen so lang, so tief und breit gegraben, bis sie das Meer mit dem Magdalenen-Fluß, wann nämlich derselbe von den Platzregen in den Monaten Juni, Juli und August hoch anschwillt, vereinigt hatten. In den übrigen Monaten aber, wenn nämlich der Fluß seicht ist, muß dieses letzte Stück Weges auf Maulthieren (deren dreihundert zu diesem Zweck am Eingang des Kanals in dem Meierhof Padilla in Bereitschaft stehen) zurückgelegt werden; doch gelangt man in einem Tage über Stock und Stein, durch Gebüsch und Pfützen zum Flusse Baranka; die übrigen 180 spanischen Meilen, schifft man den Magdalenen-Fluß hinauf bis Honda. Von hier endlich bis nach Bogota wandert man zu Land über sehr hohe spitzige Gebirge; die Beschwerden und Strapazen einer solchen Reise kann sich Niemand vorstellen, der sie nicht selber gemacht hat, da man über diese ungeheueren Berge gleichsam stufenweise von einem auf den andern steigt, immer höher, bis man den Rücken des letzten und höchsten Gebirges erreicht, und sich zu gleicher Zeit zur höchsten Verwunderung auf einer daselbst anfangenden, so weitschichtigen als anmuthigen Ebene befindet, auf welcher besagte Stadt Santa Fe gebaut ist. Die ganze Reise ging ohne Unfall glücklich von Statten, bis Pater Kaspar Pöck, mein liebster Gefährte und Oberer, drei Wochen lang vom Rothlauf geplagt wurde.

„Den 13. Mai gingen wir in dem Hafen zu Cartagena auf's Schiff, oder besser gesagt auf einen Weidling, dergleichen man sich allein in dieser Gegend bedient, und die aus einem langen, ausgehöhlten, unterwärts runden Baum, oder höchstens aus zwei großen Balken bestehen. Sie sind bis 92 Fuß lang und 10 Fuß breit, hinten und vorn zugespitzt und erhoben. In einen solchen Nachen setzten sich unsere sechs Jesuiten, wie auch ein mit uns hierher gekommener spanischer Noviz; dann zwei in Cartagena aufgenommene Kandidaten, deren einer von Profession ein Zimmermann, aus Dänemark gebürtig, kurz zuvor zum katholischen Glauben bekehrt worden war; der andere ein Böhme, (welcher neulich sich aus dem Kolleg zu Santa Fe davongemacht) ehedem ein Student, dann Soldat und schließlich Müller wurde; ferner zwei Bediente, nebst Sack und Pack, wozu wir zwar in unserm Namen, aber auf königliche Unkosten einen ziemlichen Vorrath von Stahl, Eisen und Wachs mitnahmen, welchen wir theils in Honda, theils in Santa Fe abladen sollten. Als Nahrung führten wir mit — eingemachtes Fleisch, sieben Hühner, Zwieback, ohne Messer, Gabel, Löffel, ja ohne einen Tropfen Wein, den wir für die hl. Messe nöthig gehabt hätten. Das Schiff wurde von zehn nackten Indianern geführt, oder besser gesagt, mit langen, frisch aus dem Walde gehackten Bäumchen, die

etwa 16 Spannen lang waren, fortbewegt. Die Ruder aber nahmen sie dann zur Hand, wenn sie mit den Stangen die Tiefe nicht erreichen konnten.

„Wir brachten drei Tage zu, die oben beschriebene Meerenge zu überwinden, und zwar mit hungrigem Magen; doch haben wir einmal denselben mit gesottenen Meerkrebsen, deren es hier eine Menge gibt, gestillt, wozu uns die Schiffsleute das Salz als Almosen geschenkt haben. Die ersten zwei Nächte lagen wir im Schiff auf Rudern oder auf anderm Gerümpel, und deckten uns zu, wie ein jeder es konnte; die dritte aber schliefen wir in der Hütte eines Negers; die vierte blieben wir in dem erwähnten Eselsohrenkraut stecken, unter einem erstaunlichen Ungewitter, welches uns sammt den Schiffsleuten zwang, mit Furcht und Zittern unausgesetzt schwer zu arbeiten, ohne vorwärts zu kommen, da die Schiffer selbst nicht wußten, wo wir waren, bis ein Weißer, der darauf verschwand, uns den rechten Weg gezeigt hat. Die übrige Nacht wollten wir auf dem Schiff ruhen; allein die Schnaken, welche sich wie ein Bienenschwarm auf uns niederließen, wie auch der immerwährende Blitz und Donner gestatteten uns keine Ruhe, sondern veranlaßten uns vielmehr, die höllischen Qualen zu betrachten. Die meisten Schiffsleute drangen durch den Schlamm und das Röhricht an das Land. Des andern Tages schlugen wir den Rückweg ein, und langten bei Padilla oder dem Kanal an. An den folgenden beiden Tagen brachten uns die Maulthiere nebst der Ladung bis in den Hafen des Flusses Magdalena bei Baranka, welcher nicht weit davon bei dem Hafen Santa Marta sich in das Meer ergießt, und bis 40 Meilen inmitten des salzigen Meerwassers seine Frische bewahrt, und ungefähr 1600 Meilen von seinen Quellen entfernt, nachdem er unterwegs durch viele große Flüsse vermehrt worden. Er fließt von Süden gegen Norden.

„Der Hafen Baranka besteht aus drei Häusern, welche wie alle andern Gebäulichkeiten, aus Meerrohr gebaut, den Fremden zur Herberge, ihren Waaren aber zur Niederlage dienen. Von hier bis Monpox (wo unsere Gesellschaft ein Kolleg hat) nahm uns ein Schiffer (der zweifelsohne aus Gottes Fügung unversehens angelangt war, da wir hilf- und geldlos weder vorwärts noch zurück konnten) in sein Kanoe oder Weidling auf, unter der Bedingung, daß wir ihm bei unserer Ankunft in Monpox achtzig Philippinen bezahlen sollten. Demgemäß traten wir mit vierzehn Ruderern die Reise aufwärts gegen den Strom an, bald nahe dem einen, bald dem andern Ufer entlang.

„Der Fluß theilt sich oft in viele Arme, und bildet verschiedene mächtige Inseln; wo er aber sich wieder vereinigt, erstreckt er sich insgemein in seiner Breite von sieben Meilen; zuweilen, wenn er durch ein Felsengebirg schießt, wird er bis auf 60 Schritt eingeschränkt. Zur rechten Hand wird das Ufer und Land weit und breit von einer unglaublichen Menge Indianer bewohnt, welche man Bravos, oder die Unbändigen nennt. Unter diesen gibt es aber nicht wenige Kariben oder Menschenfresser, die sich verschworen haben, Menschen aufzusuchen, sie unter feierlichen Zeremonien dem Teufel zu schlachten und zu verzehren. Die einen wie die andern haben keine festen Wohnsitze, sondern schweifen wie wilde Thiere umher, und Niemand als ihre Bundesgenossen

dürfen mit ihnen reden. Sie greifen die Leute, welche sie insgesammt für Feinde halten, nicht offen, sondern hinterlistiger Weise an, entweder in einem Gebüsch oder in einer Höhle oder Grube versteckt. Sehen sie aber eine größere Anzahl heranziehen, so entweichen sie in dichte Wälder, oder weitentlegene Wildnisse, wohin kein Mensch ihnen nachsetzen kann, so daß es kein Wunder ist, daß bisher Niemand sie bekehren oder überwinden konnte.

„An der linken Seite des Stromes sind die Spanier zwar Herren des Landes, das früher sehr volkreich, jetzt aber fast ganz verlassen ist; denn wo ehedem in einem kleinen Gebiet vierzigtausend Indianer wohnten, findet man jetzt kaum achttausend, und wo zweihunderttausend gezählt wurden, sind gegenwärtig nicht über vierzigtausend übrig, und wegen seiner unzähligen Menge wurde dieses Volk früher ‚die Mücken' genannt. Eine solche Abnahme kömmt daher, daß man sie aus spanischer Habsucht gar zu strenge zum Goldgraben angetrieben, weshalb viele fortgewandert sind, viele in den Stollen und Schachten des Bergwerks umgekommen, oder auf andere Weise verschmachtet sind. Deswegen gibt es auch an jenem Ufer so wenige Häuser und Dörfer, daß wir in zehn Tagen keine gesehen haben, ausgenommen drei Hütten auf dem Hügel Carara, in welchen wie auf ihrem eigenen Meierhof sieben oder acht spanische Soldaten gegen die Indianer Wache halten, damit sie ihrer Gewohnheit nach die Schiffe nicht ausplündern."

(Für den „Sendbote".) (Nachdruck verboten.)

Los von Rom — hin zu Rom!

Erzählung aus der Zeit Pius IX., von Er. Krafft.

1. Ein Los von Rom-Held.

Im Kirchenstaate regierte noch der ebenso milde wie gerechte Papstkönig Pius IX., als eines Nachmittags in einer Osteria Roms einige junge Maler beim Weine saßen. Sie waren deutscher Eltern Kinder, das verrieth ihre Sprache und das blonde Gelock, das — nach junger Künstler Art — in Fülle über ihre Köpfe wallte und sogar einen Theil des Nackens berührte. Der feurige Rothwein, den sie tranken, löste ihnen Herz und Zunge — in animirtem Gespräche wurden Heimat und Kunst, Staat und Kirche erwähnt, gelobt, kritisirt. In der Unterhaltung und vornehmlich im Tadel gegen Andersdenkende that sich ein langaufgeschossener junger Mann, der sich durch seine Sprechweise und seinen Tonfall sofort als Mecklenburger kennzeichnete, möglichst hervor. Nichts war ihm recht: in der Heimat war es ihm zu trüb, zu kalt, zu ernst; Rom aber dünkte ihm unsäglich heiß und allzu luft- und lichtreich. Deutschland schalt er

bezüglich der Kunst barbarisch, aber die Italiener waren ihm ob ihres ausgeprägten Sinnes und Interesses für alles Künstlerische auch nicht nach dem Sinne: er hielt sie für überspannt und charlatanhaft.

Gustav Adolf Scheltow — so hieß der junge Malereibeflissene — galt deshalb im Kreise seiner Genossen als Nörgler und als wenig liebenswerther Charakter. Allein er spielte ob seiner schlagfertigen Zunge und seiner größeren Erfahrung — er war einige Jahre älter als die übrigen und weilte auch schon länger in Rom — trotzdem eine gewisse Rolle und warf mit seinen bissigen, nörgelnden Bemerkungen manchen Zweifel und vielen Zwiespalt in die Seelen seiner Kunstgenossen. Vor Allem aber hatte er's als wenig toleranter Protestant auf das katholische Volk und dessen sichtbares Oberhaupt in seinem Tadel abgesehen: mitten im Zentrum des katholischen Lebens stehend, gleichsam in völlig katholischer Luft lebend, hatte er für jeden Fehler der Römer, für jeden Uebermuth in Sitten oder Bräuchen, von dem ja kein Volk der Erde, also auch das römische nicht, völlig frei ist, allzeit ein offenes Auge, für seine herzgewinnenden, edlen Eigenschaften aber war er völlig blind. Er wetterte und schalt die Römer faul und unzuverlässig, nannte ihre Gutmüthigkeit und Offenheit grobe Dummheit, ihre kindliche Frömmigkeit Aberglauben, ihre treue Anhänglichkeit an den regierenden Papst blindeste Thorheit.

Ja, der Papst, dieser Pius IX.! Der ehrwürdige Greis wirkte auf den Nörgler wie ein rothes Tuch auf einen Truthahn — der Maler erboste sich über alle Maßen, wenn nur die Rede auf den Papstkönig kam. Und wenn es gar Jemand wagte, in seiner Gegenwart die herrlichen Eigenschaften oder die weise Regierung Pio Nonos zu loben, da wüthete jener verbissene Feind des Kirchenstaates und des Oberhauptes des Katholizismus geradezu in heftigster Weise und erging sich in den schlimmsten Vorwürfen, ja, oft gar in derben Schmähungen. Gerade eben bot sich eine günstige Gelegenheit für ihn, seinem Unmuthe über alles Päpstliche die Zügel schießen zu lassen: der reichgeschmückte Gala- und Staatswagen des Hl. Vaters fuhr an der Osteria vorbei und konnte, da die jungen Maler am offenen Fenster saßen, in allen Einzelheiten genau gesehen werden.

„Da seht 'mal," hub Scheltow alsofort zu spötteln an; „da rollt der Staatswagen des ‚Dieners der Diener Christi', wie sich der Papst zu nennen pflegt! Christus hatte nichts, wohin er nur sein Haupt legen konnte, und dieser ‚Nachfolger Petri' — Petrus, der erste Papst, war ebenfalls nur ein ganz armer Fischer — fährt in Gold und Purpur, in Hermelin und Seide einher, und sein Galagefährt allein repräsentirt ein Vermögen. Ha, ha, ha! Das nenne ich apostolische Armuth, das sind würdige Nachfolger Christi und Petri!"

Dieser Hohn wurde mit keckem, überzeugtem Tone vorgebracht, so daß die übrigen Maler keine Einwendungen machten. Ueberhaupt waren sie an solche Auslassungen ihres Kunstgenossen gewöhnt und ließen sie deshalb meist ohne Widerspruch, ja ohne jede Erregung über sich ergehen. Nur einer von ihnen, der blutjunge Erich Walden, der erst jüngst aus seiner bayerischen Heimat nach Rom gekommen und nicht blos ein Herz voller Begeisterung für seine Kunst, sondern auch für seinen angestammten katholischen Glauben mitgebracht,

pflegte sich von jenen boshaften Auslassungen Scheltow's zu Erwiderungen hinreißen zu lassen.

Aber heute war auch er still: Der gerügte Gegensatz zwischen Christus nebst dem ersten Statthalter Christi und dem jetzigen Papste war auch zu groß und augenscheinlich, als daß der Jüngling sofort eine passende und schlagende Entgegnung gefunden hätte. Diesen Umstand nützte Scheltow sofort aus.

„Selbst Freund Walden," rief er sarkastisch aus, „der doch sonst stets den Mund so voll nimmt von seinem ‚Hl. Vater'" — die zwei letzten Worte dehnte er des Hohnes halber geradezu aus der Kehle — „und von der hohen Bedeutung des Papstthums für das Christenthum und für die Reinerhaltung des Evangeliums, hat die Sprache verloren! Gewiß ein vorzüglicher Beweis für die Unantastbarkeit meiner Behauptungen!"

„Das gerade nicht," widersprach Walden nunmehr.

„Nicht?" that der Großsprecher verwundert. „Was besagt denn Dein Schweigen anders?"

„Daß mir gerade keine stichhaltige Einwendung gegen Deine Beschuldigungen einfällt. Ich bin noch zu jung und unerfahren in jenen Dingen, als daß ich eine Lanze dafür einlegen könnte. Aber ältere und erfahrenere Glaubensbrüder würden Dir sicherlich zu antworten wissen."

„Leere Ausflüchte, Flunkereien!" wehrte Scheltow ab, indem er mit seinen langen dürren Händen verächtliche Bewegungen zu dem Jünglinge hin machte. „Du verschanzest Dich hinter andere, nicht anwesende Personen, weil Du selber nichts Stichhaltiges vorbringen kannst."

„Nicht doch," schallte es ihm aus Erichs Munde frisch zurück. „Ich würde mich nie dazu hergeben, eine Sache als gut darzustellen, die mir als solche nicht auch einleuchtete. Ich erklärte mich für eine Entgegnung auf Deine Ausfälle wider den Papst nur inkompetent, glaube aber sicher, daß Dir andere Leute mit solchen Entgegnungen schon dienen können. Und dann — — —"

„Hi, hi, hi," lachte ihm Scheltow in's Wort. „Köstliches Gerede! Aber daß Du damit bei uns durchdringst, wirst Du wohl selber kaum annehmen, wenngleich Du sonst in Deinen kirchlichen Ansichten die Naivetät selber bist."

In Erichs edlem Antlitze flammte tiefe Röthe bis zu den Schläfen empor:

„Aber ich bitte — — —"

„Nur nicht aufbrausen, junges Blut!" schnitt der Spötter dem auffahrenden Jünglinge zum andern Mal das Wort vom Munde ab. „Für die Jugend ist es geziemlich, zu hören und zu lernen, und was kannst Du noch alles von mir in kirchlichen Dingen lernen! Oder vermagst Du mir etwa aus der Schrift zu beweisen, daß das Papstthum auch weltliches Herrscherthum sein muß! Aus welcher Evangeliumsstelle leitest Du die Berechtigung des Kirchenstaates ab, he?"

„Aus keiner, natürlich," höhnte Scheltow, als Walden schwieg; „wohl aber leiten wir das Gegentheil davon aus einer sehr hervorragenden Stelle der Hl. Schrift, aus dem Worte Christi selber ab: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt!'" Er hielt einen Augenblick inne.

„Genug von diesen unerquicklichen Dingen!" versuchte ein Dritter aus

der Gesellschaft die eingetretene Pause zur Beschwichtigung der beiden immer mehr in Hitze gerathenden Disputanten zu benutzen. „Mußt Du denn immer Deinen Unmuth und Zorn auf das Papstthum und die katholische Kirche ausgießen, Scheltow? Laß doch jeden von uns denken und glauben, was er will! Politische und religiöse Gespräche thun am Wirthstische überhaupt niemals gut; sie entzweien oft die besten Freunde und bringen etwas Gutes selten zu Stande, da sich gemeinlich keine von den streitenden Parteien von dem Gegner belehren läßt, sondern jeder starrsinnig auf seinem Standpunkte zu beharren pflegt."

„Sehr wahr," pflichteten ihm die Anderen bei.

„Und wenn auch," gab Scheltow klein bei, — „die Galle schwillt mir allzeit über, wenn ich das aufgeblasene, intolerante Wesen der Päpste und ihrer Trabanten hier sehen und miterleben muß. Die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, die jeder Ueberzeugung Andersgläubiger mit Starrsinn entgegentritt und sie sogar verspottet; die Bevorzugung der Katholiken in jedem Zweige des Lebens und der Kunst, die Mißwirthschaft im Kirchenstaate — —"

„Ho, ho!" unterbrach ihn der Maler, der soeben sein Wort in die Wagschale geworfen für Beendigung des Gesprächs, „jetzt schießest Du aber stark über's Ziel hinaus, Freund Scheltow! Von Mißwirthschaft im Kirchenstaate kann nicht die Rede sein; es läßt sich hier unterm Krummstabe sehr wohl leben: keines Menschen, wenn er auch nicht Katholik ist, Freiheit ist beschränkt in Rom, und an wirklichen freiheitlichen Einrichtungen bleibt die Regierung des Papstes hinter keinem anderen, noch so guten italienischen Staate zurück; im Gegentheil: ich habe in Florenz und Neapel, wo ich ja auch Malstudien machte, größere Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit und mehr Unsicherheit im öffentlichen Leben vorgefunden, wie hier in Rom. Und was die Bevorzugung von Katholiken in Kunst und Wissenschaft betrifft, die Du rügst, so habe ich davon ebenfalls bis jetzt nichts verspürt. Oder ist vielleicht Dir, dem Protestanten, der Zugang zu den vatikanischen Kunstschätzen schwerer gemacht wie den Künstlern katholischen Glaubens? Kommt man Dir nicht vielmehr überall in den vatikanischen Museen mit größter Liebenswürdigkeit entgegen? Darfst Du etwa nicht ganz nach Belieben Deine Studien an den Meistern der Malerei machen, die dort vertreten sind?"

„Das allerdings," gestand Scheltow ein.

„Ja nun, so darfst Du auch die Regierung des Papstes nicht solcherweise angreifen; besonders wo es weltbekannt ist, daß jeder Studienbeflissene, wessen Bekenntnisses und wessen Landes er auch immer sein mag, in keinem Reiche der Erde so gastliche Aufnahme findet, wie im päpstlichen Rom, wo dem gelehrten Forscher die reichhaltigsten Bibliotheken geradeso gut jederzeit offen stehen, wie dem Maler, Plastiker und Kunsthandwerker die betreffenden Museen mit den edelsten Kunstschätzen der Welt."

„Hm, hm," brummte Scheltow, „hiervon wollte ich auch weniger reden wie von dem Reinreligiösen der römischen Kirche."

„Und doch hast Du auch von der reinweltlichen Seite das Papstthum angegriffen," tadelte Erich Walden, „was jetzt nicht geschehen sein soll."

„Was ich gesagt, halte ich im Allgemeinen auch aufrecht," brauste der Zurechtgewiesene, erbost über den Widerspruch des jungen Mannes, abermals auf, „und Du selber wirst noch die Wahrheit meiner Behauptungen bei längerem Aufenthalte in Rom herausfinden."

Erich schupfte mit den Schultern, gab aber keine Gegenrede mehr, als er sah, wie ihm einer seiner Gefährten ein Zeichen gab, das so viel besagte als: „Lasse den Nörgler doch schwatzen! Denn sonst hört derselbe mit seinem ärgerlichen Gerede nimmer auf!"

Man lenkte das Gespräch also in andere Bahnen und ward alsbald sehr lustig und froh. Selbst Scheltow ließ sich den köstlichen Wein des vielgeschmähten Landes vortrefflich munden und sog seine Annehmlichkeiten in vollen Zügen ein. Als man sich später zum Heimgehen trennte, hatten Alle die Bissigkeiten Scheltow's vergessen — mit Ausnahme unseres jungen bayerischen Malstudenten, dem ein tiefer Stachel von jener Unterhaltung im Herzen sitzen geblieben war. — — —

Erich Walden hatte ein tiefreligiöses Herz und von Hause aus eine gutkatholische Gesinnung. Beim Abschiede aus der Heimat hatte ihm seine verwittwete fromme Mutter insbesondere auch die treue Befolgung der Vorschriften des Katholizismus an's Herz gelegt, und seine einzige Schwester hatte hinzubemerkt: „Nun, Du wirst ja jetzt unsere hl. Religion und unseren ehrwürdigen Oberhirten am Hauptplatze kennen lernen, — da werden sich Deine Glaubensgrundsätze und Deine religiösen Ueberzeugungen wohl recht vertiefen."

Und nun? Statt dieser Vertiefungen nagten Tag um Tag, seit jener Unterhaltung in der Osteria, schlimme Zweifel im Herzen Erichs, und zum ersten Male in seinem Leben begannen Grübeleien über die Kirche und ihre Diener in ihm zu rumoren. Wie? Wenn Scheltow doch recht hätte! Wenn der Nachfolger Christi verweltlicht und von den Bahnen Petri abgewichen wäre! Der Mecklenburger galt in dem Kreise der deutschen Maler als „heller Kopf", — und dann — — — — —

Allein auf der anderen Seite kannte er Scheltow auch als wüthenden Hasser des Papstthums, und der Haß sieht überall zu schwarz, und endlich — sollten so viele Millionen Katholiken und unter ihnen eine so namhafte Anzahl geistig hochbedeutender Menschen sich alle vom Papste irreleiten lassen? Das war auch nicht gut zu denken, und so beschloß der junge Mann, Augen und Ohren offen zu halten und selber zu prüfen. Zudem wollte er sich durch solche peinigende Grübeleien auch in seinen Studien nicht hemmen lassen, und warf sich deshalb mit doppeltem Eifer hierauf. (Fortsetzung folgt.)

Die wunderbare Tugend der Barmherzigkeit macht Gott den Menschen zum Schuldner, so daß sie das Himmelreich jetzt nicht gleichsam als etwas Fremdes suchen und erbitten, sondern kühn in dasselbe eintreten, gleich als hätten sie ein Recht dazu. O glückliche Barmherzigkeit! Zwar stammst du vom Elende her, aber du bereitest denen, welche dich üben, die Seligkeit.

St. Petrus Damian.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: "SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Die geistliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

2. Urtheile der Heiligen über die geistliche Kommunion.

Die besten Wegweiser für die Christen auf den Wegen zur christlichen Vollkommenheit sind die Heiligen. Wer in die Fußstapfen der Heiligen eintritt, indem er ihr Leben nachahmt und die guten Lehren befolgt, die sie gegeben haben, hat keine Ursache, zu fürchten, daß er vom rechten Wege abirren und auf Abwege gerathen wird. Wir werden also gut daran thun, die Heiligen auch darüber zu befragen, wie sie über die fromme Uebung der geistlichen Kommunion geurtheilt, und ob sie uns dieselbe empfohlen haben. — Wir wollen beginnen mit dem Apostel Paulus, der nicht blos ein großer Heiliger, sondern auch ein vortrefflicher Lehrer des geistlichen Lebens ist, wie die vierzehn Briefe beweisen, in denen er die verschiedensten Fragen des christlichen Lebens besprochen hat. In seinem ersten Briefe an die Christengemeinde in Korinth (I. Kor. 10, 1 bis 5) erwähnt er nun zwei Gnaden, die Gott den Israeliten, nachdem er sie aus der egyptischen Knechtschaft befreit hatte, gewährt hat, indem er ihnen einestheils die heilige Taufe, anderntheils die heilige Kommunion in Vorbildern zu Theil werden ließ. Der Apostel schreibt: „Ich will euch nicht vorenthalten, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke waren, und alle durch das Meer gingen, und alle durch Moses in der Wolke und im Meere getauft wurden, und alle dieselbe geistige Speise aßen und alle denselben geistigen Trank tranken — sie tranken nämlich aus dem geistigen Felsen, der ihnen folgte, und der Felsen war Christus." - - Die geistige Speise, von welcher der hl. Apostel Paulus hier spricht, und der geistige

Trank aus dem Felsen, welcher Christus war, sind ein Vorbild des Fleisches und Blutes Jesu Christi, die wir in der heiligen Kommunion empfangen und genießen, wie der Apostel andeutet, in dem er fast unmittelbar nach den angeführten Worten schreibt: „Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Herrn?“ (10, 16.) Die Israeliten in der Wüste haben diese Speise und diesen Trank, die wir im allerheiligsten Sakramente wirklich und wesentlich empfangen, geistiger Weise genossen, und wir können daher sagen, daß auch die Israeliten im Vorbilde schon die geistliche Kommunion empfangen haben. Sie haben jedoch von dieser religiösen Uebung nicht den entsprechenden Gebrauch gemacht, und sind in schwere Sünden gefallen; das hält der hl. Paulus den Christen in Korinth vor Augen, um sie zu mahnen, daß sie aus der wirklichen Kommunion größeren Nutzen schöpfen, als die Israeliten in der Wüste aus der geistlichen Kommunion gezogen haben.

Aber auch aus der geistlichen Kommunion können und sollen wir einen größeren Nutzen gewinnen, als die Israeliten in der Wüste aus ihr gewonnen haben, wenn wir von dieser religiösen Uebung einen entsprechenden eifrigen Gebrauch machen, und ein recht großes, glühendes Verlangen nach der Speise und dem Tranke erwecken, die Jesus Christus im allerheiligsten Sakramente uns anbietet.

Ein solches Verlangen scheint der heilige Bischof und Martyrer Ignatius, ein Schüler des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes, gehabt zu haben, indem er an die Christengemeinde in der Stadt Rom schreibt: „Ich begehre nicht die Freuden dieser Welt, sondern das Brod Gottes will ich, das Himmelsbrod, das Brod des Lebens, das Fleisch Jesu Christi, des Sohnes Gottes, des lebendigen Gottes, und den Trank, welcher sein Blut ist, das in uns eine unvergängliche Liebe und das ewige Leben erzeugt.“ Wie eine alte Ueberlieferung mittheilt, fand man in dem Herzen des heiligen Martyrers Ignatius nach seinem Tode den Namen Jesus eingeprägt. Das hatte wohl die unablässige Uebung der geistlichen Kommunion bewirkt. († 107.)

Was der heilige Kirchenlehrer Thomas von Aquin über die geistliche Kommunion sagt, haben wir bereits gehört. In demselben Jahrhunderte, in welchem er durch seine erstaunliche Gelehrsamkeit und nicht minder große Heiligkeit die Kirche Gottes erbaute und erfreute, lebte auch die heilige Jungfrau Juliana von Lüttich, durch deren Vermittelung der göttliche Heiland das Fest seines heiligen Frohnleichnams in der Kirche einführte, während der hl. Thomas die Tagzeiten zu dem Fest verfaßte. Damals war es nicht gebräuchlich, die heilige Kommunion öfter, wie es in der Gegenwart geschieht, zu empfangen, die hl. Juliana dagegen hätte gerne täglich ihren göttlichen Heiland in ihr Herz aufgenommen. Weil es aber nicht geschehen konnte, suchte sie durch Betrachtung der Liebe Jesu im allerheiligsten Sakrament das Verlangen ihres Herzens zu befriedigen, und die geistige Vereinigung mit ihrem göttlichen Heilande war nicht blos Nahrung für ihre Seele, sondern Juliana vergaß dabei auch ganz auf die Nahrung für den Leib, so daß die Schwestern

sie innigst bitten mußten, wenigstens einige Nahrung zu sich zu nehmen. († 1253.)

Die heilige Jungfrau Katharina von Siena übte fast unabläßig die geistliche Kommunion; „wenn ich das heilige Sakrament nicht empfange," sagte sie, „dann gehe ich in die Kirche und betrachte es, dieser Anblick sättigt mich." Dabei empfand sie aber heftige Schmerzen an allen Gliedern ihres Leibes, wenn sie manchmal aus Gehorsam gegen den Beichtvater sich der heiligen Kommunion enthielt. Die Wirkungen, welche die heilige Kommunion hervorbringt, richten sich nach dem Verlangen, welches man nach dem Empfange derselben hat. „Diese Speise," sagt die Heilige, „stärkt uns wenig oder viel, je nach der Begierde des Empfangenden, mag unsere Kommunion eine sakramentale oder geistliche sein." († 1380.)

Von der hl. Angela von Merici, Stifterin des Ursulinenordens, wird erzählt, daß sie, als man ihr die tägliche Kommunion untersagte, diesen Mangel durch eine inbrünstige geistliche Kommunion ersetzte. Oft fühlte sie dabei ihr Herz so sehr von der Gnade durchströmt, als ob sie eine wirkliche sakramentale Kommunion empfangen hätte. († 1540.)

Die hl. Theresia von Jesu, die den Karmelitenorden erneuerte, führte in ihren Klöstern die öftere Kommunion ein, und gab in dem Verlangen nach derselben selbst das schönste Beispiel. Nachdem sie ihre geistlichen Töchter belehrt hat, wie sie es machen sollten, um der großen Schätze einer wirklichen Kommunion theilhaftig zu werden, verbreitet sie sich auch über die geistliche Kommunion und fährt fort: „Wenn ihr, meine Töchter, nicht zur heiligen Kommunion gehen dürft, sondern nur die heilige Messe höret, so könnt ihr doch, was sehr nützlich ist, geistlicher Weise kommuniziren, und dann euch ebenso innerlich sammeln. Denn auf solche Weise wird die Liebe des Herrn tief in das Herz eingedrückt." († 1582.)

Maria Magdalena von Pazzis, einem adeligen Geschlechte zu Florenz entsprossen, war noch nicht sieben Jahre alt, als sie schon ein großes Verlangen nach dem Empfange des allerheiligsten Altarssakramentes empfand. Die Zeit, bis sie es in ihrem zehnten Lebensjahre zum ersten Male empfangen durfte, kam ihr wie ein Zeitraum von tausend Jahren vor. Da sie von dem Verlangen glühte, es recht oft zu empfangen, gestattete ihr der Beichtvater, daß sie alle acht Tage zum Tische des Herrn gehen durfte. Siebzehn Jahre alt, trat sie in das Karmelitenkloster St. Maria von den Engeln in ihrer Vaterstadt Florenz ein, wo sie, ihrem heißen Verlangen entsprechend, täglich die heilige Kommunion empfangen konnte. Wenn ein Hinderniß eintrat, so daß sie nicht wirklich kommuniziren konnte, empfing sie die geistliche Kommunion, und weil sie den großen Nutzen derselben kannte, war es einer von ihren Grundsätzen über die hl. Kommunion, man solle Gott bitten, daß er in den Herzen aller Gläubigen einen heiligen Hunger nach dieser göttlichen Speise erwecken möge. († 1607.)

Drei Jahre nach dem Tode der heiligen Jungfrau Maria Magdalena von Pazzis starb der fromme Theatinermönch Ludwig Scupoli, der Verfasser jenes weitverbreiteten Buches, das den Titel führt: „Der geistliche Kampf,

nebst einem doppelten Anhange: Vom inneren Frieden, oder: Der Weg zum Himmel; und von der Weise, die Kranken zu trösten und zu einem guten Tode vorzubereiten." Ein Kapitel in diesem vortrefflichen Buche handelt von der geistlichen Kommunion und fängt mit den Worten an: „Obwohl man den Herrn nicht öfter als einmal des Tages im Sakrament empfangen kann, so kann er doch, wie ich schon gesagt habe, zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke geistlich empfangen werden; und dies kann uns durch keine Kreatur, außer durch unsere Nachlässigkeit oder eine andere Schuld entrissen werden. Und diese Kommunion ist manchmal so gewinnreich und Gott angenehm, als vielleicht viele andere sakramentale durch die Schuld derer, die sie empfangen, es nicht sind." (Kap. 56. † 1610.)

Der hl. Franz von Sales, Bischof von Genf, ein großer Geistesmann und Lehrer des geistlichen Lebens, empfiehlt das Buch seines Zeitgenossen Scupoli als ein sehr nützliches, indem er an eine seiner geistlichen Töchter darüber schreibt: „Leset, und leset immer wieder den ‚geistlichen Kampf!' Das soll euer Lieblingsbuch sein; es ist verständlich und durchaus brauchbar." Und an eine andere schreibt er: „Gewiß, meine Tochter, der geistliche Kampf ist ein großes Buch." In seinem überaus kostbaren Büchlein, das den Namen führt: „Philothea oder: Anleitung zum gottseligen Leben" empfiehlt der hl. Franz selbst die Uebung der geistlichen Kommunion mit den Worten: „Kannst du das Glück nicht haben, in Wirklichkeit bei der heiligen Messe zu kommuniziren, so thue es doch immer in geistlicher Weise, und suche dich wenigstens durch ein glühendes Verlangen mit dem belebenden Fleische deines Erlösers zu vereinigen!" (Kap. 21. † 1622.)

Zum Schlusse will ich noch das Urtheil beifügen, welches der jüngste unter den Kirchenlehrern, der heilige Bischof Alphons Maria von Liguori, der verdienstvolle Stifter der Versammlung des allerheiligsten Erlösers, der im Jahre 1787 gestorben, und im Jahre 1871 von dem hochseligen Papste Pius IX. feierlich als Kirchenlehrer erklärt worden ist, über die geistliche Kommunion abgegeben hat. In der Einleitung zu dem herrlichen Büchlein „Besuchungen des allerheiligsten Sakraments des Altars und der allerseligsten Jungfrau Maria, für jeden Tag des Monats" spricht er sich darüber also aus: „Weil am Ende einer jeden Besuchung die geistliche Kommunion empfohlen ist, so ist es nothwendig, daß ich erkläre, worin sie besteht und wie groß der Nutzen derselben ist. Nach dem hl. Thomas besteht die geistliche Kommunion in einer brennenden Begierde, Jesum im Sakramente zu empfangen, und in einer liebevollen Vereinigung mit ihm, als ob man ihn wirklich empfangen hätte."

Der Herr gab der Schwester Paulina Maresca, Stifterin des Klosters St. Katharina von Siena in Neapel, zu erkennen, wie wohlgefällig Gott die geistliche Kommunion ist, und welche Gnaden er durch dieselben austheilt; denn er zeigte ihr, wie es in ihrer Lebensgeschichte erzählt wird, zwei Gefäße, eines von Gold, das andere von Silber, und sagte ihr, daß er in dem goldenen die wirklichen, in dem silbernen die geistlichen Kommunionen aufbewahre. Auch sagte er der hl. Johanna vom Kreuz, daß, so oft sie geistlich kommunizire, sie eine ähnliche Gnade empfange, wie jene, die ihr in der wirklichen Kom-

munion ertheilt werde. Doch es genüge uns, zu wissen, daß das heilige Konzilium von Trient die geistliche Kommunion sehr anrühmt und die Gläubigen ermahnt, sie oft zu üben.

Deshalb kommuniziren alle frommen Seelen häufig auf diese Weise. Die hl. Agatha vom Kreuz that es an zweihundertmal des Tages; und der P. Peter Faber, der erste Genosse des hl. Ignatius von Loyola, pflegte zu sagen, daß die geistliche Kommunion ein großes Mittel sei, um mit vielem Segen die sakramentale Kommunion zu empfangen. Ich ermahne jeden, der in der Liebe zu Jesus wachsen will, wenigstens einmal des Tages auf diese Weise, beim Besuche des allerheiligsten Sakramentes, sowie auch bei der heiligen Messe zu kommuniziren. Ja, es ist noch besser, wenn man es alsdann dreimal, beim Anfange, in der Mitte und am Ende der Messe thut. Diese Andacht ist weit heilsamer, als manche meinen, und ist zu gleicher Zeit so leicht zu üben. „Denn," sagt die hl. Johanna vom Kreuz, „ohne bemerkt zu werden, ohne vorher gefastet zu haben, ohne der Erlaubniß des Beichtvaters zu bedürfen, kann man geistlich kommuniziren, und man kann es so oft als man will, weil man dazu nur eine Uebung der Liebe bedarf."

Es wird nicht nöthig sein, noch weitere Aussprüche von Heiligen und Lehrern des geistlichen Lebens anzuführen, um in uns die Ueberzeugung zu befestigen, daß die geistliche Kommunion nach dem übereinstimmenden Urtheile der Heiligen ein ganz vorzügliches Mittel ist zur Förderung des geistlichen Lebens und zur Erlangung der christlichen Vollkommenheit.

Höher hinaus!

Eine traurige Erscheinung unserer Tage und gewissermaßen die Signatur unserer Zeit ist die große Unzufriedenheit, die unter allen Ständen und Berufsklassen herrscht. Alle hadern mit ihrem Schicksal, Keiner ist mehr zufrieden, Jeder und Jede möchte höher hinaus. Ganz besonders unter der Jugend herrscht das leicht begreifliche und selbstverständliche Bestreben, es immer mehr vorwärts zu bringen und sich eine angenehme Lebensstellung zu erringen. Dieses Bestreben kann auch, solange dabei die rechtmäßigen Schranken nicht überschritten werden, nicht im geringsten getadelt werden; es verdient im Gegentheil alles Lob und alle Anerkennung. Sobald aber dieses Streben lediglich von der Hoffart diktirt wird und in dem Satze gipfelt: „Höher hinaus!", das heißt sobald man anfängt, mit seinem Stande unzufrieden zu werden, und über denselben hinaus zu wollen, sobald ist es auch nicht mehr in der Ordnung und fordert den schärfsten Tadel aller rechtlich Denkenden heraus. Für solche also hat das Sprichwort Geltung: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!" Leider müssen wir sagen, daß ein Hauptübel unserer Zeit eben

darin besteht, daß so viele Menschen über ihren Stand hinaus wollen, und es wäre höchst nothwendig, daß alle Berufenen diesem allgemein um sich greifenden Uebel zu steuern versuchten, und daß namentlich die Eltern ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern Bescheidenheit und Zufriedenheit mit ihrem Stande lehrten. Und zwar thäte dies nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem Lande noth. Denn auch die jungen Bauernburschen und Bauerntöchter fangen an, unzufrieden zu werden und sich ihres eigenen und des Standes ihrer Eltern zu schämen. Sie wollen mit einem Worte „höher hinaus". Dieses Uebel wird um so bedenklicher und diese Sucht um so gefährlicher, je näher sie einer Stadt wohnen, und je mehr sie mit Städtern in Verkehr kommen! Es ist schwer aufzuzählen, wie viele durch diese leidige Sucht schon in Elend und Unglück gestürzt worden sind.

Da war einmal kaum ein paar Stunden von der nächsten Stadt entfernt ein angesehener Bauersmann, der mit seinem Weibe und seinen beiden Kindern, einem noch schulpflichtigen Knaben und einer etwa siebzehn Jahre alten Tochter in den denkbar glücklichsten Verhältnissen lebte. Glück und Wohlstand war in dem Bauernhaus daheim; das Anwesen war schuldenfrei, und zudem lag noch ein hübsches Häufchen Thaler wohlgeborgen im Schranke. Im Stalle standen zwei muntere, feurige Pferde, und dazu nannte der Bauer ein Dutzend wohlgenährte Kühe und fast ebensoviele Stück Jungvieh sein eigen. Was aber die Hauptsache im Glücke dieses Landmannes ausmachte: Vater und Mutter, Sohn und Tochter strotzten von Gesundheit, und Zank und Streit hatte es bisher im Hause noch nie gegeben. Es wohnte mit einem Worte der Friede und das Glück in demselben, und man hätte nur wünschen können, daß es immer so bleiben möchte. Leider blieb es nicht immer so, und das kam folgendermaßen.

Die jungaufblühende Tochter, die von ihren rechtlich-strengen Eltern in alter Zucht und Sitte auferzogen wurde und bisher ein braves, williges und folgsames Mädchen war, das seinen Eltern bei allen Haus- und Feldarbeiten tapfer half, kam von jetzt an Geschäfte halber auch hier und da in die benachbarte Stadt. Bald wurde sie auch von jungen Stutzern, denen das muntere, saubere, wie Milch und Blut aussehende Bauernmädchen wohl gefallen mochte, förmlich umschwärmt. Allerdings war sie in ihrem Verkehre längere Zeit sehr vorsichtig und wies alle die Schmeichler standhaft von sich, unter denen sich besonders einer, ein angeblicher Versicherungsagent, hervorthat. Dieser wußte nicht genug zu bedauern, wie es geradezu jammerschade sei, daß ein so „schönes Kind" trostlos auf dem Lande verkümmere und sich mit harter Bauernarbeit abplagen müsse, während es doch ein besseres Loos verdient hätte. In der Stadt hätte sie doch ein viel angenehmeres Leben; sie verdiente einmal eine noble Stadtfrau zu werden, die sich nicht so abzuplagen hätte, und wie die Schmeicheleien alle hießen. Unsere Bauerntochter wies anfänglich auch diesen Schmeichler von sich, da sie ihm ebensowenig wie allen andern traute. Zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie hielt noch etwas auf Sitte und guten Ruf und fürchtete sich vor dem Falle. Hatte sie doch schon an genug Beispielen gesehen, daß solchen Schmeichlern nicht zu trauen ist. Doch schienen die letz-

teren Schmeicheleien nicht ganz spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Wenigstens glaubte der tiefer blickende Vater zu bemerken, daß die Tochter nicht mehr so zufrieden und willig sei wie früher.

So vergingen ein paar Jahre, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Da wollte es der Zufall oder, besser gesagt, das Unglück, daß der bereits genannte Versicherungsagent auf den Bauernhof kam und zum Erstaunen von Vater und Mutter um die Hand der Tochter anhielt. Die Eltern baten sich eine vierwöchige Bedenkzeit aus, und der städtische Freier entfernte sich, nicht ohne vorher dem Bauer alles Mögliche versprochen zu haben, wie gut es seine Tochter als Frau bei ihm haben würde, und nicht, ohne Mutter und Tochter alle möglichen Schmeicheleien gesagt zu haben. Da gab's nun erstmals Streit und Unfrieden im Hause. Die bisher folgsame Tochter hatte im Laufe der Zeit über die ihr gewordenen Schmeicheleien nachgegrübelt und glaubte bereits selbst, daß sie eigentlich für das Land zu gut sei; sie wollte „höher hinaus" und eine Stadtfrau werden, und wenn es auf sie allein angekommen wäre, sie hätte wohl dem Bewerber sofort ja gesagt. Eine kräftige Hilfe und Unterstützung fand sie an ihrer thörichten Mutter, und vereint wurde nun dem anfangs widerstrebenden Vater zugesetzt, der die Behauptung wagte, daß die Heiraten zwischen Bauerntöchter und Stadtherren in der Regel alle nichts taugten, weil es letztere meistens blos auf die Batzen der Bauerntöchter abgesehen hätten und ihren bäuerlichen Frauen längstens nach den Flitterwochen bei jeder Gelegenheit ihre Abstammung vom Bauernstand vorwürfen. Und wir müssen sagen, dieser Vater hatte recht. Aber was wollte er machen? Um endlich wieder Ruhe und Frieden im Hause zu bekommen, gab er, wenn auch widerstrebend, nach, und als der Agent nach vier Wochen wiederkam, erhielt er das Jawort. Bald wurde mit den Thalern des Bauern (das angebliche Vermögen des Bräutigams sollte erst nach Jahresfrist fällig sein) nobel Hochzeit gehalten. In der ersten Zeit ging auch Alles gut. Der Ehehimmel der jungen Frau hing voller Geigen; sie hatte, was sie wollte; war sie doch dem „wenig noblen" Bauernstand entronnen und eine feine Stadtfrau. Doch dies Glück dauerte nicht lange; bald machte sie die Entdeckung, daß ihr Mann ein richtiger Lebemann war, und daß mit dem Schwinden der in die Ehe mitgebrachten Thaler auch seine geheuchelte Liebe und Zuneigung zu ihr immer geringer wurden. Dies wurde auch nicht mehr besser, als dem jungen Ehepaare ein herziges Söhnchen geboren wurde. Eines Morgens war der Gatte und Vater verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Er hatte auch allen Grund zum Verschwinden. Wußte er doch, daß eine bald stattfindende Kassenrevision ihn dem Strafrichter überliefern würde. Jetzt gingen der Bethörten freilich die Augen auf; sie sah ein, wohin sie mit ihrem „höher hinaus!" gerathen war. Freilich kam diese Einsicht zu spät. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als mit ihrem Kinde wieder zu ihren Eltern zurückzukehren, bei denen die schwer Geprüfte auch Aufnahme fand.

So wie in diesem Falle oder ähnlich oder auch noch schlimmer geht es sehr häufig. Darum soll man mit seinem Stande zufrieden sein und nicht immer „höher hinaus" wollen.

Was Frau Milden in der Kirche gethan.

Ja, sehen Sie, beste Frau Base, wenn man in die Kirche geht, dann kann man wirklich was erleben. Vorigen Sonntag sag' ich zu meiner Aeltesten, der Greth: „Ich geh in die Kirche, mach' Du den Braten allein zurecht. Stelle ihn aber nicht zu spät auf's Feuer und laß ihn nicht anbrennen. Butter brauchst Du nicht zu viel zu nehmen, denn die Bauern sind gestern wieder aufgeschlagen.“ Dann habe ich mich schnell angezogen, mein Blauseidenes mit der Pelzjacke und einen neuen Hut mit Hollunderblüthen, denn wissen Sie, in der Kirche darf man sich doch nicht ausspotten lassen. Bevor ich aus dem Hause ging, habe ich noch ein Bischen mit meinem Mann gehadert, dem fehlten ein paar Hemdenknöpfe. Ich habe ihn aber ganz gemüthlich fortbrummen lassen und gemacht, daß ich aus dem Zimmer herauskam, denn wissen Sie, auf diese Weise kann man die Männer am besten kuriren.

Wie ich in die Kirche komme, haben sie richtig schon das erste Lied gesungen, und als ich auf meinen Platz will, den ich nun schon seit 25 Jahren inne habe, sitzt Ihnen richtig schon eine drauf. Und wissen Sie wer? Die Spenglerische. Ich bin aber nicht auf den Mund gefallen und sage ganz höflich: „Erlauben Sie mir mal, Frau Hießlinger, das ist mein Platz.“ Sie sagt: „Was Sie nicht sagen, du meine Güte, das ist mir Wurscht, ich sitz einmal da und bleib auch da sitzen.“

„Aber was,“ sage ich, „Frau Hießlinger, gehen Sie nicht ganz ruhig da weg, ruf' ich den Küster, der wird mir schon zu meinem Rechte verhelfen; wissen Sie nicht, daß ich die Frau Milden bin?“

Zuerst hat die Spenglerische gar nicht fort wollen, ich hab' aber nicht nachgelassen, und da hat sie sich endlich aufgepackt und ist gegangen. „Nun, na,“ hat sie gesagt, „ich gehe schon, und wenn ich gewußt hätte, daß das Ihr Platz gewesen, hätte ich mich um's Leben nicht dahingesetzt, werthe Madame Milden.“ Jetzt denken Sie sich diese Frechheit, nennt mich die „Madame“, grad' als ob ich ihres Gleichen wäre. Soll man da nicht aus der Haut fahren vor lauter Gift und Galle? Ist denn mein Mann nicht ein Meister, der sechs Gesellen und drei Lehrjungen hat, und die Unverschämte nennt mich „Madame“. Wenn es nicht in der Kirche gewesen, hätt's Spektakel gegeben, so aber bin ich die Gescheidtere gewesen und habe es heruntergeschluckt. Uebrigens war die Kirche ganz voll, aber es ist auch wahr, in der Kirche kann man am Besten sehen, wie es zugeht in der Welt. Der Staat, die Hüt' und Mäntel; — man sollt' es gar nicht für möglich halten und sich rein den Kopf zerbrechen, wo es denn die Leut' eigentlich hernehmen. Gleich vor mir saß die Vierlings, der ihr Mann auf den andern Tag spät in der Nacht total betrunken nach Haus kommt und all' sein Verdienst auf der Bierbank läßt. Und dem seine Frau hat eine Atlasmantille angehabt, von lauter Glanz und Blinken. Ich habe nicht daran fühlen können, weil ich zu weit davon gesessen, aber ich meine sicher, es sei Halbseide gewesen. Rein zum Lachen, der Stolz, den die Frau hat,

als ob man nicht wüßte, daß nichts dahinter steckte. Ein wenig weiter hat die dicke Weniger gesessen. Sie kennen sie ja, die beim Doktor Friedrich als Köchin gedient hat. Na, es ist schrecklich, wenn man dran denkt, wie die aufgedonnert war, davon können Sie sich keinen Begriff machen. Eine goldene Brosche hat sie angehabt, und Ohrringe mit Steinen drin, so groß wie ein Bügeleisen. Freilich, die Bäckersfrau muß es gut können. Das Allerschönste aber war mit der Wirthin aus dem Bären. Das würd' kein Mensch glauben, wenn man es nicht selber gesehen hätte. Denken Sie sich, die hat einen Hut mit furchtbar breiten Rändern und einer schwarzen Feder drauf, wie ein Pferdeschweif. Was bild't sich die denn ein? Meint sie denn, schön zu sein mit ihrer großen Nase und den kleinen Augen? Wenn sie noch zehn oder fünfzehn Jahre jünger wär', ließ man es sich noch gefallen, aber wenn so eine Frau, die sechs kleine Kinder hat, mit einem Hut herum läuft, wie ein Räuberhauptmann, dann hört doch rein Alles auf. Ich hätt' ihr rein in's Gesicht gelacht, wenn's nicht in der Kirche gewesen wäre.

Und wissen Sie, was in der Kirche am meisten interessirt? Die Aufrufe — da erfährt man jedesmal was Neues. Da haben sie am Sonntag dem Schleuker seine Aelteste zum ersten Male aufgerufen. Bei der ist es aber auch höchste Zeit, daß die heirathet. Ich hätt' drauf geschworen, daß er sie hätt' sitzen lassen, er scheint aber doch Mitleid mit ihr gehabt zu haben; kann ein rechtes Paar werden . . . Von den Kieferschen heirathet auch eine. Vier sitzen zu Hause. Gestern habe ich den Bräutigam und die Braut gesehen. Ist das aber ein Herr, schmal wie ein Zahnstocher, und ein Gestell wie ein verhungerter Spatz. Ich glaube, er ist irgendwo als Buchhalter angestellt. Eine nette Anstellung; das Gehalt wird wohl so groß sein, daß er eben die Stiefelwichs bezahlen kann. Die alte Frinken heirathet auch wieder. Na, man sollt' sagen, die hätt' vom Ersten Schläg' genug gekriegt, jetzt kommt sie an den Rechten, der sie nur nimmt wegen der paar Mark, die sie sich erspart hat.

Was fragen Sie? Was gepredigt wurde? Ja, wissen Sie, das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Wie ich Alles gesehen, bin ich ein wenig eingedusselt . . . merkwürdig, daß mir in der Kirche gleich immer der Schlaf ankommt. Wissen Sie, bei mir ist es schon so, wenn ich nicht einen kleinen Diskurs halten kann, nicke ich gleich ein. Das kommt aber nur von den Nerven, ich habe gar so schwache Nerven. Gehabt Euch wohl, liebe Frau Base, es hat mich sehr gefreut.

Lieber Leser! So darfst du es nicht in der Kirche machen. Das ist keine Andacht!

— Die Offenbarungslehre ist dem schwachen menschlichen Auge eine Stärke, so daß das mit ihr bewaffnete Auge deutlicher und vollkommener sehe, was es ohne diese Bewaffnung nicht so deutlich sehen kann.

— Wie der Bach über manche Unebenheiten und Hindernisse hinweggleitet und doch sein Wasser klar erhält, so müssen auch wir uns nicht anfechten lassen durch Trübsal und Noth, sondern sie in Geduld tragen und unsere Seelen trotzdem rein erhalten.

Ein Zug aus dem Leben Kolpings.

Folgende schöne Episode befindet sich unter Anderem in der Lebensbeschreibung des Gesellenvaters Adolf Kolping vom Generalpräses Msgr. Schäffer: Von einer der Versuchungen, die ihm (Kolping) mitunter in seinen Gesellenjahren (er war bekanntlich bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre Schuhmacher) nahten, erzählte er seinem priesterlichen Freunde folgendes:

Ich arbeitete in einer Werkstatt in Köln; der Meister, ich und ein Lehrbursche, der bei seinen Eltern Kost und Schläfung hatte, war das ganze Arbeiterpersonal. Die Familie des Meisters war klein, außer der Hausfrau nur noch eine Tochter. Das ziemlich geräumige Haus gehörte dem Meister; es war aber fast ganz vermiethet, und ich wohnte hoch oben in einer Kammer, wo es aber so reinlich und anmuthig war, daß ich mich königlich glücklich fühlte. Der Meister war vermögend, er hatte außer dem Hause noch bares Geld, ein „Aepfelchen für den Durst". Das Töchterchen war brav und im Nähen, Bügeln und Kochen bestens unterwiesen.

Zunächst meinte nun aber die Frau Meisterin, ich sollte in Zukunft das Zimmerchen nicht mehr selbst ordnen, sie wolle das fernerhin besorgen; auch solle ich ein Zimmer im zweiten Stock beziehen. Der Meister war damit einverstanden. Gesagt, gethan! Am folgenden Morgen wurden meine Habseligkeiten in das größere Zimmer gebracht.

Von da an wurde in der Familie nichts von Wichtigkeit unternommen, wenn ich nicht zuerst mein Gutachten oder sogar meine Zustimmung abgegeben. Es bezog sich das nicht nur auf Geriß, Kohlen und Kartoffeln, sondern auf die Zukunft des Geschäftes. „Ihr Mann," meinte die Meisterin, „könne die Last nicht mehr lange tragen und müsse die Werkstatt bald einem Andern übergeben. Wem? das sei die Frage."

Der Meister war wie ein Vater zu mir, er pflegte zu sagen, er habe zwei Kinder, und wenn er wüßte, daß ich immer in seinem Hause bleibe, dann wollte er ruhig sterben. Ich hätte von Stroh sein müssen, wenn ich nicht hätte merken können, wohin solche Reden zielten. Als eines Tages abermals die Rede sich um diesen Punkt drehte und man sich zu wundern schien, daß ich nicht mit beiden Händen das zugeworfene Glück aufgriff, eilte ich auf mein Zimmer, denn meine Kraft allein reichte nicht aus, um diesen guten Leuten zu sagen: „Ich gehe." Auf meinem Zimmer weinte ich mich aus, und mit dem Kruzifixe in der Hand erneuerte ich den Vorsatz, Priester zu werden, und bat Gott um Hilfe.

Wunderbar gestärkt kam ich auf die Werkstatt. Kaum saß ich dem Meister gegenüber, so sprach ich: „Meister, ich suche mir eine andere Werkstatt!" Als ich das sagte, war er wie von einem Schlage gerührt, er ließ sich in den Stuhl zurücksinken, die Hände fielen ihm in den Schoß. Als er sich erholte, sprach er: „Nit mügelich, nit mügelich!" Dann rief er seine Frau herbei: „Adolf will von uns gehen!" Die that einen jähen Schrei: „Maria Joseph!

Wat es doch vorgefälle?!" Auch die Tochter mußte davon wissen. Diese ergriff das Ende der Schürze, um es an die Augen zu bringen, und entfernte sich still weinend.

Als ich das Unheil sah, das ich angerichtet, war's mir doch, als würde mir ein Stück vom Herzen gerissen. Aber was konnte Alles helfen? Das Opfer mußte gebracht werden. Noch ein paar Wochen, und ich verließ eine brave, durchaus christliche Familie, die sich dadurch glücklich machen wollte, daß sie mich glücklich machte.

Soweit Kolping. So führt Gott die Seelen, die er zu etwas Großem bestimmt hat, und so folgen heldenmüthige Seelen dem Rufe seiner Gnade.

Jesuit und protestantischer Prediger.

Nachstehendes Erlebniß, welches unsere Leser interessiren wird, schildert uns der englische Jesuitenpater William Tracey. Er schreibt: Gegen Ende des Jahres 1880 besuchte ich die schönen Kirchen der bedeutendsten Niederländischen Städte und fuhr dann nach Gent. In meiner Nähe saß ein protestantischer Prediger. Unsere Mitreisenden waren einige Bauern und Bäuerinen. Tiefes Schweigen herrschte einige Zeit. Da wurde ich plötzlich von der tiefen, feierlichen Stimme des Predigers aus meinen Träumen aufgeweckt. Er fragte: „Sprechen Sie englisch, Madame?" — Die so feierlich angeredete Person blickte ihn mit nicht geringer Ueberraschung an, aber er schien es nicht zu bemerken, sondern fragte in derselben Weise: „Sprechen Sie englisch, Madame?" — „Nein", war die Antwort der guten Bauersfrau. Des Predigers Gesicht wurde ernster bei dieser Enttäuschung. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen über belgische Unwissenheit. „Sprechen Sie englisch, mein Herr?" ließ der Prediger auf's Neue seine Stimme erklingen. „Nein", war wieder die Antwort eines der Mitreisenden. Nun fragte er mich ebenso; ich antwortete bejahend. Ein Ausdruck der Freude erfüllte sein ganzes Wesen. Er stand von seinem Sitz auf und nahm mit großer Herzlichkeit neben mir Platz.

„Ich sehe sofort, mein Herr," sagte er, „daß Sie von einer deutschen Hochschule zurückkehren. Ich habe ein sehr zutreffendes Urtheil und irre mich höchst selten. Mein Name ist Oswald Dobson. Eine Londoner religiöse Gesellschaft hat mich auf das Festland geschickt, um über die Fäulniß und Verruchtheit der römischen Kirche in diesen in Finsterniß liegenden Gegenden Stoff zu sammeln. Auf meinen Reisen durch Frankreich, Belgien, Spanien, Oesterreich und Italien habe ich eine Menge schrecklicher Dinge über das Papstthum gehört. Bei meiner Rückkehr nach London will ich eine Reihe von Vorträgen halten, in welchen ich die Geheimnisse der Papstkirche vor aller Welt offen darlegen werde."

„Ich begreife sehr wohl, mein Herr," erlaubte ich mir zu bemerken, „daß ein mit reichen Sprachkenntnissen versehener Beobachter unmöglich so viele Länder durchreisen wird, ohne sich reiche Erfahrungen zu sammeln. Aber wenn ich mich nicht sehr irre, können Sie nur englisch sprechen."

Er antwortete: „Um die Verdorbenheit der Papstkirche zu studiren, braucht man nicht deren Sprache zu erlernen, denn Handlungen sprechen zu den Augen. Franzosen, Spanier und Italiener handeln aber. Ich brauchte nur meine Augen aufzumachen; und ich hatte sie weit offen, so daß ich ihre Verbrechen und ihren Götzendienst klar erblickte."

„Dürfte ich fragen, welche Verbrechen Sie gewahrten?"

„O, welche Verbrechen habe ich in diesen durch Pfaffenwirthschaft heruntergekommenen Ländern gewahrt! Sollten Sie es für möglich halten, mein Herr, daß ich Kruzifixe und Bilder der Jungfrau Maria fast an jedem nur denkbaren Platze erblickte. Ich sah sie an Bäumen in den einsamsten Gegenden angebracht und thronend auf den Marktplätzen der volkreichen Städte; und ich sah Männer, Frauen und Kinder vor ihnen auf den Knieen liegen und sie wie Götzen anbeten. O, es ist schrecklich!"

„In der That bin ich davon ganz erschüttert. Aber da fällt mir ein, hat Ihnen vielleicht Jemand gesagt, daß diese Leute ihre Kruzifixe und Statuen als Götter anbeten?"

„Ob mir Jemand das gesagt hat? Wozu sollte man es mir noch sagen, wenn ich es mit meinen eigenen Augen gesehen habe?"

„Sie hätten doch gut daran gethan, sich zu erkundigen, ob diese Leute den Darstellungen aus Stein und Holz wirklich göttliche Ehre erwiesen?"

„Aber die Leute, von denen ich rede, waren Italiener, Franzosen und Spanier. Sie konnten kein Wort englisch sprechen und ich verstand kein Wort von ihrer barbarischen Sprache."

„Dann haben Sie sich vielleicht in Ihrem Urtheile betreffs der Katholiken überstürzt. Ich habe die Katholiken in vielen Gegenden beobachtet und muß gestehen, daß ich keinen einzigen von ihnen je des Götzendienstes schuldig gefunden habe. Ihre Priester belehrten mich dagegen, daß z. B. Kruzifixe verehrt werden nur als Sinnbilder unserer Erlösung, als Erinnerung an das Holz, an welchem der Heiland starb."

„Ihre Priester belehrten Sie so! Mein lieber junger Freund, der Herr Jesus bewahre Sie vor papistischen Priestern. Sie sind so schlau wie Schlangen und ebenso gefährlich. An allen Uebeln unserer Zeit tragen die Jesuiten die Schuld, ja ich gehe noch weiter und behaupte ohne Zögern, daß alles Unheil, welches im letzten Jahrtausend über die menschliche Gesellschaft gekommen ist, von den Jüngern Loyola's angezettelt wurde."

„Dürfte es nicht etwas gewagt sein, die Jesuiten aller Verbrechen der letzten tausend Jahre anzuklagen."

„Nein, mein Herr; ich versichere Ihnen ganz feierlich, daß sie sogar während der letzten 1500 Jahre bei jeder Revolution betheiligt waren. Es ist dies eine Thatsache, welche selbst ihre besten Freunde und Vertheidiger nicht in Abrede stellen können."

„Sie vergessen, daß die Jesuiten noch nicht über drei Jahrhunderte alt sind. Sie mögen gütigst verzeihen, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf diese geschichtliche Thatsache lenke."

„Mein lieber junger Freund," sagte der Prediger und warf einen geheimnißvollen Blick auf alle Reisenden, „diese Jesuiten haben stets existirt, sei es sichtbar, sei es unsichtbar. Man stößt überall auf dieselben; vielleicht befinden wir uns gar hier in diesem Koupé unter deren wachsamen Augen. O gewiß, mein Herr, Sie mögen einem solchen die Hand schütteln und wissen es nicht; Sie mögen stundenlang mit ihm sprechen und erkennen ihn nicht. Diese Jesuiten sind wahrhaft teuflischer Natur und mit mehr als menschlicher Macht ausgerüstet."

„Haben Sie jemals einen Jesuiten gesehen?" fragte ich.

„O, gewiß nicht; ich möchte keinen schauen. Ich kenne die Geschichten ihrer blutigen Verschwörung zu gut. Diese Jesuiten sind es, welche das arme Volk zu allen erdenklichen Uebelthaten verleiten und welche das unwissende Volk dazu bringen, die Knochen von Heiligen und selbst deren Kleider anzubeten."

Ich fing an, über seine Unterhaltung mich zu langweilen. Ich fragte mich, was die protestantische Gesellschaft in London sein müsse, wenn dieser Mann einer ihrer Vertrauensmänner war. Angesichts solcher Thatsachen kann man sich nicht länger wundern, daß die Protestanten über die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche die tollsten Ansichten haben; denn welche Beobachtungen und Studien können Männer anstellen, welche so kurzsichtig und unwissend sind wie mein Reisegefährte?

Ich fragte: „Haben Sie jemals Waterloo besucht?"

„O, wie hätte ich Belgien verlassen können, ohne das zu thun! Kein wahrer Engländer wird je dieses Land betreten, ohne das glorreiche Schlachtfeld zu besuchen, auf welchem die englischen Soldaten so großen Ruhm erfochten haben. Ich entblößte mein Haupt, als ich auf dem Boden stand, welcher vom edelsten Blute unseres Landes sich getränkt hatte. Auch hob ich etwas Erde auf zur ewigen Erinnerung und hatte sogar das Glück, mir einen Nagel von dem Hufeisen zu verschaffen, welches das Pferd Wellington's in der Schlacht trug."

Unwillkürlich mußte ich lächeln, als ich hörte, daß er sich in Waterloo einen Nagel verschafft habe. Ich hatte nämlich auch das berühmte Schlachtfeld besucht und aus ganz zuverlässiger Quelle vernommen, daß ein Schmied Wellington-Nägel nachmachte, um sie den Engländern aufzubinden.

„Was bestimmte Sie," fragte ich ernst, „jene Erde zu Waterloo aufzuheben? Welchen Werth kann in Ihren Augen ein Nagel haben? Wenn die belgischen Katholiken sehen, daß sie solche Dinge in Ehren halten, so werden Sie von denselben des Götzendienstes beschuldigt werden."

„Mich des Götzendienstes beschuldigen! Wahrhaftig mit welchem Rechte könnten sie das thun?"

„Mit demselben Rechte, mit welchem Sie es thun. Sie können nicht in Abrede stellen, daß Sie Hufnägel verehren, ja selbst Erde, welche von anderen

Menschen täglich mit Füßen getreten wird. Beim Betreten der Ebene von Waterloo waren sie zudem unvorsichtig genug, Ihren Hut abzunehmen. Jene, welche Sie beobachteten, haben vielleicht ausgerufen: ‚O, schaut doch diesen englischen Götzendiener.'"

„Mein lieber Herr, ich sehe, Sie wollen scherzen. Ich habe nie gesagt, daß ich die Erde von Waterloo oder den Hufnagel von Wellington's Pferd anbete."

„Aber sagten Ihnen denn jemals die Katholiken, daß sie ihre Bilder und Statuen anbeteten, oder daß sie dem Kruzifix göttliche Ehre erwiesen?"

„Nein, mein Herr, das thaten sie nie; aber es war auch nicht nöthig, da ich es mit meinen eigenen Augen sah. Mein Freund, ich zittere für Ihr Seelenheil. Ich fürchte, die Jesuiten haben Sie bethört. Ich sehe in Ihrer ganzen Unterhaltung den Keim des Irrthums. Ich wünschte einige Zeit bei Ihnen verweilen zu können, um in Ihrer Seele ein nie zu erlöschendes Feuer zu entzünden. Ich hätte Ihnen dann gar Vieles zu erzählen von den Kniffen und Schlichen römischer Priester und würde Sie so gegen alle Gefahr wappnen. Behüte Sie Gott, junger Mann, behüte Sie sein Engel vor dem tödtlichen Einflusse der Jesuiten."

„Ich verspreche Ihnen, Alles zu thun, um mich gegen jene zu schützen, welche mich auf den Weg des Irrthums verleiten könnten. Ich liebe Gerechtigkeit, Wahrheit und Recht. Aber ich darf wohl auch Anderen den guten Rath geben, dasselbe zu thun. Ich bitte Sie, bevor Sie in der Londoner Gesellschaft über die Katholiken sprechen, einen Katholiken zu fragen, ob er wirklich Bilder, Statuen und Kruzifixe als Götzen anbetet."

„Ich werde wohl, ehe ich meine Vorlesungen halte, keinem Katholiken begegnen, welcher englisch spricht."

„Ich bin Katholik. Im Namen aller Katholiken, welche über den ganzen Erdkreis verbreitet sind, erkläre ich Ihnen, daß dieselben keine Bilder, Kruzifixe, noch sonst ein Geschöpf anbeten, sondern Gott allein göttliche Ehre erweisen. Wenn Sie in irgend einer Londoner Versammlung versichern, daß die Katholiken irgend ein Werk menschlicher Hände göttlich verehren, so machen Sie sich der schwärzesten Verleumdung schuldig."

„Sie sind?"

„Ich bin, wie ich sagte, Katholik; noch mehr, ich bin einer jener schrecklichen katholischen Priester, ich bin Jesuit!"

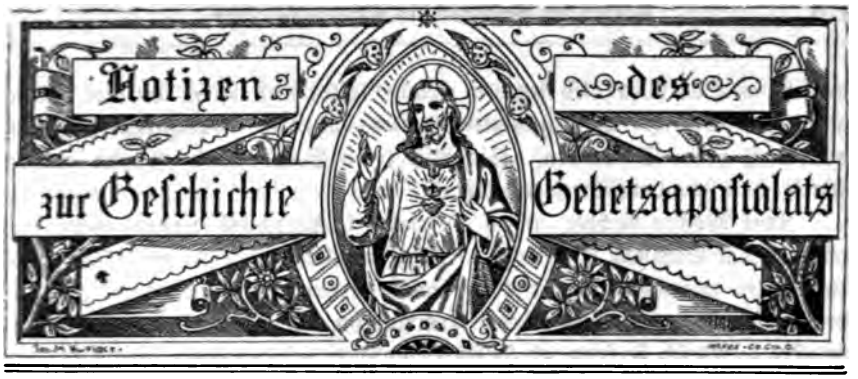
„O, o!" rief er aus wie im Todeskampf.

Inzwischen war der Zug in Gent angekommen. Ich lud meinen protestantischen Freund ein, mich im Jesuitenkolleg in der Barbestraße zu besuchen, aber bis heute ist er meiner Einladung noch nicht nachgekommen.

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Gestorben sind: am 7. November 1904, zu Cincinnati, O., Frau Bertha Rieg, Mitglied des Zweiges der St. Georgius Gemeinde; am 5. August 1904, zu Marietta, O., Maria Fornier, Mitglied des christlichen Mütter-Vereins der St. Patrick's Gemeinde zu Hohman, O.



P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen. Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

(Für den „Sendbote“.)

„Selig, die im Herrn sterben.“

Ein würdiger Priester schildert den erbaulichen Tod einer jungen amerikanischen Dame, die in der Akademie zu Oldenburg, Ind., die Schönheiten der katholischen Religion kennen gelernt hatte. Als dieselbe in ihrem heimatlichen Dorfe schwer erkrankte, schickte sie zwei katholische Damen nach der nächsten Stadt, einen Priester zu holen. „Obgleich sie auf großen Widerstand stieß, und in einem Orte wohnte, wo es nur wenige Katholiken gibt, die gesellschaftlich mißachtet werden, so bestand sie doch darauf, ein Kind der Kirche Gottes zu werden. Ich fand sie vollständig vorbereitet. Sie hatte sich sogar frische Rosen und andere Blumen in's Krankenzimmer bringen lassen; der Tisch diente als Altar, und sie bildete mit eigenen Händen auf demselben eine Art Tabernakel für das Allerheiligste, während sie die weißen Blumenblätter küßte und sagte: ‚O, daß doch auch mein Herz so rein wie diese wären, wenn ich meinen Heiland empfange!‘ Sie werden es verstehen, daß es mir leicht ward, eine so gute Seele vorzubereiten. In Gegenwart ihrer protestantischen Eltern, einer Wärterin, und drei katholischer Damen legte sie das Glaubensbekenntniß ab, das ich ihr vorlas, nachdem ich alle Punkte der tridentinischen Formel erklärt hatte. Darauf folgte der Unterricht über das Sakrament der Taufe, die ich ihr bedingnißweise spendete, da sie als Kind von einem Presbyterianer-Prediger getauft worden war. Dann ertheilte ich ihr Unterricht im Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars, worauf Alle hinausgingen, um sie beichten zu lassen. -- Sie empfing die hl. Wegzehrung mit erbaulicher Andacht; sogar ihre Eltern wurden dadurch sehr gerührt. Ich schloß mit der Spendung der letzten Oelung und des Sterbeablasses, während sie demüthig das Kruzifix küßte und den hlst. Namen Jesu

anrief. — So ist sie also jetzt ein Kind Gottes und seiner heiligen Kirche geworden, dank der Barmherzigkeit Gottes und dem wohlthätigen Einfluß von Euch guten Schwestern. Sicherlich wird Euch dies in Eurem großen Werke, das Ihr vollführet, ermuthigen."

Zwei Wochen nachher, am 4. Dezember l. J., schrieb derselbe Geistliche: „Sie ist am Samstag Abend, um 7 Uhr, friedlich im Herrn entschlafen, bis zum letzten Athemzuge in der Liebe Gottes verharrend. Am letzten Dienstag brachte ich ihr wiederum die hl. Kommunion, die sie mit großer Andacht empfing. Als ich sie frug, ob sie eine Sünde zu beichten habe, blickte sie mich fast erstaunt an, und erwiderte mit einem sanften Lächeln: ‚O nein, Vater. Mein beständiges Gebet war, daß ich nicht sündigen möchte, bevor ich sterbe.' Kein Wort der Klage, nicht einmal ein Seufzer, kam über ihre Lippen. Sie bat ihre Eltern um Vergebung wegen etwaiger Beleidigung und hielt dann eine geheime Unterredung mit ihrem Bruder, der, wie ich glaube, noch katholisch wird. Als der Tod herannahte, bat sie, das Kruzifix vor sie hinzustellen und ließ einen Theil des Kissens entfernen, um es besser sehen zu können. Sie opferte ihre Leiden Gott auf, in dessen Gegenwart sie beständig zu weilen schien. Als der Todeskampf eintrat, bat sie die ganze Familie, sich aus dem Zimmer zu entfernen und sie allein bei den zwei Wärterinen zu lassen. (Die beiden katholischen Frauen sollten um 7 Uhr des Abends kommen, fanden sie aber schon todt.) Die Sterbende bat eine der Wärterinen, ihr aus dem Buch die Gebete für Sterbende vorzulesen, was die gute Frau auch that, obgleich sie eine Protestantin ist.

„So ist sie dahingeschieden, mit den Gebeten der Kirche Gottes auf den erblassenden Lippen, die ihr von einer gutherzigen Protestantin vorgesprochen wurden, und in einem ganz protestantischen Hause. Von ihrer Familie hatte sie sich verabschiedet, um die Sterbegebete verrichten zu können. — Sie kümmerte sich nicht, wie ihre Leiche ausgelegt würde. ‚Es muß ganz einfach sein,' sagte sie; ‚aber ich will, daß meine Leiche in der katholischen Kirche ausgesegnet werde. Ich will sterben, ohne nach meiner Aufnahme in die katholische Kirche auch nur die geringste Sünde begangen zu haben. Ich wäre so froh gewesen, wenn Gott mich am Tage meiner ersten hl. Kommunion zu sich genommen hätte. Gebt mir meinen Rosenkranz und mein Kreuz mit, wie auch das Skapulier, die Medaille und das Abzeichen vom hlst. Herzen Jesu. Um alles Andere kümmere ich mich nicht.'

„Ich hielt ihr die Leichenrede, in Gegenwart einer ganz protestantischen Zuhörerschaft; aber der Gegenstand war so erhebend und zugleich so ansprechend, daß die Rede einen tiefen Eindruck machte. Die Anwesenden kamen nachher zu mir, und sagten es mir; alle ihre Vorurtheile schienen geschwunden zu sein. Beten Sie für dieselben; denn ich glaube, die Verstorbene wird einige von ihnen nach sich ziehen.

„Sie starb an dem ihrer himmlischen Mutter geweihten Tage, am Samstage, mit dem Skapulier um den Hals. Ja, sie liebte Maria, und betete jeden Tag den Rosenkranz. Sie hätten sie in jenem protestantischen Ort in ihrem Sarge sehen sollen, mit dem Rosenkranz in der Hand, auf der Brust das Ab-

zeichen des hlst. Herzen Jesu, die Medaille und das Skapulier um den Hals — ein Bild des starken, unerschrockenen Glaubens, der ihr Herz beseelte, das nun zu schlagen aufgehört hatte. Friedlich lag sie da, als ob der Todesengel sie lächelnd berührt hätte, mit der Verheißung des ewigen Lebens — Jedermann verwunderte sich darüber.

„Es wird Sie freuen, zu erfahren, daß dieselbe den Anfang ihrer Bekehrung von der einfachen und frommen Lebensweise der guten Schwestern hergeleitet hat. So sagte mir nach dem Leichenbegängniß ihr Oheim, der früher ein strenger Protestant war. Sie sehen, wir nehmen nicht immer wahr, welchen Einfluß eine anscheinend gewöhnliche Lebensweise im Kloster ausübt. Es gibt ja auch andere Predigten, als die auf der Kanzel gehalten werden, die desungeachtet doch oft noch viel wirksamer sind."

Das Immakulata-Jubiläum ist in Rom in glänzendster Weise gefeiert worden. Sehr beachtenswerth, auch in politischer Beziehung, sind die Berichte deutscher liberaler Blätter:

„Wer Rom zum ersten Mal an diesem Abend betrat, mußte unbedingt zu der Ueberzeugung kommen, daß er sich in der klerikalsten Stadt der Welt befinde. Während an früheren Kirchenfesten — und ich sah deren zahllose seit Jahren — fast nur Kirchen und Klöster beleuchtet waren, während selbst beim Jubiläum Leos XIII. nur verhältnißmäßig wenige Privatpaläste und Häuser Lichterschmuck trugen, bot bei dieser Gelegenheit die Häusermasse Roms das Bild eines strahlenden Lichtermeeres. Die große Mehrzahl der Häuser war, was schier unglaublich klingt, beleuchtet, und eine gewaltige Menschenmenge wogte zum St. Peter, dessen Kuppel sich im bengalischen Feuer spiegelte, und zur malerisch illuminirten Kolonna Immakulata auf der Piazza di Spagna. Besondere Beachtung verdient auch, daß zahllose Lampions zu Ehren der Madonna die italienischen Nationalfarben trugen, was unter Papst Leo undenkbar gewesen wäre. Unwillkürlich drängten sich da dem Beobachter zwei Eindrücke auf: einmal, daß, wie in Mailand, so auch in Rom der konservative und damit auch der religiöse Gedanke wieder an Stelle des jahrzehntelang fast souverän herrschenden offenen Antiklerikalismus tritt; sodann, daß die liebenswürdige, demokratische, versöhnliche Persönlichkeit des neuen Papstes bei dem römischen Volke Gefühle auslöst, die sich unter Leo XIII. gar nicht hervorgewagt haben. Das Nachtfest Roms zu Ehren der Maria Immakulata ist zweifellos ein ernstes Zeichen der Zeit." (Berliner Tageblatt.)

„Der Anblick, den Rom an diesen Abend bot, war überraschend schön. Seit 1870 hat man nicht eine so prächtige Illumination der Stadt, wie die vergangene, gesehen. Sie beweist, wie eng verknüpft die Bevölkerung Roms mit kirchlichem Leben geblieben ist. Auf allen Kirchen brannten Rothfeuer und loderten Flammen aus Pechpfannen und bunten Oelgläsern. Die Häuser in den engen Gassen wie in den breiten Prachtstraßen prangten im Schmuck Tausender und Abertausender von Lichtern. Das Fest der Verkündigung des Dogmas wurde für Rom zum Feste des Lichtes, an dem sich die ganze Bevölkerung enthusiastisch betheiligte und so zahlreich die Straßen durchzog, daß an mehreren Punkten der Fahrverkehr aufgehoben werden mußte." (Berliner Lokalanzeiger.)

Am Abend des 15. Dezember 1904 fand zum ersten Male seit 1870 die große Beleuchtung der Peterskirche statt, die der ungünstigen Witterung wegen vom vorhergehenden Sonntag auf diesen Tag verlegt werden mußte. Die architektonische Linien des Riesenbaues hoben sich von dem dunklen Hinter-

grund prächtig ab. Die Kolonnaden waren mit Tausenden von Lampions in sechs Reihen herrlich beleuchtet. Zwischen den Papierballons loderten überall Fackeln auf. Die Wappen auf den Ecken und in der Mitte der Kolonnaden unterbrachen mit wohlthuender Mannigfaltigkeit die langen Linien. Das gewaltige Geläute der Glocken erhöhte die festliche Stimmung. Auch die Umgebung der Peterskirche sowie der ganze Borgo, insbesondere unsere deutsche Nationalstiftung vom Kompositanto betheiligte sich an der Illumination. Viele Tausende von Menschen belebten den großen Platz und schauten sich das prächtige Schauspiel an.

Ein monumentales Werk über die Definition des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß Mariens ist soeben unter den Auspizien des Papstes erschienen. Es gibt in Dokumenten die Geschichte der theologischen Bewegung von 1854, die in der feierlichen Proklamirung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß ihren Höhepunkt erreichte, wieder. Prälat V. Sardi, Sekretär der Breven an die Fürsten, verdanken wir die Herausgabe aller dieser die theologische Wissenschaft interessirenden Dokumente, die in ihrer Gesammtheit einen vollen Einblick in die damalige Bewegung gestatten. Papst Pius X. hat den Herausgeber in einem eigenen Breve beglückwünscht.

Das Diadem der Unbefleckten. — Die Krönung des Bildes der allerseligsten Jungfrau, welches in der Chorkapelle des Vatikanischen Kapitels verehrt wird, wird nicht dem gewohnten Brauche gemäß stattfinden, als ob die jetzige Krone entfernt und eine andere neue aufgesetzt würde. Bekanntlich ist dieses Bild von Pius IX. gekrönt worden, auch um der Nachwelt die Erinnerung an die Definition der Unbefleckten Empfängniß zu übermitteln. Diese Krone ist mit Mosaiksternen geschmückt. Als die Idee auftauchte, anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums das Bild neuerdings zu krönen und für die Krone Diamanten zu verwenden, wurden deren eine große Zahl angeboten, so daß die Dekoration reich ergänzt werden kann. Allein der Gedanke, vom Haupte der Jungfrau mit Gewalt sozusagen das von Pius IX. hinaufgesetzte Diadem herabzunehmen, erwies sich immer mehr und mehr unpassend. Man hat sich daher dazu entschieden, auf die kunstvollste Art die Brillanten über die Mosaiksterne hinaufzusetzen.

Nachlese zur Immakulatafeier. — Schon vor einigen Monaten wurde von einer herrlichen „Krone" berichtet, womit das Madonnenbild in der Chorkapelle des St. Peters Dom gekrönt werden sollte. Man hat nun davon abgesehen und einfach einen großen Reif mit Diamantsternen hergestellt, welcher die alte Krone nun umgibt. Leider ist dieser Sternenkranz trotz seines hohen materiellen Werthes von einer außerordentlichen Geschmacklosigkeit und paßt in seiner Reifheit weder zur Krone des Bildes noch zum Stil der Kapelle.

Immakulatafeier in den Katakomben. — Das älteste Marienbild in der Katakombe der hl. Priszilla zu Rom, welches bekanntlich aus dem zweiten Jahrhundert herstammt, ist seit der großen Feier der letzten Tage mehr als je der Gegenstand eifrigster Verehrung geworden. Ein eigenes römisches Kommittee hat im Vereine mit dem „Kollegium der Verehrer der Märtyrer" die übernommene Aufgabe glücklich gelöst und eine besondere kirchliche Feier in den Katakomben vor diesem Bilde zu Stande gebracht. Bischof Broderick von Cuba hat am 12. Dezember in den hellerleuchten Katakomben eine heilige Messe pontifizirt und Professor Marucchi einen französischen Vortrag gehalten. Um 5 Uhr Nachmittags fand eine Prozession daselbst statt. — Von diesem Bilde ist übrigens auch eine Kopie in der Kirche vom hl. Georg bei den Englischen Schwestern in Rom aufgestellt unter dem Titel „Königin der Propheten" und der Hl. Vater Leo XIII. hat schon am Vigiltage der Immakulata 1894 einen Ablaß für die Verehrung dieses Bildes gewährt, vor welchem besonders für die Wiedergewinnung der Protestanten Englands gebetet wird.

In Portugal wurde in außerordentlicher Weise die Jubelfeier der Unbefleckten Empfängniß begangen. Gerade dieser Glaubensartikel wurde stets in Portugal hochverehrt, im Jahre 1645 feierlich als Staatsgrundgesetz verkündet und alle höheren Würdenträger und Universitätsprofessoren mußten auf denselben schwören. Am 8. Dezember fand die feierliche Grundsteinlegung zu einer prachtvollen neuen Kirche statt, die aus Beiträgen des ganzen Königreiches zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter in der Liffaboner Neustadt in herrlicher Lage sich erheben soll. Das ausgedehnte Grundstück mit bedeutendem Beitrag zum Baufonds wurde von der Gräfin Camaride geschenkt. Einzelne Kapellen und Altäre sind bereits von verschiedenen altadeligen Familien oder Vereinen übernommen. Von den elf eingelaufenen Plänen ausschließlich portugiesischer Architekten wird eine Fünferkommission unter dem Vorsitz des Kardinalpatriarchen die drei besten mit Preisen auszeichnen. An der Grundsteinlegung nahmen die königliche Familie, das Ministerium, das diplomatische Korps, der Stadtrath und sämmtliche höheren Behörden Theil. Auch mehr als 2000 Arme wurden an diesem Tage reichlich bewirthet.

Schluß des Marianischen Kongresses. — Am 4. Dezember fand die Schlußsitzung des Marianischen Kongresses statt unter großer Theilnahme. Neun Kardinäle und zahlreiche Bischöfe wohnten der Versammlung bei. Der Bischof von Meliapur (brit. Indien), Msgr. Ribeiro Vieira de Castro, hielt die Eröffnungsrede in portugiesischer Sprache. Dann hielt der Präsident des verflossenen Marianischen Kongresses in Barcelona eine Ansprache, die begeistert aufgenommen wurde. Darauf sprach Dr. Taußig von der Pilgerfahrt der französischen Aerzte nach Rom. Namens der katholischen Presse sprach Chevalier Grossigondi. Den Kongreß beschlossen sodann verschiedene Dankreden. Am Nachmittage ertheilte der Hl. Vater in einer Kapelle von St. Peter den Theilnehmern Audienz. Kardinal Vannutelli schilderte in einer Ansprache an den Papst die Arbeiten des Kongresses und sagte, daß die Verehrung der Muttergottes und die Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl durch sie zugenommen habe. Der Hl. Vater zeigte in einer beredten Erwiderung, welche Stelle die hl. Jungfrau in der katholischen Religion einnehme, und wies darauf hin, welch' große Freude und welchen Trost ihm der Kongreß und die Jubiläumsfeierlichkeiten bereiteten. Bei der Audienz waren zugegen die Kardinäle Vannutelli, Rampolla, Ferrata, Merry del Val und Vives und über 100 Bischöfe.

Ablaßgebet zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß Mariens. — Der Hl. Vater hat am 5. Dez. 1904 einen Ablaß von 300 Tagen allen jenen verliehen, die entweder am Morgen oder Abend drei „Gegrüßest seist du, Maria" mit der folgenden Anrufung nach jedem Ave andächtig verrichten. Die Anrufung lautet: „Durch deine unbefleckte Empfängniß, o Maria, reinige meinen Leib und meine Seele." Der hl. Alphons empfahl diese Anrufung als ein äußerst kräftiges Schutzmittel zur Bewahrung der Keuschheit.

Der 6. eucharistische Kongreß wird vom 17. bis 21. Mai in Rom tagen. Es werden dann 25 Jahre seit der Abhaltung des ersten Kongresses dieser Art verflossen sein, der zu Lille in Nordfrankreich stattfand.

Deutschland. — **Berlin** wird jetzt die zweite Herz-Jesu-Kirche erhalten. Nachdem in Tempelhof eine schmucke dem Herzen Jesu geweihte Kirche errichtet wurde, soll jetzt eine solche in Tegel bei Berlin erbaut werden. Unter Betheiligung vieler Katholiken Berlins und namentlich der katholischen Vereine wurde am 19. August der Grundstein gelegt. Die Kirchengemeinde Tegel, fast nur durch Einwanderung von Katholiken gebildet, hat heute eine Seelenanzahl von 1600.

Süd-Italien. — Hier, sowie in den Landdörfern geben die Mitglieder ihren aufrichtigen und ernsten Eifer kund durch die Vorbereitung kleiner vernachlässigten Kinder auf die erste heilige Kommunion. Wenn der unvergeßliche Tag dann herannaht, kann man die Rührung der Armen und der Mütter kaum beschreiben. Jede ertheilt den Kleinen ihren Segen und beglückwünscht dieselben zu deren hohen Freundentage, an welchem dieselben den lieben Heiland empfangen. Hier findet statt die Vertheilung von Geschenken, zur Erinnerung an den hohen, festlichen Tag; Bücher werden vertheilt, Bilder, Medaillen, Rosenkränze und dergleichen. Dann wird ein Tag bestimmt für eine allgemeine Prüfung im Katechismus. Auch hier findet eine Preisvertheilung statt. Die Verbündeten, welche sich diesem Werke der Liebe hingeben, äußern eine große Standhaftigkeit in ihrem Apostolate. Es werden oft viele Opfer gefordert und viele Mühe verlangt.

St. Louis, Mo. — Das Gebetsapostolat besteht in der hl. Johannes von Nepomuk Kirche erst vier Jahre und hat bereits in den Herzen Vieler Eingang gewonnen. Es haben sich soweit 950 einschreiben lassen, und am ersten Freitag im November fand die Aufnahme neuer Förderer statt. Der Leiter hielt eine lehrreiche Ansprache, worauf er die Weihe und Vertheilung der Kreuze und der Diploma vornahm. Der Weiheakt an das göttliche Herz Jesu und die Herz-Jesu-Litanei waren sehr eindrucksvoll. Die Schlußfeierlichkeit bildete der Segen mit dem Allerheiligsten. Möge das göttliche Herz Jesu seinen Segen auf dieses Zentrum ergießen und besonders auf den eifrigen Direktor, der so ernsthaft und begeistert ist, die Liebe des göttlichen Herzens immer weiter bekannt zu machen.

Baltimore, Md. — Mission zum göttlichen Herzen. Wir haben hier kürzlich über 100 neue Mitglieder eingereiht. In einer Gemeinde, wo der Verein noch nicht errichtet ist, hat ein Kind von nur 12 Jahren über fünfzig Mitglieder gewonnen und vertheilt allmonatlich die Gebetszettel unter die Mitglieder.

Empfehlung.

Sehr spannende und geistreiche Abhandlungen über Christenthum, kirchliche Begebenheiten und religiöses Leben in der Gegenwart, sowie eine Fülle schlichter, origineller Erzählungen finden wir in den beiden von den Franziskanerpatres in Cincinnati herausgegebenen Zeitschriften, die auch derjenige gerne liest, der sich mit der Aszese nicht befreundet hat. Der „St. Franziskus Bote", 2526 Scioto Str., Cincinnati, O., und der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu", No. 42 Calhoun Str., Cincinnati, O. — „Niederrheinisches Tageblatt" (Kempener Zeitung). Kempen, Rheinland, Europa. 3. Dezember 1904.

Das katholische Volk trägt seine Fehler und Sünden viel offener zur Schau, als andere Leute. Es steckt noch immer etwas vom ehrlichen Mittelalter in uns. Wir können nicht so heucheln, wie die moderne Welt. Wir können unsere Schlechtigkeiten nicht so verbergen, wie der zivilisirte Neuheide. Und darum ist das katholische Mittelalter so verrufen. Eine Ehescheidung brachte die ganze Christenheit in Aufruhr. Kaiser mußten vor der verletzten öffentlichen Meinung flüchten — und wurden geächtet. Hier in diesem gelobten Lande kräht kein Hahn darnach; jener, der es will, kann drei und noch mehr Weiber nacheinander heirathen.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Dezember 1904 bis 1. Januar 1905 sind von 112 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	2,340,460	12. Abtödtungen	159,581
2. Rosenkränze	286,983	13. Werke der Nächstenliebe	186,994
3. Kreuzwege	42,764	14. Werke des Eifers	60,218
4. Heilige Kommunionen	58,665	15. Verschiedene Gebete	1,382,835
5. Geistliche Kommunionen	211,805	16. Trostgespräche u. Belehrungen	73,170
6. Gewissenserforschung	438,941	17. Leiden oder Trübsale	44,188
7. Stunden der Arbeit	877,267	18. Selbstüberwindungen	61,979
8. Stunden des Stillschweigens	196,280	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	256,742
9. Fromme Lesungen	106,273	20. Verschiedene gute Werke	1,104,481
10. Gelesene Messen	8,406		8,080,955
11. Angehörte Messen	183,423		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingericht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,500 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Boston. — 2. November. St. Patrizius Akademie, Lowell, Mass.

Erzdiözese Boston. — 30. November. St. Agnes Gemeinde, Reading, Mass.

Diözese Brooklyn. — 26. November. St. Eduards Gemeinde, Brooklyn, N. Y.

Erzdiözese Chicago. — 12. November. St. Marien Gemeinde, West Brooklyn, Ill.

Diözese Cleveland. — 3. November. St. Marien Gemeinde, Toledo, Ohio.

Diözese Denver. — 30. November. St. Anna Gemeinde, Colorado City, Colo.

Diözese Little Rock. — 3. November. New Subiaco Kollegium, Spielerville, Ark.

Erzdiözese New Orleans. — 23. November. St. Ludwigs Kathedrale, New Orleans, La.

Erzdiözese Philadelphia. — 25. November. St. Marien Gemeinde, Mahanoy City, Pa.

Erzdiözese Santa Fe. — 3. November. San Antonio Mission, San Antonio, N. M.

Diözese Sioux City. — 18. November. St. Anna Gemeinde, Vail, Iowa.

Diözese Springfield. — 26. November. St. Brigitta Gemeinde, Millbury, Mass.

Aggregationen 12; Gemeinden 9; Mission 1; Kollegium 1; Akademie 1.

Während der Mission für Nichtkatholiken, welche in der Kathedrale zu Dubuque abgehalten wurde, hatte Jemand in den Fragekasten einen Zettel geworfen, mit der Anfrage: „Warum ist die katholische Kirche so sehr gegen die Freimaurerei?" Bischof Stang antwortete: „Die katholische Kirche ist der Freimaurerei so zuwider, weil dieselbe wie alle geheimen Gesellschaften eine religiöse Sekte ist. Die geheimen Gesellschaften sind die Rivalen der katholischen Kirche und, da die Kirche sich als die einzige Braut Jesu Christi weiß, so wird sie niemals eine Rivalin gestatten. Die geheimen Gesellschaften sind eine falsche Religion und daher haben sie ihre eigenen Rituale und Chaplains und deshalb verdammt die katholische Kirche alle geheimen Gesellschaften."

Rundschau.

Den 14. Januar 1905.

Rom. — Anläßlich der 50. Wiederkehr des Tages der Proklamation des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß Mariä erschien der Papst am 8. Dezember Vormittags um 9½ Uhr in der Peterskirche. Dem Tragsessel des Papstes voran schritten der Hofstaat, die Kardinäle und die Bischöfe, zur Seite gingen die Nobelgardisten. In feierlichem Zuge ging der Weg durch die von einer gewaltigen Menge erfüllte Kirche zum Choraltar, wo das Bildniß „Empfängniß Mariä" im Schmucke eines neuen Diadems von 12 Brillanten erstrahlte. Der Papst zelebrirte die Messe mit starker, klarer Stimme und ertheilte den Segen. Nach der Kommunion des Hl. Vaters nahten sich in Begleitung von zwei Zeremonienmeistern dem Papstthron zwei hochbetagte Priester, die Brüder Lehmann, einst Juden. Dieselben hatten vor 50 Jahren dem Papste Pius IX. zwei Ampeln auf das Fest der Unbefleckten Empfängniß zum Geschenk gemacht, welche sie nun dem Papste Pius X. wieder überreichten. Einer der Brüder ist erblindet.

Ungefähr zehn französische Bischöfe hatten sich zur Jubelfeier nach Rom begeben. Der Hl. Vater empfing sie in Privataudienz und besprach mit denselben die höchst traurige Lage der Kirche in Frankreich. Bestimmte Weisungen konnten bis jetzt noch nicht ertheilt werden, da der Hl. Vater auf die Entwickelung der Sachlage große Rücksicht nehmen muß.

Wie sehr dem Hl. Vater das Wohl der „fremdsprachigen" Katholiken in den Vereinigten Staaten am Herzen liegt, hat er wieder einmal beim Empfange des Bischofs O'Connell von Portland, Me., bewiesen. Die erste Frage, die er an diesen Prälaten stellte, war über die Einwanderung in seine Diözese und die Fürsorge, welche für die nichtenglischredenden Katholiken getroffen ist. Am meisten interessirt sich der Papst natürlich für das Wohlergehen seiner italienischen Landsleute. Aber auch die andern will er nicht vernachlässigt wissen.

Am 30. Oktober empfing der Hl. Vater in dem Königssaal die in Rom zum Dritten Orden gehörenden Mitglieder. Graf Santucci verlas eine Ergebenheitsadresse, in welcher er an die Aufforderung Pius' X. erinnerte, Alles in Christo zu erneuern, eine Mahnung, die vor sieben Jahrhunderten von einer Stimme in der stillen Einsamkeit Umbriens ausging und Millionen Menschen, die sich von Christus entfernt hatten, auf den Weg des Heils zurückführte. Auf die Regel des Dritten Ordens des hl. Franziskus näher eingehend, bekundete der Redner Namens aller Tertiarier deren Gehorsam und Ehrerbietung gegen den Hl. Stuhl und den Statthalter Christi. In seiner Antwort betonte Pius X., daß es stets das Ziel großer Seelen gewesen sei, Christus nachzuahmen, und um dazu zu ermuthigen, habe die Vorsehung von Zeit zu Zeit eine christliche Heldenfigur erstehen lassen, die es sich angelegen sein ließ, so weit es eben möglich war, Christus nachzuahmen, um so Anderen als Vorbild auf dem Weg der Vollkommenheit zu dienen. Ein solcher Held sei der hl. Franziskus gewesen, dessen charakteristische Eigenschaften er kurz zeichnete.

Am 4. Dezember kam der erste Pilgerzug anläßlich der Jubiläums-Feierlichkeiten in Rom an. Zum Schlusse des Marianischen Kongresses fand eine feierliche Audienz in der Peterskirche statt, an welcher fünf Kardinäle, hundert Bischöfe und etwa viertausend Mitglieder Theil nahmen. Kardinal Vives hielt die Schlußansprache.

Der Papst empfing am 6. Dezember tausend Mitglieder der Jünglings-

vereine Italiens. Advokat Pericoli verlas eine Adresse. Der Papst, der in Folge des Temperaturwechsels stark erkältet war, antwortete: „Ich weiß nicht, was das ist, aber meine Stimme ist diese Nacht weggegangen. Leider kann ich nur wenige Worte zu Euch reden. Nehmt vorlieb mit meinem Segen." Der Papst hustete leicht; er sah ermattet aus. Der Gesundheitszustand des hl. Vaters hat sich nach späteren Nachrichten wiederum gebessert.

Von Köln waren zur Immakulatafeier zwei Pilgerzüge nach Rom gefahren, die am 9. Dezember beim Hl. Vater feierliche Audienz hatten. Zu gleicher Zeit wurde ein französischer Pilgerzug empfangen. Der Hl. Vater ließ sich viele Theilnehmer vorstellen und hatte für jeden herzliche Worte. Als Kardinal-Erzbischof Fischer von Köln seine Schwester und seine Schwägerin vorstellte, sagte der Hl. Vater beiden Damen scherzend, daß sie sicherlich für das leibliche Wohl des Kölner Oberhirten so gut sorgen, als die Domherren und Pfarrer für sein geistiges Wohl beten würden.

Am 11. Dezember empfing der Hl. Vater im Konsistorialsaale sämmtliche wegen der Immakulatafeier nach Rom gekommenen Bischöfe, ferner in besonderer Audienz verschiedene Personen.

Am 12. Dezember hatten Mitglieder des rheinischen westfälischen Adels Privataudienz beim Hl. Vater. Am Morgen des 13. Dezember wurden die belgischen Pilger und am Nachmittag desselben Tages wurden die lombardischen Pilger zur Audienz zugelassen.

Der Hl. Vater hat am 13. Dezember die amerikanischen Pilger, die sich unter der Führung des hochwst. Herrn Bischofs McDonnell nach Rom begeben hatten, um der Jubelfeier der Immakulata beizuwohnen und am folgenden Tage eine Reise nach dem Hl. Lande angetreten haben, in einer Audienz empfangen. Der Herr Bischof McDonnell überreichte $5000 als Petrspfennig der Gläubigen seiner Diözese und Msgr. Barrett, der bischöfliche Sekretär, $2000 als Liebesgabe der Geistlichkeit derselben. Der Hl. Vater gab seiner großen Freude Ausdruck, Pilger, die aus so weiter Ferne gekommen seien, empfangen zu können und ertheilte nicht allein ihnen und deren Familien den apostolischen Segen, sondern ermächtigte auch alle unter den Pilgern befindlichen Priester, nach ihrer Rückkehr in ihre Gemeinden denselben im Namen des Hl. Vaters den apostolischen Segen zu spenden. Nach der allgemeinen Audienz wurden die hochwst. Herren Bischöfe McDonnell von Brooklyn und Colton von Buffalo von dem Hl. Vater in Privataudienz empfangen.

Am 18. Dezember wurde im Beisein von 30,000 Personen die feierliche Seligsprechung des Kaspar del Bufalo, Gründers der Gesellschaft vom kostbaren Blute, vom Hl. Vater im St. Peters Dom vorgenommen. Zu diesem Zwecke waren in dem herrlich geschmückten Gotteshause die Kardinäle und alle in Rom anwesenden Bischöfe und Würdenträger zugegen. Der Hl. Vater war wiederum an der Gicht leidend und saß deshalb während des größten Theiles der Zeremonien.

Am 27. Dezember fand im Petersdom die Seligsprechungsfeier des Augustinerpaters Stephan Bellesini (geb. 25. November 1774 und gestorben am 2. Februar 1840) mit den üblichen Feierlichkeiten statt.

Am 8. Januar wurde unter großen Feierlichkeiten die Seligsprechung des Johann B. M. Vianney von Ars vom Hl. Vater ausgesprochen.

Am 15. Januar wurden die Märtyrer Kanonikus Markus Crisinus, ein Kroate, und die ungarischen Jesuiten Stephan Pongracz und Melchior Grodesz selig gesprochen.

Bei Heiligsprechungen herrscht der alte Gebrauch, daß nach dem Offertorium der hl. Messe dem Papste im Namen der Postulatoren folgende Geschenke überreicht werden: Wachskerzen, Brod, Wein und Wasser in Fäßchen von Gold und Silber, Vögelchen und Turteltauben in vergoldeten Käfigen.

Die Darbringung dieser symbolischen Opfergaben rührt her aus den ältesten Zeiten der Kirche.

Am 6. Dezember wurde eine Versammlung der Mitglieder der sog. Congregatio antipraeparatoria über vier Wunder abgehalten, von welchen angenommen wird, daß der Allmächtige sie bewirkt habe auf die Fürbitte der verehrungswürdigen Dienerin Gottes, Julia Billiart, Stifterin der Schwesterngenossenschaft Notre Dame, deren Selig- und Heiligsprechung vorgeschlagen wurde.

Der Seligsprechungsprozeß des ersten Apostolischen Präfekten und Vikars von Abessinien, Msgr. Justus de Jacobis, der am 31. Juli 1860 gestorben ist, wurde im Juli zu Rom eingeleitet.

Zum Apostolischen Delegaten von Konstantinopel wurde vom Hl. Vater der hochwst. Bischof Giovanni Tacci Porcelli ernannt.

Der hochwst. Erzbischof von Ravenna, Msgr. Guido Maria Conforti, hat freiwillig wegen großen Schwierigkeiten sein Amt niedergelegt. Er wurde am 9. Juni 1902 erwählt.

Am 5. Dezember fand im Saale der katholischen Arbeiter- und Künstlergenossenschaft unter dem Vorsitze des Titular-Erzbischofs Lazzareschi eine gut besuchte Vorbesprechung für den im Jahre 1906 in Rom abzuhaltenden katholischen Weltkongreß statt. Der Hl. Vater hat den Plan gebilligt. Unter den Erschienenen waren die hervorragendsten Persönlichkeiten des katholischen Rom. In der Verhandlung erklärte P. Biederlack die Ziele des Kongresses. Es wurde beschlossen, die Arbeitseintheilung des Kongresses sowie die nöthigen Vorarbeiten einem Kommittee zu übertragen, dessen Liste dem Kardinalstaatssekretär zur Bestätigung vorgelegt wurde. Unter Anderen sind zu Mitgliedern des Ausschusses ernannt: Graf Soderini, Rechtsanwalt Pericoli, Graf Santucci, P. Jos. Biederlack, Rektor des Germanikums.

Die Vatikanische Sternwarte mit sammt ihren Bureaus und dem ganzen reichen Vorrath an metereologischen Instrumenten wird von ihrem jetzigen Orte in den Thurm Leos IV. und das von Leo XIII. erbaute, daran anstoßende kleine Wohnhaus in den vatikanischen Gärten hinübertransportirt. Da der Hl. Vater sich jener Gemächer zu seiner Sommervilleggiatur nicht bedienen will, stellte er sie dem Msgr. Maffi, Erzbischof von Pisa, zur Verfügung, der an Stelle des verstorbenen Kardinals Mocenni zum Präsidenten der Sternwarte ernannt worden ist.

Im Dezember fanden in Rom Berathungen statt über die durch die veränderten Verhältnisse geforderte Organisation der italienischen Katholiken. Unter Anderen nahmen daran Theil Rechtsanwalt Meda (Mailand), Direktor Crispolti (Bologna), die Grafen Soderini und Santucci (Rom). Man kam dahin überein, sich für die politische Wahlbewegung allgemein zu organisiren und Wahl-Kommittees gleichmäßig in den verschiedenen Städten und Gegenden Italiens in's Leben zu rufen, wo sie noch nicht bestehen und eine gemeinsame Zentrale zu schaffen. Das Verhältniß der so zu schaffenden nationalen Vereinigung unter den katholischen italienischen Wählern zur zweiten Gruppe der Opera dei Congressi wurde natürlich auch besprochen. Die letztere wird ihr seitheriges soziales Feld weiter bearbeiten, die Unità nazionale aber wird die Wahlbewegung und die politische Thätigkeit der italienischen Katholiken zum Gegenstand ihrer Bestrebungen machen. Diese Trennung dürfte wohl nur eine vorläufige sein, von der Absicht geleitet, die zweite Gruppe noch zeitweilig in ihrer Selbstständigkeit weiter leben zu lassen. Da bei politischer Thätigkeit heute von der sozialen nicht Abstand genommen werden kann, müssen schließlich wie diese beiden Seiten der Thätigkeit auch die beiden Organisationen in einander fließen. Und das wäre kein Unglück. Wer die neue

Bewegung am besten leitet, wird schließlich Herr der Situation sein. Augenblicklich spielen noch persönliche Rücksichten mit, die hoffentlich bald verschwinden.

Am 14. November starb Kardinal Maria Mocenni in seinem 81. Lebensjahre. Er war Kardinal seit dem 16. Januar 1893.

Italien. — Der Hl. Vater hat das Bisthum Ankona zum Erzbisthum erhoben ohne Zuweisung von Suffraganen und ohne Aenderung der Diözesangrenzen, wie es auch bei Spoleto und Perugia geschehen ist. Ueberdies hat der Hl. Stuhl diesem Erzbischof auch den Gebrauch des Palliums und das Vorantragen des Kreuzes gestattet innerhalb der Grenzen seiner Diözese. So das päpstliche Dekret vom 14. September 1904.

Am Abende des 8. Dezember war Florenz der Schauplatz wüster sozialistischer Barbarei. Die Kathedrale, die Kirchen und alle Kapellen der Stadt, von denen letztere auch viele kunstvolle Gemälde und Terrakottafiguren enthalten, waren schön mit Lichtern geziert. Gruppen halbwüchsiger Sozialisten stürzten sich auf die kleinen Kapellen, Tabernakuli genannt, zertrümmerten die Gläser der Lampen und schlugen Leuchter und Lampen herab. Die Wachmannschaft war unzureichend. Eine dicke Kolonne dieser modernen Vandalen lief durch die Straßen, rufend: „Es lebe der Sozialismus!" durchzog dann die Hauptstraßen, schleuderte Steine gegen die Fenster und Häuser von Katholiken, welche illuminirt hatten. An den Kirchen des Kastells und del Carmine wurden alle Lampions herabgeschlagen; das nämliche geschah an dem Schwesternkonvent. Auch wurden einige Revolverschüsse abgefeuert und ein Mann verletzt. Die Sozialisten parodirten auch Marienbilder. Erst als die Karabinieri eintrafen, wurde die Ordnung hergestellt. In der Kirche San Remigio mußte der Sakristan, mit Stockhieben bedroht, seinen Revolver ziehen. Seminaristen wurden von der wilden Horde geprügelt, einen wollten sie in den Arno werfen. — Das ist wieder so ein Beleg für die letzte Rede Giolitti's vom sittlichen Fortschritte der Bevölkerung. — Am 18. Dezember wurde eine Sühnandacht in der Kathedrale abgehalten.

Am 9. Dezember verschied zu Quaracchi bei Florenz der hochw. P. Ignatius Jeiler, O. F. M., in seinem 81. Lebensjahre. Derselbe war ein guter Ordensmann, ausgezeichneter Theologe und half die Gesammtausgabe der Werke des hl. Bonaventura vorbereiten und veröffentlichen. Außerdem verfaßte er mehrere Lebensgeschichten und andere Werke.

Die Gründerin und Oberin der Franziskaner-Missionärinen Marias, Mutter Maria von dem Leiden Jesu (eine geborene Helena de Chappotin de Neuville), ist zu Remo in Italien in ihrem 66. Lebensjahre gestorben. Diese Genossenschaft steht seit dem 12. August 1885 unter der Jurisdiktion des Franziskanergenerals. Sie hat 88 Niederlassungen in vielen Theilen der Welt mit mehr als 3000 Mitgliedern.

Deutschland. — Das Marianische Jubiläum, das in Baden einen schönen Beweis für die Wiederbelebung des kirchlichen Sinnes erbrachte, erweckt Erinnerungen an die Zeit der Verkündigung des Dogmas. Damals stand der große Erzbischof v. Vicari, als Greis von 81 Jahren, noch am Beginne seiner gewaltigen Lebensaufgabe, vor der Befreiung der Kirche aus den Händen des das katholische Leben erdrosselnden Staatskirchenthums und vor einer in den meisten Landestheilen völliger Neumissionirung gleichkommenden religiösen Erneuerung des Klerus wie des Volkes. Am schlimmsten war die Lage in den konfessionell gemischten Gegenden, vorab in der Residenz. Nur ein Vergleich mit den heutigen Zuständen Frankreichs bietet ein annäherndes Bild der damaligen Lage. In den Jubiläumstagen durfte man freudig auf die Früchte einer 50jährigen Arbeit zurückblicken. Sind wir auch noch weit entfernt von idealen Zuständen, insbesondere soweit die gebildeten Kreise in Betracht kommen, so sind wir doch vorwärts gekommen. Gerade in den gemisch-

ten Gegenden erstarkt heute das katholische Bewußtsein von Tag zu Tag mehr. Vor zwanzig Jahren noch sprach man in Karlsruhe mit vornehmer Verachtung von der Handvoll „Gesellenhäusler" und Männervereinler. Heute sind fast 2000 Männer in den katholischen Männervereinen festorganisirt und wohl eben so viel betheiligten sich an der Jubiläumskommunion der Männervereine, der stillsten und doch gewaltigsten Kundgebung katholischen Lebens, welche die Residenz je gesehen hat. Auch die katholische Arbeiterbewegung machte hier erfreuliche Fortschritte.

Ein internationaler Kongreß für gregorianischen Gesang wird vom 16. bis 19. August 1905 zu Straßburg abgehalten. Zweck desselben ist die eifrige Förderung der durch Se. Heiligkeit Papst Pius X. angeordneten gregorianischen Restauration. Es sind wissenschaftliche Vorträge, praktische Unterweisungen und Musteraufführungen geplant. Bischof Dr. Fritzen von Straßburg hat die Uebernahme des Protektorates über den Kongreß zugesichert.

Nach dem Bericht der Diözesanverwaltung des Vinzenzvereins bestehen in der Diözese Paderborn zur Zeit 150 Konferenzen mit 3496 Mitgliedern, 5914 Theilnehmern. Es wurden im April 1903 bis dahin 1904 im Ganzen 2118 Familien besucht, 111 Kinder beaufsichtigt; die Einnahmen der Sitzungen betrugen 35,607.06 Mark, im Ganzen 98,834.51 Mark, die Ausgaben 78,310.85 Mark.

Der Albertus Magnus-Verein, der unter der Oberleitung des Herrn Prof. Grauert steht, hielt seine Generalversammlung ab. Die Mitgliederzahl ist binnen Jahresfrist von 2750 auf 3131, das Vermögen von 10,600 auf 16,450 Mark gestiegen. Die Generalversammlung bewilligte 71 Stipendien.

Die Genossenschaft der Missionäre vom hlst. Herzen Jesu (Provinzialmutterhaus Hiltrup) feierte am 8. Dezember ihr 50jähriges Stiftungsfest. Der Stifter ist P. Julius Chevalier, Erzpriester der Diözese Bourges, heute ein Greis von 80 Jahren. Die Genossenschaft zählt nach der letzten Statistik 620 Mitglieder, und zwar einen Erzbischof (Ludwig Andreas Navarre, apostolischer Vikar von Britisch-Neuguinea), drei Bischöfe, einen apostolischen Präfekten, 236 Priester, 188 Scholastiker und 200 Brüder, dann vier Provinzen, nämlich in Deutschland, Italien, Frankreich und die Nordprovinz (Holland und Belgien).

Am 3. Dezember verschied zu Würzburg der hochw. P. Pius Kaiser, Guardian des Minoritenklosters Würzburg, in seinem 55. Lebensjahre. Als Volksmissionär und Exerzitienmeister arbeitete er bis zu seinem Ende rastlos. — Am 14. Dezember 1904 verschied zu Hildesheim der hochw. Domkapitular Gustav Hartmann in seinem 78. Lebensjahre. — Zu Passendorf verschied am 16. Dezember der hochw. Pfarrer Anton Friedrich Joseph Stein im Alter von 80 Jahren. — Der hochw. Pfarrer Joseph Kocks von Hasselsweiler starb am 18. Dezember im Alter von 76 Jahren. — Zu Kirchveischede verschied am 8. Dezember der hochw. Pfarrer und Landdechant von Elspe, Franz Anton Haller, in seinem 54. Lebensjahre. — Am 24. Dezember verschied in Mühlstein a. R. der hochw. Dechant Joh. Hub. Caumanns im Alter von etwa 80 Jahren. — Am 27. Dezember verschied zu Düsseldorf der hochw. Rektor Anton Schmitz in seinem 67. Lebensjahre.

Oesterreich-Ungarn. — Wie weit es im katholischen Oesterreich gekommen ist, kann man daraus ersehen, daß die schauderhafte Beleidigung des katholischen Glaubens durch Verhöhnung des hlst. Sakramentes, wie das „Altdeutsche Tageblatt" (spricht Stalldeutsche Tageblatt) von Wien am 13. Dezember 1904 sie brachte, von der Zensurbehörde unbeanstandet gedruckt werden durfte. Wenn dem Semitismus ein bischen der Pelz gewaschen wird, dann schreit

Alles Halloh! Der Frevel war so fürchterlich, daß eine öffentliche Abbitte mit Aussetzung vom Kardinal-Erzbischof von Wien abgehalten wurde.

Zwei österreichische Aebte, der von Melk und der von Göttweih stimmten im niederösterreichischen Landtage für ein Gesetz, das die Lehrer, die Seelsorger und Religionslehrer von der Schulaufsicht ausschließt. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß Prälaten im katholischen Oesterreich gegen die Rechte und Interessen der Kirche stimmten. Unter solchen Umständen begreift man die „Los von Rom"-Bewegung. Es fehlt auch an Priestern in Oesterreich überhaupt und an Seelsorge, darum kann der Feind Unkraut säen.

In den österreichischen Ländern, die am 31. Dezember 1901 eine Gesammtbevölkerung von 26.2 Millionen Personen umfaßte, gibt es römische Katholiken 20,660,279, und griechisch- und armenisch-unirte 3,136,535.

In Prag, Böhmen, wurde am 11. Dezember 1904 die Immakulatafeier in feierlicher Weise sowohl des Morgens durch kirchlichen Gottesdienst als auch am Abend unter großartiger Betheiligung begangen. Kardinal Fürsterzbischof Dr. Frhr. von Skrbensky hielt am Abend in deutscher und böhmischer Sprache eine Rede. Bei dieser Gelegenheit wurde die Abhaltung eines Marianischen Kongresses für das Jahr 1905 angekündigt.

Die Bischöfe von Tirol (Salzburg, Brixen und Trient) haben am 30. November 1904 ein kurzes Schreiben an ihren Klerus erlassen, in welchem eingeschärft wird, daß der Klerus sich nicht direkt an der Politik betheiligen solle, doch mit dem Vorbehalte: „Die Bischöfe beabsichtigen in keiner Weise die soziale Thätigkeit der Kirche und des Klerus zu Gunsten des armen Volkes überhaupt zu verhindern, sondern wollen sich nach Kräften bemühen, daß diese Thätigkeit geschehe und geleitet werde nach Maßgabe und im Sinne der apostolischen Sendschreiben Leo XIII. und Pius' X."

Der Neutraer Domherr Graf Wilhelm Batthyany ist zum Hilfsbischof mit dem Rechte der Nachfolge des Neutraer Bischofs Emerich Bende ernannt worden.

Am 5. Dezember starb in Nikolsburg, Oesterreich Msgr. Eduard Karlik im 83. Lebensjahre.

In Kalosca starb am 26. November der hochwst. Weihbischof von Zinnin, Johann Majorossy, in seinem 73. Lebensjahre.

Frankreich. — Die Zurückziehung des Ansuchens der Kongregationen an die französische Regierung, welche Herr Combes als Beweis der Feindseligkeit Roms gegen den Staat in's Treffen führte, findet im „Osservatore Romano" nachstehende autoritative Beleuchtung: Zu diesem Gegenstande sind mir autorisirt die Erklärung abzugeben, daß der Hl. Stuhl sich in der bedauerlichen Zwangslage befand, die subsidiarischen Gesuche um Autorisirung der Dominikanern und Franziskanern in der Levante, von denen die Rede ist, abzurathen, sei es weil die Absicht vorlag, den genannten Religiosen die Ausübung des heiligen Dienstes in Frankreich zu verwehren, sei es, weil in der der Regierung zur Genehmigung vorgelegten Statuten kein [illegible] war, noch eingeführt werden konnte, welcher die Unterordnung der Religiosen unter ihre respektiven Generaloberen [illegible] mag urtheilen, ob solche Bedingungen für den Hl. Stuhl annehmbar oder nicht. — Wieder ein Streiflicht, mit welcher Zähigkeit die Jakobiner gegen die katholische Kirche ankämpfen.

Nachdem die Kammer den Kredit für die [illegible] weigert hat, sind alle Beziehungen mit Rom [illegible] nur unterbrochen waren. Behufs der Ernennung [illegible] bedürfte es diesbezüglicher Verhandlungen [illegible] gegenwärtigen Falle sind solche jedoch ausgeschlossen.

mehr ernannt werden. Wenn der Papst einen ernennt, so anerkennt ihn die französische Regierung nicht. Es gibt faktisch kein Konkordat mehr.

Mit 21 Stimmen Majorität hat der Stadtrath von Paris den Vorschlag angenommen, den ein alter Kommunard, Le Grandais, gemacht hat, demgemäß auf den Grundstücken des hlst. Herzens Jesu auf Montmatre, gegenüber dem Portale der Basilika, dem berüchtigten de la Barre eine Statue gesetzt werden soll, dem sogenannten „Opfer des klerikalen Fanatismus". Dieser ward nämlich vom Pariser Parlamente verurtheilt, weil er ein Bild des Gekreuzigten zerschmettert hatte.

Die französische Deputirtenkammer nahm am 27. Dezember mit 332 gegen 239 Stimmen einen Gesetzentwurf an, durch welchen das Beerdigungsmonopol der Kirchenverwaltungen und Konsistorien abgeschafft wird. Ministerpräsident Combes bemerkte bei der Berathung, das Gesetz werde dazu beitragen, die Trennung von Kirche und Staat vorzubereiten.

Der Maire des südfranzösischen Städtchens Loupian, Logenbruder und Gottesleugner, wollte sich bei seinem Bruder Combes u. A. gut anschreiben und machte Anstalt, das am Eingange des Ortes seit Jahrhunderten befindliche steinerne Kreuz zu entfernen. Als die Arbeiter kamen, fanden sie viele Leute um das Kreuz versammelt, die ihnen anriethen wegzubleiben, welchen Rath sie auch befolgten. Der Maire wollte aber seinen Willen durchsetzen und ließ das Kreuz Nachts demoliren. Die brave Bevölkerung spielte aber dafür dem Maire einen bösen Streich. Nahezu sämmtliche Hausbesitzer ließen nämlich am Tage nach der Entfernung des Kreuzes solche in großer Dimension an ihre Häuser malen, oder in ihren Gärten aufstellen, so daß das Auge des Herrn Maire statt einem Kreuze deren nun an die Hundert erblicken muß.

Als ein bedenkliches Zeichen der Verrohung verzeichnen französische Zeitungen in der letzten Zeit wiederholt furchtbare Sakrilegien. So meldet man aus Poissy (Seine-et-Oise): „Ein furchtbares Verbrechen wurde Samstag, den 10. Dezember, in unserer Kirche begangen. Das Ziborium, das die heiligen Spezies enthielt, wurde mit diesen zwischen 12 und ½1 Uhr Nachts gestohlen, nachdem man den Tabernakel erbrochen hatte. Allgemein herrscht die größte Bestürzung." — Derartige Verbrechen wiederholen sich in der ganzen Normandie in erschreckend zunehmendem Maße. So heißt es: Mittwoch, den 7. Dezember: Der Sakristan von Briouze (Orne) begab sich nach dem Angelus-Läuten um 7 Uhr zum Essen, ohne die Thüre geschlossen zu haben. Es waren nämlich noch Beichtleute da, weil am kommenden Donnerstag Immakulata war. Als nun nach 10 Uhr der Sakristan die Thüre schließen wollte, bemerkte er beim Tabernakel ein Individuum, das den Tabernakel erbrechen wollte. Der Dieb entwischte mit Zurücklassung der Beute, die er bereits aus dem Tabernakel herausgeholt hatte, nämlich ein Ziborium, ein Viatikum aus Silber, und zwei silberne Fiolen für die hl. Oele. Ferner heißt es: Während der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember wurde in der Kirche von Guibray bei Falaise (Flers-de-l'Orne) der Tabernakel erbrochen; das Ziborium mit den Hostien wurde gestohlen. — Dienstag, den 6. Dezember, um 9 Uhr Morgens wurde die Kirche von Cahan (Orne) in gleicher Weise entweiht. — Mittwoch, den 7. Dezember, fand ein gleicher Diebstahl in Villers-Canivet (Calvados) statt. Der Fuß vom Ziborium wurde aufgefunden. — Am gleichen Tage wollte der Pfarrer von Ussy die hl. Kommunion spenden, als er bemerkte, daß das Schloß des Tabernakels erbrochen sei. Das Ziborium mit den hl. Hostien war fort. Die Woche zuvor sind in derselben Gegend sechs gleiche Diebstähle vorgekommen. Fast immer blieben die Schuldigen unentdeckt. Das

ist böse, sehr böse, wenn das Heiligste, was das Christenthum kennt, so entheiligt und geschändet wird. Zwölf Gottesraube dieser Art in 14 Tagen!

Der Verein der weltlichen Schutzanstalten für die Jugend, welcher für weltlich-bürgerlichen Unterricht wirkt, hatte am 11. Dezember in der Sorbonne ein großes Fest, bei welchem Le Foyer über „weltliche Sittenlehre" redete. Der Verein betreibt namentlich die Gründung weltlicher Schutzanstalten für die Jugend, um die 50 bis 60 bestehenden, in christlichem Sinne geleiteten Schutzanstalten zu bekämpfen. Alle Beamten, Lehrer und Streber sind gehalten, für die Laienanstalten zu wirken, deren Zahl 4000 übersteigen soll. Daneben wird auch die weltliche Sittenlehre eifrig durch öffentliche Vorträge in Tausenden von Städten und Dörfern zu verbreiten gesucht. Tausende von Lesesälen werden im selben Geiste geleitet, unzählige Schriften verbreitet. Manche derselben sind eigens für die Ausbreitung der Laien-Sittenlehre abgefaßt. Die „Aktion", „Aurore" u. s. w. warben ihrerseits eifrig für „weltliche Weihnachten", die am 25. Dezember in verschiedenen Sälen veranstaltet werden sollten. Durch solche Veranstaltungen wird allmälig der katholische Geist aus der französischen Jugend vertrieben.

Der erste Bischof, welcher auf Grund des französischen Verfolgungsgesetzes prozessirt wurde, ist der Bischof von Angoulême, der beschuldigt worden ist, ein ihm gehöriges Haus den Schulschwestern zur Verfügung gestellt zu haben.

Man berichtet von Rive-de-Gier den Tod des Bürgermeisters dieser Stadt, Namens Bouche, der in Folge eines Schlaganfalles rasch dahinstarb. Die Familie ließ schnell den Pfarrer holen, der auch herbeieilte und dem Bewußtlosen die heiligen Sakramente spendete. (Offenbar nicht das Viatikum.) Der Pfarrer war aber genöthigt, dem Dahingeschiedenen die religiösen Feierlichkeiten zum Begräbnisse zu verweigern in Folge einer förmlichen Entscheidung des Kardinals Coullié, Erzbischofs von Lyon. Bouche war nämlich in der großen Exkommunikation, weil er zum „Nutzen" der Stadt die aufgelösten Güter der Ursulinen an sich gebracht hatte.

Zu Orleans ist im staatlichen Mädchenlyzeum ein Religionslehrer und Seelsorger angestellt worden, weil andernfalls die Zahl der Schülerinen gar zu sehr geschwunden wäre.

Die Stadt Paris hat 69 und die Außenstädte und Vororte 73 Pfarreien. In und außerhalb der Stadt sind die Pfarreien sehr ungleich. In Paris gibt es Pfarreien, oft mit kaum einige tausend Personen fassenden Kirchen, welche bis 100,000 und 120,000, andere 60,000 und 80,000 Seelen umfassen. Daneben eine Anzahl unter 20,000 und selbst unter 15,000. Notre Dame hat nur 6000 Seelen. In den Außenstädten gibt es eine Pfarrei (Levallois-Perret) von 60,000, sowie einige von 30,000 Seelen und darüber. Darunter natürlich andere mit nur wenigen Tausenden.

In Frankreich haben bereits mehrere Diözesen, darunter Paris, auf Anregung der Bischöfe besondere Ausschüsse eingesetzt, um Geldmittel zur Erhaltung der katholischen Kirche nach Aufhebung des Konkordats, mit dem natürlich auch das Kultus-Budget, und damit ein großer Theil der bisherigen Einkünfte der Kirche, fällt, aufzubringen. Diese Ausschüsse haben schon mit Sammlungen begonnen.

Zum General-Oberer der Sulpizianer wurde am 20. Dezember 1904 der hochw. Heinrich Garriguet, Generalvikar der Erzdiözese Paris, erwählt.

Der Kardinal-Erzbischof von Rheims, Benedikt Maria Langenieux, ist am 1. Januar 1905 im Alter von 80 Jahren gestorben. Er war Kardinal-Priester unter dem Titel des hl. Johannes von der lateinischen Pforte seit 1886 und gehörte folgenden Kongregationen an: Bischöfe und Regularen,

Konzil, Propaganda, Riten, Lauretanea und Studien. Er war ebenfalls Mitglied der päpstlichen Kommission für die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen.

Holland. — Am 27. Dezember starb der wohlbekannte gelehrte Jesuitenpater Wilhelm Stenstrup zu Valkenberg, im 68. Lebensjahre.

Spanien. — Am 28. November hat der spanische Senat mit 94 Stimmen gegen 51 die mit dem Vatikan abgeschlossene Konvention angenommen. Im Jahre 1903 waren in Spanien 2656 weibliche und 597 männliche religiöse Genossenschaften mit 40,000, beziehungsweise 10,000 Mitgliedern. Bald nach dem Kriege mit der nordamerikanischen Union versuchten die Revolutionäre die Unterdrückung aller Konvente. Der verstorbene Sagasta sah sich genöthigt, mit dem Hl. Stuhle Verhandlungen einzuleiten, um die gesetzliche Lage der nicht streng konkordatsmäßigen Kongregationen zu regeln und sie dem Zivilgesetze zu unterwerfen. Im Jahre 1901 erschien ein Erlaß des Ministers des Innern, welcher verlangte, die Kongregationsmitglieder sollten sich, falls Spanier, auf ihre Präfekturen, falls Ausländer, auf ihren Konsulaten einschreiben lassen. Es handelt sich eben um die nichtnaturalisirten Mitglieder. Der Vatikan nahm diese Maßregel natürlich nicht ruhig hin. Es kam zu einem Ausgleich. Der Minister Maura nahm die Verhandlungen wieder auf und brachte die Konvention zu Stande, welche die gesetzliche Existenz aller Kongregationen anerkennt, aber sie dafür der Steuerleistung unterwirft, ferner die Kongregationen, welche weniger als 12 Mitglieder haben, unterdrückt, und die übrigen verpflichtet, sich einzuschreiben gemäß dem Zivilgesetze für die Associationen. Dann müssen die ausländischen Religiosen sich in Spanien das Heimatsrecht erwerben oder sich im Register ihrer Konsulate einzeichnen lassen.

Schweiz. — In den modernen Republiken sieht es fast überall mit der Freiheit windig aus. Zumal die Freiheit der katholischen Kirche wird mißachtet. So auch in der Schweiz. Ein Beleg hierfür aus der allerletzten Zeit: Der Regierungsrath von Basel hat der geistlichen Gesellschaft der Franziskaner aus St. Joseph Haus bei Waldbreitbach gemäß Artikel 52 der Bundesverfassung die Niederlassung entzogen. — Anarchisten und sonstiger Abschaum der Menschheit finden jedoch in der Schweiz williges Asyl und neue Heimat.

Großbritannien. — Großbritannien hat nach dem am Weihnachten erschienenen Zensus 3794 Priester, wovon 2514 zum Weltklerus und 1280 zum Regularklerus gehören. Das Königreich hat 2008 Kirchen und Kapellen.

Am 14. Dezember starb zu Chiswick, wo er eben eine Mission abhielt, einer der hervorragendsten Dominikaner Englands, P. Bertrand Wilberforce.

Rußland. — Bis jetzt haben wir uns niemals mit dem russisch-japanischen Kriege beschäftigt, doch zwingt uns die Lage der katholischen russischen Soldaten darauf hinzuweisen. Nach zuverlässiger Statistik sind sicherlich 120,000 katholische Soldaten aus Rußland auf das schaurige Schlachtfeld gezwungen worden. Für diese große Anzahl sind aber nur drei Geistliche zur Besorgung der Seelenpflege betraut. Um diesem schreienden Uebelstande abzuhelfen, hatten sich die zurückgebliebenen Katholiken entschlossen, auf dem Wege privater Sammlung Geldmittel zur Abhilfe zusammenzubringen. Doch dieses hat die russische Regierung verboten.

Nach dem Kalender der katholischen Wohlthätigkeitsgesellschaft in St. Petersburg für das Jahr 1905 sind im russischen Reiche im Ganzen 12 katholische Diözesen, 2710 Parochien mit 4106 Geistlichen und 12,102,479 Parochianen vorhanden. Hiervon entfallen auf Polen 7 Diözesen, 1647 Parochien und 7,356,556 Parochianen und auf das eigentliche Rußland 5 Diözesen, 1063 Parochien und 4,745,923 Parochianen. Im eigentlichen Rußland zählt die Erzdiözese Mohilew 998,670 Parochianen, 228 Kirchen und

Manitoba. — Bei Gelegenheit der Einweihung der St. Marien Schule zu Winnipeg hielt der hochwst. Herr Erzbischof Langevin eine Ansprache, in welcher er mit Nachdruck betonte, daß die Schulfrage in Manitoba noch nicht erledigt sei. Er sagte, es sei einmal Zeit, daß die katholischen Wählern den Politikern in Manitoba und in Ottawa zeigen, daß sie eine Partei bilden, zwar keine politische Partei, wohl aber eine Schulpartei, und daß sie irgend einem Kandidaten ihre Stimme verweigern, der gegen die Rechte der Katholiken ist, einerlei, zu welcher Partei er gehört. Der Erzbischof verurtheilte mit scharfen Worten das Gebahren so vieler Katholiken, die aus blinder Parteianhänglichkeit anders handeln, und sprach die Zuversicht aus, daß mit der Zeit die Katholiken doch noch zu ihrem guten Rechte kommen würden. Auch machte er darauf aufmerksam, daß kein Katholik die Absolution erhalten könne, der sich weigere, seine Kinder in die katholische Schule zu senden, wenn eine in seiner Nähe besteht. Besonders schärfte er dies für Winnipeg ein, wo keinerlei Grund vorhanden sein könne, katholische Kinder in eine „öffentliche" Schule zu schicken, da die katholischen Schulen Winnipegs in jeder Beziehung den „öffentlichen" Schulen ebenbürtig, und in mancher Beziehung ihnen überlegen seien.

Philippinen. — Der päpstliche Delegat für die Philippinen, Erzbischof Ambrosius Agius, O. S. B., ist am 28. Dezember von San Francisco nach seinem neuen Bestimmungsort Manila abgefahren.

Die Lehrgesellschaft der christlichen Schulbrüder (Christian Brothers) haben von der Regierung eine Einladung erhalten, auf den Philippinen eine Niederlassung zu gründen. Zu diesem Zwecke wurde der ehrw. Bruder Eduard gesandt, um die angebotenen Schulen zu untersuchen. Ueber 300 Mitglieder der Gesellschaft werden nöthig sein, um die Schulen zu besetzen, doch dürfen nur in den Vereinigten Staaten gebürtige Lehrer verwandt werden. Auf Porto Rico wurde ebenfalls eine Niederlassung gegründet und eine Anzahl Schulen mit Lehrern besetzt.

Vereinigte Staaten. — Der sog. Informativ-Prozeß für die Seligsprechung des Isaac Jogues, Anton Daniel, Johann de Brebouf, Gabriel Lalemant, Karl Garnier, Noel Chabanel, Priester der Gesellschaft Jesu und der Laien und ihrer Begleiter, Renatus Goupil und Johann de La Lande, von welchem wir schon früher berichtet haben, steht unter der Leitung des Msgr. L. N. Begin in Quebec. Wie lange diese vorbereitenden und sehr schwierigen Arbeiten dauern werden, ist nicht vorauszusehen, da sowohl in Canada als auch in Frankreich viele Zeugenaussagen aufgenommen werden müssen. Die Hauptarbeiten geschehen in Quebec und in Paris.

Der hochwst. Herr Erzbischof Quigley von Chicago wird verschiedene Grubendistrikte in Illinois besuchen, um die Verhältnisse und Lebensweise der Bergleute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, sich über deren geistige und religiöse Bedürfnisse gründlich zu unterrichten und Mittel zur Hebung und Förderung ihrer leiblichen und geistigen Wohlfahrt ausfindig zu machen, ehe die Leute sich von sozialistischen Agitatoren auf Irrwege und in's Verderben locken lassen.

Msgr. Andreas Hodobay, Apostolischer Prothonotar, wurde vom Hl. Vater zum Visitator aller griechisch-katholischen Gemeinden des ruthenischen Ritus ernannt. Er untersteht den einzelnen Bischöfen, in deren Bisthümer Ruthenen sich befinden, deren Anzahl man auf 300,000 Seelen abschätzt. Seine Berichte muß er dem Apostolischen Delegaten in Washington zusenden.

Die Gesammtzahl der Katholiken der Diözese La Crosse beträgt nach dem vom hochwst. Herrn Bischof J. Schwebach veranstalteten Zensus von 1904 121,747. Die Gesammtzahl der Priester in der Diözese ist 170, wovon

133 Weltpriester und 37 Ordenspriester sind, nämlich Franziskaner 16, Jesuiten 13, Väter vom Hl. Geist 5, Dominikaner 3.

Die Diözese Newark ist kürzlich inkorporirt worden. Bisher mußte das Kircheneigenthum der Diözese beim Tode eines Bischofs jedesmal seinem Nachfolger überschrieben werden, was jetzt nicht mehr nöthig ist.

Zum Generalvikar der Diözese Kansas wurde an Stelle des zum Bischof von Leavenworth konsekrirten Bischofes Lilles, der hochw. Thomas Fitzgerald von Independence ernannt.

Der hochwst. Herr Erzbischof Heinrich Moeller von Cincinnati, O., hat seinen ersten Hirtenbrief erlassen, worin er unter Anderem die Abhaltung von Euchre-Parties und dergleichen zur Gewinnung von Mitteln für kirchliche Zwecke ernstlich rügt und verbietet. Nur mit spezieller Erlaubniß dürfen ähnliche Veranstaltungen abgehalten werden.

Am 20. Dezember verschied zu Pittsburg, Pa., der hochwst. Bischof Richard Phelan in seinem 76. Lebensjahre. Der Verstorbene war Bischof seit 1889. Eine Neuwahl ist nicht nothwendig, da der am 24. Februar 1903 konsekrirte Hilfsbischof J. F. Regis Canevin ohne Weiteres in die Nachfolge eintritt.

Todtentafel. — Wir empfehlen in das Gebet unserer Leser aller seit des letzten Monats verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Außerdem bitten wir der dahingeschiedenen Priester und Ordenspersonen eingedenk zu sein. Von den Priestern starben: Hochw. Wm. Kroeger, früher Priester der Diözese von Fort Wayne, am 8. Dezember zu Epiphany, P. O., S. Dak.; hochw. Peter Hommes, am 13. Dezember zu St. Henry, Ind.; hochw. J. W. Blum, am 14. Dezember zu New Münster, Wis.; hochw. J. Soemer, am 12. Dezember zu Buffalo, N. Y.; hochw. John O'Farrell, am 25. November zu Ottumwa, Ja.; hochw. John Hickey, am 12. Dezember zu Braddock, Pa.; hochw. Wm. C. Currie, am 20. Dezember zu Philadelphia, Pa.; hochw. B. T. Borg, am 23. Dezember zu Fort Wayne, Ind.; hochw. T. F. Kennedy, im Dezember zu Williamstown, Pa.; hochw. Thomas C. Moore, früher Generalvikar der Diözese Leavenworth, am 28. Dezember zu Las Vegas, N. M.; hochw. J. B. Spearing, am 23. Dezember zu New York, N. Y.; hochw. P. V. Tromln, S. J., am 9. Dezember zu Albuquerque, N. M.; hochw. M. King, im Dezember zu San Francisco, Cal.; hochw. P. W. B. Browning, S. J.; hochw. Vinzenz Bednarek, Priester im Staate Oklahoma, im Dezember 1904; hochw. A. Th. Schüttelhöfer, Pfarrer von Shenandoah, Pa., am 29. Dezember zu Philadelphia, Pa.; hochw. P. Lennon, aus der Diözese Los Angeles, Cal., im Dezember; hochw. H. Schlichter, am 28. Dezember zu Columbus, O.

Auffallend ist es, daß sich alle in dieser Welt über Bedrückung beklagen, und doch findet man nur äußerst selten Jemanden, der offenherzig gesteht, er bedrücke seinen Nebenmenschen. Aber wie geht das zu, da doch zwischen Beleidigung und Beleidiger, zwischen Schaden und Beschädiger eine so enge Verbindung besteht, daß das Eine ohne das Andere nicht stattfinden kann? Ich will es sagen, woher es kommt: Leider gibt es viele Habsüchtige und Ungerechte; allein von der Geldgier geblendet, merken sie die Ungerechtigkeit nicht, welche sie dem Nächsten zufügen; sie wissen nichts von der Tugend der Gerechtigkeit.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote" veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Cincinnati, O., 25. X. '04. Als mein Mann durch einen Schlaganfall viele Krampfanfälle bekam, nahmen wir unsere Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zu Mariä, zum hl. Joseph und hl. Antonius und zu den Armen Seelen. Ehe er den dritten schweren Schlaganfall bekam war er noch im Stande zu beichten und die hl. Sakramente zu empfangen. Hierauf lag er noch einen Tag bewußtlos und gab dann seinen Geist gottergeben auf. Für diese Gnade haben wir gebittet und für die Erlangung möchten wir danken. — Außerdem fand ich noch in einem anderen Falle Erhörung. Da mein Sohn schon längere Zeit die hl. Sakramente nicht empfing, so nahmen wir wiederum zu dem hlsten Herzens Jesu, das wirklich gegenwärtig ist im hlsten Sakramente, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius, und zu den Armen Seelen unsere Zuflucht. Für die Erhörung möchte ich hiermit meinen Dank aussprechen. A. M. K.

Hazleton, Iowa, 8. XI. '04. Da ich mich einer Operation unterziehen mußte, nahmen wir, ich und meine Familie, unsere Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und Mariä, versprachen auch Veröffentlichung im „Sendbote" im Falle der Erhörung. Ich habe die Operation glücklich überstanden und bin wiederum gesund. Deshalb möchten wir hiermit unseren innigsten Dank aussprechen.

Frau C. H.

Indiana, 11. XI. '04. Eine unserer Schwestern war sehr krank. Ich empfahl dieselbe dem hlsten Herzen Jesu und versprach, wenn dieselbe soweit genese, daß sie ihren Berufspflichten nachkommen könne, drei hl. Messen zu Ehren des hlsten Herzen Jesu lesen und es im „Sendbote" veröffentlichen zu lassen. Heute komme ich gerne mit Dank meinem Versprechen nach, da unsere liebe Schwester auf dem Wege der Besserung ist, hoffend, daß das liebevolle Herz Jesu auch die vollständige Gesundheit geben wird. S. M. S.

Antonius, Ill., XII. '04. Schwester M. B. bekam eine bösartige Augenentzündung. Der Arzt und die Schwestern, welche das Auge sahen, fürchteten sehr für den Verlust desselben, da die angewandten Mittel nicht viel zu helfen schienen. Das Uebel erreichte einen sehr hohen Grad am Mittwoch, den 7. Dezember. Die Pupille war ganz verzerrt und wollte trotz der stärksten Mittel keine runde Gestalt annehmen. Am Abend hörte man auf mit dem Einspritzen der Medizin und gebrauchte statt derselben einige Tropfen Wasser von Lourdes mit dem Versprechen der Veröffentlichung, — und die liebe Mutter Gottes hat geholfen. Die Schwester hatte einen erquickenden Schlaf, und am nächsten Morgen war das Auge außer aller Gefahr, so daß der Arzt sein Erstaunen aussprach. Das Auge besserte sich so geschwind, daß die Schwester nach einigen Tagen ihre Arbeit wieder übernehmen konnte. Dank der lieben Mutter Gottes von Lourdes. F. S.

Borough of Brooklyn, N. Y., 19. XII. '04. Wir versprachen, wenn ein schwieriges Examen, das einige Mitglieder unserer Kongregation zu bestehen hatten, mit Erfolg gekrönt würde, eine hl. Messe lesen zu lassen und dasselbe im „Sendbote" zu veröffentlichen. Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der allerheiligsten Jungfrau; denn das Gebet Vieler wurde erhört. M. C. H., O. S. D.

Pittsburg, Pa., 20. XII. '04. Da mein Sohn außer Arbeit war und auch mein Mann die Arbeit verloren hatte, so nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zu Maria und den lieben Armen Seelen, und ließ eine hl. Messe zum Troste der Armen Seelen

leien. Ich wurde sowohl in diesem Anliegen erhört, als auch in anderen Bedrängnissen, wofür ich meinen innigsten Dank aussprechen will. M. P.

Galveston, Texas, 22. XII.'04. Vor sechs Monaten wurde mir ein werthvoller Artikel gestohlen. Ich nahm meine Zuflucht zum hl. Antonius und zur lieben Mutter Gottes, versprach, wenn ich meine Sachen wieder bekäme, ein Almosen zu geben und die Erhörung im „Sendbote" zu veröffentlichen. Der Dieb wurde arretirt und ich bekam meine Sachen zurück. So komme ich mit diesem meinem Versprechen nach, und ich werde ferner so lange ich lebe dasselbe opfern an jedem Weihnachten zu Ehren der heiligen Mutter, des göttlichen Herzens Jesu und des heiligen Antonius. Frau J. R.

Cincinnati, O., 25. XII. '04. Da ich einen Schlaganfall erlitt nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und versprach, ihm zu Ehren eine hl. Messe lesen zu lassen. Wenn auch noch nicht vollständig hergestellt, so hat sich doch mein Zustand bedeutend gebessert. M. H.

Belleville, Ill., 27. XII. '04 Ich hatte einen Anfall von Rheumatismus in meinen Beinen bis an die Kniee. Wir hielten vertrauensvoll eine Novene, indem wir außer der Mutter Gottes auch die Fürbitte anderer Heiligen anriefen und ich gebrauchte das Wasser von Lourdes. Obgleich ich noch nicht ganz wieder hergestellt bin, so danke ich für die bedeutende Besserung, die ich jetzt verspüre. W. H. *)

Westphalia, Shelby Co., Iowa. 28. XII. '04. Will endlich ein vor längerer Zeit gemachtes Versprechen erfüllen. Ein Kind Catalina wurde plötzlich auf den Tod krank mit Unterleibsentzündung. Im Namen der armen betrübten Eltern versprach ich ein Almosen für arme Studenten zu Ehren des hl. Antonius, Novenen zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und Veröffentlichung im „Sendbote", falls unsere Gebete erhört würden. Lob und Dank dem liebevollen Herzen Jesu! Die Gefahr ging gegen alle Erwartung des Arztes glücklich vorüber. Möchten doch die Menschen immer mehr zu diesem göttlichen Herzen ihre Zuflucht nehmen.

Schw. M. L., O. S. F.

St. Francis, Wis., 30. XII. '04. Da eine Angelegenheit schon Jahre lang im Gemüthe lag und noch immer kein Anschein vorhanden daß sie geschlichtet würde, trotz öfterer Bemühungen unsererseits, nahmen wir ernstlich unsere Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und zum hl. Antonius, und versprachen die Erhörung im „Sendbote" zu veröffentlichen. Den Armen Seelen versprachen wir eine gewisse Anzahl hl. Messen, wenn es innerhalb des Monates November geschlichtet würde. Lob und Dank Gott und seinen Engeln und Heiligen, die Sache wurde noch vor Ende November geschlichtet. J. H.

Kellingstone, Minn., 1. I. '05. Als ich mich kränklich fühlte, nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zur Mutter der immerwährenden Hilfe. Ich versprach ebenfalls eine hl. Messe zu diesem Zwecke lesen zu lassen. Meine Bitte wurde erhört. In einem anderen Anliegen fand ich ebenfalls Erhörung. Frau E. R.

Buffalo, N. Y., 3. I. '05. Um meinem Versprechen nachzukommen, muß ich Sie bitten, dieses im „Sendbote" zu veröffentlichen. Ein mir nahe stehender Verwandter unterließ jahrelang seine religiösen Pflichten, was mir sehr zu Herzen ging. Da Zureden nichts half, nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zum hl. Joseph, Mutter Gottes, zum hl. Joachim und zur hl. Anna. Der letzte Monat März ging vorbei, Ostern ging vorbei und ich sah keine Hilfe. Da verdoppelte ich mein Gebet, hielt eine Novene und ließ am Schutzfest des hl. Joseph eine hl. Messe lesen. In derselben Woche kam er seiner Pflicht nach ohne dazu aufgefordert zu werden. Deshalb danke ich dem lieben Gott und der ganzen Hl. Familie, und da aber immer noch viel zu wünschen übrig bleibt, so bitte ich demüthig, ihn und seine ganze Familie dem gemeinsamen Gebete zu empfehlen. M. M.

Herndon, Kans., 6. I. '05. In einem besonderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und zur lieben Mutter Gottes, versprach eine neuntägige Andacht zum göttlichen Herzen Jesu, und eine hl. Messe zu Ehren der Mutter Gottes, und Veröffentlichung im „Sendbote" wenn ich erhört würde. Mein Gebet wurde erhört, deshalb möchte ich hiermit meinen Dank aussprechen. Ich hätte meinem Versprechen längst nachkommen sollen. M. K. J.

New Dorchester, Mass., 6. I. '05. In einem schweren Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und versprach eine hl. Messe zu Ehren des hlsten Herzens Jesu und zum Trost der Armen Seelen und Veröffentlichung im „Sendbote". Dank dem hlsten Herzen Jesu, ich wurde erhört. Das Anliegen war, meine Mutter erkrankte und die Aerzte befürchteten eine schlimme Operation. M. A. S.

Applecreek, Mo., 9. I. '05. In zwei Anliegen, wehe Augen und sonstige Schmerzen, nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zur Mutter von der immerwährenden Hilfe, und versprach eine hl. Messe lesen zu lassen. Für die Erhörung möchte ich meinen Dank aussprechen. T. A. W.

Applecreek, Mo., 9. I. '04. Als unser Vater erkrankte und die Besserung sich verzögerte, nahmen wir unsere Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und versprachen Veröffentlichung im „Sendbote" im Falle der Erhörung. Auch in anderen Anliegen nahmen wir Zuflucht zu vertrauensvollem Gebete. Wir erhielten, Gott sei Dank, schnelle Erhörung. S. A. W.

Cincinnati, O., 10. I. '05. Als mein Bruder außer Arbeit war und im Sinne hatte,

*) Wir machen Sie gefälligst aufmerksam auf die Bemerkungen, die am Kopfe dieser Abtheilung stehen, wonach jede Danksagung **unentgeltlich** auf, doch nach den oben angegebenen Bedingungen. D. R.

fortzugehen, nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antlitze Jesu, zur allerseligsten Jungfrau Maria und zu den Armen Seelen, und versprach zwei hl. Messen für die Armen Seelen jeden Monat, ein Jahr lang, lesen zu lassen, und Veröffentlichung im „Sendbote" wenn ich erhört würde. Tausendmal Dank für die erhörte Bitte. E. B.

Kurze Danksagungen: R. B. F., Hamilton, O., Erhörung in mehreren Anliegen. — Frau L. L., Kansas City, Mo., Bewahrung vor Nervenfieber. — Schw. M., La Crosse, Wis., Wiedergenesung von schwerer Krankheit. — E. D., Maria Stein, O., Rettung eines kranken Pferdes und Hilfe in Krankheitsfällen in der Familie. — L. M., Ossian, Hilfe in einer drohenden Operation. — H. A. P., Say Brook, Pa., Erhörung in schwerer Bedrängniß. — E. R., Rochester, N. Y., Besserung in einer Krankheit. — J. F., Monroe, Mich., besonderes Anliegen. — L. P., St. Louis, Mo., Heilung von offenen Wunden durch die Fürsprache der Mutter Gottes von Lourdes. — K. K., New York, N. Y., dringendes Anliegen. — J. W. H., New York, N. Y., besonderes Anliegen. — K. A., Chicago, Ill., Erhörung in drei Anliegen.

Entweder — oder.

Ein rechtschaffener, braver Mann hatte einen einzigen Sohn. Dieser aber glich seinem Vater durchaus nicht, so brav der Vater war, so lasterhaft war der Sohn. Und trotz aller Mahnungen des Vaters verharrte der Sohn auf dem Wege des Lasters, den er leichtsinnig eingeschlagen. Endlich kam es mit dem Vater zum Sterben. Er ließ seinen Sohn rufen und sprach zu ihm: „Erwarte nicht, daß ich noch vergebliche Worte an Dich verschwende, weder im Guten noch im Bösen. Ich habe Beides zu seiner Zeit nicht gespart, es ist aber Alles umsonst gewesen. Ich sehe voraus, wie Dein Leben verlaufen wird. Du wirst in kurzer Zeit mein Geld vergeuden, und Dir wird nichts übrig bleiben, als Armuth und Schande. Nur zwei Wege stehen Dir dann mehr offen: entweder stehlen und rauben oder verzweifeln, und das Ende wird sein: Entweder wird man Dich hängen, oder Du wirst Dich selbst erhängen. Für das Erste wird die Obrigkeit sorgen, für das Zweite habe ich vorgesorgt. In der hinteren Kammer oben, wo das alte Gerümpel liegt, habe ich noch vor einigen Tagen, um Dir Mühe und Geld zu sparen, einen Strick an einen Nagel befestigt. Der hält! an diesem magst Du Dich dann aufhängen; es sieht Dich da kein Mensch. Erkenne darin noch die Sorge Deines Vaters um Dich!" — So sprach der alte Mann und starb. Der von diesen ernsten Worten des Sterbenden tief erschütterte Sohn kehrte nach der Beerdigung still und in sich gekehrt vom Gottesacker in das ererbte Haus zurück. Dort drängte es ihn unwiderstehlich nach der Rumpelkammer, um den Strick zu sehen, den sein Vater vorsorglich für ihn da aufgehängt. Schaudernd und noch immer den gebrochenen, im Sterben noch bittenden Blick seines Vaters vor Augen, näherte er sich der Stelle, wo der Strick hing. Und siehe, wie er ihn vom Nagel losmachen wollte, entdeckte er hinter dem Strick ein Kruzifix, an dessen Fuß der Vater mit zitternder Hand die Worte geschrieben: „Flüchte bußfertig zu Jesus Christus und rette Deine Seele!" Der Anblick des Strickes, des Bildes und der rührenden Inschrift brach endlich des Sohnes verkehrten Sinn. Heiße Thränen stürzten aus seinen Augen, er sank auf die Kniee und rief aus: „Vater, verzeihe mir, ja, ich gelobe es, Buße will ich thun und meine Seele retten!" — Und er hielt Wort, er bekehrte sich und führte fortan ein ordentliches, christliches Leben.

Redaktionsschluß am 17. Januar 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat Februar 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Der Katechismusunterricht.

Besondere Meinungen.

1. **Mittwoch.** Ignatius, Bisch., Mart. (107). 110,626 Danksagungen; Bußgeist; verschiedene Berufsanliegen; Nachrichten über eine vermißte Person; viele Anliegen von Müttern; ein Unternehmen zur Ehre des hlsten Herzens Jesu. 5)
2. **Donnerstag.** Mariä Lichtmeß. 69,143 Bedrängte; Vertrauen auf Gott; eine Geisteskranke, daß sie die hl. Sakramente empfangen kann; dringende Anliegen eines Ordenspriesters; viele Jünglinge und Jungfrauen, die ihre religiösen Pflichten vernachlässigen; vortheilhafter Verkauf eines Eigenthums. 4)
3. **Erster Freitag.** Blasius, Bisch., Mart. (316). 73,567 Kranke; Betrachtung des Leidens Jesu; dringende Bitte eines Arztes; Verbreitung der guten Presse; verschiedene Anliegen von Priestern; nach Meinung. 1)
4. **Samstag. Andreas Corsini,** Bisch., Bek. (1278). 97,402 verstorbene Mitglieder; Gebet für die Armen Seelen; Friede und Eintracht in allen Familien; Aufhebung verbotener Bekanntschaften; hinreichende Gesundheit für viele Personen, damit sie ihren Standespflichten nachkommen können. 6)
5. **Fünfter Sonntag nach Epiphanie.** Philipp von Jesu, Mart. (O. F. M. 1597). 20,041 Lokalbündnisse; Frömmigkeit; die Bekehrung vieler lauen Katholiken; die Dienstmädchen in unseren Städten; wahre Andacht der Schulkinder bei Anhörung der hl. Messe.
6. **Montag.** Titus, Bisch., Bek. (94). Dorothea, Jungf., Mart. (304). 30,810 Direktoren; Wissenschaft der Heiligen; der Bau einer Abteikirche; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; nach Meinung.
7. **Dienstag.** Romuald, Abt, Bek. (1207). 104,273 Beförderer; Sammlung des Geistes; Bekehrung vieler Männer, die sich verbotenen und gefährlichen Gesellschaften angeschlossen haben; die Verbreitung der Föderation; die Bekehrung der Flucher und Gotteslästerer.
8. **Mittwoch.** Johann von Matha, Bek., Ordensst. (Trinitarier, 1213). 116,792 Verstorbene; Nächstenliebe; viele schwer bedrängte Familien; die Arbeiter in den Fabriken; die Missionen unter den Nichtkatholiken.
9. **Donnerstag.** Cyrillus von Alexandrien, Bisch., Bek., Kirchenl. (444). 380,326 um Gnade der Beharrlichkeit; Geduld; Mittel zur Aufrechterhaltung verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten; die Heilung einiger Geistesverwirrten; die Heilung der Trunksüchtigen. 4)
10. **Freitag.** Scholastika, Jungfr. (O. S. B. 543). 150,972 Jugend; Beständigkeit; verschiedene Jünglinge, die sich auf den Priesterstand vorbereiten; die eifrige Betheiligung an den Vesper- und Kreuzwegandachten; die Vereine in unseren katholischen Gemeinden.
11. **Samstag.** Sieben Serviten, Bek., Ordensst. (1233). 70,342 erste Kommunion; inniger Glaube; Abwendung einer drohenden Gefahr; feste Gesundheit für die Mütter; Gründung eines Jünglings-Verein; nach Meinung.
12. **Sechster Sonntag nach Epiphanie.** Eulalia, Jungfr., Mart. (304). Agatha, Jungfr., Mart. (352). 136,423 Eltern; Wandel vor Gott; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien, Niederlassungen und Schulen der Benediktiner; die würdige Beobachtung der kirchlichen Vorschriften.
13. **Montag.** Katharina von Ricci, Jungfr., (O. S. D. 1590). 203,308 Familien; häusliche Andacht; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Missionen der Dominikaner; die eifrige Verrichtung des Rosenkranzgebetes. 5)
14. **Dienstag.** Valentin, Mart. (269). 58,416 Versöhnungen; Starkmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; bessere Verbreitung des Dritten Ordens.
15. **Mittwoch.** Faustinus und Jovita, Mart. (121). 76,670 Arbeit und Mittel; Vertrauen auf die Vorsehung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.

---

* **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.

16. **Donnerstag.** Onesimus, Bisch. (103). 97,563 Geistliche; Eifer; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen, Missionen und Schulen der Augustiner; die Verbreitung gediegener Kenntnisse unserer hl. Religion. 4)

17. **Freitag.** Fintan. 325,776 Religiosen; Geist der Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Prämonstratenser; die Verbreitung der Sodalitäten.

18. **Samstag.** Marzellus, Papst, Mart. Simon, Bisch., Mart. (109). 90,601 Seminaristen und Novizen; Demuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Niederlassungen, Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

19. **Septuagesima.** Konrad, Bisch., Bek. (976). 150,047 Erkenntniß des Berufes; Gottvertrauen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Redemptoristen; die bessere Theilnahme an die katholischen Vereinen. 3)

20. **Montag.** Eucherius, Bisch., Bek. (738). 41,110 Pfarreien; Eifer im Dienste Gottes; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaften.

21. **Dienstag.** Gebet des Herrn. Ephram, Diakon, Bek., Kirchenl. (23). 85,745 Schulen; Gehorsam; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; die würdige Feier der kirchlichen Feiertage. 2)

22. **Mittwoch.** Stuhlfeier Petri zu Antiochien. 59,441 Obere; Klugheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die Uebung der häuslichen Andacht.

23. **Donnerstag.** Peter Damian, Bisch., Bek., Kirchenl. (1072). 40,745 Missionen und geistliche Uebungen; Wohlthätigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die katholische Universität in Washington. 4)

24. **Freitag.** Mathias, Apostel. 39,243 Vereine; Einigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Niederlassungen der übrigen geistlichen Genossenschaften; die höheren Schulen für Jünglinge.

25. **Samstag.** Felix, Papst, Bek. (492). 319,689 Bekehrungen; reumüthige Beichte; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster und Niederlassungen der Schwesterngenossenschaften; die Hospitäler.

26. **Sexagesima.** Porphyrius, Bisch., Bek. (421). 191,625 Sünder; Gebetseifer; die Lehranstalten und Waisenhäusern der Schwestern-Genossenschaften; die Erziehung der Taubstummen und Blinden.

27. **Montag.** Brigitta, Wittwe, Ordensst. (1373). 138,890 Unmäßige; Flucht der Gefahren; die Wohlthätigkeitsanstalten der Schwestern-Genossenschaften; die Erziehung der Blinden; die Missionen unter den Indianern und Negern.

28. **Dienstag.** Romanus, Abt, Bek. (460). 133,073 geistliche Gnaden; Eifer; die Anliegen der Bischöfe und Priester; die nicht eingesandten Anliegen; alle noch nicht erhörten Anliegen.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

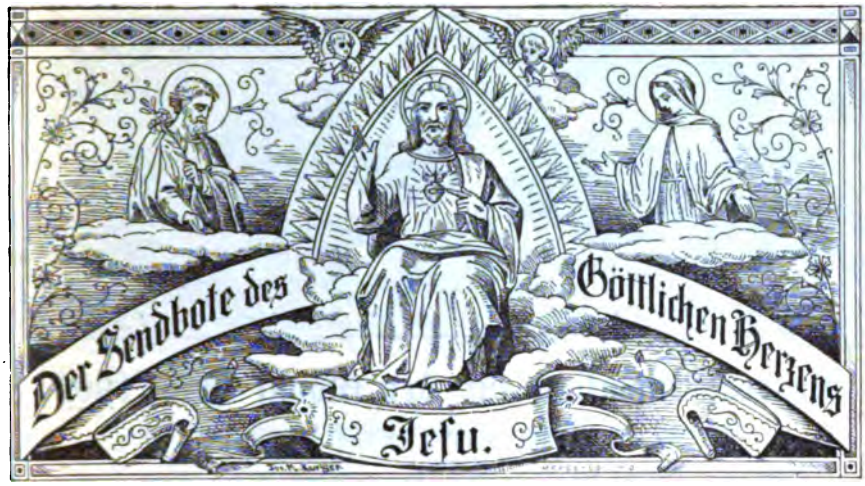
Im Besonderen opfere ich sie Dir auf zur Beförderung des Eifers im Besuche der Katechismuslehre.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.



Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 3. 32. Jahrgang. 1905.

Nach Golgatha.

Auf dem harten, steilen Wege,
Zu Kalvarias grausen Höhen,
Bat'st du, armer, müder Heiland,
Dich ein wenig auszuruhen.
Ach, wie würde ich mich freuen,
Wenn zu süßer Ruhestätte,
O mein Jesus, dienen könnte
Dir mein liebekrankes Herze.

Wenn dir dienen könnten treulich
Meine armen, schwachen Arme;
Wenn du annähmst deinen Diener
Als getreuen Cyrenäer:
Folgen wollte ich mit Freuden
Allen, allen deinen Schritten,
Und bis hin zum Tode wollt ich
Helfen dir, dein Kreuz zu tragen.

Mossen Jacinto Verdaguer.

General-Intention für den Monat März 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Der Gebetsgeist.

Wie viele Christen, darunter eifrige, gibt es nicht, die sich trost- und hilflos fühlen, und manchmal gar zur Muthlosigkeit geneigt sind! Für solche ist das beste Mittel, in sich den Geist des Gebetes zu wecken. — Es ist hier nicht allein die Rede von der Uebung des Gebetes, von der Verrichtung gewisser frommer Gebetsformeln zu bestimmten Stunden, sondern auch die Rede vom Gebetsgeiste, d. h. ein Ruf zu Gott, eine Erhebung des Herzens zu ihm, so oft wir unser Unvermögen, unsere Schwäche und Verlassenheit empfinden; eine Rührung unseres Herzens, die nach und nach wie von selbst sich äußert und kundgibt, und uns Hilfe und Vorschub leistet in den Schwierigkeiten des Lebens.

O, daß wir es doch recht verständen, uns an den Vater im Himmel zu wenden, sobald uns eine Schwierigkeit überfällt, verständen, den himmlischen Vater um Rath zu bitten in Zweifeln, ihm unsern guten Willen zu opfern, ihm zu danken für die große Wohlthat seiner väterlichen Vorsehung, verständen, ihm recht kindlich und einfältig zu jeder Stunde des Tages anzuempfehlen unsere Wünsche, sowie auch jene unserer Mitmenschen, mit einem Worte, verständen, recht oft an Gott zu denken, welch' eine Veränderung würde das in unserm Leben hervorrufen!

Aber diese heilsame Uebung erwirkt man sich nicht in einigen Tagen oder Monaten; unsere arme Seele ist so sehr eingenommen von weltlichen Gütern und Geschäften, und so von der Zerstreuung hingerissen, und so vom bösen Feinde angegriffen, daß der Mensch oft zuerst an alles Andere denkt, und sonst überall um Hilfe sich umsieht, und an Gott oft ganz zuletzt denkt, und an Gott sich zuletzt wendet, der allein ihm wahre Hilfe gewähren kann, der unser bester, treuester und mächtigster Freund ist; auf ihn müssen wir vertrauen, das ist die Grundlage eines christlichen Lebens, eines vollkommenen Wandels. Wir müssen durchdrungen sein von dem festen Glauben, daß Gott um einen jeden aus uns besorgt ist, überzeugt müssen wir sein von seiner unendlichen Macht, seiner Allgegenwart, seiner immerwährenden Güte. Lassen wir Jesus nicht an die Thüre unseres Herzens klopfen, ohne ihm unsere Bedürfnisse auseinanderzusetzen, ihm unsere Wünsche vorzulegen; nehmen wir zu jeder Zeit zu ihm

unsere Zuflucht, unterhandeln, beschäftigen wir uns mit ihm, gewöhnen wir uns, nichts zu thun oder zu unternehmen, ohne ihm zuvor unser Vorhaben anzuempfehlen und ihm die ganze Sache und Angelegenheit zu übergeben.

Sieh, das nennt man Gebetsgeist, von dem besonders die Mitglieder des Gebetsapostolates beseelt sein müssen, und wodurch man dem Herzen unseres Meisters näher kommt, und uns demselben ähnlicher macht, was ja den Hauptzweck unseres frommen Bundes ausmacht.

Die General-Intention für den Monat April wird sein: Die christliche Geduld.

„Ich will dahin gehen, wo Jesus ist.“

Auf dem eucharistischen Kongreß zu Paray-le-Monial erzählte der Bischof von Autun folgenden Zug, den ihm Se. Eminenz Kardinal Vaughan in London mitgetheilt hatte:

Eines Tages kam nach London ein protestantischer Prediger, den der Zug der Gnade bereits mächtig nach dem Katholizismus hindrängte, der sich aber immer nicht zum entscheidenden Schritt entschließen konnte. Er war Familienvater und sein fünfjähriges Töchterchen begleitete ihn. Zuerst führte er das Kind in eine katholische Kirche. Sofort wurden die Blicke des Kindes angezogen durch die ewige Lampe, welche vor dem Altare brannte.

„Vater, was soll diese Lampe da?“

„Das soll bedeuten, Kind, daß Jesus in dieser Kirche ist, und zwar hinter der kleinen goldigen Thür, die Du da auf dem Altare siehst.“

„Vater, ich möchte so gerne Jesus sehen!“

„Aber die Thür ist geschlossen, Kind. Zudem ist Jesus auch verborgen unter einem Kleide, und Du würdest ihn doch nicht sehen.“

Doch das Kind wiederholte: „Ich möchte so gerne Jesus sehen!“

Darauf traten sie in einen protestantischen Tempel ein. Dort gab es weder Lampe noch Tabernakel.

„Aber, Vater, warum ist denn hier keine Lampe?“

„Weil Jesus nicht da ist, mein Kind!“

Dieses öffnete erst ganz verwundert seine großen, unschuldigen Augen, dann ward es still und in sich gekehrt. Von da an wollte es nur mehr von der katholischen Kirche etwas wissen, und es sträubte sich, wenn es in den protestantischen Tempel gehen sollte.

„Ich will dahin gehen, wo Jesus ist,“ sagte es immer.

Auf den Vater machte das Leiden tiefen Eindruck, er wurde erschüttert. Er begann mit seinem Kinde zu fühlen, daß man nur da wohl ist, wo Jesus gegenwärtig ist. Doch er mußte abschwören und auch öffentlich übertreten! Für ihn und seine Familie bedeutete das den materiellen Ruin; es handelte sich darum, ein Jahresgehalt von 2000 Mark (100 Pfund Sterling), von dem seine Familie lebte, zu opfern. Und er brachte das Opfer und seine Frau mit ihm. Sie bekehrten sich zur wahren Religion und sagten mit ihrem Kinde: „Ich will dahin gehen, wo Jesus ist.“

Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat.

März.

Freundesliebe des göttlichen Herzens Jesu in der Menschwerdung und Geburt.

Die Ersten, mit denen Jesus nach seinem Eintritte in die Welt Freundschaft geschlossen hat, waren die frommen Hirten und die heiligen drei Könige.

Wir sollen uns im Geiste an die Erstlingsfreunde anschließen, mit ihnen in den Stall eintreten, uns mit ihnen vor der Krippe niederknieen, den Sohn Gottes an ihrer Seite aufmerksam betrachten, der in Kindesgestalt dort liegt. Er will uns eines ähnlichen Glückes theilhaftig machen, wie er es jenen verliehen hat. Er will auch uns zeigen, was er, die zweite Person in der Gottheit, aus Liebe zu uns und zu allen Menschen geworden ist. Dann werden wir ihn schätzen und lieben lernen. Deshalb erwägen wir, wie derselbe, den wir hier im dunkeln Stalle schauen, im Himmel droben in unzugänglichem Lichte wohnt. Im Himmel bilden Millionen und Millionen von Engeln seinen Hofstaat und gehorchen jedem seiner Winke; hier aber liegt er als ein hilfloses, verlassenes, ohnmächtiges Kind; seine Macht, Weisheit und Unermeßlichkeit hat er verborgen; sogar den Gebrauch der Sprache und der Glieder bringt er hier zum Opfer. Der Allmächtige hat sich selbst entäußert, Kindesgestalt angenommen und wird äußerlich befunden wie ein Kind. Er, der jedem Geschöpfe Leben und Nahrung gibt, läßt sich selbst nähren mit spärlicher Milch. Er, der im Himmel mit Ehre und Herrlichkeit gekleidet ist, liegt hier in ärmliche Windeln gewickelt auf Heu und Stroh. Er, der unendlich Selige, leidet Frost und Kälte im rauhen Stalle und weint vor Schmerzen. Auf Alles hat er verzichtet, allen Leiden schon so früh sich unterworfen, nicht, weil er es mußte, sondern weil er es so aus Liebe zu uns wollte. Darum vergegenwärtigen wir uns die Flammen der Liebe zu uns, welche aus seinem unschuldigen Kindesherzen emporlodern! Diese unbegreifliche Liebe hat ihn bewogen, mit uns innige Freundschaft zu schließen. Weil sich aber die Höhe des Thrones mit der Freundschaft nicht wohl verträgt, so ist er vom Himmel herabgestiegen und ist uns in Allem gleich geworden, nur die Sünde ausgenommen. Er hat, wie wir, einen menschlichen Leib, eine menschliche Seele, ist allen Mühseligkeiten noch mehr unterworfen, wie wir. Weil er uns so in Allem ähnlich geworden ist aus reiner Liebe, so ist es billig, ja eine süße Pflicht für uns, daß auch ein jeder sein Herz als Freundesherz anbietet,

Wir wissen aus dem heiligen Evangelium, was die Engel bei der Geburt Jesu gesungen haben: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ Die frommen Hirten und die heiligen drei Könige waren guten Willens; darum haben sie an der Krippe seine Freundschaft und damit den süßesten Frieden für ihr Herz gefunden. Sind wir aber auch guten Willens? Sind auch wir bereit, aus Liebe zu Jesus die Opfer zu bringen, die er von uns verlangt? Fliehen wir auch unsere Lieblingssünde und die freiwilligen Gelegenheiten dazu? Sind wir entschlossen, auf alle menschliche Freundschaft zu verzichten, die sich mit der Freundschaft mit Jesus nicht verträgt? Oder wollen wir nur mit dem Munde ihn preisen, aber durch unsere bösen Werke um sein unschuldiges Kinderherz, das uns so innig liebt, den Dornenkranz winden? Seien wir überzeugt, Jesu wünscht recht innig, daß die Strahlen, d. h. die Gnaden, die von seinem Herzen ausgehen, auch in unser Herz sich hineinsenken, wie einst in die Herzen seiner Erstlingsfreunde. Lassen wir uns rühren durch seine Thränen, die er als unschuldiges göttliches Kind in der Krippe für uns vergossen. Ergreifen wir im Geiste die unschuldigen göttlichen Händchen, die er uns so liebevoll entgegenstreckt, und versprechen wir, daß wir unsere Hände und unsere Glieder nie zu Werken der Finsterniß mißbrauchen, daß wir keine sündhafte Freundschaft unterhalten wollen. Sonst müßte er uns schon aus der Krippe zurufen: „Niemand kann zwei Herren dienen!“ Erwärmen wir gleichsam das göttliche Kind vielmehr in dem kalten Stalle mit dem guten Vorsatze, unsere Lieblingssünde und die bösen Gelegenheiten zu meiden.

Lob für katholische Pfarrschulen.

Hohes Lob spendete unseren Pfarrschulen der Publikschul-Inspektor Jas. Clancy von New York, welcher im Schulfache eine zwanzigjährige Erfahrung besitzt. Obwohl dem System abgeneigt und ausgezogen zur Prüfung desselben, war er im Angesichte sprechender Thatsachen gezwungen, in seinem Bericht zu bekennen: „Nichts ist weiter von der Wahrheit entfernt, als die Behauptung, in den Pfarrschulen werde nur Religion gelehrt. . . . In allen Hauptfächern scheinen die Pfarrschul-Zöglinge jener der Publikschule weit überlegen zu sein. . . . In der Regel sind erstere besser im Buchstabiren und haben ein tieferes Verständniß der Worte als letztere. . . . Mit einer bescheidenen Summe, welche die Pfarrschulen aufzubringen vermögen, verrichteten sie Wunder der Thätigkeit. Es scheint mir, daß die Superintendenten der Publikschulen vom Studium der Leitung und Methode der Pfarrschulen nur gewinnen können.“ Ein solches Zeugniß aus dem Munde eines erfahrenen uns nicht geneigten Schulmannes zu Gunsten der Pfarrschulen muß festgenagelt werden. Leider gibt es aber immer noch katholische Eltern, welche ihre Kinder nicht in die Pfarrschule schicken, obwohl es leicht geschehen könnte, und als Entschuldigung die Lüge vorbringen: In euren Schulen wird nichts als Religion gelehrt.

(Für den „Sendbote".)

Die Mischehen und ihr verderblicher Einfluß auf das religiöse und soziale Leben.

Von P. Saget.

Die Liebe, die Liebe macht glücklich, die Liebe, die Liebe macht reich, sie machet den Bettler zum König!" so ruft oder singt in der sogenannten Sturm- und Drangperiode mancher junge Mann und manches junge Mädchen in die Welt hinaus und Beide sind überselig, wenn sie ein Herz finden, welches gleich dem ihrigen die „Zaubermacht der Liebe" in sich wirksam fühlt. In oft sehr leichtfertiger Weise wird in der erwähnten Periode von jungen unerfahrenen Leuten ein „Verhältniß" angeknüpft, ohne daß sie im Entferntesten daran denken, gegenseitig zu prüfen, ob auch die Vorbedingungen für einen Bund für's Leben vorhanden sind, ob die Charaktere zu einander passen und ob sie vor Allem in dem wichtigsten Punkte: in der religiösen Frage in ihren Anschauungen und Empfindungen übereinstimmen. Es kommt ihnen einzig und allein auf die Liebe an, von ihrer „Allgewalt" hoffen und erwarten sie Alles und glauben, wenn sie nur verheirathet wären, dann hätten sie den Himmel auf Erden. Die Enttäuschungen, welche schon Manche vor ihnen in dieser Beziehung erfahren mußten, kommen ihnen entweder gar nicht in den Sinn, oder sie sagen, wenn sie daran erinnert werden, wir werden es schon anders einzurichten wissen, wir lieben uns und die Liebe überwindet alle Schwierigkeiten. Das klingt recht schön und zuversichtlich, allein manch' düsteres Bild aus dem Eheleben lehrt uns leider, daß jene Zuversicht häufig die Frucht einer sehr großen und verderblichen Selbsttäuschung ist, welche blinde Leidenschaft bewirkt hat.

Das Mahnwort: „Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet" ist für alle diejenigen, welche einen so hochwichtigen Akt, wie es der der Eheschließung ist, vollziehen wollen, wohl zu beachten, denn Wohl und Wehe während des ganzen Erdenlebens hängt für beide Theile davon ab, ob in den beiderseitigen Herzens- und Charaktereigenschaften die Garantieen für ein dauerndes gutes Einvernehmen, für gegenseitige Achtung, Duldsamkeit und Liebe gegeben sind. Fällt die bezügliche Prüfung, welche mehr der nüchterne Verstand, als das sich im momentanen Liebesrausch befindende und daher der Selbsttäuschung stark zuneigende Herz vornehmen soll, nicht zur vollen Zufriedenheit aus, dann ist es unter allen Umständen rathsam, ein Verhältniß zu lösen, welches statt in den erträumten Himmel in eine garstige Hölle, zum mindesten in ein wenig erfreuliches Fegefeuer führt. Ist das Gesagte bezüglich der Eheschließung im Allgemeinen sehr beherzigenswerth, so ist es in einem noch weit höherem Maße zu beachten, wenn es sich um die Prü-

sung der Uebereinstimmung zweier Menschen, die den Ehebund zu schließen beabsichtigen, in der wichtigsten Frage des Lebens: in der religiösen Frage handelt. Hier ist vor Allem zu bedenken, daß die irdische Liebe, welche zudem oft genug nur eine maskirte Leidenschaft ist, nicht im Stande ist, auf die Dauer die vorhandenen Gegensätze auszugleichen und ein schönes Zusammenleben der Gatten zu bewirken. Mehr aber noch als das fällt ein Anderes in's Gewicht. Die Ehe hat nach christlich-sittlicher Anschauung einen entschieden höheren und idealeren Zweck, als den ein schönes Liebesleben zweier Menschen darzustellen; sie ist von Gott bestimmt, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes in geordneter Weise zu bewirken und die Ehegatten haben die verantwortungsvolle Aufgabe, die ihrer Verbindung entstammenden Kinder zu guten braven Menschen und für den Himmel zu erziehen. Hieraus ergibt sich ganz von selbst, daß die Ehegatten in der religiösen und sittlichen Lebensanschauung und in der Auffassung der von Gott geoffenbarten Heilswahrheiten übereinstimmen müssen, denn nur dann vermögen sie die ihnen vom Himmel anvertrauten Kinder gut zu erziehen, auf den von ihnen selbst erkannten Weg des Heiles zu führen.

Das ist eigentlich für den denkenden, und besonders für den religiösempfindenden Menschen so klar, daß man kein weiteres Wort darüber zu sagen brauchte, indessen beweist die Thatsache, daß leider nach dieser Richtung hin noch lange nicht alle Menschen klar sehen, ja, daß es nicht wenige gibt, welche der religiösen Frage bei der Anbahnung und bei dem Eingehen einer ehelichen Verbindung gar keine oder doch nur eine sehr untergeordnete Bedeutung beimessen, daß ihnen materielle etc. Vortheile, welche ihnen ein Ehebund zu gewähren verspricht, ungleich werthvoller erscheinen, als die religiöse Uebereinstimmnug. Die große Gefahr, welche in der Schließung der Ehe seitens Personen, die in religiöser Beziehung gegentheiliger Ansicht sind, für das religiöse und auch das soziale Leben vorhanden ist, hat die über das Seelenheil der Ihrigen wachende Mutter, die katholische Kirche längst richtig erkannt und sich daher im Allgemeinen gegen die sogenannten Mischehen erklärt. Nur unter gewissen Bedingungen, vor Allem unter der Bedingung, daß die einer Mischehe entstammenden Kinder in der katholischen Religion erzogen werden, läßt die Kirche es zu, daß unter ihrer Mitwirkung die Ehe zwischen einer katholischen und einer, einem anderen christlichen Bekenntnisse angehörenden Person geschlossen wird; streng dagegen versagt die Kirche ihre Zustimmung zu einer Ehe zwischen Katholiken und Nichtchristen. Die Stellungnahme der Kirche in der Mischehenfrage, die seit den Tagen der sogenannten „Reformation" von sehr schwerwiegender Bedeutung ist, ist schon oft der Gegenstand des Hohnes und Spottes, wie die willkommene Ursache zu den gehässigsten Angriffen auf die Kirche seitens „toleranter" Leute gemacht worden, ja, ein hervorragender Kirchenfürst, der hochselige Erzbischof Klemens August von Köln, mußte Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts sein mannhaftes Auftreten in der Mischehenfrage mit einer Inhaftirung in der preußischen Festung Minden büßen. Wie sehr aber die katholische Kirche mit ihrer Bekämpfung der Mischehen im Allgemeinen wie im Besonderen im

Rechte ist, das lehren die oft höchst traurigen Folgen solcher Ehen für das religiöse, wie für das soziale Leben. Die Mischehen bewirken zunächst in den weitaus meisten Fällen den Indifferentismus, die religiöse Gleichgültigkeit. Die Gatten, uneins in der Beurtheilung der Grundsätze des Glaubens und der Heilswahrheiten gehen ihre getrennten Wege, der eine Theil kümmert sich wenig oder gar nicht um das Seelenheil des anderen, es ist dem einen gleichgültig, ob der andere seine religiösen Pflichten erfüllt oder nicht, wenn nur der „häusliche Friede" gewahrt bleibt; jede Anregung, jeder Sporn zum Bethätigen des religiösen Lebens fehlt, und in Folge dessen entsteht, so gut die Vorsätze auch früher gewesen sein mögen, eine verderbliche Lauheit. Man sagt, man wolle die religiöse Ueberzeugung, die religiösen Gefühle des Andern schonen und um deswillen unterläßt man Manches, was man ehedem als Herzensbedürfniß empfunden hat. So weit ist man bereits gekommen, da erscheint der erste Sprößling. Vor der Ehe war man einig bezüglich der religiösen Erziehung der Kinder, ja, feierliche Versprechungen sind hinsichtlich derselben gegeben worden, jetzt aber beginnt dessen ungeachtet eine Unterhandlung, man bemüht sich, von den gegebenen Versprechungen entbunden zu werden, es kommt zu unliebsamen Auseinandersetzungen, zu aufregenden Szenen, Verwandte und Freunde werden zur Entscheidung herangezogen, die ihrerseits die verschiedensten Gründe — meist materieller Natur — dafür anführen, daß das Kind nicht in der katholischen Religion, sondern in der protestantischen etc. Konfession zu erziehen sei. Der weniger energische und einflußreiche Theil der Ehegatten wird überstimmt, bei Seite geschoben und das Kind nach dem Willen des anderen erzogen. Der bis dahin mühsam erhaltene eheliche Friede ist nun entweder in bedenklicher Weise gefährdet oder aber die schon vorhandene religiöse Gleichgültigkeit wächst immer mehr. Man erklärt, es komme nicht darauf an, was das Kind sei, sondern wie es sei, vernachlässigt die religiöse Erziehung und legt das Hauptgewicht auf seine sonstige Ausbildung, denn das Nothwendigste ist ja vorerst, daß für sein Fortkommen in der Welt gesorgt wird, die religiöse Ueberzeugung kann es sich später, wenn es zu den Jahren der Vernunft gekommen, selbst bilden. Das Kind wächst heran, es lernt alles Mögliche, aber in religiösen Dingen bleibt es im Großen und Ganzen unwissend, die Eltern zeigen ihm durch ihr eigenes Beispiel, daß es mit ihrer religiösen Ueberzeugung nicht weit her ist, daß sie sich um die Glaubenswahrheiten keine Sorgen machen. Und unter diesem Einfluß erhält der Geist des Kindes keine bestimmte religiöse Richtung, er schwankt, wie ein Kahn auf hoher See, hin und her, ohne Kompaß, ohne Ziel, er verirrt sich in allen erdenklichen Vorstellungen und ein Indifferentismus, noch größer, als er den Eltern eigen, oder gar der vollendete Unglaube ist schließlich das Resultat der „toleranten" Erziehung des Mischehensprößlings. Mit Rücksicht auf diese traurige Thatsache sind gewisse Leute, namentlich auch Mitglieder der religionsfeindlichen geheimen Gesellschaften, begeisterte Lobredner der „Toleranz", welche in den Mischehen zu Tage tritt. Ihre Spekulation geht dahin, daß die Mischehen sehr geeignet sind, das „starre Festhalten" an den einzelnen Glaubensdogmen zu beseitigen und ganz besonders den Glauben daran zu

erschüttern, daß die katholische Kirche die von Gott bestellte Hüterin und Verkündigerin der reinen Lehre Jesu Christi, also der Heilswahrheiten sei, und daß es deshalb im Interesse des „Fortschritts" und der „Aufklärung" ist, die Mischehen zu fördern. Sie betrachten sonach die Mischehen als Mittel, zunächst den Indifferentismus zu verbreiten und dann mit Hilfe des Letzteren den Unglauben, welchen sie für das erstrebenswerthe Ziel ansehen, immer mehr den Weg zu ebnen. Eine andere Sorte von Leuten läßt sich die Förderung der Mischehen um deswillen angelegen sein, weil sie hofft, daß dadurch der Verprotestantisirung weiter Volkskreise Vorschub geleistet werde, und in der That erweist sich die Rechnung jener Leute als richtig. Das ehedem durch und durch katholische Rheinland — wir führen nur dieses Beispiel kurz an — ist in den letzten achtzig Jahren zu einem nicht unbeträchtlichen Theile für den Protestantismus gerade durch das Mischehensystem gewonnen worden. Unter der preußischen Herrschaft sind fortgesetzt protestantische Beamte in das Rheinland dirigirt worden, sie haben sich dort niedergelassen, haben zum Theil Mischehen geschlossen, ihre Kinder protestantisch erziehen lassen und diese blieben später im Rheinlande und förderten den Protestantismus dort so sehr, daß er z. B. eine große Macht bedeutet, eine Macht, die es zu Wege bringt, daß selbst Städte mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung protestantische Bürgermeister erhalten.

Man ersieht hieraus, daß die Mischehenfrage eine sehr schwerwiegende und absolut keine oberflächlich zu behandelnde ist. Wie verderblich aber unter Umständen das Beispiel derjenigen wirken kann, welche aus den verschiedensten Gründen Mischehen eingehen, dafür sei hier die Thatsache angeführt, daß unlängst ein junges, einer gut katholischen Familie entstammendes Mädchen, welches mit einem Protestanten ein Liebesverhältniß angeknüpft, einem Seelsorger auf dessen ernste Vorhaltungen hin erklärte, daß es lieber auf die priesterliche Absolution verzichten, als das erwähnte Verhältniß — ein Eheversprechen lag damals, was wohl zu beachten ist, noch nicht vor — lösen wolle. Das Mädchen hatte öfter gehört, daß in Mischehe lebende Personen recht glücklich seien und so bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Konfession in der Ehe keine erhebliche Rolle spiele. Wir möchten wünschen, daß das betreffende Mädchen niemals in die Lage kommen möge, diese seine Verirrung bitter beklagen zu müssen, daß es vielmehr durch die Gnade Gottes zu der besseren Erkenntniß gelange und einsehen lerne, daß die religiöse Uebereinstimmung der Gatten das Nothwendigste zu einem dauernden ehelichen Glücke und der wichtigste Faktor für eine gute, echt christliche Erziehung der aus der Ehe hervorgehenden Kinder ist. Sehr Viele, die einst in leichtfertiger Weise eine Mischehe eingegangen, haben dieses später auf das Tiefste bereut und auf dem Sterbebette, als ihnen die Welt in einem ganz anderen Lichte erschien, bittere Selbstanklage erhoben, daß sie jenen Schritt gethan, ihre Kinder statt auf den Weg des Heiles auf den des seelischen Elends geführt hatten.

Wir könnten noch gar Manches über die Mischehen und die von ihnen ausgehende schwere Schädigung des religiösen und des sozialen Lebens sagen, aber wir glauben, daß das Angeführte genügt, um unsere Leser und Leserinen

von Neuem davon zu überzeugen, daß die katholische Kirche nur in dem wohlverstandenen Interesse ihrer Kinder handelt, wenn sie sich entschieden gegen die Mischehen ausspricht. Sie, die Lehrerin und Hüterin der ewigen Wahrheit, ist verpflichtet, dafür zu sorgen, daß nicht der Indifferentismus, die religiöse Gleichgültigkeit ihre Kinder ergreife und sie abbringe vom Wege der Wahrheit, und wir sind gehalten, ihr Wirken nach dieser Richtung kräftig zu unterstützen, unsern katholischen Glauben uns und unseren Nachkommen zu bewahren als ein heiliges Kleinod, das unter keinen Umständen für irdische Vortheile feil ist. Mit unseren andersgläubigen Brüdern und Schwestern wollen wir als echte Christen in Frieden und Eintracht leben, aber von der erkannten Wahrheit wollen wir um keinen Preis ablassen, sondern zu dem Alliebenden flehen, daß er Allen die Gnade zu Theil werden lasse, die von Jesus Christus geoffenbarte Wahrheit zu erkennen, damit der Tag komme, an welchem Alle eins sind im Glauben und in der Liebe und es einen Hirten und eine Heerde gibt. Mischehen können uns diesem erhabenen Ziele nicht näher bringen, im Gegentheil, sie tragen im Allgemeinen dazu bei, uns von demselben zu entfernen und darum müssen wir dafür wirken, so viel an uns liegt, daß von Katholiken nur katholische Ehen geschlossen werden, die dem heiligen Zwecke dienen, die ihnen entstammenden Kinder Gott und dem Himmel zu sichern.

Eine Messe 4000 Meter über dem Meere.

Aus Mailand wird dem „Pester Lloyd" geschrieben: Von dem gewaltigen Gebirgskoloß des Montblanc liegt die Dent du Géant (Riesenzahn) genannte Spitze noch auf italienischem Gebiete und wird auch meistens von dem Dörfchen Courmayeur aus bestiegen. Gehört eine Erklimmung dieser schroffen Felspyramide unter normalen Umständen zu den schwersten Aufgaben der Alpinistik, die der Italiener Jelle vor 22 Jahren zum ersten Male glücklich vollbracht hat, so war es eine umso bewunderungswürdigere Leistung eines kleinen Häufleins von Führern aus Courmayeur, eine gegen zwei Meter hohe Statue der Madonna auf den 4013 Meter hohen Gipfel des Berges zu transportiren. Bis zum Schutzhause „Torino" waren die Schwierigkeiten nicht so bedeutend, aber dann mußten die muthigen Führer über steile Abhänge und durch vereiste Felskamine das Standbild, das an starken Stricken angebunden war, unter unsäglichen Mühseligkeiten hinaufschleppen, wozu sie fast sechs Stunden benöthigten. Oben angelangt, befestigten sie das aus Aluminium gegossene Marienbild mittels großer Nägel an den Felsen und dann las der Vikar Vesan, der die Führer wacker begleitet hatte, inmitten der überwältigend großartigen Bergwelt eine Messe. Nach mehrstündigem Aufenthalte wurde der Rückweg angetreten, der trotz ungünstiger Witterung ohne Unfall erfolgte. Und die Führer von Courmayeur sind nicht wenig stolz darauf, daß sie die Statue der heiligen Jungfrau auf solche Höhe geschafft haben. Es ist wohl das höchste Heiligenbild der Welt.

Die Entsagung des Christen.

In dem schönen Lande Italien war vor mehr als achthundert Jahren eine gährende, wilde, aufgeregte Zeit. Während einer Reihe von Jahrhunderten waren arge Stürme über das Land dahingegangen. Fremde Völker waren nach einander eingebrochen gewesen, hatten kürzere oder längere Zeit das Land in Besitz gehabt, bis sie wieder durch andere verdrängt wurden. Die Westgothen und Longobarden hatten dort geherrscht, und als die Herrschaft der Letzteren war gebrochen worden, hatte das Land noch keinen Frieden gefunden. Es fehlte die starke Hand, die das Ganze geeint und in Ordnung gehalten hätte. Ueberall lagen in kleineren Gebietstheilen solche mit einander in Kampf und Streit, die gegenseitig eine Herrschaft zu begründen suchten. Es war eine Zeit roher Gewalt und schlimmer Gewaltthat. Da wußte Keiner vor dem Anderen sich sicher, sondern mußte suchen, durch eigene Kraft gegen seine Feinde sich zu schützen. Kein Wunder, daß auch die Sitten darniederlagen und heidnisch-sündhaftes Wesen sich vielfach breitmachte.

In jener Zeit hatte auch die schlimme Sitte der sogenannten Blutrache, die jetzt noch in einzelnen Gegenden Italiens und Albaniens eine gewisse Rolle spielt, breiten Boden. Die Blutrache ist der schlimmste Gegensatz gegen das Gebot Christi von der Feindesliebe. Sie ist die Pflicht, das vergossene Blut eines Zugehörigen der Familie, der durch die Gewaltthat eines Anderen um's Leben gekommen ist, an dem Mörder und seiner ganzen Familie zu rächen, — für alle Glieder der Verwandtschaft des Ermordeten. Zwei schreiende Verletzungen des göttlichen Gebotes liegen da vor: einmal die Frevelthat, die an dem bereits Gemordeten geschehen ist, sodann der Versuch auf alle Weise, ebenfalls auf gewaltthätige Art Rache zu üben.

Die Blutrache ist eine der schlimmsten Ueberschreitungen des Gebotes Gottes, der Befriedigung des eigenen Zornes über eine zugefügte Bosheit zu entsagen. Christi Gebot ist, daß der Christ auf jegliche Rache durch Selbsthilfe verzichte. Der Heiland hat dem Menschen nicht das Recht genommen, Schutz gegen Ungerechtigkeit jeder Art zu suchen. Aber der Christ darf sein Recht nur suchen bei der Stelle, die von Gott geordnet ist, Recht und Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft zu schützen und aufrecht zu erhalten, d. i. bei der weltlichen Obrigkeit. Auch da darf er sein Recht nicht suchen aus Gehässigkeit gegen denjenigen, der ihm Unrecht gethan hat. Die Religion Christi verbietet eben allen Haß, alle Bosheit gegen den Nebenmenschen, auch gegen denjenigen, der uns geschädigt hat, gleichviel ob an zeitlichem Gut, oder an Ehre

und gutem Namen, oder an Leib und Leben. „Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern", beten wir im Vater unser; und „Mein ist die Rache", spricht der Herr, „ich will vergelten".

Freilich ist diese Entsagung und Selbstüberwindung eine der schwersten, die Jesus von uns verlangt. Nichts greift den Menschen so an und frißt so tief sich beim Menschen ein als ein wirkliches oder vermeintliches Unrecht, das ihm zugefügt worden ist. Da empört sich der ganze innere Mensch in uns; er stellt uns immer wieder das Unrecht vor, das wir erlitten haben; und da kocht es und brütet es im Menschen. Er sinnt nur darauf, wie er vergelten könne, und die Vergeltung des gekränkten Menschen ist Vergeltung des Bösen mit Bösem, der bösen Gesinnung mit böser Gesinnung, der bösen That mit böser That.

Nirgends ist es deswegen dem Menschen so schwer, zu entsagen als gerade in solch' einem Falle. Daß er der bösen Gesinnung seines Herzens entsage, daß er verzeihe, nichts nachtrage, — daß er Böses mit Gutem vergelte, wie schwer scheint es dem Menschen! Wie wenig will er sich dazu bereit finden lassen! Wie glaubt er sich mit seiner Abneigung und seinem Hasse im Recht! — — — Wie ist eben deswegen die hl. Fastenzeit die richtige Zeit, auch da Entsagung zu lernen und zu üben! Wie viele hätten es nothwendig, die hl. Fastenzeit auch nach dieser Richtung recht gut zu verwenden! Prüfe Jeder sich selbst, ob er nicht Entsagung auf den Zorn und die Bosheit seines Herzens üben könne, üben müsse! All' diesen zur Mahnung sei heute aus dem Leben eines Heiligen ein Vorfall zur Lehre und Darnachachtung erzählt.

Es war in Italien und zwar in dem vielbesuchten Florenz in jener rauhen, tiefgesunkenen Zeit. Da war einer Familie ein theuerer Angehöriger, ein Sohn und Bruder, durch die Gewaltthat des Gliedes einer anderen angesehenen Familie ermordet worden. Groß war der Schmerz, aber brennend auch in Allen das Gefühl des Hasses, das Verlangen nach Rache. Der Vater hatte seinen übrigen Söhnen den Schwur der Blutrache abgenommen, und wehe demjenigen, welcher aus der Familie des Mörders schutzlos in ihre Hände fiel! Wehe dem Mörder selbst, wenn dieses Schicksal ihn ereilen sollte! Und wirklich eines Tages begegnete der Mörder dem Bruder des Ermordeten, Gualbert mit Namen, in einer engen Schlucht bei Florenz: der dem Gerichte der Blutrache Verfallene ohne Gefolge, dagegen sein Feind von einer zahlreichen Begleitung umgeben. Flucht war nicht möglich. Es gab nur eine Möglichkeit — den Tod. Das sah auch der Mörder ein. Außer Stande, sein Schicksal zu ändern, sprang er vom Pferde, legte die Arme kreuzweise übereinander: ob aus einem höheren Beweggrund, weil er seines Heilandes in diesem Augenblick gedachte, oder in einer unüberlegten, natürlichen Bewegung, — wer will es sagen? —, ließ sich zu Boden gleiten und erwartete den Todesstoß. Aber gerade die über der Brust gekreuzten Arme waren seine Rettung. In demselben Augenblick, da sein Gegner Gualbert die über die Brust gekreuzten Arme sah, kam ihm der Gedanke an den gekreuzigten Heiland mit solcher Gewalt und stand das Gebot Jesu Christi, den Feinden zu verzeihen, mit solcher Leb-

haftigkeit vor ihm, daß es ihm unmöglich war, die Rache an ihm zu kühlen. Er konnte demselben kein Leid thun, befahl ihm, aufzustehen und verzieh ihm die schlimme That, durch welche der Mörder seine Familie so tief gekränkt und geschädigt hatte.

Es war ein schöner Sieg, den da die Gnade Gottes in der Seele des Gualbert errungen hatte. Er hatte in der Gnade und Kraft seines Heilandes die Entsagung geübt, die Christenpflicht für ihn gewesen. Der Lohn blieb nicht aus.

In Florenz zeigt man in einer Kirche ein Kruzifixbild, an welchem der gekreuzigte Heiland sein Haupt tief hinab neigt zu den vor ihm Betenden. Es wird von diesem Kreuzbild erzählt, daß vor ihm Gualbertus, kurz nachdem er seinem Feinde das Leben geschenkt und ihm verziehen hatte, betend gekniet und daß während seines Gebetes der Gekreuzigte sein Haupt zu Gualbertus geneigt habe, gleichsam ihm sein Wohlgefallen auszudrücken, das er über die echt christliche Handlungsweise des Ritters und über die dem Kreuze seines Heilandes bezeugte Liebe und Ehrfurcht hatte.

Aber damit war der Strom der Gnade, welchen die Entsagung auf die rachsüchtige Gesinnung für Gualbertus haben sollte, noch keineswegs erschöpft. Diese erste Ueberwindung war vielmehr für den Ritter der erste Schritt zur Krone vollendeter Heiligkeit, die ihm werden sollte.

Das, was er in dem Gotteshause erlebte, erschütterte sein Herz auf's Tiefste. Es kam auf einmal über ihn, wie er bis jetzt doch thöricht und gottvergessen gelebt, wie er dessen, dem zu leben allein sich lohnt, vergessen hatte. Die Welt zog in diesen Augenblicken aus seinem Herzen aus, dafür zog der Himmel in dasselbe ein. Der Gedanke, auf die Welt überhaupt um Gottes willen zu verzichten, senkte sich tiefer und tiefer in seine Seele. Von der Kirche aus verläßt der Ritter sein Gefolge, begibt sich in ein nahegelegenes Benediktinerkloster und bittet um Aufnahme in den Orden. Sein Entschluß scheint zu plötzlich gekommen. Man will ihm im Kloster Zeit zur Ueberlegung geben. Aber Gualbertus' Entschluß ist gefaßt: sein Vater vermag ihn mit Vorstellungen und Bitten nicht zu erschüttern. Gualbertus folgt dem Rufe Gottes.

Und auch im Orden führte die Gnade Gottes, der er in der Ueberwindung seiner selbst dereinst gefolgt war, ihn auf der Bahn der Entsagung voran. Der hl. Gualbert ist ein Erneuerer des Geistes des hl. Benedictus geworden. Er ist in ähnlicher Weise, wie der hl. Norbert, von Gott auf der Bahn der Entsagung nicht nur zur Selbstheiligung, sondern auch zum Dienste der Heiligung an den Seelen Anderer geleitet worden. Gualbert hat den Geist froher, freier Entsagung, der mit der Liebe Gottes die Grundlage des wahren Ordenslebens ist, in dem von ihm begründeten Zweige des Benediktinerordens neu geweckt und ist so selbst ein Erneuerer des Ordens in seiner Zeit geworden.

Es ist ganz unleugbar, daß gerade auf der christlichen Entsagung der Segen Gottes in besonderer Weise ruht, keineswegs blos im Ordensleben, sondern erst recht im gewöhnlichen Leben des Christen. Wer um Gottes willen sich

selbst entsagt, ob in den äußeren Gütern und Genüssen des Leibes, ob in den schlimmen Trieben des boshaften, rachsüchtigen Herzens, wird nicht nur Frieden in der Seele finden und tragen, Gott wird ihm das Opfer, das solch' ein Christ bringt, auch in anderer Weise reichlich lohnen.

Möge die heilige Fastenzeit auch in dieser Beziehung eine Gelegenheit für uns alle sein!

Die Schwestern des Papstes.

Rosa und Maria Sarto haben ihre Parterrewohnung auf dem Corso Vittorio verlassen müssen, da täglich viele Neugierige an den Fenstern stehen blieben, in die Zimmer hineinschauten oder Bittschriften und sonstige Anliegen einfach durch das Fenster in die Wohnung warfen. Sie sind nun dicht in die Nähe des Vatikans gezogen, und zwar in den dem päpstlichen Geheimkaplan Msgr. Marzolini gehörenden Palazzo Rusticucci. Eine besondere, etwas schmale Treppe führt zur Wohnung der beiden Schwestern im dritten Stockwerk. Die Einrichtung des Empfangszimmers ist einfach. Der Boden ist mit schwarz und weiß gequaderten Marmorfliesen bedeckt, längs der Wände stehen Polstermöbel mit verschossenem Plüsch überzogen, und auf drei kleinen Tischen liegen große, in Pergament gebundene und mit dem päpstlichen Wappen versehene Albums; anscheinend Geschenke vom Hl. Vater oder Erinnerungen von Freundeshand. Die Fenster zieren baumwollene, gelbgeblümte Vorhänge. Man gibt die Karte ab und wird dann in den Salon gebeten, der einen ziemlich eleganten Anstrich in seiner Einfachheit aufweist. Ueber dem Divan hängt eine große Photographie Pius X., die, wie die Widmung besagt, der Familie Sarto von einigen Freunden geschenkt worden war. In der Nähe der Thüre hängt ein Oelbild, welches die Mutter des Hl. Vaters darstellt, daneben eine große, kolorirte Photographie aus Venedig. Sie zeigt uns den Kardinal Sarto, in rothseidenem Gewand und im Begriff, aus seinem Palast in die bereitstehende Gondel zu steigen; an den anderen Wänden hängen Bilder religiösen Inhalts. Die Schwestern sind die Einfachheit selber, die eine wird eben die fünfzig überschritten haben, die andere ist älter, beide sind munter, lebhaft in der Unterhaltung und von großer Herzensgüte. Sie tragen schwarze Wollkleider und schwarz und weißgewürfelte baumwollene Schürzen, an der Seite hängt an schwarzem Band eine Scheere. Um den Hals ist an goldenem Kettchen eine Medaille befestigt. „Wir leben wie zwei Klosterschwestern," sagte die eine, „wir gehen zur hl. Messe und besuchen dann und wann den Hl. Vater, sonst gehen wir fast nie aus und sehen auch Niemanden!" Auf die Frage, ob sie nicht lieber wieder nach Venedig ziehen würden, meinten sie: „O nein; hier sind wir ganz in der Nähe des Hl. Vaters .... jeden Augenblick können wir von ihm Nachricht haben, durch seine Sekretäre oder durch das Telephon."

— Königskronen sind entweder von Gottes Gnade oder von Papier.

Bäume, Blumen und Vögel in des Herrn Leidensgeschichte.

Gar manche Blumen und Blüthen, Sträucher und Bäume wie auch Vögel hat die Sage in Verbindung mit dem Leiden und Sterben unseres Heilandes gebracht. Seit fast zwei Jahrtausenden leben diese Sagen fort, fast unverändert, meist von Generation zu Generation mündlich überliefert, oft auch in poetische Form gekleidet, und wähtend der Leidenswoche werden sie immer wieder in's Gedächtniß zurückgerufen. Geringfügige Merkmale, dunkele Punkte auf grünem Blatt, kleine Merkwürdigkeiten der Bildung u. s. w. werden erklärt durch die Theilnahme der Natur an Christi Leiden.

Blutklee nennen wir die bescheidene kleine Pflanze, von der die Legende berichtet, daß sie im Gethsemanegarten grünte, als dort unter den Oelbäumen der Herr in heißem Gebet rang und alle Schrecken des Todes auf ihn einstürmten. In zartem Mitgefühl mit dem Heilande nimmt das unscheinbare Pflänzchen die Schweißtropfen auf, die vom heiligen Antlitz rinnen, wie es in der poetischen Form der Legende heißt:

Er nimmt ihn an sein Herze,
Den Thau vom angsterfüllten Schmerze.

Und als anderen Morgens die Sonne aufgeht über den Gethsemanegarten, vertrocknen die Tropfen, und an Stelle der weißen Blüthen sind solche von blutrother Farbe getreten, wie es in dem Liede weiter heißt:

Die Blüthen der Pflanze, die vorher der Lilie Farbe getragen,
Sind blutroth geworden von des Heilandes tödtlichem Zagen.

Zur selben Zeit ist auch alle Süßigkeit aus der Kleeblüthe gewichen, so daß sie nicht mehr wie früher den fleißigen Bienen zur Speise dienen kann.

Gott der Herr für aller Bienen Mund
Verschloß des rothen Klees Honigschlund,
Und bitt'res Salz von Jesu bitt'ren Leiden
Hat sich gelagert in der Stengel Scheiden.

Die Weide hat seit ältester Zeit als kein glücklicher Baum gegolten. Als sich zur Geißelung des Herrn auf seinen Leidenswegen im Richthause keine Geißeln vorfanden, brachen die römischen Kriegsknechte Zweige von den Weidenbäumen. Darum senkte der Baum trauernd und klagend seine Zweige tief zur Erde, wie wir ihn, den Ausdruck stiller Trauer, noch heute kennen.

Konnt' es nicht verschmerzen,
Daß sie darbot jene Ruthen,
Die den Heiland ließen bluten.
An der Säule festgebunden
Litt er viele tiefe Wunden,
Die ich meinem Gott geschlagen.
Dessen muß ich ewig klagen;
Drum senk ich in Bußgeberde
Meine Zweige tief zur Erde!

Wer kennt nicht den Hageroſenſtrauch mit ſeinen dunkelgeſprenkelten Blättern, der im Volksmunde auch wohl des Heilandes Dornenkrone heißt? Bekannt iſt die rührende Sage, wie die Blätter und Ranken gezittert haben in tiefſter Betrübniß, daß ſie dem Herrn Schmerz bereiten ſollten, wie ſie nicht haften wollten auf Stirn und Haupt, bis die Henkersknechte ſie ſo tief hineindrückten, daß das Blut hervorrann, und wie ſie zu Gott flehten, ſie nicht zu ſtrafen für die Pein, die ſie verurſachten. Der Schöpfer ſelbſt beruhigt ſie:

Nicht komme über euch mein Blut,
Nicht meines Zornes Blitzen,
Euch treffe nie des Himmels Gluth,
Die meine Nacht wird ſchützen.

Mit Windeseile verbreitete ſich die Nachricht, daß Jeſus zum Kreuzestode verurtheilt ſei. Auch die Bäume erfuhren es, und zitternd fragten ſie einander, welcher wohl ſein Holz für das Kreuz hergeben müſſe. Die Cypreſſe ſprach: „Ich will des Kreuzes Grund bilden, daß, wer auch ſpäter ſeine Augen auf mich richte, niemals der tiefen Trauer vergeſſe um den, der um menſchlicher Sünden willen ſo hart geſchlagen wurde.“ — „Ich,“ rief die Zeder, „aus den Höhen des Libanon geboren, will mich emporrecken als ein Glaubenszeichen, das herbeiziehe alle, die bekümmert ſind um ihr Heil.“ — „Mich,“ ſo rief die Palme, „ſoll man als Kreuzesarme in die Breite ſtrecken.“ Der Oelbaum ſchwieg. Er war noch nicht durchgedrungen zu der Erkenntniß des großen Opfers. Aus ſeinem Holz ſollen darum die Zimmerleute die Tafel geſchnitten haben, auf der die Inſchrift J. N. R. J. (Jeſus von Nazareth, König der Juden) befeſtigt wurde. Obſchon nicht heimiſch in jenen Zonen, wo des Herrn Leben und Sterben ſich abſpielte, macht in der Sage auch die Tanne Anſpruch darauf, daß aus ihrem Holze das Kreuz des Herrn gezimmert ſei, und ſie flüſtert:

Ich bin jener Baum geweſen,
Welchen Gott einſt auserleſen
Seinem Sohn zum Kreuzesſtamm,
Zum Altar dem Gotteslamm.
Weil ich dieſe Frucht getragen
Darf an mich kein Tod ſich wagen.
Herbſthauch kann mich nicht entfärben,
Winterfroſt mich nicht verderben,
Denn mich hat das Blut getränket,
Welches ew'ges Leben ſpendet.

Man wird nicht leugnen, daß es eine ſinnige Idee iſt, das ewige Grün der Tanne mit dem Heiland in Verbindung zu bringen, deſſen Tod ewiges Leben bedeutet. Und es hindert auch nicht, daß anderſeits die Eſpe als das Kreuzesholz genannt wird, die ſeit jenem Tage, da ſie ihr Holz dazu hergeben mußte, beſtändig zittert in Angſt und Leid, daß ſie die Todesqualen des Herrn verſchuldet. Ganz entgegengeſetzt iſt die Erklärung, die Rückert in einem bekannten Gedicht über die ewig zitternde Bewegung des Eſpenlaubes gibt: Als die Bäume des Waldes den Herrn am Kreuze ſahen, befiel ſie alle ein Zittern, ein Todesbangen und Schauern. Nur die Eſpe blieb ſtill und theilnahmlos, als ginge ſie des Erlöſers Leiden nichts an. Da ſprach Gott den Fluch über ſie, daß ſie, die Stolze und Ungerührte, künftig zittern ſollte vor jedem Lüftchen, vor jedem Laut — zittern bis in's tiefſte Herz bis an's Ende aller Tage.

Daß die Moosrose und die Lilie ebenfalls eine Rolle in diesem Sagenkreise spielen, ist im Allgemeinen nur wenig bekannt. Eine sehr liebliche Legende darüber findet sich in einem Gedicht von Ludwig Jeschar, nach welchem die Moosrose aus dem Blut, die Lilie aber aus der Thräne des Heilandes sprießt.

Als der Heiland unter tausend Schmerzen
Nach dem Richtplatz seine Bürde trug,
Floß das Blut, doch in dem treuen Herzen
Segnet' er den Schergen, der ihn schlug.
Zwar er fühlet noch die Geißelhiebe,
Aber denket auch des Thränenblicks,
Den der Römer, voll von Mitleidstriebe,
Ihm geweint ob seines Mißgeschicks.
Aus dem Blute sproßte eine Rose
Lieblich duftend unter seinem Fuß,
Barg bescheiden sich in zartem Moose,
Das sich beuget wie zum Scheidegruß.
Doch die Thränen sammelte ein Engel,
Von Jehovahs Throne hergesandt,
Und sie wandeln sich zum Lilienstengel
In des Lichtgebornen heil'ger Hand.
Als der Heiland unter Segensgrüßen
In des Himmels lichtes Reich sich hob,
Leuchtet herrlich er zu seinen Füßen —
Und der Römer preiset Christi Lob.

Nahe verwandt mit dieser Sage ist jene von der Entstehung der Passionsblume, die, unter dem Kreuze blühend, die Blutstropfen aus Jesu Wunden aufnahm und seit jener Zeit als Erinnerungszeichen Hammer und Nägel in ihrem Kelche bewahrt.

Zwei Vögel, das Rothkehlchen und der Kreuzschnabel, tragen ebenfalls für ewige Zeiten sichtbare Zeichen der Erinnerung an des Herrn Kreuzestod. Als er am Kreuze hängt und keine Hand nahe ist, ihm die Blut- und Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen, naht das Vöglein, setzt sich auf den Kreuzesbalken und klagt in leisen Wehmuthslauten um ihn. Die Schmerzen zu erleichtern, fliegt es endlich näher und versucht mit dem Schnabel die Dornen zu entfernen. Doch zu tief sind sie eingedrungen, das Vöglein vermag nichts dagegen auszurichten:

All' dein Langen, all' dein Ziehen,
All' dein Klagen und Bemühen,
Vöglein, bringt dem Gottessohne
Nicht vom Haupt die Dornenkrone!

Und doch ist des Vogels Bemühen nicht unbemerkt und nicht ohne Lohn geblieben. Zum Dank für seine Hilfsbereitschaft erhält es das Erinnerungszeichen, daß seine Brust und Kehle blutroth werden. So hüpfte es heut' noch durch dichtes Dornengebüsch.

Gleiche Hilfsbereitschaft hat, nach der Sage, noch ein anderes schwaches Vöglein bekundet, welches versuchte, den Nagel aus des Heilandes Händen zu ziehen. Rastlos wiederholte es dieses heiße Bemühen solange, bis der Schnabel sich kreuzweise übereinanderbog. „Trage," rief der sterbende Erlöser, „trage kleines Vöglein hier, zur Erinnerung dieser Stunde ewig Blut und Kreuzeszier." Kreuzschnabel ist der Name des kleinen Vogels seitdem.

So hat sich, als ein dauernder Schatz des deutschen Volkes, ein lieblicher Kranz von Sagen um das Kreuz und den Leidensweg des Herren geschlungen; Blumen, Bäume und Thiere haben, theilnehmend an seinen Schmerzen, einfache Erinnerungszeichen erhalten, die, sinnig als Sage fortlebend, sie uns lieb und werth machen.

Der englische Gruß.

(Zum Feste Mariä Verkündigung, 25. März.)

Gegrüßet seist du, Maria," sprach der Engel, als er die Auserkorene von ihrer Würde in Kenntniß setzte, und seit jener Stunde ertönt dieser Gruß unaufhörlich zum Lobe der Gottesmutter. Das prophetische Wort der heiligen Jungfrau Maria: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter," hat wohl nirgends eine herrlichere und allgemeinere Bestätigung gefunden als in eben diesem wunderschönen und überaus mächtigen „Ave Maria!"

Der englische Gruß, so einfach und kurz und klar und doch so unvergleichlich schön und tief und vielsagend birgt für jeden katholisch denkenden und fühlenden Christenmenschen das vollendetste Lob der Größe und Herrlichkeit Mariä. Dieser Gruß, von dem wir so gerne sprechen, ist wohl eine unversiegbare Quelle von Gnaden, Hoffnungen, Reichthümern, Segnungen, Süßigkeiten und Tröstungen für den wahren Verehrer der hochbegnadigten Jungfrau. Darum auch schreibt der gottselige Thomas von Kempis: „O Maria, was kann ich dir Süßeres opfern, als diesen Gruß? Der Himmel frohlockt und die Erde staunt, der Satan flieht und die Hölle bebt, wenn ich sage: ‚Gegrüßet seist du, Maria!' Die Traurigkeit verschwindet und die Freude lächelt und der Schmerz vergeht und die Liebe wacht auf, wenn ich sage: ‚Gegrüßet seist du, Maria!' Die Andacht wächst und die Zerknirschung regt sich und die Hoffnung steigt auf und die Tröstungen vermehren sich, wenn ich sage: ‚Gegrüßet seist du, Maria!' So groß ist die Süßigkeit und so tief der Sinn dieses Grußes, daß kein Geschöpf es vermag, die eine zu schildern, noch den andern zu begreifen."

Der gelehrte Suarez pflegte zu sagen: „Ich wollte lieber alle meine Kenntnisse verlieren, als ich das Verdienst eines einzigen ‚Ave Maria' verlöre," ein Gedanke, dem auch der hl. Alphons von Liguori beipflichtet, indem er spricht: „Ein ‚Ave Maria' ist mir lieber, als die ganze Welt." — „Wenn ich sage: ‚Ave Maria!'" rief einst hochbeseligt der hl. Franz von Assisi aus, „so lächeln die Himmel, die Engel freuen sich, die Welt jubelt auf, die Hölle zittert und die Teufel fliehen." Fürwahr! Das erste Ave Maria, das der Erzengel Gabriel gesprochen, hat Großes und Außerordentliches hervorgebracht: Es ist die Quelle des Heils für die ganze sündige Menschheit, der Widersacher der alten Schlange, die Heiligung der Seele, die Freude der Engel, und die Melodie der Auserwählten. Es ist der kostbarste Schmuck, mit dem man Maria ziert und die prächtigste Lobrede, die man ihr zu Ehren haltet. Es ist auch ein Gebet, das niemals zum Himmel steigt ohne dem Betenden eine neue Segnung zu bringen. In den Worten: „Gegrüßet seist du, Maria," verliert die Welt ihre Reize, wird das Herz von heiliger Liebe trunken, wächst die Andacht, mehrt

„Mutter des Erlösers! Bitte für uns!“

sich die Hoffnung, erhöhet sich die Freude des Christen, sein ganzes Wesen erneut sich! Von diesem tausendfältigen Segen kommt es, daß das „Ave Maria" das Gebet der ganzen Welt geworden! Es stammelt's das unschuldige Kind auf der Mutter Schooß, es betet's der von Alter und Gebrechlichkeit erschöpfte Greis am Rande des Grabes; es ist das Gebet der Sünder, denen es ein Rettungsbrett mitten im Schiffbruche, und das der Gerechten, denen es die lieblichste Speise ist in ihrer innigsten und glühendsten Gefühle zu Maria. Im Ave findet die Liebe zur Gottesmutter ihren besten Ausdruck von Jung und Alt, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Gelehrten und Ungelehrten. Alle sind stolz und glücklich, das Ave zu beten, nach dem Engel, nach den Aposteln, nach den Martyrern, nach allen christlichen Jahrhunderten. Es ist dieses Gebet ein schönes Kennzeichen der katholischen Christen.

Was Wunder, wenn seit zwei Jahrtausenden schon der Gelehrte zur Feder, der Dichter zur Leier, der Künstler zum Pinsel greift, um der vom Engel Begrüßten, von Elisabeth Gebenedeiten und von der Kirche Gefeierten das Ave in seiner Andachtsweise zu beten.

Umgekehrt wird aus Ave: Eva; dadurch wird angezeigt, daß Maria eine ganz andere, bessere Eva sein werde, da sie uns Heil bringen und das Unheil beseitigen soll, welches Eva über uns gebracht hat. So rufet denn nochmals Jung und Alt, Groß und Klein hoffnungsvoll zu Maria und singet Alle aus vollem Munde:

O Maria, sei gegrüßt!
Die du voll der Gnaden bist,
Denn vereinigt ist mit dir
Unser Heiland für und für.
Mutter! Hochgebenedeit
Bist du stets in Ewigkeit,
Wie der Heiland, Jesus Christ',
Hochgebenedeiet ist!
Wend' dein himmlisch Angesicht
Von uns armen Sündern nicht
Jetzt und in dem letzten Streit,
Mutter der Barmherzigkeit.

Mahnung an Arbeiter.

Bischof Hoban von Scranton, Pa., hat neulich in einer in der Kathedrale gehaltenen Predigt die folgende Mahnung an die Arbeiter gerichtet: „Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Sozialisten in allen Arbeiter-Vereinigungen unseres Landes die Oberhand zu gewinnen suchen. Der gewöhnliche Sozialist ist ein Freidenker, dessen Handlungen diesen Ansichten entsprechen, und ein Feind der katholischen Kirche. Ich fordere deshalb alle jungen katholischen Männer, die Arbeiter-Vereinigungen angehören, auf, daß sie sich durch keine Ungläubigen oder andere Verführer, die sich als Sozialisten ausgeben, verleiten lassen, der katholischen Kirche und der katholischen Religion, in der sie aufgezogen worden sind, abwendig zu werden. Ferner fordere ich alle katholischen Arbeiter, die Arbeiter-Unionen angehören, auf, daß sie ihrem Arbeitgeber jeden Tag eine ehrliche Tagesarbeit leisten. Das ist die erste Bedingung, durch die sie eine Besserung erhalten können. Auch sollte kein ehrlicher junger katholischer Mann die Ansicht hegen, daß er als solcher in der Politik keinen Erfolg haben könne."

Die heilige Handschrift Gottes.

Von Eduard Vogt, Pfarrer.

Die Lilie.

Sinnliche Betrachtung.

Es ist für den Gärtner ein Stolz, wenn er in seinem Ziergarten eine Reihe von gut entwickelten, blühenden Lilien aufzuweisen hat. Freilich kostet es gar viele Mühe, dieselben glücklich durch den Winterfrost hindurch zu bringen. Und im Frühlinge, wenn die ersten zarten Blätter aus der Lilienzwiebel hervorkeimen, geht die Arbeit für den Blumengärtner erst recht an. Peinlich sauber muß das Unkraut von dem Stengel hinweg gepflückt werden, die Erde rings um die Wurzel muß gelockert werden, denn die weiße Gartenlilie verlangt einen gut präparirten Boden, nicht zu naß und nicht zu trocken, nicht zu fett und nicht zu mager. Auch darf das Frühlingswetter nicht zu kalt sein, sonst bleibt die Lilie in ihrer Blüthenentwickelung sehr zurück.

Ist aber Alles wohl gelungen, dann belohnt die Lilie dem Gärtner die Arbeit reichlich; schneeweiße Blüthen sitzen auf dem hochragenden Blumenstengel, sammetweich und makellos rein öffnen sie ihren Kelch der aufgehenden Morgensonne entgegen, dabei einen Wohlgeruch ausströmend, wie ihn keine andere Lilienart aufweisen kann. Man könnte fast sagen, diese Prachtblume nährt sich nur vom Morgenthau und vom milden Sonnenschein, darum sind ihre Blüthenblätter so weich und zart, daß beinahe ein Lufthauch genügt, um sie zu schädigen oder gar zu knicken. Wolltest du aber mit deinem rauhen Finger die Kronenblätter etwas unsanft antasten, so würde nicht nur die blendend weiße Farbe darunter leiden, sondern die Blume selber am vollen Erblühen gehindert werden.

Die Lilie wird von allen Menschen geliebt, gern möchte man sie im Knopfloch tragen, wie z. B. Veilchen und Nelken, jedoch eine solche Profanation, eine solche Behandlung duldet unsere Lilie niemals, sofort wird sie welk, verliert ihren frischen Duft und klappt die Blüthenblätter traurig zusammen — sie will eben vom Stengel nicht getrennt sein.

Schon in altersgrauer Zeit waren die Lilien bekannt. Viele fürstliche Familien tragen sie in ihrem Wappenschilde und auf ihren Bannern, ebenso häufig findet man sie auf alten Baudenkmälern und Bildern. Auch unser Herr und Heiland weist wiederholt auf die Betrachtung der Lilien hin, welche schöner als Salomon gekleidet sind; er vergleicht sich im hohen Liede selber und seine Braut mit einer Lilie. Trotz ihrer vielbewunderten Schönheit liebt die Blume die stille Abgeschlossenheit. Sie klettert nicht auf die Gartenmauer, wie die neugierige Kletterrose oder das vorwitzige Gaisblatt — sie schaut nicht

vom Giebelfenster herab, wie die buntfarbige Pelargonie — sie macht es nicht wie ihre verwilderte Schwester, die Feuerlilie oder Klatschrose, die sich kokett an allen Straßenecken aufstellt, um bewundert zu werden, sondern die Lilie ist bescheiden in der Stellung und züchtig im Leben. Ohne verschlungene Winkelzüge, ohne Quer- und Seitenwege, wächst sie in gerader Richtung himmelan, jeder niederen Kriecherei ganz und gar abhold.

So gerne man die Lilie als Stubenpflanze pflegen und in Näpfen an's Fenster setzen möchte, es will nicht gut gelingen, sie will durchaus im licht- und sonnenhellen Garten stehen, umströmt von den Luftwellen der freien Natur. In der Stubenluft, in Qualm und künstlicher Wärme gedeiht sie nicht, ebensowenig im festgetretenen Boden der öffentlichen Landstraße oder am düsteren Waldessaume. Die Lilie verlangt also Luft und Licht, guten Boden und gute Pflege, nur in dem gottbegnadigten Lande Kanaan soll sie ohne besondere Pflege freiwachsend noch heutzutage in einzelnen Ortschaften anzutreffen sein. Da blüht sie in all' ihrer Pracht und Schönheit wie dereinst zu Salomons Zeiten. Doch das ist eine seltene Ausnahme.

Uebernatürliche Betrachtung.

Von alters her war die weiße Lilie das Sinnbild der Herzensreinheit oder Keuschheit, theils wegen ihrer makellosen reinen Farbe, theils wegen ihres zarten Wohlgeruches. „Ich bin eine Lilie," sagt der Herr, um seine unendliche Reinheit anzudeuten, „aber auch meine Freundin glänzt unter den übrigen Töchtern, wie eine Lilie unter den Dornen."

Jede Seele ist durch die heilige Taufe eine Lilie geworden, schreibt der selige Bischof Zwerger, und sobald sie sich aus freier Liebe zu Gott entschließt, keusch und rein das ganze Leben lang zu bleiben, legt sie sich als herrlicher Lilienkranz um Haupt und Herz des göttlichen Bräutigams. Wie nun die Lilie der Liebling des Gärtners, der schönste Schmuck seines Gartens ist, so ist die heilige Keuschheit eine Lieblingstugend vor Gott und seiner unbefleckten Mutter Maria, — ein seltener Schmuck im Garten der katholischen Kirche.

Nicht überall und nicht bei allen Menschen ist die Tugend der jungfräulichen Keuschheit zu finden, besonders nicht bei Völkern und Personen, die wild in ungebändigter Leidenschaftlichkeit aufwachsen. Die Lilie der Herzensreinheit ist nicht zu finden auf den breitgetretenen Wegen der Städte, nicht auf dem hartgetäfelten Boden des Salons oder der Theaterbühne — wenigstens nicht häufig und nicht aus Liebe zu Gott. Die Lilie der Herzensreinheit ist nicht zu finden in der verpesteten Luft der Fabrikräume, nicht in der kalten, ausgetrockneten Atmosphäre des modernen Unglaubens. Die unversehrte Lilie der Keuschheit gedeiht nur in stiller Abgeschlossenheit und in strenger Wachsamkeit, in der Luft des beständigen Gebetes, im Gnadenthau der heiligen Sakramente, in der Gnadensonne der heiligen Kirche, deren göttlicher Stifter selbst keusch und rein war und an seine Gläubigen zuerst die bisher unbekannte Mahnung gerichtet hat: „Wer es fassen kann, der fasse es!" d. h. er bleibe keusch.

Soll die jungfräuliche Keuschheit sich zur duftigen Tugendblüthe entfal-

ten, so kostet dies freilich sehr viel Mühe, sehr viele Opfer, große Selbstüberwindung und eine starke Liebe zu Gott. Das Unkraut der wildwuchernden Sinnlichkeit, der zügellosen Begierlichkeit muß frühzeitig mit der Wurzel herausgezogen werden. Der Geist des jungen Menschen muß durch religiöse Erziehung, Belehrung und Betrachtung geläutert und veredelt werden, die Phantasie muß von Jugend an auf das Himmlische gelenkt, das böse Beispiel und Gefahren müssen standhaftig gemieden werden. Ja, der liebe Gott selber muß mit seiner erwärmenden Gnade der jungen Seele helfend zuvorkommen — nur so kann die Herzensreinheit bewahrt und befördert werden. Sind alle diese Bedingungen erfüllt, ist die keusche Seele glücklich und siegreich durch alle Gefahren der Jugendstürme hindurchgegangen, dann wird die Lilie der Reinheit in ihrer ganzen Schönheit sich entfalten und von Gott und den Menschen mit Wohlgefallen betrachtet werden. Lilienweiß wird einst auch das Gewand sein, welches die jungfräuliche Seele im Himmel trägt.

Wie die Lilie nicht seitwärts, nicht abwärts wächst, nicht auf der Erde hinkriecht, nicht andere Gegenstände umschlingt, sondern in gerader Richtung, himmelwärts, nach oben strebt, so macht es auch die Tugend der unverletzten Jungfräulichkeit. Sie heftet ihr Sinnen nicht an den vergänglichen Erdenstaub, sie sucht nicht die vergiftete Erdenluft, sie hängt sich nicht an äußerliche Sinnenschönheit, sondern sie verlangt einzig und allein nach Gott, sie sorgt, „was Gottes ist, wie sie Gott gefallen möge", sie ist nicht getheilt. Die zungenförmigen Blätter der Lilie werden um so kleiner, je weiter sie am Stengel hinaufrücken; „eine deutliche Mahnung" — sagt der selige Bischof Zwerger — „eine deutliche Mahnung für alle Jungfrauen, ihre Zunge im Zaume zu halten und um so mehr der innerlichen Sammlung, dem sittsamen Stillschweigen zu leben, je höher hinauf zu Gott sie gelangen wollen."

Aber die Lilie ist zart, sehr zart, keinen Druck, keine unsanfte Berührung duldet und erträgt sie! Desgleichen muß auch eine keusche Seele zurückhalten von aller ungebührlichen Berührung mit der frivolen Außenwelt, sie muß Augen und Ohren „mit Dornen umzäunen", sonst wird ihre Tugend matt und welk oder geht ganz verloren. Deshalb warnt der Hl. Geist die enthaltsame Seele: „Schaue nicht in den Gassen der Stadt umher, schweife nicht in den Straßen herum, wende ab deine Augen von einem geputzten Weibe und blicke nicht nach fremder Schönheit. Durch die Schönheit eines Weibes gingen schon gar viele zu Grunde; denn dadurch entbrennt die Lust wie ein Feuer!" (Ekkli. 9, 3.) Man könnte hier als warnende Beispiele anführen: Den starken Samson, den frommen David, den weisen Salomon. Diese Männer konnte selbst die Stärke und Frömmigkeit und Weisheit nicht retten, weil sie ihre Sinnlichkeit nicht bewachten.

Ebensowenig wie die Lilie läßt die heilige Keuschheit mit sich tändeln, und sie tändelt auch nicht mit anderen; der leiseste Hauch der sündhaften Berührung kann sie leicht für immer ersticken und ertödten. Leichtfertige Spielereien und Scherze führen bald zu blinder Begierlichkeit und zu traurigem Ende. Der Wahn ist kurz, die Reue ist lang!

Diese wunderbare Himmelsblume hat ihre wahre Heimat nur in der katholischen Kirche; nur in einem gottbegnadigten Gemüthe kann sie Wurzel fassen. „Ueberall suchte ich eine bleibende Stätte; da gebot mir der Schöpfer aller Dinge und sprach zu mir: Du sollst in Jakob dich niederlassen und unter meinen Auserwählten Wurzel schlagen. So bekam ich auf Sion meinen Sitz und in der heiligen Stadt einen Ruheplatz, bei einer Gemeinde von Heiligen ist mein Aufenthalt." (Ekkli. 24.) Gewiß, nur in einer Gemeinde von Heiligen vermag die gottgefälligste Tugend zu wohnen, nur hinter dem streng geschlossenen Zaune der heiligen Klosterregeln, sowie hinter der Schutzwehr der feierlichen Priestergelübde. Namentlich im Ordens- und Priesterstande soll die Lilie der ewigen Jungfräulichkeit ihre schönsten Blüthen treiben, hier in diesem von Gott besonders gepflegten und geheiligten Garten soll sie ihren lieblichen Duft ausströmen „wie Zimmet und die auserlesenste Myrrhe" — zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Menschen. Außerhalb der Kirche wird die Tugend der beständigen Keuschheit wohl nur höchst selten Schönheit und Wohlgeruch erlangen.

Selbstbetrachtung.

Wer bist du, was bist du? Lieber Leser, ich weiß nicht, wessen Standes, wessen Geschlechtes und Alters du bist, aber eines weiß ich, daß du nämlich über diesen Punkt auch wirst Rechenschaft legen müssen vor Gottes Gericht. Gewiß hat es auch in deinem Herzen oft gestürmt, der Engel der Reinheit rang mit dem Satan der Fleischeslust. Wer hat in dir gesiegt? Glücklich, ewig glücklich bist du zu preisen, wenn die Lilie der Unversehrtheit jetzt noch im Garten deiner Seele blüht! — Oder hast du diese Himmelsblume nur eine Zeit lang gepflegt, aber zur Zeit der Prüfung, der Versuchung die Blüthe dem Verführer hingegeben? O Unglückseliger, du hast dich leichtsinnig von lüsternen Blicken und Händen besudeln lassen, hast dich zu sehr — aus eigener Schuld — in den Sonnenbrand oder in den strömenden Regen gestellt, hast in sündhaftem Selbstvertrauen die heiligen Gnaden- und Schutzmittel verschmäht, darum ist vielleicht die zarte Blume der Jungfräulichkeit abgefallen — für immer abgestorben. Weine, bereue, bete! Denn du hast das schönste Kleinod verloren. Besitzest du jedoch noch die Lilie der Reinheit, alsdann wache und sorge, daß du sie einst unversehrt in die Hand und an das Herz Gottes niederlegen kannst zu deiner und aller Engel Freude! „O Gott, erschaffe in mir ein reines Herz, stärke mich durch deinen vortrefflichen Geist!" O keuscheste Mutter, o reinste Jungfrau Maria, dir schenke ich mein Herz und meinen Leib, schütze und vertheidige mich wie dein Eigenthum!

Das Leben gleicht einer Kutsche.

Langsam und schwerfällig drehen sich bei der Abfahrt die Räder, doch sind sie einmal in Bewegung, und ist endlich gar der Gipfel des Berges erreicht und geht es den steilen Abhang hinunter, so wirbeln sie um die Achse mit einer Geschwindigkeit, daß man die Speichen — die Jahre, Monate und Tage — kaum noch von einander unterscheidet. Patrick Sheehan.

Die hl. Eugenia, Jungfrau und Martyrin.

Dieselbe war die Tochter des römischen Statthalters Philippus, der in Alexandria, der Hauptstadt von Egypten, regierte. Sie wurde späterhin mit den Briefen des Apostels Paulus bekannt und fing an, im Gemüth eine Christin zu werden, ließ sich den nöthigen Unterricht und die hl. Taufe ertheilen; Eugenia nahm in der christlichen Erkenntniß so zu, daß sie in zwei Wochen die ganze Hl. Schrift auswendig

Eugenia erscheint in Herrlichkeit ihrer Mutter.

konnte. Ihre Reden waren dabei demüthig und liebreich; Keiner übertraf sie im Gebet; sie war Allen Alles; mit den Traurigen war sie traurig, mit den Fröhlichen heiter, den Zornigen wußte sie mit einem einzigen Worte zu besänftigen, den Hoffärtigen verwandelte sie durch ihr erbauliches Beispiel aus einem Wolf in ein Lamm.

Eugenia wurde später fälschlich verklagt und vor den Statthalter, ihren Vater gebracht, der noch Heide war, und Eugenia nicht mehr kannte, da sie lange zuvor das elterliche Haus verlassen hatte und Christin wurde ohne Wissen ihres Vaters.

Eugenia gab sich schließlich ihrem Vater zu erkennen; voll unaussprechlicher Freude sprang er vom Richterstuhl herab und umarmte sein wiedergefundenes Kind mit Thränen. Die Zuschauer wurden alle von Rührung ergriffen. Auch die Mutter Klaudia eilte herbei; Eugenia wurde wie in einem Siegeszuge nach Haus geführt; ihr Vater aber sammt der übrigen Familie nahmen später das Christenthum an.

Der Statthalter gab den Christen nun ihre vorigen Freiheiten wieder, so daß sie in die Stadt zurückkehren durften und das Christenthum in Alexandria große Fortschritte machte. Darüber wurden aber viele Götzendiener höchst ärgerlich und verklagten ihren Statthalter bei den römischen Kaisern, als sei er Schuld, daß allenthalben die Götter verachtet und gelästert wurden.

Da bekam Philippus einen scharfen Befehl und Bedrohung von Rom, daß er den Göttern gehörig dienen solle; allein er blieb standhaft, theilte schnell sein Vermögen an Arme und an Kirchen aus, bevor er seiner Stelle entsetzt war, und starb dann als Martyrer.

Nun kehrte Klaudia mit ihrer Tochter, der hl. Eugenia, in ihr eigentliches Vaterland, nach Rom zurück. Hier bekamen sie Besuch von vielen vornehmen Frauen und Jungfrauen, die theils mit der Familie befreundet oder sonst bekannt waren. Diese Gelegenheit benützte Eugenia fleißig, um sie auch zum christlichen Glauben und zur Bewahrung der Jungfrauschaft zu bereden.

Nach Kurzem wurde Eugenia als Feindin der Götter und Verführerin zum Abfall angeklagt und vor Gericht gezogen. Eugenia wurde aufgefordert, der Göttin Diana zu opfern, rief aber mit ausgestreckten Armen den lebendigen Gott an und ließ sich dann zu Tode martern. Ihrer Mutter Klaudia, welche bis Mitternacht am Grabe der Tochter weinte und betete, erschien Eugenia in großer Herrlichkeit und sprach: „Sei fröhlich, denn Christus, mein Herr, hat mich aufgenommen in die Frohlockung der Auserwählten; am nächsten Sonntag wirst auch du in die ewige Freude berufen werden."

Glaube und Wissenschaft.

Dr. L. Stein, Professor an der schweizerischen Universität Bern, hielt kürzlich einen Vortrag über „das Rassenproblem", wobei er betonte, daß die alte Tradition der Genesis (des ersten Buches Moses) Recht behalten habe: alle Menschen stammen von einem Paare ab. Die heutige Wissenschaft sei nicht nur zurückgekehrt zu Adam und Eva, sondern auch zu Sem, Cham und Japhet.

So geht es, bemerkt dazu das „Basler Volksblatt". Vor 30 oder 50 Jahren hätte es ein Gelehrter an unseren Hochschulen wagen sollen, eine solche „Theorie" zu vertreten; man hätte ihn als geistig inferior (rückständig) betrachtet. Und heute mausert sich die Wissenschaft und kehrt nothgedrungen zurück zu den Wahrheiten der Hl. Schrift, die sie vormals in thörichtem Wahn als „unwissenschaftlich" verschrieen.

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?

Wirklich großartig und bewunderungswürdig sind die Errungenschaften auf dem Gebiete der Erfindung und mithin des Fortschrittes in den letzten paar Jahrzehnten. Majestätische Dampfer durchkreuzen die Seen und Weltmeere mit fast unglaublicher Schnelligkeit, und was das beste ist, mit bestmöglicher Sicherheit. Früher war die Reise über die Ozeane ein gewagtes Unternehmen, gefährlich und beschwerlich; jetzt ist es ein Pläsir. Die Erde ist jetzt mit einem Eisenbahnnetz umspannt; man sollte meinen, die Erde könne nun nicht mehr zusammenfallen oder auseinandergehen; mit Blitzeseile durcheilen denn auch die Thäler und Ebenen und Berge die scheinbar beflügelten Dampfrosse und Eisenbahnzüge. Es wäre wahrhaftig ein großartiger Anblick, die überallhin eilenden Eisenbahnzüge dahinschnauben zu sehen! Jeden Morgen lesen wir in unsern Zeitungen, welche uns vor die Thüre gebracht werden, was immer in der ganzen Welt tagsvorher passirt ist; und das noch für fast einen Spottpreis von einem Cent! Der Telegraph hat jede Distanz, Entfernung aufgehoben; die Welt ist klein! Du willst schnell und eilig eine Bestellung machen; du willst mit deinem Freund, deiner Freundin sprechen; du bist aber zu gemächlich; gehst an den Telephon und sprichst und unterhältst dich mit ihm oder ihr, als ob ihr beisammen wäret, obgleich ihr meilenweit von einander entfernt seid; du erkennst sogar die Stimme; Spiritisten-Spuck und Humbug ist es nicht! Wer denkt wohl heute daran, nur eine Meile in unseren Städten und sogar Städtchen und Landdörfern zu gehen? Ueberall, in Stadt und Land, finden wir die Bequemlichkeit der elektrischen Eisenbahnen; und erst wie viel Zeit gewinnt man dabei; man darf schon ein bischen länger pappeln, man kommt doch noch in Zeit heim! Die Nächte sind fast in Tageslicht verwandelt; Tausende und Tausende, ja Millionen elektrische Lichter lassen uns die Nacht vergessen! Welch' ein Unterschied zwischen der brillanten elektrischen Beleuchtung und dem mattschimmernden Talglichte? Schwer, mühsam und erschöpfend war früher jede Arbeit; vielfach aber ist jetzt die Arbeit erleichtert; Maschinen aller Art ersetzen und erleichtern die Arbeit; mit Dampf und Elektrizität, und nicht mehr so sehr im Schweiße seines Angesichtes muß oder kann man sein Brod verdienen! Ja, leider verdrängt die Maschine den Arbeiter, raubt sozusagen dem Arbeiter seine Beschäftigung und mithin auch seinen Lohn und Brodverdienst; die Maschine thut mehr als sie thun sollte, und was anfänglich auch nur der Zweck der Maschine war, nämlich dem Arbeiter die Arbeit zu erleichtern, aber nicht zu ersetzen! Fast an das Wunderbare grenzt die Leistung des Phonographs; das Ding musizirt, singt und spricht sogar, freilich ohne Verstand, — das thun übrigens auch manche Leute!

So finden wir fast jeden Tag neue Errungenschaften, neue Erfindungen, ungeahnte Einrichtungen. Nur mit dem Luftschiff hat man noch keinen recht guten Erfolg gesehen oder gehabt. Um dieses auszutüpfeln, nimmt es wahrscheinlich einen richtigen Windbeutel; und ist es darum nur zu verwundern, daß es noch kein Sozialistenführer fertig gebracht und erfunden hat! Denn so großartig auch der Fortschritt ist, und so unleugbar er vor unsern Augen dasteht, so ist diese Kulturstufe doch noch erst armselig zu nennen, und wäre die Kulturstufe viel höher schon gestiegen, wenn der Sozialismus seinen Gang hätte, und wird dieser Fortschritt und diese Kulturstufe ganz in den Schatten gestellt werden im neuen sozialistischen Zukunftsstaat! Das behaupten wenigstens die Sozialistenführer.

Daß Privatwirthschaft auf Grund des Sondereigenthums diesen so glänzenden und großartigen Fortschritt befördert hat und fernerhin auch anstacheln werde, scheint doch gar nicht erst noch bewiesen werden zu müssen, sondern ist eine Thatsache, welche doch jeder Mensch ganz leicht und ohne Weiteres einsehen, erkennen, beobachten muß. Jeder Erfinder, jeder Beförderer des Fortschrittes, jeder Verbesserer einer Maschine u. s. w. ist eben gehalten und wird angetrieben und angestachelt durch die Liebe für und den Bedacht auf das Gemeindewohl?! O, das weiß und glaubt kein Mensch. Nein, angespornt, angetrieben, angestachelt werden alle diese Fortschrittler, Erfinder und Verbesserer einzig durch selbsteigenes Interesse.

Ja, gewiß, wenn es irgendwo in der menschlichen Gesellschaft, oder sagen wir eher und lieber, im Menschen selbst „menschelt", dann gilt es in dieser Beziehung. Jeder ist darauf bedacht, bequemere, schönere, bessere, nützlichere, dann aber auch zugleich wohlfeilere Einrichtungen und Erfindungen zu machen, um dem Mitbewerber den Vorrang abzujagen, um den Mitbewerber zu überflügeln, um seine Sache und Waare eher an den Mann zu bringen, um bessere und vortheilhaftere Geschäfte zu machen. So „menschelt" es überall; es ist der Eigennutz, das allereigenste Selbstinteresse! Ob das nun richtig, recht und schön, oder gar christlich sei, das ist hier nicht die Frage; es frägt sich hier um die Thatsache. Wer opfert sich einzig für das Gemeindewohl? Bebel, Schäffle und noch andere Sozialistenführer sagen und behaupten, dieser uneigennützige Mensch ist der Sozialist. Der ist aber noch nicht geboren; und diese Herren selbst sind, wie die nackte Thatsache und der nackte Thatbestand es beweisen, Kinder des alten Schlages, höchst eigennützige, höchst selbstsüchtige Kinder Adams und Evas, also selbst noch nicht 'mal echte Sozialisten!

Herr Bebel will die Welt glauben machen, daß im künftigen Sozialistenstaate Alle „auf Besserung, Vereinfachung, Beschleunigung sinnen. Der Ehrgeiz, zu erfinden, zu entdecken, wird im höchsten Grade angeregt; Einer wird an Vorschlägen und Ideen den Andern zu überflügeln suchen". — Zugegeben, die sozialistische, „für alle nahezu gleiche Bildungsstufe" befähige die Arbeiter, Entdeckungen zu machen, — was jedoch sehr zu bezweifeln ist, meinst du nicht auch so? — wo ist dann das Interesse, das zu den Entdeckungen und Verbesserungen aneifern soll? Dann wieder zugegeben, es fehle wirklich nicht an

diesem uneigennützigen Interesse, wo findet dann der Arbeiter die Mittel, um solche Entdeckungen und Verbesserungen erfolgreich zu machen? Das kostet natürlich Geld, und oft viel Geld; er selbst hat kein Privateigenthum; wer gibt es ihm dann? Das muß ihm der Staat bewilligen, sagen die Sozialisten. Wer ist aber der Staat? Die Beamten oder das Volk? Wird dann die Mehrzahl des Volkes, des Sozialistenstaates willens sein, Bewilligungen zu machen, welche oft kostspielig sind? Wird es willens sein, Bewilligungen zu machen für Unternehmungen und Erfindungen, welche ebenso kostspielig wie zweifelhaft sind? Es ist ganz natürlich sehr zu befürchten, daß die ganze Erfindungs- und Verbesserungs-Wirthschaft im Sozialistenstaat, wie man zu sagen pflegt, „mit der Wurst gebunden ist".

Dann nimmt es nicht nur Geld, sondern auch Zeit, solche Erfindungen und Verbesserungen zu machen. Nun aber sagt Herr Bebel, daß Alle sich an der Produktion „physisch" betheiligen müssen, und nur in der übrig bleibenden Zeit dürfe Jeder seinen „Lieblingsstudien" obliegen. Es ist wahr, die Arbeitszeit im Sozialistenstaate soll sehr kurz werden. Aber trotzdem ist doch sehr zu bezweifeln, daß nach den allgemeinen Produktionsarbeiten noch viel Lust und Lieb und Trieb und Eifer zu wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit übrig bleibe; es ist doch sehr zu befürchten, daß die „sozialistischen Genossen" ihre übrige Zeit eher dem Müßiggang und dem Genusse, der Gemächlichkeit und der Ruhe, als anhaltenden und anstrengenden Studien und Arbeiten widmen werden! Alle werden wohl nicht für Erfindungen und Verbesserungen, überhaupt für Fortschritt begeistert sein; und dann sollen sich wenige für das allgemeine Wohl opfern? Einige sollen ihre Zeit anstrengender Arbeit, anhaltenden Studien widmen, also ihre Ruhe, ihre Gemächlichkeit, ihre Erholung, ihre Genüsse opfern, aus reiner, uneigennütziger Liebe für das Gemeinwohl, oder aus reiner Vorliebe für die Sache, ohne persönlichen, eigenen Vortheil, während andere auf der faulen Haut liegen? Dafür wird sich wohl jeder, wenigstens werden sich die allermeisten Arbeiter recht herzlich bedanken!

Also, an

einen wirthschaftlichen Fortschritt

wäre wohl gar nicht zu denken in dem Sozialistenstaate. Denn wo das Privatinteresse auf Grund des Sondereigenthums und Privateigenthums fehlt, da wird der Fortschritt in seinem Keime schon erstickt, weil es eben in der menschlichen Gesellschaft immer und überall „menschelt", d. h. man ist immer erst auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Noch mehr. Wo Religion und Christenthum herrscht, mögen die Menschen auch aus besseren Motiven handeln, nämlich aus Liebe zu Gott und dem Nächsten. Im Sozialismus ist aber Religion „Privatsache", mithin kann von einem höheren Motive, von einem edleren Beweggrund zur Thätigkeit auch gar keine Rede sein, und muß es darum auch da ganz grausig „menscheln"! Dann fehlt es an Geld, und ohne Geld ist einfach in der Welt nichts anzufangen oder zu thun. Endlich erfordert der Fortschritt auch Zeit. Die hätte man vielleicht wohl im Sozialisten-

staat, aber wer wollte die Zeit kostbar anwenden? Das erfordert Anstrengung, Fleiß, Thätigkeit; wer aber hätte Lust, so ganz uneigennützig Zeit, Anstrengung, Fleiß und Thätigkeit anzuwenden, während Andere es gemüthlich nehmen, und doch auch leben! Nicht Fortschritt, aber Faulenzerei ist die natürliche Frucht des Sozialismus!

Die Heilsarmee und ihre Lehren.

Eine der wunderlichsten Erscheinungen der Neuzeit auf religiösem Gebiete ist wohl ohne Zweifel die nach militärischem Vorbilde organisirte, methodistische Gesellschaft, die unter dem Namen "Salvation Army" bekannt ist. Diese ist in unserem Lande, besonders in den größeren Städten stark verbreitet, und wirkt durch ihre eigenartigen Methoden oft störend auf die Ruhe der Bürger und den kirchlichen Gottesdienst ein. Es wird gewiß von Interesse sein, etwas Näheres über diese religiöse Erscheinung zu vernehmen.

Gegründet wurde die Heilsarmee von dem am 10. April 1829 zu Nottingham geborenen William Booth. Ursprünglich Glied der englischen Staatskirche, schloß sich Booth frühzeitig, im Alter von 14 Jahren den Methodisten an, von denen er 1853 als Prediger („Erwecker") angestellt wurde. Als solcher hatte er große Erfolge, aber die Absonderlichkeiten in seinem Auftreten führten zu einem Zerwürfniß mit seinen Vorgesetzten, in dessen Folge er sein Amt niederlegte. Als er 1861 wieder zu demselben zurückkehren wollte, aber nicht mehr aufgenommen wurde, begann er mit seiner Frau, die als Gehilfin an seine Seite trat, bis zu ihrem am 4. Oktober 1890 erfolgten Tode, ein missionirendes Wanderleben in Cornwall, wo der Methodismus besonders stark verbreitet war. 1865 kam er auf eine Einladung nach London, um in dem Stadtviertel Whitechapel seine „Erweckungsgottesdienste" fortzusetzen.

Sein Ziel war, die in diesem Viertel hausende arme und verkommene Bevölkerung durch Ansprachen und öffentlichen Gottesdienst auf bessere Wege zu bringen. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, da er — was später der ganzen Bewegung und dem Auftreten der Heilsarmeesoldaten einen fast lächerlichen Beigeschmack gab — eine ganz eigenartige, fast marktschreierische Reklame betrieb.

Irgend einer der zahlreichen religiösen Sekten und Denominationen schloß Booth sich nicht an, da er fürchtete, dadurch zu einer kirchlichen Organisation geführt zu werden. Als 1872 einige „Evangelisten" eine solche schaffen wollten, setzte sich Booth selbst an die Spitze der Bewegung und gab

ihr jenen militärischen Zuschnitt, der der Heilsarmee heute noch seit 1878, wo dieselbe sich ganz durchgesetzt hatte, ihre eigenthümliche Erscheinung gibt.

Booth selbst nahm den Titel „General" an. Ihm zur Seite steht ein „Generalstab". Die „Evangelisten" werden zu „Offizieren", kurz die ganze militärische Eintheilung mit all' ihren Titeln und Staffeln wurde auf die neue Bewegung übertragen. Die Armee gliedert sich nach Ländern und Provinzen, Divisionen, Korps u. s. w. An der Spitze der jeweiligen einzelnen Theile stehen Kommandeure, Provinzialoffiziere, Majore, Lieutenants, Sergeanten. Die Mitglieder selbst heißen Soldaten und diejenigen, welche Mitglieder werden wollen, aber noch eine Probezeit durchzumachen haben, Rekruten. Die Bildungsanstalten der zukünftigen Evangelisten „Kadettenhäuser". All' diese Aemter können auch von Frauen bekleidet werden. Für die Evangelistinen hat der Volkswitz wegen ihres häufigen Alleluja-Singens die Bezeichnung „Alleluja-Mädchen" geprägt.

Die Erfolge waren überraschend zunächst in England, wo Booth die öffentliche Meinung für sich gewann durch seine Bekämpfung der Trunksucht und Unzucht. Von England aus machte die Heilsarmee ihre Einfälle in die englischen Kolonien in Südafrika und Britisch-Indien, eroberte bald Schweden und Dänemark, wie Nordamerika und Canada, nicht minder Frankreich, die Schweiz und Deutschland.

Als Ziel der Heilsarmee wird in den Statuten ausgegeben: „Alle Menschen dem Willen Gottes zu unterwerfen, damit sie das Heil annehmen, welches für sie in Christo bereit ist und dann Jehovah als ihren König anerkennen, seinen Gesetzen gehorchen und ihr Leben im Dienste der Liebe für diejenigen um sie her hingeben, damit sie sein Wohlgefallen sowohl hier als in jener Welt besitzen mögen."

In der richtigen Erkenntniß, daß die Predigt allein nicht genügt, um die angestrebte moralische Besserung zu erreichen und zu befestigen, daß vielmehr Hand in Hand damit auch die soziale Besserstellung der betreffenden Individuen gehen muß, wandte sich Booth großen sozialen Unternehmungen zu.

In seinem 1890 erschienenen, von ihm und dem Journalisten Stead verfaßten Buch "In darkest England and the way out", das in kurzer Zeit eine ungeheure Verbreitung fand, trat Booth mit einem sozialen Plan auf. Eine nach den Grundsätzen der Heilsarmee eingerichtete Stadt- und Ackerbau-Kolonie nebst einer überseeischen Kolonie sollte den Weg zeigen zur Lösung der sozialen Frage. Nachdem Booth vorher schon an der Errichtung von Asylen und Suppenanstalten gearbeitet hatte, konnte er, als ihm eine öffentliche Kollekte reiche Geldmittel einbrachte, an größere soziale Unternehmungen gehen und eine große Anzahl von Asylen, Faktoreien, ja eine Landkolonie einrichten. Um Unbeschäftigten Arbeit zu verschaffen, aber auch um die erforderlichen Geldmittel aufzubringen, griff die „Armeeleitung" selbst zur Fabrikation der verschiedensten Gebrauchsartikel, was freilich der Bewegung die Anschuldigung eines spekulirenden „Geschäftsschriftenthums" eingebracht hat. Jedoch mit Unrecht. Gleichwohl soll nicht verkannt werden, daß die Armee durch ihre

Heilssoldaten ihre wirklich großen Verdienste in der moralischen Rettung zahlreicher, sonst dem Untergang verfallener Individuen hat. Indeß muß es als eine unbeweisbare und durch nichts zu stützende Uebertreibung und Selbstverhimmelung bezeichnet werden, wenn die „Offiziere" der Armee gern dem Gedanken Ausdruck geben, als fange die Armee dort mit ihrem charitativen Wirken an, wo die anderen Konfessionen aufhören.

Die religiösen Anschauungen und Lehren der Heilsarmee sind trotz der recht christlich klingenden Ausdrücke ein stark verwässertes Christenthum. Zwar läßt sich einmal Booth vernehmen (Contemporary Review, 1882):

„Das altmodische Evangelium, welches dem Menschen sagt, daß er durch und durch schlecht ist (!) und unter der Gewalt des Teufels (!) — das Evangelium vom gekreuzigten Heiland, welcher wirkliches Blut vergossen hat, um die Menschen von wirklicher Schuld, von der wirklichen Gefahr einer wirklichen Hölle zu erlösen, und der wieder auferstanden ist, um wirkliche Vergebung dem wirklich Reuigen zu geben, eine wirkliche Befreiung von Schuld, Macht, Befleckung und der Thatsache der Sünde für alle, die ihm wirklich ein ganzes Herz hingeben und ihm vollkommen vertrauen — das ist das Evangelium der Heilsarmee."

Daß es ihm aber mit diesem „altmodischen Christenthum" nicht ganz echt ist, beweist schon der einfache Umstand, daß die Heilsarmee Mohammedaner, Buddhisten und Heiden jeglicher Art als Mitglieder zuläßt, wenn sie nur ihren Anordnungen sich fügen und ebenfalls das Gefühl der Erlösung und inneren Beseligung zu besitzen glauben. Ganz abgesehen davon, daß Booth die christlichen Sakramente, vorab die Taufe verwirft. Solcher Mittel bedarf es nicht, da ja alle Wirkungen derselben direkt durch den Hl. Geist in den Versammlungen gewirkt werden! Selbstredend will die Lehranschauung der Heilsarmee auch nichts wissen von der Stiftung einer christlichen Kirche.

Daß die Heilsarmee in einer Stadt wie Berlin Anhänger und zwar nicht wenige gewinnen konnte, beweist, daß die dürre Haide der Glaubenslosigkeit, auf welche der moderne Unglaube seine Mitläufer geführt hat, zu einer dauernden Besiedelung so ungeeignet wie nur möglich ist, aber auch, daß der Protestantismus, aus dessen Reihen hauptsächlich die „Rekruten" der Heilsarmee kommen, es nicht verstanden hat, die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu begreifen.

Wenn neuerdings die Heilsarmee auch in katholischen Kreisen „Eroberungen" machen will und zu diesem Zweck „Rekognozirungstouren" unternimmt, so wird das für die Katholiken eine Mahnung sein, in ihren sozialpolitischen Arbeiten nicht zu erlahmen, sondern noch mehr als bisher praktisches Christenthum zu üben.

— Des Gerechten Gebet ist ein Himmelsschlüssel; das Gebet steigt zum Himmel empor und Gottes Erbarmung steigt vom Himmel herab.

— Die Freundschaft ist um so fester, je älter sie ist; denn das kann nicht leicht geändert werden, was schon sehr lange bestanden hat. Kassiodor.

(Für den „Sendbote".)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. C., O. F. M.

Diese segensreiche Genossenschaft begann ihre Wirksamkeit im Jahre 1839 zu Saint-Servan in Frankreich. Die ersten, die bei ihnen Aufnahme fanden, waren eine arme, alte, blinde Wittwe, die bisher von ihrer eigenen Schwester verpflegt worden war, aber dieselbe durch den Tod verloren hatte — und ein alter Matrose von 72 Jahren, der in einem feuchten Keller wohnte, nichts als einen Stein zu seinem Kopfkissen hatte und nur Lumpen, sich damit zu bedecken, während er sich mit Stückchen trockenen Brodes nährte, die andere Bettler ihm gaben. Seit jener Zeit sind ungefähr 250,000 alte Leute in allen Welttheilen von ihnen aufgenommen und verpflegt worden, während alljährlich durchschnittlich 8000 bei ihnen Aufnahme finden, um dort ihre letzten Tage zuzubringen.

Das Mutterhaus befindet sich zu La Tour Saint-Joseph, par Saint-Pern, Ille-et-Vilaine, in Frankreich, und in der ganzen Welt zählt die Genossenschaft 288*) Häuser, die auf folgende Länder vertheilt sind. In erster Reihe steht Frankreich mit 107 Häusern (7 in Paris, 4 in Lyon, 3 in Marseille, in Lille und Nantes 2). Dann Spanien mit 50 Häusern (in Barzelona und Madrid 3). Die Vereinigten Staaten mit 42 Häusern (in New York und Chicago 3, in Cincinnati, Brooklyn, New Orleans, Philadelphia und St. Louis 2). England mit 18 Häusern (in London 3, in Liverpool und Mancheſter 2). Italien mit 16 Häusern. Belgien mit 14 Häusern (in Antwerpen und Brüssel 2). Sie haben ferner in Afrika 5 Häuser, in Asien 4, in Australien 3, eben so viele in Deutschland, Schottland, Irland, Sizilien, Portugal, Chili (Südamerika) und in den englischen Kolonien. Endlich ein Haus zu Luzern in der Schweiz, Konstantinopel in der Türkei, auf den Balearischen Inseln, eines in Montreal (Canada) und Bogota (Columbia), und eines in Neuseeland und Neu-Kaledonien.

Die Zahl der alten Leute in diesen Häusern beläuft sich auf 42,000.

Wie Häuser gegründet werden.

Bei der Ankunft der Kleinen Schwestern der Armen in einer gewissen Stadt empfing der Bischof sie auf's Liebevollste, ertheilte ihnen seinen Segen und führte sie dann in ein Zimmer seines Palastes, wo er zehn der verlassen-

*) Nach einem Bericht vom Jahre 1904. Kürzlich kam die freudige Nachricht, daß Ende Januar d. J. zu Los Angeles, Cal., das 300ste Haus gegründet worden sei.

sten alten Leute versammelt hatte. Eine rührende Szene bot die Begegnung der Schwestern und der armen Alten; die letzteren flehten um Hilfe und die ersteren versprachen ihr Bestes zu thun. Dies war die Adoptiv-Familie der Kleinen Schwestern der Armen.

Zu Nancy veröffentlichte ein Kommittee von Bürgern, ohne Unterschied der Religion und Politik, folgenden Aufruf an das Publikum: „Ein Jedermann kennt das Werk der Kleinen Schwestern der Armen, das den höchsten und nützlichsten Begriff der christlichen Nächstenliebe im 19. Jahrhundert verwirklicht." Nachdem die Schwestern in einer Vorstadt ein Haus erworben, in welches sie einige alte Frauen, die einsam in Noth und Elend gelebt, aufgenommen hatten, kauften sie ein größeres in der Stadt selbst. „Dort machte das Werk große Fortschritte. Alte Männer wurden zugelassen und unsere Bürger nahmen bald die Wohlthätigkeit dieser Anstalt wahr. Man sah nicht länger alte Leute, gebrochen durch hohes Alter und Armuth, durch die Straßen wandern, und Alle, die das Altenheim besuchten, konnten nicht ohne Rührung den glücklichen Wechsel in Augenschein nehmen." Das ist das Werk der Kleinen Schwestern der Armen, welche die Unterstützung der alten Leute geordnet haben, und die das für diese thun, was andere Genossenschaften für Waisen, verwahrloste Kinder, Kranke und junge Leute thun.

Am Tage nach der Ankunft der Schwestern in Salamanka waren sie sehr begierig, den ersten Armen aufzunehmen; denn es war Weihnachten. Gegen Mittag brachte ein Herr einen alten Mann, der mehr durch Entbehrungen als durch das Alter gebrochen war. Mehrere Monate lang hatte er auf dem Straßenpflaster geschlafen, die Kleider hingen ihm in Fetzen herunter, sein Bart war lang und vernachlässigt, er selber war ganz geschwächt. Die Schwestern gaben ihm reine Kleider, ein gutes Mahl und legten ihn in ein bequemes Bett. Dem Alten kam dieses Alles wie ein Traum vor. Es stellte sich heraus, daß er ein Franzose war, und ein Vergolder von Profession. Niemand wußte, was ihn veranlaßt hatte, seine Heimat zu verlassen, was vor dreißig Jahren geschehen war. Im Hause nannte man ihn einfach Joseph.

Unerwartete Hilfe.

Als das erste Haus zu Lyon hundert alte Leute, Männer und Frauen, barg, mußte man sich nach größeren Räumlichkeiten umsehen. Ein altes Kloster in einer Vorstadt, das als Soldaten-Kaserne gedient hatte, wurde angekauft. Einige von den alten Männern, die ihre frühere Profession noch nicht vergessen hatten, boten sich aus freien Stücken an, das Haus herzurichten. Zwölf machten sich auf den Weg; der eine hatte nur ein Bein, der andere nur einen Arm, der dritte ging auf Krücken, der vierte war kurzsichtig; kurzum, keiner war unter ihnen, der nicht den einen oder andern Leibschaden hatte, aber jeder war willens, etwas zu thun. Sie brachen die Zwischenmauern ab, ordneten die Backsteine in einen Haufen, tünchten die Wände u. s. w. Mit Hilfe einiger Arbeiter aus der Stadt ging die Arbeit voran. Das Haus wurde mit Möbeln versehen, und so war Raum für mehr Alte geschaffen. Doch

mußten noch einige Reparaturen gemacht werden, und nur langsam kam das Geld ein. Da kam ein Herr, der von der Sache gehört hatte, zu Pferde in den Hof, schaute eine Weile um sich, zog dann eine Rolle von Banknoten im Werthe von 6000 Franken (ungefähr $1200) hervor und überreichte sie einer Schwester, indem er sagte: „Lassen Sie die nöthigen Reparaturen machen und geben Sie den alten Leuten ein Obdach!"

Ein Domherr als Wohlthäter.

Im Jahre 1881 kamen die Schwestern nach Dublin, der Hauptstadt Irlands und fingen damit an, daß sie ein Haus mietheten. Zwei Jahre später wurde in einer Vorstadt ein Krautfeld angekauft, das offen an der Straße lag. Es mußte gebaut werden, aber kein Geld war da. Im Dezember 1883 kam ein Geistlicher zum Hause der Schwestern. Er trug einen purpurfarbigen Kragen, zum Zeichen, daß er ein Domherr war. Aber die altmodischen Schuhe und der schäbige Mantel bekundeten hohes Alter und Armuth. „Ich bringe Euch," sagte er der Schwester, „zwei Bündel. Darin sind alte Kleider, Röcke, Handschuhe, Kravatten u. s. w. Ich weiß nicht, ob Ihr etwas davon brauchen könnet." — „Sicher," erwiderte die Schwester, „wir können Alles brauchen," obgleich die Bündel nicht sehr einladend aussahen. Der Fremde wollte die Oberin sprechen. „Bitte, sagen Sie, ein Priester sei da, und wünsche, sie zu sehen. Aber sie brauche sich nicht zu beeilen; ich kann warten, bis Ihr mit dem Beten fertig seid." (Es wurde soeben die Vesper gebetet.) Die Oberin und ihre Assistentin kamen bald. Er frug sie um ihre Namen. „So, so; Sie heißen also Schwester A.; und Sie Schwester B." Dann zählte er wiederum die Sachen auf, die er gebracht hatte, während er die Bündel öffnete. Er nahm eines nach dem andern heraus. „Da ist eine alte Weste; die werdet Ihr wohl nicht mehr brauchen können." — „O ja!" — „Wenn Ihr vielleicht etwas nicht brauchen könnet, so sagt es nur; ich nehme es dann wieder mit." So zog er mehrere andere Kleidungsstücke hervor und stellte dieselbe Frage. Die Schwestern betheuerten: „Wir können Alles gebrauchen; wir bessern es aus, und Alles findet seine Verwendung." Der alte Herr ließ sich nicht stören und fuhr in seiner Weise fort. Das war doch ein sonderbarer Mann. Endlich machte eine Schwester der Sache ein Ende, indem sie Alles an sich nahm und lachend erklärte: „Was Sie nun einmal gebracht haben, das dürfen Sie nicht wieder mitnehmen." Und der unbekannte Geistliche schien auch damit zufrieden zu sein.

Dann hatte er noch Vieles zu fragen, wie groß das neue Haus sein werde, wo es gebaut werden solle, wie viel es kosten würde, wie viel Geld sie vorräthig hätten u. s. w. Die Schwestern erklärten ihm Alles: das Haus, das sie zu bauen beabsichtigten, würde 5000 Pfund (ungefähr $25,000) kosten; soweit hätten sie nur wenige hundert Pfund; was das Uebrige anbelange, vertrauten sie auf die göttliche Vorsehung. Dann frug er, wie viele alte Leute im jetzigen Hause seien, welches die Bedingungen zur Aufnahme seien, welche Mittel zum Unterhalte der Insassen ihnen zu Gebote stünden; dabei wieder-

holte er dieselbe Frage zwei-, dreimal. Die Schwestern konnten sich nicht denken, was er eigentlich wollte; schließlich luden sie ihn ein, das Altenheim zu besuchen. Im Zimmer für die Männer begrüßte ihn einer als den hochwst. Herrn P. . . Im Zimmer für die Frauen sprachen ihn mehrere mit Namen an, sammelten sich um ihn und erinnerten ihn an die Zeit, wie er noch als junger Priester an der Kathedrale war. Sein Interesse schien besonders die Zubereitung der Speisen in der Küche in Anspruch zu nehmen. Nachdem er so zwei Stunden zugebracht hatte, verabschiedete er sich und ging.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, kam er wieder, aber gut gekleidet, und wünschte die Oberin und die Assistentin zu sehen. Beide traten ein; er begrüßte sie freundlichst und frug sie wieder um ihre Namen und ihre Pläne. Dann sagte er bedächtig: „Ich möchte Euch gerne etwas Geld geben. Wäret Ihr wohl mit hundert Pfund zufrieden?" — „O Vater!" riefen die Schwestern aus, „der hl. Joseph hat Sie hergeführt!" — „Nun gut," sagte darauf der ehrwürdige Geistliche, „ich will Euch genug für das neue Haus geben — 5000 Pfund." — Die beiden Schwestern fielen mit Thränen in den Augen auf die Kniee und dankten Gott. Dasselbe that der Domherr, und mit lauter Stimme betete er das Te Deum Laudamus (Dich Gott loben wir); und alle drei beteten zusammen diesen ambrosianischen Lobgesang, der so treffend die Gefühle eines dankbaren Herzens ausdrückt. Als sie zu den Worten kamen: In te Domine speravi, erhob der gute, alte Domherr die Augen zum Himmel und mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdruck wiederholte er dreimal die Worte auf Englisch: „Auf Dich, o Herr, habe ich gehofft; laß mich nicht zu Schanden werden!"

Dann erhob er sich und sagte: „Euch freut es, daß Ihr empfangen könnet, und mich freut es, daß ich geben kann. Das Geld habe ich auf der Bank; wollet Ihr es gleich holen?" Die Schwestern legten die Mäntel an und stiegen mit dem Domherrn in die Kutsche, die vor der Thüre wartete. Kein Wort wurde auf dem Wege gesprochen; aber welche Gefühle bewegten ihre Herzen! — Als die Kutsche hielt, sagte der Domherr: „Hier wohnt mein Advokat." Man führte sie in die Geschäftsstube. „Diesen Schwestern," sagte er zu seinem Advokaten, „gebe ich 5000 Pfund." Dann unterzeichnete er die Anweisung und händigte sie der Oberin ein. Sie gingen zu der Bank in der Nähe; der Advokat stellte den Empfangschein aus; in wenigen Minuten war die Sache abgemacht. „Kein Wort davon in den Zeitungen!" hatte der Domherr noch gesagt. Die Schwestern aber gingen nach Hause, voll des Dankes gegen den großmüthigen Geber, und gerührt durch die wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung.

Mit solchen Mitteln, die aus Barmherzigkeit gegeben werden, unterhalten die Kleinen Schwestern der Armen die gebrechlichen alten Leute. Dies ist das Manna, das Tag für Tag in größerer und geringerer Menge fällt, und das die Schwestern freudig sammeln. Und was kostet nicht auch ein solches Haus, das 100, 200, 300 solcher armen, alten Leute birgt, und wie müssen diese guten Schwestern nicht beständig den Wohlthätigkeitssinn der Mitmenschen ansprechen, um sie zu unterhalten! Ja, welch' eine schwere Aufgabe haben diese nicht aus Liebe zu Gott und den Armen auf sich genommen!

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Nach dem Osten. — In Kansas, Indiana und Ohio. — Ankunft in Washington. — Beim hochw. Vater Ketcham. — Im Senate; im obersten Gerichtshofe; im Repräsentantenhause. — Eine fulminante Rede. — Besuch beim Herrn Washington Matthews. — Ein unerwartetes Zusammentreffen. — Eine sehr interessante Persönlichkeit. — Im Bureau of Ethnology.

Felsen in der Nähe der Mission.

Nachdem ich über sechs Jahre in der Wildniß von Arizona und New Mexiko zugebracht, fühlte ich eine Art Verlangen, mir wieder einmal die Welt in zivilisirten Landen etwas näher in Augenschein zu nehmen. Unser hochwst. P. Provinzial scheint auch der Ansicht gewesen zu sein, ein Ausflug nach dem Osten würde mir nicht gerade schädlich sein, denn er schrieb mir, wenn dies und das geschehen, solle ich kommen. Meinen rothen Brüdern sagte ich, ich gehe dem „Naat'ani Washington-di Setqini", d. h. dem „Häuptling, der zu Washington residirt", einen Besuch abstatten, und reiste ab.

Daß das nicht gerade ausschließlich eine Erholungs- und Plaisir-Reise war, und daß ich das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußte, das werden die geehrten Leser beim Lesen dieser Artikel zur Genüge gewahr werden.

Zu Albuquerque, New Mexiko, hatte ich noch eine Unterredung mit unserem hochw. P. Barnabas behufs Gründung einer Indianer-Schule zu Jemez, und wurde von dem dortigen Herrn Pfarrer, dem hochw. P. Mandalari, S. J., ersucht, darauf zu sehen, daß die katholischen Schüler in der Regierungs-Schule zu Albuquerque ihre Rechte erhielten.

Zu Peña Blanca hielt ich noch mit unseren hochw. Patres, die dort und zu Jemez, New Mexiko, unter den Mexikanern und Pueblo-Indianern so segensreich wirken, die jährlichen geistlichen Uebungen. Darauf ging es während eines wüthenden Schneesturmes per Eisenbahn weiter durch New Mexiko und Colorado nach Kansas.

Zu Wichita besuchte ich unseren hochw. P. Karl, der einmal auf unserer Mission gewesen und seither ein unermüdlicher Wohlthäter derselben geblieben ist.

Auch in Kansas City, wo ich wiederum die geistlichen Uebungen zu geben hatte, hatte ich das Glück, mit mehreren Wohlthätern unserer Mission persönlich bekannt zu werden; mit einem schönen, werthvollen Ziborium für unsere Mission und einem nennenswerthen Geldgeschenke bereichert, verließ ich die Stadt.

Zu Topeka, Kansas, hatte ich eine sehr erfolgreiche Unterredung mit dem Land-Kommissär der Santa Fé Pacific Eisenbahn, in Bezug auf die Ländereien meiner rothen Schützlinge; doch darüber in einem späteren Artikel.

Zu Lafayette, Indiana, stieg ich wieder aus, stattete unseren hochw. Patres einen Besuch ab, und hatte eine Unterredung mit der hochw. Provinzial-Oberin

der Franziskaner-Schwestern, die, zu ihrem Lobe sei es gesagt, das Opfer gebracht, ihre Schwestern nach dem fernen Peña Blanca zu schicken, und nicht abgeneigt zu sein scheint, auch die zu gründende Indianer-Schule zu Jemez in New Mexiko zu übernehmen. Der Herr segne ihren Opfersinn und den ihrer guten Schwestern.

Natürlich freute es mich sehr, zu Hamilton, St. Bernard und Cincinnati, O., meine alten Freunde und Bekannten und all' die guten und freigebigen Wohlthäter unserer Mission zu sehen.

Der hochw. Redakteur des „Sendbote" war leider krank im Spital, wo ich ihn mehrere Male besuchte. Meinen letzten Artikel schrieb ich in seinem eigenen Sanktum auf den Höhen Corryvilles. Und wo ich diesen schreibe? Zu Cornwells in Pennsylvanien, dem Heime der ehrwürdigen Mutter Katharina Drexel.

Grab eines Navajo-Indianers.

Von Cincinnati reiste ich direkt nach Washington und langte früh Morgens in unserem dortigen Kloster Mt. St. Sepulchre, dem Kommissariat des Hl. Landes, an. Der frühere Kommissär des Hl. Landes, unser hochw. P. Peter Baptist Englert, war eben daran, für seine Reise nach Cuba, wohin ihn unser hochwst. Ordens-General geschickt, um zwischen der cubanischen Regierung und den Mitgliedern unseres Ordens zu unterhandeln, Vorbereitungen zu treffen. Mit ihm machte ich meinen ersten Ausflug in die Hauptstadt und schaute mir einmal das Heim unserer Solons so von außen an.

Am zweiten Tage stattete ich mit unserem hochw. P. Beda Oldegeering, dem jetzigen Kommissär des Hl. Landes und Oberen des Klosters Mt. St. Sepulchre, dem hochw. Vater W. H. Ketcham, dem Direktoren des Büreau für die katholischen Indianer-Missionen, einen vorläufigen Besuch ab. Obwohl wir uns zum ersten Male trafen, fühlten wir uns doch, in Folge unseres

häufigen Briefwechsels, als alte Bekannte. Meine Aufnahme bei ihm war eine äußerst herzliche; auch lud er mich ein, während meines Aufenthaltes in Washington, bei ihm mein Quartier aufzuschlagen, was ich jedoch dankend ablehnte.

Der hochw. P. Beda und ich statteten darauf dem Kapitol einen Besuch ab. Nachdem ich den Gemälden und Statuen, den Hallen und splendiden Räumlichkeiten meine Bewunderung gezollt, traten wir mit gebührender Ehrfurcht in die Gallerie des Senates — das soll ja die imposanteste Körperschaft der Welt sein. Mehrere Senatoren hatten eben miteinander ein Wortgefecht, ob amerikanische Seehundsjäger da oben bei Alaska für irgend etwas, ich weiß nicht was, entschädigt werden sollten. Die meisten Senatoren achteten nicht auf die Redner, sprachen miteinander und lasen Zeitungen. Das war entschieden fade.

Szenerie in der Nähe der Mission.

Wir gingen darauf in die "Supreme Court", das Obergericht. Da sahen die alten, ehrwürdigen Richter in langer Reihe in ihrer richterlichen Tracht. Vor ihnen stand ein kleiner, schmächtiger Rechtsanwalt und demonstrirte ihnen etwas über ein Patent vor. Seine Ausführungen kamen mir entschieden langweilig und uninteressant im höchsten Grade vor; ich glaube, die Richter theilten meine diesbezügliche Ansicht, denn sie sahen sehr gelangweilt aus und unterhielten sich gelegentlich im Flüstertone. Ich dachte mir: „Da ist doch so ein Navajo-Gericht bedeutend animirter," und schlich hinaus. Von hier verfügten wir uns in's Repräsentantenhaus. Ein Abgeordneter verbreitete sich da über Bankgeschäfte, was mich nicht wenig wunderte, denn ich war der Meinung gewesen, die Geldfrage dieses Landes sei längst endgültig erledigt. Die anderen Repräsentanten schienen derselben Meinung zu sein, denn sie gin-

gen umher, redeten ganz ungenirt miteinander und schienen sich nicht im Geringsten an den Redner zu stören. Der Redner hörte auch bald auf und setzte sich hin — wohl das Beste, was er unter den Umständen thun konnte.

Jetzt aber erhob sich ein großer, stattlicher Herr und ergriff das Wort. Seine volle, klare Stimme füllte jeden Winkel des Saales. Schon nach den paar ersten Sätzen wurde sein Vortrag lebhaft, seine Geberden nachdrucksvoll und heftig. Die Mitglieder des Hauses setzten sich, hörten auf, miteinander zu reden, und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit. Aus den Hallen und Gängen strömten alle herbei; die Gallerieen füllten sich. Der Vortrag des Redners steigerte sich; seine Stimme nahm zu an Kraft und Eindringlichkeit, bis sie sich verschleierte und er detoniren mußte. Man unterbrach ihn; ein kurzes, lebhaftes Wortgefecht folgte; eine hämische Bemerkung fiel; man lachte. Er zahlte mit gleicher Münze zurück und hatte die Lacher auf seiner Seite. Mit beißendem Sarkasmus entwaffnete er seine Gegner und schmetterte sie nieder mit der Wucht seiner Beweisführung; er errang den Sieg; wie die nachfolgende Abstimmung zeigte, war die republikanische Majorität diesmal auf Seite der demokratischen Minorität: und all' die Aufregung und all' der Lärm über die todte und begrabene "Issue" der Geldfrage! Den Redner hatte ich vor acht Jahren gehört und erkannte ihn sofort wieder; es war das der katholische Abgeordnete von New York, Bourke Cockran, wohl der beste Redner des Landes. Nachdem Bourke Cockran sich gesetzt, wurde die Geschichte wieder langweilig und wir drückten uns.

Unser nächster Besuch galt der Bibliothek des Kongresses; ein herrliches Gebäude mit seinen großen Hallen und mächtigen Granitsäulen. Später besuchten wir das "Smithsonian Institute", wo mich besonders die indianische Abtheilung interessirte. Ich fand jedoch, daß die Navajos dort mehr als stiefmütterlich behandelt sind; einige Transparente von mir bekannten Navajos war das Einzige, was deren Existenz andeutete. Natürlich sah ich auch, während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt, wie man das Geld macht, war im Patent-Amte, im Staats-Amte, im weißen Hause, im Diplomaten-Zimmer, im Kabinets-Zimmer, und an manchen Orten und Plätzen, deren Bestimmung mir nicht mehr erinnerlich ist.

Einer meiner angenehmsten Besuche in Washington galt dem alten Doktor Washington Matthews, der 15 Jahre lang als Militärarzt zu Fort Wingate, New Mexiko, sich damit beschäftigt hatte, die Sitten und Gebräuche, Traditionen und Sagen, Zeremonien und Gesänge der Navajo-Indianer aufzuschreiben. Sein Buch, "Navajo Legends", ist ein höchst interessantes Werk. Außerdem schrieb er ein dickes Werk über „T'leji Oatqal", den „Nacht-Gesang", und eines über „Dsilk'iji Oatqal", den „Berg-Gesang" der Navajos, neuntägige Zeremonien, die in eigens erbauten "medicine lodges" aufgeführt werden, und mit öffentlichen Gesängen und Tänzen während der letzten Nacht der Zeremonien schließen. Auch schrieb er mehrere Artikel über die Navajos, sammelte ausgedehntes und werthvolles Material über die Navajo-Sprache und begann dasselbe zu ordnen, als Kränklichkeit und ein Schlagfluß, der ihn zum hilflosen Invaliden machte, ihn zwangen, seine diesbezügliche Thätigkeit

einzustellen. Er gab all' sein gesammeltes Material an die Universität von Californien, mit der Bestimmung, daß sein Werk weitergeführt, vollendet und nach seinem Tode publizirt werde. Das wird wohl nie geschehen und reut es den alten Herrn jetzt, das Material nicht uns übergeben zu haben. Es freute ihn ungemein, daß ich ihn besuchte. Ich traf ihn damit beschäftigt, an Herrn Hodge, den Direktoren des "Bureau of Ethnology", einen Brief zu schreiben, ihn bittend, mir zu sagen, ich solle ja nicht unterlassen, ihm einen Besuch abzustatten. Er hatte nämlich durch Herrn Culin erfahren, daß ich nach Washington komme. Es that ihm wohl, über seine alten Freunde, die Medizinmänner, von denen er seine Informationen erhalten, seine früheren Dolmetscher und manche andere Indianer, mit denen ich ebenfalls wohl bekannt bin, zu plaudern. Er staunte nicht wenig über die Veränderungen, die in den letzten zehn Jahren unter den Navajos Platz gegriffen; er konnte kaum glauben, daß manche Indianer ihre abergläubische Furcht soweit abgelegt, daß sie

Gallup, Arizona.

auch zur Tagszeit ihre „heiligen" Tänze wie zum Vergnügen aufführen. Sein Staunen erreichte seinen Höhepunkt, als ich ihm einige Photographien, die Sand-Gemälde in ihrer "medicine lodge" darstellend, vorzeigte. So was hätten sie zu seiner Zeit unter keinen Umständen erlaubt. Wir unterhielten uns längere Zeit über die Eigenthümlichkeiten der Navajo-Sprache und verglichen die Resultate unserer Forschungen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt er, es bereite ihm eine große Genugthuung, daß das Werk, dem er die besten Jahre seines Lebens gewidmet, von uns in Angriff genommen und glücklich zu Ende geführt werde; es reue ihn jetzt, sein mühsam gesammeltes Material nicht uns übergeben zu haben. Er versicherte mir, er habe in früheren Jahren manche Indianer-Sprache theilweise studirt, aber die Navajo-Sprache sei bei Weitem die schwierigste von allen. Er forderte mich auf, zum Herrn Hodge, dem Direktoren des "Bureau of Ethnology", zu gehen und ihm zu sagen, es sei sein Wunsch, daß er mir behufs vergleichenden Studiums, um dadurch mehr in den Geist der Indianer-Sprachen eindringen zu können, alle Werke des Bureau über Indianer-Sprachen gebe. Das that ich denn auch, und zwar mit ge-

wünschtem Erfolge. Als ich zum "Bureau of Ethnology" ging, begegnete ich da im Gange dem Herrn Stewart Culin, unserem bewährten Freunde und Wohlthäter, den ich mehrere Male in meinen Artikeln erwähnt, und der mehrere Male mit uns die Navajo-Reservation durchstreift. Keiner von uns hatte gewußt, daß der andere in der Stadt sei. Er hatte im Sinne, an demselben Nachmittage nach New York abzureisen, verschob die Reise aber um einen Tag, um mich mit den Beamten des "Bureau of Ethnology" und des "Smithsonian Institute" bekannt zu machen. Er stellte mich sofort diesen Herrn vor. Als ich in das Zimmer des Herrn Hodge trat, stand da gleich neben der Thüre ein Herr, den ich sogleich bei Namen nannte und dem ich herzlich die Hand schüttelte. Es that ihm wohl, daß ich ihn auf den ersten Blick erkannt hatte; aber es bedurfte da wahrlich keiner Vorstellung, denn so sieht nur e i n e r aus, und so kleidet sich nur e i n e r: Chas. F. Lummis, Redakteur des "Out West" in Los Angeles, California, Gründer der "Sequoya League" zum Besten der Indianer, und des "Land Mark Club" zur Erhaltung der alten Missions-Gebäude, die, von den spanischen Franziskaner-Missionären für die Indianer Californiens gegründet, dem Verfalle nahe waren. Als wir zusammen durch die Straßen der Stadt gingen, um unser Mittagsmahl einzunehmen, blieben die Leute stehen und gafften den eigenthümlichen Herrn in aschgrauer Corderoy Hose, mit einem breiten, rothen Hosenbande, wie ihn die Pueblo-Indianer tragen, in aschgrauem Corderoy Rocke und seinem breiten mexikanischen Hute, verwundert an. Und in dieser eigenthümlichen Tracht hatte er in New York und anderen Städten des Ostens vor der besten Gesellschaft Vorlesungen über Archäologie gehalten. Als wir im Hotel am Tische Platz genommen, bot er mir eine Zigarette an, die ich jedoch dankend ablehnte; darauf nahm er eine Zigarette, zog Zunder und Feuerstein hervor, schlug Feuer und steckte seine Zigarette an. Die schwarzen Aufwärter waren alle vor ihm stehen geblieben, beobachteten ihn und grinsten mit dem ganzen Gesichte; aber das berührte Herrn Lummis nicht im geringsten. Nach dem Essen lud ich ihn und Herrn Culin ein, mit mir den hochw. Vater Ketcham zu besuchen. Sowohl Herr Lummis als auch Vater Ketcham freuten sich sehr, persönlich miteinander bekannt zu werden, arbeiten doch beide mit Herz und Seele für das Wohl der Indianer. Sie hatten eine längere Unterredung über den jetzigen Stand der indianischen Verhältnisse, über zu ergreifende Maßregeln, über die Haltung des neuen Indianer-Kommissärs, über beabsichtigte indianische Gesetzgebung und dergleichen. Leider mußte Herr Lummis noch an demselben Nachmittage seine Reise nach dem Westen antreten. Hauptzweck seines Besuches in Washington war, eine Bewilligung von $33,000 zu beantragen, um für die darbenden katholischen Indianer Süd-Californiens ein besseres Heim zu kaufen.

An demselben Nachmittage wohnte ich mit Herrn Culin einer Versammlung von Ethnologen bei, die sich über die Anfertigung einer Landkarte der verschiedenen Indianer-Stämme beriethen; dann half ich Herrn McGuire auf der Landkarte von Arizona mehrere nur mir bekannte Ruinen prähistorischer Felsenbewohner fixiren, hatte eine sehr angenehme Unterredung mit den Herren

Hodge und Holmes, den Direktoren des "Bureau of Ethnology" und des "Smithsonian Institute", und begleitete sie gegen Abend mit Herrn Culin nach dem Cosmos Club, wo ich noch unter Anderen den bekannten Antonio Apache, einen gebildeten Apache-Indianer, mit dem ich vor fünf Jahren im Moqui-Lande bekannt geworden, antraf, und wo wir uns längere Zeit gemüthlich unterhielten und endlich unser Nachtessen einnahmen.

Ein Resultat meines Besuches besteht darin, daß unsere Bibliothek mit Indianer-Literatur bedeutend bereichert wird.

Neujahrsgruß der Mission von Süd-Schantung.

(Schluß.)

Wie nun die Mission in den einzelnen Distrikten sich entfaltet, darüber zu berichten will ich für ein folgendes Jahr mir aufsparen. Da ich die Leitung des Apostolischen Vikariates erst jetzt übernommen, so konnte ich selbstverständlich noch nicht die ganze Mission in Augenschein nehmen und würde insofern auch keinen vollberechtigten Führer abgeben. Anstatt dessen möchte ich Ihnen lieber einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick in das innere Räderwerk unserer Missionsthätigkeit bieten.

An erster Stelle steht da natürlich die direkte Missionirung durch die Predigt des göttlichen Wortes. Wie zu den Zeiten der Apostel, so durchzieht auch jetzt noch der Missionär den ihm anvertrauten Bezirk, indem er von Gemeinde zu Gemeinde das Wort Gottes verkündigt, den Gläubigen die Sakramente spendet, die Katechumenen unterrichtet, die Heiden durch persönlichen Verkehr gewinnt, sein Hilfspersonal, die Katechisten und Katechistinen, leitet und überwacht. — Das ist die eigentliche Missionsarbeit, wie sie in der katholischen Kirche immer geübt worden ist und den jeweiligen Verhältnissen entsprechend auch immer geübt werden wird.

Neben dieser Ausbreitung des Evangeliums durch das lebendige Wort behauptet auch hier bei uns die christliche Presse ihren hervorragenden Platz. Die katholische Literatur in China hat schon einen recht reichhaltigen Katalog aufzuweisen, Missionäre älterer und neuerer Zeit, vor Allem die hochverdienten unermüdlichen Jesuitenpatres haben sich an der Pflege dieses Missionszweiges betheiligt, und auch unsere Missionäre haben einige kleinere und größere Beiträge geliefert. Es ist unser Wunsch, gerade nach dieser Richtung hin unsere Kräfte noch mehr einzusetzen.

Von den zwei Druckereien, welche das Vikariat besitzt, dient die eine in Tsingtau hauptsächlich der materiellen Unterstützung der Mission. Außerdem

erscheint in derselben ein chinesisches Wochenblatt, welches vom christlichen Standpunkt aus die Tagesereignisse beleuchtet und hie und da apologetische Artikel bringt. Die andere Druckerei in Yentschoufu steht direkt im Dienste der Propaganda, sie liefert die nöthigen religiösen Schriften und druckt die literarischen Arbeiten unserer Missionäre.

Was die Literatur auf dem Gebiete des Geistes, das soll die Medizin auf dem Felde der Charitas thun. Bis jetzt konnten wir in dieser Beziehung verhältnißmäßig nur wenig leisten. In Yentschoufu besitzen wir eine kleine europäisch eingerichtete Apotheke, in welcher ein Bruder die täglich sich einfindenden Kranken bedient.

Den Grundstock der Mission aber bildet eine ganze Reihe von Anstalten, von denen die einen nur zeitweise in's Leben treten, während die andern bedeutenderen ständig in Thätigkeit sind.

Wenn alljährlich die heiße Sommersonne hoch steigt, und die Ernte alles Landvolk auf die Aecker treibt, dann hat die Mission ihre Ferien. Wie die Soldaten, die im Felde gestanden, rücken dann die Missionstruppen ein zur Ruhe, zur Kräftigung für Leib und Geist und zur Vorbereitung für neue Strapazen. Zuerst kommen die Missionäre. Es ist unserer Gesellschaft des göttlichen Wortes gelungen, durch einen billigen Gelegenheitskauf ein schönes Anwesen mit Feld und Garten in Dätja nahe bei Tsining zu erwerben. Dort versammeln sich im Sommer die Missionäre für die Zeit eines Monates. Die heiligen Uebungen werden abgehalten, wissenschaftliche und Pastoral-Konferenzen finden statt, und auch die gemüthliche Unterhaltung kommt zu ihrem Rechte. Der Missionär, der so lange allein mitten unter Leuten leben muß, die auf einem ganz andern Bildungsniveau wie er selbst stehen, hat so Gelegenheit, sich im Umgang mit seinen Mitbrüdern wieder neu aufzufrischen. Andere Europäer, die in China weilen, halten es für nöthig, zu diesem Zwecke alle 3 oder 5 oder 8 Jahre einmal die Heimat aufzusuchen. Wir Missionäre können uns das nicht erlauben. Wenn keine dringenden Gründe vorliegen, so bleiben wir hier für unser ganzes Leben, um so nöthiger ist dann aber, daß in anderer Weise für eine geistige und religiöse Anregung gesorgt werde. Das geschieht in Dätja.

Haben die Missionäre ihren Ferienmonat beendigt, dann versammeln die Dekane ihre Katechisten und Katechistinen ebenfalls für je einen Monat, um ihnen praktischen und theoretischen Missionsunterricht zu ertheilen. Die heiligen Uebungen beschließen den Kursus und neugestärkt ziehen auch diese Truppen wieder in's Feld.

Durchschnittlich einen Monat lang dauern auch die Katechumenate. Die Wichtigkeit gerade dieser Anstalten tritt immer mehr zu Tage. Man denke nur, wie lange Zeit zum Religionsunterricht schon daheim für einen Konvertiten erfordert wird, wie viel mehr für unsere Heiden, die ihr Leben lang dem christlichen Geistesleben so ferne gestanden. Je größer die Zahl der Katechumenen, um so schwerer wird es, die einzelnen gründlich in die Glaubenswahrheiten einzuführen.

Süd-Schantung zählt deren jetzt 40,000. Natürlich sind unter diesen Tausenden manche, die auf halben Wege wieder umkehren. — Aber wenn man diese Halbschlächtigen auch abzieht, so bleiben doch noch immer sehr viele Ernstgesinnte. Nun wird die Zeit und Kraft der Missionäre aber schon zum großen Theile durch die Seelsorge der 26,000 Getauften, die in Hunderten von Gemeinden über ein Gebiet, größer wie das Königreich Bayern, zerstreut leben, und durch die Leitung der zahlreichen Anstalten in Anspruch genommen. Wie ist es da noch möglich, die vielen Katechumenen auf den Empfang der hl. Taufe und der übrigen Sakramente gründlich vorzubereiten? Zu diesem Zwecke sind nun unsere Katechumenate das allergeeignetste Mittel. Je 100—200 Neuchristen werden in diesen Anstalten für einen Monat unter der Obhut eines Missionärs vereinigt. Herausgerissen aus den Sorgen des täglichen Lebens und aus dem Umgang mit den heidnischen Nachbarn athmen die Leute hier reine christliche Luft; durch täglichen öftern Vortrag, durch oftmalige Gebete und Andachtsübungen bildet sich in ihnen das christliche Glaubensbewußtsein, sie empfangen gut vorbereitet die hl. Sakramente, und in ihre Gemeinden zurückgekehrt dienen sie als Sauerteig für die andern, die nicht kommen konnten. Natürlich kostet das Geld. Häuser müssen gebaut werden, die Mission muß für die Beköstigung der Katechumenen in dieser Zeit aufkommen, weil man sie sonst nicht regelrecht zusammen halten könnte. Man kennt ja die Armuth der schantonesischen Bevölkerung. Ganz besonders diese Aufgabe möchte ich der Wohlthätigkeit unserer Gönner recht dringend empfehlen.

Ebenfalls nur zeitweilig, d. h. während der Wintermonate, werden die sogenannten Katechismusschulen gehalten. In denselben sammeln sich die christlichen Kinder der einzelnen Gemeinden, um bei einem Katechisten die Gebete und den Katechismus zu lernen. Diese Anstalten sind, wie gesagt, nicht ständig, und der Schulbesuch sehr unregelmäßig; die Noth des Daseins nimmt einen großen Theil der armen Kinder zu sehr in Anspruch.

Neben diesen periodischen Anstalten besitzt die Mission einige größere Institute, welche das ganze Jahr hindurch ihre Thätigkeit entfalten, und der Ausbildung des Missionspersonals dienen: Die Katechistenschule, gleichsam unser Lehrerseminar, in welcher die Laiengehilfen der Mission herangebildet werden. Dieselbe befindet sich in Tsining und zählt gegenwärtig nahe an 100 Schüler; ferner die Katechistinenschule, unser Lehrerinenseminar, wenn man diese in armseligen, ungenügenden Räumen untergebrachte Schule so nennen darf, mit über 70 Schülerinen in der Stadt Yentschoufu. Endlich das Seminar, ebenfalls in Yentschoufu, mit 60 großen und kleinen Seminaristen.

Diese Anstalten sind für uns geradezu eine Lebensfrage. Es ist von selbst einleuchtend, daß die Mission, falls sie gedeihen will, auf die Mitwirkung der Eingeborenen rechnen muß. Das ist auch stets die kluge Methode der katholischen Kirche gewesen. Der europäische Priester ist und bleibt, so innig auch seine Christen an ihm hängen, oft mehr wie an ihren Landsleuten, für die Heiden doch immer ein Fremdling, dem man mißtraut. Einem Chinesen wird es, wenn er klugen Seeleneifer hat, viel leichter, auf sein Volk einzuwirken.

Darin liegt die Bedeutung dieser Institute. In der Katechisten- und Katechistinenschule dauert das Studium zwei Jahre, im Seminar 15—20 Jahre. Der chinesische Priester soll die klassische Bildung der Gelehrten seiner Nation besitzen, Mängel in dieser Beziehung verzeiht man ihm nicht, wie man das dem Ausländer gegenüber wohl thut. Außerdem soll er alles gelernt haben, was ein Priester zur Ausübung seines geistlichen Amtes verstehen muß. Die armen Seminaristen haben daher ein umfangreiches Studium zu bewältigen. Speziell bei uns liegt eine große Schwierigkeit darin, daß unsere Mission fast nur Neuchristen hat, also Leute, in deren Adern ursprünglich heidnisches Blut floß. Das ist ein Umstand, den man, je länger je mehr, zu würdigen versteht. Auf diese ehemals heidnischen Stämme das edle Reis des katholischen Priesterthums zu pfropfen, ist nicht leicht. Nur größte Sorgfalt, unterstützt von einer besondern Gnadenhilfe, kann hier zum Ziele führen.

Die Kandidaten für Katechistenschule und Seminar werden zum Theile in den sogenannten Kung-hüo, eigentlich chinesisch-klassischen Schulen, vorgebildet. Wir besitzen deren mehrere; eine derartige Anstalt im größeren Stile soll jetzt in Dätja errichtet werden, als Zentrale wenigstens für den westlichen Theil der Mission. Wir müssen, von allem Andern abgesehen, schon darum dort eine größere Schule haben, weil das Knaben-Waisenhaus ebenfalls dahin verlegt werden muß. In Yentschoufu, wo die Kinder bis jetzt in provisorischen Räumen untergebracht waren, bietet sich keine Gelegenheit, dieselben genügend zu beschäftigen und in irgend einen Lebensberuf einzuführen. In Dätja dagegen haben wir einige Ländereien und mehrere Werkstätten unserer Brüder. Die Knaben können dort ihren Anlagen entsprechend ausgebildet werden. Außer diesem einen Waisenhaus, hat die Mission noch einige Mädchen- und Knaben-Waisenhäuser in Puoly und Wangtschuang, ebendaselbst auch einige kleinere Asyle für alte Leute, die von Allen verlassen bei uns Pflege für ihren welken Leib und für ihre alternde Seele gefunden.

Die obige Statistik liefert zu diesen Angaben den ziffermäßigen Nachweis. Sie sehen, Bedürfnisse nach allen Seiten, es ist nicht zu verwundern, wenn es dem armen Missionsobern schwül dabei wird. Jedoch mein Bericht ist so wie so schon viel zu lang ausgefallen.

Um diesen Kranz von religiösen Anstalten, die gleichsam den Kern der Mission bilden, schlingt sich ein anderer, der lose gewunden, nur im entfernteren Zusammenhang mit dem Missionsgedanken steht, aber trotzdem nicht minder demselben dient: Unsere deutschen Schulen. Den Zweck dieser Schulen und ihre allgemeine Einrichtung hat Bischof von Anzer in seinen früheren Berichten hinlänglich dargelegt. Welche Mühe er sich für die Gründung derselben gegeben, wie vielfache und langwierige Verhandlungen er diesbezüglich mit der chinesischen Provinzialregierung gepflogen, ist bekannt. Noch in seinen letzten Tagen beschäftigte sich sein Geist am lebhaftesten mit Plänen für die Förderung dieser Anstalten. Seine Mühen und Sorgen sollen nicht verloren sein. Wir wollen Alles daran setzen, um das, was er in weitsichtiger Vorsorge erstrebt, in die Wirklichkeit umzusetzen.

Dienen diese Schulen auch nicht direkt der Bekehrung der Heiden, so sind sie doch von ganz hervorragender Bedeutung auch für die Mission. Sie erwerben uns Freunde in den bessern Kreisen, bringen die gebildete Jugend, auf der die Hoffnung Chinas ruht, in Kontakt mit der Mission. Während diese unsere Schüler, zum Theile Kinder der Mandarine und reicher Kaufleute, früher vor jedem von uns davonliefen, aus Furcht behext zu werden, verkehren sie jetzt in schöner familiärer Weise mit dem Missionär. Werden sie auch nicht christlich, so nehmen sie doch wenigstens gute Eindrücke mit und werden nachher im Leben eintreten für den Ruf der Mission. Vielleicht auch, daß in späteren Jahren nach des Lebens Stürmen für den einen oder andern der Gedanke an die schöne Jugendzeit und an seine braven Erzieher zum Leitstern wird, der nach Oben führt.

Endlich tragen wir in diesen Schulen auch zur Verbreitung unserer deutschen Muttersprache bei, und zeigen zugleich den Chinesen, daß es uns Ernst ist, daß wir bereit sind, Hand anzulegen bei einer gediegenen Reformarbeit. Wie schon früher berichtet wurde, besitzen wir deutsche Schulen in Yentschoufu, Tsingtau, Tsining, Tschutscheng und außerdem wird von unsern Missionären in den Staatsschulen in Tsining, Yentschoufu und Kiautschou der europäische Unterricht ertheilt. Einige dieser Anstalten haben noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; dieselben dürfen uns jedoch nicht kopfscheu machen. Beharrlichkeit und Opfersinn, verbunden mit Gottes Gnade, werden auch hier zum Ziele führen. Die chinesische Regierung, namentlich unsere Provinzialbehörde in Schantung, ist mit Hochdruck bei der Arbeit. In vielen Städten werden auf Staatskosten Schulen errichtet. Außerdem werden zahlreiche junge Leute nach Japan geschickt: kurz, die Schulfrage ist die brennendste Tagesfrage. Hier heißt es also den Hebel ansetzen.

Ich müßte Sie nunmehr noch eigentlich auf einige andere Anstalten aufmerksam machen, ganz besonders unser schönes unter der tüchtigen Leitung unserer Schwestern Franziskaner-Missionärinen Mariens vortrefflich gedeihende europäische Mädchenschule mit Pensionat in Tsingtau.

Wenn wir nun, wie wir das soeben gethan, die Mission nach allen Richtungen überschauen, dann drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Wie wird unsere Zukunft sich gestalten? Wohl kaum einem Menschen liegt diese Frage näher, wie dem Missionär. Er pflanzt, säet, legt Grund, sieht überall Anfänge — und wer jemals den Grundstein zu einem Werke gelegt, wird wissen, wie eigenartig, hoffnungsfroh und sorgenweh es Einem dabei um's Herz ist. Wenn ich eine Gemeinde gründe und nun mir sagen kann, sie ist christlich, und wird es bleiben, von nun an wird Geschlecht auf Geschlecht von hier aus durch die Hallen der Kirche zum Himmel pilgern — welch' herrliches Zukunftsbild! Wenn aber das Gegentheil eintrifft, meine Saat wird verwüstet, mein Bau umgestürzt, wie entmuthigend! Welches sind denn unsere Aussichten? Seitdem Japan im Kriege mit Rußland so glänzende Erfolge errungen, reden ängstliche Gemüther wieder sehr viel von der gelben Gefahr. Droht dieselbe nicht auch unserm Werke? Wird nicht die Stunde schlagen,

wo man uns allesammt aus Ost-Asien verjagt? Wer weiß! — Aber wahrscheinlich ist das nicht. Der alte Gott lebt noch und wird schon sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Uebrigens nimmt das Christenthum trotz seiner numerischen Schwäche doch schon eine solche Stellung ein, daß man es nicht mehr ausrotten kann. Japan selbst hat zur Genüge erfahren, daß religiöse Kämpfe keinen Segen bringen, und außerdem wird es auch nach dem Kriege so müde sein, daß es vor der Hand kaum Lust hat, sich in weitere Konflikte zu verwickeln. — Im Gegentheil, wir wollen hoffen, daß auch aus diesem schrecklichen Kriege, den die göttliche Vorsehung zugelassen, endlich doch noch Gutes für die Völker Ost-Asiens erwachse.

Wie dem auch sei, Alles steht in Gottes Hand. Der Herr hat gesagt: „Gehet in alle Welt und prediget!" Gut, wir gehen, thun unsere Pflicht. Für den Erfolg sind wir nicht verantwortlich. Würde man vor Mißerfolgen bange sein, oder davor, daß das angefangene Werk zu Grunde gehen könne, dann wäre in der Welt nichts Großes zu Stande gekommen, am wenigsten die Gründung der Kirche!

Wenn man daheim in katholischen Reichen die Kirche verdrängt, dann gründen wir ihr in den Heidenländern ein neues Heim.

Das ist unsere Lebensaufgabe, und dafür will auch ich meine schwachen Kräfte einsetzen. Sie aber, liebe Freunde, bitte ich, mehr noch denn früher, unsere Mission durch Gebet und durch Almosen unterstützen zu wollen. Je größer und schwieriger die Aufgaben, welche mir obliegen, je schwächer und unzulänglicher meine Kräfte, je kleiner die Hilfsmittel, die mir als Neuling, als unbekannten Missionär zu Gebote stehen, um so größern Anspruch habe ich auf Ihre Liebe und Ihre Hilfe.

Im täglichen inbrünstigem Gebete und im hl. Meßopfer werden ich und meine Missionäre, unsere Christen und Waisenkinder, Gott den Herrn bitten, daß er Ihnen tausendfach lohne, was Sie für unsere Mission schon gethan haben und noch thun werden.

Mit dankbarster Verehrung und freundlichstem Gruße

Ihr ergebenster Diener

† A. Henninghaus,
Bischof von Hypaepa,
Ap. Vikar von Süd-Schantung.

Yentschoufu, den 30. Oktober 1904.

Anmerkung.

Gaben für die Mission von Süd-Schantung bitte ich, wie bisher, senden zu wollen, entweder direkt an meine Adresse (Bischof Henninghaus in Tsingtau, Deutsch-China), oder an hochw. Wilhelm Tappert, Covington, Ky.

Der heidnische Maler Apelles malte Alexander den Großen mit einem Blitze in der Hand, um dadurch anzudeuten, wie schnell er einen so großen Theil der Erde durchzogen und erobert habe. Besser würde er ihn deshalb so abgebildet haben, um zu bezeichnen, wie schnell er von der Welt verschwunden sei. Er war erst 33 Jahre alt, als er starb.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

(Fortsetzung anstatt Schluß.)

IV.

Nun weiter, von Lyon immer schnurgerade gegen Süden, immer dem Ufer der Rhone entlang. Unter den zahlreichen blühenden Städten, die sich hier finden, scheint eine ganz besonders interessant zu sein, nämlich die alte Stadt Avignon, wo die Päpste ihre „siebzigjährige Gefangenschaft" — so nennt man nämlich diesen zeitweisen Aufenthalt der Päpste in jener französischen Stadt — durchzumachen hatten. Noch steht die Kirche, die sich die Päpste in Avignon erbaut haben, ein eigenartiger, ziemlich großer Kuppelbau mit ausgesprochen düsterem Charakter. Die übrigen Räume des weitgedehnten Palastes sind heute freilich nicht mehr von Kardinälen und Bischöfen bewohnt, vielmehr hausen einige Kompagnien Soldaten drinnen. Tempora mutantur! — — — Die alte Brücke, zum Theile schon zerstört und die mächtigen Festungswerke fallen jedem Fremden sofort in die Augen. Ein Besuch in Avignon lohnt sich überaus.

Doch nun weiter, so rasch als möglich Lourdes entgegen! Bei Cette öffnet sich ein Ausblick auf das Meer, eine graue, eintönige Fläche. Aber weiter, weiter! Schon ist Toulouse da, schon sind wir in Tarbes, der Bischofsstadt, die in der Geschichte von Lourdes so oft genannt wird, und endlich, endlich sind wir angelangt am Ziele unserer langen Reise, wir befinden uns in Lourdes.

Sei uns gegrüßt, heiliges, hochgebenedeites Lourdes, sei uns tausendmal gegrüßt! Sei uns gegrüßt, du geweihte Erde, auf der einst die gebenedeiten Füße der Gottesgebärerin gestanden. Lourdes, das du so zahllose Seufzer und Thränen von Leidenden, Betrübten und Mühseligen aller Art vernommen, Lourdes, du Zufluchtsstätte der Verlassensten, sei uns gegrüßt! Du seliger Ort, wo der Himmel mit der Erde sich zu berühren scheint, du nimmerversiegende Quelle übernatürlicher Gnadenströme, sei uns gegrüßt! Wie oft schon hallten zwischen den sich ringsumschließenden Felsenbergen tausendstimmige Jubelgesänge begeisterter Volksmassen. Mit welch' glühendem Feuer, mit welch' hinreißender Andacht ward hier schon das Magnifikat gesungen, wie klang so freudig, so hoffnungsfroh der Jubelgruß „Ave, ave, ave Maria!" Gesegneter Ort, wo der katholische Glaube an Kraft gewinnt, wo er, dem wiedererstarkenden Samson gleich, alle Zweifel und bange Sorgen auf einen Schlag zusammenreißt — gesegneter Ort, wo die Hoffnung emporwächst hoch, hoch zu des Himmels Höhen, wo sie dem Adler gleich ihre Fittige schüttelt und sich froh und freudig dem Himmel entgegenschwingt — gesegneter Ort, wo die Liebe aufflammt in nie gekannter Gluth, und die schönsten, besten

Vorsätze in der Seele des Pilgers zeitigt! Lourdes, du Land der Wunder, unter allen Gnadenorten Unserer Lieben Frau der glänzendste Diamant, der kostbarste Edelstein, sei gegrüßt! Tausende, ja Millionen schon haben so heiß nach dir verlangt, haben dich zu sehen gewünscht, aber ihr Wunsch ist unerfüllt geblieben, und ich, ich habe heute diese Gnade, ich bin in Lourdes, stehe an dem Orte der wunderbaren Erscheinungen, habe Einlaß bekommen in das Schatzkästlein Unserer Lieben Frau! So sei mir denn vom Herzen gegrüßt! —

Wie prosaisch, wie nüchtern und alltäglich tönen da dem Pilger, der solchen Gedanken sich hingibt, die lauten Rufe der Schaffner und Portiere, die in Lourdes freilich ebenso sein müssen, wie an allen anderen Stationen und das Schreien und Stoßen der Hotelkutscher, die den ankommenden Reisenden ihre Hotels als die besten anpreisen wollen: „Hotel Royal", „Hotel de Toulouse", „Hotel d'Espagniol" u. s. w. Aber schließlich muß ja alles dies sein und der Körper will ja doch auch leben neben der Seele und Lourdes ist eben trotz all' seiner Wunder und Gnaden noch nicht der Himmel selber, wo alles dies störende Nebensächliche freilich nicht sein wird, sondern Lourdes ist eine kleine, irdische Pyrenäenstadt, die sich äußerlich kaum sonderlich von anderen Städten ihrer Größe unterscheidet. Jedenfalls ist das Gute dabei, daß dem frommen Waller nicht sonderlich bang zu sein braucht, um gutes Unterkommen und Verpflegung, denn dafür ist auf das allerbeste gesorgt. Und auch die Preise sind im Ganzen mäßig und bescheiden.

Aber nur rasch mit all' diesen Aeußerlichkeiten, denn das Herz sehnt sich, die heiligen Stätten zu schauen, und kaum ist das Gepäck an Ort und Stelle, so eilen wir raschen Schrittes dem Heiligthum entgegen, vor allem Anderen natürlich zuerst zur Grotte.

Selig, wer mit Pilgerschaaren
Hier beim Heiligthume kniet,
Und im Geist die wunderbare
Milde Gottesmutter sieht!

Ja, selig, wer hier niederknieen darf an dieser Gnadenstätte! Voll Ehrfurcht beugt sich das Knie, mit frommen Schaudern blickt das Auge auf zu jener weißen Marmorstatue, die dort droben zwischen Epheu und Rosenranken in der dunklen Felsenspalte steht. Das also ist jenes Plätzchen, das Maria, die milde Jungfrau, sich erwählt! Und gar mancher Pilger, der zum ersten Male hierher kommt, kann sich nicht fassen vor innerer Erregung und heiße Thränen entquillen seinem Auge, und er streckt seine Arme aus, während seine Lippen unzusammenhängende, aber tiefgefühlte Worte der Begrüßung stammeln.

„Wo zwei oder drei versammelt sind, mir zu dienen, da bin ich mitten unter ihnen," so ähnlich hat einmal der göttliche Heiland gesprochen. Wahrhaftig, wenn dieses Wort wahr ist, so muß es ganz besonders sich an der Grotte von Lourdes erfüllen. Denn immer sind dort solche zu finden, die da beten, und sie beten mit Innigkeit, mit Andacht, mit Herzensguth, wie selten sonstwo auf dieser Erde gebetet wird. Fast spürt der Pilger die geistige Anwesenheit

eines höheren Wesens, die Allgegenwart Gottes kommt ihm hier, an dieser so hochheiligen Gnadenstätte, fühlbarer vor, als sonst. —

Und nun sehen wir uns etwas herum, wie es denn aussieht hier in dieser Grotte von Lourdes! O wie rührend, wie herzerhebend ist hier Alles! Wie spricht Alles so gewaltig, so überzeugungsvoll von der Macht und Güte Unserer Lieben Frau!

Siehst du dort links von der Grotte den großen, viele Meter breiten und hohen Vorhang? Wenigstens scheint es so, wenn man von größerer Entfernung hinschaut, als ob es ein Vorhang wäre, der eben zur Seite gezogen, den freien Einblick in die Tiefe der Grotte gestattet. Aber dieser Vorhang ist aus ganz eigenartigem Gewebe bereitet, wie wohl kein zweiter gewebt sein mag, so weit die Sonne auch scheint. Nicht aus Seide und Moiree ist er gewebt, auch nicht aus Gold und Edelsteinen! O nein! Sein Stoff ist edler, ist besser! Krücken sind es, viele Hunderte, ja gegen tausend Krücken, die hier dicht neben- und übereinandergehängt, diesen einzig in seiner Art dastehenden Vorhang bilden! Ist das nicht ein Vorhang, würdig Unserer Lieben Frau? Und auch drinnen in der Grotte selbst hängen noch stattliche Reihen solcher Krücken von der Decke herab; viele schon von Alter und Rauch geschwärzt, etliche aber noch ganz neu, und offenbar erst in jüngster Zeit hierhergebracht! O Maria, du Heil der Kranken, wir grüßen dich aus ganzem Herzen!

Der hl. Alexander Sauli.

Der hl. Alexander Sauli ward am 15. Februar 1534 zu Mailand geboren. Sein Vater war der Marchese Domenico Sauli von Genua, Präsident der beiden obersten Magistrate des Dukates, seine Mutter die Marchesa Tommasina Spinola, Genueserin. Nach fromm verlebter Kindheit kam Alexander mit vierzehn Jahren nach Pavia, woselbst er seine Studien auch in Philosophie und Recht vollendete. Seine Tugend wuchs auffallend. Er wurde Page Karls V. und kehrte dann nach Mailand zurück, wo er sich ganz frommen Werken widmete, wie er sie im Institute San Barnaba ausgeübt sah. Er erlangte 1551 Aufnahme in den Barnabitenkonvent und wurde eingekleidet. Er war bald ein Muster des Ordens. 1554 wurde er zur feierlichen Profeß zugelassen und 1556 zum Priester geweiht. Er half seinen Vorgesetzten im Unterricht und wirkte höchst seeleneifrig. Obwohl erst 33 Jahre alt, wurde er 1567 zum General gewählt, drei Jahre später erhob ihn Pius V. zum Bischof von Aleria in Korsika, wo er 21 Jahre so segensreich wirkte, daß ihn die Insel ihren Apostel nannte. Er war Seelenführer des hl. Karl Borromäus und Freund des hl. Philipp Neri und Gregors des XIV., der ihn als Bischof nach Pavia transferirte. Elf Monate pastorirte er hier und galt überall als Heiliger. Er starb rasch dahin im Kastell von Calosso am 11. Oktober 1592 und ward am 26. Oktober in seiner Kathedrale zu Pavia beigesetzt. Wunder bestätigten bald seine Heiligkeit. Benedikt XIV. beatifizirte ihn am 23. April 1741. Unter den späteren Wundern sind besonders bekannt die Heilung der Maria Canessa zu Pieve di Corvione am 19. März 1899.

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Eine zarte Liebe und Zuneigung hegte Bischof Wood gegen die Waisen. Von der Zeit seiner Ankunft bis zu seinem Tode war er ihnen ein Vater, besorgt um ihr leibliches und geistiges Wohl. Er war auch ihnen lieb und theuer. Die Stunden, die er bei ihnen zubrachte, waren die glücklichsten, nicht nur für ihn, sondern auch für die elternlose Kinder. Er unterhielt sich mit ihnen auf kindliche Art, und erzählte ihnen gerne nette Geschichten. Für sie hatte er stets ein freundliches Wort und eine sanfte Liebkosung. So sehr er auch mit den Angelegenheiten und Sorgen seiner Diözese in Anspruch genommen war, für diese Kleinen fand er immer noch Zeit.

Im Allgemeinen gesagt — obgleich voll Höflichkeit und Würde, hatte Jedermann bei ihm freien Zutritt, mochte er Katholik oder Protestant, arm oder jung sein. Sein Wohlwollen und gutes Herz gewannen ihm die Liebe Aller, und treffend wird von ihm gesagt, daß selbst in den größten Vorurtheilen befangene Andersgläubige sich dem Zauber seines Charakters nicht entziehen konnten. Die religiösen Interessen in Philadelphia und im ganzen Staate erhielten durch seinen Eifer und seine Energie einen neuen Aufschwung. Klugheit und gesundes Urtheil zeigte Bischof Wood in der

Behandlung öffentlicher Fragen,

wenn solche in religiöses Gebiet einschlugen. Er untersuchte vorher sorgfältig beide Seiten, überlegte die Sache reiflich und wenn er sein Urtheil gebildet hatte, so handelte er prompt und furchtlos. So geschah es, als er die geheimen Gesellschaften verdammte, besonders jene, in welche Katholiken hineingezogen wurden. Er verwarf die gesetzwidrigen Körperschaften, wie die Molly Maguires, die großentheils in den Minen Pennsylvaniens bestanden, und große Gewaltthätigkeiten verübten. Er mißbilligte auch die Einführung von politischen Angelegenheiten aus andern Ländern, und meinte, wir hätten mit unsern eigenen bürgerlichen und gesellschaftlichen Fragen genug zu thun, und sich in solche anderer Länder einmischen, verstoße gegen das Völkerrecht. Um daher die Gläubigen gegen die Bemühungen zu schützen, die von gewisser Seite gemacht wurden, um sie in die Schlingen und Fesseln der geheimen Gesellschaften zu ziehen, erklärte er dieselben in einem Hirtenbrief, den er am Namen Jesu-Feste im Jahre 1864 erließ, alle diese geheimen Gesellschaften für gesetzwidrig und unerlaubt, und warnte seine Diözesanen, irgendwie mit ihnen in Verbindung zu treten. „Um nicht zu reden von den Freimaurern,

Odd Fellows und Sons of Temperance u. s. w.," sagt der Bischof, „betreffs deren Verwerfung kein Zweifel obwalten kann, sind diese geheimen Gesellschaften unter verschiedenen Namen bekannt, wie z. B. ‚The National Brotherhood' und die Fenier, die vor Kurzem von den Bischöfen Irlands verdammt wurden; diesen reihen sich an die Molly Maguires, die Buckshots, und andere, deren Geist ebenso beanstandet wird."

In aller Gemüthsruhe ließ er die unwahre Behauptung über sich ergehen, er sei ein Feind der irischen Katholiken, die in seiner Diözese sehr zahlreich waren; denn er liebte, in der That, jeden Angehörigen seiner Diözese, ohne Rücksicht auf Nationalität, und die Irländer zur Zeit der Hungersnoth, wie die Deutschen während der Verfolgung derselben in ihren betreffenden Ländern hatten keinen wärmeren und thätigeren Freund als Bischof Wood, wie auch von ihnen offen anerkannt wurde. Er liebte sein Volk und jeden einzelnen Untergebenen, nicht als einen Amerikaner, Irländer oder Deutschen, sondern als Mitglied der heiligen Kirche, und Bürger eines gemeinsamen Landes. Seiner eigenen hohen Beweggründe wohl bewußt, war er gegen alles Geschrei von Demagogen, professionellen Politikern und vorgeblichen Patrioten. Treffend war seine Bemerkung bei einer unbegründeten Aufregung unter den Katholiken in Philadelphia und anderswo, die durch die angebliche Prophezeiung der Anna Maria Taigi, in einer katholischen Zeitung, hinsichtlich der „dreitägigen Finsterniß" hervorgebracht wurde, die, wie es hieß, bald eintreten sollte. „Offenbar," sagt Bischof Wood, „wurde diese Prophezeiung nicht in ihren hinterlassenen Schriften gefunden, oder dieselbe wurde nicht für echt gehalten, oder nicht von solchem Werth und Gewicht, um sie in ihrer approbirten Lebensgeschichte zu veröffentlichen. Es mögen sich daher die Gemüther beruhigen und die Entscheidung der Kirche abwarten, die in solchen Dingen die rechtmäßige Richterin ist; und seien wir versichert, daß, welche Schreckniße auch immer zur Bestrafung des Lasters und des Unglaubens uns heimsuchen mögen, der göttliche Schutz über alle jene sich erstrecken wird, die sich bestreben, die Sünde zu meiden, und ihr Leben in der heiligen Furcht und Liebe zu Gott zuzubringen. Wir sind überzeugt (diese Mahnung halten wir für nothwendig und angemessen), sollte uns eine außerordentliche Geißel Gottes für unsere Sünden treffen, besonders jene Strafe zu befürchten haben, die ihr Habe verschleudern und ihr Heim veröden, durch Ausschweifung und Trunkenheit, und jene, die zur Verachtung der geistlichen und weltlichen Obrigkeit anregen, und ohne Rücksicht auf die Folgen für sich und Andere, über die Warnungen und Einschränkungen unserer heiligen Mutter, der Kirche, sich hinwegsetzen, indem sie ein gefährliches Geschäft auf eine Weise betreiben, die ganz und gar nicht mit den Pflichten eines Bürgers und Christen in Einklang gebracht werden kann."

Bischof Wood machte mehrere

Reisen nach Rom,

theils auf Einladung des Papstes, theils um die vorgeschriebenen Besuche abzustatten. So im Jahre 1862 zur Feier der Heiligsprechung der japanesischen

Martyrer; im Jahre 1867 zur Feier des achtzehnhundertjährigen Jubiläums der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus, und wiederum im Jahre 1869, um dem Vatikanischen Konzil und 1871, um dem Jubiläum des Papstes Pius IX. beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit er als Repräsentant der amerikanischen Bischöfe eine herrliche Anrede hielt. Er erschien pünktlich bei den Versammlungen des allgemeinen Konzils, bis ihm wegen Erkrankung die Erlaubniß gegeben wurde, nach Hause zurückzureisen. Ehe er jedoch Rom verließ, was vor der letzten endgültigen Abstimmung geschah, hinterlegte er ein Schriftstück, in welchem er seinen festen Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes und sein Urtheil zu Gunsten der Opportunität der Erklärung des bezüglichen Lehrsatzes bekundete.

Seine Ansichten betreffs des schamlosen Raubes der Kirchenstaaten äußerte Bischof Wood oft und mit Nachdruck, auf der Kanzel und in seinen Hirtenbriefen. Am 4. Dezember 1870 hielt er in seiner Kathedrale eine öffentliche Demonstration, um nicht nur seine Entrüstung über diesen Gewaltakt mit den versammelten Gläubigen zum Ausdruck zu bringen, sondern auch seine Sympathieen für den hohen Dulder im Vatikan zu äußern; und bei dieser Gelegenheit beleuchtete er diesen Raub mit so klaren und offenen Worten, daß er viel dazu beitrug, daß das Publikum betreffs dieses wichtigen, aber sehr unterschätzten und mißverstandenen Ereignisses aufgeklärt wurde.

Unter seiner Leitung und nach seinem Beispiele stand die Diözese Philadelphia auf der Liste der Beisteuer für den päpstlichen Fond oder Petrspfennig oben an, und als er im Jahre 1867 mit andern Bischöfen dieses Landes in Rom dem Papste die schöne Summe von $200,000 als Geschenk von seinen amerikanischen Kindern überreichte, war der Beitrag der Diözese Philadelphia fast ein Drittel dieser Summe; er belief sich nämlich auf $60,000 in Gold und die Opfergabe war in einem kleinen Modell der Jacht Henrietta enthalten. Als der Bischof nun dieses einzige Geschenk dem Papste präsentirte, nahm Se. Heiligkeit das Modell, eine Karacke in Miniatur, aus dem Sammetkästchen, wiegte es in der Hand, beschaute die goldene Fracht, und sagte lächelnd: „Non è vapore", was man mit „Es ist kein Dampfer" übersetzen kann und da der Papst gern zu scherzen pflegte, so soll es zugleich heißen: „Es ist kein Dampf; es ist etwas Reelles." Bei einer andern Gelegenheit übergab Bischof Wood dem Papste $20,000, als Beisteuer seiner Diözese für den Petrspfennig. — Persönlich wurde er vom Papste hochgeschätzt, der ihn zu seinem Thron-Assistenten ernannte.

Jedesmal bei der Rückkehr von seiner Romreise wurde Bischof Wood von seinen Diözesanen auf's Wärmste empfangen, die bei solchen Gelegenheiten ihm die herzlichsten und ungeschminktesten Beweise ihrer Liebe und Verehrung bezeigten, und er seinerseits äußerte in seinen Anreden, die er aus dem Stegreife hielt, Gesinnungen einer väterlichen Liebe zu ihnen und unwandelbarer Treue gegen den Hl. Stuhl, und machte hinsichtlich öffentlicher Begebenheiten und religiöser Zustände praktische und treffende Bemerkungen.

Daß er ein Mann von tief religiösem Gefühle und wahrer Frömmigkeit war, zeigte er im Jahre 1873, als er seine Diözese feierlich dem hl st. Her-

zu Jesu weihte. Da er in Folge der Krankheit, die nach Jahren seinen Tod herbeiführte, das Zimmer hüten mußte, und doch es sich nicht nehmen lassen wollte, persönlich den großen Weiheakt vorzunehmen, so mußte man ihn von seinem Bette in die Kathedrale bringen. Es war dies für die Gläubigen ein rührender und erbaulicher Anblick, als dieser schwache und fast gebrochene Oberhirt von drei Priestern in die Kirche getragen wurde, wo er öffentlich den Akt der Weihe seiner selbst und seiner ganzen Diözese unter feierlichen Zeremonien vornahm.

Erster Erzbischof von Philadelphia.

Unter seiner thatkräftigen Verwaltung war die Zahl der Gläubigen so angewachsen, daß seine Kräfte zur Bewältigung der vielen Arbeiten nicht mehr ausreichten; weshalb aus der ursprünglichen Diözese Philadelphia im Jahre 1868 drei andere gebildet wurden, nämlich die von Harrisburg, Scranton und Wilmington. Im Jahre 1874 wurde in Cincinnati unter Vorsitz des Erzbischofs J. B. Purcell eine Versammlung von Bischöfen gehalten, zwecks Eingabe einer Petition an den Hl. Stuhl um die Erhebung der Bischöfe von Philadelphia und Boston zu Erzbischöfen.*)

Demgemäß wurde Bischof Wood am 17. Februar 1875 der erste Erzbischof der neu errichteten kirchlichen Provinz von Philadelphia, mit den Diözesen Pittsburg, Harrisburg, Scranton und Erie als Suffragan-Diözesen, wozu im Jahre 1876 noch die Diözese Allegheny kam. Am 17. Juni 1875 empfing Erzbischof Wood in seiner Kathedrale aus den Händen des Erzbischofs James Roosevelt Bayley von Baltimore das Pallium, welches der päpstliche Ablegat Roncetti überbracht hatte. In der jetzt reduzirten Diözese, die im Jahre 1878 an 126 Kirchen und 48 Kapellen, 186 Priester mit einer katholischen Bevölkerung von 250,000 zählte, schienen seine Arbeiten kaum sich vermindern zu wollen. Seine Anwesenheit bei den Provinzial- und National-Konzilien von Baltimore gereichte der Kirche in Amerika zum großen Vortheil, wegen seiner reichen Erfahrung, seiner Geschäftskenntnisse und seines Verwaltungstalentes. Er hielt sein eigenes Provinzial-Konzil im Jahre 1880, dessen Verhandlungen und Statuten, nachträglich von Rom gutgeheißen, einen wohlthätigen Einfluß auf die Diözesen ausübten, welche die Provinz bildeten.

Silbernes Jubiläum und Tod.

Am 26. April 1882 feierte Erzbischof Wood das silberne Jubiläum seiner Bischofsweihe unter imposanten Zeremonien. Eine große Zahl von Bi-

*) Am Sonntag nach dieser Versammlung begaben sich am Nachmittag die Erzbischöfe Purcell und McCloskey nebst den Bischöfen Wood und Williams nach der St. Bonifazius Kirche in der jetzigen Vorstadt Cumminsville, wo der Erzbischof von New York die hl. Firmung ertheilte. Der Schreiber dieses, der als Knabe dem Bischof Wood mehrmals die Messe gedient hatte, wenn derselbe in Cincinnati auf Besuch war, fungirte bei dieser Gelegenheit als Diakon, und als derselbe in der Sakristei die Albe anlegte, trat Bischof Wood hinzu, um ihm dieselbe zu richten. Der Diakon aber meinte, dies aus Ehrerbietigkeit nicht zulassen zu dürfen, worauf der Bischof lächelnd sagte: „Glauben Sie nicht, daß ich das thun kann?"

schöfen und Priestern nahmen an der erhebenden Feier Theil, während zahllose Schaaren von Gläubigen herbeiströmten. Dem ehrwürdigen Erzbischof wurden Adressen von Bischöfen, Priestern und Laien überreicht und alle legten Zeugniß ab von seinem segensreichen Wirken und dem Wachsthum der Religion.

Die Gesundheit des Erzbischofs war seit einigen Jahren erschüttert. Er litt nämlich an einer Nierenkrankheit, Bright's disease genannt. Anfangs Juni 1883 wurde sein Zustand bedenklich, und bei Tag und Nacht leistete ihm ein Arzt Beistand. Am 20. lag der Erzbischof den ganzen Tag im Schlummer, mit Ausnahme von wenigen Minuten. Als man ihn frug, ob er Schmerzen leide, sagte er: „Nein, ich fühle keine." Dies war bei der letzten Unterredung der anwesenden Aerzte, um 7 Uhr 30 Minuten. Um 11 Uhr, als die übrigen Anwesenden sich zurückgezogen hatten, um eine kurze Ruhe zu genießen, bemerkte der Arzt, daß es mit dem hohen Patienten schlechter wurde, und ließ daher die hochw. Geistlichkeit rufen. Die Todesstunde war da; ohne Kampf gab der hochwst. Erzbischof seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück — um 11 Uhr 15 Minuten, Mittwoch Nacht, den 20. Juni 1883. — Die große Glocke der Kathedrale dröhnte ein Requiem von 26 Glockenschlägen hinaus in die dunkle Nacht, die erschütternde Todesnachricht des geliebten Oberhirten verbreitend, der 26 Jahre lang die Diözese geleitet hatte.

Die Leiche wurde, mit bischöflichen Gewändern bekleidet, in der Kathedrale aufgebahrt. Am folgenden Dienstag fand das Leichenbegängniß statt. Seit dem frühesten Morgen wogte auf den Straßen eine nach Tausenden und Abertausenden zählende Menge. Man hat berechnet, daß die Leiche während der Aufbahrung von ungefähr 20,000 Personen besichtigt wurde; die unzähligen und herzlichen Aeußerungen der Liebe und Ehrfurcht in den täglichen Blättern, wie im Munde der Katholiken und Andersgläubigen, waren eben so viele Beweise für die allgemeine Hochachtung, in der er stand, für seinen edlen Charakter und seine Tugenden, für die glänzenden Erfolge seiner Thätigkeit und bischöflichen Verwaltung.

Die Betheiligung an dem Leichenbegängniß war eine großartige. Neunzehn Bischöfe und Hunderte von Priestern hatten sich beim feierlichen Leichenamte eingefunden, während alle Plätze in der Kathedrale von Katholiken und Andersgläubigen besetzt waren. Die hervorragendsten Bürger und Beamten der Stadt, ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntniß, waren erschienen, um dem verstorbenen Kirchenfürsten die letzte Ehre zu erweisen. Erzbischof Gibbons hielt die Predigt. Die Leiche wurde in der Kathedrale beim Hochaltar in der Bischofsgruft beigesetzt.

In seinem Testament vermachte er das Wenige, das er besaß, der Kirche, der er so getreu gedient hatte. Zur Zeit seines Todes zählte die Diözese 218 Kirchen und Stationen; 196 Welt- und 64 Ordenspriester; 95 Studenten im Seminar; 1020 Ordensfrauen; 22,000 Kinder, welche die Pfarrschulen besuchten; 6 Waisenhäuser und 998 Waisen; 4 Hospitäler; 1 Wittwenheim; 2 Altenheime; 27 Konferenzen des St. Vinzenz von Paul; zahlreiche Akademien und Hochschulen für Knaben und Mädchen, und eine katholische Bevölkerung von 300,000.

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Ein Beispiel, wie die Spanier gegen die Eingeborenen vorgingen. — Beschreibung einer Schlacht mit den Wilden. — Ungerechte Behandlung von Seiten der Ansiedler. — Viele Eingeborene kamen durch das Schwert, durch Hunger und Seuchen um. — Der segensreiche Einfluß der Kirche. — Weit mehr Stämme wurden in Südamerika erhalten, als in Nordamerika. — Was ein französischer Schriftsteller diesbezüglich sagt. — Wie die Missionäre in Folge der ungerechten Behandlung zu leiden hatten. — Die spanische Regierung suchte, Abhilfe zu schaffen; aber mit wenig Erfolg. — Fortsetzung des Berichtes von P. Rüedl. — Wie Reisende es machen. — Verschiedene Gattungen von Fischen und Vögeln. — Große Menge derselben. — Affen. — Bäume, ganz verschieden von den europäischen. — Raubthiere. — Beispiele von der Stärke des Tigers. — Große Schlangen. — Schildkröten. — Krokodile. — Wie diese selbst große Thiere angreifen.

Was der Missionär P. Rüedl, S. J., von der Behandlung sagt, die den Wilden von den Spaniern zu Theil wurde, findet anderweitig vollauf seine Bestätigung. Es ist unsere Sache nicht, da in's Einzelne zu gehen, noch wollen wir geschichtliche Thatsachen leugnen; und wenn wir uns bei diesem Punkte aufhalten, so geschieht es, um die Schwierigkeiten, womit die Missionäre in Südamerika zu kämpfen hatten, anschaulich zu machen. Ein Beispiel aus vielen möge genügen. — Schon bei seiner zweiten Fahrt fand Columbus auf Hayti die Ansiedler in blutiger Fehde mit den Eingeborenen und derartige Unordnungen, daß sein Gemüth zerrüttet wurde. Einmal standen mehr als hunderttausend erbitterte Indianer mit Bogen, Pfeilen und Keulen bewaffnet, einer Handvoll Spanier gegenüber. Der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft. Nicht die Taktik der Weißen und die Vorzüglichkeit ihrer Waffen führte denselben herbei, sondern die überraschenden Wirkungen der Feuergewehre, welche von den Eingeborenen für Himmelsblitze, und der Anblick der Schlachtrosse mit den Reitern, welche von ihnen, die nie ein Pferd gesehen hatten, für reißende Thiere gehalten wurden, erfüllten sofort die einheimischen Krieger mit Entsetzen und brachten sie zur schnellen Flucht. Dann wurden böse, ausgehungerte Doggen, welche ebenfalls den armen Indianern neue Thiere waren, wie bei der Parforcejagd gegen sie gehetzt und richteten unter den gänzlich unbekleideten Unglücklichen, die sie in Stücke rissen, gräßliche Verheerungen an. Nach dieser schrecklichen Niederlage unterwarfen sich die meisten Stämme dem Sieger; viele Indianer aber flüchteten sich mit ihren Weibern und Kindern in die dichtesten Wälder und in unzugängliche Gebirge, wurden aber bald eine Beute des Hungers und einreißender Seuchen, indem sie aus Furcht vor den Verfolgern nicht im Stande waren, durch Jagd und Fischfang das Leben zu fristen. Die Uebrigen fügten sich ihrem Schicksale, unterwarfen sich den Fremdlingen und erkannten den König von Spanien als ihren Gebieter an.

Den Eingeborenen wurden nebstdem, daß sie ungerecht und grausam behandelt wurden, unerträgliche Lasten aufgebürdet. Diesen wurde nämlich befohlen, einen Theil des Landes, welches unter die neuen Gebieter vertheilt worden war, für letztere zu bebauen, und so geriethen die Unglücklichen aus der Stellung freier Indianer in den traurigen Zustand von Frohnarbeitern, ein Zustand, der auf den Inseln, wie auf dem Festlande schon bald in denjenigen einer völligen Leibeigenschaft oder Sklaverei überzugehen drohte oder wirklich überging. Die unersättliche Gier, sich schnell zu bereichern, führte zum Uebermaße der Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Die sogenannten Komthureien (eine gewisse Anzahl von Indianern wurde an die angesehensten Kapitäne und sogenannten Ansiedlungsgründer vertheilt) wurden nach und nach noch vermehrt, und es fehlte nicht an einer scheinbaren Rechtfertigung durch beschönigende Worte, daß nämlich die bürgerliche Knechtschaft, bei welcher sie zum Christenthum bekehrt und erzogen wurden, besser für sie passe, als die Freiheit.

Dasselbe ungerechte Verfahren, wie auf Hayti, gegen die einheimische Bevölkerung, fand statt auch auf den übrigen Inseln und auf dem Festlande, wo spanische Kolonien sich befanden, und hatte auf den Inseln fast überall das gänzliche Erlöschen der eingeborenen Volksstämme zur Folge. Wenn die Indianer-Stämme auf dem Festlande, z. B. im jetzigen Venezuela und Columbia, großentheils erhalten blieben, so war dieses eine Folge des Schutzes, den sie durch die unausgesetzten Bemühungen der katholischen Missionen endlich am spanischen Hofe fanden.

Denn die erhaltende und segensreiche Kraft der katholischen Kirche zeigte sich auch hier. Während in den englischen Kolonien Nordamerikas für die Erhaltung der Ureinwohner Nichts geschah, diese vielmehr größtentheils ausgerottet wurden, trat in den katholischen Kolonien die Kirche zwischen die eindringenden Eroberer und die armen Indianer vermittelnd ein, und letztere wurden erhalten. So begegnet man noch heutzutage in Mexiko, sowie in den verschiedenen Staaten Südamerikas Millionen Indianer, welche durch die rastlosen Anstrengungen der katholischen Missionäre zu Christen und zivilisirten Menschen herangebildet wurden, nunmehr zahlreiche Dörfer, Flecken und Städte bewohnen und einen großen Theil der gegenwärtigen Bevölkerung jener Staaten ausmachen. Dagegen findet sich in denjenigen Theilen der Vereinigten Staaten, welche ehemals englische Kolonien waren, die rothe Indianer-Rasse nicht mehr vor. Hier sind dieselben von den Weißen verdrängt und fast gänzlich aufgerieben worden. Michael Chevalier, ein Schriftsteller, den man weder einer Vorliebe für die spanische Nation noch einer besonders großen Anhänglichkeit an die katholische Kirche zeihen wird, äußert sich in seinen Briefen über Nordamerika, wie folgt: „In Europa war man der Meinung, die rothe Rasse sei durch die Grausamkeit der spanischen Eroberer ausgerottet worden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, von Haß entbrannt gegen den Katholizismus, machten es sich zur Aufgabe, die vorzugsweise katholische Nation herabzusetzen, und die Eroberer und die spanische Geistlichkeit

als blut- und geldbürstige Thiere darzustellen. Sie zählten die in den Minen und um die Trokalli geschlachteten Völker zusammen und folgerten, daß die neue Welt unter dem Einflusse der Spanier in eine Wüste verwandelt sein müsse. Wie staunte Europa aber, als es durch Humboldt erfuhr, daß Mexiko allein eine Bevölkerung von sechs Millionen enthielt, von denen kein volles Fünftel weiß war oder sich dafür ausgab, und daß bei den fünfzig Millionen, welche das spanische Amerika ausmachten, so ziemlich das Verhältniß dasselbe war."

Es ist leicht einzusehen, daß die Mißhandlungen, welche die unglücklichen Wilden zu erleiden hatten, ganz geeignet waren, diese mit Haß, Furcht und Mißtrauen gegen die Weißen, also auch gegen die Missionäre zu erfüllen; daß also auf diesem Wege die Ausbreitung des Christenthums schwerlich bewerkstelligt werden konnte. Vergebens legten die Missionäre gegen ein solches Verfahren der spanischen Anführer Protest ein; ihre Stimme verhallte meist ungehört. Was Wunder, daß manche fromme Priester an der Möglichkeit, ihre Aufgabe zu lösen, verzweifelten, und den Schauplatz der Verruchtheit verließen, um nach Europa zurückzukehren. Indessen kam doch das Gerücht von den stattgefundenen Mißhandlungen zu den Ohren des spanischen Herrschers; Gesetze zu Gunsten der Wilden wurden erlassen, um eine Zeit lang gehalten zu werden und dann in Vergessenheit zu gerathen; oder, der eine herzlose Statthalter wurde abberufen, und ein anderer, der sich später vielleicht ebenso herzlos zeigte, trat an seine Stelle. Freilich gab es unter den Ansiedlern doch immer einzelne, welche der Stimme des Gewissens und den Rathschlägen der Missionäre Gehör gaben und die ihnen untergebenen Indianer mit Menschlichkeit behandelten. Unter diesen konnte dann auch der christliche Glaube Wurzel schlagen.

Was nun der Missionär P. Rüedl, S. J., weiter in seinem Bericht über seine Reise auf dem Magdalenen-Fluß nach Bogota sagt, gilt auch für unsere Zeit: denn seither hat Colombia nur wenig Fortschritte gemacht und große Landschaften sind noch gerade so, wie vor 200 Jahren. — „Man sieht also nichts anders als Gesträuch, Waldungen und ödes Land, in welchem sich wilde Thiere und Schlangen aufhalten. Reisende sind mithin gezwungen, auf Sandbänken oder im Wald, wo wegen der Menge von Schnaken Niemand ruhen kann, ihr Nachtlager aufzuschlagen, zu diesem Zwecke Zelte zu errichten, Holz zu machen und sich etwas zu kochen, bevor sie sich schlafen legen; falls die starken Platzregen nicht durchschlagen, der Sturm die Zelte nicht umwirft und die Mücken sie ruhen lassen. Des andern Tages macht man ein kleines Frühstück, liest aber vorher an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe, und setzt dann die Reise fort. O, wie oft hat es mich gereut, daß ich von unserm Bruder Schneidermeister zu Trient nicht einen Fetzen Tuch und etwas Zwirn vor meiner Abreise gebettelt habe, womit ich meinen alten Rock hätte ausbessern können, der so zerrissen ist, daß kein handgroßes Stück daran mehr ganz ist, und mit weniger Spott in den indianischen Städten mich hätte sehen lassen können — was ich deshalb bemerke, damit Andere, welche nach Indien (Ame-

rika) reisen, durch meine Unvorsichtigkeit gewitzigt, sich mit dem nöthigen Vorrath besser versehen, nicht aber mit kostbaren, künstlichen und nichtigen Sachen, die hier Niemand schätzt oder verlangt.

„Man sieht in diesen Ländern viele Seltsamkeiten, welche in Europa ganz unbekannt sind. Von vielen will ich nur wenige anführen. Erstens habe ich nirgends so viele verschiedene Gattungen von Fischen, weder in Flüssen noch im Meere gesehen, was auch von den Vögeln gilt, die unter einander und von den europäischen ganz verschieden sind, die Turteltauben ausgenommen, deren es hier eine unbeschreibliche Menge gibt. Wilde Enten habe ich fünferlei gesehen und zwanzig Gattungen von Reihern, unter welchen die weißen den Vorzug haben. So findet man auch andere weiße Vögel mit schwarzem Kopf, so groß wie der Strauß, so daß ich einen solchen von weitem für einen Mann gehalten habe. Andere etwas größer, als unsere Gänse, sind ungemein schön, wegen ihrer anmuthig glänzenden Fleischfarbe. Diese alle müssen in Hinsicht der Schönheit einer Art von blaufarbigen Vögelein weichen, welche nur Morgens und Abends gesehen werden, und etwas kleiner sind, als der Zaunkönig in Europa. Es gibt hier ferner eine unendliche Zahl von verschiedenen Papageien, welche unruhig hin und her schießen, und die Ohren mehr mit ihrem Geschwätz belästigen als die Augen mit ihrem zierlichen Federschmuck erfreuen. Die Affen sitzen zu Dreien und Vieren auf einem Baum beisammen, einander an Gestalt, Farbe und Größe ungleich. Doch gefallen diejenigen vor allen andern, welche einen weißen Kopf und Mannsbärte tragen, und mit anstoßender Zunge den Gesang der Vögel nachäffen; sie sind etwa so groß wie Eichhörnchen.

„Den Weidenbaum oder Felder ausgenommen, habe ich keinen Baum gesehen, welcher denen in Europa gleich wäre, was ebenfalls von dem Erdgewächs und Gras gilt, das von dem europäischen an Farbe, Blatt und Stengel sehr verschieden ist.

„Kein wildes Thier läuft häufiger herum, als der Tiger, obschon ich bisher mit eigenen Augen keinen gesehen, aber wohl mit meinen Ohren öfters die Zähne fletschen gehört habe, und zwar nicht weit von unserm Gezelt, wo einer derselben einen Diener, der unter der Bettstatt seines Herrn auf dem Sande schlief, ergriffen und davongetragen hat. Als an einem andern Ort ein Maulthier das andere, mit welchem es zusammengekoppelt war, mit dem Fuß erschlagen, hat ein Tiger alle beide über Stock und Stein bis zwei Meilen weit fortgeschleppt. Die Löwen dahier sind nicht gelb, wie in Afrika, sondern bräunlich, mit einer farbigen Mähne.

„An großen Schlangen fehlt's in diesem heißen Lande nicht. Die Einwohner versichern, so große gesehen zu haben, welche eine Spanne dick und so lang sind, daß sie den Kopf mannshoch von der Erde erheben, und dann mit dem übrigen Leib drei verschiedene Wirbel oder Rollen machen, und mit ihrem giftigen Athem sowohl Menschen als Thieren einen solchen ohnmächtigen Schwindel verursachen, daß sie nicht fliehen können, sondern ihnen zum Fraß werden müssen. Besagter Fluß ist mit Schildkröten so angefüllt, daß man von denselben Spuren auf dem Sande allerorts sieht. Sie schleichen

gewöhnlich des Nachts aus dem Wasser; zweimal aber im Jahre, nämlich in den Monaten Juli und Dezember, legen sie ihre Eier in den aufgescharrten Sand und decken solche mit demselben zu, ohne ferner nach ihnen zu sehen, sondern überlassen die Ausbrütung der heißen Sonne. Ihre Eier sind unsern Hühnereiern in Allem gleich, nur etwas härter. Eine Schildkröte, wie ich selber gezählt, legt deren auf einmal, und auf einen Haufen bis 28. Diese aufzusuchen, war nach der Landung die erste Sorge unserer Schiffleute, welche hüte ganz voll davon gebracht, und zu ihrem Abendessen genossen haben. Uns wollten sie aber wegen ihrer Unverdaulichkeit nicht wohl bekommen. Sie haben auch zuweilen Schildkröten gefangen, die bis drei Schuh lang waren, bei entsprechender Dicke und Breite, und zwar in den Sümpfen und Lachen, welche beim Fallen des Flusses übrig bleiben. Die Tiger lauern ihnen bei Nachtszeit auf und brechen die harte und dicke Schale mit den Zähnen, die wir mit eisernen Haken erst mit dem dritten und vierten Streich haben zerschmettern können; ich habe selbst am Ufer eine so angebissene und in Folge der verletzten Schale blutig verwundete Schildkröte gesehen, dabei aber die Stärke des Tigers bewundert.

„An Krokodilen, die hier Kaimanes heißen, hat es ebenfalls keinen Abgang; sie stellen sowohl den Thieren, als den Leuten und kleinen Schiffen nach, welche sie unversehens angreifen und die Menschen verschlingen; denn sie schwimmen mit den vordern Füßen und mit dem über dem Wasser erhobenen Rachen, spähen mit den Augen Alles aus; erblicken sie nun ein Thier am Ufer, das etwa zur Tränke geht, so werfen sie sich in die Tiefe, eilen unter dem Wasser dahin, erschnappen dasselbe bei der Schnauze oder Nase, und ziehen es unter Wasser. Dagegen stellt auch der Tiger dem Krokodil nach und zerreißt es in viele Stücke, welche ihm zur Nahrung dienen. Wenn man dem Eingeborenen Glauben schenken kann, dann liegen bisweilen 30 bis 50 solche Drachen beisammen auf dem Sand; ich habe zwar alle Tage etliche gesehen, doch niemals über sechs oder sieben zugleich. Unsere Kandidaten haben öfters mit Flinten auf sie geschossen, konnten aber keines tödten oder verwunden; doch haben sie ihnen so wehe gethan, daß sie sich mit einem oder zwei entsetzlichen Sprüngen in das Wasser stürzten und verschwanden. Bei dem Dorf Teneriffa sah ich ein Krokodil am Ufer todt liegen. Der Rachen war anderthalb Schuh weit, der Leib aber so dick wie der Bauch eines Steinesels, 20 Schuh lang, ohne den Schwanz zu rechnen, der zwar aschfarbig, doch mit verschiedenen Striemen durchzogen ist. Ihre Eier legen sie, wie die Schildkröte, in den Sand."

— Der Abt Jakobus pflegte zu sagen: Wie ein Licht ein dunkles Zimmer erleuchtet, so erleuchtet auch die Furcht Gottes ein Menschenherz, wann sie in dasselbe kommt, und lehret alle Tugenden und Gebote Gottes.

— Der Abt Makarius pflegte zu sagen: Wenn du Jemanden bestrafen willst, und wirst selbst zornig, so erfüllst du deine eigene Leidenschaft; denn du darfst dich nicht selbst zu Grunde richten, um einen Andern zu retten.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Los von Rom — hin zu Rom!

Erzählung aus der Zeit Pius IX., von Fr. Krafft.

2. Der Ueberfall.

Eines frühen Morgens finden wir unseren jungen Freund Walden auf einem Ausfluge in Roms Umgebung begriffen, um landschaftliche Skizzen aufzunehmen. Sein Auge leuchtete von Schaffenseifer; sein Fuß eilte rasch dahin, um möglichst schnell an die gewünschte Stelle zu gelangen. „Welch' wunderbare Linien haben doch die Terrassenländer des Apennins, der Albaner- und Sabiner-Berge,“ tönte es ihm eben von den Lippen, während seine Augen mit schwärmerischer Bewunderung auf diesen Höhenzügen ruhten; „wahrhaftig, da wird es mir an Vorwürfen für meinen Pinsel nicht fehlen, und ich begreife vollkommen, warum, wie mir erzählt wurde, auch Pio Nono seine Spazierfahrten mit Vorliebe gerade in diese Gegend zu unternehmen pflegt.“

Der junge Maler hatte einen mäßigen Hügel erstiegen. Ein wunderbarer Anblick bot sich seinen Blicken: im Westen das weite, unergründliche Meer, dessen Wogen der eben aufsteigende Sonnenball in glitzernden Purpur hüllte; im Norden die heilige Siebenhügelstadt mit ihren unzähligen Kirchen, privaten Prachtbauten und ruinenhaften Ueberbleibseln der klassischen Vergangenheit; im Osten sanftaufsteigende Hügelketten, von denen sich Bäche und Wasserfälle kühn zu Thal stürzten; im Süden endlich die schwermuthvolle Schönheit der Campagna, die trotz ihres ungesunden Klimas und ihrer geringen Fruchtbarkeit viele Naturreize bietet. Die Augen Erichs glänzten im Feuer der Begeisterung, sein Gesicht trug den Schimmer gottbegnadeten Künstlerthums.

„Hier bleib' ich,“ rief er frisch; „hier wird gemalt und geschwelgt in den Reizen der landschaftlichen Schönheit!“ Und rasch riß er sein Ränzel vom Rücken, entnahm ihm ein Stück Leinwand und die verschiedenen Malgeräthe und machte sich malfertig. Mit dem Rücken an eine weitästige Platane gelehnt, war er in Kürze in voller Arbeit. Das Auge flog hinüber zum Meeresstrande und wieder herüber zur Leinwand, der Pinsel war unaufhörlich unterwegs von der Palette zum Bilde.

Die Gegend war still, wie ausgestorben. Nur von Rom her tönte der wirre Lärm der erwachenden Großstadt; am Meere eilten Fischer und Schiffer auf oder nieder, und in der Ebene, zu Füßen der Anhöhe, graste eine Ziegenheerde, bewacht von einem schläfrig dreinschauenden Hirten und einem zottigen Schäferhunde. Im Nordosten, von Rom her, fuhr ein Herrschafts-

wagen auf der Landstraße; das Metall am Geschirre der Pferde und die Goldverzierungen an dem Gefährt blitzten und gleisten in der Morgensonne.

Der Eifer des Malers wuchs von Minute zu Minute: auf Wangen und Stirne thronte das Roth der Erregung und die Freude an der Arbeit. Diese nahm auch bald schon Gestalt und Form an. Metallische Bläue des Himmelsdomes, wie man solche nur in Italien sehen kann, wölbte sich über einer südlichen Landschaft, die geschmackvoll vom Meere abgeschlossen wurde. Da fuhr der eifrige Maler plötzlich ein wenig empor und drehte rasch seinen lockigen Kopf um: ihm war gewesen, als husche ein langer Menschenschatten über seine Leinwand. Als sich jedoch in seiner Umgebung nichts Lebendes zeigte und kein Laut die Anwesenheit eines Menschen verrieth, glaubte er, seine Phantasie habe ihn geneckt, und fuhr zu arbeiten fort.

Der Wagen, der von Rom her kam, schien denselben Weg zu nehmen, den der Maler benutzt hatte. Soeben war er am Fuße des Hügels angekommen. Kaum hatte indessen der Künstler wieder einige Minuten weiter gearbeitet, als er mit einem Male jäh aufsprang und sich umdrehte. Diesmal hatte er sich nicht geirrt: zwei Schatten waren über den Weg vor ihm hergehuscht, und im Rücken hatte er deutlich das Rascheln des Laubes vernommen, über das einige Füße leise hinwegfuhren. Vor Erregung und Erwartung am ganzen Körper bebend, so daß Pinsel und Palette neben das begonnene Gemälde zu Boden fielen, tief aufathmend starrte der junge Maler mit großen Augen in das Lorbeergebüsch, das vor ihm lag, als fast im selben Augenblicke zwei Banditen aus demselben hervorstürzten und mit vorgehaltenen Pistolen auf Erich zueilten.

„Ergib Dich!“ schrieen sie ihm roh und in schlechtem Italienisch zu. „Widerstand wäre vergeblich und würde uns reizen, Dich zu tödten!“

Allein der Maler war nicht geneigt, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Mit Gedankenschnelle hatte auch er einen Revolver aus dem Rocke gezogen — denn in Italien pflegt fast Jedermann wegen der Unsicherheit der Wege ein Geschoß bei sich zu tragen — und auf die Anstürmenden hingerichtet. „Nur heran,“ rief er muthig. „Lebendig sollt Ihr mich nicht in Euere Gewalt bekommen. Ich will mein Leben theuer verkaufen, ihr ehrlosen Räuber!“

Die Hähne seiner Waffe knackten, die Räuber hafteten vor dem sechsläufigen Revolver und vor den blitzenden Augen Erichs wie gebannt an ihrer Stelle. Schon glaubte der Maler an seine Rettung, als er sich plötzlich von hinten überfallen fühlte: zwei sehnige, starke Arme schlangen sich um seinen Oberkörper und rissen den Arm, der die gefährliche Waffe hielt, heftig herunter.

Der Künstler erschauerte. Mit dem Rufe: „O Gott, ich bin verloren, o meine Theuren in der Heimat!“ blickte er entsetzt nach dem neuen Feinde sich um. Sein Auge tauchte in die teuflisch blitzenden Blicke eines wilden Menschen, der ihn grinsend anlachte und mit übermenschlicher Kraft zu Boden warf.

„So, nun schieße,“ kreischte der Bandit höhnisch, indem er dem wehrlos Daliegenden den Revolver abnahm und den Fuß auf die Brust setzte; „nun schieße und verkaufe Dein Leben so theuer als möglich!“

Ein häßliches Auflachen der zwei anderen Räuber, die nun ebenfalls herankamen, lohnte diese Spottrede. Erich wurde unter Mißhandlungen jeder Art gebunden und geknebelt und aller Werthsachen beraubt.

„Sollen wir ihn tödten?" fragte dann der eine der Banditen.

„Ja," lautete die Antwort. „Er hat ein Lästermaul, das wollen wir ihm für ewig stopfen. Auch dürfte sein Tod für unsere Sicherheit nothwendig sein: die Behörden fahnden ohne Rast auf uns — und nur die Todten schweigen."

Dabei versetzte er dem Hilflosen mit der Faust einen Schlag in's Gesicht, daß ihm das Blut zum Munde herausquoll und seine Sinne sich verwirrten. „Ja, ja, tödten wir ihn!" riefen auch die anderen Banditen.

Der Künstler schloß die Augen; es durchrieselte ihn ein kalter Schauer, als er den Hahn der Pistole des einen Räubers knacken hörte. Vor seinem geistigen Auge tauchte Mutter und Schwester auf, ihr Jammer und Elend, wenn sie von dem Tode des Sohnes und Bruders erfahren würden. Allein bald folgten diesen Gedanken reinreligiöse und fromme: er befahl seine Seele dem Herrn und erwartete den tödtlichen Schuß. Aber noch ehe derselbe erfolgte, hörte Erich einen Wagen heranrollen. Er riß die Augen wieder auf und sah, wie die Räuber mit wildem Fluchen davonliefen und im Gebüsche verschwanden. Mit dem Aufgebote seiner letzten Kräfte reckte der Schwerverletzte den Oberkörper empor und warf seinen Rettern einen Blick unendlicher Dankbarkeit zu. Er sah noch, wie ein Greis von wundermilden Zügen, in reichem geistlichen Gewande, eilig dem Wagen entstieg und auf ihn zueilte. Dann schlossen sich Erichs todtmüde Augen, und in seinen Ohren klangen nur noch halbverständlich die Worte wieder:

„Eilt, eilt, meine Diener! Der Arme ist schwer verletzt und ringt mit dem Tode! Helfen wir alle zusammen und retten wir, was noch zu retten ist!"

Erichs Bewußtsein flackerte noch einmal schwach auf: der Künstler fühlte eine weiche, warme Hand über seine Stirne streifen, der Hauch eines Menschen schwebte über sein Antlitz — dann war er völlig bewußtlos.

(Fortsetzung folgt.)

Richtige Auffassung.

Friedensrichter Rodman in Owensboro, Ky., weigerte sich unlängst ein katholisches Brautpaar zu trauen. Er kannte die Familie des Bräutigams, welche katholisch ist und er fragte ihn nach seiner Religion. Der junge Mann gab zu, daß er katholisch getauft und erzogen worden sei, aber jetzt kaum noch als Katholik gelten könne; seine Braut sei Katholikin. „Ich bin selbst Katholik," sagte der Friedensrichter, „ich habe die Vollmacht, Trauungen vorzunehmen und wenn Protestanten von mir getraut sein wollen, so thue ich es ohne Bedenken, denn bei ihnen gilt die Ehe nur als ein Zivilkontrakt. Katholiken aber betrachten die Ehe als ein Sakrament und ich werde deshalb niemals ein Paar trauen, wenn ich weiß, daß es katholisch ist."

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: **"SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Die geistliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

3. Wie empfängt man die geistliche Kommunion?

Von dem Ausspruche der Kirchenversammlung von Trient, den wir unserer Arbeit voran gestellt haben, ersehen wir, daß das Haupterforderniß zum Empfange der geistlichen Kommunion der lebendige Glaube ist, der durch die Liebe wirksam wird. Der nächste Gegenstand dieses Glaubens ist die wirkliche und wesentliche Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament. Durch diesen Glauben unterscheiden wir uns von den Irrgläubigen, welche die wirkliche und wesentliche Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakramente leugnen und die Behauptung aufstellen, daß es nur eine geistliche und keine wirkliche Kommunion gebe.

Aus dem Glauben an die wirkliche und wesentliche Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament geht die Liebe hervor, indem wir erwägen, daß der Sohn Gottes nur aus unendlicher Liebe zu uns Menschen das allerheiligste Sakrament eingesetzt hat, und in demselben bis zum Ende der Welt gnadenreich zu verbleiben sich herabläßt; daß er aus Liebe zu uns auch gerne bereit ist, in unser Herz zu kommen und seine Wohnung in demselben aufzuschlagen. Soll das geschehen, so muß unser Herz aber auch zu einer würdigen Wohnung für den göttlichen Gast zubereitet sein. Es muß daraus alles entfernt sein, was dem Sohne Gottes bei seiner Einkehr in demselben mißfallen, was ihn beleidigen könnte. Das ist, mit einem Wort gesagt, die Sünde. Zum Empfange der wirklichen oder sakramentalen Kommunion ist darum von der Kirche der vorausgehende Empfang des heiligen Bußsakramentes vorgeschrieben, und nur in Ausnahmefällen ist es, wie bei Ordensleuten oder solchen Personen, die in der christlichen Vollkommenheit schon größere Fortschritte gemacht haben, gestattet, daß sie wöchentlich nur einmal beich-

ten, aber an mehreren Tagen in der Woche oder täglich die heilige Kommunion empfangen dürfen. In früheren Jahrhunderten war die feste Ueberzeugung, daß nur in einem von der Sünde gereinigten Herzen der göttliche Heiland einkehre, sogar die Ursache, daß manche Christen in einen Irrthum hinsichtlich des Glaubens an die wahre Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament verfielen. Vor den Zeiten des hl. Thomas von Aquin war nämlich, wie uns dieser große Kirchenlehrer selbst mittheilt, die irrige Meinung verbreitet, der göttliche Heiland verlasse die Brodsgestalt in demselben Augenblicke, in welchem die heilige Hostie auf die Zunge eines Christen gelegt werde, der nicht im Stande der Gnade sei. (III. Qu. 80 art. 3.)

Wenn nun diese Meinung auch eine irrige ist, so bleibt doch so viel gewiß, daß der göttliche Heiland nicht geistiger Weise durch die geistliche Kommunion in ein Herz kommt, das mit einer schweren Sünde befleckt ist, indem jeder Christ gerade durch diese Sünde den göttlichen Heiland aus seinem Herzen verstoßen hat. Eine gefährliche Frechheit wäre es, den Sohn Gottes in ein solches Herz einzuladen, denn wenn er käme, so würde er nur als strenger Richter und Rächer kommen. Wenn darum die Kirche es auch nicht verlangt, daß wir vor dem Empfange der geistlichen Kommunion eine giltige Beicht ablegen, so müssen wir uns doch alle Mühe geben, unser Herz zuvor durch eine herzliche, übernatürliche, vollkommene Reue von allen Sünden zu reinigen, und wenn wir uns etwa einer schweren Sünde bewußt sind, auch den ernstlichen Vorsatz beifügen, sobald als möglich das heilige Bußsakrament zu empfangen.

Mit der Reue verbinden wir dann das feste Vertrauen, daß der göttliche Heiland gewiß gerne bereit ist, uns alle Sünden zu verzeihen, und erwecken ein sehnliches Verlangen, er möge geistiger Weise zu uns kommen, weil wir ihn nicht wirklich im allerheiligsten Sakrament empfangen können. Dann stellen wir uns vor, der göttliche Heiland sei in unser Herz gekommen, beten ihn an, danken ihm, tragen ihm unsere Anliegen vor und bitten ihn um die Gnaden, die uns besonders nöthig sind. Vielleicht haben wir einen Lieblingsfehler, von dem wir gerne befreit sein möchten, vielleicht ist es die Ausführung eines guten Werkes, die uns besonders am Herzen liegt. Die geistliche Kommunion ist eine ganz passende Gelegenheit, solche Anliegen dem göttlichen Heilande zu empfehlen. Er will ja, daß wir ihn um Gnaden bitten, und kommt deswegen auch zu uns, um uns Gnaden mitzutheilen.

Man kann die Vorbereitung auf die geistliche Kommunion oder diese selbst, wenn die Zeit es gestattet, ausführlicher, bei mangelnder Zeit auch kürzer, und bei manchen Gelegenheiten auch gewissermaßen in feierlicher Weise machen. Zur Veranschaulichung des Gesagten wollen wir einige Formeln für die geistliche Kommunion zusammenstellen.

Eine ausführliche und doch einfache Formel hat der Jesuitenpater Deharbe seinem Katechismus für die Volksschulen beigegeben, die wohl auch an vielen Orten für die Schulmessen im Gebrauche ist. Sie lautet: **O Herr!** Ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.

O Jesus, der Du durch den wahren und lebhaften Glauben in unseren Herzen wohnest, ich glaube an Dich. Besonders glaube ich Alles, was Du von dem allerheiligsten Sakramente des Altars geoffenbart hast, und durch die katholische Kirche zu glauben vorstellst, der Du nicht lügen noch fehlen kannst.

O Jesus, der Du das hochwürdigste Sakrament zum Gedächtnisse Deines bitteren Leidens und Sterbens, wie auch zum Pfande der zukünftigen Herrlichkeit eingesetzt hast, ich hoffe auf Dich. Ich hoffe von Dir Verzeihung meiner Sünden und die ewige Seligkeit, weil Du mir solches versprochen hast.

O Jesus, der Du diejenigen liebest, die Dich lieben, und zu ihnen zu kommen und Wohnung bei ihnen zu nehmen versprochen hast, ich liebe Dich, o mein Gott, von ganzem Herzen über Alles, weil Du das allerhöchste, beste Gut bist.

Aus dieser Liebe, o Jesus, bereue und verfluche ich alle meine Sünden, wodurch ich Dich betrübt oder gar aus meinem Herzen verstoßen habe.

O Jesus, Du lebendiges Brod, welches vom Himmel herabgestiegen ist, nach Dir steht all' mein Verlangen. Ach, würdige Dich, durch Deine Gnade in meine Seele zu kommen; suche sie heim mit Deinen göttlichen Gaben! Vermehre in mir den Glauben, stärke die Hoffnung, entzünde die Liebe und laß mich von Dir nimmer scheiden ewig! Amen.

Viele Christen, zumal Priester, werden bei ihren geistlichen Kommunionen, besonders wenn sie das allerheiligste Sakrament besuchen, die von dem heiligen Kirchenlehrer Alphons Maria verfaßte Formel benutzen, welche lautet: O mein Jesus! Ich glaube, daß Du im allerheiligsten Sakramente zugegen bist. Ich liebe Dich über Alles und wünsche Dich in meinem Herzen zu empfangen. Da ich Dich aber jetzt nicht wesentlich im allerheiligsten Sakrament empfangen kann, so komme wenigstens geistiger Weise in mein Herz! Ich umarme Dich, ich vereinige mich mit Dir, als ob Du schon in mein Herz gekommen wärest! Gestatte nicht, daß ich mich je wieder von Dir trenne!

Eine kürzere Formel hat der große Lehrer des geistlichen Lebens in die Worte zusammengefaßt: Ich glaube, daß Du, o Jesus, im allerheiligsten Sakramente gegenwärtig bist. Ich wünsche mich mit Dir zu vereinigen. Komm' in mein Herz! Ich umarme Dich, trenne Dich nie wieder von mir!

Ein geistlicher Sohn des hl. Alphons Maria, der Redemptoristenpater Vogels, ein angesehener aszetischer Schriftsteller, hat seinen Zwiegesprächen mit Jesus und Maria folgende Formel für die geistliche Kommunion beigefügt: O mein Jesus! Ich glaube, daß Du im hl. Sakramente des Altars wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig bist. Ich bete Deine Liebe an, die Dich bewogen hat, dieses Sakrament einzusetzen und darin immer gegenwärtig zu bleiben; ich danke Dir dafür. Wegen meiner vielen Sünden und meiner großen Undankbarkeit bin ich nicht würdig, vor Dir zu erscheinen, noch viel weniger, Dich zu empfangen. Ich liebe Dich, mein liebenswürdigster Jesus! Ich liebe Dich, o mein Gott und mein Alles! Ich liebe Dich, mein höchstes und einziges Gut! Komm' zu mir, und gib Dich mir, denn ich habe ein großes Verlangen nach Dir! Da ich Dich jetzt nicht wesentlich empfangen

kann, so bitte ich Dich inständig, komme geistiger Weise zu mir und entzünde in mir das Feuer Deiner Liebe, gerade so als hätte ich Dich wirklich empfangen! O mein Jesus, meine Liebe! Mache, daß ich von Liebe zu Dir brenne und mit Dir vereinigt in Wahrheit sagen könne: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Jesus lebt in mir.“ Amen.

Für die geistliche Kommunion bei der hl. Messe hat er folgende Formel verfaßt: „O Jesus, so willst Du denn wirklich zu mir kommen? Ich glaube, daß Du hier wahrhaftig gegenwärtig bist. Die Engel beten Dich an. Aber wer bin ich, daß ich zu Dir kommen und Dich in mein Herz aufnehmen darf? O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, und meine Seele wird gesund sein. O Jesus! Komme wenigstens geistiger Weise durch Ertheilung Deiner Gnade zu mir! Komm' und reinige mein Herz von allen Sündenflecken, von jeder sündhaften Begierde! Komm', mein Herr Jesus, göttlicher Bräutigam meiner Seele! Komm' und schmücke meine Seele mit jenen Tugenden, welche Du vor Allen von mir verlangst! Komm' und bleibe und lebe in mir, ich will Dich nie mehr entlassen. Nein, mein liebenswürdigster Jesus, ich will lieber tausendmal sterben, als Dich noch einmal beleidigen. Mein Jesus, mein Gott, ich liebe Dich über Alles! Amen.

Eine kürzere Formel gibt er mit den Worten: Komm' Herr Jesus, komm'! Ich habe ein großes Verlangen nach Dir; komm' zu mir und ergib Dich mir, o stille mein Verlangen!

Will man mit der geistlichen Kommunion die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu verbinden, dann kann man sie vielleicht mittels folgender Formel machen: O mein Jesus! Ich glaube, daß Du im allerheiligsten Sakrament mit Gottheit und Menschheit, mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, mit Deinem süßen, liebenswürdigsten Herzen zugegen bist. O gib mir eine recht feurige Liebe zu Deinem süßen Herzen, damit ich aus Liebe zu Deinem Herzen meine begangenen Sünden herzlich bereue, mich vor jeder, auch der kleinsten Sünde ängstlich hüte, und einen recht großen Eifer bekomme zum Fortschritt in allem Guten! O göttliches Herz Jesu, treibe den Geist der Eigenliebe, Eitelkeit, Unlauterkeit, (Lieblingsneigung) aus meinem Herzen hinaus, und vereinige Dich so innig und fest mit meinem Herzen, daß diese zwei Herzen nie mehr von einander getrennt werden; sie sollen beisammen bleiben im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit!

Außerhalb des Gotteshauses kann man vielleicht auch die Verehrung des heiligen Schutzengels mit der Uebung der geistlichen Kommunion verbinden und sprechen: O mein lieber, heiliger Schutzengel! Ich danke dir für alles Gute, das ich schon durch deine Vermittlung von Gott empfangen habe, und bitte dich, schwebe an den Altar zum göttlichen Heiland und grüße sein süßes Herz viel tausendmal von mir! O bringe mir sein süßes Herz, damit es sich auf das innigste mit meinem Herzen vereinige und nie mehr mich verlasse!

Um zu zeigen, wie man in feierlicher Weise oder mit besonderer Andacht die geistliche Kommunion empfangen kann, führt der bewährte aszetische Schriftsteller P. Scaramelli, S. J., das Beispiel eines Nürnbergers an, von

welchem er erzählt: „In Nürnberg lebte ein armer, ganz einfältiger Mann, der recht fromm und christlich war. Er hatte eine besondere Liebe zum allerheiligsten Altarssakramente, das er gerne häufiger empfangen hätte. Da es ihm aber nicht vergönnt war, suchte und fand er einen Ersatz in der geistlichen Kommunion. An hohen Festtagen bereitete er sich mit aller Andacht gerade so dazu vor, als wenn er wirklich kommunizirte. Deshalb erforschte er sein Gewissen, beichtete und verrichtete die Vorbereitungsgebete. Im Augenblicke, da der Priester kommunizirte, neigte er das Haupt und öffnete in seiner heiligen Einfalt den Mund, als würde ihm wirklich die heilige Hostie gereicht."

Das sind die verschiedenen Arten der geistlichen Kommunion; ihr Werth und ihre Frucht hängen von der Heftigkeit des Verlangens ab, das man nach Jesus hat, und von der Freude, die uns sein Besuch bereitet. Möchten darum alle Christen nur einen Theil von jenem Verlangen haben, das ein siebenjähriger Knabe zu Bergreinfeld, in der Diözese Würzburg, nach dem lieben Christkindlein hatte, und von der Freude, die sein Herz erfaßte, als er vernahm, daß es bald zu ihm kommen werde. Als ihm seine Mutter — es war im Jahre 1894 — davon erzählte, daß das Christkindlein nun bald kommen, und was für schöne Sachen es ihm bringen werde, da fing der Kleine vor Freude zu strahlen an, und sank plötzlich todt zusammen. Das Verlangen und die Freude hatten dem guten Knaben das junge Herz gebrochen.

Unser einziges Kind.

„Es ist unser einziges Kind," entschuldigten sich die Eltern, „wir müssen ihm schon seinen Willen lassen!" — und er that, wozu er Lust hatte.

„Er ist unser einziges Kind und erbt all' unsern Reichthum, er braucht mit Lernen nicht angestrengt zu werden," sagten sie — und er wurde ein Müßiggänger.

„Er ist mein einziges Kind und soll kein Betbruder werden," erklärte der Vater — und er lernte nicht beten.

„Er ist mein einziges Kind, ihn darf kein rauhes Lüftchen anwehen," sagte die Mutter — und er wurde ein Muttersöhnchen.

„Er ist unser einziges Kind, er kann von Allem haben, was wir haben," bestimmten die Eltern — und er wurde genußsüchtig.

„Er ist unser einziges Kind; man braucht ihm die Zügel nicht so straff zu ziehen!" beruhigten sie sich bei seinen dummen Streichen — und er wurde leichtsinnig.

„Er ist unser einziges Kind, wir können's ja," trösteten sie sich, als sie seine Schulden bezahlen mußten.

„Er ist unser einziges Kind," klagten sie, als er ihnen den Rücken kehrte und sich in ein wüstes Leben stürzte.

„Er ist unser einziges Kind," jammerten sie, als er Schande über Schande über sie gebracht und sich das Leben genommen hatte. Er war ihr einziges Kind gewesen, und sie hatten ihn nicht zu hüten gewußt, weil er ihr einziges Kind gewesen war, hatten sie ihn verloren gehen lassen.

Der hl. Joseph.

Gewiß, wenn man eine Lobrede auf den hl. Joseph halten wollte, so brauchte man ihn nur in seiner Stellung als jungfräulichen Gemahl Marias und Nährvater Jesu zu betrachten und man hätte Farben genug, das schönste Bild vom hl. Joseph zu zeichnen. Lehrreich für unsere Leser ist es aber auch gewiß, wenn wir sehen, worin denn, bei dieser äußerlich so hohen Stellung, die innere Größe und Würde des hl. Joseph liegt, die Tugend und Vollkommenheit, worin wir ihm nachahmen können. Was uns im ganzen Leben des hl. Joseph als charakteristischer Zug seiner edlen Seele auffällt, ist die vollkommene Einfalt, womit er dem Willen Gottes gehorcht und der Vorsehung vertraut als Beschützer und Führer Jesu. Es wird ihm gesagt, er solle nach Egypten gehen und er geht; es wird ihm gesagt, er solle daselbst bleiben, bis man es ihm wieder sage, und er bleibt; es wird ihm gesagt, er solle nach Judäa zurückkehren, und er kehrt zurück; er solle sich nach Galiläa begeben, und er begibt sich dorthin. So folgt er allen Antrieben Gottes ohne die geringste Zögerung, ohne je die mindeste Erklärung zu verlangen, so groß dem Scheine nach auch die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten sein mögen.

Was uns ferner an dem Charakter Josephs auffällt, ist, daß er niemals gesprochen hat; nicht ein Wort wird uns im Evangelium von ihm berichtet. Obwohl er von den Evangelisten und von Maria selber zuerst genannt wird, so spricht doch er niemals, und Maria, so bescheiden und demüthig sie ist, muß ihm gewissermaßen ihre Stimme leihen. Endlich verschwindet er von der Erde, ohne daß man weiß, wann und wie. Es wird von ihm gesagt, daß er ein Zimmermann war, und man weiß, daß er Jesus und Maria mit seiner Handarbeit ernährte. Zum letzten Male geschieht seiner Erwähnung, als die Eltern Jesum aufsuchten und im Tempel fanden, und nachher ist von ihm nicht mehr die Rede.

Aber gerade in dieser Verborgenheit liegt die ganze Größe und die hohe Würde des hl. Joseph. Die Apostel und alle übrigen Heiligen, die Kirchenlehrer, die Bischöfe, die Bekenner, die Martyrer hatten die Aufgabe, Jesum Christum den Menschen zu predigen, ihn vor den Gewaltigen der Erde zu verkünden und seinen Namen bis zu den Enden der Erde zu tragen. Aber Joseph ist ein ganz besonderer Heiliger, zu einem ganz entgegengesetzten Dienste

von Gott vorher bestimmt, nämlich dazu, die Herrlichkeit des Heilandes bis zur Zeit seiner Offenbarung während dreißig Jahren im Hause zu Nazareth zu verbergen.

Die seligste Jungfrau zunächst ist unter dem Schatten des hl. Joseph verborgen, ihre Jungfräulichkeit, ihre göttliche Mutterschaft, sie haben in Joseph ihren reinsten, ihren edelsten Schützer gefunden.

Ebenso wird das göttliche Kind durch die Person des Nährvaters Joseph den Augen der Welt entzogen. Da Jesus aus vielen Gründen dreißig Jahre ein ganz verborgenes Leben führen und erst am Ende seines Lebens sich der Welt als Gottgesandter zeigen wollte, so ward der hl. Joseph auserwählt, der arme Zimmermann, um in seiner armen Hütte Jesum als seinen Sohn zu bergen und zu erziehen bis zu dem Augenblicke, wo er als Lehrer und Heiland unter die Menschen trat.

Und wiederum lag in dieser bescheidenen Stellung auch des hl. Joseph ganzes Glück. Oder wer könnte die Wonne erfassen, welche das Herz dieses Mannes erfüllte, den uns das Evangelium mit einem Worte zeichnet, indem es von ihm sagt, daß er gerecht sei! Welche Ehre, diejenige beschützen zu dürfen, die der Engel als die Gnadenvolle, als die Gebenedeite unter den Weibern begrüßte; welche Freuden in Bethlehem, als er der Geburt des Kindes beiwohnte und das himmlische Loblied vernahm; wie glücklich das bescheidene, arbeitsame Leben, das er in Nazareth führte, wo so oft sein Auge voll Liebe und Ehrfurcht auf dem Schöpfer der Welt ruhte, der seine harte Arbeit mit ihm theilte; welche Wonne dieses unvergleichlichen Daseins, unter dem Dache des ärmlichen Hauses, das die Gegenwart der Königin der Engel verschönerte und die Majestät des ewigen Sohnes Gottes heiligte; wo der hl. Joseph die Ehre hatte, das Haupt dieser Familie sein zu dürfen?

Was sollen wir nun aus diesem bescheidenen Leben des hl. Joseph lernen? — Es ist unter den Menschen ein gewöhnlicher Fehler, sich ganz dem Aeußerlichen hinzugeben und das Innere zu vernachlässigen; viel mehr scheinen zu wollen, als man wirklich ist oder sein soll. Darum werden Fähigkeiten, wodurch man in der Welt, in der Gesellschaft etwas gilt, viel mehr erstrebt, als die stillen verborgenen Tugenden, woran die Oeffentlichkeit keinen Theil hat, die nur wie ein Veilchen in Gottes Garten blühen und ihren ganzen Duft nur allein dem Höchsten schenken wollen.

Das ganze Leben des hl. Joseph ist gleichsam eine Illustration des apostolischen Wortes: „Was droben ist, suchet, nicht was auf der Erde." Das ganze Leben und Streben des hl. Joseph ging dahin, Gott zu lieben und ihm zu dienen. Gottes heiliger Wille war für ihn Zielpunkt und Richtschnur des Handelns; die Gebote Gottes zu beachten, die Standespflichten, die Gott ihm auferlegt, die Sorge für seinen göttlichen Pflegesohn und dessen jungfräuliche Mutter treu zu erfüllen, war sein einziges Bemühen. Darin suchte er seinen Gewinn und seine Freude. Von ungemessenem Streben nach den Gütern dieser Welt, die der irdisch gesinnte Mensch so gierig sucht, war er frei. Er, der Sprosse aus Davids königlichem Geschlechte, er, dem neben Maria

die höchste Würde, die erhabenste Stellung auf Erden zugefallen war, Pflegevater des Sohnes Gottes zu sein, er lebte als armer demüthiger Handwerksmann im verachtetsten Städtchen des Judenlandes und verdiente im Schweiße seines Angesichts das Brod für seine Familie.

Und worin hat er seine Freude, sein Vergnügen, seine Erholung gesucht? Hat er auch wohl, wie so manche Familienväter heutzutage, geglaubt, er könne nicht leben, wenn er nicht außer dem Hause alles das genieße, was das Leben und seine Zeit an Vergnügen und irdischen Genüssen bietet? O nein, seine Freude war in der stillen Hütte zu Nazareth zu weilen bei Jesus und Maria; in ihrem Umgang fand er Alles, was er suchte auf dieser Welt.

Darin sei uns der hl. Joseph ein Vorbild. Lernen wir von ihm, alle Dinge nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele!"

Die Pflege des Familienlebens ist der andere Punkt, zu dem das Beispiel des hl. Joseph uns aufmuntert. Was ist die Ursache, warum in unseren Tagen Religion und Sitte in so erschreckender Weise aus der Jugend entschwunden? Unter Anderen sicher nicht die geringste die, daß das Familienleben so sehr vernachlässigt wird. Wollte man es doch einsehen, daß, wenn man das Band der Familie lockert, was Gott um Eltern und Kinder geschlungen, man damit zugleich die Fundamente der Religion, wie des irdischen Glückes untergräbt. Der verderbliche Geist unserer Zeit legt es sogar darauf an, den Geist der Familienmitglieder von früher Jugend an von dem Mittelpunkte zeitlichen Glückes, von der Familie, abzuziehen und auf rein äußerliche Dinge hinzulenken. Dazu die vielen öffentlichen Vergnügungsorte und Belustigungsanstalten, deshalb das Streben nach Unabhängigkeit und Selbstsucht überall. — Fraget nur einmal an einem Sonntag Abend so eine arme Mutter, die mit Thränen in den Augen allein zu Hause sitzt, wo sich in dieser Stunde die einzelnen Familienmitglieder befinden. Der Mann im Wirthshaus, die Tochter auf dem Tanzboden, der Sohn geht mit anderen Genossen seinem Vergnügen nach, und kommen sie in später Stunde nach Hause, dann ist gewöhnlich ihr Herz durch die vielen Zerstreuungen um einen Grad kälter geworden in der Liebe zur Mutter, die ihnen das Leben geschenkt hat.

Und was wird bei solchem Leben aus der Religion? Werden nicht die schlechten Grundsätze, die man so leicht im Verkehr mit einer leichtfertigen Welt erlernt, die Seele vergiften bis auf den Grund? Lehrt aber nicht die tägliche Erfahrung, daß nur in den Häusern die Frömmigkeit eine bleibende Stätte findet, wo eine innige Liebe und Gemeinschaft Vater und Mutter, Söhne und Töchter umschlingt?

Christliche Eltern! „Gehet zu Joseph!" Lernet von diesem großen Heiligen und klugen Hausvater Liebe, Treue und christliche Kinderzucht; wählet ihn zum Schutzpatron für eure Familie, und Glück und Zufriedenheit werden dauernd in eurer Mitte erblühen.

— Ein Kopf ohne Gedächtniß ist eine Festung ohne Besatzung.

Die Mutter des Präsidenten der französischen Republik.

Während Emile Loubet von Stufe zu Stufe den höchsten Posten der französischen Republik erklomm, blieb seine Mutter eine einfache Bäuerin, eine glaubenstreue Katholikin, die nichts an ihren Lebensgewohnheiten ändern und vor Allem nicht ihren Meierhof verlassen wollte. Es war ihr schwer geworden, in den allerletzten Jahren, als das Alter sie an das Zimmer zu fesseln begann, die Beaufsichtigung der Feld- und Gartenarbeiten aufzugeben und sich auf andere darin zu verlassen. Seitdem verließ sie nur selten das kleine Zimmer des alten provenzalischen Bauernhauses, aus dem eine massive Treppe zur Küche hinabführte. Ein Bett mit großen geblümten Vorhängen in einer Ecke, ein runder Tisch in der Mitte, einige Stühle und ein paar Heiligenbilder, sowie das Porträt ihres Sohnes mit dem breiten Bande des Großmeisters der Ehrenlegion bildeten den gesammten Schmuck des friedlichen Gemaches. Von der Politik verstand sie zu ihrem Glück nicht das mindeste, und die hohen Würden, zu denen ihr inzwischen auch ein Greis gewordener Sohn gelangt war, flößten ihr viel mehr ein scheues Mißtrauen als Bewunderung und Entzücken ein. Als sie die Nachricht von seiner Wahl nach dem Tode Felix Faures erhielt, war sie gerade betroffen und beunruhigt. Auf die Mittheilung eines ihrer Bekannten, der ihr erklärte, er habe den Präsidenten einige Tage nach seiner Erhebung wohl und munter in Versailles gesehen, erwiderte sie: „Er sieht zufrieden aus? Das wundert mich, ich bin es nicht. Ah, der arme Junge! Welche Sorgen stehen ihm bevor.“ Sie hatte aber nur eine undeutliche Vorstellung von dem Posten, den ihr Sohn einnahm, und von dessen Beschwerden. Sie hatte wohl von Paris, den Kammern und den Ministern reden hören, aber nicht viel davon verstanden. Es wäre aber durchaus falsch, wenn man deshalb die brave Alte für eine geistig Beschränkte angesehen hätte. Sie war im Gegentheil sehr lebensklug, und sowohl für ernste als heitere Unterhaltung leicht zu haben. Aber großen Respekt vor Würden und Titeln hatte sie eben nicht. Als Loubet, da er noch Senatspräsident war, eines Tages unerwartet bei ihr eintraf, war sie gerade beim Brodbacken beschäftigt. „Schön, daß Du kommst, Emile, Du kannst mir gleich nützlich sein. Ich bin zu alt, um den Teig zu kneten, das mußt Du thun, aber ich will das Brod in den Ofen schieben, das lasse ich mir nicht nehmen.“ — Und der Präsident mußte kneten, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief. Wenn er dann später als Oberhaupt der Republik bei ihr erschien, machte sie auch keine Zeremonien. Sie lief ihm entgegen und schloß ihn stürmisch in ihre Arme, ohne sich um Protokoll und Würdenträger zu kümmern. Und Herr Loubet war stets glücklich darüber, obgleich es ihn anderseits betrübte, daß sie es nie über sich gewinnen konnte, ihn einmal nach Paris zu begleiten. Man kann behaupten, daß ganz Frankreich, ohne Unterschied der Parteien, in dieser würdigen und bis in ihr hohes Alter rührigen und stattlichen Greisin eine Personifizirung der besten und tüchtigsten Eigenschaften der heimischen Rasse verehrte; und so werden der einfachen 92jährigen Bäuerin aus Marsanne in allen Blättern die ehrenvollsten und herzlichsten Nachrufe gewidmet.

Bilde das Gewissen des Kindes.

Trotz aller Vorsicht und Wachsamkeit wird es den Eltern unmöglich sein, ihr Kind vor aller Versuchung und Gelegenheit zum Bösen zu bewahren. Zu seinem Schutze gibt es dann nur ein einziges Mittel: ein tiefgefühlter Abscheu vor der Sünde. Wenn die Furcht und die Liebe Gottes nicht tief im Herzen des Kindes Wurzel gefaßt hat, wird wohl jedes andere Mittel unzureichend sein. Eltern können ihr Kind nicht immer unter ihren Augen halten; doch es gibt nebst dem hl. Schutzengel noch einen anderen gewaltigen Schutzgeist, der an ihrer Statt das Kind begleiten soll, bei Tag und bei Nacht, und wo es auch immer sein möge. Es ist das wohlgebildete Gewissen. Von der zartesten Kindheit an gewissenhaft erzogen, empfindet das Kind einen natürlichen Abscheu vor dem Bösen, es wendet sich entsetzt davon ab. In dem elterlichen Erziehungswesen muß immer darauf abgesehen werden, daß das Kind ein zartes Gewissen erlange. Hierin begehen viele Eltern den groben Fehler, daß sie zwar beständig an den sündhaften Auswüchsen der Kinder herumzausen und klopfen, aber ihr Herz nicht erweichen und ihr Gewissen nicht beleben; meistentheils glauben sie, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie vorgefallene Fehler bestraft haben, ohne an Mittel zu denken, dieselben zu verhüten. Es ist nothwendig, je nach Umständen voraussehen, was geschehen könnte, und dagegen soll das Kind zum Voraus ausgerüstet werden mit den Waffen eines empfindlichen Gewissens. — Ein kleiner Knirps, der seit einigen Wochen die Freiheit hatte, mit den Buben des Nachbars Soldaten zu spielen, als Tambour stets nur auf dem Bauch trommeln mußte, der lag seinen Eltern täglich in den Ohren um eine Trommel. Endlich hatte die Mutter es auch beim Vater durchgesetzt, und sie ermahnte den Liebling, den lieben Gott recht innig um eine Trommel zu bitten, er werde ihm dann schon eine schicken. Das letzte Wort in Friedels Abendgebet war allemal dieses: „O, lieber Gott, schicke mir doch 'ne Trommel!" Eines Morgens nun legte der Vater eine schöne Trommel auf des Bübleins Bett und versteckte sich dann hinter die Thüre, um zu hören, wie Friedel beim Erwachen dem lieben Gott für das ersehnte Geschenk danken würde. Friedel erwacht, setzt sich auf, reibt sich die Augen und betrachtet erstaunt die schöne Trommel. Dem Vater klopft das Herz, und schon traten ihm die Thränen seliger Rührung in die Augen, als Friedel vor sich hinbrummte: „Wo Teufels kommt denn die Trommel her?" Das war eine abscheuliche Ueberraschung. „Frau," sagte er zu seinem Gespons, „wir lehren unsere Kinder beten, andere Leute lehren sie fluchen; unser Friedel ist noch nicht fest genug, dem bösen Beispiel zu widerstehen; jetzt weiß ich, daß er, obschon nicht sehr böse, doch noch nicht so gewissenhaft ist, wie er es sein sollte; er muß besser gehütet werden."

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Gestorben zu Appleton Wis., Maria Boehme, Mitglied der St. Joseph's Gemeinde.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: “SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Die Kreuzesgesellschaft auf Golgatha.

Von Emmy Giehrl.

Oben, hoch aufgerichtet, ist der Baum des Kreuzes, der die blutige Rose trägt, die Haß und Bosheit gebrochen haben; den gekreuzigten, den zerfleischten, den gemarterten Erlöser der Welt, das hl. Gotteslamm, hingeschlachtet für die sündige Menschheit, nun im Tode erblaßt! Welch' ein Anblick! Welch' ein Bild! Und wie klein das Häuflein der Getreuen in des Kreuzes Umgebung! Wie verschwindend klein! Aber um so bedeutungsvoller, denn die bilden einen lebendigen Rahmen um das gewaltige Gemälde eines sterbenden Gottes.

Obenan Maria, die Hochgebenedeite, das Ideal der Mutterliebe bis in den Tod. „Unter dem Kreuze stand Maria, die Mutter Jesu,“ erzählt der Evangelist, und jene Stunde hat sie zur Königin der Martyrer gemacht. Dann Magdalena, die einstige öffentliche Sünderin, vom Gnadenstrahle der Liebe Gottes getroffen, jetzt ganz Reue und Buße und Demuth. In tiefsten Schmerz versunken, die langen Flechten aufgelöst, das Angesicht gegen den Kreuzesstamm gedrückt, den ihre Hände umfangen, mit heißen Thränen die Füße ihres Heilandes befeuchtend — ahnt ihr todtbetrübtes Herz in dieser Nacht des Schmerzes noch nichts von dem beseligenden „Rabuni“ des Ostermorgens, das sie bald mit Wonneschauer erfüllen wird. Der rechte Schächer, der Verbrecher, der die Sünde eintrank wie das Wasser; im letzten Augenblicke noch von der Gnade des Erlösers getroffen, der er sich nicht hartnäckig verschließt, und die ihm Verzeihung erlangt und das Versprechen: „Heute noch wirst du bei mir sein im Paradiese.“

Trostvolles Wort für ihn, aber auch für uns alle! Dem Kreuze gegenüber der römische Soldat Longinus. Seine Hand hält noch die Lanze, die in eben

diesem Augenblicke das hlst. Herz durchstach, und schon hat er die kostbare Gnadenwirkung des göttlichen Blutes an sich selbst wahrgenommen, denn mit dem Ausrufe: „Wahrlich, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Markus 15, 39) gibt er laut und öffentlich Zeugniß von der Gottheit Jesu. Longinus steht hier an Stelle des durch die Gewalt der Liebe bezwungenen und bekehrten Heidenthums.

Jesus hatte gesagt: „Wenn ich erhöht sein werde, will ich Alles an mich ziehen!“ Schon reifen die prophetischen Worte ihrer Erfüllung entgegen. Und endlich Johannes, der Liebling seines Meisters, der hl. Jungfrau als Sohn übergeben, damit sie in ihm die ganze Menschheit als Mutter liebe, Johannes, der künftige Verkünder der Lehre seines göttlichen Herrn, der edelste Ausleger des Evangeliums der Liebe! Wie sich der Recke Siegfried einst im Drachenblutbad unverwundbar machte gegen seine gewaltigen Feinde, also empfängt Johannes unter dem Kreuze aus den klaffenden Wunden Jesu im Namen aller Martyrer und Bekenner die Bluttaufe. Sprich, meine Seele, scheint diese kleine, auserlesene Gesellschaft auf Kalvaria, die wie ein mystischer Blüthenkranz das Kreuz des todten Heilandes umgibt, nicht wahrhaft wunderbar zusammengerufen, als sei es also lange schon im Plane der göttlichen Weisheit vorgesehen gewesen?

An der Seite Marias, der reinsten Jungfrau und Mutter, die Vertreterin der hl. Reue, die aus schwerer Sünde zur Buße berufene Magdalena — Longinus, als Repräsentant des finsteren Heidenthums, in dessen Seele aus der geöffneten Seitenwunde des Erlösers der erste Lichtstrahl der Erkenntniß und des Glaubens fiel. —

Johannes endlich, des Meisters Liebling, in dem wir das unter Jesu Kreuze erblühende Priesterthum begrüßen.

Paray-le-Monial. — Trotz der Verfolgung der Kirche von Seiten der französischen Regierung haben sich die Pilgerzüge nach Paray-le-Monial nicht vermindert. Im Jahre 1904 zählte man 6888 Pilger mehr als im vorigen Jahre, wo sich die Zahl auf 97,824 belief. Es wurden im letzten Jahre im Heiligthume des göttlichen Herzens 5576 Messen gelesen und 47,000 Kommunionen ausgetheilt. In die Erzbruderschaft wurden ein Drittel mehr eingeschrieben als im Jahre 1903, und es waren sechsmal mehr Theilnehmer an der hl. Stunde. Die Ehrenwache stieg von 115 auf 280. 525 Diplome zur Ertheilung des Herz-Jesu-Abzeichens wurden an Priester ausgeschrieben und 60,000 Weiheakte ausgetheilt.

Frankreich. — Krönung der Bilder und Statuen des göttlichen Herzens. Der Wunsch, das Reich des göttlichen Herzens zu befestigen und wiederherzustellen und zu vollenden, hat die Gläubigen vielerorts veranlaßt, die Statuen und sonstige Bilder des göttlichen Herzens zu krönen. In einigen Theilen Frankreichs geschah dieses mit großer Feierlichkeit, wie z. B. vor ungefähr zwei Jahren in der Diözese Bayeux. Bischof Amette krönte eine solche Statue des göttlichen Herzens in der Stadt Caen-Caen, wo sich das Grabmal des Eudes, eines eifrigen Apostels des göttlichen Herzens, befindet. Späterhin erhielt der Erzbischof von Mecheln vom Papste Leo XIII., eine formelle Genehmigung einer ähnlichen Feier in seiner eigenen Stadt. Seit jener Zeit sind Fahnen mit Abzeichen und Darstellungen des göttlichen Herzens, mit einer Krone, sehr viel im Gebrauche, von denen gele-

gentlich einige denkwürdigen Heiligthümern verschenkt und mit besonderer Feierlichkeit eingeweiht wurden. Vor erst kurzer Zeit fand eine derartige Feier zu Montmartre, Paris, statt. Späterhin stellte sich der Gebrauch ein, die von der volksthümlichen Andacht hervorgerufene Gewohnheit und Sitte, unter dem Volke kleinere Abbildungen des göttlichen Herzens zu verbreiten, mit der Absicht, dieselben an der Brust zu tragen, oder anderen Gegenständen anzuheften. Diese Art Andacht zum göttlichen Herzen ist ein Protest, ein Einwand gegen die von Abgefallenen oder Ungläubigen an den Tag gelegte Feindseligkeit, nicht nur gegen das christliche Gesetz, sondern gegen Gott selbst.

Autun, Frankreich. — Eine merkwürdige Ehrenwache. Zunächst Paray ist es wohl die Gemeinde zu Vauban in Brionnais, der Diözese Autun, die erste oder doch eine der ersten, welcher die Offenbarungen der sel. Margaretha Maria zu Nutzen kommen. Der gegenwärtige Seelsorger der Gemeinde ist der hochw. Alakoque, ein Groß-Neffe der sel. Margaretha Maria, und kommt zugleich wie letztere von Verosvres. Hierselbst wurde ein Bund des göttlichen Herzens im Jahre 1749 in's Leben gerufen, und zugleich wurde von der Markgräfin von Caens ein Kapital angelegt zur Fortpflanzung dieser guten Sache. Im Jahre 1764 wurde dann besagter Bund durch ein Dekret vom Papste Klemens XIII. zu einer kanonischen Bruderschaft erhoben. Im Jahre 1802 zählte die Liste der Verbündeten 91 Namen von den Hauptfamilien jenes Ortes, Familien, die heute noch bestehen und gut vorankommen. Späterhin wurde diese Bruderschaft mit der Erzbruderschaft des göttlichen Herzens zu Rom verbunden, durch ein Breve vom Papste Pius VII.; letzten November wurde auf Wunsch des Kardinal Perraud die Ehrenwache zu Vauban errichtet und zählt gegenwärtig 250 Verbündete.

Schweiz. — Die Herz-Jesu-Andacht in der Schweiz. Eine Beförderin schreibt: „Während meines diesjährigen Aufenthaltes in einem vorwiegend katholischen Kanton der Schweiz hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie tiefe Wurzeln die Herz-Jesu-Verehrung daselbst im gläubigen Volke geschlagen hat. Auch das ärmste Landkirchlein besitzt ein Herz-Jesu-Bild oder eine schöne Statue des göttlichen Herzens, die ich am ersten Freitage des Monats stets festlich geschmückt erblickte. Da, wo Mangel an Priestern oder andere zwingende Gründe die Abhaltung einer eigenen Andacht an diesem Tage nicht möglich machten, erinnerten die zahlreich brennenden Kerzen vor dem Herz-Jesu-Bilde die Gläubigen daran, daß es der erste Monatsfreitag sei, und daß das hlst. Herz Jesu heute ganz besonders Ehre, Liebe und Sühne von seinen treuen Kindern erwarte. Könnte dieses einfache Erinnerungsmittel nicht auch in mancher andern Gemeinde Anwendung finden, wo die Gläubigen vielfach ganz auf den ersten Freitag des Monates und seine schöne Bestimmung vergessen? Wenn einige eifrige Pfarrkinder die Sorge für den Schmuck des Herz-Jesu-Altares am ersten Freitage übernehmen wollten, würde gewiß jeder Seelsorger mit Freuden die Erlaubniß dazu geben. Das göttliche Herz aber würde die kleine Mühe an der ganzen Gemeinde überreich vergelten."

Südamerika. — Ein Herz-Jesu-Denkmal in Valparaiso. Zu Anfang des Jahres 1904 fand in der Hafenstadt Valparaiso in Chile eine begeisterte Kundgebung zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu statt: die öffentliche Errichtung und feierliche Einweihung einer Herz-Jesu-Statue. Umgeben von einem Kranze elektrischer Lichter, ist diese herrliche Statue weithin sichtbar, ihre rechte Hand ist segenspendend über den Hafen von Valparaiso erhoben. Der Erzbischof, sämmtliche Prälaten und Priester, hohe Beamte, sowie andere angesehene Persönlichkeiten nahmen an der glänzenden Feier Theil; der Jubel des Volkes war unbeschreiblich. In begeisterten Worten

wies der Festprediger darauf hin, daß Jesus Christus der allweise und höchste Gesetzgeber der Menschheit sei. Sein Gesetz der Liebe, das in der hier errichteten Statue veranschaulicht sei, habe der leidenden, ruhelosen Menschheit dauerndes Glück und wahren Frieden gebracht. Des Abends versammelten sich an 5000 Personen auf der Plaza de la Victoria (Siegesplatz), um ein prächtiges Feuerwerk zu bewundern. Der hlst. Name Jesu prangte in elektrischem Licht über dem Haupte der Statue und andere ähnliche Beleuchtungen in der Stadt gaben von dem frommen Sinne des Volkes Zeugniß.

Eucharistischer Kongreß in Rom. — Der 16. internationale Kongreß wird vom 17. bis 21. Mai zu Rom abgehalten werden. Seit 25 Jahren ist dieses Werk gegründet. 1881 fand der erste eucharistische Kongreß zu Lille statt. Rom wurde diesmal auf ausdrücklichen Wunsch des Hl. Vaters gewählt, welcher gerade dieser heurigen Abhaltung eine ganz besondere Feierlichkeit gewährt wissen will. Von Frankreich, Belgien, Spanien und anderen Ländern werden besondere Pilgerzüge veranstaltet.

Irland. — Anläßlich des goldenen Jubiläums der Erklärung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariens überreichten die Kinder Mariens in Irland, 16,000 an der Zahl, dem Hl. Vater eine hübsch in Farben ausgestattete Denkschrift. Dieselbe enthielt die Namen der 110 Sodalitäten, deren Mitglieder das Geschenk verehrten, sowie eine Schatzkammer zahlloser guten Werke, welche die Sodalen zu Ehren Mariens und nach Meinung des Hl. Vaters verrichtet hatten. Darstellungen der unbefleckten Gottesmutter, des hl. Patrizius, sowie des Papstes Pius X., prachtvoll ausgeführt, zierten die Adresse. Der Hl. Vater segnete diese Kinder Mariens und verlieh einem Jeden einen vollkommenen Ablaß in der Sterbestunde.

Ein Immakulata-Verein. — Der „Osservatore Romano" veröffentlicht ein Schreiben, welches Se. Eminenz Kardinal und Staatssekretär Merry del Val im Namen Pius X. unter dem 3. Dezember an H. H. Prälaten Kleiser richtete, welcher zum Andenken an das Jubiläum der Unbefleckten Empfängniß eine „fromme Vereinigung von Frauen und Jungfrauen unter dem Schutze der Unbefleckten Empfängniß zur Wahrung der Unschuld der Kinder" in's Leben rief. Der Hl. Vater nennt im Schreiben diesen Immakulata-Verein ein geistiges Denkmal des zu Ende gehenden Jubiläums. Er, der Papst, habe selber als Pfarrer und Bischof stets seine ganze Sorge der Bewahrung der Unschuld der Jugend zugewendet, deswegen er auch mit größter Freude dieses providentielle Werk begrüße und dem Urheber desselben öffentliches Lob spende. Wie ein Haus auf ein festes Fundament gebaut werden müsse, so beruhe die Festigkeit der menschlichen Gesellschaft auf dem Fundament der Unschuld und Tugend der Kinderwelt. Der Hl. Vater ertheilt deswegen dem Verein seinen formellen Apostolischen Segen als Unterpfand der himmlischen Gnaden, welche einem solchen Werke nie fehlen werden und als Garantie der Mitwirkung aller Gutgesinnten. — Das päpstliche Organ betont, daß schon mehrere internationale Kongresse sich um den Schutz der Unschuld und Tugend der Kinder gegenüber dem Strome der obszönen Literatur u. s. w. beschäftigt haben. Aber um einem solch' schrecklichen Uebel zu steuern, bedarf es der übernatürlichen Mittel, welche der von Herrn Prälat Kleiser in Freiburg gegründete Verein zur Anwendung bringen will und welcher auch die volle Approbation des Papstes Pius X. erhalten habe. — Die „Canisius-Mariä-Stimmen" Freiburg, (Schweiz) sind das Organ dieses Immakulata-Vereines und werden von Neujahr an die Statuten und alle diesbezüglichen Nachrichten u. s. w. mittheilen.

Ablaßgebet zu Gunsten der Indianer-Missionen. — Auf Ersuchen des Kardinal Gibbons verlieh der Hl. Vater allen Mitgliedern des Vereins zur Bewahrung des Glaubens unter den Indianer-Kindern einen vollkommenen

Ablaß am Feste der Erscheinung, 6. Januar, unter den gewöhnlichen Bedingungen. Ferner einen Ablaß von 100 Tagen täglich, wenn sie folgendes Gebet andächtig verrichten: „O Herr und Heiland Jesus Christus, der Du gestorben, damit wir leben, und Deine Apostel in die Welt gesandt, alle Völker zu lehren, wir bitten Dich inständigst, verleihe durch die Verdienste Deines bitteren Leidens und der Fürbitte Deiner hl. Märtyrer den Indianern zeitliche Hilfe und das ewige Leben, der Du lebst und regierst in Ewigkeit. Amen." Der Hl. Vater gewährte auch seinen besonderen Segen dem Bureau, den Indianern, ihren Missionären und Lehrern, sowie Allen, die auf irgend eine Weise mithelfen zum geistigen und zeitlichen Wohl der Indianer.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Januar 1905 bis 1. Februar 1905 sind von 156 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	2,151,893	12. Abtödtungen	331,038
2. Rosenkränze	574,027	13. Werke der Nächstenliebe	270,646
3. Kreuzwege	80,587	14. Werke des Eifers	344,415
4. Heilige Kommunionen	117,154	15. Verschiedene Gebete	4,158,826
5. Geistliche Kommunionen	511,260	16. Trostgespräche u. Belehrungen	287,451
6. Gewissenserforschung	220,460	17. Leiden oder Trübsale	169,529
7. Stunden der Arbeit	858,521	18. Selbstüberwindungen	253,100
8. Stunden des Stillschweigens	682,383	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	595,143
9. Fromme Lesungen	170,666	20. Verschiedene gute Werke	802,580
10. Gelesene Messen	19,862		12,883,177
11. Angehörte Messen	283,686		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Baltimore.—30. Dezember. St. Katharinen Heim, Washington, D C.

Erzdiözese Boston.—30. Dezember. Unsere Liebe Frau von Czenstochowa Gemeinde, Boston, Mass.

Erzdiözese Boston.—30. Dezember. Institut vom Guten Hirten, Roxbury, Mass.

Diözese Buffalo.—27. Dezember. St. Peter und Paul Gemeinde, Depew, N. Y.

Diözese Detroit. — 30. Dezember. Unsere Liebe Frau von Lourdes Gemeinde, River Rouge, Mich.

Diözese Harrisburg. — 28. Dezember. St. Marien Gemeinde, Steelton, Pa.

Diözese Indianapolis.—23. Dezember. St. Michaels Gemeinde, Montgomery, Ind.

Diözese Kansas City. — 14. Dezember. St. Franziskus Seraphikus Gemeinde, Kansas City, Mo.

Erzdiözese Milwaukee. — 10. Dezember. St. Patrizius Gemeinde, Whitewater, Wis.

Erzdiözese Milwaukee. — 27. Dezember. St. Friedrichs Gemeinde, Cudahy, Wis.

Diözese Mobile.—27. Dezember. St. Antonius Gemeinde, Ensley, Ala.

Diözese Natchitoches. — 6. Dezember. St. Johannes Berchmans Gemeinde, Shreveport, La.

Erzdiözese New York. — 10. Dezember. St. Klara Akademie, Mount Hope, N. Y.

Erzdiözese Philadelphia. — 6. Dezember. St. Johannes Kantius Gemeinde, Philadelphia, Pa.

Erzdiözese San Francisco.—10. Dezember. St. Leander Gemeinde, San Leandro, Cal.

Diözese Scranton.—10. Dezember. Herz Jesu Gemeinde, Morris, Pa.

Diözese Scranton. — 10. Dezember. St. Johannes Baptist Gemeinde, Antrim, Pa.

Diözese Wheeling.—8. Dezember. Kloster unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit, Wheeling, W Va.

Aggregationen 18; Gemeinden 14; Akademie 1; Heim 1; Institut 1; Kloster 1.

Rundschau.

Den 14. Februar 1905.

Rom. — Der Kardinal-Staatssekretär hat auf Befragen in Bezug der römischen Frage Folgendes erklärt: „Die Presse muß die geistliche Souveränität und Unabhängigkeit des Papstes klar von seiner landesherrlichen Souveränität nennen. Auf die erste kann kein Papst verzichten. Gegen den Raub der Unterlage für die letzte hat der Papst aber protestirt: 1) weil in der Form und Thatsache der Wegnahme eine Ungerechtigkeit und ein Sakrileg liegt; 2) weil dem Papst bis auf diese Stunde kein praktisch annehmbarer und ausführbarer Vorschlag zu einem Ersatz jener weltlichen Macht vorliegt, die ihm die ungehinderte und würdige Ausübung seiner nothwendigen Souveränität verbürgt und ermöglicht hat. Wie lange und in welcher Form jener Protest fortbestehen wird, darüber kann natürlich blos der Papst selber entscheiden, denn er allein entscheidet über das, was ihm nothwendig ist.

Der Hl. Vater empfing am 12. Dezember im Konsistorialsaale eine große Anzahl von Erzbischöfen und Bischöfen, welche zu den Festlichkeiten am 8. Dezember nach Rom gekommen waren. In einer Ansprache sagte der Papst Folgendes: „Vergesset nicht, daß wir verantwortlich sind für den Geist im Klerus. Wenn Ihr in Euren Seminarien junge Kleriker habet, die von dem sogenannten Zeitgeiste angesteckt sind und falschen modernen Ideen huldigen, die dem Gehorsam gegen die von Gott gesetzten Autoritäten zuwiderlaufen, duldet sie nicht und leget ihnen nicht die Hände auf. Lasset da keine verkehrten Rücksichten walten: Ihr werdet nie bereuen, solche junge Leute entlassen zu haben: weiht Ihr sie aber, so werdet Ihr es später ganz gewiß bereuen."

Am 1. Januar wurden die Martyrer Agathangelo und Cassiano selig gesprochen. Sie gehörten dem Kapuzinerorden an und wurden unter schrecklichen Qualen am 5. August 1678 in Ethiopien ihres Glaubens wegen gemordet.

Während dieses Jahres werden mehrere Seligsprechungsprozesse von der Ritenkongregation verhandelt werden. Zwei Selige, Pompilio Pierrotti und Oriol werden innerhalb der nächsten zwölf Monate heilig gesprochen. Im Juni soll über den Fall der in Tonkin zwischen 1857 und 1862 gemarterten ehrwürdigen Missionäre, Bischof Hermosilla, Bischof Berrio-Ochoa, Pater Almat und Joseph Khanh entschieden werden. Die Frage bezüglich des Martyrthums der ehrw. Karmeliten von Compiegne soll in derselben Sitzung besprochen werden. Im Monate August wird die Sache der ehrw. Julia Billiart, Gründerin der Schwestern von Notre Dame und später die Frage über Wunder, die dem ehrw. Joseph Cottolengo zugeschrieben sind, verhandelt werden. Im Zusammenhange möchten wir berichten, daß leider der Fall des ehrw. Bischofes John N. Neumann, C. SS. R., auf Weiteres verschoben worden sein soll.

Unter den 287 zur Zeit schwebenden Selig- und Heiligsprechungsprozessen gehen 75 dem Orden des hl. Franziskus in seinen verschiedenen Zweigen an. Sie vertheilen sich in der Weise, daß die Minderbrüder 31, die Klarissen 10, der Dritte Orden 3, die Kapuziner 25, die Kapuzinerinen 5, die Konventualen einen Namen für sich haben. Die nächste Stelle nimmt die Gesellschaft Jesu ein mit 41, die Dominikaner zählen darunter 14, die Redemptoristen 12 Namen.

Am 16. Januar hielt die Ritenkongregation eine öffentliche Sitzung ab, worin über die Tugenden der ehrw. Magdalena Sophia Barat, Gründerin der Damen vom hlst. Herzen Jesu verhandelt wurde.

Von den römischen Kongregationen wurde 1904 eine unterdrückt: die Kongregationen der Abläße und heiligen Reliquien, welche durch ein Motu proprio vom 28. Januar 1904 in die Ritenkongregation einverleibt wurde, weil ihr Präfekt, Kardinal Cretoni, körperlich leidend ward.

Am 8. Januar hat der Hl. Vater ungefähr 1000 Pilger aus Südfrankreich empfangen. Der Papst erschien in Begleitung des Kardinal-Erzbischofs Coullé von Lyon, des Bischofs Belmont von Clermont und anderer französischer Prälaten. Die Pilger brachten dem Papst begeisterte Huldigungen dar. Auf die von Bischof Belmont verlesene Adresse antwortete der Papst mit kurzen Worten und versicherte die Pilger, daß er trotz der Thaten der Kirchenfeinde Frankreich seine Zuneigung bewahren werde.

Der Bischof von Quimper erzählt aus seiner Audienz, der Hl. Vater habe sich dahin geäußert, daß man, um die katholischen Schulen zu retten, bereit sein müsse, die größten Opfer zu bringen. Im schlimmsten Falle müsse man alle Lehrkräfte, welche einwilligen, sich säkularisiren lassen. Er habe, darum gebeten, herzlich gern den säkularisirten Lehrpersonen durch den Bischof seinen apostolischen Segen zukommen lassen.

Der Hl. Vater hat alle ihm aus Frankreich zugegangenen Geldspenden der Unterstützungskasse des von einer kirchenfeindlichen Regierung gemaßregelten und seines Gehaltes beraubten französischen Klerus überlassen. Um so nothwendiger bedarf der Hl. Vater der milden Gaben der Gläubigen anderer Länder zur Leitung der Kirche.

Das soziale Zentrum und die Einheit der italienischen Katholiken ist der Titel des neuesten Artikels der „Civiltá Cattolica" vom 14. Januar. Es wird in demselben näher ausgeführt, daß alle Parteien, Freunde wie Gegner, die Wichtigkeit unserer Arbeit im öffentlichen Leben auf sozialem Gebiet anerkennen. In geschlossener Einheit müßten alle Stände diese Arbeit auf dem weiten sozialen Gebiet entfalten, geschaart um ein großes Aktions- und Organisations-Zentrum, ähnlich dem Volksverein für das katholische Deutschland.

Der Papst ernannte am 9. Januar den Sekretär der Kardinals-Kommission für das Immakulatafest in Rom, Prälat Graf Jakob Radini-Tedeschi, zum Bischof von Bergamo. Die Konsekration vollzog Pius X. am 29. Januar in der Paulinischen Kapelle des Vatikans.

In Rom verschied am 16. Januar der hochwst. Aloys Joseph Biaschalli, General der Genossenschaft vom Kostbaren Blute.

Am 24. Januar starb zu Rom Msgr. Antonio Sabelli-Spinola, Sekretär der Propaganda für den orientalischen Ritus seit 1899. Derselbe stand in seinem 47. Lebensjahre.

Am 24. Januar starb zu Rom der Großmeister des Malteserordens, Joh. Bapt. Ceschia Santa Croce. 1872 wurde der Verstorbene zum Großmeisterstellvertreter erwählt, und als unter seiner Leitung der Orden großen Aufschwung erfuhr, von Leo XIII. durch Breve vom 28. März 1879 zum Großmeister erhoben.

Italien. — Die norditalienische Stadt Monza hat jetzt einen Priester zum Bürgermeister. Hochw. Luigi Talamoni, Professor am dortigen Seminar, wurde unlängst zum Gemeinderath gewählt und da das Bürgermeisteramt erledigt und Herr Talamoni der älteste Stadtrath ist, führt er bis zur definitiven Wahl das Bürgermeisteramt.

Das suburbikarische Bisthum Sabina, das durch den Tod des Kardinals Mocenni erledigt worden war, ist dem Kardinal Cassetta, einem geborenen Römer, übertragen worden. Das Bisthum zählt 31 Städte und Ortschaften mit 54,800 Einwohnern, und ist in dieser Beziehung der wichtigste unter den Sprengeln in der Umgegend Roms.

Am 7. Januar wurde in Tarent der dritte Antisklavereikongreß

eröffnet unter dem Vorsitze des Generalvikars Msgr. Catelmo. Der Kongreß begann am 6. Januar und erfreute sich reger Theilnahme. Der Hl. Vater hat diese Veranstaltung durch ein Breve vom 20. Dezember 1904 begrüßt, worin er auf die Befreiung der Welt aus der schnöden Knechtschaft der Hölle durch Christus hinweist, der gegenüber es schmerzlich berührt, wenn Menschen jetzt noch unter der Knechtschaft ihresgleichen schmachten sollen. Das einzige Heilmittel sei die Erfüllung der Gebote Christi, und wenn man jenen Unglücklichen die durch die Religion bezweckte Befreiung vermitteln wolle, so könne dies nicht anders geschehen als durch religiöse Belehrung und Erweisung der christlichen Liebe. Eben weil dieser Kongreß dies anstrebe, so freue sich der Hl. Vater und spende herzlich gern seinen Segen. Am 7. Januar hielt Ubald Scotti, Professor aus Florenz, eine Rede über das Christenthum und die Sklaverei und Msgr. Coccolo über den katholischen Missionär und die Sklaverei.

Der italienische Unterrichtsminister Orlando richtete kürzlich an den obersten Staatsrath die Frage, ob der Religionsunterricht in den italienischen Elementarschulen obligatorisch sei oder gänzlich abgeschafft werden könne. Man erwartet, daß das Gutachten des Staatsraths es den einzelnen Gemeinden überlassen wird, nach ihrem Gutdünken Religionsunterricht in ihren Schulen ertheilen zu lassen.

In seiner erzbischöflichen Residenz zu Vercelli starb am 26. Dezember der hochwst. Erzbischof Lorenzo Carlo Pampirio, im Alter von 69 Jahren.

Deutschland. — Die Vorbereitungen für das vom 4. bis 11. Juni in Fulda zu feiernde 1150jährige Bonifatius-Jubiläum schreiten rüstig vorwärts. Die Jubelfeier wird durch eine große Mission für die Katholiken der Bischofsstadt Fulda eingeleitet. Am ersten Sonntag (4. Juni) zelebrirt Kardinal Kopp von Breslau das feierliche Pontifikalamt. An diesem Tage werden auch die Katholiken der Dekanate Kassel und Hanau zum Grabe des hl. Bonifatius wallen; Abends ist Festversammlung im Stadtsaale. Jeden Tag der Festwoche ist im Dom ein Pontifikalamt und an mehreren Abenden Predigt. Für Montag ist geplant ein großer Fackelzug und Huldigung vor den Kirchenfürsten, am Mittwoch eine entsprechende musikalische Aufführung. Jeden Tag der Festwoche sollen zwei Dekanate der Diözese Fulda zum Grabe des Apostels der Deutschen pilgern. Den Schluß bildet eine feierliche Prozession der Stadt Fulda am Pfingstsonntage.

Nach dem Taschenkalender des katholischen Klerus für 1905 zählt das Deutsche Reich 20,189,266 Katholiken. Hiervon entfallen auf Preußen 12,147,199, auf Bayern 4,449,663, Elsaß-Lothringen 1,279,630, Baden 1,123,057, Württemberg 650,311, Hessen 341,604, Sachsen 197,000.

Die kirchliche Hierarchie in Deutschland zählt fünf Erzbischöfe, darunter einen Kardinal von Köln, 20 Bischöfe, darunter einen Fürstbischof bezw. Kardinal von Breslau, und einen Apostolischen Vikar von Dresden. Zehn Bisthümer haben je einen Weihbischof. Zwei Bischöfe gehören religiösen Orden an: Bischof Benzler von Metz dem Benediktiner- und Bischof Willi von Limburg dem Zisterzienserorden. Die größte Zahl von Katholiken weist die Diözese Breslau mit 2,658,506 Katholiken auf. Das Bisthum Rottenburg kommt mit 650,311 Seelen an 13. Stelle. Die Zahl sämmtlicher Priester des Deutschen Reiches beträgt 21,458, und zwar 20,095 Welt- und 1363 Ordenspriester.

Die Erzdiözese Köln hatte am 1. Januar 1905 1872 Weltpriester mit Einschluß der Beurlaubten, 182 Ordenspriester und etwa 50 Geistliche aus anderen Diözesen.

Nach dem neuen Schematismus zählte die Diözese Straßburg am Schluß des abgelaufenen Jahres 1253 Geistliche, von denen 85 in Pension

sind und 15 an den verschiedenen deutschen Universitäten zur weiteren Ausbildung weilen. Die in der Seelsorge stehenden Geistlichen vertheilen sich auf 69 Pfarreien erster und zweiter Klasse und 617 Hilfspfarreien. Außerhalb der Diözese befinden sich zur Zeit deren 29. Dem Nekrolog mit 29 Namen stehen 33 Neupriester gegenüber. Am bischöflichen Gymnasium von Straßburg wirken neben 20 Laien 13 geistliche Oberlehrer und 2 Religionslehrer; das bischöfliche Gymnasium von Zillisheim ist mit 14 geistlichen Oberlehrern, 2 Religionslehrern und 1 Laien verzeichnet.

Im abgelaufenen Jahre wurden in der Erzdiözese Freiburg 52 Herren zu Priestern geweiht, wohingegen 25 Priester starben. Die ganze Erzdiözese ist in drei Stadtdekanate (Freiburg, Karlsruhe und Mannheim), 36 badische und 4 hohenzollernsche Landkapitel eingetheilt. An Männerklöstern sind drei vorhanden, nämlich das Benediktinerkloster in Beuron mit 144 Klosterbewohnern, das Franziskanerkloster Gorheim bei Sigmaringen mit 37 Mitgliedern und das Missionshaus der Weißen Väter im Haigerloch, das bis jetzt 6 Patres und 8 Laienbrüder zählt. Frauenklöster sind im Ganzen sechs vorhanden, zu denen noch mehrere Kongregationen für Krankenpflege kommen. An kirchlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten besitzt die Erzdiözese außer dem Priesterseminar und dem theologischen Konvikt in fünf Gymnasialstädten eigene Internate.

Das Bisthum Trier zählte am 1. Januar 1905 im Ganzen 1010 Priester, wovon 674 Pfarrer, 24 Pfarrvikare, 170 Kapläne, die übrigen im Lehrfach, an Anstalten, Schulen, Klöstern u. s. w. angestellt bezw. beurlaubt oder außer Dienst. Die Diözese zählt gegenwärtig rund 1,150,000 Seelen, und die Zahl der Pfarreien, welche besetzt sind, beträgt 674; unbesetzt sind zur Zeit noch 62 Pfarrstellen. Im verflossenen Jahre sind 13 Priester gestorben.

Das Bisthum Würzburg hat in 30 Dekanaten 439 Pfarreien und Pfarrkuratien. Von 56 Benefizien sind 28, also gerade nur die Hälfte, besetzt, von 46 Kuratien und Lokalkaplaneien (Rektoraten) 44, von den eigentlichen Kaplansstellen, 147 an Zahl, nur 112. Die Gesammtzahl der Weltpriester beträgt mit Einschluß von 46 Kommoranten 751, die Seelenzahl 530,275. Im verflossenen Jahre sind 12 Weltpriester gestorben und 22 neu geweiht worden.

Die Diözese Münster hat nach Abzug der im Jahre 1904 verstorbenen Priester einen Zuwachs von 24 Priestern zu verzeichnen. Im preußischen Antheile fehlen noch einige Kapläne.

In der Diözese Ermland sind gegenwärtig 315 Priester gegen 309 im letzten Jahre. Das größte Dekanat Allenstein hat 30,208, das kleinste Masuren, 4982 Kommunikanten. Ihre Gesammtzahl ist von 219,731 auf 222,530 gestiegen. Die Zahl der Ordensfrauen beträgt 243 Katharinerinen, 17 Vinzentinerinen und 44 Graue Schwestern nebst 16 Novizen. Aus der Kongregation der Katharinerinen sind in England 16 und in Brasilien 65 Schwestern thätig.

Das Bisthum Kulm hatte am Schlusse des vergangenen Jahres 479 Priester und 766,811 katholische Bewohner. In der Krankenpflege waren 240 Ordensschwestern beschäftigt. Das Bisthum Kulm zerfällt in die vier Kommissariate Pelplin, Kamin, Kulm und Danzig. Diese werden in 27 Dekanate und 274 Pfarreien eingetheilt. Außer der Domkirche zu Pelplin gibt es 274 Pfarr-, 77 Filialkirchen und 26 Kapellen.

Nach dem Diözesandirektorium zählt die Diözese Hildesheim gegenwärtig in 122 Pfarreien und 35 Filialbezirken rund 183,000 Katholiken. Von den 15 Dekanaten hat die größte Seelenzahl das Dekanat Hannover mit 74,874 Seelen. Die Stadt Hannover hat einschließlich der Vororte über 37,000 Katholiken (unter 400,000 Einwohnern). Das kleinste Dekanat ist

Dekret vom 11. Juli 1904 den größten Theil des vom Magistrate zurückgeforderten Wohnhauses räumen und sich auf den ihnen rechtmäßig gehörigen Rest desselben zurückziehen müssen, das sogenannte Externat. Von ihnen ergebenen guten Menschen bewacht, lebten sie ziemlich ruhig, bis zum 1. Dezember 1904. Da kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel, ohne jede Verständigung oder gerichtliche Prozedur der Liquidator (Blanchet) mit zwei Abtheilungen Gendarmerie und einem starken Detachement Infanterie, welche das Externat umzingelten. Die Nonnen, also vertrieben, fanden in der städtischen Bevölkerung freundlichste Aufnahme und Pflege. Allein ohne formellen Prozeß verjagt waren sie durchaus nicht gewillt, sich dieser Willkür zu fügen und haben gegen den Liquidator die gerichtliche Klage auf Wiedereinsetzung angestrengt. Ueberdies haben sie sich am 12. Januar wiederum als Kommunität in derselben Stadt rekonstituirt. Als französische Bürgerinen fühlen sie sich berechtigt, in Frankreich zu leben wie andere. Sie berufen sich auf ihr Leben, welches Frieden und Gebet zur Aufgabe hat, wodurch das Wohl und die Sicherheit des Landes nicht gefährdet werden kann. Müssen sie vor den Gerichten erscheinen, so werden sie ruhig hingehen. Werden sie zur Haft verurtheilt, so werden sie sich nicht weigern. Gott und Vaterland ist ihr Wahlspruch. Sie hoffen, daß sie in ihrem Opfer nicht allein bleiben.

Die Zeitschrift „Semaine réligieuse" veröffentlicht eine Statistik über die Mitglieder des bretonischen Klerus, die wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes und wegen Mißachtung des Verbotes betr. Anwendung der bretonischen Sprache im Religionsunterrichte mit Gehaltsentziehung bestraft worden sind. Der Gesammtbetrag der entzogenen Gehälter beläuft sich im Departement Finistère auf 185,000 Fr. Nur 94 katholische Priester sind bis jetzt im ganzen Departement unbestraft.

Das Hirten-Mädchen von La Salette, Melania Calvat (Mathieu) ist am 15. Dezember zu Altamura in Italien am Schlagflusse gestorben. Sie ward am 7. September 1831 zu Corps in der Diözese Grenoble geboren. Als sie mit Maximin Giraud am 19. September 1846 die Heerde hütete, also im Alter von 15 Jahren, hatte sie jene bekannte Erscheinung, welche Gegenstand der persönlichen Untersuchung durch Pius IX. geworden ist. Auf der Fläche von Baissez erhob sich rasch ein vielbesuchtes Heiligthum Mariä. Nachdem sie auf besondern Wunsch Leos XIII. wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt war und einige Zeit zuerst in La Salette und dann in Diou (Allier) gelebt hatte, verließ sie es aus Wehmuth über die traurige Gestaltung seiner jetzigen religiösen Verhältnisse und fand durch die Güte des Bischofs Msgr. Cecchini bei der Familie Gianuzzi liebreiche Aufnahme. Sie erwarb sich durch ihr bescheidenes, heiligmäßiges Wesen rasch die Achtung und Zuneigung Aller. Ihr Leichenbegängniß gestaltete sich großartig. Der Bischof selbst hielt das feierliche Requiem für die Dahingeschiedene. Die Bevölkerung von Altamura ist sehr erfreut, ihre Ueberbleibsel auf dem Ortsfriedhofe bestattet zu wissen.

Spanien. — In der Nähe des Schlosses, in dem der hl. Franziskus Xaverius das Licht der Welt erblickte, ließ neulich die Prinzessin von Villahermosa recht sinnvoll ein großartiges apostolisches Kollegium zur Ausbildung von Missionären erbauen. Es steht unter Leitung der PP. Jesuiten und zählt gegenwärtig 25 Studenten.

Belgien. — Die katholischen Zeitungen in Belgien haben sich entschlossen, in ihren Redaktionen Sammellisten für den Peterspfennig zu errichten und haben diesen Entschluß dem Kardinal-Staatssekretär Merry del Val mitgetheilt. Letzterer hat hierauf zurückgeschrieben, daß der Hl. Vater über diesen Entschluß sehr erfreut sei. Dieser Peterspfennig soll zum Bau von Kirchen in den neuen Stadttheilen Roms bestimmt sein.

Der hochwst. P. Joseph Simler, Generalobere der Marienbrüder, ver-

schied am 4. Februar zu Novelles. Er war Oberer seit 1876 und besuchte als solcher mehrere Mal die Niederlassungen der Brüder in den Vereinigten Staaten.

Großbritannien. — Laut "Catholic Directory" für Schottland wirken gegenwärtig in Schottland 518 Priester, wovon 424 dem Welt- und 94 dem Ordensklerus angehören. Es befinden sich daselbst 227 Gemeinden mit 372 Kirchen, Kapellen und Stationen. Die Zahl der Männer- und Frauenklöster beläuft sich auf 64, der Schulen auf 202, und die katholische Bevölkerung auf 513,400.

Am 17. Januar verschied zu Dulwich in England der Benediktiner-Abt Snow.

Dänemark. — Das Apostolische Vikariat Dänemark zählt nach den neuen Angaben 10,974 Katholiken, einschließlich der sich hier ungefähr acht Monate aufhaltenden Polen, die auf 4100 angesetzt sind; die Schülerzahl ging von 1441 in 1903 auf 1374 in 1904 hinab; 15 verschiedene Orden und Kongregationen (8 weibliche und 7 männliche) wirken hier; 70 Welt- und Ordensgeistliche (die Ordensgeistlichen überwiegen bedeutend den Weltklerus), davon 2 für die 4100 Polen, und 400 Schwestern sind vorhanden. Kopenhagen mit 4703 Katholiken, das schon eine natürliche Zunahme von wohl 100 Seelen haben sollte, zeigt nur einen Zuwachs von 78 an; gerade die Hauptstadt mit ungefähr 18 Priestern, 5 Kirchen, einer Anzahl öffentlicher und privater Kapellen, die naturgemäß die größte Zunahme an Konvertiten haben sollte, schneidet schlecht ab; Station Randers, wo nur ein Geistlicher vorhanden ist, zeigt 60 Seelen Zunahme. Nach Abzug der Polen und der Kopenhagener Katholiken bleiben für das gesammte Königreich, nebst Island und Bornholm, 2171 Katholiken. Die Zahlen sind überhaupt zu hoch gegriffen; Kenner schätzen nur etwa 5000 dänische Katholiken.

Missionen. — Wie jedes Jahr veröffentlichen französische Zeitungen den Nekrolog der verstorbenen Missionäre des Jahres 1904. Den Ehrenplatz hat, wie die Statistik beweist, in dieser Hinsicht immer noch Frankreich, jenes merkwürdige Land der Gegensätze. Durch die herrliche Arbeit auf diesem Gebiete gewinnt es die Gewähr, daß auch im eigenen Lande einmal ein Ende der Tage der Trübsal kommen wird. Die Liste der Verstorbenen umfaßt 165 Namen (13 Bischöfe und 152 Priester), von denen auf Frankreich 68, auf Elsaß 13 entfallen; die übrigen 84 vertheilen sich auf die verschiedenen anderen Nationen. Es entfallen auf Italien 21, auf Spanien 12, auf Belgien 11, auf Oesterreich 6, auf Irland 5, auf Deutschland 5, auf die Schweiz 3, auf Syrien 3, auf China 3, auf Bayern 2, auf Baden 1, auf Württemberg 1, auf Holland 1, ebenso auf Polen, Canada, Peru, Brasilien, Columbien, Ecuador, Vereinigte Staaten, Malta und Afrika je ein verstorbener Missionär.

Auf Einladung des Königs Leopold von Belgien begaben sich 7 Patres der Mill Hill Kongregation unter Leitung des hochw. Peter O'Grady nach Afrika, um dort an der Zivilisirung der heidnischen Bewohner des Kongo-Freistaates zu arbeiten. Obwohl es seit der Gründung dieser Missionen noch nicht 30 Jahre her ist, haben die Missionäre, welche 8 verschiedenen religiösen Genossenschaften angehören und von Mitgliedern 4 weiblicher Kongregationen unterstützt werden, Großes geleistet. Die Missionen zählen 641 Kirchen und Kapellen und außerdem benützte man 523 Privathäuser zu gottesdienstlichen Zwecken. Schulen gibt es 518. Die Missionen stehen unter zwei Vikariaten und einer apostolischen Präfektur.

Im chinesischen Vikariat von Südost-Che-li zählt die Kirche 52,257 Mitglieder, welche von 65 Priestern, von denen 18 eingeborene sind, pastorirt werden mit 273 Kirchen und Kapellen. In den Schulen befinden sich an 9600 Schüler. Die Zahl der Konvertiten belief sich im letzten Jahre auf 3092.

In einer Mission in Madagascar erreichte die Zahl der Konvertiten 3043. In den Missionsschulen erhalten 41,673 Kinder Unterricht. In einer anderen Mission daselbst wirken 76 Priester und beläuft sich die Zahl der Katholiken auf 118,411 mit 1148 Kirchen und Kapellen.

Der hochwst. apostolische Vikar von Zentral-Afrika, Fr. X. Geyer, schreibt unter dem 15. Dezember 1904, aus Khartum, im egyptischen Sudan, manche erfreuliche Nachricht, woraus man mit Sicherheit die Wiedererschließung des Suban und die Wiedererrichtung der durch den Mahdi vernichteten Missionen erkennt. In den jetzt bestehenden 8 Stationen, Khartum, Assuan, Omdurman, Halfaya, Lul, Attiko, Kayango und Mbili wirken 17 Priester, 13 Brüder, 26 Schwestern und 10 Missionäre sind eben auf der Reise vom Mutterhause Verona in Italien nach der Mission oder sind theilweise schon in Assuan angekommen. In den Missionsschulen wurden 161 Kinder unterrichtet, in 4 Werkstätten lernten eine Anzahl von Jünglingen, und in 7 Armenapotheken wurden an viele Kranke unentgeltlich Arzneien verabreicht. Während in früheren Zeiten das Missionswerk durch große Sterblichkeit unter dem Missionspersonal litt, war in den letzten Jahren der Gesundheitszustand ein verhältnißmäßig guter. Die etwa 10 starke Völkerstämme bildende Einwohnerschaft Bahr el Ghazal bietet ein sehr lohnendes Arbeitsfeld für die Missionäre; doch sind die Reisen daselbst noch langwierig und mühsam, bis die Regierung den Bau der Straßen vollendet haben wird. Abgesehen von Khartum bekommt man selbst in den fernsten Gegenden den Eindruck, daß die Engländer Meister sind in der Verwaltung und Zivilisirung fremder Länder und Völker. Daß die Fortführung dieser Mission große Mittel erheischt, ist selbstverständlich, und darum wendet sich der hochwst. Bischof an seine Wohlthäter um Hilfe.

Die Rückkehr der koptischen nichtunirten Christen macht unter der Wirksamkeit der seit 1879 von den Jesuiten eingeleiteten Missionsthätigkeit gute Fortschritte. Die Mission steht augenblicklich unter Leitung des P. Peter Neurrit. Zwei Kollegien, in Cairo und Alexandrien, wurden eröffnet. Die Zahl der bekehrten Kopten beläuft sich auf 20,000.

Der hochwst. Bischof von Pekin, China, Msgr. Favier, welcher erkrankt ist, schrieb kürzlich: „Es scheint, daß die 7 Missionäre und 6000 Christen, welche im Jahre 1900 den Märtyrertod erlitten, uns große Gnaden erfleht haben. Wir spendeten nämlich im letzten Jahre 6700 Erwachsenen die hl. Taufe, und wir geben uns der sicheren Hoffnung, daß in diesem Jahre die Zahl der Neugetauften 8000 bis 10,000 erreichen wird."

In der Geburt Christi-Kirche kam es zu einer scharfen Zwistigkeit zwischen den griechisch-katholischen und römisch-katholischen Christen. Die Griechen nehmen sich im Vertrauen auf Rußlands Schutz gegen die Katholiken alles heraus, so daß die Letzteren nur äußerst schwer ihrer Rechte sich wehren können. Und Frankreichs Protektorat bedeutet nichts. Die anderen abendländischen Konsule haben für die katholischen Rechte einzustehen.

Auf Vorschlag der Propaganda wurde vom Papste der Franziskanerpater Frediano Giannini zum apostolischen Delegaten in Syrien ernannt. Diese Stelle hatten bisher meistens Franzosen inne. P. Giannini verwaltete lange Zeit das wegen des französischen Protektorats besonders schwierige Amt eines Kustos vom Hl. Lande mit vielem Takt. Die Residenz des apostolischen Delegaten ist Beirut.

An Stelle des im vorigen Jahre ermordeten Bischofs Verhaegen hat der Hl. Vater den Franziskaner Modesto Everaerts zum Bischofe von der Provinz Hupe in China ernannt. Geboren im Jahre 1845, zum Priester geweiht im Jahre 1869, wirkt derselbe in der chinesischen Mission seit dem Jahre 1873.

Dem apostolischen Vikar von Kamerun, P. Vieter, ist als Titularbisthum

das Bisthum Parätonium in Libyen (Nordafrika) durch päpstliches Breve vom 2. Januar zugewiesen worden.

Msgr. Ludwig Piavi, Patriarch von Jerusalem, ist am Abend des 24. Januar an der Lungenentzündung gestorben. Der Verstorbene ist aus dem Orden der Mindern Brüder hervorgegangen. Er ward am 17. März 1833 in Ravenna geboren, wurde am 18. November 1876 zum Titularbischof von Siunia ernannt und am 18. November 1889 zum Patriarchen von Jerusalem befördert.

Am 27. Dezember starb in Italien der hochwst. Dr. Ludwig Prarroli, apostolischer Vikar von Hong-Kong, China. Der apostolische Vikar von Süd-Honan, China, Msgr. Simeone Volonteri, ist ebenfalls gestorben.

Südamerika. — Pius X. hat angeblich eine Enzyklika an die Katholiken von Mittel- und Südamerika in Vorbereitung.

Die Regierung von Bolivia hat den Beschluß gefaßt, die religiösen Orden einer strengen Uebersicht zu unterwerfen. Kürzlich wurde ein Dekret erlassen, nach dem die Klöster und Genossenschaftshäuser der Stadt La Paz konfiszirt und zum öffentlichen Verkauf ausgesetzt wurden. Die dafür eingenommenen Gelder sollen zum Wiederaufbau neuer Klöster und Gebäude für die Religiosen an näher zu bezeichneten Orten außerhalb der Hauptstadt verwandt werden. Wie groß der Ertrag sein wird, kann man sich schon ungefähr denken.

Die chilenische Regierung ordnete, einem Bericht vom 10. Januar zu Folge, die Schließung der von den Christlichen Brüdern geleiteten Schulen an. Die Maßnahme erweckt in der ganzen Republik große Aufregung. Die Katholiken wollen der Durchführung Widerstand entgegensetzen.

Nicaragua. — In Nicaragua hat die freimaurerische Regierung die Vertreibung aller katholischen Priester angeordnet. Der letzte Bischof, Namens Pierra, welcher sich noch im Land befand, kam auf seiner Flucht am 28. Januar in San Francisco an.

Cuba. — Der Hl. Vater hat nach einer Kabeldepesche beschlossen, einen apostolischen Visitator nach Cuba zu entsenden, wo zwischen dem Delegaten Chapelle und Bischof Broderick Meinungsverschiedenheit in mehreren wesentlichen Dingen zu herrschen scheint.

Mexiko. — Der apostolische Delegat für Mexiko, Msgr. Serafini, der von einem Schlaganfalle betroffen worden, hat resignirt. Sein Bruder ist der Generalabt der Benediktiner in San Paolo Fuori le Mura; derselbe wird ihn voraussichtlich bei sich aufnehmen. In Mexiko wird Msgr. Serafini, wie wir hören, durch den Erzbischof Pulciano von Genua ersetzt werden; nach Genua kommt der Erzbischof Balestra von Cagliari.

Der hochw. Jesus Maria Echavarria wurde am 15. Januar zu Aquascalientes, Mexiko, zum Bischof von Saltillo konsekrirt.

Canada. — Die Bischöfe von Canada treffen Vorbereitungen zur Abhaltung eines Nationalkonzils. Angeregt wurde dieses Konzil vom früheren apostolischen Delegaten Msgr. Falconio und wird vom jetzigen Delegaten Msgr. Sbarretti eifrigst befördert.

Der hochwst. Bischof Augustin Dontenwill von der Diözese New Westminster, B. C., wurde am 26. Dezember vom Hl. Vater Pius X. in Audienz empfangen. Der Papst befragte den Prälaten bezüglich seiner Diözese und war erstaunt zu hören, daß dieselbe 10,000 katholische Indianer enthält, denen er seinen speziellen Segen verlieh. Der Bischof bat den Hl. Vater um sein Autograph, welchem Wunsche Se. Heiligkeit willfahrte, und zugleich übergab er ihm die Feder, womit er das Autograph schrieb.

Zum Weihbischofe des Erzbischofs Bruchesi von Montreal wurde dessen Generalvikar, Msgr. Zolique Raciot, vom Hl. Vater ernannt.

Philippinen. — Die Schulfrage in den Philippinen ist eine sehr wichtige und von ihrer Lösung hängt das Wohl oder Wehe der katholischen Kirche auf den Inseln ab. Die Hauptschwierigkeit bietet die Idee der Amerikaner in Betreff der Volksschule, welche hierzulande herrscht, und die auch in den Philippinen durchgeführt werden soll, nämlich die Theorie, daß der Religionsunterricht von der öffentlichen Schule ausgeschlossen werden muß. Der Hauptgrund, welcher hier angeführt wird, nämlich, daß es unmöglich ist, in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht zu ertheilen, mit dem alle Denominationen zufrieden wären, fällt in den Philippinen weg, weil das Land katholisch ist. Aber die Idee einer freien Schule ohne Religion ist bei den leitenden Geistern in Amerika so fest eingewurzelt, daß man dieselbe auch in den Philippinen für die beste hält. Die Folgen dieses verkehrten Systems sind in den Philippinen noch verderblicher für die katholische Kirche als hier im eigenen Lande, wo die Pfarrschule als Abwehrmittel gegen Erziehung ohne Religion in Anwendung kommt. Ehe wir die Philippinen in Besitz nahmen, hatten die Philippiner Schulen und zwar Volksschulen, die nach katholischen Prinzipien geleitet, also gleich unsern Pfarrschulen waren. Hätten die Amerikaner sich mit diesen vorgefundenen Schulen begnügt, und dieselben nur insoweit geändert als der Wechsel der Regierung es erforderte, so hätten wir keine Schulfrage in den Philippinen.

Vereinigte Staaten. — Der hochw. Wm. H. Ketcham, Direktor des katholischen Indianer-Bureau, veröffentlichte neulich seinen Bericht über die Einnahmen des Vereins zur Bewahrung des Glaubens unter den Indianer-Kindern im Jahre 1904. Die Total-Einnahmen beliefen sich auf $25,055.53. Der Ludwigs-Missionsverein von München schickte ein nennenswerthes Geldgeschenk von $236.40.

Die katholischen Indianer-Schulen haben in der letzten Zeit von der Regierung einige Vergünstigungen erhalten, und die Folge — Aerger und Proteste in gewissen Kreisen. Senator Bard von Californien beschuldigte im Bundes-Senat die katholische Kirche, durch ungebührliche Propaganda die Vergünstigung erlangt zu haben und nannte als Agenten einen gewissen Prof. E. S. Scharf. Se. Eminenz Kardinal Gibbons, jedoch stellte durch ein Schreiben an das Senats-Kommittee dar, daß die Kirche keine politischen Agenten habe, und daß Scharf auf keine Weise mit dem katholischen Indianer-Bureau beschäftigt war. Auch Bischof Conaty von Los Angeles, Cal., protestirte gegen diese Anschuldigungen. Hochw. Ketcham vom Bureau legte gleichfalls Einwand ein gegen Senator Bard's Verfahren und wies nach, daß der Präsident auf ein Gutachten des General-Anwaltes die Gelder an die katholischen Indianer-Missionen habe austheilen lassen, da es nicht Regierungsgelder, sondern für die Indianer bei der Regierung hinterlegte Gelder der Indianer seien, welche wohl mit demselben thun könnten was ihnen beliebe.

Am 2. Januar 1905 sandte der apostolische Delegat Diomedes Falconio an die Bischöfe der Vereinigten Staaten ein Rundschreiben, in welchem er die bedrängte finanzielle Lage des Hl. Stuhles schildert und in eindringlichen Worten wünscht, daß in allen Bisthümern Peterspfennigs-Vereine gegründet werden und eigene Behälter für diesen Zweck in Kirchen, Kapellen, Seminarien, Kollegien, Akademien, Pfarrschulen und in katholischen Vereinshallen angebracht werden. Außerdem wünscht derselbe, daß die katholischen Zeitungen Sammlungen für den Hl. Vater eröffnen. Das Schreiben gibt auch besondere Anweisungen über die Einrichtung der Diözesan, pfarrlichen und Schul-Vereinigungen. Möge diese Anregung reiche Frucht bringen! Sollten unsere Leser besondere Gaben für diese Zwecke einsenden, so werden wir die Namen der Geber veröffentlichen und die Beträge an die apostolische Delegatur senden.

Die Vereinigte Staaten zählen 15 Erzbischöfe, 88 Bischöfe, 13,857 Priester, davon 3532 Ordenspriester, 7481 Pfarrkirchen, 3906 Missionskirchen, 83 Seminare mit 3926 Studirenden, 191 Kollegien für Knaben, 692 Akademien für Mädchen, 4235 Pfarrschulen mit 1,031,378 Kindern, 252 Waisenhäuser mit 37,822 Waisen, 987 Wohlthätigkeitsanstalten, 1,201,899 Kinder in katholischen Schulen und Instituten.

Die Diözese La Crosse zählt eine katholische Bevölkerung von 121,747 Seelen, 170 Priester (darunter 37 Ordensgeistliche), 121 Pfarrkirchen, 123 Missionskirchen, 77 Pfarrschulen mit 11,318 Kindern, 2 Waisenhäuser mit 185 Waisen, 11 wohlthätige Anstalten, 1 Kolleg für Knaben und 1 Akademie für Mädchen.

Nach der neuesten Statistik zählt die Erzdiözese Milwaukee gegenwärtig 294,000 Seelen, die von 283 Weltgeistlichen und 66 Ordenspriestern pastorirt werden. In der Erzdiözese gibt es 206 Kirchen mit residirenden Pfarrern und 87 Missionskirchen. Die 149 Pfarrschulen werden von 32,764 Kindern besucht und die 17 Wohlthätigkeitsanstalten der Diözese haben 34,971 Insassen.

Die Diözese Green Bay hat eine Seelenzahl von 130,000, 172 Priester, darunter 31 Ordensleute, 139 Pfarrkirchen, 66 Missionskirchen, 16 Theologiestudirende, 2 Kollegien für Knaben, 2 Akademien für Mädchen, 87 Pfarrschulen mit 14,566 Kindern, 4 Waisenhäuser mit 313 Kindern, 12 Wohlthätigkeitsanstalten.

Die Diözese Marquette zählt rund 80,000 Katholiken, 76 Priester (darunter 8 Ordensgeistliche), 62 Pfarrkirchen, 34 Missionskirchen, 8 Theologiestudirende, 2 Akademien für Mädchen, 23 Pfarrschulen mit 6447 Kindern, 1 Waisenhaus mit 100 Kindern, und 6 Wohlthätigkeitsanstalten.

Zum Koadjutor-Bischof der Diözese Rochester wurde am 23. Januar der hochwst. Generalvikar Thomas J. Hickey von Rochester ernannt. Der neue Bischof hat auch das Recht der Nachfolge erhalten.

Präsident Roosevelt hat auf Veranlassung des hochwst. Herrn Erzbischofs Farley hochw. Joseph McGinty von New York zum Marine-Kaplan ernannt. Mit der Seelsorge auf unserer Flotte ist es noch immer recht traurig bestellt. Nur ein Kriegsschiff unter zehn hat einen Kaplan, und auf 30,000 Offiziere und Mannschaften kommen nur 12 Kapläne.

Präsident Roosevelt ernannte neulich den hochw. Georg J. Waring aus der Erzdiözese Dubuque, Iowa, zum Armee-Kaplan an Stelle des hochw. Vater Vattmann, der sich nach Vollendung seiner 14jährigen Dienstzeit im letzten Sommer von diesem Dienste zurückzog.

Wir erhielten vom Sekretär der Amerikanischen Föderation der katholischen Vereine ein Zirkular zugesandt, worin bemerkt wird, daß die verschobene halbjährige Versammlung der Föderation am 4. und 5. März in New Orleans abgehalten wird. Ferner ersehen wir aus dem Zirkular, daß seit der letzten Hauptversammlung in Detroit mehrere Bischöfe sich lobend über die Föderation ausgesprochen haben, nämlich Christie von Portland, Ore., Gabriels von Ogdensburg, Richter von Grand Rapids, O'Reilly von Baker City, Ore., Northrop von Charleston, Haid von Nord-Carolina. Ferner berichtet das Zirkular über mehrere Erfolge, welche den verschiedenen Staatsverbänden und kleineren Abtheilungen der Föderation zu verdanken sind.

Todtentafel. — Wir bitten unsere Leser der während des letzten Monates verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft eingedenk zu sein. Man schließe ebenfalls in das Gebet ein die dahingeschiedenen Priester und Ordenspersonen. Von den Priestern starben: Hochw. Hugo Lahan, am 23. Dezember zu San Francisco, Cal.; hochw. J. F. Clyne, am 31. Dezember zu Wallingford, Conn.; hochwst.

Abt Felix de Grasse, O. S. B., am 3. Januar zu Sacred Heart, Oklahoma; hochw. P. Lannan, im Februar zu Bakersfield, Cal.; hochw. P. Smith, im Januar zu San Pedro, Cal.; hochw. Cor. Emperor, im Januar zu Big Rapids, Mich.; hochw. J. Schmal, am 15. Januar zu La Salle, Ill.; hochw. P. Ed. J. Roche, S. J., am 15. Januar zu Washington, D. C.; hochw. J. F. Fechtel, früher in der Erzdiözese Philadelphia thätig, am 23. Dezember in Marsburg, Westfalen, Deutschland; hochw. Thomas Riley von der Diözese Alton, am 21. Januar durch einen Sturz auf einer Treppe zu Gethsamane, Ky.; Msgr. G. H. Doane, Konvertit seit 1855, am 20. Januar zu Newark, N. J.; hochw. Jos. Lambert, am 15. Januar zu Philadelphia, Pa.; hochw. Chr. B. O'Reilly, am 13. Januar zu New York, N. Y.; hochw. Peter H. Schaaf, am 21. Januar zu Lansford, Pa.; hochw. Georg Adamer, früher in der Diözese Green Bay thätig, am 11. Januar bei Zürich in der Schweiz ermordet auf einem Verfehgange; hochw. Jos. R. Hermon, aus Stanton, Wis., am 22. Januar zu St. Paul, Minn.; hochw. J. B. Curry, am 17. Januar zu Kansas City, Mo.; hochw. Noel Dumarest, am 13. Januar zu Albuquerque, N. Mex.; hochw. Richard Burke und hochw. Thomas Tobin aus der Erzdiözese Boston; hochw. Joh. Kroeger, O. M. C., am 26. Januar zu Syracuse, N. Y., an Brandwunden; hochw. Thomas Smith, im Januar zu Dunwoodie, N. Y.; hochw. Lorenz Conrad, am 27. Januar zu New Cassell, Wis.; hochw. P. Mulaney, im Januar zu Buffalo, N. Y.; hochw. J. O'Connor, früher Pfarrer der St. Benedikts Gemeinde in Auburn, Ill., im Januar zu Denver, Col.; hochw. Joh. Colgan von der Diözese Buffalo im Januar; hochw. Ernst Ehrhardt, am 1. Februar in Gretna bei New Orleans, La.; hochw. James Clark, am 3. Februar zu Paterson, N. J.; hochw. Edward J. Fallon, am 2. Februar zu New Orleans, La.; hochw. J. C. Ocenasek, im Januar zu Chicago, Ill.

Viele Wege führen nach Rom.

Der in Rom vor mehreren Jahren gestorbene hochw. P. Eduard Douglas, ein ausgezeichneter Redemptorist, war ein Konvertit, und seine Rückkehr zur wahren katholischen Kirche, von welcher er durch seine Voreltern, durch den treulosen Heinrich VIII., König von England, getrennt war, begann durch einen eigenthümlichen Zufall, oder richtiger eine Fügung Gottes. Als der junge Eduard Douglas, welcher Prediger der anglikanischen (protestantischen) Hofkirche war, die „Ewige Stadt" (Rom) besuchte, kam er auch in den Vatikan und in die St. Peters Kirche. Dort wollte er aus Neugierde das Innere eines Beichtstuhles sehen, und er setzte sich ein Weilchen in einen solchen nieder. Es mögen ihm da wohl sonderbare Gedanken aufgestiegen sein, und als er aus dem Beichtstuhl herausging, ließ er aus Vergessenheit seinen Regenschirm darin stehen. Als er den Regenschirm vermißte und ihn aus dem Beichtstuhle herausnehmen wollte, saß ein Priester in demselben. Er fragte den Priester nach seinem Regenschirm, und es entwickelte sich zwischen Douglas und dem Priester ein Gespräch, das nicht nur zu einer näheren Bekanntschaft und Freundschaft, sondern auch zur Rückkehr zur katholischen Kirche führte. Gottes Wege sind wunderbar.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote" veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Hartwell, O., I. '05. Dem hlsten Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Hilfe in vier verschiedenen Anliegen, die wir im „Sendbote" empfohlen hatten. A. S. v. hl. Fr.

Altus, Ark., 10. I. '05. Letzten Herbst wurde ich gefährlich krank, mein Blut drang Alles nach dem Herzen und meine Pulse hörten fast ganz auf zu schlagen. In meiner Angst nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zu seiner lieben Mutter, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen, versprach eine hl. Messe zu Ehren des hlsten Herzens Jesu, einige Novenen und Veröffentlichung im „Sendbote" falls ich erhört würde. Lob, Dank und Preis dem göttlichen Herzen Jesu und den lieben Heiligen, ich bin erhört worden.—Meine Tochter kam am 8. Dezember in Kindsnöthen, sie war ganz allein zu Hause, konnte auch Niemanden rufen, so nahm sie in ihrem Elend ihre Zuflucht zur lieben Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zu den Armen Seelen, versprach drei hl. Messen und Veröffentlichung im „Sendbote." Nun Gott sei Lob und Dank, sie ist glücklich Mutter geworden. R. K.

Newark, N. J., 10. I. '05. Weil wir aus besonderen Gründen beschlossen unser Eigenthum zu verkaufen, machte ich gewisse Verrichtungen zu Ehren des hlsten Herzens Jesu, wenn wir dasselbe zu annehmbarem Preise veräußern könnten. Unser Wunsch wurde erfüllt. Deshalb möchte ich meinen innigsten Dank dem hlsten Herzen Jesu aussprechen und ich bitte, die Danksagung im „Sendbote" zu veröffentlichen. H. K.

Clements, Minn., 14. I. '05. Ich hatte vor einiger Zeit ein schwer drückendes Familienanliegen. Deshalb machte ich eine Novene zum hlsten Herzen Jesu und schloß daran das Versprechen, demselben öffentlichen Dank im Falle der Erhörung auszusprechen. Mein Anliegen wurde erhört. Wenn sich doch alle Menschen an das göttliche Herz Jesu wenden würden, wie getröstet würden sie werden! A. N.

Chicago, Ill., 16.I.'05. Vor einiger Zeit erkrankte unser Kind und schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod. In unserer Noth nahmen wir unsere Zuflucht zum hl. Antonius und zum göttlichen Herzen Jesu und versprachen Veröffentlichung im „Sendbote" im Falle der Erhörung. Der Knabe ist jetzt wieder gesund und wir fühlen uns zum Dank verpflichtet. C. M.

Muenster, Texas, 17. I. '05. Vor einiger Zeit war mein Mann sehr krank. Wir nahmen unsere Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zu Maria und Joseph und zum hl. Antonius, und unser Gebet wurde erhört. Wir versprachen auch es im „Sendbote" zu veröffentlichen. M. K. J. T.

Cincinnati, O., 17. I. '05. Meine kleine Nichte wurde von einer schweren und gefährlichen Krankheit befallen. Ich hielt eine Andacht zum hlsten Herzen Jesu und machte das Versprechen, falls sie der liebe Gott uns erhalten würde, es im „Sendbote" zu veröffentlichen. Sie hat nun die Krankheit überstanden und ist vollkommen hergestellt, wofür ich hiermit öffentlich meinen innigsten Dank abstatte. A. H.

Mattoon, Wis., 18. I. '05. Als wir durch ein großes Unglück unser Vermögen verloren hatten, kam mein Mann an's Trinken und gerieth in schlechte Gesellschaft. In meiner Noth wandte ich mich an das göttliche Herz Jesu und an Maria und versprach die Erhörung im „Sendbote" zu veröffentlichen.

Ich hielt mit unseren Kindern viele Novenen und wir riefen die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius und der Armen Seelen an, verrichteten viele Rosenkränze und Gebete. Nun kann ich freudigst berichten, daß mein Mann schon seit drei Jahren keine Wirthschaft mehr besucht und die schlechte Gesellschaft aufgegeben hat. Deshalb möchte ich für diese Gnade und für andere Erhörungen meinen innigsten Dank aussprechen. T. W.

Cincinnati, O., 19. I. '05. Schon längerer Zeit war ich mit Halsleiden behaftet, so daß ich den Arzt gebrauchen mußte. Da ich in Dienst stehe und zu befürchten war, meine Stelle in Folge dessen aufgeben zu müssen, nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und dem hl. Blasius, und ließ mehrere hl. Messen lesen. Ist nun auch das Uebel nicht ganz gehoben, so bin ich doch in solcher Lage, daß ich meinen Pflichten obliegen kann und sind die Aussichten derart, daß baldige Genesung zu hoffen ist. Ich spreche dafür dem hlsten Herzen Jesu und dem hl. Blasius meinen kindlichsten Dank aus. J. G.

Brooklyn, N. Y., 20. I.'05. In einem besonderen Anliegen machte ich das Versprechen eine hl. Messe zu Ehren des hlsten Herzens Jesu und der Unbefleckten Empfängniß Mariä lesen zu lassen, und die Erhörung im „Sendbote" zu veröffentlichen. Gott sei Dank! Meine Gebete sind erhört worden. Lob der seligsten Jungfrau und den Heiligen. P. W.

Hamilton, O., 23. I. '05. In zwei verschiedenen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zur lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius von Padua, und spreche hiermit meinen innigsten Dank aus für die gnädige Erhörung meiner Bitte. K. M. B.

Vom Westen, 27. I. '05. Dank dem lieben hl. Joseph, der bei einem schwierigen Unternehmen mir seine Hilfe sichtlich zu Theil werden ließ. Im Falle der Erhörung versprach ich dem hl. Joseph und dem lieben hl. Antonius zehn hl. Messen und Veröffentlichung im „Sendbote." Ich komme hiermit meiner Pflicht nach zum Lobe und zur Verherrlichung des hl. Joseph. A. S.

Boonville, N. Y., 31. I. '05. Wir waren in einer traurigen Lage, da unsere Mutter von uns getrennt war und meine Schwester an einem Halsleiden litt. Außerdem waren wir wegen Arbeitslosigkeit in großer Noth gerathen. Ich nahm meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zu den Armen Seelen und versprach Veröffentlichung im „Sendbote." Das Gebet wurde erhört, indem wir wiederum vereinigt leben, meine Schwester geheilt ist und wir wiederum Arbeit haben. Deshalb sprechen wir unseren innigsten Dank aus. Frau S. S.

Malone, Wis., 4. II.'05. Mein Mann war krank und ich selbst sehr niedergedrückt. Deshalb nahm ich Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und zum hl. Antonius, versprach drei hl. Messen und Veröffentlichung im „Sendbote." Mein Gebet wurde erhört, wofür ich hiermit unseren Dank ausspreche. A. K. L.

Breese, Ill., 7. II. '05. Als ich etwas von bedeutendem Werthe verlegt hatte und schon annahm, es verloren zu haben, versprach ich zwei hl. Messen zu Ehren des hl. Antonius lesen zu lassen und die Erhörung im „Sendbote" zu veröffentlichen. Dank dem hl. Antonius, ich habe den Gegenstand wiederum gefunden. Möchten diese Zeilen etwas zur Verehrung und Anrufung des hl. Antonius beitragen. S. A.

Chicago, Ill., 9. II. '05. Als unser Töchterchen schwer an der Diphtheria litt und eine gefährliche Operation zur Rettung nothwendig schien, rieth uns ein alter erprobter Arzt davon ab. Trotzdem ließen wir die Operation vornehmen, beteten viel, ließen hl. Messen lesen und unser Kind genas von der sehr gefährlichen Krankheit. Deshalb möchten wir unseren besonderen Dank dem lieben Gott und einer Schwester der armen Dienstmägde Jesu Christi aussprechen. J. W.

Kurze Danksagungen: Frau M. R., Denver, Colo., besonderes Anliegen. — M. R., Baltimore, Md., besonderes Anliegen. — J. R., Sheboygan, Wis., schweres Anliegen. — M. A. S., Louisville, Ky., besondere Erhörung. — Frau F. B., St. Louis, Mo., Befreiung von Fieber. — K. B., Brooklyn, N. Y., glückliche Geburt. — N. N., Hartwell, O., Erhörung verschiedener geistiger und leiblicher Anliegen. — Frau M. S., Arlington Heights, Ill., Genesung eines kranken Kindes. — M. P. C., Brooklyn, N. Y., Wiederherstellung aus schwerer Krankheit. — Schwester M., Peoria, Ill., Heilung einer innerlichen Verletzung durch die Fürbitte von Maria, der Mutter von der immerwährenden Hilfe. — L. R., Roxbury, Wis., Befreiung von Kopfweh. — M. A. S., Cincinnati, O., Erhörung in einem schweren Anliegen.

— Wenn ein Mensch fromm lebt und dennoch etwas zu leiden hat, soll er getrost hoffen, er gehöre unter die wahren Glieder Christi, denn wenn er ihm jetzt nachfolgt im Leiden, so wird er ihm auch Gesellschaft leisten in der Ewigkeit. Hl. Petrus Damiani.

Redaktionsschluß am 17. Februar 1905

Gebetsmeinungen für den Monat März 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Der Geist des Gebetes.

Besondere Meinungen.

1. **Mittwoch.** Antonius, Mart. (300). David, Bisch. (Wales, 561). 435,405 Danksagungen; Bußgeist; mehrere schwer bedrängte Familien; Bekehrung vieler leichtsinniger Jünglinge und Jungfrauen; dringende Anliegen eines Arztes.
2. **Donnerstag.** Simplizian, Papst (483). 321,374 Bedrängte; Vertrauen auf Gott; feste Gesundheit für mehrere Geistliche; Gelegenheit zum Verkauf verschiedener Grundstücke; mehrere junge Personen, die Nichtkatholiken heirathen wollen; nach Meinung. 4)
3. **Erster Freitag.** Kunigundis, Bek. (Kaiserin, 1040). 215,916 Kranke; Geduld; Bekehrung vieler lauer katholischer Familien; mehrere kranke Ordenspersonen; Gnade des würdigen Empfanges der Sterbesakramente für mehrere Personen. 1)
4. **Samstag.** Kasimir, Bek. (1484). 167,100 verstorbene Mitglieder; Liebe zu Maria; ein besonderes großes Anliegen; verschiedene Berufsanliegen; Verbreitung der guten Zeitungen und Bücher; nach Meinung.
5. **Quinquagesima.** Johann Joseph vom Kreuze, Bek. (O. F. M., 1734). 49,710 Lokalbündnisse; Eifer; Nachrichten über eine vermißte Person; eine Geisteskranke, daß sie die hl. Sakramente empfangen kann; Friede und Eintracht in allen Familien.
6. **Montag.** Koleta, Jungfr. (Klarissin, 1447). 51,147 Direktoren; Herzensänderung; Aufhebung verbotener Bekanntschaften; Beseitigung von Aergernissen aus vielen Gemeinden; die Pfarrschulen.
7. **Dienstag.** Thomas Aquin, Bek., Kirchenl. (O. P., 1274). 105,646 Beförderer; wahre Andacht der Schulkinder bei Anhörung der hl. Messe; mehrere Studirende; die Verbreitung katholischer Vereine.
8. **Aschermittwoch.****) Johann von Gott, Bek. (1550). 298,172 Verstorbene; Buße; die Dienstmädchen in unseren Städten; nöthige Hilfe für unsere Wohlthätigkeitsanstalten; der Bau einer Abteikirche.
9. **Donnerstag.** Franziska, Wittwe (1440). 309,965 Gnade der Beharrlichkeit; Demuth; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; Bekehrung der Flucher; die Missionen unter den Nichtkatholiken; nach Meinung. 4) 5)
10. **Freitag.** Fest der Dornenkrone. 40 Martyrer von Sebaste (220). 338,376 Jugend; Beständigkeit; Bekehrung der Männer, die sich verbotenen und gefährlichen Gesellschaften angeschlossen haben; die Arbeiter in den Fabriken.
11. **Samstag.** Eulogius, Mart. (859). 219,429 erste Kommunion; Pflichteifer; die Heilung einiger Geistesverwirrter; die eifrige Betheiligung an den Vesper- und Kreuzwegandachten; Gründung eines Jünglings-Vereines.
12. **Erster Fastensonntag.** Gregor der Große, Papst, Bek., Kirchenl. (604). 247,758 Eltern; feurige Liebe für gesunde Lehren; Abwendung einer drohenden Gefahr; die Kirche in den romanischen Ländern; die Anliegen verschiedener Ordenspersonen.
13. **Montag.** Euphrasia, Jungfr. (410). 176,018 Familien; häusliche Andacht; die Bekehrung der Unmäßigen; Verbreitung echt katholischer Vereine; die Arbeitsgeber.
14. **Dienstag.** Mathilda, Bek. (Kaiserin, 973). 71,374 Versöhnungen; Gedanken an die letzten Dinge; Bekehrung der Verläumder und Ohrenbläser; die Bekehrung gleichgiltiger Mütter; katholische Erziehung der Kinder in den gemischten Ehen.
15. **Mittwoch.**†) Longinus, Mart. (80). 113,033 Arbeit und Mittel: Vertrauen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.
16. **Donnerstag.** Heribert, Bek., Erzb. (1021). 223,604 Geistliche; Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Missionen der Dominikaner; die Ausbreitung der Rosenkranzbruderschaft. 4)

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3. der Sühnungskommunion; 4. der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

**) Anfang der Fastenzeit. †) Quatemberfasttag.

17. **Freitag.***) Fest der Lanze und Nägel. Patrizius, Bek., Bisch. (464). 389,701 Religiosen; Weltverachtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen, Missionen und Schulen der Franziskaner; die Ausbreitung des Dritten Ordens.
18. **Samstag.***) Gabriel, Erzengel. 153,416 Seminaristen und Novizen; Gebetsgeist; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Prämonstratenser (Norbertiner); die Verbreitung der Sodalitäten.
19. **Zweiter Fastensonntag.** Joseph, Nährvater Jesu. 141,910 Erkenntniß des Berufes; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die Verbreitung der Kreuzwegandacht.3)5)
20. **Montag.** Cyrillus, Bek., Bisch. (386). 103,900 Pfarreien; Eifer im Dienste Gottes; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Niederlassungen, Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Ausbreitung des Gebetsapostolates.
21. **Dienstag. Benediktus,** Bek., Ordensst. (O. S. B., 543). 85,318 Schulen; Unterricht im Katechismus; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Abteien, Priorate, Schulen und Missionen der Benediktiner; die würdige Feier der gottesdienstlichen Handlungen. 6)
22. **Mittwoch.** Sergius Paulus, Bisch. Katharina von Schweden, Jungfr. (1381). 102,472 Obere; Klugheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft.
23. **Donnerstag.** Viktorian, Mart. (Richter, 484). 179,742 Missionen und geistliche Uebungen; Aufrichtigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; die bessere Theilnahme an den katholischen Vereinen. 4)
24. **Freitag.** Das hl. Grabtuch. Simeon, Mart. (1472). 296,043 Vereine; Eintracht; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die eifrige Haltung der kirchlichen Feiertage.
25. **Samstag.** Mariä Verkündigung. 391,667 Bekehrungen; Flucht der Gefahren; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Föderation der katholischen Vereine.
26. **Dritter Fastensonntag.** Ludger, Bisch., Bek. (809). 478,854 Sünder; Reue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen der übrigen geistlichen Genossenschaften; die katholische Universität in Washington.
27. **Montag.** Johannes Damaszenus. 264,017 Unmäßige; Betrachtung des Leidens Christi; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Schwesterngenossenschaften; die beharrliche Uebung des häuslichen Gebetes.
28. **Dienstag.** Johannes Kapistran, Bek., (O. F. M., 1456). 370,495 geistliche Gnaden; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Hospitäler und Altenheime der Schwestern-Genossenschaften; die Erziehung der Taubstummen.
29. **Mittwoch.** Eustasius, Abt, Bek. (625). 223,503 zeitliche Gnaden; Gehorsam; die Erziehung der Indianer und Neger; die Erziehung der Blinden; die nicht eingesandten Anliegen.
30. **Donnerstag.** Amadeus, Bek. (1472). 206,891 verschiedene Anliegen; Selbstverleugnung; Erfolg eines Unternehmens zu Ehren des hlsten Herzens Jesu; nothwendige Hilfe zur Fortführung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten. 4)
31. **Freitag.** Fünf Wunden Jesu. Die Anliegen der Bischöfe; Abtödtung; verschiedene dringende Anliegen einiger Priester.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

Im Besonderen opfere ich sie Dir auf, damit der gute Geist des Gebetes sich vermehre.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1: Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3: der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.

*) Quatembersasttage.

rgan des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 4. 32. Jahrgang. 1905.

(Für den „Sendbote".)

Ostern.

Von P. Saget.

Die Osterglocken schallen
Hinaus in's weite Land,
Des Weltendomes Hallen
Durchbraust es: Er erstand,
Den man vernichtet glaubte,
Für immerdar besiegt,
Als ihm das Leben raubte
Der Haß, der ihn bekriegt.

Und jubelnd klinget wieder
In unser'er stillen Brust
Voll Macht das Lied der Lieder,
Das kündet sel'ge Lust,
Die bringt der große Morgen,
Der Auferstehungstag,
Der nimmt uns alle Sorgen,
Was uns bedrücken mag!

Im Sonnenglanze schauen
Wir nun das Kreuz verklärt,
Das Hoffen und Vertrauen
Im Erdenthale lehrt!
Das mit dem Kranz umwunden,
Der uns das Wort beweist:
Es wird das Heil gefunden,
Das uns der Glaub' verheißt!

Wie lang die Nacht mag währen,
Erfüllt von Leid und Noth;
Es naht aus ew'gen Sphären
Des Tages Morgenroth,
Der von dem Dornenpfade
Uns führet in das Land,
Erschlossen durch die Gnade,
Durch den, den Gott gesandt!

Im Klang der Osterglocken
Vernehmen wir das Wort:
Dem Schmerz folgt das Frohlocken;
Dem Kampf des Friedens Hort!
Es kommt die große Stunde,
Sie klingt mit hellem Schlag,
Die uns erfüllt die Kunde
Vom frohen Ostertag!

Drum laßt getrost uns wallen
Mit Christus treu die Bahn,
Wie auch das Loos mag fallen:
Vor uns ist aufgethan
Das Reich, das ward bereitet
Vom Anbeginn der Welt,
Und dorthin uns geleitet
Der ew'ge Siegesheld!

General-Intention für den Monat April 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Die christliche Geduld.

Die Geduld besteht in der ruhigen und willigen Ertragung der uns zustoßenden Leiden; jedoch ist die wahre, christliche Geduld grundverschieden in ihrem Motive von jener der Stoiker und gewisser Fanatiker, die zwar auch Unannehmlichkeiten ertrugen, jedoch mit einer Art prahlerischem, kriegerischem, wildem Muthe, und einer Art Unempfindlichkeit. Nicht so die christliche Geduld. Diese letztere nämlich nimmt körperliche und geistige Leiden an aus Liebe zu Gott; der Christ weiß, daß Gott sein Meister und dieser der Gekreuzigte ist.

Die christliche Geduld ist mit Demuth gepaart, und hat auch andere Tugenden zur Folge, und ist selbst Hüterin derselben. So z. B. erzeugt die Geduld die willige, ja sogar freudige Ergebung in Gottes heiligstem Willen, ferner bietet dieselbe Gelegenheit zur Uebung in der Abtödtung und der Liebe. Weit davon entfernt, gegen Gott zu murren, oder sich kindischer oder abstoßender Weise gegen unsere Umgebung zu benehmen, oder in lauten und nutzlosen Klagen sich zu vergehen, beugt der wahre Christ vielmehr sein Haupt unter die von Gott ihm zugeschickte Heimsuchung, und ruft aus mit dem Dulder Job: „Der Herr hat's gegeben, sein Name sei gebenedeit!"

Einige gehen noch weiter; solche wissen nämlich nur zu gut, daß der Mensch durch Heimsuchungen, Prüfungen und Leiden verschiedener Art, ihrem göttlichen Meister ähnlich werden, jenem reinen Opfer auf Golgatha, und begnügen sich deshalb nicht mit einer stillen Ergebenheit, sondern statten Gott einen freudigen Dank ab für die über sie verhängten Leiden und Prüfungen. Solche Helden, wie z. B. ein hl. Franziskus Xaverius, wissen zu solchen Zeiten nichts Besseres als auszurufen: „Noch mehr Leiden, o Herr, noch mehr Leiden!"

Die Abtödtung ist dem Menschen nothwendig zur Unterdrückung seiner Leidenschaften, sowie zur Ausweichung gefährlicher Vergnügungen, aber wenige nur sind es, die sich der Uebung solcher heilsamer Abtödtungen angelegen sein lassen. Gott, in seiner Barmherzigkeit und Milde, gibt uns oft Gelegenheiten, uns abzutödten, uns zu überwinden und zu leiden. Der wahre Christ versteht es, Blumen mitten unter den Dornen zu pflücken, er unterdrückt und bekämpft die sinnlichen Regungen der verdorbenen Natur, und was für die weitaus grö-

der Anzahl der Menschen Gelegenheit und Anlaß zum Murren und Klagen bietet, ist für den christlichen Dulder eine Gelegenheit, ein Anlaß, ein treffliches Mittel zum Verdienste. Die christliche Geduld zeichnet sich aus in Siegen und Erlangung großer Leiden aus Liebe zu Gott. Ermuthigen wir uns zu solchen Kämpfen, welche einem christlichen Dulder eigen sind, ja, kämpfen wir, ringen wir mit den täglichen über uns kommenden Schwierigkeiten, die vielleicht anfangs zwar klein uns vorkommen mögen, uns aber nach und nach zur Ertragung schwerer Schläge und Prüfungen fähig machen.

„Die Liebe," sagt der hl. Paulus, „ist geduldig," und die Geduld ist gütig und liebevoll. Wer sich vom Zorne überwinden, oder von der Rachsucht hinreißen läßt, oder sich von seiner Launenhaftigkeit hin- und hertreiben läßt, über alles gleich ungehalten wird, sich wegen jeder Kleinigkeit beleidigt fühlt, gar zu empfindlich ist, ja, ein solcher erschwert und vergrößert sein Kreuz, ja, vervielfältigt es oft. Es zu verstehen, in Geduld und Stille zu leiden und vor Andern sein Kreuz verbergen, das heißt man eine Liebe zu Gott bezeugen, die zugleich verdienstlich und sehr wirksam ist. Doch wie wenige denken an so etwas! Man wird vielmehr ungehalten, aufgeregt, oft ganz außer sich, daß man es fast nicht einmal mehr wahrnimmt! O, daß wir es doch recht verständen, über uns zu wachen, uns in der christlichen Geduld zu üben, welch' eine herrliche Ausübung der Tugend der Liebe würde das nicht kundgeben!

Die General-Intention für den Monat Mai wird sein: Die Marianischen Vereine.

Geist und Witz des Pfarrers von Ars.

Pfarrer Vianney von Ars, der kürzlich selig gesprochen wurde, war ein überaus frommer, selbstloser, seeleneifriger und maßlos wohlthätiger Mann. Weniger bekannt ist, daß er auch zuweilen einen guten Scherz machen konnte. „Herr Pfarrer," so sagte einmal ein vierschrötiges Mitglied seiner Gemeinde, dessen gewaltiger Leibesumfang in seltsamem Gegensatz stand zu dem schwächlichen Körperbau des Greises, „ich verlasse mich auf Sie, um da oben gut aufgenommen zu werden. Wenn wir einmal zum Himmel fahren, packe ich Ihre Soutane und halte mich daran fest." — „Das sollten Sie lieber nicht thun, mein Freund," erwiderte der Geistliche. „Der Eingang zum Himmel ist so eng, und wir könnten beide draußen bleiben!" Ein anderes Mal fragte ihn eine Dame, die zu seinen Pfarrkindern gehörte: „Wie kommt es nur, Herr Pfarrer, daß man Sie kaum hört, wenn Sie beten, während Sie laut schreien, wenn Sie predigen?" — „Das will ich Ihnen gern sagen," entgegnete der Pfarrer. „Wenn ich predige, habe ich es meist mit Tauben zu thun und mit Leuten, welche in der Kirche schlafen; daher muß ich schreien. Wenn ich aber bete, habe ich es nur mit Gott zu thun, und Gott ist nicht taub!"

— Wenn du willst, daß ein Anderer schweigt, schweige erst selber.

Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat.

April.

Freundesliebe des göttlichen Herzens Jesu im Leiden und Sterben.

Wenn Jemand, um uns aus schwerer Noth zu retten, sein ganzes Vermögen opferte, so würden wir nicht Worte genug finden, um die Güte eines so

edlen Herzens zu preisen. Würde er zudem aus Liebe zu uns seinen guten Namen preisgeben, damit wir zu Ehren kämen, so wäre unser dankbares Staunen noch größer. Wenn er aber, um uns vor dem verschuldeten Verderben zu bewahren, sogar vielen Martern und selbst dem grausamsten Tode sich hingäbe, so brauchte man nur den Namen dieses unseres größten Wohlthäters nennen, um unsere Augen mit Thränen der Dankbarkeit anzufüllen und unser Herz mit Flammen der Gegenliebe zu entzünden. Denn eine größere Liebe hat Niemand, als daß er sein Leben hingebe für seine Freunde. Aber nun bedenken wir, was Jesus für uns gethan und geopfert hat. Nicht blos hat er aus Liebe zu uns die bitterste Armuth gewählt, um uns reich zu machen, nicht blos auf seinen guten Ruf verzichtet, um uns geehrt zu machen, nicht blos ein mühsames Leben geführt, um uns unsere Sorgen zu erleichtern; er hat aus Liebe zu uns, um uns vom verschuldeten ewigen Verderben zu retten, so viele Martern, so viele Verhöhnungen erduldet, so viele Leiden in der Seele und am Leibe ertragen, wie alle Martyrer zusammen sie nicht geduldet haben. Er hat aus reiner Liebe zu uns die furchtbare Geißelung, die entsetzliche Dornenkrönung, endlich den grausamsten Tod erduldet. Und das Alles nicht für Freunde, sondern für Feinde, um sie alle zu retten. Gibt es einen Schmerz, der seinem Schmerze gleich käme? Aber gibt es auch eine Liebe, die der Liebe seines Herzens gleich käme?

Die aufrichtige Liebe des Herzens gibt einem kleinen Dienste schon einen hohen Werth. Jesus hat uns aber durch Hingabe seines Lebens den allergrößten Dienst erwiesen, und zwar mit einer solchen Ueberfülle von Liebe in seinem Herzen, wie sie bei den Menschen sich nicht findet. O, wie verlangte er stets mit dieser Bluttaufe getauft zu werden, wie hat er immer nach dem Trinken des Leidenskelches sich gesehnt! Und er hat ohne Klagen, vielmehr mit ganz ergebenem Herzen die furchtbare Bluttaufe über sich ergehen lassen, hat bereitwillig den bitteren Kelch bis zur Hefe ausgetrunken, um uns zu retten. Am Kreuze hielten ihn nicht so sehr die Nägel fest, als vielmehr die Liebe zur sündigen Menschheit, die Liebe zu uns. Das ruft uns auch das Bildniß seines hlst. Herzens zu; es ist die Liebe zu uns,

welche ihn antrieb, alle Schmerzen so bereitwillig, schweigend und geduldig zu ertragen. Mitten in den Flammen, die aus seinem liebenden Herzen gewaltsam emporsteigen, sehen wir das Kreuz aufgepflanzt, woran er für uns gestorben ist. Und rings um sein verwundetes Herz sehen wir die Dornenkrone gewunden. Ja, er hat all' die Martern mit einem Herzen voll flammender Liebe für uns hingenommen. Daß die innigste Liebe ihn am Kreuze beseelte, ersehen wir aus den ersten Worten, die er sprach. Die Liebe drängte ihn, seine eigenen Peinen zu vergessen und für seine Beleidiger zu beten: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun." Daß die Liebe ihn beseelte, zeigen uns die Worte: „Mich dürstet!" Ja, ihn dürstete, durch seine Leiden allen Menschen den Himmel zu erschließen. Wenn wir ihn wieder lieben, thun wir, was wir können, um unsere und unserer Mitmenschen Seelen zu retten; hüten wir uns ja, durch Verführung irgend welcher Art ihm eine Seele zu rauben, für die er, der Sohn Gottes — mit solcher Liebe — so Vieles gelitten hat und gestorben ist.

Charfreitag.

pfer der Liebe! Ecce Homo! Dorngekrönt, die von Geißelhieben zerrissenen Glieder mit dem Spottmantel bedeckt, steht er vor der wilderregten Menge, er, den sie erst vor wenigen Tagen mit betäubenden Jubelrufen empfangen haben. Und es ist noch nicht genug der Schmach. Dem Gottmenschen wird der Raubmörder vorgezogen: „Kreuzige ihn!" tost es dem Statthalter aus tausend Kehlen entgegen. Das Kreuz wird emporgerichtet auf Golgatha, damit der Gottessohn den schimpflichsten Tod erleiden sollte, den sein Zeitalter kannte. Aber siehe da: obwohl Golgatha nur ein Zwerg ist unter den Bergen dieser Erde, so ist doch über alle irdischen Höhen hinaus bis in die fernsten Winkel des Erdkreises sichtbar geworden das Kreuz, das den Gottessohn getragen hat und dadurch aus dem Holze der Schmach das Zeichen des Triumphes über Tod und Hölle geworden ist. Woher diese Wandlung der Begriffe? Woher dieser Triumphzug des Kreuzes?

Der Riß in dem Vorhang des salomonischen Tempels, der Abgrund, der die Felsen spaltete: sie bedeuten die Trennung zweier Welten, die Trennung der erwartenden von der erlösten Welt. Mit seinem Blute und mit seinem bitteren Tode hat Gott selbst der neuen Epoche das Siegel aufgeprägt, die ungeheuerlichste Schandthat der Weltgeschichte sollte nach Gottes unergründlichem Rathschluß zum unendlichen Segen der Menschheit ausschlagen. Und die Weltgeschichte hat von Golgatha aus ihren Gang genommen, den keiner der Pharisäer und Schriftgelehrten, keiner der Heiden, die den Schmerzensmann am Kreuze verhöhnten, zu erfassen vermochte.

Viele und gewaltige Thaten sind seitdem auf der Erde geschehen, große Umwälzungen hat das Menschengeschlecht erfahren; aber alles das, wie menschlich klein ist es im Vergleich zu der Gottesthat auf Golgatha, die in dem einen Satz gezeichnet ist: „Es ist vollbracht!"

Vollbracht ist die Liebesthat, deren Milliarden Menschenleben nicht fähig waren, weil nur eine That von unendlicher Tragweite die unendliche Schuld sühnen konnte. Vor dem Strahl der göttlichen Liebe, der aus der Herzenswunde des Heilandes am Kreuze bricht, erblaßt aller Glanz, alle Herrschermacht des Heidenthums. Eine Kraft ist den Menschen verliehen worden, die alle Finsterniß überstrahlt: die Liebe zu Gott und dem Nächsten, das Opfer, das vor nichts zurückscheut, nachdem Gott sich selbst als Opfer dargebracht, die Gnade, die als ein unerschöpflicher Quell die Welt überströmt aus den Wunden des Welterlösers.

Diese Mächte sind es, die das Angesicht der Erde erneut haben. Sie waren unfaßbar für die Schriftgelehrten der Juden und die Klassiker der Heiden und haben doch die alte heidnische Kultur überwunden. Heute liegen sie im Kampfe mit denselben finsteren Gewalten. Und sie werden diese Mächte ebenso sicher überwinden, wie sie den Aberglauben der Pharisäer und die Götzen des Heidenthums gestürzt haben. Sie höhnen zwar das Kreuz noch immer, die modernen Heiden und Schriftgelehrten; sie bauen an dem babylonischen Thurm einer gottentfremdeten Wissenschaft. Aber dieses Menschenwerk wird verschwinden und das Kreuz wird bestehen bleiben.

Am Fuße des Kreuzes des Heilandes auf Golgatha standen gewiß Manche, die im Herzen nicht einverstanden waren mit der fanatischen Menge der Feinde Christi. Aber nur der römische Hauptmann besaß den Muth, es offen zu bekennen: „Wahrhaftig, das ist Gottes Sohn!"

An jedem Charfreitag, so viele die Geschichte kennt, ja an jedem Tage und zu jeder Stunde wiederholt sich dieses Schauspiel. Es gibt so viele, die sich Anhänger Christi nennen, aber doch nicht den Muth des offenen Bekenntnisses, den Muth des Handelns nach Christi Willen besitzen. Die Liebesthat auf Golgatha hat die historischen und gesellschaftlichen Begriffe des heidnischen Alterthums von Grund aus umgestaltet. Nur wenn Alle, die sich noch Christen nennen, die Gebote der Liebe erfüllen, zu Opfern bereit sind, wird das Christenthum abermals die Welt umgestalten.

Wer rechnet heute mit der Liebe Gottes und des Nächsten? Etwa diejenigen, die dem Dämon Gold nachjagen? Die auf das Zeitliche Alles stellen? O nein! Gerade diese sind es, denen die moralische Verantwortung zufällt für die heillose Verschärfung der sozialen Kämpfe der Gegenwart! Das Kreuz auf Golgatha bleibt eine ewige Mahnung für die Mächtigen und Begüterten dieser Erde. Vergebens wird die Menschheit nach Befreiung ringen, wenn sie nicht durchdrungen sein wird von dem Geiste der Liebe und des Opfers, der von Golgatha ausgegangen ist.

Gott hat der Menschheit durch dieses unendliche Opfer verkündet, daß es in seinem Plane liegt, sie mit der Macht der Liebe, des Opfers und der Gnade

ihrem ewigen Ziele entgegenzuführen. Nur nach diesem unergründlichen Plane, der das höchste Opfer nicht verschmähte, wird die Menschheit den rechten Weg finden. Die Gottes- und Nächstenliebe ist uns nicht verkündet, damit die „Engel der Barmherzigkeit“ oder fromme Einsiedler sie üben. Sie muß unser ganzes Leben wie der Sauerteig durchdringen, jeder an seinem Platze muß nach ihren Geboten handeln. Kein anderer Ausweg sonst für die Lösung aller großen Fragen unserer Zeit. Mag der Unglaube höhnen, wie er den Heiland am Kreuze verhöhnt hat: Nur im Kreuze werden die Mächte der Zerstörung überwunden werden, nur im Geiste der Liebe und des Opfers auf Golgatha!

Ostern.

Das heilige Osterfest hat für uns Christen eine gar hohe Bedeutung. Wir begehen in ihm die Wiedergeburt der Menschheit von Tod und Finsterniß zum Lichte und zum Leben. Was wäre wohl aus dem Menschengeschlechte, welches in Elend, Verblendung und heidnischer Versunkenheit schmachtete, geworden, wenn Gottes Sohn sich nicht auf Golgatha geopfert und sein Herzblut für die arme, unglückliche Menschheit hingegeben hätte! Aber, wie auf den bangen, schrecklichen Charfreitag der helle, frohe Ostermorgen folgte, wo die geängstigte Brust neu aufathmete, so stieg aus der Nacht des Heidenthums und der in Laster und Sünden versunkenen Welt die Sonne des Christenthums glänzend empor, ihre herrlich verklärenden Strahlen werfend über die ganze Welt. Denkst du auch daran, lieber christlicher Leser, was für uns einst der Ostermorgen gewesen ist, als der Erlöser die Fessel des Todes abstreifte und siegreich sich über Tod und Grab emporhob? Denkst du daran, daß der Ostermorgen auch der Morgen des Christenthums war und die Nacht des Heidenthums erhellte? Die Glocken verkünden es dir ja mit ihren ehernen Zungen, so festlich, so feierlich, und ihre Sprache bringt ja über Dorf und Stadt, über Berg und Thal; laß sie auch in dein Herz klingen, und du wirst es fühlen und empfinden in deinem Gemüthe: Dank dir, Erlöser, daß ich ein Christ bin!

Und schaue um dich! Lang war der Winter und in Todesschlaf lag die Erde, als wolle sie sich nie mehr erheben zu neuem Leben. Aber keimt und grünt es nicht in Wald und Feld, in Gärten und Fluren, daß die Menschen mit frohem Muthe dem jungen Lenze entgegenjubeln. Wenn die starre, öde Welt die Osterglocken hört, dann wacht sie auf, dann durchzittert sie der festliche Klang wie ein geheimnißvolles Lied von Auferstehen und Werden! Schließen wir Menschen uns an. Wen gäbe es nicht von uns Allen, die wir kämpfen den schweren Kampf um's Dasein, die wir sorgen und schaffen müssen im Schweiße des Angesichtes um's liebe Brod Tag für Tag, wen gäbe es

nicht, der nicht seine Sorgen und seinen Kummer hätte, vom Fürstenthron bis in die Bettlerhütte!

Der Eine wurde wohl mehr vom Schicksal heimgesucht als der Andere, der Eine verschließt sein Leid in stiller Brust, der Andere trägt es offen zur Schau vor Jedermann, aber Jeder trägt sein Kreuz, ob's auch mehr oder minder drückt. Doch schauen wir um uns, hören wir die Glocken, das frohe Alleluja am Auferstehungsmorgen, und fassen wir neuen Muth, neues Vertrauen. Es bleibt nicht immer so, es geht auch für uns vorüber, und unser Herrgott sorgt schon dafür, daß wir nicht versinken, wenn auch die Wogen des Lebens hoch über unser Schifflein schlagen. Gar drohend wüthet ja auch der Gewittersturm über das Land, aber ist er vorübergezogen, so breitet der Regenbogen seine friedlichen, milden Farben am Himmel aus und die Wogen glätten sich, die unser Schifflein zu verschlingen schienen.

Gar Manches lehrt uns das heilige Osterfest. Wir erkennen, daß dem Charfreitag auch der Ostermorgen folgte, daß Leid und Böses uns oft zum Guten, zum Segen gereichen kann. Wir Menschen gerathen auf unserer Lebensbahn oft auf falsche Wege. Da ist es denn das Leid, das Unglück und Schicksal, welches uns häufig auf den rechten Weg zurückführt, uns erprobt und läutert, unserem Leben bestimmte Ziele zuweist und den Menschen mit Geduld, Stärke und Charakterfestigkeit wappnet.

Auch den bösen und tiefschmerzlichen Dingen pflegt etwas Gutes anzuhaften. Wir sehen diesen Erfahrungssatz nicht nur in der uns umgebenden Natur, sondern auch im Leben der Völker und einzelner Menschen bestätigt. Millionen Keime werden ausgestreut, aber wieder vernichtet. Thiere und Pflanzen entstehen und vergehen wieder, und die ganze Natur bildet sich unaufhörlich um und sucht Altes, Absterbendes abzustoßen und neue, lebensfähige Gestalten zu erzeugen. Der Mensch macht in gewissem Sinne hiervon keine Ausnahme. Auch er ist darauf angewiesen, um sein Dasein zu ringen, mit allen Gefahren, die ihn auf Schritt und Tritt umgeben, zu kämpfen, und setzt er ihnen nicht seine ganze Kraft entgegen, so erliegt er und geht zu Grunde.

Wer Leid und Bosheit, Unglück und harte Schläge mit Geduld erträgt und überwindet, steht meist kräftiger und gefestigter da, als solche, welche von allem Unheil verschont blieben und nur Blumen und Sonnenschein auf ihrem Lebenswege fanden.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Ein Charakter in dem Strom der Welt,"

sagt der Dichter sehr trefflich. Wie viele junge Leute sieht man, die im Elternhause und in der Jugend gar nicht gut thun wollen. Alle guten Ermahnungen und Rathschläge fruchten nichts, man predigt nur tauben Ohren; da gibt es nur ein Mittel, sie müssen durch die Schule des Lebens gehen, das Leben muß sie rütteln und schütteln und zu vernünftigen Leuten machen, und was Niemand fertig gebracht, Noth und Verlegenheit führen sie in der Regel auf den rechten Weg zurück.

Die Schule des Lebens ist die beste Lehrmeisterin für die Menschen. Aus

Nach der Auferstehung Jesu.

dem Leid, welches wir als ein Unglück betrachten, weiß unser Herrgott oft unser Heil zu wenden. Wie viele Menschen, die dem Vergnügen, den Ausschweifungen, der Lüderlichkeit anheimgefallen waren, sind erst durch eine schwere Krankheit auf andere Bahnen gelenkt und bessere Menschen geworden, wie viele werden eben durch eine Krankheit körperlich und geistig gesund. Und diejenigen, welche dahingerafft werden, oder krank bleiben, dienen ihrer Umgebung zur Warnung oder auch zur Besserung. So erwächst aus dem körperlichen Leiden oft die Gesundheit für Leib, Geist und Seele. Wer aber einer gesunden Familie angehört, und selbst sich der besten Gesundheit erfreut, hüte sich, darauf zu pochen; er danke seinem Schöpfer dafür und suche seinen Dank dadurch zu bethätigen, daß er sich der Leidenden und Kranken nach Kräften annimmt. Leiden sehen ist für den Gesunden außerordentlich nützlich, denn es lehrt ihn, den Werth seiner Gesundheit schätzen und der Verkehr mit Leidenden bringt diesen Muth und neue Hoffnung und also für beide Theile Segen. Es ist für jeden Menschen heilsam, auf seinem Lebenswege recht oft einem Lazarus zu begegnen. Selbst Massenkrankheiten haben ihr Gutes, und viele Städte sind nach Epidemien und den schwersten Heimsuchungen reinliche und gesunde Wohnstätten für die Massen geworden. Gewiß hat das Schwert der Heimsuchung tiefe, schmerzliche Wunden geschlagen, aber sie wirkte reinigend und läuternd auf Sitten und Leben ein.

Mancher Mensch glaubt den Schicksalsschlägen und Unglücksfällen, die ihn betrafen, erliegen zu müssen. Dort sah ein Kaufmann sein Geschäft durch große Verluste gefährdet oder gar vernichtet, dort ein Beamter sich durch ein Unglück aus seiner Existenz gerissen, hier brachte ein jäher Tod Noth und Verzweiflung in die Familie. Und da jammern wir über Unglück und Elend. Aber wir Menschen haben unsern kurzen Blick nur immer auf das nächstliegende, unsern Vortheil und zeitlichen Gewinn gerichtet, und murren oft über Gottes unerforschliche Wege, der Wunden schlägt, aber sie auch wieder heilt, und wohl weise Absichten hegt, die unser schwacher Geist gar nicht zu erfassen vermag. Und jeder von uns wird es schon an sich erprobt haben, daß ein Unglück selten allein kommt, daß aber auch, wenn wir unter der Last desselben zu erliegen fürchten, oft ganz unerwartet, auf einer andern Seite uns irgend etwas Frohes, Glückliches begegnet, das uns wieder hebt und tröstet. Und später erkennen wir zuweilen klar, daß das Unglück nur ein scheinbares war, und Alles sich freundlicher gestaltet, als wir es zu wagen hofften. Tausende glauben ihre Stellung vernichtet, oder ihren Beruf verfehlt, und später gelangen sie — man beliebt es oft „Zufall" zu nennen, — zu einem glänzenden, glücklichen Wirkungskreise.

Wie Krankheit und Unglück, so ist auch Armuth und Entbehrung für Millionen Menschen das beste Erziehungsmittel. Reichthum macht das Herz hart, und vielleicht hätten deine Schätze dich dem schmutzigen Laster des Geizes in die Arme getrieben. Ja, wäre Edelmuth, Herzensgüte, Freigebigkeit und Mitgefühl für die Armen immer mit dem Golde gepaart, das Gold würde seinen zehnfachen Werth haben und ein Segen für den Besitzer und die Mensch-

heit sein. Aber wie oft wird das Gold eine Quelle des Unglücks und des Verderbens, und Kinder reicher Eltern erliegen weit öfter den Versuchungen des Lebens, als Kinder armer Eltern; wer Freude an seinen Kindern erleben will, halte sie einfach und streng, und treibe sie nicht durch frühzeitiges Geldausgeben zu Leichtsinn und Verführung. Ja, Armuth und Entbehrung läutert die Menschen, und Tausende sind glücklicher dabei, als tausend Andere bei ihren Schätzen. Ist der Sohn Gottes nicht auch arm gewesen, von der Krippe, seinem ersten Ruhebettchen, bis zur Richtstätte auf Golgatha? Selbst kranke, gebrechliche Kinder haben ihre segenbringende Mission. Sie bilden den Gegenstand der zärtlichsten Liebe ihrer Angehörigen, die durch den Anblick des Leidens und der Ergebung selbst geduldiger, reiner, frommer und edler werden, und nicht selten wurde, nach dem Hingange eines solchen Kindes — welches die Welt oft als das „Kreuz" der Familie bezeichnete — das Band der Familie gelockert. Der Segen schien aus dem Hause gewichen, und das wahre „Kreuz" blieb bald nicht mehr aus.

So weist uns die Leidenswoche und die Osterzeit darauf hin, daß auch aus Leid und der Bosheit der Menschen Gott unser Bestes zu lenken weiß. Hat Christus nicht am meisten Leid erfahren und unter der Bosheit der Menschen gelitten, obwohl er es am wenigsten verdiente? So muß nach weiser, göttlicher Vorsehung ein fortwährender Kampf des Guten mit dem Bösen stattfinden, wir müssen ringen gegen die Heimsuchungen, und Noth, Krankheit, Unglück sind die dornenvolle Pfade, die wir wandeln müssen, wenn auch die wunden Füße schmerzen; die Schule schwerer Prüfungen erzieht und läutert die Menschen, und begreifen wir auch Vieles nicht, murren wir nicht, denn auch uns leuchtet nach langer Nacht der Leiden doch ein seliger Ostermorgen empor.

Arbeit schändet nicht.

Einer der reichsten Männer von Wisconsin, der Senator Sawyer, ließ eines Tages seine beiden Töchter in sein Arbeitszimmer kommen und redete sie mit folgenden Worten an: „Meine Kinder, Ihr könnt es nicht gut vermeiden, zu wissen, daß Euer Vater ein reicher Mann ist. Aber Ihr sollt auch wissen, daß Reichthümer eine besondere Neigung haben, Flügel zu bekommen und gelegentlich auf und davon fliegen. Ich würde mich daher in Eurem Besitze noch um ein Stück glücklicher fühlen, wenn ich in Betreff Eurer Zukunft wüßte, daß Ihr, im Falle ich mein Vermögen verliere, Euch selbst Euer Kleid zu nähen und ein Mittagessen zu kochen im Stande wäret."

Die jungen Damen ließen sich das nicht umsonst gesagt sein. Einige Monate darnach luden sie ihre Eltern und einige gute Freunde zum Essen ein, welches sie vom ersten bis zum letzten Gang eigenhändig bereitet, und bei dem sie in einfachen, aber höchst geschmackvollen Anzügen erschienen, an welchen sie selbst jeden Stich genäht hatten. Der gerührte Vater und Millionär aber beschenkte zum Nachtisch jede dieser vortrefflichen Töchter mit einer Anweisung auf 25,000 Dollars.

Die heilige Handschrift Gottes.

Von Eduard Vogt, Pfarrer.

Der Sauerteig.

Sinnliche Betrachtung.

Sauerteig! — Nichts klingt prosaischer, als dieses Wort. Kein Dichter und Gelehrter mag wohl jemals diesem Gegenstande eine besondere Beachtung geschenkt haben; sein rosafarbiger und resedaduftender Pegasus möchte ja allen poetischen Hauch verlieren und könnte leicht Füße und Flügel sich verkleben und verkleistern im — Sauerteige. Nein, Sauerteig nimmt kein Dichter und überhaupt kein feingebildeter Mensch in den Mund, — aber das tägliche Brod nimmt er in den Mund! O ja, der Sauerteig ist ein gar nützliches Ding im Haushalte, er ist die Grundbedingung zur Herstellung des täglichen Brodes und somit ein nothwendiges Erforderniß für das körperliche Wohlergehen. Warum also nicht den Sauerteig betrachten?

Sauerteig ist ausgegohrener Brodteig, eine Art Hefe. Wenn die Hausfrau im Backtroge das Mehl mit Wasser angerührt hat, wird sie sich alsogleich nach dem Sauerteige umsehen. Ein kleines Stück davon, sobald es in den präparirten Teig gelangt, leistet Wunderdinge. Zuerst fängt der Sauerteig an, sich aufzulösen und auszudehnen, immer mehr breitet er sich in der Teigmasse aus: Da gibt es zunächst ein stilles Gähren, dann ein leises Stöhnen und Aechzen, bald ein lautes Seufzen und Wimmern im Teige, als ob zwei gewaltige Elemente in einem Vernichtungskampfe begriffen wären.

Der kleine, unscheinbare Sauerteig ist stärker, als die große, fade Teigmasse; das merkt man schon nach Verlauf einer kurzen Stunde. Denn die Teigmasse wird an allen Punkten heftig angegriffen, sodaß sie zuletzt so sehr in's Gedränge kommt, daß sie oben aus dem Backtroge herausspringen und davonlaufen will. Allein, es hilft alles nichts; der Teig muß sich willfährig zeigen, er muß sein Innerstes bis in die kleinsten Fasern durchsickern und durchsäuern lassen von dem ungestümen Sauerteige. Nach ein paar Stunden des Kampfes liegt denn auch wirklich der Mehlteig gefesselt zu den Füßen des Sauerteiges — ein stilles, ergebenes Dulden ist jetzt eingetreten, der ganze Teig ist nun durchsäuert; einzelne Blasen und Risse nur zeigen an, welch' furchtbare Qualen er überstanden hat. Mehlmasse und Sauerteig halten jetzt einander innig umschlungen, Friede herrscht jetzt zwischen beiden Gegnern, die vordem so hart mit einander gerungen. So ist's recht! Per aspera ad astra, — Durch Kampf zum Frieden.

Und die Teigmasse, so ungern sie ursprünglich den fremden Eindringling aufgenommen hat, hat es nicht zu bereuen, es gereicht ihr vielmehr zum größ-

im Vortheil. Denn der nunmehr vollständig durchsäuerte Teig hat jetzt eine festere Gestaltung bekommen, er ist steif und derb geworden, sodaß die Brode sich bequem daraus formen lassen, und die angenommene Form auch für alle Zeit ihres Bestehens beibehalten. Weiter: Der fade, weichlich schmeckende Teig hat jetzt vom Sauerteige auch einen lieblichen Wohlgeschmack empfangen, der es zur Nahrung und Verdauung geeignet macht.

Wenn das Brod schlecht geräth, ist meistens die ungenügende Säuerung schuld, und umgekehrt, wenn das Brod gut und schmackhaft, nahrhaft und leicht verdaulich ist, so hat es diese Eigenschaften nicht in letzter Linie dem verächtlichen Sauerteige zu danken. Darum spotte nicht des Sauerteiges, sondern bewahre ihn sorgfältig in deinem Haushalte!

Uebernatürliche Betrachtung.

Diesmal brauchen wir nicht lange nach dem „Finger Gottes" zu suchen. Der Mund Gottes, nicht nur seine Hand, hat es angedeutet, was wir im übernatürlichen Sinne unter dem Sauerteige zu verstehen haben. „Das Himmelreich ist gleich dem Sauerteige ....," so beginnt der Heiland eines seiner Gleichnisse. Somit vergleicht der göttliche Lehrmeister das Himmelreich mit dem Sauerteige. Für Himmelreich können wir aber, ohne einen großen Fehler zu begehen, heiligmachende Gnade setzen. Die Aehnlichkeit in der Wirkung des Sauerteiges und der heiligmachenden Gnade ist in der That eine auffallende.

Zwar spricht man auch im gewöhnlichen Leben von dieser heiligmachenden Gnade nicht allzuviel und nicht allzugern, weil man sie nicht recht versteht und nicht viel nach ihr verlangt. Ein moderner Salonmensch würde in große Verlegenheit kommen, sollte er über diesen Gegenstand einen kurzen Vortrag halten. Und angenommen, er wüßte die Bedeutung der heiligmachenden Gnade, so würde er trotzdem nicht gern darüber sprechen, man könnte ja sonst leicht seine liberale Gesinnung, seine weltmännische Bildung und seine „voraussetzungslose" Wissenschaftlichkeit in Zweifel ziehen. Nein, die gebildete „Welt" spricht nie ein anerkennendes Wort über dieses gebenedeite Heiligungsmittel der Menschheit. Schimpfen und spotten über heilige Dinge — das geht leichter und bringt mehr Weltgunst ein!

Und doch muß jeder Mensch die genannte Gnade als Schatz in seiner Seele tragen, wenn er ewig und glückselig einst leben will in der andern Welt drüben. Wie der Sauerteig das tägliche Brod und somit das tägliche Leben gibt, so ist die heiligmachende Gnade die Grundbedingung des ewigen Lebens im Himmel. Hat nämlich der Mensch durch die zuvorkommende Gnade seine Lebensweise zum Bessern geändert, hat er sich mit liebendem Herzen zu seinem Gott hingewendet, hat er insbesondere durch eine würdige Beichte und Buße seine Seele präparirt, dann senkt der gute, barmherzige Gott die heiligmachende Gnade in des Büßers Herz, welche nun im Menschen Wunderdinge wirkt. Zuerst beginnt auch hier ein hartnäckiger, aber heiliger Kampf. Die Gnade fängt an, den Menschen zu vervollkommnen; der alte, sündhafte Mensch mit seinen vielen, ungeordneten Begierden und Leidenschaften, mit seiner Anhänglichkeit an die Welt und sein eigenes Ich wird auf allen Punkten heftig angegriffen. Man

hört ihn seufzen, stöhnen, klagen und jammern, weil er jetzt gar so Vieles verabscheuen und meiden muß, was ihm früher Lust und Erheiterung gewährte. Oft bäumt sich die menschliche Natur auf gegen die Gnade, sie möchte am liebsten diesen fortwährenden Kampf von sich abschütteln, sie möchte ihr eigenes Fleisch mehr schonen. Aber es hilft nichts; Gott und der gute Wille in der menschlichen Seele wollen es, und so muß die weichliche Natur sich tödten lassen, sie muß sich selber absterben bis in ihre innersten und feinsten Verbindungen mit dem Weltgeiste. Augenlust, Fleischeslust und Hoffart müssen erst in ihren innersten Fasern ersterben, bevor ein neuer, heiliger, gottgefälliger Mensch mit Hilfe der heiligmachenden Gnade erstehen kann.

Jahrelang, lebenslang dauert dieser Kampf gegen Fleisch und Blut, gegen den Anreiz der Welt, gegen die Versuchungen des bösen Feindes. Doch endlich tritt ein stilles Dulden, eine himmlische Ergebung ein. „Herr, Dein Wille geschehe, nicht der meinige!" so spricht die von der Gnade geläuterte und geheiligte Seele, und nun hat sie Frieden gefunden, selbst in Kampfesleiden. Die wässerige, weichliche Menschennatur hat sich mit der göttlichen Gnade innig vereinigt, dadurch ist das Herz stark und der Wille fest geworden. „Der Friede des Herrn" ist über den veredelten Menschen ausgegossen; durch Kampf zum Sieg! gilt auch hier.

Die heiligmachende Gnade hat zwar im verderbten Fleischesmenschen einen gewaltigen Kampf angefacht, doch dieser braucht es nicht zu bereuen, mit der Gnade treu mitgewirkt zu haben. Dadurch ist der Mensch zum Bessern umgewandelt worden: er hat jetzt heilige Grundsätze und feste Vorsätze angenommen, denen gemäß er denkt und redet und handelt, er hat Tugendhaftigkeit erlangt, er ist konform mit Gott geworden. Mit der heiligmachenden Gnade im Herzen ist er ein Kind und Erbe Gottes, er ist zur höchsten Würde emporgestiegen, er hat das hochzeitliche Kleid angezogen, er hat Wohlgeruch und Wohlgeschmack vor dem göttlichen Angesicht bekommen. Alle Heiligen und Engel schauen voll Verwunderung auf ihn, sie erkennen in ihm das Ebenbild Gottes, die Wohnungen der Seligen stehen ihm offen — er wird dem Lamm Gottes nachfolgen, wohin es immer geht.

Also, was der Mensch vor Gott ist und gilt, was er Gutes in der Welt vollbringt, was er dereinst an Lohn empfangen wird, das alles ist ein Ausfluß der heiligmachenden Gnade. Und umgekehrt, ohne diese Gnade kann er nichts Verdienstliches thun. Demnach müssen wir darnach trachten, die genannte Gnade im Herzen zu erhalten; sie ist das Lebensbrod der Seele, sie ist das höchste Gut im Leben und im Sterben.

Selbstbetrachtung.

Auch du, christliche Seele, mußt dich von dem Sauerteige der heiligmachenden Gnade durchsäuern lassen. Nimm dieselbe freudig auf in ein gutes, reines, gläubig-demüthiges Herz, sie wird in dir Früchte bringen zum ewigen Leben! Prüfe dich täglich, ob dieses treibende Element in dir thätig sei. Du weißt ja, wodurch die Gnade verloren geht, wodurch sie gewonnen und vermehrt wird. Fürchte dich nicht vor dem Kampfe in deinem Innern, in Fleisch

und Blut, in Einsamkeit und Oeffentlichkeit. Gottes Gnade kann nur dann erhalten und wirksam werden, wenn gegen die niedrigen Triebe der Krieg erklärt wird. „Seid standhaftig und kämpfet gegen die alte Schlange!“ Mag's auch mitunter in dir wimmern und stöhnen, höre nicht auf dieses Klagegeheul der Sinnlichkeit, sie muß sterben, damit Gott in dir und du in Gott leben kannst. „Der Friede des Herrn ist über denen, die ihn lieben.“ Jesus, Urheber aller Gnade, erbarme Dich unser! Maria, Mutter der göttlichen Gnade, bitte für uns! — Gnade und Trost im Hl. Geiste, Beharrlichkeit im Guten gebe uns der allmächtige und allgütige Gott! Dieses Wunsch der Apostel wünschen auch wir.

(Für den „Sendbote“.)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?

Wie an einen wirthschaftlichen Fortschritt im Sozialistenstaate zu denken möglich ist, kann man selbst mit Röntgen X-Strahlen, oder auch Y-Strahlen nicht sehen. Davon haben wir uns wohl im letzten Monat überzeugt. Wie steht es nun mit der

Kunst und Wissenschaft?

Wird Kunst und Wissenschaft besser fahren als der wirthschaftliche Fortschritt? „Der Sozialismus wird Gelehrte und Künstler in unzähliger Menge“ erzeugen, so behauptet zwar der Sozialist Bebel, aber begründet hat er diese Behauptung nicht; wird sie auch nicht begründen wollen, und noch weniger begründen können. Denn derselbe Bebel selbst sagt oder lehrt wiederum, daß im Sozialismus sich alle ohne Ausnahme unmittelbar an der Produktion betheiligen müssen; daß es also keine Gelehrte und keine Künstler von Profession geben werde. Hier zeigt sich also wiederum ein gewaltiger Widerspruch, wie man so viele in der sozialistischen Rumpelkammer findet!

Sind denn Kunst und Wissenschaft nur Spielerei, nur angenehmer Zeitvertreib, kindische Unterhaltung? Das glaubt doch kein vernünftiger Mensch. Ja, wenn das der Fall wäre, dann gebe es wohl Künstler und Gelehrte in unzähliger Menge, in Hülle und Fülle; wir brauchten nicht erst nöthigenfalls auf den Sozialismus warten.

Nein, wer Großes und Gründliches und Tüchtiges in Kunst und Wissenschaft leisten will, der muß seine ganze Zeit, sein ganzes Leben und Streben, sein Sinnen und Trachten darauf verwenden. Wer immer Kunst und Wissenschaft nur so nebenbei, in müßigen Stunden aus Liebhaberei betreiben wollte, — wenn dann überhaupt nur noch von Kunst und Wissenschaft die Rede sein

könnte — der würde es sicher nie sehr weit bringen; er würde nie und nimmer ein Künstler, nie und nimmer ein Gelehrter werden!

Weil Herr Bebel und noch andere Genossen — gleichwie Manche auch Luftschlösser bauen — so vieles und sogar Bücher geschrieben, ein Sozialisten-Machwerk zusammenfabrizirt haben, ist noch kein Beweis, daß sie Gelehrte sind und auf Kunst oder als Künstler Anspruch machen können; und daß sie das Alles noch obendrein in ihren Musestunden gethan haben, das glaubt ihnen erst recht kein Mensch! Wie und wo sie ihre Musestunden zugebracht haben, ist freilich Privatsache, und geht Niemanden als sie selbst an, das gestehen wir ihnen gerne zu; daß sie aber alle ihre Schreibereien aus purer Liebhaberei zur Sache gethan haben, und keinen andern Zweck, keinen andern Beweggrund, kein anderes Motiv im Auge hatten als einzig nur Liebhaberei zur Sache, und dann nur so nebenbei in Musestunden, das zu behaupten werden sie doch nicht die Stirne haben; sie würden sich nur lächerlich machen! Man weiß ja besser! Wenn jedoch diese ihre Leistungen ihre Lebensaufgabe waren, dann sind sie nicht echte Sozialisten. Jeder Sozialist muß, nach ihrer eigenen Theorie, einem Produktionszweig sich widmen, denn die Produktion ist die eigentliche, ja die einzige Aufgabe im sozialistischen Zukunftsstaat, so zwar, daß sogar unangenehme und verdrießliche Arbeiten, wenn sich keine Freiwilligen zur Vollziehung derselben anmelden oder anbieten, der Reihe nach allen aufgebürdet werden sollen. Oder ist vielleicht nach sozialistischem Begriffe jede Literatur und überhaupt die Literatur ein Produktionszweig? „Mag sein!" sagt Schnuppe; produzirt jedenfalls Cents und sogar Dollars! Allein das wäre schon wieder ein anderer Widerspruch im Sozialistenstaate, denn da soll nichts Privatsache sein — als höchstens die Religion!?

In der jetzigen Gesellschaftsordnung ist es das eigene Interesse, das selbsteigene Bedürfniß, die höchsteigene Existenz, der allentscheidende Lebensunterhalt, das selbstständige Emporkommen und Emporstreben, eine gewisse unabhängige Stellung in der menschlichen Gesellschaft, was zur Arbeit, zur Anstrengung, zur Thätigkeit anspornt. Es ist wahr, daß Einer oder der Andere, hie und da, ohne Rücksicht auf äußere Vortheile, also ganz aus purer Liebhaberei gewisse Studien und Künste betreibt. Aber das sind seltene Ausnahmen und bald gezählt! Im Sozialistenstaate fehlt es aber an allen den genannten Antrieben, weil eben Jedem in allen Berufen gleiche Existenzbedingungen versprochen werden.

Erlauben wir nun den Sozialisten das unschuldige Vergnügen, diese Forderung, daß sich nämlich alle „physisch", also unmittelbar an der Produktion betheiligen müssen, aufzugeben, und dann Künstler und Gelehrte und Forscher und Erfinder von Profession anzustellen, wo bleibt man dann mit der sozialistischen Werththeorie? Der Werth aller Gebrauchsgegenstände richtet sich nach dem Arbeitsquantum, welches erfordert wird, sie herzustellen. Unter dieser Arbeit kann doch nur produktive Arbeit verstanden werden. Nun gibt es aber so viele Künste und Wissenschaften, welche für die Güterproduktion auch fast gar keinen oder nur sehr geringen Werth haben. Was nützt z. B. die Geschichtsforschung, die Philosophie, die Astronomie, die Dichtkunst oder die

Musik? Ob z. B. die Kartoffeln in Amerika oder Europa entdeckt worden, von einem Land in das andere importirt worden sind, kann schließlich dem hungrigen Arbeiter so ziemlich egal sein, wenn er nur genug auf den Tisch hat! Ob sich die Sonne um die Erde oder die Erde um die Sonne dreht, kann auch dem Arbeiter gleichgültig sein, — wenn der liebe Tag kommt, muß er halt arbeiten und schaffen! Wenn das Wetterbureau auch Sonnenschein prophezeit, so bekommt man doch einen nassen Buckel, wenn es trotz des Wetter-Propheten regnet und seinen Wasserrock oder Regenmantel oder Regenschirm daheim gelassen! Vom Lesen schöner Gedichte und vom Anhören herrlicher Musik bekommt Niemand dicke Backen! Ein dickes und gelehrtes philosophisches Buch hilft dem Vater und der Mutter verzweifelnd wenig, wenn ein Trupp Kinder um den Tisch sitzen; ein tüchtiges Stück Fleisch oder Schinken oder Speck im Hafen und im Sauerkraut hat mehr Werth für sie und die Buben und die Mädel!

Folgerichtig entsteht nun die wichtige Frage: Wenn man im Sozialistenstaate dennoch diese Künste und Wissenschaften bezahlen und besolden will, wonach soll sich dann der Werth richten, wonach soll und darf da die Höhe des Lohnes und der Besoldung berechnet werden?

Dann muß noch ein anderer Umstand berücksichtigt werden. Die Sozialisten — und andere Leute wohl auch — jammern und klagen, schimpfen und raisoniren über „unproduktive Existenzen" und „Drohnen". Damit meinen sie die bessere Klasse, die höhere. Sie wollen Gleichheit hergestellt haben und keinen Vorzug dulden. Wie ist aber dieses möglich, wenn sie Gelehrte, Künstler, Professoren, Forscher u. s. w. dulden, anstellen und verwenden wollen? Selbst ein einfacher Schullehrer steht doch höher als der Straßenputzer, der Fabrikarbeiter, der Minenarbeiter, oder Schuster oder Schneider! Eifersucht und Neid und Mißgunst herrschen allgemein ziemlich stark jetzt schon in der Welt bei der freien Berufswahl, bei allen persönlichen Antrieben und trotz der anerkannten Nothwendigkeit der ungleichen und stufenweisen Stellung der menschlichen Gesellschaftsordnung. Mit welchen scheelen Augen würden aber erst die Bergwerk- und Fabrikarbeiter, und überhaupt alle gewöhnlichen und gemeinen Produktionsarbeiter die Gelehrten und Künstler und Forscher u. s. w. anschauen und anglotzen, weil sie natürlich mehr Ehre, mehr Ansehen genießen, höher in der Gesellschaft stehen, obgleich sie alle ohne Unterschied im Sozialistenstaate „gleiche Existenzbedingungen" fordern können, und auch fordern werden, weil ihnen ja feierlich versprochen worden! Bei der heutigen Gesellschaftsordnung sollen, ja müssen sie, wenn auch nicht anders, so doch nothgedrungen zufrieden sein; im Sozialistenstaate brauchen sie das aber nicht. Wird darum der Neid, die Mißgunst und die Eifersucht nicht noch stärker angefacht werden? Warum sollen einige Wenige die Bevorzugten sein? Warum gerade d i e oder j e n e? —

Aber halt! Im hochgepriesenen sozialistischen Zukunftsstaate wird „ein Jeder auf das allgemeine Wohl, das Gemeinwohl, einzig bedacht sein" — „sich selbst ganz vergessen" — „die Bruder- und Nächstenliebe Wunder wirken"!? Jawohl, köstliche Wurstzipfel — und sonst nichts!

Wie endlich eine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft möglich sein

kann, ist unerklärlich. Einmal stehen Künstler und Gelehrte auf derselben Stufe wie der Schneider, Schuster, Bäcker und Straßenputzer; die ihnen gebührende Ehre und Achtung und Vortheile können und dürfen oder sollen sie nicht beanspruchen. Eine solche Forderung ist ja prinzipiell verkehrt und unstatthaft. Und dann ist auch die Freiheit der Berufswahl im Sozialismus ausgeschlossen und aufgehoben. Unter obwaltenden Umständen werden sich wohl keine oder nicht viele Gelehrte oder Studirende, Künstler und Forscher u. s. w. anmelden. Würde dann das lieb' Väterchen — Sozialistenstaat — dieselben anstellen und auswählen, so wäre es erstens gegen das soziale Prinzip; zweitens könnte es — das lieb' Väterchen nämlich — wie das ja leicht zu erklären ist, verkehrte Wahl treffen, ganz Unfähige oder Unwillige auswählen; und drittens würden selbst Fähige und Tüchtige wahrscheinlich wenig Interesse zeigen, und mithin wenig Erfolg aufweisen, weil eben der Beruf nichts Einladendes hat, und gezwungen sich dem Berufe widmen müßten. Denn wohlbekannt, wie auch obendrein sehr wahr, ist das allbekannte Sprichwort: „Wenn man die Hunde auf die Jagd tragen muß, dann werden sie keine Hasen fangen!"

Der hl. Ambrosius, Bischof und Kirchenlehrer.

Es hat wohl noch keinen Bischof gegeben, der mehr Angst und Widerstreben vor Uebernahme seines Amtes gezeigt und nachher dasselbe vortrefflicher geführt hätte, als der hl. Ambrosius. Er war Statthalter in Mailand, während die große Stadt in zwei religiöse Parteien getheilt war, in die rechtgläubige katholische und in die ketzerische arianische. Ambrosius war so beliebt, daß beide Parteien einstimmig ihn zum Bischof wollten, obschon vorher ein Arianer Erzbischof war. Als Ambrosius genöthigt war, die Weihe zu empfangen, schenkte er den Armen all' sein Gold und Silber, der Kirche aber sein Grundstück, und nahm künftighin an keinen weltlichen Angelegenheiten mehr Theil, obschon er bei den römischen Kaisern im größten Ansehen stand.

Ambrosius war ein rechter Soldat Gottes, den weder Fleischeslust, noch Augenlust, noch Hoffart des Lebens furchtsam und feig machen konnte in dem großen Kampfe, der ihm in seiner Laufbahn zubeschieden war.

Durch seine rastlosen Bemühungen war in Mailand allmälig die arianische Ketzerei ausgelöscht und die ganze Stadt einig im katholischen Glauben. Das Volk war seinem Erzbischof mit größter Liebe und Verehrung zugethan. Als Kaiser Valentinian dem Erzbischofe befahl, die Stadt zu verlassen, gab er freimüthig und offen zur Antwort, er dürfe als Bischof seine Kirche nicht verlassen, in solchen Dingen dürfe er einem weltlichen Herrscher keinen Gehorsam leisten. Er sagte: „Fordert der Kaiser Abgaben, so werden wir sie nicht verweigern; verlangt er unser Vermögen, so mag er es nehmen; selbst Leib und Leben bin ich bereit aufzuopfern, — aber der Kirche kann ich nichts vergeben, sie gehört

Gott; der Kaiser ist in der Kirche, aber nicht über die Kirche. Ich werde nicht fliehen; wenn man mich der Kirche mit Gewalt entreißt, so wird man nur meinen Leib davon trennen, nimmermehr aber meine Seele!" Späterhin bat und beschwor Ambrosius den Kaiser Theodosius, öffentliche Buße zu thun für ein Verbrechen, das er verschuldet hatte. Als Theodosius zur Vorhalle der

Der hl. Ambrosius tauft den hl. Augustin.

Kirche kam, trat ihm der Erzbischof entgegen: „Es scheint, o Kaiser, daß Du die ungeheuere Größe Deines Mordes auch jetzt noch nicht einsiehst; Deine hohe Stellung hindert Dich an der Erkenntniß Deiner Sünde. Senke Deinen Blick auf den Staub der Muttererde, aus welcher wir hervorgegangen sind und zu der wir zurückkehren werden. Laß Dich nicht durch des Purpurs Glanz verblenden über die Armseligkeit des Leibes, den jener deckt. Einer ist unser Aller

Herr und König, der Schöpfer und Gott der Welt. Willst Du mit Deinen Füßen den heiligen Boden seines Tempels betreten? Willst Du es wagen, hier die Hände zum Gebet zu erheben, die noch von Blut triefen? Willst Du Deinen Mund dem kostbaren Blute öffnen, der Du in Zorneswuth so viel unschuldiges Blut vergossen hast? Geh' fort und wage es nicht, Frevel auf Frevel zu häufen; unterwirf Dich dem Kirchenbanne!" Der Kaiser wollte sich entschuldigen und führte das Beispiel des David an, der doch auch durch Ehebruch und Mord schwer gesündigt habe. — Der hl. Erzbischof erwiderte darauf: „Du hast den Sünder nachgeahmt, ahme auch den Büßer nach!" Mit Thränen in den Augen kehrte der Kaiser zurück und unterwarf sich der öffentlichen Buße. Die Strenge gegen den Kaiser rührte bei dem hl. Ambrosius lediglich her von seiner großen Ehrfurcht vor Gott und dessen heiligem Gesetz; sonst hatte er die innigste Liebe zu seinem Fürsten. Der Kaiser starb in den Armen des hl. Erzbischofes und dieser hielt ihm eine Leichenrede, worin er die Gottseligkeit und großen Tugenden des Verstorbenen preist und seine Ueberzeugung ausspricht, daß ihn Gott bereits in die ewige Glorie aufgenommen habe. Der Ruf von der großen Heiligkeit und Weisheit des Erzbischofes in Mailand verbreitete sich in die entferntesten Länder. Sein Tod ereignete sich in der Nacht von Charfreitag auf den Samstag, am 4. April 375.

Eine sympathische Schilderung Papst Pius X.

finden wir in einem Feuilleton des „Berliner Tageblatt". Es wird da bei Gelegenheit seines Empfanges des jüngsten schweizerischen Pilgerzuges von dem Papste gesagt: „Der Papst, natürlich ganz weiß gekleidet, ist deutlich sichtbar. Keine ätherische, fein diplomatische Gestalt wie Leo XIII., sondern eine kräftige, markische Persönlichkeit, ein Mann aus dem Volke, voll unverwüstlicher Energie, aber auch schonender Milde. Der Bischof von Lugano hielt im Namen der Pilger eine italienische Ansprache, worauf sich Pius X. erhob und eine jener Volksreden hielt, die ihn bereits so populär gemacht haben. Pius X. ist ein geborener Volksredner; nicht der Diplomat, der seine Worte abwägt, nicht der unnahbare Papst, der aus der Höhe seiner Weltstellung sich an die Menschheit wendet, sondern ein Redner, der die Noth des Volkes kennt, fühlt und sich ihm mit tiefstem Herzen eröffnet, und dabei doch ein Mann großartiger Intelligenz, mit dem Weltblick des Venezianers und dem ruhigen Ausdruck eines starken Willens. Er sprach fließend und eindringlich, mit volltönender Stimme und mit der melodischen Aussprache, die den Venezianer verräth, worin alle Härten der lingua florentina so wunderbar ausgeglichen sind. Er sprach mit lebhafter Gestikulation, mit Worten, die den Hörern mächtig zu Herzen gingen, obschon die Mehrzahl der Anwesenden das einzelne nicht verstand. Doch auch für sie war es packend und ergreifend. Nach seinem Segensspruch endete die Feierlichkeit." Gezeichnet ist der Artikel von Prof. Joseph Kohler, der wohl mit dem auch außerhalb der juristischen Fachkreise als Schriftsteller hochgeschätzten Berliner Universitätsprofessor dieses Namens identisch sein wird.

(Für den „Sendbote".)

Erklärung der Dekorationen in der St. Johannes Kirche zu Covington, Ky.*)

Das Wort „Kirche" wird in doppeltem Sinne gebraucht. Man versteht namentlich darunter zunächst die große, römische, katholische Kirche, welche der liebe Gott von Anbeginn baute, deren Dauer halten wird bis zum Ende der Zeiten, die Kirche, in welcher alle Völker der Erde sich sammeln, um in Einheit des Hl. Geistes Glieder an dem geheimnißvollen Leibe Christi zur Theilnahme an jener Kirche sich zu bilden, in welcher sie Theil nehmen an dem Hochzeitsmahle des Lammes, das von Anbeginn geschlachtet wurde. — Sodann versteht man unter dem Worte „Kirche" das Gotteshaus, den Tempel, in welchem die Gläubigen sich zum heiligen Opfer und zur Anhörung des göttlichen Wortes versammeln.

Das Gemeinschaftliche dieser beiden Begriffe liegt in dem Umstande, daß die Kirche als Gotteshaus verstanden, das lebendige Bild, der lebensvolle Ausdruck jener großen Einheit der Völker ist, die in dem Hl. Geiste sich zum Leibe Christi bildet. Denn was in dieser großen Kirche für alle Gläubigen der Hl. Geist wirkt, wesentlich dasselbe wirkt derselbe Hl. Geist im Gotteshause der katholischen Kirche.

Diesem Gedanken einen möglichst klaren Ausdruck zu geben, war der Plan der Ausschmückung der St. Johannes Kirche.

Der vorzüglichste Theil dieser Ausstattung bildet der Altar. Eigentlich nur ein Altar ist in der Kirche, denn die sogenannten Seiten-Altäre gehören in die umliegenden Kapellen, und wo diese nicht vorhanden sind, sollen dieselben nur als dekorative Darstellungen dienen. Der eine Altar aber ist derjenige, welchen Abel baute, auf welchem Abraham und Melchisedech opferten. Denn alle Opfer, die jemals gebracht wurden und bis an das Ende der Welt gebracht werden, haben nur Sinn und Bedeutung in dem einen Opfer, das auf dem katholischen Altare vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange derselben die Herrlichkeit des Kreuzes preist und Vergebung der Sünden vom Himmel auf die Erde herabruft. Diesen Altar in der St. Johannes Kirche schmückt deshalb die in Marmor-Relief ausgeführte Darstellung der Opfer Abels, Abrahams und Melchisedechs.

Das Opfer des neuen Bundes ist aber kein vorübergehender Akt, sondern erhält seine Fortdauer in der beständigen Gegenwart seines Hohenpriesters in

*) Wir machen auf diesen Artikel besonders deshalb aufmerksam, weil er die schönen Bilder welche seit längerer Zeit als Kopfleisten des Artikels „General-Intention" dienten, näher erklärt. Die Leisten rühren vom Herrn Maler A. Biester, in Cincinnati, O., her.

der hl. Eucharistie. Darum erhebt sich über dem Altare das Tabernakel, der Thurm, in dem der Herr seine beständige Wohnung aufgeschlagen hat. Darum ist er hier, wie im Himmel, von Engeln und seinen Heiligen umgeben und bewacht. Die Statuetten aber, die sich dort finden, sind die Bilder folgender Heiligen: des hl. Bernard, des seligen Peter Canisius, des hl. Heinrich, der hl. Kunigunde, der hl. Elisabeth, der hl. Gertrud.

Das Opfer selbst ist aber genauer bezeichnet in dem großen Wandgemälde über dem Altare, welches die Kreuzigungs-Gruppe darstellt. Christus am Kreuze und seine liebe Mutter und der heilige Kirchenpatron an seiner Seite. An beiden Seiten dieses Bildes befinden sich die Bilder der Verklärung Christi und seine Taufe im Jordan. Weil bei diesen Gelegenheiten der himmlische Vater ausrief: „Dieser (der dort am Kreuze sich opfert) ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." Ueber diesem Bilde aber in weiter Ferne und von Wolken umgeben erscheint das Bild Gott des Vaters.

So sehr nun aber das heilige Opfer des katholischen Altares als das Werk des Hl. Geistes betrachtet werden muß, so kommt dasselbe doch nur zu Stande durch die Mitwirkung der Menschen. Denn Brod und Wein sind die Gaben, unter deren Gestalten das göttliche Opfer sich vollzieht und ohne sie ist das Opfer selbst unmöglich. Weil aber die Erde durch Gottes Wort im Paradiese verwünscht, nur Dornen und Disteln trägt ohne die Arbeit der Menschen, so kann Wein und Weizen nur gedeihen durch Arbeit. So hat es Gottes liebevolle Gerechtigkeit geordnet, daß im Schweiße seines Angesichtes der Mensch sein Brod esse; nicht nur zur Erhaltung seines irdischen Lebens, sondern auch zum ewigen Leben. Darum das Fries, welches zu beiden Seiten des Altares an die Wand sich hinzieht. Es stellt die Arbeiter im Weinberge dar, wie sie als Engel den Wein und den Weizen bauen und die Frucht ihrer Arbeit als Leviten in der Nähe des Altares opfern. Diese idealisirte menschliche Arbeit, in bestem Stile gehalten, ist ohne Zweifel das Bedeutungsvollste, was uns der Maler A. Biesten geliefert hat.

Zum Andenken an die hochw. Prälaten, welche in dieser Kirche wirkten, sind, nebst dem der Gemeinde, ihre Wappenschilder an der Decke des Sanktuariums angebracht, nämlich das Wappen der hochseligen Bischöfe Georg Aloysius Carroll, August Maria Toebbe und des jetzt regierenden Bischofs Camillus Paul Maes.

Seiten-Altäre und Heiligen-Bilder.

Die katholische Kirche bringt nicht blos ihre Lebens-Einheit und Lebensquelle, sondern auch ihr reich entfaltetes Leben zum Ausdruck in der Ausstattung ihres Gotteshauses. Darum die Seiten-Altäre, an der Epistelseite der Kreuz-Altar und der Muttergottes-Altar an der Evangelienseite.

Der Kreuz-Altar zeigt die christliche Idee, daß der göttliche Heiland durch Leiden und Erniedrigung, die er selbst sich auflegte, im Gehorsam gegen den himmlischen Vater zur Glorie als König der Könige aufstieg und daß das Kreuz die natürliche Leiter zur Seligkeit ist. Der Altartisch enthält darum

das Bild der schmerzhaften Mutter (eine Kopie von Adam Kraft aus Nürnberg). Ueber dem Altartische schlingt sich ein Bogen von Dornen, die in sich Medaillone von den vier ersten Gesetzen des schmerzenreichen Rosenkranzes als ihre Früchte tragen. Innerhalb dieses Bogens tragen zwei Engel das Bild des Schleiers der hl. Veronika mit dem leidenden Antlitze Jesu. Flankirt wird der Bogen von zwei Engelfiguren, welche die Leidens-Werkzeuge tragen. Das Ganze trägt ein Kreuz, mit goldenen Strahlen umgeben, an welchem der Heiland steht, mit ausgebreiteten Armen, aber in reichem, golddurchwirktem Gewande. Auf seinem Haupte die Kaiserkrone (eine Kopie aus der St. Martini Kirche in Emmerich aus dem 9. Jahrhundert), und erinnert an die Stelle der Geheimen Offenbarung Johannes, 5, 6.

Wenn aber das Leiden drückt, dann bedarf der Christ der zeitigen Hilfe. Darum zeigt das Wandgemälde über dem Kreuz-Altar die heiligen Patrone der Gemeinde, die zum hlst. Herzen Jesu für das Volk beten: der hl. Joseph, Patron der Jünglinge; der hl. Johannes, Patron der Männer; hl. Anna, Patronin der Frauen; und hl. Rosa von Lima, Patronin der Jungfrauen.

An der Evangelienseite ist der Marien-Altar. Im Altartische sieht man die Verkündigung des Engels und unter Baldachinen über demselben in der Mitte die Gottesmutter. Eine Statue, welche der selige Vater Andreas Michel 1862 aus München kommen ließ und an welcher der Papst Pius IX. Abläße verbunden hat. Die heiligen Eltern Mariens, Joachim und Anna, stehen unter Baldachinen zur Seite. Es sind dieses wohl die schönsten Holzschnitzereien, die der selige Heinrich Schroeder geschaffen hat.

Das Wandgemälde über dem Altare zeigt „das Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond zu ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone mit zwölf Sternen". (Geh. Offenb. 12.)

Die Idee dieses Bildes aber ist folgende: Als der hl. Johannes auf der Insel Patmos in der Verbannung weilte, sah er den Himmel offen und Gott der Herr sandte seine Engel aus, um die Welt für ihren Unglauben mit Feuer zu vernichten. Und siehe, ein Drittheil der Erde brannte. Da kniete der hl. Johannes nieder, um Fürbitte einzulegen. Da senkt der Engel sein Schwert der Rache und berührt die Schulter des Jüngers, und weist ihn zum Himmel, wo das „Weib" erscheint, und mahnt ihn, an ihre Fürbitte sich zu wenden. Denn Engel umgeben sie, die den Spruchband tragen mit der Inschrift: „Helferin der Christenheit, sei gegrüßt." Zu ihren Füßen aber tragen andere Engel die Symbole der marianischen Andachten, Rosenkranz, Skapulier und Herz-Mariä-Bruderschaft.

An den Pfeilern des Bogens, der das Sanktuarium abschließt, stehen die Riesen des christlichen Alterthums und Muster des ernsten heiligen Lebens, die nicht nur für sich selbst die christlichen Tugenden übten, sondern auch bis für alle Zeiten die Probe lieferten, daß die Kirche Christi Macht hat, Heilige zu gebären. Darum als Wächter und Zeugen der hl. Antonius der Einsiedler, und der Vater der christlichen Zivilisation, der hl. Benedikt von Nursia.

Das Sanktuarium ist mit Schranken abgeschlossen, nicht zu dem Zwecke,

um die Gläubigen vom Heiligthume fernzuhalten, sondern um sie in geordneter Weise an dem Opfer und den Früchten desselben, den hl. Sakramenten, Theil nehmen zu lassen. Diese nannte man in der alten Kirche Ambo, bei uns wird die Schranke Kommunionbank genannt und in der St. Johannes Kirche ist diese in zwei Theile getrennt, von denen der eine Theil als Kanzel gebraucht wird. Darum stehen an den beiden Enden des Kommuniontisches Engel, welche bedeutungsvoll Lichter tragen und auf ihren Schildern die ernste Mahnung geschrieben tragen: „Wer wird aufsteigen zu dem heiligen Berge? — Wer unschuldige Hände und ein reines Herz hat."

Die Kanzel, ein etwas erhöhter Theil des Ambo, trägt in der Mitte ein Relief, Christus darstellend, mit St. Peter zu seinen Füßen, von Lämmern umgeben. Denn Gottes Wort wird auf der Kanzel gelehrt und Petrus predigt in seinen Nachfolgern. — Der Inhalt der Predigt wird nahe gelegt durch die Statue „Herz des guten Hirten", und das Beispiel, als bester Lehrer, wird versinnbildet durch den armen Franziskus von Assisi.

So schließt „Gnade und Wahrheit" (Joh. I, 14) den ersten Theil der Kirche ab. (Schluß folgt.)

Alleluja, auf Erden begonnen und im Himmel vollendet.

Es war im Jahre 559. Ostern fiel auf den 5. April. Um diese Zeit trieben die ketzerischen Arianer unter ihren Königen Genserich und Hunnerich in Afrika ihr Unwesen. Die Katholiken wurden auf das grausamste verfolgt. In der Stadt Regia waren die Gläubigen in der Nacht vom Ostersamstag bis Ostersonntag in der Kirche versammelt, um die Auferstehung Christi zu feiern, und hatten, um vor den Verfolgern sicher zu sein, die Kirchenthüren verschlossen. Da plötzlich erschienen die Arianer vor der Kirche, erbrachen die Thüren, stürzten mit ihren Schwertern über die wehrlose Menge her und richteten ein furchtbares Blutbad an. Im Augenblicke, als sie eindrangen, sang der Diakon am Hochaltar gerade Alleluja. Da traf ihn ein mörderischer Pfeil in den Hals. Er stürzte todt nieder, um im Himmel das Alleluja zu vollenden, was er auf Erden begonnen hatte.

Religion und Politik.

Stadtpfarrer Winterer (Mülhausen) erzählt in seinem Arbeiterfreund: Der erste Statthalter Elsaß-Lothringens, Frhr. v. Manteuffel, wies gelegentlich einen Geistlichen, dem ein politisches Mandat auferlegt worden war, darauf hin, wie viel Gutes er wirken könne, wenn er keine Politik treiben würde. Darauf gab der Geistliche — ob es der Abgeordnete Winterer selbst gewesen ist oder einer seiner Freunde, Guerber oder Simonis, ist nebensächlich — folgende Antwort: Die Ansicht Sr. Exzellenz theilte ich früher auch mehr oder weniger. Nicht ohne Schmerz konnte ich mich dazu entschließen, Politik zu treiben. Dazu habe ich mich erst entschlossen, seitdem die Politik Religion treibt.

(Für den „Sendbote".)

Der selige Kaspar del Bufalo, Stifter der Kongregation vom kostbaren Blute.

Von P. A. C., C. PP. S.

Die Verklärung des seligen Kaspar del Bufalo.

Die erhabene Feier der Seligsprechung des ehrwürdigen Dieners Gottes Kaspar del Bufalo fand am 18. Dezember 1904 in der St. Peters Kirche zu Rom statt.

Kaspar del Bufalo erblickte das Licht der Welt zu Rom am 6. Januar 1786. Seine frommen und tugendhaften Eltern waren Antonius von Bufalo und Annunciata Quartieronini. Von Geburt an war er ein schwächlicher Knabe und litt an einer heftigen Augenentzündung, welche die Aerzte für unheilbar erklärten. Die fromme, tugendhafte Mutter nahm jedoch voll Vertrauen ihre Zuflucht zum großen Apostel Indiens, dem hl. Franziskus Xaverius, und der kleine Kaspar ward wunderbar geheilt, und litt auch nie wieder im Leben an einer Augenkrankheit.

Als der kleine Kaspar im Stande war, diese große Wohlthat von den Lippen seiner guten Mutter zu vernehmen, schwur er eine lebenslängliche Dankbarkeit seinem himmlischen Lebensretter und wählte ihn auch später zum Schutzpatron der von ihm gestifteten Kongregation der Missionspriester vom kostbaren Blute.

Als Kind zeigte sich in ihm schon der spätere Heilige: er blieb den gewöhnlichen Kinderspielen fern, liebte es aber, mit eigener Hand Altäre zu bauen, und dieselben mit Blumen zu schmücken; er ging gerne in die Kirche und mit Andacht erfülltem Herzen folgte er dem Priester am Altare in den heiligen Handlungen. Seine ganze Haltung und sein ganzes Wesen waren nicht die eines Kindes, sondern vielmehr männliche Würde und Ernst. Unter den wachsamen Augen einer solch' frommen Mutter wuchs er heran und in das zarte Herz legte sie frühzeitig den Samen der Liebe zur Tugend und zur Frömmigkeit. Ganz besonders suchte sie dem Kinde eine innige Andacht zur lieben Mutter Gottes und zum hl. Aloysius einzupflanzen. Die Worte und noch mehr das gute Beispiel einer solchen Mutter, deren Herz von Eifer und Gottesliebe erglühte, wirkten wunderbar auf den kleinen Kaspar.

Seine Studien machte er im Kollegium Romanum unter vortrefflichen und ausgezeichneten Lehrern; ohne auf seine Talente und Geistesgaben stolz zu werden, leistete er Großartiges; Gott zu dienen in der Rettung unsterblicher Seelen, blieb ihm immer leitender Gedanke. Die Kirche del Jesu

besuchte er jeden Morgen mit seiner Mutter, wo er auch täglich dem Priester am Altare diente. Gerne und oft besuchte er die Kirchen Roms, besonders zur Zeit der ewigen Anbetung. Seine Gespräche bei seinen Alters- und Studiengenossen bezogen sich nur auf Gott, Religion und Studien. In der Schule, wie zu Hause war er ein Muster der Bescheidenheit, Ordnung und Zuvorkommenheit. Alle, die ihn kannten, ehrten und liebten den frommen Knaben und Jüngling.

Als Vorbereitung auf die niederen Weihen machte er bei den Zisterziensern die dreißigtägigen geistigen Uebungen. Als Kleriker hielt er an den Sonntagen Christenlehre in der Basilika des hl. Markus oder er ging auch an den Sonn- und Festtagen zum römischen Forum und predigte den dort versammelten Fuhr- und Landleuten mit Ernst die Religionswahrheiten.

Zum Predigtamte hatte Kaspar schon als Student große Anlagen und er widmete sich mit allen Kräften diesem erhabenen Berufe. Es war seine löbliche Gewohnheit, den Predigten berühmter Kanzelredner in den verschiedenen Kirchen Roms beizuwohnen, und wußte ihre Predigten fast wörtlich mit Salbung und Würde wiederzugeben.

Kaspar hatte schon lange das Verlangen empfunden, in einen geistlichen Orden zu treten; seine Eltern aber widersetzten sich diesem Vorhaben und demüthig und ergeben sprach er das ewig schöne Wort: „Gottes heiliger Wille geschehe."

Am 27. Februar 1807 empfing er die Subdiakonats-, am 12. März 1808 die Diakonatsweihe, und wurde am 31. Juli 1808 mit päpstlicher Dispens, da er das vorgeschriebene kanonische Alter noch nicht erreicht hatte, zur Priesterwürde erhoben.

Schon am ersten Tage nach seiner Priesterweihe hielt er zum Erstaunen aller Zuhörer in der Basilika von St. Peter eine erhabene und hinreißende Predigt über die Vorsehung Gottes. Aber schon früh in seinem Priesterleben mußte er den Kelch der Trübsal kosten, nahte ja damals für Italien und den Kirchenstaat eine traurige Zeit. Es war dies die französische Herrschaft unter Napoleon, welcher den Papst seines Besitzthums beraubte und nach Frankreich in die Gefangenschaft schleppte.

Wie ihr Oberhirt mußten auch die treuen Priester Roms Vieles leiden. Auch unser Apostel Roms wurde von General Miollis, dem Statthalter Roms vorgeladen, um auf die neue Ordnung den Eid der Treue zu schwören, aber ohne sich lange zu bedenken, sprach er ebenso entschieden, wie kurz: „Non posso, non debbo, non voglio." „Ich kann, darf und will es nicht." So mußte er mit hundert gleichgesinnten Priestern in die Verbannung.

Auf dem Wege nach Piacenza in die Verbannung traf er mit D. Franzesco Albertini, Domherrn von St. Nikolaus im Tullianischen Kerker, zusammen. Dieser hochw. Herr wurde später Bischof von Terracina und blieb lebenslänglich ein treuer Freund und Berather des Seligen bei der Gründung seiner Genossenschaft. Am 1. August 1810 kamen sie in Piacenza an, wurden aber später nach Bologna deportirt. Hier in der Gefangenschaft traf ihn

die traurige Nachricht vom Tode seiner guten, frommen Mutter, gewiß ein furchtbarer Schlag für den Mann Gottes! Doch blieb er ruhig und gelassen, und opferte in stiller Ergebung sein Leid dem Herrn auf. Noch einmal suchte die französische Regierung die Priester zur Eidesleistung zu bewegen — umsonst; und nun wurden alle zur Kerkerhaft verurtheilt. Kaspar wurde zuerst im Kerker St. Giovanni di Monte eingesperrt, kam aber später in eine noch schlimmere Haft nach Imola, und noch später nach Lugo, wo er

Der selige Kaspar del Bufalo,

Gründer der Genossenschaft der Missionäre vom kostbaren Blute.

in einem tiefen, finsteren Loche detenirt war und mit Strenge und Grausamkeit behandelt wurde. Alle Bücher wurden ihm weggenommen, und was ihn am meisten schmerzte, er konnte drei Monate keine hl. Messe lesen. In dieser Schule des Kreuzes ermunterte er die Anderen zur Ausdauer und Ergebung in Gottes heiligsten Willen. Selbst die Kerker-Beamten konnten ihm ihre Hochachtung und Verehrung nicht versagen. Ein Heiliger bleibt immer und überall ein Heiliger in den schwierigsten und traurigsten, wie in den

freudenvollsten Verhältnissen des Lebens. Immer blieb sein Wahlspruch: „Gottes heiliger Wille geschehe."

Hier im dunklen Kerker, hingestreckt auf dem harten Lager, besprach er in frommer Betrachtung die wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens mit Gott. Dunkel und finster für das Auge des Leibes, erstrahlte der Kerker um so lichter und heller für das Auge seiner reinen Seele. In Folge eines neuen französischen Ediktes, welches alle Priester, die dem Hl. Stuhle treu geblieben, in eine strengere Haft nach Corsika schickte, mußte Kaspar sich dorthin führen lassen. Doch es sollte anders werden. Schon waren sie auf dem Transportschiffe nach Florenz gekommen, als die freudenvolle Nachricht: „Napoleon ist gefallen!" die Herzen aller Treuen wiederum froh aufathmen ließ. Wie mit einem Schlage waren alle frei und kehrten in ihre Heimat zurück, und an ihrer Stelle wanderte Napoleon selbst als Gefangener in die Verbannung. Glorreich zog nach des Trübsals schweren Tagen Papst Pius VII. unter den Jubelrufen aller Gutgesinnten in Rom ein. Doch um des Krieges Spuren zu verwischen, mußten die guten Priester ihre äußerste Kraft aufbieten.

Rom, die Hauptstadt des Christenthums, war durch die Verfolgungen des Papstes und seiner treuen Priester beraubt; die Ordensleute waren vertrieben, die Klöster aufgehoben und die religiösen Zustände traurig gestaltet. Viel Mühe und Arbeit kostete es dem eifrigen Missionär und Bußprediger Kaspar von Bufalo, durch Missionen und geistige Uebungen das religiöse Leben wieder zu heben. In den Provinzen und in der Kampagna hatten sich in den Bergen Räuberbanden gebildet, die nach Willkür mordeten und plünderten, und Eigenthum und Leben unsicher machten. Vergebens hatte der Papst Truppen gegen sie abgeschickt, die Räuber verkrochen sich in ihre Schlupfwinkel in den Bergen, hatten jedoch in den Dörfern ihre Helfershelfer; das Militär vermochte nicht dem Uebel zu steuern. Da berief der Hl. Vater, Papst Pius VII., durch ein Dekret vom 8. Oktober 1821 die Missionspriester oder Bußprediger vom kostbaren Blute, wie sie gewöhnlich genannt wurden, an deren Spitze Kaspar von Bufalo stand, und befahl ihnen, überall Missionshäuser zu errichten, um mittelst Missionen und geistigen Uebungen diesen bedrängten Ortschaften Italiens den Segen des Friedens zu bringen, und was den Waffen der Soldaten nicht gelungen, gelang dem friedlichen Eingreifen der Missionäre. Der seeleneifrige Kaspar von Bufalo eilte mit den Seinigen in alle Provinzen, um überall Missionen und geistige Uebungen abzuhalten. Sein Muster und Vorbild war der hl. Franziskus Xaverius. Sein Seeleneifer kannte keine Grenzen. Durch ganz Italien erscholl das Lob des jungen Sittenpredigers. Gott segnete sein Bemühen; die verstocktesten Sünder bekehrten sich und legten reuig zu den Füßen des Heiligen ihre Beichte ab. Freigeister, Leugner des Christenthums wandten sich wieder der Religion ihrer Väter zu. Ein neues Leben, die Frucht der Arbeiten des Seligen, machte sich überall bemerkbar. Es würde zu weit führen, alle wunderbaren Ereignisse seines Lebens hier anzuführen, wie sie uns in seiner Lebensbeschreibung mitgetheilt werden. Beispielshalber sei erwähnt, daß von ihm bekannt ist,

daß er an einem Orte predigte und viele Stunden davon entfernt zu gleicher Zeit im Beichtstuhle beschäftigt war.

Eine besondere Andacht hatte er zum kostbaren Blute und suchte auch diese Andacht überall einzuführen und zu verbreiten. „Die Andacht zum kostbaren Blute," pflegte er zu sagen, „ist die Waffe der Zeit," und aus besonderer Andacht gegen dieses Geheimniß legte er seiner Kongregation den Namen „vom kostbaren Blute" bei. Von Gott dazu berufen und bestimmt, stiftete der selige Kaspar von Bufalo die Kongregation der Missionspriester vom kostbaren Blute, auch Sanguinisten genannt, welche als solche vom Papste bestätigt und gutgeheißen wurde.

Unter den schwierigsten und erdrückenden Arbeiten fortgesetzter und anstrengender Missionen erwarb er sich viele und große Verdienste für die Ewigkeit. Gott zeigte auch sein Wohlgefallen an der ausdauernden Arbeit seines Dieners, indem er ihn durch viele Wunder schon bei Lebzeiten verherrlichte, wie aus den Akten der Seligsprechung zu ersehen ist. Aufgerieben durch die vielen und anstrengenden Arbeiten des Missionslebens, fiel er anfangs Dezember 1837 in ein heftiges Fieber. Trotz ärztlicher Hilfe wurde sein Zustand nicht besser, so daß er am 27. Dezember die hl. Sterbesakramente empfing. Vollkommen zufrieden und ergeben blieb sein Wahlspruch wie im Leben so im Sterben: „Gottes heiliger Wille geschehe."

So starb der Heilige am 28. Dezember 1837 im Alter von beinahe 52 Jahren.

In ganz Rom, sowie in den Ortschaften Italiens, wo der selige Kaspar del Bufalo gewirkt hatte, verbreitete sich die Kunde wie ein Lauffeuer: „Der Heilige ist gestorben!" Sein Leichnam wurde nach Albano bei Rom gebracht und dort in einer Seitenkapelle der Kirche St. Paolo beigesetzt. Als später der Sarg wieder geöffnet wurde, fand man den Leichnam noch ganz frisch erhalten, ohne die geringste Spur von angehender Verwesung; ein angenehmer Wohlgeruch, gleich einem herrlichen Blumenbufte, füllte die ganze Kirche.

Nun ist dem Seligen die Ehre der Altäre zuerkannt: gewiß ein Jubeltag für die Mitglieder der Kongregation vom kostbaren Blute. Ihr Stifter thront nun in ewiger Herrlichkeit; mit liebenden Augen blickt er auf seine Kinder und segnet sie. Möge sein heiliges Beispiel ihren Eifer in der Rettung der Seelen neu anfachen und rege erhalten!

Die Hermanns-Söhne.

„Wir sind," schreibt die "Catholic Fortnightly Review", „dem ‚Concordia Publishing House' in St. Louis für die Zusendung eines vor mehreren Jahren von der ‚Lutherischen Synode von Missouri' herausgegebenen Pamphlets gegen die ‚Hermanns-Söhne' zu Dank verpflichtet." — Dieses Pamphlet liefert mit der Konstitution, dem Ritual und dem offiziellen Organ den Beweis, daß ein guter Christ nicht mit gutem Gewissen ein Mitglied des Ordens der „Hermanns-Söhne" sein kann.

(Für den „Sendbote“.)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

Welche Feder wäre im Stande, all' das Gute zu schildern, das diese Genossenschaft in den 65 Jahren ihres Bestehens gethan hat und noch thut? Wer wird berechnen können, die Auslagen für den Ankauf oder Bau der Häuser, für die Reparaturen, für den Unterhalt und die Beköstigung der 250,000 alten Leute? — Doch ist in letzterer Beziehung ein Versuch gemacht worden. Im Zentral-Büreau für Wohlthätigkeitszwecke in Frankreich wurde ein Bericht verfaßt über die sieben Häuser der Kleinen Schwestern der Armen in Paris allein, in der Zeit von fünfzig Jahren, von 1846 bis 1896, in welchem es heißt: „Wir sind gerne dazu bereit, die Resultate zu berechnen und zu verzeichnen, die durch diese wohlthätige Genossenschaft erzielt wurden, und auseinanderzusetzen, in wie fern es derselben gelungen ist, der Armuth und Noth zu steuern. Da wir wissen, wie viele Betten in jedem Hause des Seine Departements sind, und wann ein jegliches Haus eröffnet wurde, so können wir leicht die Unkosten berechnen, wenn alle Betten beständig besetzt gewesen wären.“ Nach Anführung eines jeden Hauses ergab sich das Resultat auf 20,613,640 Tage der Beköstigung von alten Leuten. „Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß einerseits die Zahl der Betten vermehrt wurde, und andererseits nicht alle beständig besetzt waren, so ziehen wir ein Viertel der Summe ab und geben das Ganze beiläufig auf 15,000,000 an. Wenn wir nun die Berechnung im Allgemeinen für alle Häuser in Frankreich machen, so beläuft sich die Zahl auf 130,000,000. — Einhundert und dreißig Millionen Kosttage für alte Leute, besorgt von den Kleinen Schwestern der Armen, die sozusagen keine Mittel zur Hand haben, da sie von Thür zu Thür betteln gehen! Welche mühevollen Beschwerden Tag für Tag! Welche unausgesetzte Thätigkeit erfordert nicht

ein solcher Beruf!

Und wenn diese Schwestern im Stande waren, für eine so große Anzahl von Verlassenen und Verstoßenen die Mittel zu beschaffen, und das täglich, um ihnen ein Obdach zu geben, sie zu nähren, zu kleiden und warm zu halten, müssen die dann nicht beim Volke eine Theilnahme und Mitwirkung gefunden haben, die im Verhältniß mit ihrem Heldenmuth stehen?“

In der That, Gott hat das Werk volksthümlich gemacht. Es ist der Welt sympathisch, in Frankreich wie in Belgien, in England wie in Amerika, überall wo die Kleinen Schwestern der Armen ein Altenheim haben. Die weltliche Obrigkeit zeigt sich ihnen günstig. Geschäftsleute und hervorragende Bürger

kommen ihnen zu Hilfe. Ihnen werden ausgediente Angestellte und alte Arbeiter anvertraut. Was soll man sagen von einem Werk, welches kein Kapital anlegt, von der Mildthätigkeit allein etwas hervorbringt, sich unausgesetzt der Unterstützung einer großen Schaar armer Leute aus allen Ständen und Gegenden widmet?

Vergleichen wir einmal die öffentlichen Anstalten, welche dem Staate so viel kosten und in welchen alle Angestellten Gehälter beziehen, mit den Stiftungen aus christlicher Nächstenliebe, von welchen wir jetzt reden und in denen Alles umsonst gegeben wird, während die Schwestern kein Salär bekommen. Ist das nicht in der That ein beständiges Sparen zum Wohle der Armen? — Diesem können wir noch beifügen, daß einige von den Kleinen Schwestern der Armen selbst Wohlthäterinen ihrer Anstalten werden, da sie ihr Eigenthum und ihr Erbe ganz oder zum Theile für den schönen Zweck schenken. Die große Familie der armen, alten Leute genießt alle Wohlthaten ohne Verzug und Vorbehalt; denn die Genossenschaft der Schwestern sucht nicht ein Kapital anzusammeln und anzulegen. Ihr gehören nur die Häuser, in welchen sie die Alten unterbringt, und die gebaut und erhalten werden müssen; Reparaturen und Verbesserungen sind immer zu machen, während in den betreffenden Ländern noch obendrein die Steuern entrichtet werden müssen.

Die mächtige Triebfeder, die das große Werk in Bewegung setzt und hält, ist die christliche Liebe und Barmherzigkeit; das Fundament ist das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die zur rechten Zeit die Menschenherzen rührt und die wohlthätige Hand öffnet.

Bedingungen zur Aufnahme.

Hohes Alter ist die erste erforderliche Bedingung, um bei den Kleinen Schwestern der Armen Aufnahme zu finden. In der Regel lassen sie Niemand unter 60 Jahren zu; alte Leute im Alter von 60 und 65 Jahren sind die Juniores des Hauses; im mittleren Alter stehen die 70 und 75jährigen. — Als das Haus in Madrid eröffnet wurde, nahmen sie einen Blinden auf, der 93 Jahre alt war, und eine Frau im Alter von 104 Jahren, die noch lebt, wenn sie seit September 1903 nicht gestorben ist, und die den Schwestern in der spanischen Kochkunst an die Hand ging.

Armuth ist die zweite Bedingung. In der Regel nehmen sie keine zahlende Insassen auf, keine Pensionäre und solche, die für sich selber sorgen können, und je älter, bedürftiger, verlassener und gebrechlicher der Applikant ist, desto mehr Anspruch hat er auf die Zulassung. — In einer Stadt dieses Landes gingen eines Tages zwei Schwestern auf der Straße daher, als eine Frau aus dem Fenster des zweiten Stockes eines Hauses sie anrief: „Schwestern, seid so gut und kommt herauf! In einem elenden Zimmer wohnt ein blindes Weib, hilflos und hungernd; es wird sicher des Hungertodes sterben, wenn Ihr sie nicht aufnehmet.“ Die Kleinen Schwestern gingen hinein, stiegen auf einer Leiter in eine schmutzige und verfallene Dachkammer, die schlimmer als ein Stall aussah, und in welcher ein armseliges Geschöpf lag, das so mit Schmutz bedeckt war, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es eine Weiße

oder Schwarze sei. Sie frugen, ob sie in's Altenheim wolle. Dieselbe erwiderte, daß sie das gar sehr wünsche, da sie Niemand habe, der nach ihr sehe. Aber es war gerade keine Stelle offen, und die Schwestern theilten ihr dieses mit. „O Schwestern!" rief sie aus, „um Gottes willen, lasset mich nicht lange hier. Ihr sehet mein Elend, und ich bin schon seit 25 Jahren blind!" — Vorläufig sorgten die Schwestern für sie. Bald darauf war auch Platz für sie gemacht. Wie groß war die Freude dieses armen Wesens, als ihr die frohe Botschaft überbracht wurde!

In jedem Hause sind

zwei Abtheilungen,

die ganz und gar von einander getrennt sind — eine für die Männer, und die andere für die Frauen. Beide Geschlechter kommen nur in der Kapelle zusammen. Die Zahl der Männer und der Frauen ist ungefähr gleich, es sei denn, daß außerordentliche Umstände die Ueberzahl des einen oder andern Geschlechtes herbeiführen. Für Alle wird gleichmäßig gesorgt, da keine Ausnahme stattfindet. Sogar verarmte alte Eheleute werden zuweilen zugelassen, und dann wohnen Mann und Frau wie gute Freunde in ihren betreffenden Abtheilungen. — In einem Hause der Kleinen Schwestern, irgendwo im Norden, waren die ersten, welche Aufnahme fanden, ein altes Ehepaar, über 80 Jahre alt, das den Namen Lamb führte. Die Frau war vom Schlage gerührt worden und der Mann hatte, so gut und schlecht es ging, sein Geschäft als Gärtner weiter geführt, und vor und nach seinem Tagewerk den Haushalt besorgt. Da dies nicht lange so fortgehen konnte, kamen beide in's Altenheim der Schwestern, und recht gerne kamen sie. Nach einigen Wochen sorgfältiger Verpflegung und Aufwartung nahm die Frau wahr, daß ihre Seite doch nicht so ganz ohne Leben sei, wie sie gemeint hatte. Mit Hilfe der Kleinen Schwestern konnte sie einige Schritte thun und endlich durch's Zimmer gehen. Groß war ihre Verwunderung, ihre Freude, als sie fühlte, daß wieder Leben in ihre Glieder kam, und als sie mit dem Beistande der Schwestern anfing zu gehen, schaute sie beständig auf die Füße, als ob sie sich vergewissern wollte, daß es wirklich ihre eigenen seien. Sie war ganz entzückt, als sie den einen Fuß vor den andern setzen, und nicht länger zweifeln konnte.

Die Verwaltung

ist ganz verschieden von jener in den öffentlichen Anstalten; denn im Altenheim der Schwestern hält man zur Verrichtung von Arbeiten an in Liebe und Güte, mit Wohlwollen und Milde, während man auf die geziemende Achtung gegen die Armen nicht vergißt. Und die guten Greise sind auch bereit zu helfen. Eine Anzahl von ihnen haben Handwerke geübt, die sie noch mit Stolz weiter treiben. Leider versagen ihnen häufig die Kräfte; die Hand zittert, das Auge trübt sich. Das Alter ist für alle gekommen, mit seinen Gebrechen und Schwächen. Sie helfen doch den Schwestern, so viel in ihren Kräften steht, und tragen zur Behaglichkeit des Altenheims bei. Der gute Wille findet

Anerkennung. Unter ihnen gibt es Gärtner, Schuster, Schneider, Schreiner, Schlosser, Maurer u. s. w., die gerne etwas arbeiten wollen. Männer und Frauen besorgen ihre eigenen Schlafsäle unter der Aufsicht der Kleinen Schwestern, welche mitarbeiten und die letzte Hand anlegen. Im Kleiderzimmer durchsuchen tüchtige Frauen, die früher Näherinen, Büglerinen, Modistinen waren, die Leinen und Kleidung; sie bessern aus, nähen und geben schließlich den gesammelten oder von Wohlthätern gebrachten Sachen eine leibliche Form und Gestalt.

Ein Freund schrieb vor einiger Zeit: „Jene von den alten Leuten, die noch im Stande sind zu arbeiten, beschäftigen sich in den Kranken- und Schlafsälen, indem sie die Betten machen, Tisch und Boden abwaschen und im Allgemeinen Hausarbeiten verrichten." Die Kleinen Schwestern verstehen die Kunst, jeden ihrer Insassen nützlich zu beschäftigen, um sie vor der Langeweile und dem Müßiggang zu schützen, und vor den Uebeln zu bewahren, die daraus entstehen. Die widerlichsten und ekeligsten Arbeiten behalten sie für sich. Die Männer sind im Garten und Waschhaus, und in der Küche beschäftigt; sie schätzen sich glücklich, daß sie etwas zu ihrem eigenen Unterhalt beitragen, den Schwestern und ihren hilflosen Gefährten Beistand leisten können. Der Schuster, der Schneider ist stolz auf seine Arbeit. Jene Frauen, die nähen können, sind leicht der Meinung, daß es ohne sie gar nicht anginge. „Ohne uns wüßten wir nicht," sagt die eine und die andere, „wie die Schwester, welche die Aufsicht über die Kleider führt, fertig werden könnte." — „Das ist auch wirklich wahr," sagt die Schwester, wenn sie ihnen bei ihren Arbeiten Muth machen will. — In Chili, Südamerika, traten drei Männer in's Asyl: ein Franzose, ein Irländer und ein Neger. In ihren Arbeiten wetteiferten sie mit einander. Der Irländer, ein alter Seemann, übernahm den Dienst des Waschhauses und nahm den Neger zum Gehilfen; sie drückten zusammen die gewaschenen Kleider aus, zähmten auch mit einander ihre etwas zuchtlose Natur und bekehrten sich von einer alten Trunksucht. Der Franzose wandte sich zur Gärtnerei und setzte seinen ganzen Ehrgeiz darin. „Man muß sehen können," pflegte er zu sagen, „daß nur ein Franzose so was zu Stande bringen kann."

Jedes Haus wird geleitet von einer Oberin, die den Titel „Gute Mutter" führt; ferner von einer Schwester Assistentin und einer Rathsschwester. Mit diesen entscheidet die Gute Mutter hinsichtlich der Aufnahme und Entlassung der Insassen; sie hat darnach zu sehen, daß die Regeln eingehalten, die Amtspflichten gewissenhaft erfüllt und die Hilfsquellen der Anstalt richtig verwendet werden. Eine Gruppe von Häusern bildet eine Provinz; an der Spitze einer jeden Provinz steht die Provinzialin mit ihren Rathsschwestern. Alle Häuser und Provinzen stehen unter dem Mutterhause und sind der General-Oberin mit ihren sechs Assistentinen unterworfen, die vom Kapitel der Genossenschaft, das alle sechs Jahre gehalten wird, gewählt werden. In der Regel dauert das Amt einer Guten Mutter sechs Jahre lang; auf Lebenszeit wird sie nicht ernannt.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

In Baltimore. — Vater Dyer und Kardinal Gibbons. — In Philadelphia beim hochwst. Herrn Erzbischof. — Zu Cornwells. — Ein Mohawk-Indianer. — Iraquois-Indianer-Schüler. — Holy Providence. — Die Kommunität der ehrw. Mutter Katharina Drexel.

St. Michaels, Arizona.

Eigentlich sollte ich dieses Mal meine Erlebnisse und Erfahrungen in der Hauptstadt in Bezug auf unsere Navajos und die Indianer im Allgemeinen erzählen, besonders da ich in Washington war, als „die öffentliche Meinung entflammt, der Kongreß in Aufregung war und die Leute über unamerikanische Praktiken und über Union zwischen Staat und Kirche redeten", weil die jetzige Administration sich unseren katholischen Indianer-Schulen gegenüber gerecht gezeigt. Da jedoch in dieser Beziehung das letzte Wort noch nicht gesprochen und mehrere Gesetzes-Vorlagen noch in der Schwebe sind, so will ich lieber damit noch etwas warten. Später treffen wir uns also wieder in Washington, um da manches Interessante zu erfahren, aber einstweilen reise ich nach Baltimore, Philadelphia und Cornwells.

In Baltimore übernachtete ich in dem allbekannten, von den Sulpizianer-Vätern geleiteten Seminar. Sowohl der Präsident des Seminars, der hochwst. E. R. Dyer, welcher zugleich Schatzmeister des „Büreau für Katholische Indianer-Missionen" ist, als auch seine Eminenz, James Kardinal Gibbons, Präsident des genannten „Büreau für Katholische Indianer-Missionen", dem ich dort ebenfalls einen Besuch abstattete, nahmen ein sehr lebhaftes Interesse an unserer Missionsthätigkeit unter den Navajos.

In Philadelphia verweilte ich nur wenige Stunden, um dem hochwst. Herrn Erzbischofe P. J. Ryan meine Aufwartung zu machen. Derselbe war eben von Washington zurückgekehrt, wo er der Versammlung der Indianer-Kommissäre, zu denen er gehört, beigewohnt hatte und zum ersten Male mit dem neuen Indianer-Kommissär, Francis E. Leupp, zusammengetroffen war. Da er unter allen Prälaten des Ostens bei Weitem das meiste Interesse an den Indianer-Missionen nimmt und zugleich geistlicher Direktor der Schwesterngenossenschaft der ehrw. Mutter Katharina Drexel ist, freute es mich sehr, daß er mich zu einem Besuche einlud und mir so Gelegenheit gab, ihn über die Verhältnisse des Südwestens mehr aufzuklären.

Von dort reiste ich nach dem 17 Meilen jenseits Philadelphia gelegenen Städtchen Cornwells. Als ich ausgestiegen und mich anschickte, nach dem etwas entlegenen Kloster der ehrw. Mutter Drexel zu gehen, gesellte sich eine

etwas dunkle Gestalt zu mir, stellte sich mir als einen Mohawk-Indianer vor und trug meinen Reisekoffer. Das war übrigens nicht der einzige Indianer, den ich in dieser Nachbarschaft traf. Als ich einige Tage später die etwa zwei Meilen von Cornwells entfernte „Drexel Schule", eine große, von Frau Morrell, einer Schwester der ehrw. Mutter Katharina, gegründete, und unter der Leitung der „Christlichen Brüder" stehende industrielle Anstalt für ältere Waisenknaben besuchte, fand ich da in den verschiedenen Klassen 36 dem Iraquois-Stamme angehörende Indianer-Knaben, welche die ehrw. Mutter vor ungefähr einem Jahre aus dem nördlichen New York und dem südlichen Canada nach dieser Schule gebracht hatte. An der Hautfarbe konnte man es ihnen

Columbia Mission, Weihnachten, 1904.

kaum ansehen, daß es Indianer waren; aber deren Gesichtszüge waren entschieden indianisch.

Selbstverständlich wurde ich von der ehrw. Mutter und von den Schwestern, von denen ich einige im Südwesten kennen gelernt hatte, herzlich willkommen geheißen. Besonders freute sich die ehrw. Schwester Louisa aus Hamilton, Ohio, eine leibliche Schwester unseres hochw. P. Leopold Ostermann, die sich vor einigen Jahren dieser Genossenschaft angeschlossen, zu erfahren, wie es ihrem hochw. Herrn Bruder unter den Navajos ergehe. Beim Nachtessen fand ich, daß auch hier in der mit dem Mutterhause verbundenen Negger-Schule Indianer-Schüler nicht fehlten, denn eine Iraquois-Schülerin wartete mir dabei auf. Nach dem Nachtessen besuchte ich den Kaplan der An-

stalt, den hochw. Herrn Andreas J. McCue, bei dem ich während meines dortigen Aufenthaltes mein Quartier aufschlug. Mit viel Interesse besichtigte ich „Holy Providence", die von den Schwestern der ehrw. Mutter Katharina geleitete Kostschule für Neger-Kinder, besuchte die verschiedenen Werkstätte und Klassenzimmer, wo die geweckten Neger-Kinder mit viel Stolz Proben im Lesen und Schreiben und Rechnen, besonders aber im Singen ablegten. Gewiß eine herrliche Anstalt, wo die jungen Neger-Kinder praktischen Unterricht in allem Wissenswerthen und eine gute katholische Erziehung genießen.

Ohne Zweifel wird in ihren so wohl geleiteten Schulen der Kern für manche katholische Neger-Niederlassung und manche katholische Neger-Ge-

Kapelle in der Negerschule der ehrw. Mutter Katharina.

meinde gelegt. Nur die katholische Kirche ist im Stande, die Neger-Frage richtig und dauernd zu lösen und die Neger zu einem gesitteten Leben anzuleiten. Welches Werk könnte deshalb ersprießlicher und Gott wohlgefälliger sein als das, dem sich die ehrw. „Schwestern zum hlst. Altarssakramente" mit so viel Hingebung und Eifer gewidmet haben?

Mein Besuch zu Cornwells gab mir die willkommene Gelegenheit, nicht nur der ehrw. Mutter Katharina, sondern auch ihren Rathgeberinen die Verhältnisse und Bedürfnisse unserer Mission auseinanderzusetzen und unsere diesbezüglichen Pläne und Absichten klarzulegen. Auch mußte ich an die ganze Kommunität einen Vortrag über unsere Navajo-Indianer und über unsere Mission und Schule halten. Natürlich lauschte man meinen bald ernsten,

bald komischen Ausführungen mit gespanntem Interesse. Was wir übrigens da in Cornwells alles besprochen und geplant, darüber lieber später, wenn es zur Ausführung kommt; nur dieses eine sei erwähnt. Die ehrw. Mutter gab mir das Versprechen, in diesem Jahre das Innere unseres Schulgebäudes zu vollenden und so einzurichten, daß wir nächstes Jahr 150 Schüler aufnehmen und beherbergen können. Trotzdem dürfte es unmöglich sein, nächstes Jahr mehr Schüler aufzunehmen, es sei denn, daß sich in der Zwischenzeit mehr Kandidatinen für die Schwestern-Genossenschaft der ehrw. Mutter melden; denn wenn wir die Zahl unserer Indianer-Schüler vergrößern, muß auch die Zahl der Schwestern in unserer Schule entsprechend vergrößert werden;

Schwester Margaretha Maria im Schulzimmer, Rock Castle, Va.

aber es ist der ehrw. Mutter einfach unmöglich, mehr Schwestern zu schicken, bis ihre Genossenschaft an Zahl etwas zugenommen. Allerdings zählt dieselbe bereits 104 Mitglieder. Gewiß eine beträchtliche Zahl in Anbetracht, daß dieselbe erst vor 14 Jahren gegründet wurde und verhältnißmäßig wenig bekannt ist. Während nämlich andere Schwestern-Genossenschaften in ihrem eigenen Wirkungskreise und aus demselben großentheils ihren Zuwachs erhalten, beschränkt sich ja die Thätigkeit der „Schwestern zum hlst. Altarssakramente" ausschließlich auf die beiden Menschenklassen, von denen kaum Zuwachs zu erhoffen ist, und auf Lokalitäten, wo deren segensreiches Wirken weiteren Kreisen verborgen bleibt. Im Jahre 1901 habe ich im Januar-Hefte des „Sendbote" einen längeren Artikel über die Gründung, das Wesen und Wir-

ken dieser Schwestern-Genossenschaft veröffentlicht. Derselbe blieb nicht ohne alle Frucht, denn drei eifrige, junge, talentirte Damen deutscher Abstammung wurden dadurch veranlaßt, dem Rufe des Herrn zu folgen und sich in dieser Schwestern-Genossenschaft dem erhabenen Missions-Werke unter den ärmsten und verlassensten Gotteskindern zu widmen. Der Herr segne das Opfer, das sie ihm mit solch' freudiger Bereitwilligkeit gebracht! Dieselben befanden sich zur Zeit meines Besuches in Cornwells, und war es eine angenehme Genugthuung für uns, auch persönlich miteinander bekannt zu werden. Das wäre es übrigens nicht gewesen, wenn sie Ursache gehabt hätten, ihren Schritt zu bereuen; aber sie danken Gott für die Gnade ihres Berufes und freuen sich, einer Genossenschaft anzugehören, in der sie mit freudigem Herzen unserem Herrn in „den Geringsten seiner Kleinen" dienen. Möge ihr Beispiel viele Nachahmerinen finden! Möge der Herr recht Vielen die Gnade des Berufes ertheilen, ihm als „Schwestern zum hlst. Altarssakramente", als besondere Verehrerinen dieses erhabenen Sakramentes der Liebe zu dienen. Sind ja doch besonders jene Tugenden, die uns der unter den unscheinlichen Brodsgestalten verborgene Heiland lehrt: glühende Nächstenliebe, Sanftmuth und Demuth und gänzliche Selbstaufopferung, vorzüglich zu einem solchen Berufe erforderlich. Ist derselbe auch nicht gerade leicht, so kann man sich doch wohl kaum etwas Verdienstlicheres, etwas Gott wohlgefälligeres denken, als sich der Rettung unsterblicher Seelen zu widmen, diesen armen, unwissenden Kindern die glorreiche Botschaft von der Güte Gottes, der Liebe des Heilandes zu uns allen, vom Opfer auf Kalvaria, von der Würde der unsterblichen Seele, von dem Lohne der Tugend und den Freuden des Himmels zu bringen; kaum etwas Angenehmeres als sich dieser verlassenen Kinder mit mütterlicher Liebe anzunehmen.

Möchten Alle, welche die Stimme des Herrn in sich vernehmen, auch die Kraft haben, ihr zu folgen und sich an die ehrw. Mutter Katharina Drexel, zu Maud P. O., Pennsylvania, wenden.

Die ehrw. Mutter hat alle Ursache, auf ihre Genossenschaft stolz zu sein. Sie machte mir gegenüber einmal die Bemerkung, sie fühle sich sehr glücklich, daß sich nur solche derselben anschließen, die von Natur heiteren Gemüthes sind, und „einen freudigen Geber liebt Gott". Damit hat sie ihre Genossenschaft treffend charakterisirt; übrigens, um einem deutschen Spruch eine andere Fassung zu geben: „Wie die Mutter, so die Töchter."

Während Fräulein Caldwell, wie ich hörte, es fast vom ersten Augenblicke an bereute, einen großen Theil ihres Vermögens für einen guten Zweck hergegeben zu haben, und endlich so versauert ist, daß sie unserer heiligen Religion den Rücken gekehrt, hat die ehrw. Mutter Katharina ihren Schritt nie im geringsten bereut und findet ihre größte Freude und ihre größte Genugthuung im eifrigen Dienste Gottes und im fortgesetzten Wohlthun.

— Richte nicht gleich die Anderen, wenn sie dir nicht zu Willen sind, weißt du doch nicht, was sie für Hindernisse haben.

Interessanter Brief des hochw. Paul J. Volk.

Colon, Republik von Panamá, den 10. Februar 1905.

Die neue Kirche in David ist jetzt vollendet. Die Bedeckung ist von galvanisirten Eisenplatten und der Fußboden von Portland Cement. Die Kirche, wie schon vorher mitgetheilt, ist 142 Fuß lang bei 68 Fuß breit, mit zwei Thürmen, alles von Stein. Die Mauern bis oben hinauf sind 2½ Fuß dick. — Ich war eben daran, um mich etwas von der Arbeit loszureißen, eine Mission zu den Indianern vorzubereiten — diesmal in die Gebirge von Tolé, wo ich noch nie gewesen — und schrieb deshalb an den hochwst. Herrn Bischof von Panamá, um Alles vorzubereiten. Wie war ich erstaunt, als auf einmal mit diesem Passus meine Fahrt sich radikal änderte. Der hochwst. Herr Bischof bedauerte sehr den traurigen Zustand so vieler Indianer, die das ganze Jahr hindurch keinen Besuch von einem Priester bekommen, um wenigstens die Kinder zu taufen, jedoch noch dringender sei es, an der Linie des Kanals entlang sich der vielen englischsprechenden Arbeiter anzunehmen, die, der protestantischen Propaganda ausgesetzt, in Gefahr sind, ihren Glauben zu verlieren. Noch dringender sei es, endlich einmal eine Kirche in Colon zu bauen. Der religiöse Zustand dieser Stadt, dieses so wichtigen Punktes des Erdtheils, ist gegenwärtig ein sehr trauriger. Das ausgedehnte Hospital, welches der französischen Kanal-Kompagnie gehörte, ist in den Besitz der amerikanischen Kanal-Kompagnie übergegangen. Die Behörden dieser Kompagnie haben den Barmherzigen Schwestern, die bisher das Hospital leiteten, aufgekündigt, und ist die Leitung desselben schon seit einigen Monaten in den Händen von Laienpersonen. Die letzte Pfarrkirche in Colon, aus Holz gebaut, ist schon vor mehr als achtzehn Jahren, bei der drittletzten Revolution in dem allgemeinen Brande zu Grunde gegangen und nie mehr aufgebaut worden. Die französische Kompagnie übergab jedoch bereitwilligst ein geräumiges Haus, um darin Gottesdienst zu halten. Der jeweilige Pfarrer wohnte in dem Hospital, um in der Kapelle der Schwestern die tägliche Messe zu lesen. Zur Zeit, wo das französische Gold für den Bau des Kanals in Ueberfluß war, wurden auch die Grundlagen für eine große steinerne Kirche gelegt; das ist aber auch Alles; und seit jener Zeit wächst das Gras über die Steine hinweg.

Fürwahr, eine Schmach für den katholischen Isthmus! Hier in Colon hat Christobal Colon auf seiner letzten Seereise über den Ozean gelandet und nach seiner Gewohnheit ein Kreuz gepflanzt, um das neuentdeckte Land für Jesus Christus, den Erlöser der Welt, in Besitz zu nehmen. Und wie steht es jetzt, nach einem Verlauf von vierhundert Jahren?

Kommt ein großer Ozeandampfer hier angefahren, und die kommen jede

Woche, und wenn dann die vielen Fremdlinge sich der neuen Erde freuen, ihre Augen an den rings herum liegenden Bergen und Inseln weiden und dann dankbar gegen dem lieben Gott für die glückliche Fahrt an's Land gestiegen sind, dann gehen sie gerne in eine Kirche, vorausgesetzt, daß ihnen ein Kirchthurm entgegenwinkt. Aber ach! er winkt nicht, die Kirche ist noch nicht gebaut. — Die Freimaurer hier haben ihre Logen; die Chinesen treiben ihren Götzenkult; die Protestanten haben ihre Meeting-Häuser; und wir Katholiken haben dem Christoph Columbus noch keine Kirche gebaut!

Und jetzt noch dazu hat die neue Kompagnie uns bereits aufgekündigt und wird innerhalb zweier Monaten das vor Jahren geliehene Haus wieder in Besitz nehmen. Ich soll daher jetzt in Colon eine Kirche bauen. Ja, wenn die Kräfte der Jugendjahre noch da wären, und das hier berüchtigte Sumpffieber einem verschonen würde! Die anderen noch gebliebenen Lichtpunkte sind eine Mädchenschule, welche die städtischen Behörden den Barmherzigen Schwestern anvertraut hat; und die städtische Knabenschule, die den christlichen Schulbrüdern übergeben worden ist, die aus Frankreich vertrieben, hierhergekommen sind.

Das Vertreiben der Ordenspersonen aus einem Lande in's andere hat heutzutage kein Ende. Seit dem 1. Januar dieses Jahres setzt ein anderer Wütherich, dem Mr. Combes ähnlich, das gottlose Werk der Freimaurerei auch hier in der Republik von Nikaragua fort. Zeleia, der Präsident dieser Republik, erließ am Neujahrstage folgendes Edikt: „Von heute an ist es den Geistlichen auf's Strengste verboten, im Talare auf der Straße zu erscheinen, ebenso sind alle öffentlichen Prozessionen verboten. Ordenspersonen werden nicht mehr in diesem Lande geduldet," etc., etc. Das Viatikum kann nur heimlich den Sterbenden gebracht werden. Bei den Begräbnissen kein Kreuz mehr, kein Gesang, kein Chorrock etc.

Dreizehn Priester der Hauptstadt Leon (etwa 40,000 Einwohner), darunter der Rektor und die Professoren des Seminars, widersetzten sich diesen drakonischen Maßregeln und sandten einen Protest an den Präsidenten, worin sie demselben erklärten, als Bürger des Landes gewähre ihnen die Konstitution die persönliche Freiheit, die Jedermann in einer Republik genießt, sich zu kleiden, wie einem beliebt; dem lieben Gott zu dienen, wie die Mutter, unsere Kirche, uns lehrt; auf den Straßen, die jedem Manne frei sind, in Prozession einherzugehen mit demselben Rechte, wie die Freimaurer und Zirkus-Reiter und Karnevals-Narren es thun, wenn dieselben ihre Feste feiern. Es scheint, der Satan und seine Kohorten sind voller Wuth, weil zur Zeit des Jubiläums am 8. Dezember vergangenen Jahres die katholische Manifestation, der Empfang der hl. Sakramente, Prozessionen etc., ganz erstaunlich großartig waren in Leon.

Als Zeleia, der kleine Tyrann, den Protest gelesen, wurde seine Wuth noch größer. Sofort ließ er die dreizehn Priester ergreifen und in's Gefängniß werfen. Auf dem Wege dahin waren die Straßen gefüllt mit weinenden Frauen und Kindern. Am folgenden Tage wurden dieselben an den Hafen transportirt und aus dem Lande verwiesen, ohne diesen Duldern auch nur

ein halbes Stündchen Zeit zu geben, das Allernöthigste zu ordnen oder vorzubereiten, ohne Geld, ohne Mittel, das Brevier in der Hand, hinausgeworfen aus dem Lande.

Die dreizehn Priester kamen auf einem Schiffe im Hafen von Colon an und verblieben einige Tage auf demselben, bis sich denselben, den einen hier, den anderen dort, ein Asyl öffnete. Einer von diesen dreizehn Duldern ist schon ganz alt und kann nicht ohne Stock gehen.

Drei davon, darunter der Rektor des Seminars, Msgr. Lescano, sandte der hochwst. Bischof von Panamá zu mir nach David. Ich nahm dieselben sehr freundlich und ehrenvoll auf und übergab ihnen meine große und schöne Pfarrei. Ich selbst, wie schon gewohnt, nahm meinen Wanderstab noch einmal zur Hand, um mit Gottes Hilfe die Kirche in Colon zu bauen.

Vergessen habe ich noch: Der durch den Protest aufgereizte Zeleia war noch nicht zufrieden; er wollte den Bischof von Leon, Msgr. Pereira, zwingen, das noble Verfahren dieser dreizehn Priester schriftlich und öffentlich zu tadeln und zu verdammen. Allein der seinem göttlichen Meister getreue Bischof zögerte keinen Augenblick, und der große Saal des Präsidenten hallte wieder mit einem: „Non possumus et nolumus.“ „Wir können nicht und wollen nicht.“ Die Folge davon war, daß auch der Bischof aus dem Lande verwiesen, die Alumnen des Seminars zerstreut und das Gebäude von dem Staate besetzt wurde. Der Bischof, in Begleitung von drei Studenten, wandte seine Schritte nach San Salvador, wo er ebenfalls ausgewiesen wurde. Jedoch konnte er in dem Seminar zu Salvador seine drei Studenten unterbringen. Auch in Guatamala, wo der edle Herr ein Asyl suchte, ließ die nach ihrer Art liberale Freimaurerei ihn ausweisen; bis endlich in Mexiko angekommen, Unsere Liebe Frau von Guadalupe und der hochwst. Herr Erzbischof, hoch erfreut über seine Ankunft, ihm Ruhe, Schutz und Sicherheit gewährten.

So bin ich denn bereits hier in Colon und denke an Mittel und Wege, so schnell wie möglich eine schöne Kirche aufzubauen. Gezwungen wie ich bin, erwarte ich zuversichtlich, daß auch durch den „Sendbote“ mir einige Hilfe zukommt. Meßstipendien, die mir Jemand zuschicken würde, sind ebenso viele Steine in dem Gebäude.

Meine sichere Adresse ist: Rev. Paul Joseph Volk,
Colon, Republic of Panamá.

Im Glücke ist das Schwierigste, die Mäßigung wohl zu bewahren. „Vor des Tages Höhe fürchte ich mich.“ (Ps. 55, 4.) Im Unglücke hingegen ist das Schwerste, das Gottvertrauen unerschütterlich in sich zu erhalten: „Ihre Leuchte wird zu Nacht nicht ausgelöscht.“ (Sprüchw. 31, 18.) Wer in beiden, im Glücke und im Unglücke, vollkommen geprüft und bewährt ist, wird endlich von Gott die verdiente Belohnung empfangen, weil er zu der Zahl jener gehört, von denen geschrieben steht, daß sie Gott mit gleichem Eifer bei Tag und Nacht dienen: „Sie dienen ihm Tag und Nacht.“ (Geh. Offenb. 7, 15.)

Segneri.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

V.

ehren wir nun in die Grotte selbst ein. Wie glatt und glänzend erscheint der Felsen, der sich unmittelbar unter dem Orte der Erscheinung senkrecht in die Grotte herniedersenkt. Er ist glatt geworden von Millionen von Küssen, die die Pilger auf ihn gedrückt, er ist glänzend geworden von zahllosen Berührungen; denn die Pilger bringen Alles herbei, was sie sich an Andachtsgegenständen gekauft haben, Rosenkränze, Bilder, Medaillen, Broschen und berühren Alles an dem Stein dort; denn sie glauben, daß diese Dinge dadurch eine Art Weihe erhielten, einen größeren Werth in den Augen der Empfänger. Auch wir gehen hin und küssen den Stein und berühren unsere kleinen Devotionalien daran.

Aber auch eine Wachskerze nehmen wir mit uns, um sie niederzulegen zu Füßen Unserer Lieben Frau, eine Kerze, größer oder kleiner, je nachdem es unsere Mittel uns gestatten oder unser Opfersinn es uns diktirt; so machen es ja alle Pilger, die nach Lourdes kommen und sie hoffen hiermit ein Werk zu thun, das Unserer Lieben Frau gefällt. Der Diener der Grotte aber, der so emsig und umsichtig drinnen im Heiligthum Mariens Alles in schönster Ordnung hält, der wird dann schon unsere Kerze nehmen und wird sie zu hundert anderen hinstecken an den riesigen eisernen Kerzenhälter. Dieser Kerzenhälter aber, der unmittelbar unter der weißen Marienstatue dasteht und Tag und Nacht im hellsten Glanze zahlloser Opferkerzen erstrahlt, der scheint uns ein treffendes Sinnbild dessen zu sein, was hier an dieser geheiligten Stätte geschieht; ein Sinnbild des unaufhörlichen Gebetsstromes, der hier von dieser geheiligten Stätte ohne Unterlaß zum Throne der Gebenedeiten emporsteigt. Siehe, draußen vor dem zierlichen Eisengitter der Grotte, da knieen ja die Waller in langen Reihen, die Arme weit ausgebreitet; wenn aber diese betenden Menschenherzen manchmal ob ihrer Schwäche, ob menschlicher Gebrechlichkeit in ihrem Eifer erlahmen wollen, wenn die Andachtsgluth erkaltet, siehe — so steckt drinnen in der Grotte die hellaufflammende Kerze; zwar wird ihr Schein niemals das Gebet ersetzen; aber die gute Mutter im Himmel weiß, daß der betende, hilfsbedürftige Pilger sie hingelegt hat mit der Absicht: „Sieh, o gute Mutter, so wie diese Kerze sich verzehren wird vor deinem Bilde hier und wie ihre Gluth unentwegt, senkrecht emporsteigen wird zu deinem Gnadenthrone, so möchte ich auch gar gerne mein eigenes Gebet gestalten; mein Herz möchte ich umwandeln zu einem ewigen Lichte, brennend zu deiner und deines göttlichen Sohnes Ehre."

Und wenn der Beter schon längst aufgestanden ist von seinem Platze, ja,

wenn ihn vielleicht unerbittliche Pflicht schon weggerufen hat von diesem lieblichen Städtchen, so brennt vielleicht noch immer drin ruhig die Kerze, die er der Mutter des Herrn geopfert und noch im letzten Verglimmen scheint sie zu sagen: „O Mutter, gedenke deines Kindes, das mich hier geopfert, gedenke seiner Bitten, gedenke seiner Noth!"

Siehe, dort bringt in diesem Augenblicke ein Diener eine mächtige Kerze herbei, sie hat wohl ihre 60 Franken gekostet, und hinter dem Diener geht ein vornehmer Herr, der dieses Geschenk der Muttergottes bringt, und er läßt diese seine Kerze ganz hinein zur Rückwand der Grotte tragen, wo schon eine ganze Reihe ähnlicher gewaltiger Lichter die Wände der Felsen erleuchten. Vielleicht ist es ein Großer dieser Erde, der dieses Ehrengeschenk seiner himmlischen Mutter bringt und heimlicher Neid, ja eine gewisse Angst erfüllt in diesem Augenblicke das Herz der armen bretonischen Bäuerin, die betend vor der Grotte kniet und diesen Vorgang mitansieht: „Weh' mir, ich hab' nur ein kleines Kerzlein um einen halben Franken geopfert und da kommt dieser Herr mit seiner riesenhaften Kerze; weh', mir, denn die Muttergottes wird nur für dieses prächtige Weihegeschenk Augen haben und wird mein bescheidenes Lichtlein vielleicht gar übersehen." Arme Frau, fasse Muth und verzage nicht! Denn nie und nimmer darfst du vergessen, daß jene Maria, zu deren Ehre du dein Kerzlein geopfert, die würdige Mutter dessen ist, der einst über den goldgleißenden Opferstücken der Pharisäer den Heller der Wittwe nicht übersehen: ja mehr noch, der sie vor Allen gepriesen und ihrem Heller mehr Werth zugeschrieben als den schweren Münzstücken der Geldgroßen.

Aber noch eines zieht uns an in dieser so eigenartigen Grotte. Dort in einem Winkel, da liegen hochaufgethürmt Tausende von Briefen und Briefchen, die meisten ohne Aufschrift, viele auch wieder mit einer Adresse. Und diese Adresse lautet etwa: „An meine hochverehrte, innigstgeliebte Mutter Maria." Oder aber: „An die allzeit hilfsbereite Trösterin der Betrübten." Oder: „An Maria, die Königin aller Engel und Heiligen." Und wer sie geschrieben, all' diese Briefchen, diese großen und kleinen, diese langen und kürzeren? Arme, von Leiden und bitterer Noth heimgesuchte Erdenpilger, denen es noch zu wenig deuchte, blos in mündlichen Gebeten der großen Helferin der Christen all' ihr Leid zu klagen, die auch schriftlich ihre Wünsche, ihre Bitten, ihre Hilferufe der Allerseligsten zu Füßen legen wollten; und so haben sie sich hingesetzt und haben ihre Adern geritzt und haben eine spitze Feder in ihr eigen Blut getaucht und haben mit ihrem Herzblute der Mutter des Herrn ihre unwandelbare Ergebenheit versichert, ihren namenlosen Dank ausgesprochen, ihre flehentlichen Bitten empfohlen. (Fortsetzung folgt.)

— „Es ist ein Zeichen der Liebe Gottes gegen mich, wenn Gott mir den Kelch des Leidens zu kosten gibt." Hl. Thomas von Villanova.

— Demüthigung und Verachtung auf wahrhaft christliche Weise ertragen, ist der Probierstein der Demuth und zugleich der wahren Tugend.

Hl. Franz von Sales.

(Für den „Sendbote“.)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Wenige Konversionen in diesem Lande waren so unerwartet und überraschend, wenige zogen so wichtige Folgen und so viele andere Bekehrungen nach sich, als die der

Lätizia Floyd,

die um das Jahr 1835 zur katholischen Religion übertrat. Sie war die älteste Tochter des Achtbaren Herrn John Floyd, Gouverneurs von Virginien, und ihre Mutter war ein Glied der Preston Familie, der so viele ausgezeichnete Männer und Frauen angehören; dieselbe nahm ebenso regen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten, wie ihr Gatte, und hielt sich betreffs derselben stets auf dem Laufenden.

Gouverneur Floyd wohnte in Montgomery Co., im südwestlichen Theile von Virginien, in einer Gegend, die damals ziemlich ferne und abgelegen war. Westlich von der Hauptstadt Richmond gab es keine katholische Kirche, und in jener Stadt selbst war nur eine kleine Kapelle, die zwei Mal im Monat von Portsmouth aus von einem Priester besucht wurde, während die weiter westlich wohnenden Katholiken sich nach Cincinnati wandten, und mehrmals wanderte Bischof Purcell selbst dorthin, um Kranke und Sterbende im Thale des großen Kanawha mit den hl. Sakramenten zu versehen.

Der zweite Bischof von Richmond, Richard Vinzenz Whelan, der seit dem Jahre 1834 in Virginien als Missionär thätig war, indem er zu Pferde unter großen Opfern und Gefahren die kleinen Missionen besuchte, sagt in seinem ersten Hirtenbrief vom Jahre 1841: „Warum wird der feierliche Gesang der Liturgie weit jenseits der Alleghanies vernommen? Warum sind die Präries im fernen Westen mit katholischen Tempeln versehen, während in Virginien kaum der Name bekannt ist? Es mag sein, daß wir nicht genügend den Werth religiöser Wahrheiten gekannt haben; daß wir uns solche Mittel nicht zu Nutze gemacht haben, die in unserm Bereich standen, oder wir unsere Stimme nicht in demüthigem Flehen zu Gott erhoben haben, der uns die Verheißung gegeben, daß er uns gewähren wolle, was wir mit aufrichtigem Herzen und mit Beharrlichkeit suchen.“

In den dreißiger Jahren war im südwestlichen Theile von Virginien niemals ein katholischer Priester gesehen worden. Kein Katholik wohnte dort und kein katholisches Buch konnte dort gefunden werden. Gouverneur Floyd und seine ganze Familie, seine Frau und Kinder, besaßen aber eine große Liebe zur Wissenschaft, und hatten in ihrem Hause eine große Bibliothek, aber von lauter protestantischen Büchern. Sie hatten daher keine Gelegenheit, die katholische Religion kennen zu lernen.

Herr Floyd war, ehe er zum Gouverneur erwählt wurde, einige Jahre

lang Kongreßmitglied, und um in Washington seine Söhne in der Nähe zu haben, schickte er zwei derselben in das Kolleg der Jesuiten zu Georgetown. Beide wurden katholisch, obgleich erst einige Jahre später und in Folge der Konversion ihrer Schwester Lätizia.

Seine Gattin, Frau Floyd, gehörte damals keiner Kirche an; sie hatte aber die Gewohnheit, dorthin zu gehen, wo sie die besten Predigten, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Religionen, hören konnte. Zwei Priester kamen damals abwechselnd nach Richmond, als ihr Gatte Gouverneur war; der eine war Vater Schreiber, der ein guter Prediger war, und den Mrs. Floyd sehr gerne hörte. Wenn es also ihn traf, am Sonntage in jener kleinen Kapelle vor einer sehr geringen Anzahl von Katholiken zu predigen, so kam sie gewöhnlich dorthin und brachte auch oft ihre Tochter Lätizia mit. Die Anwesenheit der Frau des Gouverneurs nebst ihrer Tochter konnte Vater Schreiber nicht unbekannt bleiben, und so entspann sich zwischen ihm und diesen eine nähere Bekanntschaft und Freundschaft, die Jahre lang dauerte.

In Folge der geschwächten Gesundheit des hochw. Herrn Schreiber wurde es für nothwendig erachtet, Richmond einen ständigen Priester zu geben, und Vater J. O'Brien wurde dazu ausersehen. Die Predigten des Herrn Schreiber, sowie auch was sie von ihren beiden Brüdern über die Lehren der katholischen Religion gehört hatte, erweckten das Interesse und die Neugierde der Miß Lätizia Floyd, und sie bat Vater O'Brien um Bücher und Unterricht, die er auch herzlich gerne gewährte. Nach reiflicher Ueberlegung und Prüfung entschloß sie sich, zur katholischen Kirche überzutreten. Ein solches Ereigniß verursachte begreiflicher Weise bei den damaligen Verhältniffen eine große Aufregung, umsomehr, da eine Tochter des Gouverneurs jener Kirche beitrat, die in den südlichen Staaten, zum wenigsten gesagt, so wenig bekannt und so sehr verachtet war. Wie man sich denken kann, fielen bei dieser Kunde unter den Andersgläubigen keine sehr schmeichelhaften Bemerkungen; aber desungeachtet stieß sie doch bei ihren Eltern auf keinen Widerstand. Sie wurde von Vater O'Brien getauft, und Frau Branda, welche später eine Gräfin von Poitiers wurde, war ihre Taufpathin.

Ihr Uebertritt geschah, als der Termin des Gouverneurs Floyd zu Ende ging, und da seine Gesundheit geschwächt war, so machte er eine Tour durch den Süden, auf welcher ihn seine Frau, seine drei Söhne und Töchter, begleiteten. In New Orleans hielten sie sich eine Zeit lang auf, und dort vermählte sich Lätizia mit dem Obersten William L. Lewis, der schon im ersten Jahre seiner Ehe den katholischen Glauben annahm. Bald nach der Taufe der Miß Floyd trat auch ihre Schwester Lavalette zur katholischen Kirche über. Sie wurde später die Gemahlin des Professors Holmes an der Universität von Virginien. Auch die jüngere Schwester folgte später dem Beispiele der beiden älteren, die den Achtbaren J. W. Johnston ehelichte und ihn dazu brachte, daß er ebenfalls katholisch wurde. Er war Bundessenator für Virginien und der zweite Katholik, der jemals in den Vereinigten Staaten-Senat gewählt wurde, da der erste der berühmte Charles Carroll von Carrollton war.

Einige Jahre später trat auch die Mutter, Frau Ex-Gouverneur, mit ihren Söhnen zur katholischen Kirche über. Der Einfluß des Herrn Lewis bewirkte die Konversion des John P. Matthews, Gerichtsschreibers und späteren Sheriffs, eines Mannes, der weit und breit bekannt war und in hoher Achtung stand. Derselbe schenkte ein Stück Land und Geld, in Wytheville eine katholische Kirche zu bauen. Auch seine Frau und zwölf Kinder ließen sich in den Schooß der Kirche aufnehmen. Eine Tochter wurde Oberin in einem Kloster zu Wheeling, Va., ehe sie zwanzig Jahre alt war.

Im Jahre 1842 besuchte der Bischof Whelan von Richmond mit dem Jesuitenpater Jakob Ryder die Familie Floyd. Er interessirte sich sehr für dieselbe und hielt es für gut, in Wytheville eine katholische Kirche zu bauen, wozu, wie schon erwähnt wurde, der Grund und Boden vom Herrn Matthews geschenkt war. Hier ertheilte der Bischof mehreren Konvertiten die hl. Taufe und die Firmung. Noch im Jahre 1851 trat ein Glied der Familie, Benjamin Rush Floyd, zur katholischen Religion über. Im folgenden Jahre war derselbe Kandidat für das Amt des Bezirksrichters. Seine Religion wurde als Vorwand gegen seine Erwählung vorgebracht. Darauf erwiderte er in einem Schreiben: „Es scheint heutzutage eine ausgemachte Sache zu sein, daß Jemand, der sich zur katholischen Religion bekennt, unfähig ist, ein Amt zu verwalten, und ein solcher müsse von seinen Mitbürgern in die Acht erklärt und ein Opfer der Religionsverfolger werden. Traurig aber ist der Tag für das Land, an welchem die religiöse Duldung und der unschätzbare Segen religiöser Freiheit vernichtet wird, wenn der Religions-Test als nothwendige Bedingung zur Befähigung für ein öffentliches Amt gelten muß."

In dem Bericht, aus dem wir schöpfen, werden im Ganzen 25 Personen aufgezählt, die mehr oder weniger in Folge des Uebertritts der Lätizia Floyd die Gnade des Glaubens erhalten haben. Wir begnügen uns mit den schon angeführten. So können wir in Wahrheit sagen, daß die Konversion dieser amerikanischen Dame die Veranlassung zur Bekehrung vieler Personen, und überdies zur Erbauung von fünf Kirchen und eines Klosters war.

Sie starb am 16. Februar 1887, nachdem sie einen großen Theil ihres Lebens mit Verrichtung von Werken der Barmherzigkeit und der Uebung christlicher Tugenden zugebracht. Reiche und Arme fanden sie stets bereit, ihnen mit Rath und That beizustehen, und mehr als einmal ging sie im Winter mehrere Meilen zu Fuß, um Kranke zu besuchen, wenn sie nicht anders zu ihnen kommen konnte. In welcher Achtung sie stand, kann man daraus ersehen, daß viele Protestanten glaubten, sie sei heilig gesprochen, da sie natürlich nicht wußten, daß solches bei ihrer Lebenszeit nicht geschehen konnte.

Ein Bruder von ihr war Kriegssekretär unter Präsident Buchanan und südlicher General während des Bürgerkrieges.

In Newbern, North Carolina, fand ungefähr um dieselbe Zeit, als Miß Floyd katholisch wurde, eine Bewegung statt, die ebenfalls viele Konversionen nach sich zog. Wir finden dort in den dreißiger Jahren die Familie Aikens, deren Mitglieder sich durch ihre Religiösität und Wahrheitsliebe auszeichneten.

Sie bekannten sich zur Religion Wesley's (waren Methodisten) und schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß ein Sohn, John Aikens, einst als angesehener und berühmter Prediger auftreten werde. Bevor er seine theologischen Studien zu Baltimore antrat, sollte er eine Zeit lang im Kolleg der Jesuiten zu Georgetown verweilen, um sich ein wenig mit den Klassikern bekannt zu machen. Dazu war derselbe auch bereit. Er lernte aber hier nicht nur die lateinischen und griechischen Klassiker, sondern auch die Schönheiten der katholischen Religion kennen, wovon er so viel Ballast in sich aufnahm, um nicht von dem Winde jeglicher Lehre hin und her geworfen zu werden. Er schrieb an seine Eltern, welche Erfahrungen er gemacht, sandte ihnen Bücher und Schriften, welche sie lesen und dann selbst urtheilen sollten. Auf sein Ersuchen gaben sie ihm ihre Zustimmung, daß er katholischer Priester und Jesuit wurde, und vor seinem Tode hatte er die Freude, seine Eltern, Schwestern, und die meisten, wenn nicht alle seine Brüder selbst zu taufen. Sein Wirken erstreckte sich noch weiter. Ihm ist es zu verdanken, daß der Südwesten des Staates Virginien durch Bücher, die er verbreitete, und durch brieflichen Verkehr die ersten Lichtstrahlen des wahren Glaubens erhielt. —

Wir lassen hier einige kleine Notizen über amerikanische Konvertiten folgen, bei welchen meistens die Daten und näheren Umstände fehlen, die wir nicht in Erfahrung bringen konnten. — Miß Sallie Vale Washington von Newbern, N. C., eine Verwandte des „Vaters des Vaterlandes", die unter dem Namen Schw. Anna in ein Ursulinen-Kloster trat. — Sarah Barry, die zweite Gemahlin des berühmten amerikanischen Seehelden, Kommodor John Barry. Er war selber ein glaubenstreuer Katholik; sie war die Tochter des Samuel Austin und der Sarah Keen, und trat am 21. Juli 1779 in der St. Josephs Kirche zu Philadelphia, zur katholischen Religion über, wo sie getauft wurde. Seine erste Gattin Maria, die Tochter eines Presbyterianer-Geistlichen, war am 9. Februar 177— gestorben. Die letzte Ziffer auf dem alten Grabstein war unleserlich. Sarah war die Schwester der Maria Austin, welche die Fahne für das Schiff Bonne Homme Richard verfertigte und sie dem berühmten Paul Jones überreichte. Nach dem Tode des Kommodors, am 13. September 1803, lebte sie noch viele Jahre und starb in der genannten Stadt am 13. November 1831. Er und seine beiden Frauen ruhten in einer Gruft auf dem alten St. Marien Gottesacker an der South Fourth und Locust Straße. — Viele von unsern Lesern werden in Erfahrung gebracht haben, daß Bischof Purcell im Jahre 1837 zu Cincinnati mit Dr. Alexander Campbell, Präsidenten des Bethany Kollegs, eine achttägige öffentliche Kontroverse über Glaubenslehren gehalten hat, von welcher allgemein gesagt wurde, daß der Protestantismus dabei nichts gewonnen, und der Katholizismus nichts verloren habe; die katholische Kirche hatte jedoch den Vortheil, daß Tausende die Beweisgründe zu ihrem Gunsten gehört und gelesen haben, da die ganze Kontroverse in Buchform veröffentlicht wurde. In Folge dessen fanden mehrere Konversionen statt. Unparteiische Protestanten bekannten freimüthig, Campbell sei aus dem Felde geschlagen worden. Dieser Ansicht war auch seine Enkelin, die einige Jahre später sich von Erzbischof Purcell in die Kirche

aufnehmen ließ. — Im Jahre 1830 kam Bischof Benedikt J. Fenwick von Boston auf einer Visitationsreise nach Vergennes im Staate Vermont, wo er im Hause der Frau Nichols, einer Konvertitin, die heilige Messe las, an 70 bis 80 Anwesende in englischer und französischer Sprache eine Anrede hielt und sechs Personen firmte. Frau Nichols, voll des Eifers für die Ehre Gottes, bot dem Bischof ein Grundstück an, das sie in Connecticut geerbt hatte, um durch den Verkauf desselben Mittel zur Errichtung einer Kirche zu gewinnen. In Burlington erfuhr der Bischof, daß ein Protestant dortselbst, der Advokat Archibald Hyde, ihm den Besitztitel auf fünf Acker Land geschickt hatte, das in der Nähe des Kollegs lag und ein Geschenk für die Kirche sei. Dieser Herr, der erst nach vielen Jahren katholisch wurde, war der geschätzteste und treueste Freund der Kirche, wie er durch Rath und That bei vielen Gelegenheiten bewies. Er besuchte den katholischen Gottesdienst, unterrichtete die Kinder im Katechismus und leistete der Gemeinde werthvolle Dienste; er bekannte sich sogar öffentlich und die ganze Zeit hindurch zum katholischen Glauben. Aber es schien ihn etwas abzuhalten, sich formell in die Kirche aufnehmen zu lassen. Nach einem Aufschub von 15 Jahren erfüllte er die erforderlichen Bedingnisse und wurde um das Jahr 1845 ein Katholik im vollen Sinne des Wortes. Er führte einen erbaulichen Lebenswandel, empfing in seiner letzten Krankheit die hl. Sterbesakramente und starb in der besten Verfassung.

Unterschied bei der Aehnlichkeit.

Ein großer Unterschied fand zwischen den beiden Königen Ezechias und Sedezias statt. Beide befestigten die Stadt Jerusalem auf erstaunliche Weise gegen die feindlichen Angriffe, beide versahen sie mit Mundvorrath und Besatzung. Sedezias aber that nichts weiter; hingegen Ezechias bedeckte sich noch mit einem Bußkleide, streute Asche auf sein Haupt, ging in den Tempel und suchte mit größtem Eifer seine vornehmste Zuflucht beim Herrn. Und während so des Ezechias' Thätigkeit die glücklichsten Erfolge hatte, brachte Sedezias nichts zu Stande, wie der Prophet Jeremias sagt: „Darum, daß du auf deine Festungen dich verließest, wirst auch du weggenommen werden." (Jer. 48, 7.) Also das ist die wahre Regel. Wende allen Fleiß an, als ob von Gott nichts zu hoffen wäre, und hoffe Alles von Gott, als ob du gar nichts gethan hättest. Segneri.

Die Menschen können mit ihrem Blicke nicht in das Innere eindringen, um das Herz zu schauen: „Der Mensch sieht das, was außen erscheint." (1. Kön. 16, 7.) Was thun sie deshalb? Sie schauen auf die vergangenen Thaten, und daraus machen sie den Schluß auf das, was wir in der Zukunft thun werden. Daher kömmt es dann, daß sie mehr auf uns bauen, wenn wir stets treu gewesen sind, als wenn wir auch nur einmal auf einer bösen That betroffen worden wären.

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Eine Dampfboot-Fahrt auf dem Magdalenen-Fluß. — Fortsetzung des Berichtes, verfaßt vom Missionär P. Rüedl, S. J. — Ankunft in Mompos. — Der Missionär rühmt die Gastfreundschaft des P. Rektors dortselbst. — Weiterreise. — Bei a las Bogesas warten Mitbrüder auf seine Ankunft. — Ein halsbrecherischer Ritt auf Maulthieren. — Todtengebeine bekunden die Gefährlichkeit einer solchen Reise. — Die Ebene, in welcher die Stadt Bogota liegt. — Klima. — Das ganze Jahr hindurch Frühling und Herbst. — Andere Eigenthümlichkeiten. — Feierlicher Empfang. — Einzug in Bogota. — Ein herzliches Willkommen. — Der Missionär begibt sich nach seiner neuen Mission. — Allgemeiner Charakter der Wilden dortselbst. — Geschichtliches über den Fluß Orinoko. — Das Eldorado. — Mehrere Abenteurer wollen es gefunden haben.

In den letzten zweihundert Jahren sind in Columbia nur wenige Aenderungen eingetreten, da es mit der Besiedlung jenes Landes nur langsam vorangeht. Während vergleichshalber unser Staat Ohio über 100 Einwohner auf die Quadratmeile zählt, hat Columbia keine 9. Deshalb gilt das, was der Missionär P. Christoph Rüedl, S. J., in seinen Schilderungen sagt, auch für jetzt, wenn auch nicht überall in demselben Maße. Zum Beweise führen wir einige Stellen aus dem Bericht eines Reisenden neuerer Zeit, der auf einem Dampfboot denselben Weg auf dem Magdalenen-Strome in zehn Tagen zurückgelegt hat.

„Wir bestiegen den José Maria Pino, einen Raddampfer mit einem aus Sparren hoch aufgeführten Verdeck und einem Tiefgang von fünf Fuß, was schon viel ist für diesen Strom, dessen Bett oft eine große Breite bei geringer Tiefe und manche stets wechselnde Sandbänke hat. Die Schiffe fahren nur bei Tage, um nicht auf Sandbänke zu gerathen und den Baumstämmen auszuweichen. Wir brauchten eine halbe Stunde, um den Kanal zurückzulegen, welcher Baranquilla mit dem Magdalena verbindet. Der Fluß ist ungemein breit; seine Ufer sind niedrig; die Strömung war sehr stark, denn der Wasserstand war sehr hoch. (Es war Ende August.) In der Nachbarschaft von Baranquilla gewahrt man Spuren von Feldbau; mit hohem Grase bestandene Wiesen, einige Mais- und Zuckerrohrfelder; Königs- und Kokospalmen erheben ihre Wipfel und gelben Früchte hoch in die Luft.

„Am 2. September fuhren wir längs einer Reihe von Inseln hin, welche soeben im Entstehen waren, während andere, von der Strömung zerfressen, unterfinken, um weiter thalwärts als neue Bildung sich über die Wasser zu erheben. Nichts ist von Bestand; die Wucht der Wogen ändert in einigen

Stunden den Stromlauf und zerstört das Werk von vielen Jahren. Die Kaimans (Krokodile) werden immer zahlreicher; wir zählten wohl 20 auf einer einzigen Sandbank. — Am 7. September verengte sich der Fluß; die Inseln wurden selten, die Ufer höher und ließen hin und wieder Felsen zu Tage treten. Der Pflanzenwuchs entfaltet sich in seiner ganzen Ueppigkeit. Bäume von riesiger Größe fesseln den Blick; prachtvolle Lianen (Schlingpflanzen) klettern an ihnen empor und lassen schwere Blumenguirlanden bis auf's Wasser herabhängen. In der Ferne zeigen sich tiefblaue Berge."

Die Fahrt wurde auf einem neuen, stärkeren Dampfer fortgesetzt. „Das Schiff ging vortrefflich mit seinem einzigen Rade am Hintertheile. Die Strömung wuchs, der Fluß wurde immer schmäler; die Ufer erhoben sich immer höher und bildeten vom Wasser seltsam ausgefressene Wände; die Berge traten näher und schon stiegen Hügel unmittelbar aus dem Fluß empor. Am 10. September erreichten wir die ersten Stromschnellen des Magdalena. Die Dampfer müssen alle Kraft einsetzen, um die Gewalt des Wassers zu besiegen. Unser Schiff, der ‚General Trujillo', arbeitete mit vollem Dampf; er pfiff, bebte, zitterte und wüthete wie ein Besessener, bis endlich die Stromschnelle zurückgelegt war. Der Kapitän sah schon zwei Dampfer an dieser Stelle unter seinen Füßen scheitern." —

P. Rüedl, S. J., berichtet weiter: „Wir langten am 22. Mai (1681) zu Montporio an, und blieben dort 24 Tage, weil wir einen eigenen Boten nach Cartagena zurückschicken mußten, um eine königliche Anweisung zu holen, ohne welche die Beamten zu Monpox uns das Nöthige nicht auszahlen durften. Meine Feder kann nicht genug die freigebige Liebe rühmen, mit welcher die drei Patres und ein sehr betagter Bruder des hiesigen Kollegs*) uns nicht nur empfangen und die ganze Zeit gastfrei gehalten, sondern auch in Allem den Aufenthalt bestmöglichst angenehm gemacht haben; besonders der fromme P. Rektor dieses Hauses, P. Joannes à S. Cruz, ein Muster von einem apostolischen Mann, der mehr einem Engel, als einem Menschen gleich ist, theils wegen seines vollkommenen Lebenswandels, theils wegen seiner unermeßlichen Liebe gegen Jedermann, besonders gegen uns arme Fremdlinge, die er nicht nur recht väterlich versorgt, sondern auch durch Bezahlung des Schiffsherrn von der schweren Schuld befreit, und auf die Weiterreise mit dem Nothwendigen versehen hat, obschon sein Kollegium so verarmt war, daß er unsertwegen, nicht ohne bittere Thränen, sogar sein Kirchensilber versetzt hat. Gott wolle ihm und seinem Kollegium Alles hier zeitlich, dort aber ewiglich tausendfach ersetzen.

„Den 20. Juni machten wir uns wieder auf den Weg, und kamen nach 23 Tagen an dem Ort a las Bogesas an, der nicht mehr weit von Honda gelegen ist; wo wegen der zu großen und gefährlichen Strömung des Flusses Leute und Waaren ausgeladen werden. Zu unserm Trost trafen wir hier den Provinz-Prokurator an, mit einem Opfer-Bruder (fratre donato), die bereits vor sechs Tagen sich da eingefunden hatten, uns zu empfangen. (Von diesen Opferbrü-

*) Kollegium heißt nicht nur eine Lehranstalt, sondern auch ein Haus, in welchem Mitglieder einer Genossenschaft zusammen wohnen.

dern ist zu merken, daß sie weder Priester, noch Jesuiten sind, welche die Gelübde abgelegt haben, sondern so zu sagen Brüder des Dritten Ordens der Gesellschaft Jesu, deren Kleidung dem Schnitt nach der unsrigen ganz gleich, doch wegen ihrer röthlichen Farbe merklich verschieden ist.) Sie hatten 42 Maulesel, unsere Sachen aufzuladen, und einem jeden aus uns einen besondern Brief von dem hochw. P. Johannes Martinez Rubio, dazumal Rektor von Santa Fé, jetzt aber Provinzial, mitgebracht, mit dem Befehl, uns mit Sack und Pack in das ersterwähnte Kollegium von Santa Fé zu begeben. Sobald besagter P. Rektor von unserer Ankunft vernommen, kam derselbe mit dem Rektor des Kollegs zu Honda, welches nur eine Stunde entfernt ist, noch an demselben Abend, uns zu begrüßen.

„Am folgenden Tage wurden wir im Kolleg stattlich traktirt, und setzten am dritten Tag unter Gottes Geleit unsere Reise fort, wenn man es überhaupt eine Reise und nicht vielmehr einen Gemsensteig nennen müßte, da man über jähe Thäler und spitze Gebirge mit augenscheinlicher Lebensgefahr theils steigen und springen, theils aber, wenn man in der Tiefe wandert, durch mannshohen Schlamm dringen muß; denn in diesem Gebirg ist ein Abgrund nach dem andern, und zwar, je weiter man kömmt, desto tiefer und erstaunlicher ist der Abgrund. Da sind unersteigbare Felsen und die Pfade, vom Regen ausgehöhlt, sind so enge und schmal, daß der reitende Pilger gezwungen ist, die Füße auf den Hals des Maulthiers zu legen, welches oftmals auf Steine tritt, die unter den Füßen nachgeben, während zu gleicher Zeit dicht in einander verwachsene Aeste herabhängen, bis auf die Erde, und von der Seite Stöcke und Hecken hervorragen. Desungeachtet muß das Maulthier über solche rauhe Felsen meistentheils von einer Schroffe auf die andere springen, und zwar nicht in gerader, sondern wegen mancherlei spitziger Erhöhungen in so krummer Richtung, daß ich solches nicht hätte nachthun können. Keine Stiege ist so steil, die das Maulthier nicht leichter besteigen könnte; so daß kein Wunder, wenn man auf diesem rauhen Wege, wie auch in dem zähen Schlamm in der Tiefe jeden Augenblick Todtengebeine, wie auch abgerissene Menschen- und Eselsglieder, oder zerschmetterte Körper antrifft. Niemals ist die Gefahr größer, als bei nassem Wetter, da die Reisenden zuweilen vierzig Tage zu thun haben, um dieses holperige Gebirge zu überwinden, obschon der ganze Weg keine 24 spanische (90 amerikanische) Meilen lang ist, den wir doch, Gott Lob, bei trockenem Wetter in sieben Tagen zurücklegten.

„Das ganze Gebirg besteht aus sieben Bergen. Sobald man den Gipfel des höchsten und letzten, wie oben erwähnt wurde, erstiegen hat, verwandelt sich in einem Augenblick alles Leid in eine unerwartete Freude, da man anstatt eines vermutheten Abstieges, wie sonst bei hohen Gebirgen auf der andern Seite dem Reisenden bevorsteht, hier auf eine große Ebene gelangt, die 75 Meilen lang und 60 Meilen breit ist, wie mit einem Wall mit schönen Hügeln umzäunt, im Uebrigen der Ebene bei Augsburg in Schwaben nicht unähnlich, mit Gras nach europäischer Art zierlich gekleidet; der Fuß des Gebirges aber prangt mit Weizen und Getreide, das von den indianischen Bauern, die hin und wieder in zerstreuten Hütten wohnen, gezogen wird.

„Die Stadt des heiligen Glaubens (Santa Fé, Bogotà) liegt auf der andern Seite dieser Ebene, gegen Westen zu, wo die Bühel (Hügel) sich wieder erheben und enden. Ich bin gänzlich der Meinung, die ganze Fläche befinde sich wegen ihrer hohen Lage in dem zweiten Lufthimmel (secunda regione aëris), wiewohl übrigens das Land unter dem Thierkreis steht, und zu gewissen Zeiten des Jahres die feurige Sonne gerade über sich hat, so ist dennoch hier ein immerwährender Herbst, und eine so durchdringende Kälte, daß alle Einwohner doppelte Kleider von Tuch tragen, die unsrigen aber noch überdies niemals ohne Hausrock zu Tisch gehen, den auch ich bisher, so lange ich hier bin, beständig trage, und nichtsdestoweniger die Kälte ziemlich empfinde. Die Bäume tragen das ganze Jahr hindurch, zu gleicher Zeit und auf einem und demselben Stamm, zeitige und unzeitige Früchte. Auf einem Felde wird zugleich ein Acker besäet, und auf einem andern geschnitten; jeden Monat ist Aussaat und Ernte. Alles ist voll von Vieh, von welchem vor der Ankunft der Spanier nichts zu sehen war.

„Sobald wir die Ebene erreicht hatten, ruhten wir aus, und tranken zum ersten Mal aus einer frischen Quelle reines, kühles Wasser, wie wir solches von Sevilla in Spanien bis hierher nicht gefunden hatten, da unterwegs alles trüb oder warm war. Wir hielten gleichfalls früher in der Wildniß auf der beschwerlichen Reise nach einer je anderthalben Tagreise, eine Rast von anderthalb Tagen in den Hütten, die bereits vorher von dem Bruder Prokurator und seinem Gefährten mit Blumenwerk und grünen Aesten ausgeschmückt worden waren. Sie verpflegten uns an allen Orten, so viel es immer möglich war, sehr freigebig. Auf der Ebene marschirten wir den ersten Tag mit unsern Maulthieren hurtig fort, bis zu einer schönen steinernen, über dem Bach Bogota gebauten Brücke, wo einer von unsern Patres, welche die zwei Stunden von dort gelegene Pfarrei Fontibona versah, mit den vornehmsten Indianern des Dorfes, alle zu Pferde, sogar auch mit Trompeten und Schalmeien uns feierlich empfing, und bis in den Pfarrhof führte, wo uns der P. Superior dieser Pfarrei unter fröhlicher Musik aufnahm. Am folgenden Tage kam uns der Rektor des Kollegs von Santa Fé mit dem Kasus-Professor bis in den besagten Pfarrhof entgegen, und gab uns ein stattliches Mittagsmahl. Als wir denselben Abend des 22. Juli endlich in die so sehnlich erwünschte Stadt Santa Fé (Bogotá) einzogen, wurden wir von Allen so freundlich bewillkommt, und in dem Kolleg von den Unsrigen so gut beherbergt, unsere Zimmer mit Blumen geschmückt, mit Frucht und Zuckerwerk so sorgfältig versehen, — mit einem Wort, uns alle mögliche Liebe und Ehre so überschwänglich erwiesen, daß die Weltleute nicht allein einem solchen Beispiele um die Wette nachfolgten, sondern sich über diesen ungewöhnlichen Empfang nicht genug verwundern konnten. — Am 28. August, nach den achttägigen geistlichen Uebungen des hl. Ignatius, hielt ich in der Kirche des Kollegs eine spanische Predigt, die von den Zuhörern gütig aufgenommen wurde.

„Im folgenden Monat September brach ich mit meinem liebsten Gefährten, P. Kaspar Pöck, alsbald auf, um eine ganz neue Mission zu gründen, bei einem bisher unbekannten Volk, das an dem obern Strom Orinoko wohnt

und wegen seiner tapfern Menge bisher von den Spaniern nicht allein nicht überwunden, sondern nicht einmal besucht wurde, bis P. Ignaz Fiol, ein Majorikaner, letzten Januar auf eine, in der Mitte dieses Flusses gelegene Insel sich verfügt hat, auf welcher seines Erachtens 5000 Eingeborene wohnen, die in ihm die Hoffnung erweckten, das gesammte, an dem Ufer liegende, überaus volkreiche Land zu bekehren. Wie kann ich aber Gott genug danken, für diese besondere Gnade, eines so hohen Apostolates, das von vielen Männern vergebens gesucht und mir Unwürdigen zu Theil geworden? Der Oberer dieser Mission wird der genannte P. Fiol sein, dem nebst uns zwei Deutschen noch P. Augustin a Campo, ein Spanier, beigegeben ist. Jener ist vor zwei, dieser vor drei Jahren hier angelangt.

„Der in Europa wenig bekannte Fluß Orinoko ergießt sich bei der Insel S. Trinidad durch sechzig Mündungen oder Arme in das Meer. Dahin sind bereits 600 Ochsen vorausgetrieben worden, theils zu unserer Nahrung, theils für die Indianer, welche, wie man glaubt, noch nie vorher ein zahmes Thier gesehen haben, übrigens aber vom türkischen Weizen, der ihre Nahrung bildet, ein gewisses Getränk machen, von dem sie sich gerne voll saufen; folglich dem Fraß, der Völlerei und Geilheit unmäßig ergeben sind. Sie beten keinen Gott, kein Götzenbild an, wie Menschen, nach dem Ausspruch des Apostels, deren Gott ihr Bauch ist. Der königliche Statthalter von Neu Granada hat jedem von uns zu seinem Unterhalt hundert Thaler angewiesen, und sechs Soldaten zu unserm Schutz beigegeben, wie auch Sr. Majestät, dem Katholischen König, schriftlich den Vorschlag gemacht, es wäre wohl der Mühe werth, in Zukunft für diese Mission, wegen der ungemein guten Hoffnung, die sie bietet, vierzig Mann zu unterhalten.

„Geschrieben zu Santa Fé, in dem neuen Reich Granada, aber vollendet in der Stadt Tunea (Tunja), wo ich vorgestern angelangt bin, auf der Reise nach Orinoko, den 8. September 1681.

„Euer Ehrwürden letzter Diener in Christo

„Christoph Rüedl,
„aus der Gesellschaft Jesu, Missionär."

Die Mündung des gewaltigen Orinoko wurde von allen Europäern zuerst von Columbus entdeckt. Bald tauchte unter den Spaniern das Gerücht auf, im Innern befinde sich ein goldreiches Land. Dieses nun, unter dem Namen Eldorado, blieb fortan der Zielpunkt zahlreicher Abenteurer verschiedener Nationen. Unter Andern war es in den Jahren 1541—1545 ein Deutscher, Philipp von Hutten, der an der Spitze eines kleinen Heeres von Spaniern nach dem Innern vordrang. Freilich mußte er unverrichteter Dinge zurückkehren. Doch wollte er eine Stadt der Omegas erschaut haben, deren Einwohner alle in reichem Goldschmuck erstrahlten. Nochmals rüstete Hutten eine Expedition; da traf ihn der Stahl des Mörders, und nun ruhten während einiger Jahrzehnten die Eldorado-Fahrten, bis ein Spanier, Martinez, eine ausführliche Beschreibung des Traumlandes lieferte, dessen Fabeln wir aber nicht erzählen wollen. Wieder einen Zug nach Eldorado unternahm in den Jahren 1595

und 1596 der berühmte Engländer Walter Raleigh, der 200 Meilen weit hinauffuhr.

Wird diese natürliche Wasserstraße, welche sich durch ebenso reiche als ausgedehnte Ländergebiete hinzieht, dereinst richtig gewürdigt und dem Weltverkehr erschlossen sein, dann mag auf solche Weise, freilich in einem andern Sinne, als die spanischen Abenteurer träumten, der Norden Südamerikas zu einem Eldorado werden, nicht für blinde Goldgier, sondern für redlichen Handelsfleiß; ein Eldorado namentlich für den Missionär, der bis in den entlegensten Urwald dem armen Wilden wird folgen können, dessen Seele nicht mit eitlem Golde, sondern mit dem Blute des Gottessohnes erkauft worden ist.

(Für den „Sendbote".) (Nachdruck verboten.)

Los von Rom — hin zu Rom!

Erzählung aus der Zeit Pius IX., von Fr. Krafft.

(Fortsetzung.)

Als Erich nach wochenlangem Leiden, nach heftigen Fiebern und steter Bewußtlosigkeit zum ersten Male mit Verständniß wieder die Augen aufschlug, sah er sich in einem großen, reinlichen, wohlausgestatteten Krankensaale. Barmherzige Schwestern warteten in liebevoller Obsorge der Leidenden, und auch auf den jungen Maler schaute das freundliche, liebe- und friedenstrahlende Gesicht einer solchen Ordensfrau hernieder.

„Dem Herrn und der heiligen Madonna sei Dank!" flüsterten ihre Lippen, als sie den Kranken aus der langen Geistesumflorung erwachen sah. „Er ist gerettet, die Krisis vorüber."

„Wo bin ich, meine Schwester?" fragte der Künstler leise. Groß, fast ängstlich ruhten seine krankheitschwachen Augen auf dem Antlitze seiner Pflegerin.

Ueber deren ruhigsonniges Antlitz zuckte es freudeleuchtend: „In guten Händen, mein Sohn," tönte es ihm ebenso leise zurück, „im Krankenhause Sr. Heiligkeit. Aber Ruhe, Ruhe," gebot sie besorgt, als sie bemerkte, wie der Kranke bei dieser Nachricht erregt wurde; „der Arzt hat jede Aufregung verboten." Und mit mütterlicher Milde strich sie dem jungen Manne besänftigend über die Stirne, der denn auch bald wieder die Liber schloß und schlummerte.

Die Genesung des Künstlers schritt rasch vorwärts. Unermüdlich waren die Barmherzigen Schwestern um ihn thätig, und Erich hatte reichliche Muße, diese Engel im Ordenskleide ob ihres Eifers, ihrer Frömmigkeit und Menschenliebe zu bewundern. Als Erich völlig auf dem Wege der Besserung war, sorgte seine Pflegerin nicht blos für sein leibliches Wohlergehen, sondern auch

für seinen Geist, für seine Zerstreuung: sie plauderte mit ihm über seine Heimat und über Rom, über seinen Ueberfall und sein Delirium.

„Die Räuber, die Sie überfielen, sind dingfest gemacht," erzählte sie ihm eines Tages. „Die Sicherheitsbehörden des Hl. Vaters durchstreiften auf Veranlassung der päpstlichen Regierung mit peinlicher Genauigkeit die ganze Umgebung von Rom und selbst die Campagna, bis sie die Strauchdiebe ertappte und unschädlich machte. Dieselben sehen, da sie sich als sehr gemeingefährliche Subjekte herausstellten, der schlimmsten Strafe entgegen."

„So, so," versetzte Erich und dachte dabei, daß die Regierung des Papstes doch recht energisch und gerechtigkeitsliebend sei, daß sie also den Vorwurf der Mißwirthschaft, den ihr Scheltow gemacht, in dieser Richtung nicht verdiene.

Eines Nachmittags sah Erich in dem sonst so ruhigen Antlitze seiner Pflegerin eine gewisse Erregung und in ihrem Auge eine Thräne glänzen. „Sie haben geweint, Schwester?" fragte er besorgt. „Drückt Sie vielleicht ein Kummer?"

„O nein, nein!" entgegnete diese. „Meine Thränen sind Zeichen freudiger Rührung, nicht des Kummers."

Erichs Augen ruhten fragend auf ihrem Antlitze.

„Se. Heiligkeit, der Papst, war hier," beantwortete die Schwester jenen Frageblick, „wie er dies öfters thut, um sich von den Verhältnissen seines Spitals selber zu überzeugen und die Kranken zu besuchen."

„Ich sah ihn aber nicht," warf Erich ein.

„Sie schliefen gerade. Unter Anderem kam Se. Heiligkeit auch an das Schmerzenslager eines sehr schwer Leidenden und tröstete ihn in liebenswürdigster Weise. Der Kranke war tief ergriffen von der hinreißenden Liebenswürdigkeit Pio Nonos und schluchzte zuletzt unter Thränen heraus: ‚O heiligster Vater, ich verdiene nicht Ihre so große Güte gegen mich. Ich bin nämlich nicht Ihres Glaubens und ein großer Sünder.' — ‚Das ändert nichts an meiner Obsorge um Sie,' versetzte darauf Se. Heiligkeit. ‚Sind wir auch nicht im Glauben vereinigt, so sind wir es doch in der Liebe, und die christliche Liebe muß alle Menschen umfassen, Freund und Feind und besonders den Sünder. Ich werde beten für Sie, daß der himmlische Vater, der ja unser aller Gott ist, der Ihrige wie der meinige, Ihnen eine reuige Gesinnung ob Ihrer menschlichen Fehltritte und die Verzeihung derselben gibt. Der Himmel segne Sie, mein Sohn!' Mit diesem Segenswunsch auf den Lippen und mit der Versicherung, daß alles auf's Pünktlichste geschehen solle, was zu seiner Genesung beitrage, reichte der Hl. Vater dem Patienten die Hand und schritt weiter. Von dieser engelhaften Güte und Mildherzigkeit war aber nicht blos der Kranke selber zu Thränen gerührt, sondern alle Zeugen derselben."*)

„Und hat der Hl. Vater keinerlei Bekehrungsversuche bei dem Kranken gemacht?" fragte Erich mit bewegter Stimme.

„Bekehrungsversuche?" Die Schwester blickte befremdet zu Walden hin und schüttelte den Kopf. „Bekehrungsversuche, von denen die Gegner des

*) Historisch.

Papstthums fabeln, werden in den wohlthätigen Anstalten Se. Heiligkeit nie aus eigener Initiative gemacht. Nur wenn andersgläubige Kranke, alte Leute oder Waisenkinder in den betreffenden päpstlichen Anstalten von selber nach Unterweisung in den katholischen Heilswahrheiten verlangen, wird selbstredend ihrem Wunsche willfahrt. Und es verlangen viele danach, da ja Jedermann von der Persönlichkeit Se. Heiligkeit, von seinem echthohenpriesterlichen, engelhaften Wesen geradezu hingerissen ist. O, Sie müßten Pio Nono sehen, junger Herr, — Sie würden ebenfalls mit Bewunderung und Verehrung für ihn erfüllt werden!"

Erich Walden erwiderte nichts auf jene begeisterte Sprache der Schwester. Er sah nur dankbar zu seiner Wohlthäterin auf und schloß dann in tiefer Bewegung die Augen. Aeußerlich schien er zu ruhen; aber das Zucken der Lippen und das Beben der feingeschnittenen Nasenflügel verrieth, daß jähe Gedanken und Empfindungen seinen Kopf und seine Seele durchzogen. „Also derart sieht die Wahrheit über Pio Nonos Toleranz, Edelherzigkeit und Engelsgüte aus," wirrte und schwirrte es in Erichs Hirn. „Welche bodenlose Verlogenheit oder Selbsttäuschung muß doch ein Scheltow besitzen, wenn er die Wahrheit derart in ihr Gegentheil zu verdrehen sich nicht scheut!"

Solcherlei Wahrnehmungen, die in direktem Gegensatze zu Scheltow's Beschuldigungen standen, machte Erich Walden während seiner langsam fortschreitenden Genesung noch mehr: alles in dem Hospitale athmete Menschenliebe, echte Christlichkeit und überzeugte Frömmigkeit. Von Bekehrungsversuchen und minder guter Behandlung Andersgläubiger keine Spur!

Als der junge Deutsche bei der Entlassung aus dem Hospitale nach seiner Schuldigkeit sich erkundigte, wurde ihm von seiner Pflegerin, die ihm fast so lieb geworden wie seine Schwester, lächelnd bedeutet, daß die Wohlthätigkeitsanstalten Se. Heiligkeit jedem Leidenden und Bedürftigen unentgeltlich zur Verfügung stünden, und daß er seinen Dank lediglich dem lieben Gott abstatten solle, der ihn so wunderbar aus den Händen der Banditen gerettet habe.

„Und wer war das Werkzeug, dessen sich unser Herrgott zu meiner Rettung bediente?" fragte der Maler mit höchstgespanntem Interesse.

„Derselbe will nicht genannt sein," meinte man lächelnd hierauf, und wie sehr auch der junge Deutsche um Angabe des Namens seines Retters bat, man erfüllte seine Bitte nicht. Ihm selber aber war nur eine kaum merkliche, unklare, sehr verschleierte Erinnerung an seinen Retter verblieben. So mußte er es denn dem Zufalle überlassen, die Aufklärung zu bringen über seinen unbekannten, bescheidenen Retter.

Die nächste Folgezeit widmete der Künstler, nachdem er den Angehörigen, die sehr um ihn bangten, seine volle Herstellung gemeldet hatte, ganz seinen Studien. Er ging so völlig in denselben auf, daß er nicht einmal Muße fand, den Papst zu sehen, von dem man doch so viel Herrliches und Lobenswerthes überall erzählte. Lächelnd hatte er sich selbst oft den Spruch vorgesagt: „Rom besuchen und den Papst nicht zu sehen ist Thorheit," allein, so oft es Gelegenheit gab, den Hl. Vater und Landesherrn von Angesicht zu Angesicht zu sehen,

hatten ihn dringende Arbeiten und anderweitige Abmachungen stets davon abgehalten. Doch nahm er sich vor, die nächste Gelegenheit gewiß nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

3. Eine Verbrecher-Bekehrung im päpstlichen Rom.

Eines Vormittags ging Erich mit Scheltow, dem er übrigens sofort beim Wiedersehen seine Erlebnisse im päpstlichen Hospitale mitgetheilt und dem er über verschiedene seiner Aeußerungen energisch die Wahrheit gesagt hatte, durch die Straßen von Rom, um sich zu erholen und neue malerische Motive zu sammeln. Eben näherten sie sich dem päpstlichen Staatsgefängnisse, als ein großer Menschenauflauf ihnen sich entgegenwälzte. Fast wie rollender Donner schallte den beiden der gewaltige Schall von vermischten Stimmen zu Ohren, und unwillkürlich traten die zwei Maler dem heranfluthenden Menschengedränge entgegen. Alsbald wurde ihnen denn auch der Tumult klar: Drei Verbrecher wurden zum Tode geführt. Aber die Menge Menschen, die ihnen das Geleit gab, bestand großentheils, wie Erich Walden alsbald sah, nicht aus bloßen Neugierigen und Schaulustigen, sondern aus einer Art von Bußpredigern, die den Verurtheilten auf jede Weise zusetzten, vor der Hinrichtung doch ihre Rechnung mit dem göttlichen Richter zu begleichen.*)

„Bekehrung, Bekehrung!" riefen den Verbrechern Männer, Frauen und Kinder zu. „O, denkt an Euren Richter, vor den Ihr nun so bald hintreten müßt; tretet aus Eurer Verstocktheit heraus und beichtet dem Priester Eure Sünden! Bekehrung, Bekehrung!"

Auf's Höchste erstaunt, trat Erich Walden näher an den offenen Wagen heran, auf dem die drei Verurtheilten saßen. Aber kaum hatte er dieselben näher in's Auge gefaßt, als er mit dem Schreckensrufe zurückprallte: „Um Gott, die drei Banditen, die mich vor der Kampagna überfielen!"

„Ja, ja," redete ihn einer der mitziehenden und bußepredigenden Männer an, „es sind schlimme Gesellen. Sie haben verschiedene Raubmorde auf dem Gewissen und auch einen Raubmordversuch."

„Letzterer geschah an meiner Person," murmelte Erich, indeß sein Nachbar eifrig fortfuhr: „Se. Heiligkeit bestätigt nur selten ein Todesurtheil der Richter; in seiner großen Milde begnadigt er die betreffenden Verbrecher zumeist zu lebenslänglichen Freiheitsstrafen. Aber bei diesen außerordentlichen gemeingefährlichen Männern mußte er der Gerechtigkeit freien Lauf lassen, und wie weise er dabei gehandelt, das zeigen die drei wilden Gesellen noch jetzt: sie trotzen allen Bekehrungsversuchen und bleiben bei allen Liebesmühen hart und verstockt."**)

Mit höchstem Interesse hatte Erich diesem Berichte zugelauscht, und sonnenwarm durchgluthete sein Herz der Gedanke: „Welche Milde bei aller Gerechtigkeit beim Hl. Vater! Welch' innige Verbindung seines kirchlichen und königlichen Herrscheramtes! Ohne das letztere zu verletzen, sucht der hehre Mann auch bei den verworfensten und ausgeschiedenen Elementen der menschlichen Gesellschaft seine Hoheprieſterwürde zu bethätigen, sie wenigstens für

*) Historische Thatsachen. **) Historisch.

die Ewigkeit zu retten! Wo ist eine solch' ideale Herrscherweise sonstwo nur möglich?"

Hochgeschwellten, für den Papstkönig auf's äußerste begeisterten Herzens, ließ sich Erich unwillkürlich von dem Menschenstrome fortreißen, und selbst Scheltow blieb, wenn auch murrend über einen „solchen Faschingszug", auf des Jünglings Pfaden.

Jetzt war der traurige Zug vor einer Kirche angelangt. Die Pforten des Gotteshauses standen weit offen; Lichterglanz, Orgelklänge und fürbittende Stimmen strömten den Verbrechern aus den heiligen Hallen entgegen, und eine kleine Prozession von Angehörigen einer speziellen „Vereinigung zur Bekehrung öffentlicher, unbußfertiger Sünder" wallte feierlich zu dem Wagen der Verurtheilten heran.*) Einer der redegewaltigsten Ordenspriester Roms stand an ihrer Spitze und versuchte nun, mit allen Mitteln seines mächtigen Wortes, die Herzen der Verbrecher zu erweichen und bußfertig zu stimmen. Selbst Erichs Herz erbebte leise vor den packenden Bildern, die der Redner von der Schönheit des gottversöhnten Jenseits und von den Schrecken des gottverlassenen entrollte. Wie Donner und Blitze fuhren die feurigen Worte über die Häupter der Versammelten hinweg, — aber bei den Verbrechern schlugen sie nicht ein: finsteren Gesichtes, über das zuweilen ein Lächeln des Spottes irrte, schauten die Gesellen auf den Prediger nieder, und kein Zucken ihrer Wimpern verrieth auch nur die leiseste Bewegung ihrer Seelen.

Nun lösten die Mitglieder jener Vereinigung den Prediger in seinen Bemühungen ab; sie stürzten auf die Kniee und flehten mit gerungenen Händen die Verbrecher um Sinnesänderung an. Zugleich trat auch ein älterer Mann aus der Schaar hervor, bekannte sich als Verwandten des einen Verbrechers und beschwor denselben im Namen seines Vaters und seiner Mutter, seiner Geschwister und Verwandten überhaupt, doch zum mindesten ein glückliches Wiedersehen im Jenseits mit ihnen nicht verhindern zu wollen. Der Anblick dieses Bittstellers, dessen Flehrufe durch häufiges Schluchzen unterbrochen wurde, entfesselte einen hohen Sturm der Erregung und Rührung ringsum: viele Anwesenden schluchzten mit ihm, viele hoben ebenfalls die Hände, die auch nicht zu jener Vereinigung gehörten, bittend empor.

In Erichs Herz pochten die Schläge rasch und heftig, und an seinen Lidern zuckte es verdächtig. Und als der Jüngling bemerkte, wie auf dem steinharten Gesichte des einen Verbrechers die Erinnerung an Mutter und Angehörige eine kleine Bewegung hervorrief, wie diese Bewegung aber unter den finsteren Blicken der zwei Gefährten sich wieder zu verflüchtigen schien, da hielt es ihn nicht mehr länger in dem Gewühle der bloßen Zuschauer; halb drängend, halb gestoßen, schob er sich vorwärts, und vor dem Wagen der Verbrecher angelangt, hob er ebenfalls seine Arme zu ihnen empor, um durchdringend zu rufen: „Bekehrt Euch, ich flehe im Namen des allgerechten Gottes, und überliefert Eure Seelen nicht dem ewigen Verderben! Sehet, ich bin der junge Maler, den Ihr vor der Kampagna überfielet, den Ihr fast zu Tode gemartert. Ich verzeihe Euch, ich nenne Euch hier offen, vor allem Volke, Brü-

*) Historisch.

der und Freunde im Herrn, wenn Ihr Eure Sünden dem Priester beichtet und gereinigten Herzens in die andere Welt hinüberzieht!"

Das lange, blonde Gelock war dem Jüngling über Stirn und Schläfe niedergerollt; die wundervoll blauen Augen blitzten und funkelten vor höchster Seelenbewegung und in jedem Laute seiner klangvollen Stimme lag Aufrichtigkeit und Ueberzeugungskraft. Und dieses eigenartige Vorkommniß, der Umstand, daß selbst ein Fremder — dies erkannte man an dem fremdländischen Akzent, mit der Erich das Italienische sprach — für das Seelenheil der Verbrecher sich bemühte, entfesselte einen wahren Sturm des Eifers, des Flehens: auch diejenigen, die bis jetzt nur stumme Zeugen jener Vorgänge gewesen, riefen laut die Verbrecher um Bekehrung an — gleich rollenden Wetterwolken brausten die Rufe der vielen Menschen an deren Ohr.

Und nun vermochten auch jene wildherzigen Menschen nicht mehr zu widerstehen. Zuerst erhob der schon früher bewegte Verbrecher Auge und Arme zu dem in der Nähe sich befindlichen Geistlichen empor, und bald folgten ihm auch seine Genossen in dieser Bitte um eine reumüthige Beichte; ihre Herzen waren von Gottes Gnadenstrahle getroffen.

Nunmehr aber erhob sich unter den Versammelten ein Jubel, der aller Beschreibung spottet: man jauchzte dankend zu Gott auf, pries die Madonna, die Hilfe der Sünder, beglückwünschte die Verbrecher zu ihrer Umkehr zu Gott, nannte sie Brüder im Herrn.

Während die drei Verurtheilten unter leichter Bedeckung in die hohen Hallen des Gotteshauses schritten, um sich dort durch Beicht und Kommunion zu rechtfertigen; während brausende Orgelklänge den Lobgesang „Großer Gott, wir loben Dich!" spielten und die vielköpfige Menge glückerfüllt mitsang, war Erich ein Bild höchsten Seelenüberschwangs: er athmete tief und heftig, wischte sich über die Augen und sah unverwandt nach den kerzenstrahlenden Hallen des Gottestempels, in dem auch auf Erden schon das Wort der Schrift in Erfüllung ging: „Es ist mehr Freude über die Bekehrung eines Sünders als über neunundneunzig Gerechte!"

Etwas unsanft wurde der junge Maler indessen aus seinen Gedanken und Empfindungen aufgeweckt: eine schwere Hand klopfte ihm auf die Schulter, und eine hochtrabende Stimme zischelte höhnend: „Na, immer noch nicht genug von der Komödie? Wenn es Karneval wäre, würde ich mir eine solche Narretei schon gefallen lassen — aber mitten im Sommer ist dieses komische Gebahren Deinerseits und der Römer nicht wohl begreiflich!"

Erich hatte sich mit einem heftigen Ruck umgewandt und maß nun Scheltow — denn dieser war der Höhner — mit funkelnden Blicken. „Für Dich allerdings nicht," sprudelte der junge Maler heftig hervor. „Dir werden alle jene Ausbrüche echter, überzeugter Christlichkeit und edler Menschenliebe gewiß für immer unbegreiflich bleiben; und selbst wenn Du je eine Ahnung hiervon bekommen solltest, so würde Dein Haß gegen alles Katholische und Deine Verleumdungssucht gegen das Papstthum jene Ahnung doch nie zu voller, klarer Erkenntniß aufblühen lassen."

„Wo — was?“ stotterte Scheltow betroffen.

„Ich wiederhole meine Worte nicht mehr, bitte Dich aber eben so eindringlich wie endgiltig, mich fürderhin mit Deinen verleumderischen Angriffen gegen meinen Glauben und mein geistiges Oberhaupt zu verschonen. Denn ich habe mich an Thatsachen so ziemlich in Allem vom Gegentheile dessen überzeugt, was Du mir aufzudrängen versuchtest. Adieu!“

„Aber, Walden — —“

Ohne den verblüfften Mecklenburger auch nur noch eines Blickes zu würdigen, eilte Erich Walden davon. (Schluß folgt.)

Durch Unglück gerettet.

In Wien lebte ein junger Mann, der einen Großtheil seines Lebens in Ausschweifungen verbrachte. Seinen Vater hatte er früh verloren, und der Mutter Mahnungen brachte er nur kalten Spott entgegen. Die Mutter wurde krank. Es war gefährlich und der Arzt sprach davon, daß man auf den Hingang gefaßt sein müsse. Die arme Mutter rief den Sohn an ihr Lager und bat und beschwor ihn um Jesu willen, von seinem lasterhaften Lebenswandel abzulassen und ihr durch eine aufrichtige Besserung das Sterben zu erleichtern. Unwillig wandte sich der Sohn ab, sein Herz blieb auch jetzt ungerührt. „Du wirst nicht sterben, Mutter,“ sagte er, „und für mich ist es noch lange Zeit genug, den Rosenkranz in die Hand zu nehmen; jetzt bin ich jung, und lebensfroh, warum sollte ich mein Leben nicht genießen?“ Die Mutter seufzte schwer auf. „Ich werde sterben, mein Sohn,“ sprach sie wehmüthig, „und muß mit dem traurigen Bewußtsein sterben, daß mein Sohn ein armer Verlorener ist. Und was Dein übermüthiges Pochen auf Jugend und Gesundheit anbelangt, so bedenke, daß der jüngste, der kräftigste Mensch keine Minute vor dem Tode sicher ist.“ Erschöpft lehnte die arme Kranke sich in die Kissen zurück. Während der verstockte Sohn eben überlegte, ob er bleiben oder sich leise wegschleichen sollte zu seinen Zechgenossen, entstand auf der Straße ein furchtbarer Tumult. Ein Prasseln und Poltern durchzitterte die Luft, dazwischen gellende Angstrufe, entsetzliches Schreien und Jammern. Der Sohn eilte an's Fenster und hier sah er, daß an der gegenüberliegenden Straßenfront ein halbfertiger Neubau eingestürzt war, die dabei beschäftigten Arbeiter unter dem Schutte begrabend. Auch ein paar Vorübergehende wurden von den herabstürzenden Balken getroffen und getödtet. Es waren dies zwei Zechkumpane des jungen Mannes, der vom Fenster aus bleich und verstört nach der Unglücksstätte schaute. Der gräßliche Anblick der todten Zechgenossen rüttelte das verstockte Herz des jungen Mannes auf. Das war der Strahl der Gnade, der in seine Seele fiel. Er warf sich vor dem Bette der kranken Mutter nieder und gelobte unter Thränen und Schluchzen, von nun an ein anderer Mensch zu werden, ihre Ermahnungen und Lehren zu befolgen und seinen liederlichen Lebenswandel aufzugeben. Zwei Tage später starb die Mutter. Aber sie starb mit fröhlichem Herzen, da sie die Ueberzeugung mit sich in die Ewigkeit nahm, daß ihr Sohn sich doch gebessert.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: "SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Die geistliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

4. Beweggründe zur fleißigen Uebung der geistlichen Kommunion.

Wiederholt und bei verschiedenen Gelegenheiten hat Gott sein Verlangen zu erkennen gegeben, daß er gerne bei uns Menschen sein will. Vor dem Sündenfalle kam er täglich gegen Abend in das Paradies, um sich mit unseren Stammeltern zu unterhalten. Nach dem Sündenfalle that es ihm in seinem innersten Herzen leid, daß die Menschen immer gottloser wurden, und nichts mehr von Gott wissen wollten, weshalb er zur Strafe die Sündfluth schickte. Als die Menschen nach der Sündfluth sich wieder vermehrten, aber auch wieder von Gott abwandten, wählte er sich einzelne Männer aus, wie Abraham, Moses, denen er erschien und sich mit ihnen unterredete, und später schlug er seine Wohnung in der Stiftshütte und in Salomons Tempel zu Jerusalem auf, wo nach seiner eigenen Versicherung seine Augen und sein Herz bleiben sollten alle Tage. „Gottes Lust war es," wie man sieht, „bei den Menschenkindern zu sein". (Sprüchw. 8, 31.)

Dem Sohne Gottes hat die Gesellschaft der Engel im Himmel nicht genügt, er stieg auf die Erde herab, um dreiunddreißig Jahre lang bei den Menschen sich aufzuhalten, unter ihnen zu wandeln, sie mit Wohlthaten zu überhäufen. Als er die Erde wieder verließ, hinterließ er auf derselben ein Denkmal seiner Wunder im allerheiligsten Sakrament, durch welches er bewirkte, daß er nicht blos trotz seiner Rückkehr in den Himmel mit Gottheit und Menschheit bei den Menschen auf der Erde verblieb, sondern sich mit ihnen auch auf das Innigste vereinigen konnte.

Wie heftig sein Verlangen ist, diese innigste Vereinigung mit uns Men-

schen einzugehen, bezeugen die Worte, die er bei der Einsetzung des allerheiligsten Sakraments gesprochen hat: „Sehnlichst habe ich verlangt, dieses Mahl mit euch zu halten." Und auch jetzt spricht er noch: „Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an. So Jemand meine Stimme hört und die Thüre mir aufthut, zu dem will ich eingehen und mit ihm Abendmahl halten, und er mit mir." (Luk. 22, 15; Geh. Offenb. 3, 20.)

Das sehnliche Verlangen des göttlichen Heilandes, sich auf das innigste mit uns zu vereinigen, stillen wir zu seiner großen Freude, wenn wir das allerheiligste Altarssakrament würdig empfangen. Ist uns das nicht möglich, so können wir ihm doch eine große Freude dadurch bereiten, daß wir ihn bitten, er möge wenigstens geistiger Weise zu uns kommen und in unserem Herzen Wohnung nehmen. Das ist die geistliche Kommunion, zu der Gott selbst schon im alten Bunde aufgefordert zu haben scheint mit den Worten: „Thue auf deinen Mund und ich will ihn erfüllen." (Ps. 80, 11.) Die heiligen Kirchenväter, wie der hl. Patriarch Athanasius, verstehen unter dem Munde das Verlangen unseres Herzens. So legen es auch später die heiligen Kirchenlehrer und Schrifterklärer aus, wie der hl. Richard vom hl. Viktor, welcher sagt: „Was ist der Mund des inneren Menschen anderes, als das Verlangen unseres Herzens? Doch dieses," fügt er bei, „können alle Genüsse Egyptens nicht befriedigen." Nur Einer kann es stillen, und das ist derjenige, von dem es heißt: „Er erfüllt dein Verlangen mit allen Gütern." (Ps. 102, 5.) Es ist derjenige von dem auch der hl. Apostel Paulus an die Christen in Ephesus schreibt: „Gott ist mächtig, Alles zu bewirken, weit mehr als wir verlangen oder verstehen, gemäß der Kraft, die in uns wirkt." (Eph. 3, 20.)

Je weiter wir den Mund öffnen, oder, mit den Worten der heiligen Väter und Schriftausleger gesagt, je größer das Verlangen unseres Herzens nach dem göttlichen Heiland ist, desto größer und zahlreicher werden auch die Gaben und Gnaden sein, die der göttliche Heiland für uns mitbringen wird, wenn er in der geistlichen Kommunion zu uns kommt. Ehe wir jedoch die Wirkungen der geistlichen Kommunion und ihren Nutzen eingehender besprechen, wollen wir zuvor eine Einwendung beseitigen, die man gegen die Wirksamkeit der geistlichen Kommunion im Allgemeinen erhoben hat. Man hat nämlich die Behauptung aufgestellt, die geistliche Kommunion könne überhaupt keine Wirkung haben, weil das allerheiligste Sakrament in der Form von Speise und Trank, als eine Nahrung für unsere Seele von Jesus Christus eingesetzt worden sei. Wie können aber Speise und Trank ihre Wirkung auf uns äußern, wenn wir dieselben nicht genießen? Das scheint allerdings richtig zu sein, denn was hilft dem im Höllenteiche stehenden Tantalus das Wasser, welches er wohl sieht, aber nicht trinken darf? Was helfen ihm die Aepfel auf den Bäumen am Ufer, die er ebenfalls wohl sehen, aber nicht genießen kann? Doch der engelgleiche Lehrer, der hl. Thomas von Aquin, löst die Einwendung mit wenigen Worten, indem er sagt: „Es ist ein Unterschied zwischen körperlicher und geistiger Nahrung." Die körperliche Nahrung wird

in das Wesen desjenigen umgewandelt, der sie genießt, die geistige Nahrung dagegen verwandelt denjenigen, der sie genießt, in sich, wie der hl. Augustinus von dem allerheiligsten Sakramente sagt. Er läßt nämlich den göttlichen Heiland zu dem Christen sprechen, der ihn genießt: „Du verwandelst mich nicht in dich, sondern du wirst umgewandelt in mich." (Qu. 73, art. 3.) Diese Umwandlung ist ein geistiger Vorgang, wozu es einer leiblichen Nahrung nicht bedarf, und ebenso wenig ist auch eine leibliche Nahrung nöthig, wenn die geistliche Kommunion ihre Wirkungen äußern soll.

Die erste Wirkung nun, welche die geistliche Kommunion hervorbringt, besteht darin, daß Jesus Christus zu uns kommt. Wie ist das zu verstehen? Jesus Christus als Gott ist ja allgegenwärtig, also auch in uns, denn „in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir", wie der Apostel sagt. (Apostelg. 17, 28.) Als Gottmensch aber kommt Jesus Christus nur zu uns im allerheiligsten Sakrament. Das ist allerdings richtig, daß Jesus Christus als Gottmensch nur im allerheiligsten Sakramente zu uns kommen kann, und daß er als allgegenwärtiger Gott auch ohne die geistliche Kommunion schon in uns ist. Aber ebenso richtig sagen wir auch, daß Jesus Christus als Gott zu uns kommt, wenn er durch die geistliche Kommunion auf eine besondere Weise bei uns gegenwärtig zu sein anfängt, seine göttlichen Eigenschaften oder eine seiner göttlichen Eigenschaften besonders auf uns einwirken läßt. „Nähert euch Gott", mahnt deswegen der heilige Apostel Jakobus die ersten Christen, „und Gott wird sich euch nähern." (Jak. 4, 8.) Wir nähern uns Gott durch festen Glauben, starke Hoffnung, feurige Liebe, und Gott nähert sich uns, indem er uns besondere Beweise seiner Liebe, Güte, Barmherzigkeit zu Theil werden läßt. So kam Gott auch in den Tempel zu Jerusalem, als er dort in besonderer Weise mit seinem Herzen und seinen Augen gegenwärtig zu sein anfing, um die Gebete der Israeliten und Fremden daselbst lieber als an anderen Orten zu erhören. (III. Könige 9, 3.)

Die zweite Wirkung der geistlichen Kommunion wird daher diese sein, daß durch dieselbe unsere Bitten bei Jesus Christus leichter Erhörung finden. Versäumen wir es also nicht, wenn wir ein besonderes Anliegen haben, es dem göttlichen Heilande vorzutragen, nachdem wir ihn durch die geistliche Kommunion zu uns eingeladen haben.

Eine der ersten Bedingungen, welche die Lehrer des geistlichen Lebens an diejenigen Christen stellen, die nach der Vollkommenheit streben, ist diese, daß sie stets in der Gegenwart Gottes zu wandeln sich bestreben müssen. Diese Forderung, sagen sie, hat Gott schon an den Patriarchen Abraham gestellt, indem er zu ihm sagte: „Wandle vor mir, und sei vollkommen!" (Gen. 17, 1.) Wandle in meiner Gegenwart, habe mich stets vor dem Auge deines Geistes, indem du an mich denkst, und du wirst zur Vollkommenheit gelangen. Durch die geistliche Kommunion laden wir Jesus Christus, unseren Herrn und Gott, zu uns ein, und er kommt und nimmt in unserem Herzen seine Wohnung; seine Augen und sein Herz sind bei uns, so daß wir in der innigsten Gemeinschaft mit ihm wandeln.

Vor der geistlichen Kommunion werfen wir einen Blick in unser Inneres, und erwecken eine herzliche Reue über unsere begangenen Sünden. Die öftere Uebung der Reue wird aber die Wirkung haben, daß wir die Häßlichkeit, die Bosheit, die Abscheulichkeit der Sünde immer besser erkennen, dieselbe immer mehr verabscheuen, und uns sorgfältiger und ängstlicher vor jeder, insbesondere jeder schweren Sünde hüten. (Fortsetzung folgt.)

Wie man eine treue Dienstmagd ehrt.

Am 21. Juni l. J. starb auf dem Schlosse Dinklage im oldenburgischen Westfalen im Alter von 86 Jahren die alte Wärterin Franziska Ferlemann. 42 Jahre stand sie im Dienste der gräflich von Galenschen Familie und hat die zahlreichen Kinder des Stammherrn Grafen Ferdinand in rührender Treue und Hingebung aufgezogen, gewartet und gepflegt. Bis zu ihrem Tode war all' ihr Arbeiten und Sorgen, all' ihr Denken und Trachten, nicht zuletzt aber auch ihr Beten, den heißgeliebten Kindern ihrer Herrschaft zugewendet. Schon längst ihrer Pflege entwachsen blieben die Söhne und Töchter des gräflichen Hauses immer noch „ihre Kinder", an deren Schicksalen sie den regsten Antheil nahm. Noch ihre letzten Worte waren: „Ich will für Euch alle beten!" Dann sprach sie vom Wiedersehen in jener Welt und sagte: „Es sind ja nur ein paar Tage!" Nach der letzten heiligen Kommunion, die sie mit inniger Sehnsucht erfleht hatte, wollte sie kein Wort mehr sprechen; aber noch einmal drückte sie einer der jungen Gräfinen mit freudigem Blick die Hand. Unter den Sterbegebeten des Schloßvikars gab sie in friedlichem Sterben ihre Seele in die Hände ihres Herrn und Gottes zurück. So viel Treue ist selten geworden in unseren Tagen. Aber nicht minder lehrreich sind auch die Gesinnungen, mit denen sie von Seiten der Herrschaft erwidert wurden. Man betrachtete das „alte Freteken" wie zur Familie gehörig. Kein Brief von den längst dem Elternhaus entwachsenen Kindern kam und keiner ging hinaus, in dem nicht nach der treuen Alten gefragt, sie gegrüßt, von ihr berichtet wurde. — Als der Tod herannahte, ließ der als langjähriges Mitglied des Reichstages und Förderer aller kirchlichen und guten Werke in ganz Deutschland bekannte Graf v. Galen sämmtliche Kinder, soweit dieselben nicht durch Ordensberuf ferngehalten wurden, nach dem heimatlichen Schlosse entbieten. Und sie kamen und knieten betend um das Sterbelager der alten treuen Dienerin. Nach deren Hinscheiden hatte sich eine der Töchter ausgebeten, der barmherzigen Schwester beim Ankleiden der geliebten Leiche helfen zu dürfen; ein priesterlicher Sohn des Grafen zelebrirte ein levitirtes feierliches Seelenamt; der alte Graf und seine Söhne trugen eigenhändig den Sarg in die Familiengruft, wo er zur Seite der vorausgegangenen Kinder, ihrer einstigen Pfleglinge, beigesetzt wurde. Man weiß nicht, ob man die dienende Treue oder die jeden Standesunterschied ausgleichende Dankbarkeit mehr bewundern soll; aber hier gilt das Wort: „Gehet hin und thuet desgleichen!"

Ostern in Moskau.

Welche Gedanken und Erinnerungen tauchten nicht in meinem Innern auf, als ich am letzten Tage der Osterwoche im sonnigen Feiertagswetter durch die ehrwürdigste der fünf Kremlpforten Moskaus schritt! Hier zog vor Zeiten, auf einem Esel reitend, der Patriarch am Palmsonntag in den Kreml ein; und der Zar selbst führte das Thier am Halfter, und der ganze Weg war mit rothem Tuch ausgelegt, und das Volk drängte sich jubelnd näher und nannte das Thor die „Jerusalemer Pforte". — Auch heute drängte sich eine Schaar feiertagsfroher Menschen durch dieselbe. Handwerker, Arbeiter, Weiber mit Kindern auf dem Arm — Alles will sich eine Stunde im Kreml umthun; und die Männer nehmen ehrfurchtsvoll ihre Mützen ab und ziehen entblößten Hauptes durch die altberühmte Pforte. Jetzt ist das hallende Thor durchschritten; von Sonnenlicht überfluthet, dehnt sich der mächtige, freie Platz vor uns aus — wir stehen im einstigen „Detinez" (Citadelle), wie der ursprüngliche Name lautet.

Während die Menge sich über die offene Fläche nach links wendet, zum Denkmale Kaiser Alexander II., halte ich noch einen Augenblick vor dem alten Wosnessenski-Nonnenkloster, das sich rechts an die Kremlmauer schmiegt. Nicht daß das Gebäude etwas besonders Auffälliges an sich hätte; es ist auch nicht die auf den Platz mündende, sogenannte „Winterkirche" der Nonnen, mit dem Muttergottesbilde von Kasan und der Bildsäule Georg des Drachentödters, was mich anzieht: es ist die Sommerkirche im Innern des alten Klosterhofes, mit den Särgen weiblicher Mitglieder des Zarenhauses, die meine Gedanken gefangen nimmt. Da ruhen auch die sterblichen Ueberreste der schönen Zoe Paläologos, welche Iwan III. 1472 aus dem sonnigen Italien in's Land voll Eis und Schnee gefolgt. Für meine Phantasie hat immer ein ganz eigener Zauber diese Tochter der letzten byzantinischen Dynastie umschwebt. Auch sie konnte von Arkadien singen, im goldenen Frühroth ihrer Kindheitserinnerungen .... denn die Eroberung von Morea durch die Türken .... überm einstigen Peloponnes ist der Halbmond aufgepflanzt .... Thomas Paläologos wendet sich nach Italien, und Zoe, das lächelnde Griechenkind, erblüht in Rom zur Jungfrau. — Wie viel von seiner eigenartigen Schönheit mag nicht Moskau jener Tochter des Südens zu danken haben. Wenn unter Iwans Regierung der durch Feuer zerstörte Kreml phönixgleich in schönerer Gestalt aus der Asche erstand, wenn der Herrscher ihn von Baumeistern aus Italien mit thurmgekrönten Mauern umgeben ließ; wenn er Fioravenli aus Bologna berief, um an Stelle der hinfälligen kleinen Holzkirche unsere stolze Uspenski-

Kathedrale aufzurichten, und den guten Mailänder Meister Aloisio mit dem Baue der Blagoweschtschenski-Kathedrale betraute — spüren wir nicht den Einfluß der in Rom erzogenen Kaiserin? Und wenn ich im Inneren der letztgenannten Kirche die Wand- und Deckengemälde betrachtet und mitten zwischen christlichen Heiligenbildern die Gestalten von Plutarch und Thukydides erblickt — da ist mir doch jedes Mal das Griechenkind durch den Sinn gegangen, die schöne Zoe, bei uns Sophia genannt, für welche Kaiser Iwan das „goldene Gemach" im Kremlpalast eingerichtet, das Empfangszimmer der Zarinen.

Eben rollt eine elegante Equipage an mir vorüber; ein alter Herr, der über den Zarenplatz schreitet, grüßt lebhaft, und der Wagen hält ein paar Schritte von mir. Der alte Herr tritt freundlich winkend an die Equipage heran, und drei, vier Kinderköpfe recken die Hälschen, lachend und grüßend. „Sag' Christos woskress! sag' Christos woskress!" ermahnt das älteste Mädchen einen vielleicht dreijährigen Krauskopf, und der Kleine strengt sich mächtig an, sein „Chlistos waskless!" recht vernehmlich in den Tag zu schreien. Ich mußte lächeln, als ich die kleine Szene beobachtete: vor wenigen Minuten war eine junge Bauernfrau, an mir vorüberschreitend, auf ein paar Bekannte gestoßen und hatte den kleinen blonden Schlingel, den sie auf dem Arme trug, sofort mit strahlenden Augen interpellirt: „Nun, wie wirst Du sagen? wie wirst Du sagen? Christos woskress! Er kann es sagen," versicherte sie stolz, und die beiden Arbeiter in ihren rothen Blousen hatten sich eifrig zum Kleinen gewendet und dem lachenden, krahlenden Schelm die Worte vorgesprochen. — Es ist eine reizende Sitte des russischen Volkes, daß es den uralten Ostergruß der christlichen Kirche: „Der Herr ist auferstanden!" „Er ist wahrhaftig auferstanden!" beibehalten hat, und er Einem von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig, in der frohen Osterwoche allenthalben entgegentönt. Es ist, als wetteiferte Alles, Einen jede Stunde daran zu erinnern, warum man sich eigentlich freut, welch' hehrem Gedächtnisse zu Liebe all' der Sonnenschein auf den Gesichtern und in den Herzen lacht! .... So habe auch ich in der Osternacht (die Russen feiern die Auferstehung um Mitternacht) den Moment als einen sehr feierlichen empfunden, wo der (russische) Priester mit fallender Stimme das „Christos woskress" verkündete. Das war im kleinen Kirchlein „Spass na boru", im inneren Hofraume des Kremlpalastes; ich hatte mir vorgenommen, der Feier im ältesten Gotteshause Moskaus beizuwohnen. Es ist erstaunlich, welch' zähes Gedächtniß in der Volksseele wurzelt: das ursprüngliche Holzkirchlein auf dem waldbedeckten Hügel, dem Borowizki-Cholm, am Ufer der Moskwa, ist seit bald 600 Jahren durch das jetzige steinerne ersetzt; verschwunden der rohe Palisadenzaun, der die Stätte damals vor unerwarteten Ueberfällen räuberischer Horden zu schützen hatte; die weiten Wälder sind längst gefallen, aus deren Tiefe das einsame Glöcklein dereinst zum Gebete rief, rings erheben sich stolz die Prachtbauten und Paläste der guten Stadt Moskau mit ihren zahllosen Kirchthürmen, aber — „Spass na boru", „der Erlöser im Walde", heißt das alte Kirchlein bis auf den heutigen Tag.

Diesmal lenkte ich meine Schritte keiner Kirche zu. Ueber mir lachte der helle Sonnentag, und ich mischte mich unter's festfreudige Volk und rastete ein Weilchen auf einer der dicht besetzten Bänke, unter der überdachten Galerie, welche sich auf drei Seiten um das prachtvolle Bronzestandbild Kaiser Alexander II. hinzieht. Da ließ ich meine Blicke hinausschweifen zu den Ufern der Moskawa, zu den Thürmen des Kreml — hinab auf den alten Kremlgarten, wo sich der große Schiffsbaumeister von Saardam in seinen Knabenspielen getummelt, lang ehe sein Reich ein „Fenster nach Europa" hatte .... und empor zum herrlichen Denkmal seines späten Enkels, auf das die Sonne ihre güldenen Strahlen niedergoß .... Ringsum wogt fröhliches Stimmengewirr: Männer mit schwieligen Händen und Weiber mit bunten Kopftüchern heben ihre Kinder empor und zeigen ihnen das Standbild des Zar-Befreiers .... mir aber ist, als zögen die Geister vergangener Jahrhunderte grüßend an mir vorüber ....

Das Osterei.

Wenn man die alte ehrwürdige Kathedrale von Notre Dame zu Paris besucht, die Schönheiten derselben bewundert und an ihren vielen Altären gebetet hat, so weiß ich nicht, daß irgend etwas einen so tiefen Eindruck auf einen macht, als ein Glasschrank, in der Sakristei, in welchem man eine Reihe von abgetragenen Talaren erblickt, die zerrissen und durchschossen dahängen. Das sind die Talare der Erzbischöfe von Paris, die der Pöbel ermordet hat. Da hängt die Soutaine des Erzbischofes Sibour, der im Jahre 1857, während der Prozession in der Kirche Saint Etiene du Mont meuchlings ermordet wurde; dort ist die Soutaine des Erzbischofs Affre, der im Jahre 1848 in seiner Nächstenliebe und in der Absicht, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen und zu versöhnen, die Barikaden erstieg und erschossen wurde; und endlich ist dort die Soutaine des Erzbischofs Darboy, welcher im Jahre 1871 mit anderen Gefangenen von den Kommunisten im Gefängniß La Roquette erschossen wurde.

Bis wenige Tage vor der Hinrichtung waren die Gefangenen zu Mazas eingekerkert; und dort kam eines Tages eine Dame zum Gefängnißwärter und bat um die Erlaubniß, den Erzbischof sehen zu dürfen. Der Gefängnißwärter war erstaunt über die vermeintliche Unverschämtheit einer solchen Bitte; und er hätte seinen Unwillen in Gewaltthätigkeiten ausgelassen, wenn er nicht durch ein besonderes Achtung gebietendes Benehmen der Dame, die an ihn die Bitte stellte, in Schranken gehalten worden wäre.

„Den Gefangenen Darboy können Sie nicht sehen," sagte er, „das sollten Sie wissen!"

„Ich bitte Sie aber freundlichst darum."

„Wer sind Sie? Was für Papiere bringen Sie? Was ist Ihr Name?"

„Mein Name — mein Name ist Klementia," sagte sie.

„Ich kenne einen solchen Namen nicht. Haben Sie eine Ordre vorzuweisen?" Es erfolgte keine Antwort. „Dann gehen Sie, oder Sie werden arretirt, weil Sie dem Gefangenen Darboy einen ungesetzlichen Titel gegeben haben. Gehen Sie!"

„Wollen Sie nicht, ehe ich gehe, die Güte haben, dieses dem Gefangenen zu geben?"

„Was ist das?"

„Es ist wenigstens unschädlich. Es ist ein Osterei!"

„Ostern! Ja, das ist ein Fest der Pfaffen. Wir haben hier keine Ostern."

„Wollen Sie ihm freundlichst das geben?"

„Nun, meinetwegen; lassen Sie es nur da; aber gehen Sie jetzt." Die arme Frau ging. Der Gefängnißwärter legte das Ei auf einen Tisch, als ein Offizier eintrat, der eine sehr kostbare und reichlich gestickte Uniform trug.

„Was Neues!" frug er in barschem Tone.

„Nichts Besonderes, Oberst, außer daß ein Weib dieses hier für den Gefangenen Darboy dagelassen hat."

„Gib mir's!" — Am Abende versammelten sich die Kommunisten-Offiziere wie gewöhnlich zu einem Bankett in der Rue Saint Honore. Der Oberst war auch dort. Im Verlaufe der Unterhaltung, die hauptsächlich in Religionsspötterei bestand, zog er das Ei hervor und zeigte es. Hier lag nach Ansicht der Religionsspötter ein Zeichen des thörichten christlichen Glaubens in Betreff der Osterfeier vor. Einer der Offiziere hob es auf. „Ich habe schon von verschiedenen Intriguen gehört, die mittels Eiern gespielt wurden. Verlaßt Euch darauf, Ihr werdet etwas inwendig im Ei finden." Die Anderen lachten. „Oeffne nur, dann kannst Du ja sehen," sagten sie. Er öffnete es, und wahrhaftig, es befand sich in demselben ein kleiner Brief zusammengefaltet.

„Da!" rief er aus, „glaubt Ihr mir nun!"

„Lies, lies!" schrieen sie Alle in Aufregung.

„Mein Herr Erzbischof! — Da ich Sie nicht sehen darf, so habe ich dieses Mittel gewählt, um Ihnen meinen tiefsten Dank für die vielen Wohlthaten, die Sie mir und meinen Kindern erwiesen haben, zu bezeugen. Ohne Ihre Hilfe wären meine beiden Kinder jetzt todt, da sie die Belagerung nicht hätten überleben können. Nun aber sind sie ganz gesund und bitten um Ihren Segen. Jeden Tag, um 2 Uhr, will ich sie nach Mazas bringen, damit sie wiederum den geschätzten Segen ihres Wohlthäters empfangen, zugleich mit ihrer unglücklichen Mutter —"

Hier wurde der Leser durch ein lautes Gelächter unterbrochen.

„Sicherlich eine sehr interessante Verschwörung," sagte der Leser des Briefleins.

„Sie ist jedoch nicht besonders gefährlich," meinte ein Anderer, „aber hat der Brief keine Unterschrift?"

„Freilich hat er eine Unterschrift, aber man kann sie schwer enträthseln. Klementia, glaube ich, heißt es, ja, ja, Klementia Arpentini." Bei diesen Worten herrschte Grabesstille; und alle Augen waren auf den Obersten gerichtet, der todtenblaß wurde. „Klementia Arpentini," stammelte er, „das ist — ja, das ist meine Mutter, die ich um ihr Brod gebracht habe. Welch' ein elender Mensch bin ich!" Er stürzte aus dem Zimmer, und bald darauf zerstreute sich die Gesellschaft.

Was aus dem Obersten geworden ist, wurde niemals mit Sicherheit in Erfahrung gebracht. Vielleicht ist er in einem der vielen Straßenkämpfe gefallen, und sein Leichnam unerkannt auf die Seite geschafft worden. Es ist sicher, daß man seinen Namen nicht mehr gehört hat. Es wird erzählt, daß in jenem Augenblick, als der Erzbischof mit den andern Schlachtopfern gegen die Mauer geworfen wurde, und die Schlächterei beginnen sollte, ein Mann in zerrissener Uniform sich vor ihm auf die Kniee warf und ausrief: „Mein Herr, auch ich muß dem Tode in's Angesicht schauen, segnen Sie auch mich, wie Sie so oft meine Mutter und meine Brüder gesegnet haben!" Er wurde mit den Gefangenen erschossen.

Mode-Katholiken.

Es ist bei einer gewissen Klasse von Katholiken Mode, das, was sie ihren „gesunden Verstand" und „liberale Gesinnung" nennen, dadurch zu zeigen, daß sie leichtweg über Andachts- und Frömmigkeits-Uebungen, die nicht gerade streng von der Kirche geboten sind, denken und reden. Wir sprechen hier nicht von solchen, die nur dem Namen nach Katholiken sind, sondern von denen, die ihrer Religion nach der Mode nachkommen und in der Welt als echte Katholiken gelten — „nur nicht bigot."

Sie hören Sonntags die Messe, gehen ein oder zwei Mal des Jahres zur Kommunion und wohnen sogar auch sonst noch mitunter einem Gottesdienst bei, namentlich wenn ein besonders berühmter Prediger oder eine außergewöhnlich gute Musik die Anziehung bilden. Aber den Rosenkranz beten, das Skapulier tragen, das Kreuzeszeichen machen — ja, das bloße Sprechen davon lockt ihnen ein Lächeln und ein Achselzucken ab und dem nichtkatholischen Freunde wird eilig gesagt, daß diese Uebungen keineswegs nöthig wären und daß sie ihrerseits nichts darum geben.

Nun, diese glücklichen Menschen sind vielleicht mit solchen geistigen Vorzügen bedacht, daß sie mit dem kleinsten Gebrauch der göttlichen Gnade auskommen können, allein sie sollen doch wenigstens bedenken, daß nicht Alle geistig so stark sind und daß man den Schwachen kein Aergerniß geben soll.

Da sind z. B. die Kinder, deren Leben uns anvertraut ist, die halberwach-

senen Knaben und Mädchen mit ihren noch unerfahrenen, den leichtesten Eindrücken folgenden Herzen. Treue Lehrer haben ihnen die Wichtigkeit des öfteren Gebrauches der hl. Sakramente, der Verehrung Mariens, und häufiger Andachtsübungen zu ihrer Ehre beigebracht. Man hat sie gelehrt, wie nutzbringend das Beten des Rosenkranzes oder das Tragen des Skapuliers ist. Man hat ihnen gesagt, daß diese Uebungen nicht nur für die Armen und Unwissenden da seien, daß Päpste und hohe geistliche Würdenträger mit eben solchem Eifer ihren Rosenkranz in die Hand genommen haben, als eine arme, ungeschulte alte irländische Frau den ihrigen, daß große Geister darin die Begeisterung für Werke gefunden haben, die heute die Bewunderung der Welt sind; daß Kaiser und Könige das Skapulier unter ihren prächtigen Gewändern tragen und in dem Franziskaner- oder Karmeliterhabite sich begraben ließen.

Aber im elterlichen Hause hört das Kind das Gegentheil. Die Weichheit des Kinderherzens macht es gerade für eine Art falscher Scham empfänglich und läßt es leicht dem gegebenen schlechten Beispiele folgen.

Die verdeckte Verachtung oder der ausgesprochene Spott zu Hause nimmt den in der Schule aufgestellten Beispielen weiser und heiliger Personen die Wirkung. Die Zwischenzeit von einem Gebrauch der Sakramente zum anderen wird immer länger, das Skapulier wird abgelegt und der Rosenkranz erhält, wenn er hübsch genug aussieht, einen Platz unter den Nippsachen.

Es ist leichter niederzureißen als aufzubauen. Die Jugend geht häufig bei dem Nachahmen des ihr gegebenen Beispiels noch weiter, und so kann es kommen, daß der liberale Katholik einer Generation Platz macht, die nur noch dem Namen nach katholisch ist. Letzteres scheint in unserem Lande wirklich einzutreffen.

Eine zeitgemäße Warnung an Eltern auf dem Lande erläßt im Jefferson City „Volksfreund" der hochw. Dr. Joseph Selinger:

„Es kommt häufig vor, daß Eltern von umliegenden Städten und vom Lande ihre Kinder, besonders ihre minderjährigen Mädchen, in die Stadt schicken, um da ihr Brod zu verdienen. Katholische Eltern sollten dabei wohl beachten, daß Gefahren in der Stadt für unerfahrene Kinder vielfältig sind. Die Kinder freilich sind mit den Zerstreuungen, mit Selbsterwerb und besonders mit dem Unabhängigsein höchst befriedigt. Dabei vernachlässigen sie leider zu oft ihre religiösen Pflichten, werden der Kirche entfremdet und gelangen häufig durch Kameradschaft in höchst gefährliche Bekanntschaften. Als Pfarrer der katholischen Gemeinde hier möchte ich deshalb die Eltern warnen, ihre Kinder nicht ohne die nöthige Vorsicht Versuchungen auszusetzen, denen sie nicht gewachsen sind. Es häufen sich Beispiele nichtbedachter Handlungen in dieser Sache, daß ich es für geboten halte, die Eltern zu warnen. Daß Mädchen in den Dienst gehen, ist allerdings durch die Umstände oft geboten und auch, besonders um den Haushalt zu lernen, nützlich, aber sie sollten nicht ohne gehörige Vorsicht in die Fremde geschickt werden."

Die Eitelkeit der Kinder.

Eitelkeit ist eine Schwester der Lüge, ein Auswuchs der Ehrliebe, die die wahre Ehre nicht in wirkliche Verdienste, in wahre Vollkommenheit setzt, sondern in äußerliche Dinge, in den Schein des Verdienstes und der Vollkommenheit. Sie geht mit der Lüge Hand in Hand durch's Leben, und wenn man behauptet, daß die Welt voller Lug und Trug sei, so kann man auch mit demselben Rechte von der Eitelkeit sagen, daß sie in allen Schichten und Kreisen des Volkes mehr oder weniger gefunden wird, wobei im Allgemeinen der Maßstab der richtige sein mag, daß die Eitelkeit um so größer ist, je ungebildeter das betreffende Menschenkind ist, und je weniger wirkliche Verdienste es aufzuweisen hat.

Auch unsere Kinderwelt ist schon von diesem häßlichen Laster angesteckt, wenige Blicke genügen, um das zu beweisen. Man beachte nur, wie selbst kleine Kinder uns wohlgefällig ihre Putzsachen zeigen, sie zur Schau tragen, uns mühsam erlernte Künste und Fertigkeiten vormachen und um unser Lob buhlen! Dem weiblichen Geschlecht unserer Tage wird im Allgemeinen mit Recht große Koketterie zum Vorwurfe gemacht; die Anfänge dieser Eitelkeit gehen bis in die frühesten Mädchenjahre zurück. Man spricht viel von der Eitelkeit der Gelehrten, richtiger der Ungelehrten oder Halbgelehrten. Welcher Lehrer hätte nicht täglich Gelegenheit, die Anfänge dieser widerlichen Art von Eitelkeit an Knaben zu beobachten?

Diese Eitelkeit, als in der Kindernatur begründet, allein als einen Ausfluß der Selbstsucht, „der Mutter aller Sünde", anzusehen, ist eine alltägliche Sache. Die Eitelkeit ist aber dem Kinde nicht so sehr angeboren als anerzogen. Dabei ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß Manches an Kindern nicht Eitelkeit ist, was wir oft dafür ansehen, sondern einfache Mittheilung, die auf einem angeborenen Triebe des Menschen beruht; Eitelkeit dagegen ist die Absicht, durch vermeintliche Vorzüge anderen zu gefallen.

Wie wird nun die Eitelkeit den Kindern anerzogen? Man beobachte nur, wie Mütter, Wärterinen u. s. w., überhaupt Alle, die mit kleinen Kindern umgehen, hierbei verfahren. Sie rühmen die bunten Bänder, die neuen Schuhe, die neuen Kleider übermäßig; sie thun, als ob sie neidisch darüber wären, ergehen sich in bewundernden Ausrufen, sprechen mit Geringschätzung und Verachtung von den Kleidern Anderer u. s. w. Thun sie das auch nicht gerade aus böser Absicht, nicht, um das Kind zum eitlen Narren zu machen, sondern um das Kind zu erfreuen und sich wiederum an dessen Freude zu weiden. Ist es aber ein Wunder, daß dieser erste Eindruck dem Kinde bleibt und immer stärker wird? Das Kind kommt dadurch dahin, nach und nach seinen vornehmsten Werth in Kleinigkeiten und äußeren Dingen zu suchen.

Wir können nicht umhin, hier einer Unsitte zu gedenken, die eine Errungenschaft der letzten Kriege zu sein scheint und so recht geeignet ist, die Eitelkeit und das Geckenthum unter den Kindern zu fördern. Wir meinen die Unsitte, kleine Kinder in Uniformen zu kleiden. Es gibt nach unserer Meinung

nichts Lächerlicheres, als so ein vier- bis sechsjähriges Bürschchen in Uniform mit Schleppsäbel umherstolziren zu sehen.

Die Eitelkeit der Kinder wird auch vielfach in anderer, wir möchten sagen geistiger Weise gefördert. Man hat vielfach die Gewohnheit, die Kinder recht früh zum Schwatzen zu reizen, noch mehr, als sie ohnehin schon dazu geneigt sind, und wenn sie wie Elstern und Papageien recht viel Sinniges und Unsinniges zu Tage bringen, so bewundert, belacht und beklatscht man sie. „O, was ist das für ein kluges Kind!" heißt es dann, und die so sprechen, denken nicht daran, wie wenig klug sie selber handeln, indem sie ihr eigenes Kind zum eitlen Narren machen! Dieses frühzeitige Abrichten der Kinder zum Plappern hat überdies noch den Nachtheil, daß das Kind sich an undeutliche, unklare Begriffe gewöhnt, mit den Worten zufrieden ist, ohne den Verstand anzustrengen und so später von der geraden Bahn des Verstandes und der wohldurchdachten Rede auf die des Phrasenthums, das ja in unserer Zeit so sehr in Schwung ist, geräth. Alles gesetzte und ernste Wesen geht verloren, und daraus entsteht Unachtsamkeit, Leichtsinn, Unvernunft. Die Eingebildetheit drückt allen diesen Thoren das Eitelkeitssiegel auf.

Auch die Schule hat ihren Antheil an der Eitelkeit unserer Kinder, namentlich durch die beliebten öffentlichen Schaustellungen, Paradeprüfungen und die von Seiten mancher Lehrer und Eltern nicht selten daran geknüpften Lobeserhebungen.

Haben wir hier angegeben, wie die Eitelkeit in die kindlichen Herzen oft unvernünftiger Weise hineingepflanzt und anerzogen wird, so ist auch zugleich damit der Weg zur Heilung des Uebels gezeigt. Die Entfernung der Ursachen hebt die Wirkung auf. Das erste und wirksamste Gegenmittel gegen die Eitelkeit ist daher: Vermeidung alles dessen, was sie erregen kann sowohl im Hause wie in der Schule. Ist aber durch Nichtbeachtung dieses Grundsatzes das Kind bereits der Eitelkeit verfallen, so gilt es, überall die größte Gleichgültigkeit, ja Verachtung alles dessen zu zeigen, worauf das Kind seine Eitelkeit begründet.

Wer diese beiden Hauptregeln befolgt und streng darauf hält, daß sie auch von der Umgebung der Kinder befolgt werden, wer seine Kinder weder übermäßig loben noch sie zur Schau stellen läßt, der wird die Freude erleben, daß seine Kinder recht lange bleiben, was sie eigentlich sein sollen, nämlich kindlich.

— Es ist zuweilen ein wirklicher und großer Segen für uns, hingelegt zu werden auf das Krankenbett; denn die Krankheit bringt das Gute, das uns innewohnt, zu Tage; deshalb möchte ich sie auch für eins der leichtesten Kreuze halten. Young.

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Am 13. Februar starb Frau Anna Barbara Daniels, 68 Jahre alt, Mitglied des christlichen Mütter-Vereins der St. Marien Gemeinde zu Marathon City, Wis. Am 16. Februar Frau Margaretha Laake, Mitglied des christlichen Mütter-Vereins der St. Georgius Gemeinde zu Cincinnati, O.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Die eherne Schlange in der Wüste — ein Sinnbild Christi.

Wir lesen im alten Testamente: „Mache eine eherne Schlange, und stelle sie auf zum Zeichen: alle Verwundeten, welche sie ansehen, sollen leben.“ (Num. 21, 8.) Diese eherne Schlange, welche von Moses in der Wüste auf einem Pfahle erhöht wurde, sollte Allen, die darauf blickten, zum Heile dienen. Sie stellt in bewunderungswürdiger Aehnlichkeit Christus den Herrn dar, der für uns an's Kreuz geheftet wurde.

Denn gleichwie jene aus Erz gebildete Schlange an keinem der Todesfälle, welche durch den Biß der wirklichen Schlangen herbeigeführt worden waren, irgend eine Schuld trug, und dennoch am Kreuze zu hängen verurtheilt ward, um für alle zu büßen; so ist das Nämliche bei Christus der Fall. Darum hebt der Apostel Johannes zugleich den Vergleich hervor, indem er schreibt: „Wie Moses die Schlange erhöhte, so muß der Menschensohn erhöht werden“ (Joh. 3, 14); damit wir, wenn wir ihn am Kreuzesstamme erblicken, nicht meinen, er hänge daselbst in anderer Weise, als einst jene Schlange.

Ja, er hängt nicht blos, wie jene, am Kreuze — ohne Schuld; sondern wider alles Recht und alle Gebühr, und gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit: „Er ist für uns zum Fluche geworden“ (Gal. 3, 13); geworden heißt es, nicht geboren.

Betrachten wir nun die Schlange etwas näher. Sie schien eine Schlange, aber sie war keine; sie war eine gemachte Schlange, mit Hilfe des Feuers im Ofen eines geschickten Erzgießers gearbeitet; übrigens aber hatte sie weder irgend ein Gift im Leibe, noch war sie dessen auch nur fähig. So war es auch

mit Christus: er hatte die Sünde, mit welcher er äußerlich behaftet erschien, weder wirklich an sich, noch war es auch nur möglich, daß er dieselbe an sich trug. Wenn wir ihn am Kreuze in der Gestalt eines Sünders, „in der Gestalt des sündigen Fleisches" (Röm. 8, 3) erblicken, so müssen wir bedenken, daß er in Wirklichkeit dieses nicht war: er ließ sich durch des Feuers Kraft dazu gestalten, durch seine heißbrennende Liebe nämlich.

Der wahre Grund, warum er am Kreuze hängt, ist ganz der nämliche wie der, wegen dessen jene feurige Schlange an ihrem Pfahle hing. Diese wurde auf dem Holze emporgerichtet, damit die von den Schlangen Gebissenen durch ihren Anblick geheilt würden; und Christus ward an's Kreuz geschlagen, damit durch seinen Anblick jene gesund würden, welche auch von Schlangen, aber von viel schlimmeren, gebissen worden waren, — von unzähligen verderblichen Begierden nämlich, welchen sie anhingen, und die ihnen den Tod brachten.

Christus, obgleich er auch am Kreuze als Sünder erscheint, hat es sich nicht zum Schimpfe angerechnet, da er doch selbst kein Sünder war. Im Gegentheil, er erachtet sich dadurch erhöht: „Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöhte, so muß auch des Menschen Sohn erhöht werden."

Er konnte seiner Kreuzigung tausend andere Namen geben, um deren Bitterkeit, Grausamkeit und Schmach zu bezeichnen; und doch hieß er sie seine Erhöhung. Dies war der Name, welche er ihr gewöhnlich gab: „Und ich, wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will Alle zu mir ziehen" (Joh. 12, 32); „wenn ihr den Menschensohn erhöhet haben werdet" (Joh. 8, 28); „der Menschensohn muß erhöht werden." (Joh. 12, 34.)

Durch den Ausdruck Erhöhung sollte auch die so weltkundige, öffentliche Todesart angedeutet werden, die Christus zu leiden hatte. Dieselbe wurde von ihm vorzüglich aus zwei Gründen gewählt: für's Erste, damit Niemand seinen Tod je in Zweifel ziehen könne, um dann wie seinen Tod, so auch seine Auferstehung zu leugnen. Zweitens endlich, damit man daraus ersehe, daß er gleichmäßig für das Heil Aller starb: „Damit Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe" (Joh. 3, 15). Der Apostel sagt nicht, dieser oder jener, sondern Jeder.

Die Schlange, welche von Moses dort in der Wüste aufgerichtet wurde, ward eben deshalb absichtlich auf einem hohen Stamme aufgestellt, damit das ganze Volk auf gleiche Weise sie sehen, und so Jeder auch auf gleiche Weise geheilt werden könnte. Die nämliche Bestimmung nun traf Christus in Betreff seiner selbst: „Christus ist zur Gerechtigkeit Jedem, der da glaubt" (Röm. 10, 4).

Er wollte in der Höhe sterben, um zu zeigen, daß es nicht seine Absicht sei, mehr für das Heil der nahe Stehenden, als der Fernen sein Leben hinzugeben: „Er gab Frieden denen, die ferne, und Frieden denen, die nahe waren" (Eph. 2, 17). Er stand an einem für Alle sichtbaren Orte erhöht, damit Jeder, welcher auf ihn, den gleichen und gemeinsamen Erlöser Aller, sein Auge nicht richten wollte, über nichts, als lediglich über sich selbst, zu klagen Ursache habe.

Spanien. — Der Papst und die Ehrenwache Spaniens. Die Mitglieder der Erzbruderschaft vom göttlichen Herzen Jesu haben ein Gesuch an die verschiedenen Bruderschaftszweige in Spanien erlassen, worin sie alle Mitglieder dringend auffordern, so viel an ihnen liegt, zu bewirken, daß in Zukunft recht viele hl. Kommunionen aufgeopfert werden nach Meinung des Hl. Vaters. Besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, den Kinder-Verein, auch Ehren-Garde der Unbefleckten Gottesmutter genannt, aufrecht zu erhalten. Im kommenden Monat Mai soll eine großartige Pilgerfahrt stattfinden zum berühmten Schrein, betitelt: Unsere liebe Frau von der Säule in Saragossa. Die Zahl der für den Hl. Vater aufgeopferten Kommunionen ist bereits auf 1,314,244 gestiegen. Eine Kopie dieses geistigen Blumenstraußes wurde dem Hl. Vater zugesandt.

Frankreich. — Die letzte Stunde des Jahres zu Paray. Dieses neue Jahr ist hoffnungsvoller für Frankreich als das vergangene Jahr. Am Donnerstag, den 29. Dezember des vorigen Jahres waren Viele im Heiligthume zu Paray-le-Monial versammelt für die heilige Stunde. Alle erkannten die Nothwendigkeit der Sühnungsfeier und der Abbitte und Genugthuung für die vielen im verflossenen Jahre im Lande Frankreich verübten Frevel. Ein Priester hielt eine Ansprache, in welcher er Bethlehem und Gethsemani mit einander verglich, und dann den Vergleich auf Frankreich anwandte. Die versammelten Gläubigen beteten in aller Inbrunst, — und nicht umsonst — daß, trotz solcher Vergehungen von Seite Frankreichs, das göttliche Herz dieses Land doch nicht vergesse und verlasse.

Indien. — Eine Aenderung der Rechten des Allerhöchsten. In Malabar hat die Andacht zum göttlichen Herzen durch ein merkwürdiges Ereigniß großen Aufschwung genommen. Ein einheimischer Priester lag sehr lange krank darnieder, konnte keine priesterliche Verrichtung vornehmen und mußte sich von fremden Leuten bedienen lassen. In seiner Betrübniß betete er viel, besonders zum göttlichen Herzen, dessen eifriger Verehrer er ist. Er versprach eine schöne Herz-Jesu-Statue für die Kirche der Patres Karmeliten in Changanacherry, falls er Erhörung finden sollte und wieder die hl. Messe lesen könnte. Dies geschah am Abend. Früh am nächsten Tage erwachte er, erinnerte sich an sein Versprechen und wandte sich wieder voll Vertrauen an's heiligste Herz. Da fühlte er plötzlich, wie neues Leben durch seinen ganzen Körper strömte. Zitternd und bebend vor Freude lief er nach der Kirche und zum Staunen seiner Mitbrüder konnte er die hl. Messe ohne Beschwerde lesen! Er ist arm, allein ungesäumt raffte er Alles, was er an Geld hatte, zusammen; seine Mitbrüder gaben von dem ihrigen dazu und so ist die Statue des hlst. Herzens bereits in der Kirche der Karmeliten aufgestellt. Aber das Herz Jesu ist ein königlich Herz und gibt wie ein König. In auffallend kurzer Zeit war die ganze Gegend wie umgewandelt. Laue Christen kamen ihren religiösen Pflichten wieder nach, Katechumenen melden sich täglich, die Taufen mehren sich. Die guten Patres, die überglücklich sind, versäumen nichts, um die Herz-Jesu-Andacht mehr und mehr zu fördern und haben sich an ein bayerisches Kloster gewandt, um durch die Hochherzigkeit europäischer Herz-Jesu-Verehrer eine Herz-Jesu-Fahne zu erhalten.

Südamerika. — Christliche Wohnung für das göttliche Herz. Die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft in Colombia, Südamerika, haben eine neue Zeitschrift herausgegeben, „Hausapostolat" genannt, welche dem Zwecke dienen soll, die christliche Heimat das zu machen, was das göttliche Herz wünscht. Ein Verein mit demselben Namen wurde von den Augustiner-Vätern unter Leitung des Bischofes in der Kapelle des göttlichen

Herzens in Manizales kanonisch errichtet. Dieses fromme und apostolische Unternehmen erhielt eine warme Empfehlung von Seite des apostolischen Stuhles, sowie des Bischofs in einem eigenen Schreiben, worin der Bischof auf den Trost hinwies, den das liebevolle Herz Jesu in Trübsalen spendet, zum Lohne für die Weihe der christlichen Wohnung und Heimat an das hochheilige Herz, das uns solch' mächtigen Schutz gewährt gegen die Angriffe aller geistigen Feinde.

Canada. — Zensus-Aufnahme der Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft. Ein allgemeiner Zensus der Herz-Jesu-Bruderschaft wird vorgenommen, um die Zahl der aktiven Verbündeten und der Förderer ausfindig zu machen, und zugleich Rechenschaft geben zu können über den Zustand und die Verhältnisse besagter Bruderschaft. Es wird dieses gewiß von großem Interesse sein für alle, welche es angeht, und zugleich Trost und neue Anspornung, das löbliche Werk in der Zukunft fleißig zu befördern. Es sei hier jedoch bemerkt, daß man nur dann ein wahrer Eiferer und Förderer ist, wenn man auch das erste und allgemeine Mittel zur Rettung der Seelen anwendet, nämlich die Vereinigung unserer Gebete und unseres Flehens mit den Gebeten und Meinungen des Herzens unseres göttlichen Heilandes und Erlösers Jesu Christi.

Die Antwort des Hl. Vaters auf die Weihe Belgiens. — Der Episkopat Belgiens hat in einer Kollektivnote vom 20. Dezember v. J. den Hl. Vater davon verständigt, daß das katholische Belgien am 8. Dezember der allerseligsten Jungfrau geweiht wurde. Der Hl. Vater hat darauf am 5. Januar an den Kardinal Gooßens, Erzbischof von Mecheln, Folgendes geantwortet: „Diese frommen Manifestationen haben Unsere Seele mit der süßesten Rührung erfüllt; Wir schätzen sie hoch, denn in einer schwierigen und bewegten Zeit wie die unserige, wo der Glaube seine Gluth bei vielen Christen verloren hat, sind sie ein großes Beispiel für die übrigen Völker. Wir freuen Uns also über dieses glückliche Ereigniß und beglückwünschen Euch; durch Eueren Eifer die Frömmigkeit Euerer Diözesanen zu erwecken, habt Ihr Euch ein Anrecht mehr auf Unsere Anerkennung und auf den Schutz der erhabenen Gottesmutter erworben." Der Brief schließt mit Segenswünschen und der Ertheilung des apostolischen Segens.

Empfehlung.

Aus einer kleinen Zeitschrift hat sich der „Sendbote" zu einer hervorragenden katholischen Monatsschrift entwickelt, die sowohl unter den deutschen Priestern, als auch unter den Laien der Vereinigten Staaten und Canada, ja selbst Europa eine bedeutende Anzahl von treuen Freunden besitzt. Die Verwaltung des „Sendbote" scheut keine Mühe und Opfer, um die Monatsschrift stets reicher auszuschmücken und deshalb werden die Hefte von Kennern und fähigen Beurtheilern wegen ihrer sauberen und prächtigen Ausstattung mustergiltig genannt. Jährlich liefert derselbe auf 1000 Druckseiten eine solche Auswahl von gediegenem religiösem Lesestoff, wie kaum eine andere katholische Zeitschrift, die für das Volk bestimmt ist. Der Preis für 12 Hefte von je 88—96 Seiten beträgt nur 2 Dollar, nach Europa M. 8.45. Man adressire: „Sendbote", 42 Calhoun St., Cincinnati, O. — („Dichterstimmen der Gegenwart". Verlag: Pet. Weber, Baden-Baden, Europa. — 1. März 1905.)

— Worte sind für Gedanken, was Gold für Diamanten. Es bedarf seiner, um sie einzufassen, aber es gehört nur wenig dazu.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Februar 1905 bis 1. März 1905 sind von 128 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	416,982	12. Abtödtungen	793,254
2. Rosenkränze	417,240	13. Werke der Nächstenliebe	474,324
3. Kreuzwege	103,529	14. Werke des Eifers	387,647
4. Heilige Kommunionen	123,932	15. Verschiedene Gebete	1,998,155
5. Geistliche Kommunionen	443,937	16. Trostgespräche u. Belehrungen	312,614
6. Gewissenserforschung	308,605	17. Leiden oder Trübsale	212,120
7. Stunden der Arbeit	1,812,187	18. Selbstüberwindungen	261,767
8. Stunden des Stillschweigens	456,855	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	1,656,446
9. Fromme Lesungen	210,190	20. Verschiedene gute Werke	2,029,192
10. Gelesene Messen	17,694		12,778,510
11. Angehörte Messen	842,840		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Baltimore. — 28. Januar. St. Kasimir Gemeinde, Baltimore, Md.

Diözese Boise. — 23. Januar. Unsere Liebe Frau von der Hilfe der Christen Gemeinde, Cottonwood, Idaho.

Diözese Boise. — 11. Januar. St. Antonius Gemeinde, Green Creek, Idaho.

Diözese Boise. — 28. Januar. Hl. Kreuz Gemeinde, Keuterville, Idaho.

Diözese Brooklyn. — 11. Januar. St. Stanislaus Kostka Gemeinde, Brooklyn N. Y.

Erzdiözese Boston. — 23. Januar. Herz Jesu Gemeinde, East Boston, Mass.

Diözese Cleveland. — 9. Januar. St Johannes Gemeinde, Summitville, O.

Diözese Springfield. — 30. Januar. St Aloysius Gemeinde, Rochdale, Mass.

Diözese Wheeling. — 19. Januar. Herz Jesu Gemeinde, Wheeling, W. Va.

Aggregationen 9; Gemeinden 9.

Rundschau.

Den 14. März 1905.

Rom. — Aus Anlaß des Tages Maria Lichtmeß fand im Vatikan die traditionelle Ueberreichung der Wachskerzen statt. Bald nach 10 Uhr versammelten sich im Clementinischen Saale die Ordensoberen, die Pfarrer Roms, die Generalprokuratoren, die Rektoren der Kirchen, diejenigen der dortigen Kollegien und Seminare. Ein Jeder hatte einen Assistenten oder Alumnen bei sich, welcher die Kerze trug. Diese waren mit dem Wappen des Hl. Vaters und demjenigen des Gebers oder des betreffenden Instituts, sowie mit Arabesken geziert und mit einer weißgoldenen Haube versehen. Pius X. befand sich im Thronsaal, umgeben von seinem Hofstaat, und nahm von den in langer Reihe einzeln an ihm Vorbeiziehenden die Kerzen entgegen. Ansprachen wurden nicht gehalten; die ganze Zeremonie nahm nur sehr kurze Zeit in Anspruch.

Am 12. Februar wurde im Konsistorialsaal in Gegenwart des Hl. Vaters das Dekret betreffend die heroischen Tugenden der ehrw. Sophia Magdalena Barat, Gründerin der Schwestern vom hlst. Herzen Jesu, verlesen. Der Hl. Vater hielt eine erbauliche Ansprache, in welcher er die Genossenschaft wegen

ihres Eifers in der Erziehung der Jugend lobte und die Anwesenden aufmunterte, den Tugenden der Ehrwürdigen nachzuahmen.

Am 12. Februar hielten die in Rom anwesenden Mitglieder der päpstlichen Kommission für die vatikanische Ausgabe der neuen gregorianischen Choralbücher ihre erste diesjährige Sitzung unter dem Vorsitze des Abtes von St. Wandville, Dom Joseph Pothier, in der päpstlichen Kanzlei ab. Nur Allgemeines wurde behandelt, und man beschloß, von nun an allwöchentliche Sitzungen abzuhalten.

In der Augustinerkirche begann am Freitag, den 17. Februar, das feierliche Tribuum zu Ehren des neuen Seligen Stephan Bellesini aus dem Augustinerorden, Pfarrers von Genazzano. Die heilige Messe zelebrirten u. A. die Kardinäle Gennari und Nocella, den Segen ertheilte Kardinal Cassetta. Am Samstag zelebrirten die Kardinäle S. Vannutelli und Casali del Drago, den Segen ertheilte Kardinaldiakon Macchi. Am Sonntag zelebrirte der Protektor des Augustinerordens, Kardinal Rampolla die heilige Messe, worauf der Titular der Kirche, Augustinerkardinal Martinelli das Hochamt pontifizirte. Am Abend ertheilte Kardinal V. Vannutelli den Segen. Die Kirche war glänzend illuminirt.

Am 21. Februar wurde in der Wohnung des Kardinals Gotti eine Congregatio praeparatoria (Vorversammlung) der Riten gehalten, in welcher über die beabsichtigte Selig- und Heiligsprechung des verehrungswürdigen Fürstbischofs Johann Nepomuk Tschiderer von Trient verhandelt wurde.

Am 5. Februar ging dem Vorsitzer der Kommission für die Ausschmückung der Krypta von Monte Cassino, der Begräbnißstätte des hl. Benedikt und seiner heiligen Schwester Scholastika, Dom Lorenz Janßens, O. S. B., vom Hl. Vater ein Schreiben zu, in welchem der Hl. Vater seine Freude über das Unternehmen der Patres ausdrückt. Besonders interessant sind folgende Worte des Papstes: „Dazu kommt, daß dieses Unternehmen sehr zeitgemäß ist. Denn in Zeiten, wo die religiösen Orden und ihre Institute einem solchen Maß von Gehässigkeit begegnen, daß man sie vielfach als schädlich oder unnütz für die bürgerliche Gesellschaft hinstellt, ist es eine gute Fügung, daß das Kloster Monte Cassino, jene uralte Heimstätte der Bildung und der Künste, die Augen und Herzen der Menschen auf sich lenkt, daß der Vater der abendländischen Mönche, dem Europa seine bürgerliche Kultur großentheils zu verdanken hat, bei vielen der Vergessenheit entrissen wird und es zu Tage tritt, wie die Schaffenskraft seiner Jünger im langen Zeitenlauf keine Abnahme erlitten hat." Für die Ausschmückung werden an die $5000 erforderlich sein.

Am 23. Januar richtete der Hl. Vater ein Breve an den Organisator des internationalen gregorianischen Kongresses, Professor Dr. Wagner zu Freiburg in der Schweiz, in welchem er den Bemühungen dieses Herrn für die Einführung der reinen Kirchenmusik gebührendes Lob ertheilt.

Dank der eifrigen Thätigkeit der Benediktiner von Solesmes wird die päpstliche Kommission in kurzer Frist die ersten Hefte des „Ordinarium Missae" in der vatikanischen Druckerei erscheinen lassen können. Sie hat schon gelegentlich der letzten Festlichkeiten für den 8. Dezember die „Hora Tertia" für die Sänger des St. Peters Domes in Druck gebracht. Ferner für die Kanonisationen die „Hora Nona" mit ihren Melodien; ferner alle Melodien der Missa propria für die beiden neuen Heiligen (Alexander Sauli und Gerard Majella), adoptirt durch die Mönche von Solesmes mit Hilfe der päpstlichen Kommission. Diese hat die Melodien des Missales revidirt, welche die vatikanische Bibliothek wie gewöhnlich dem Hl. Vater vorlegt und zu seinem ausschließlichen Gebrauche anläßlich dieser Festfeierlichkeiten bestimmt.

Auf Wunsch des Papstes werden sich alle Kardinäle, die der Diplomatie angehört haben, unter dem Vorsitze des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val versammeln, um über die wegen der französischen Gesetzesvorlage der Trennung von Kirche und Staat geschaffenen Schwierigkeiten, sowie über die etwa erforderlichen Maßnahmen zu berathen. Ueber diese Angelegenheit wird demnächst ein päpstliches Schriftstück veröffentlicht werden.

Der Kardinal-Staatssekretär Merry del Val hat an die Rechtssektion der „Opera dei Congressi" ein Schreiben gerichtet, worin er versichert, daß anläßlich der Zehentfrage der Hl. Vater den Eindruck erhalten habe, daß sich eine einheitliche vielversprechende Thätigkeit auserlesener Juristen entfalte, welche sich der Vertheidigung der „Enti pii" (kirchlicher Dotationen und Güter) annehmen und sehr günstige Resultate zu hoffen seien, weshalb der Hl. Vater der Sektion seine besondere Geneigtheit aussprechen lasse. Es handelt sich dabei hauptsächlich um dieses fruchtbare Lebenskapitel für die Kirche. Es droht nämlich den Kirchengütern Italiens eine neue Beraubung durch eine Rentenkonversion von 5 Prozent auf 3.5 in Bezug auf die nicht pfarrlichen kirchlichen unbeweglichen Güter, derentwegen die Kapitel und Bischöfe Italiens eine Eingabe an das Parlament gemacht haben. Auch gegen die Klöster will man vorgehen und „nachholen", was man früher versäumt hat. Ein Beamter aus dem Ministerium bereiste die Klöster und gab sich für einen ausländischen Kunstfreund aus. Man zeigte ihm die Kostbarkeiten von Kirchengeräthe und nun kommt die Bescherung.

Dieser Tage überreichte der Bischof Lécot dem Hl. Vater als Andenken an die Seligsprechung des Pfarrers von Ars, Joh. Baptist Vianney ein Manuskript des Seligen, welches eine von demselben eigenhändig geschriebene Ansprache enthält und einen Brief desselben. Diese beiden werthvollen Schriftstücke sind eingeschlossen in einem kunstvollen Krystallreliquien-Behälter und haben auf dem Schreibtische des Papstes in seinem Arbeitszimmer zu Füßen einer künstlerisch ausgeführten Statue des Seligen Aufstellung gefunden. Der Selige ist dargestellt, wie er die beiden Hände über die Brust kreuzt und das Haupt leicht geneigt hält. Aus seinen Augen leuchtet seine große Güte gepaart mit Schmerz beim Gedanken an das Elend der Menschheit. Die Statue ist ein Meisterwerk des Bildhauers Andreas Vermare aus Lyon.

Papst Pius X. empfing anläßlich der Seligsprechung des Pfarrers von Ars, Joh. Bapt. Vianney über hundert französische Priester, welche unter der Führung eines Bischofs erschienen waren, um Se. Heiligkeit den Dank des französischen Klerus auszusprechen. Mit tiefem Ernste ermahnte der Hl. Vater die Priester, als Vertreter des göttlichen Heilandes sich eines heiligmäßigen Lebenswandels zu befleißen und so durch ihr eigenes Leben dem Volke Tugend und Heiligkeit zu predigen, denn wie der Priester, so sei das Volk. „Heiligmäßige Priester machen ein gutes Volk." Der Hl. Vater ermunterte die Anwesenden, dem seligen Vianney zu folgen im Eifer für das Heil der Seelen und in der Bekämpfung der verderblichen Gleichgiltigkeit. Keine Mühe und Arbeit sollte ihnen zu viel sein, die schweren Pflichten ihres heiligen Amtes zu erfüllen und den Gläubigen mit gutem Beispiel voranzugehen.

Bekanntlich ist schon seit Jahren eine Bewegung im Gange, die sich die Seligsprechung Pius IX. zum Endziele gesetzt hat. Dieselbe ist nunmehr so weit vorgeschritten, daß man die Ritenkongregation darum angegangen hat, die Vorbereitungsarbeiten des künftigen Seligsprechungsprozesses einzuleiten. Bis heute sind auf dem ganzen katholischen Erdenrund nahezu hunderttausend Unterschriften der verschiedensten Korporationen und Vereinigungen gesammelt, welche beim Sekretariat der genannten Kongregation hinterlegt wurden. Der weitaus größte Antheil an der Bewegung trifft auf Frankreich, welches

mit 71,073 Unterschriften an der Spitze steht, dann folgen Belgien mit 5178, Spanien mit 4313, Italien mit 3979, und England mit 3277 Unterschriften; die Vereinigten Staaten von Nordamerika weisen insgesammt 4158 und Canada 1139 Unterschriften auf.

Der Seligsprechungsprozeß des P. Franziskus Gonzaga, welcher ernstliche Dienste dem hl. Aloysius widmete, damit er die Erlaubniß seiner Familie zum Eintritt in den Jesuitenorden erhielt, soll in diesem Jahre seinen Fortgang haben.

Der hochw. P. General Max Kugelmann hat seine Visitationsreise angetreten, um die Missionsstationen der Pallottiner in Südamerika (Brasilien) zu besuchen.

Der Hl. Vater ernannte zum Bischof von Assisi den Dominikanerpater Ambrosius Luddi. Seine Diözese, welche unmittelbar dem Hl. Stuhl untergeben ist, zählt 28,395 Katholiken, 8 Dekanate, 35 Pfarreien, 190 Kirchen und Kapellen, 165 Weltpriester, 220 Ordensleute, 297 Nonnen und 61 Bruderschaften.

Der Bischof von Città della Pieve, Msgr. Giovanni Tacci-Porcelli, ist am 13. März nach Konstantinopel abgereist, um dort sein neues Amt als apostolischer Delegat bei der Pforte anzutreten.

Msgr. Girolamo Rolleri, bisher Minutant an der Propaganda, ist daselbst zum Sekretär für die orientalischen Riten, an Stelle des jüngst verstorbenen Msgr. Savelli-Spinola ernannt worden.

Auf Wunsch des Papstes und im Einverständniß mit dem Bischof von Tournay wird Msgr. Prinz Croy Rom verlassen, um sich nach Mons, in Belgien, als Dechant in die Seelsorge zu begeben. Er entsagt bei dieser Veranlassung der Domherrnwürde von St. Peter.

Am 8. Mai dieses Jahres wird im Kloster des hl. Johannes und Paulus zu Rom das General-Kapitel der Kongregation der Passionisten-Väter eröffnet, zwecks Erwählung eines Ordens-Generals, vier General-Konsultoren und eines Prokurators. Die hochw. Passionisten-Väter Felix Ward, Georg Basel und Robert McNamara von den Vereinigten Staaten, werden demselben beiwohnen.

Am 19. Februar starb zu Rom nach langer Krankheit der achtzigjährige Msgr. Aloysius Pericoli, Generalauditor der apostolischen Kammer, dienstthuender apostolischer Protonotar und Domherr von St. Peter.

Italien. — In Florenz starb im Alter von 79 Jahren an der Lungenentzündung der Barnabitenpater Timoteo Bertelli, Rektor des Kollegiums von Querce. Der Verstorbene war einer der berühmtesten Astronomen Italiens und Direktor der Sternwarte von Florenz. — In Riese, dem Geburtsorte Pius X., starb nach kurzer Krankheit der 90jährige Giuseppe Battio, der letzte Onkel des Hl. Vaters.

Deutschland. — Dr. Friedrich Abert in Würzburg, Universitätsprofessor für Dogmatik, wurde vom Prinzregenten zum Erzbischof von Bamberg ernannt und vom Hl. Vater bestätigt. Er genießt als Schriftsteller und Theologe einen hohen Ruf.

Die Barmherzigen Brüder, welche Hospitäler in Deutschland und Oesterreich besorgen, haben am 10., 11. und 12. Februar das 300jährige Jubiläum ihres Bestehens in Feldsberg gefeiert. Zur Feier schickte ihnen der deutsche Kaiser ein Gratulationsschreiben.

Ueber die Thätigkeit der Barmherzigen Brüder in Köln, gibt der Jahresbericht eine genaue Uebersicht. Die Brüder versehen vorzugsweise den ambulanten Krankendienst. Es wurden in Privathäusern 335 Kranke verpflegt, von denen 92 starben. Der sechste Theil der Verpflegten gehörte anderen

Konfessionen an. Außerdem wurden von den Brüdern täglich mehrere Krankenbesuche zwecks Dienstleistung sowie Leicheneinkleidungen, deren Zahl wöchentlich fünf bis sechs beträgt, vorgenommen. Im Kloster befindet sich eine Zweigstelle der Kölner Rettungsgesellschaft vom Rothen Kreuz, auf der 71 Personen nach Unfällen die erste Hilfe geleistet wurde. Bemerkt sei noch, daß die Barmherzigen Brüder, soweit Kräfte und Personal vorhanden sind, den wohlhabenden und armen Kranken dienen; bezüglich der Bestreitung ihres Unterhaltes sind die Brüder auf die Mildthätigkeit erstgenannter Patienten angewiesen.

Der St. Josephs Missionsverein berichtet, daß er im Jahre 1904 26,663 M. (über $6000) eingenommen und 26,229 M. verausgabt habe. Die meisten Gelder kamen den 5 deutschen Missionsstationen in Italien zu Gute, welche Papst Pius besonders bevorzugt, indem er für die Missionen der deutschen Katholiken in Italien einen Protektor in der Person des Kardinal-Fürstbischofs von Breslau, Georg Kopp, ernannte. Die Thätigkeit des Vereins erstreckt sich auch auf Frankreich, Belgien, England und Rußland.

Der Volksverein für das katholische Deutschland hat im letzten halben Jahre ein weiteres erfreuliches Wachsthum zu verzeichnen. Die Mitgliederzahl stieg von etwa 411,000 Ende Juli 1904 auf etwa 431,000 Mitte Dezember 1904. Von dem Zuwachs (20,000) entfällt über ein Viertel auf die Rheinprovinz, etwa ein Fünftel auf Westfalen und rund ein Zehntel auf Elsaß-Lothringen. Große Fortschritte hat der Verein insbesondere in der Provinz Brandenburg gemacht, in welcher er Ende 1902 nur 343, heute dagegen 5787 Mitglieder zählt. Auch im rechtsrheinischen Bayern ist ein kleiner Zuwachs zu verzeichnen, indeß hat der Volksverein hier leider eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung noch lange nicht erreicht.

Die deutschen Niederlassungen der Missionsgesellschaft der Weißen Väter wurden zu einer deutschen, selbstständigen Provinz vereinigt, und zum Provinzial wurde der bisherige Obere der Trierer Niederlassung, P. Jos. Froberger, ernannt. Mittelpunkt der Provinz und Sitz des Provinzials bleibt Trier. Die deutschen Niederlassungen sind in Trier, Marienthal (Luxemburg), Haigerloch (Hohenzollern). Im Anschluß an diese Provinz bestehen deutsche Missionen in Ostafrika und zwar die drei apostolischen Vikariate: Tanganika, Unyanyembe, Südnyansa mit 34 Stationen, 117 Missionären, 181 Schulen.

Die Diözese Eichstätt hat 182,000 Katholiken, welche in 206 Pfarreien und Kuratien, 63 Benefizien und 79 Kooperationen von 353 Priestern besorgt werden. Im Bisthume sind 34 Ordenspriester.

Das Bisthum Speyer mit rund 400,000 Seelen hat 379 Weltpriester, außerdem 6 Minoriten. Es hat 231 Pfarreien mit 12 Dekanaten.

Der Wallfahrtsort Altötting in Bayern wurde im Jahre 1904 von 172 Pilgerzügen mit 49,314 Personen besucht; darunter waren allein im Monat Mai 135 Züge mit 27,978 Personen. Die Schatzkammer wurde von 27,276 Personen besucht. Die hl. Kommunion empfingen 249,830 Personen.

Das bischöfliche Ordinariat von Passau (Bayern) hat eine Verordnung erlassen über die würdige Feier der Primizen, welche auch in den Vereinigten Staaten von Amerika mancherorts beherzigt werden sollte. Vor Allem wird betont, daß der Primiztag als Fest- und Freudentag in den Gemeinden festlich begangen werden, dabei aber so gestaltet werden soll, daß er der hohen Würde des heiligen Meßopfers und der Ehre des Priesterthums entspricht. Besonders soll die Sitte oder besser Unsitte, bei der Primizfeier junge Mädchen als sogenannte „geistliche Bräute" beizuziehen, strengstens untersagt sein. Die weltliche Feier soll auf wenige Stunden des Nachmittags beschränkt und nicht bis in die Nacht hinein fortgesetzt werden.

In den letzten Tagen hat das Staatsministerium des Großherzogthums Baden für sämmtliche Staatsbehörden — einschließlich der Ministerien — einheitlich festgesetzt, daß am Dreikönigstag, an Mariä Lichtmeß, Josephstag, Mariä Verkündigung, Gründonnerstag, Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt und Mariä Empfängniß in Zukunft keine Beschränkung der Dienststunden mehr eintreten darf. Jedoch soll auf Wunsch der Angehörigen der betheiligten Konfessionen die Theilnahme am Gottesdienst gestattet und ermöglicht werden. Und so etwas geschieht in einem Lande, in welchem die überwiegende Mehrheit des Volkes katholisch ist!

Daß der Kulturkampf in Deutschland noch nicht ganz unterdrückt ist, beweisen einige neuere Vorkommnisse. Zentrumsredner Dr. Dittrich beklagte sich im Abgeordnetenhause über eine Ungerechtigkeit seitens der Regierung. Unter Anderm sagte er: „Wie wenig entgegenkommend die Regierung auf diesem Gebiete (Zugeständnisse an Ordensleute) sei, beweise die Thatsache, daß sie sich weigere, im Ermlande ein Benediktinerkloster im Wallfahrtsorte Heiligelinde zuzulassen. Die Ablehnung ist erfolgt, weil der konfessionelle Friede gefährdet sei, also aus einem ‚sachlichen' Grunde, wie ein Regierungskommissär erklärte, nicht wegen mangelhaften Entgegenkommens gegenüber den Katholiken." Ein anderes Mitglied des Zentrums, Dr. Bachem, sagte in der Begründung eines Antrags betreffs gänzlicher Religionsfreiheit, er könne eine Menge von Material vorführen, wie in Mecklenburg das Ministerium bestimmt, ob, wann und wo eine hl. Messe gelesen werden darf, wie in Braunschweig ein preußischer Geistlicher bestraft wird, wenn er einem Kinde katholischer Eltern die Taufe spendet, wie in Sachsen-Altenburg ein Beamter nicht die Zustimmung der vorgesetzten Behörde und keinen Urlaub zur Hochzeit erhält, wenn er sich katholisch trauen läßt. — In Euskirchen bei Köln hielten vier Lazaristenpatres in zwei Kirchen für Männer und Jünglinge religiöse Uebungen ab, die sich einer außerordentlich regen Betheiligung erfreuten. Auf Anordnung der königlichen Regierung zu Köln mußten die Patres die Vorträge einstellen.

Eine tolle Hetze tobt eben auf vielen Hochschulen gegen die katholischen Studentenverbindungen. Statt die Vorlesungen zu besuchen und fleißig zu studiren, veranstalteten die Herren Studenten jetzt Versammlungen und halten große Reden, in denen sie ihren katholischen Kameraden das Recht absprechen, sich in katholischen Verbindungen zusammenzuschließen. Auch bei dieser Hetze hat der evangelische Bund allem Anschein nach seine Hand im Spiele, der gerecht und klug denkende Theil der deutschen Protestanten jedoch mißbilligt dieselbe. Die katholischen Studentenverbindungen sind unseren Gegnern schon längst ein Dorn im Auge, denn aus diesen Verbindungen gehen tüchtige überzeugungstreue katholische Männer hervor, die später im Leben als Richter, Aerzte, Professoren u. s. w. einflußreiche Stellungen einnehmen und als Führer die katholische Sache im öffentlichen Leben wirksam vertreten. Das paßt unseren Gegnern nicht, sie erfahren es am eigenen Leib, daß die katholischen Verbindungen ihnen das Wasser abgraben, daß der liberale katholische Beamte, der früher gar häufig war, am Absterben ist, und nur noch vereinzelt auftritt. Früher konnte man bei Wahlen mit diesen liberalen sogenannten „guten" Katholiken Geschäfte machen, man benutzte sie als Leimruthen, um urtheilslose katholische Wähler zu fangen. Der Spaß hört jetzt auf und daher die Thränen und der Aerger. — Man muß anerkennen, daß der preußische Kultusminister ernstlich bestrebt ist, die Hetzereien zu beseitigen und auch die Professoren nichts davon wissen wollen. Auch dieser Kampf wird vorübergehen und sicherlich nur die katholischen Studentenvereinigungen stärken; denn ein katholischer Vater, der noch ein bischen katholisches Ehrgefühl hat, der

wird jetzt erst recht dafür sorgen, daß sein Sohn auf der Hochschule Farbe bekennt und sich einer katholischen Vereinigung anschließt.

Bei der am 15. Dezember 1904 stattgefundenen Generalversammlung des Priester-Unterstützungsvereines in Vorarlberg wurde der Beschluß gefaßt, in Feldkirch oder dessen nächster Umgebung, in irgend einer gesunden Lage der Alpengegend, ein Priesterheim zu gründen für ältere oder hilfsbedürftige Priester, welche für kürzere oder längere Zeit darin Aufnahme finden können.

Das Protektorat über den St. Nikolaus Schifferverein, welcher bekanntlich die Fürsorge für die katholischen deutschen Schiffer und die Gründung von katholischen Seemannsheimen bezweckt, hat der hochwst. Herr Bischof von Osnabrück übernommen. 2000 Flußschiffer Schlesiens werden dem Verein beitreten.

Ueber den politischen Charakter des deutschen Zentrums äußert sich in einsichtiger Weise die römische „Civiltà Cattolica". Das Schlußergebniß ihrer Betrachtungen wird in folgenden Sätzen zusammengefaßt: 1) Das deutsche Zentrum ist keine religiöse oder konfessionelle Partei im Sinne, als ob ihr Programm und ihre Thätigkeit einzig und allein sich auf die Vertheidigung der katholischen Interessen den Protestanten gegenüber beschränke; denn gerade dies würde in Deutschland einer von Katholiken gebildeten Partei den konfessionellen Anstrich verleihen; 2) das deutsche Zentrum ist eine richtige politische Partei, denn da sie als Grundlage für die eigene politische Thätigkeit sich das konstitutionelle Terrain auserkoren hat, sucht sie ihren Einfluß in allen Fragen des öffentlichen Lebens geltend zu machen, der katholischen Minderheit im Reiche eine der protestantischen Mehrheit gleichkommende Stellung zu verschaffen und für alle der katholischen Kirche in Deutschland zustehenden Rechte selbst einzutreten; 3) das deutsche Zentrum hat sich durch diese seine Eigenschaft eine Autorität und Bedeutung verschafft, die es sonst nie erlangt hätte, dadurch hat es die Freiheit erkämpft, welche heute die katholische Kirche in Deutschland genießt, und hat sorgen können für die Wiederherstellung des Christenthums als Grundlage des gesammten öffentlichen und privaten Lebens.

Die Preußen haben so viele Sendlinge des evangelischen Bundes geschickt, dieweil die Herren zu Hause zu viel Arbeit haben! Im protestantischen „Türmer", einer sehr angesehenen Zeitschrift, steht (12. Heft, 1904, S. 739): „Viele Kirchen (in Berlin) stehen leer. Wer 10 Jahre in Berlin gelebt hat, für den ist die Behauptung, daß dort eine Kirchennoth bestehe, interessant. Vor Kurzem erst wurde dem einzigen Kirchenbesucher vom Küster bedeutet, daß er getrost nach Hause gehen könne, da der Herr Pastor für ihn allein doch keine Predigt halten würde. Daß nur ein halbes Dutzend versammelt ist, kommt öfter vor!" Das ist die Zugkraft des „reinen Evangeliums!" Da werden freilich viele Kräfte übrig, die in Oesterreich und in rein katholischen Städten Deutschlands nun „Arbeit" suchen.

Aus Luxemburg kommt die Trauerkunde von dem am 23. Februar erfolgten Ableben des durch seine wissenschaftlichen und belletristischen Arbeiten in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannten Jesuitenpaters Joseph Spillmann. — Zu Bonn starb am 3. Februar der hochw. Dr. P. Chrysostomus Stelzer, O. S. B., Prior der neuen Benediktinerabtei St. Joseph zu Billerbeck, in Westfalen. Der Verstorbene war seiner Zeit der erste Rektor und Lehrer der Dogmatik an dem von Leo XIII. neu in's Leben gerufenen Kollegium Anselmianum in Rom. — Der durch seine vielen gediegenen Predigtwerke bekannte hochw. Dechant und Geistlicher Rath Joseph Fuhlrott starb am 13. Februar zu Kirchworbis in seinem 87. Lebensjahre. — In Laupertshausen, Württemberg, starb im Alter von 55 Jahren Pfarrer Urnauer, ein durch Herzensgüte und Wohlthätigkeit weithin bekannter

Priester. — In Lauterbach wurde Pfarrer Sieger unter dem Wehklagen seiner Gemeinde zu Grabe getragen. Er war 26 Jahre daselbst Pfarrer. — Am 30. Januar verschied zu Martinfeld im Eichsfelde der dortige Pfarrer Eduard Gastmann, in seinem vollendeten 83. Lebensjahre. — Der hochw. Dechant und Pfarrer Ignaz Schellarts von Süng bei Hartegasse, starb am 14. Februar im Alter von 81 Jahren. Er wirkte segensreich während 35 Jahren in derselben Pfarrei. — Am 27. Januar verschied zu Raab der hochwst. Großpropst Dr. Johann Bertha im 84. Lebensjahre. Er war ein musterhafter Priester, ein Gelehrter, ein Schriftsteller und ausgezeichneter Redner, dabei ein großer Wohlthäter. — Am 3. Februar starb zu Recklinghausen-Süd der hochw. Pfarrer Johannes Obermann im 60. Lebensjahre. Durch die Erbauung des Krankenhauses hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. — Am 20. Januar starb zu Hadmersleben der hochw. Pfarrer Georg Hustandte in seinem 77. Lebensjahre. — Am 13. Februar starb in Köln-Nippes der hochw. Pfarrer Friedrich Krüth in seinem 67. Lebensjahre. Seine Pfarrei umfaßt 25,000 Seelen. — Am 3. Februar starb zu Niederahnheim der hochw. Pfarrer A. Regs im 74. Lebensjahre. — Zu Körich in Luxemburg verschied der hochw. Pfarrer und Dechant Philipp Schroeder im Alter von 89 Jahren. — Zu Neuenheerse starb am 15. Februar der hochw. Pfarrer und Jubilar Joseph Richter im 82. Jahre seines Lebens. Er war Priester seit 1851. — Der Senior des Domkapitels von Straßburg, hochw. Simon Räß, starb daselbst am 26. Januar im 75. Lebensjahre. — Einen großen Freund der Armen rief der Tod plötzlich aus diesem Leben in der Person des hochw. Pfarrers und Landdechanten Heinrich Evelt zu Heessen. Der Verstorbene erreichte ein Alter von 74 Jahren. — Zu Höxter in Westfalen starb am 28. Januar der hochw. Kaplan Hermann Büdenbender im 75. Lebensjahre. — Am 6. Februar starb zu Olpe die Stifterin und Generaloberin der Genossenschaft der armen Franziskanerinen, Schwester Maria Theresia Bonzel, in ihrem 75. Lebensjahre. — Am 15. Februar schloß zu München die edle, stille Dulderin, Gräfin Katharina Maria v. Rechberg und Rothenlöwen, geb. Howard, ihr reiches Leben. Eine zweite Elisabeth war sie die Mutter aller Armen und Nothleidenden, suchte sie auf, verband ihre Wunden und verschaffte ihnen alle mögliche Linderung.

Oesterreich. — Am 29. Januar fand in Salzburg die 22. Generalversammlung des Katholischen Universitätsvereins statt. Dieser Verein wünscht eine freie katholische Universität zu gründen und sammelt zu diesem Zwecke die nöthigen Gelder und Hilfsmittel. Bis jetzt hat der Verein eine Einnahme von $102,121.00.

Für die Tage 11. bis 14. November 1905 ist der 5. allgemeine österreichische Katholikentag einberufen worden.

Seit dem Regierungsantritte Papst Pius X. ist es das erste Mal, daß ein größerer Huldigungspilgerzug aus Oesterreich veranstaltet wird, um, wie früher Leo XIII., jetzt dem Hl. Vater Pius X. ihre Treue und kindliche Ehrfurcht zu bekunden. Der Pilgerzug, welchen die St. Michaels Bruderschaft veranstaltet, geht unwiderruflich am 22. März von Wien ab.

Der Präses des Brixener Palästina-Pilgervereines, Oberst v. Himmel, besuchte in jüngster Zeit wegen Einleitung der ersten mährischen Volkswallfahrt nach dem Hl. Lande Wien, Olmütz und Brünn. In den beiden letzteren Städten hielt Oberst v. Himmel in den Seminarien Vorträge, denen die hochw. Oberhirten, die Domkapitel, ein zahlreicher Klerus und alle Alumnen beiwohnten. Die überaus beifällige Aufnahme der Vorträge eröffnet dem Pilgerzuge die günstigsten Aussichten. Der Aufruf zur Wallfahrt wird demnächst erscheinen.

Der Abt von Kremsmünster, Prälat Leonhard Achleuthner, im Alter von beinahe 80 Jahren, starb am 15. Februar. — Ein wohlverdienter deutscher Jesuitenpater, F. X. Eberhard, starb am 3. Februar zu Troppau in seinem 62. Lebensjahre. Er war zuerst über 20 Jahre mit der Seelsorge der Deutschen in Krakau betraut, dann baute er eine herrliche Herz-Jesu-Kirche, welche der Mittelpunkt für die Deutschen der Bukowina ward. Seine Mutter war protestantisch, aber nach der Geburt des kleinen Franz katholisch geworden. — Am 28. Januar verschied in Wien der hervorragende katholische Laie Joseph Frhr. Dipauli v. Treuheim, in seinem 61. Lebensjahre.

In Przemysl (Oesterreich-Ungarn) starb der Führer der dortigen Sozialdemokraten, Willibald Reger, der im Leben die katholische Religion auf's Höchste anfeindete — versöhnt mit der Kirche und nach Empfang der hl. Sakramente, nachdem er noch schriftlich und im ungestörten Besitze seiner Geisteskräfte seine Angriffe und bisherigen Anschauungen über die katholische Religion widerrufen hatte. — Ja, ja, hin und wieder wird denn doch einem bange vor dem arg verleugneten „Zukunftsstaat" der Ewigkeit!

Frankreich. — Der Kardinal-Erzbischof von Paris, Franziskus Maria Richard, feierte am 11. Februar sein diamantenes Priesterjubiläum.

Am 9. Februar wurde vom Unterrichts- und Kultusminister Bienvenu-Martin der Gesetzesentwurf betreffs der Trennung von Kirche und Staat eingebracht. Er enthält 32 Artikel. Im Einzelnen wird ausgesprochen, daß vom 1. Januar des auf den Vollzug des Gesetzes folgenden Jahres kein Kultusdiener und keine Kultusanstalt mehr vom Staat bezahlt wird und daß ebenso alle von den Departements und den Gemeinden bisher gemachten Ausgaben für religiöse Zwecke in Wegfall kommen. Jede Religionsübung ist frei, soweit nicht im Interesse der öffentlichen Ordnung in dem neuen Gesetz besondere Einschränkungen vorgesehen sind. Sodann wird Verfügung getroffen über diejenigen Güter, die bisher den Kultusgemeinden zum Gebrauch überwiesen waren. Diese Güter bleiben während eines Jahres zur Verfügung der neuzugründenden Religionsgesellschaften. Sollten sich mehrere Gesellschaften an einem Orte bilden, so hat der Präfekt das Recht, einzuschreiten. Im Falle der Auflösung einer Gesellschaft und im Falle einer Streitigkeit zwischen zwei benachbarten Gemeinden ist das ordentliche Gericht anzurufen. Das Pensionsrecht der bisherigen Geistlichen wird derart geregelt, daß Geistliche von 20 bis 30 Dienstjahren zwei Drittel ihres Gehalts beziehen, jedoch in keinem Falle mehr als 1200 Franken. Geistliche, die weniger als zwanzig Dienstjahre haben, erhalten je 400 Franken, und zwar für eine Dauer von Jahren entsprechend der Dauer ihrer Dienstjahre. Die Pensionen können für zwei Jahre suspendirt werden, wenn der Geistliche gegen die in dem Gesetz weiterhin enthaltenen Bestimmungen der Kirchenpolizei verstößt. (!) Die Gebäude, die schon vor dem Konkordate zu gottesdienstlichem Gebrauch verwendet wurden, sowie die der Kirchenverwaltung zur Verfügung gestellten Gebäude und ihr Mobilar bleiben das Eigenthum der Gemeinde, die sie während zweier Jahre den neuen Religionsgesellschaften zur Verfügung hält. Die übrigen Gebäude fallen an die Gemeinden und Departements zurück und sollen von diesen auf Antrag der Religionsgesellschaften für einen Zeitraum von zehn Jahren vermiethet werden. Die Religionsgesellschaften bilden sich entsprechend den Bestimmungen des Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901. In den Kirchen- und Kultusgebäuden dürfen keine öffentlichen Versammlungen zu anderen als kirchlichen Zwecken abgehalten werden. Oeffentliche Prozessionen bedürfen der Ermächtigung des Gemeindevorstehers. Die Bestimmung, welche die Abhaltung religiöser Prozessionen von der Erlaubniß der weltlichen Behörden abhängig macht, wurde

später durch ein strenges Verbot solcher Prozessionen ersetzt und ferner der Paragraph gestrichen, welcher den schon bejahrten Pfarrern, die ein gewisses Dienstalter hinter sich haben, eine magere Pension aussetzt. Uebertretungen dieser Bestimmungen werden mit Geldstrafen von 16 bis zu 200 Franken und mit Gefängniß bis zu zwei Monaten bestraft. Weitere Bestrafungen treffen denjenigen, der andere Personen zur Theilnahme an einer kirchlichen Handlung zwingt oder gegen seinen Willen von ihr abhält. Geistliche, die gegen die Regierung aufreizen oder politische Agitation treiben, werden mit Gefängniß von drei Monaten bis zu zwei Jahren bestraft. Außerdem können den Religionsgesellschaften die Gebäude und den Geistlichen zeitweilig die Pensionen entzogen werden. Die übrigen Bestimmungen besagen, daß die gegen die Kongregationen erlassenen Gesetze fortbestehen bleiben, daß dagegen die Konkordats- und sämmtliche auf das Konkordat bezüglichen Gesetze und Verordnungen abgeschafft werden. Zwei Jahre sollen jedoch verfließen, ehe das seit 1800 bestehende System geändert wird. Zehn weitere Jahre werden dazu verwandt werden, das Werk der Umwandelung auszuführen, und während dieser Zeit wird die äußere Veränderung möglichst beschränkt sein. Die Gehälter der Geistlichkeit werden abgeschafft sein, aber man wird den Bischöfen und Priestern, je nach ihrem Alter und der Amtsdauer, eine ganze Menge lebenslänglicher Entschädigungen geben. Auf diese Weise wird das Volk sich einbilden können, daß Priester und Bischöfe immer bezahlt oder genügend entschädigt werden. Das Publikum wird sich nicht darüber klar werden, daß die neuen Priester nichts mehr vom Staat erhalten; es wird zwischen den einen und den andern nicht mehr zu unterscheiden wissen. Es wird um so weniger zwischen der alten und neuen Sachlage unterscheiden, je länger es die Geistlichkeit wie früher den Gottesdienst in den Kirchen ausüben sehen wird. Und doch wird ein sehr wichtiger Wechsel stattgefunden haben; denn die Pfarrer werden genöthigt sein, die Gotteshäuser zu miethen, welche der Staat und die Gemeinden ihnen früher zur Verfügung stellten. Während dieser vorher erwähnten Jahre wird die Miethe mäßig sein. Der Staat und die Gemeinden werden das nicht verweigern können, und die Kirchen werden zu keinem andern Gebrauch als zum Gottesdienst dienen. Aber nach diesem Zeitabschnitte von zehn Jahren wird eine ganz andere Ordnung eingeführt werden können. Alsdann werden Staat und Gemeinden die Kirchen an Jeden vermiethen können, welcher den höchsten Preis bezahlen kann. Der Gedanke, welcher die Förderer der Trennung leitet, ist folgender: Wenn der Geist der Uneinigkeit in gewissen Diözesen auftritt und wenn eine im Kampf mit dem Bischof oder den gesetzmäßigen Pfarrern befindliche Partei einen höheren Preis bietet als die der legitimen Autorität zugethane Partei, so wird die Zivilverwaltung die Empörung begünstigen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Förderer der Trennung gerade die Auflösung der katholischen Welt wünschen. Da es ihnen nicht gelungen ist, die Bischöfe zu veruneinigen, so werden sie jetzt den Versuch machen, die einfachen Pfarrer und die Getreuen zu entzweien. Kraft des Konkordats haben gegenwärtig der Staat und die Gemeinden kein Recht, die eingedrungenen Geistlichen zum Gebrauch der Kirchen zuzulassen. Aber wenn die Trennung wirklich einmal zur Anwendung kommen wird, werden Staat und Gemeinden die katholischen Kirchen an protestantische Vereine oder an Schismatiker oder auch an Freidenker vermiethen dürfen und so bei den Katholiken Störungen hervorrufen — vorgeblich um die Freiheit praktisch durchzuführen. Die Förderer der Trennung konzentriren auf diesen Punkt all' ihre Hoffnungen, all' ihre Anstrengungen, all' ihre Maßregeln. Das ist der erste und zugleich der entscheidungsvollste Theil ihres Programms.

Der Erzbischof von Bordeaux hat am 27. Februar einen Hirten-

brief erlassen, in welchem er in scharfen Worten gegen die Vorlage über die Trennung von Kirche und Staat Einspruch erhebt. Darin wird u. A. gesagt: „Wir stehen vor der Schmach, unserem Heiland und unserem Gott kein Haus mehr bieten zu können, welches ihm gehört, und wir werden gezwungen sein, ihn zur Miethe zu beherbergen." — Auch der Erzbischof von Cambrai spricht sich in einem Hirtenbrief für die Aufrechterhaltung des Konkordates aus, das ein wahrer Friedensvertrag sei; aber wenn es sein müsse, werde die ecclesia militans (streitende Kirche) für Gott, die Kirche und Frankreich zu kämpfen wissen.

Bezüglich der Einzelheiten der Vorlage zur Trennung von Kirche und Staat ist die Regierung mit der Kommission der Deputirtenkammer am 5. März zu einem vollständigen Einvernehmen gelangt. Dadurch wird eine baldige Entscheidung der Angelegenheit gesichert.

Die Verfolgungswuth der französischen Regierung scheint sich nicht legen zu wollen; auch an auswärtige Genossenschaften vergreift sie sich. — Neulich wurden die englischen Benediktiner in Douay ihres Besitzthums beraubt, und jetzt soll die Kirche der Passionisten, in welcher alle englischredenden Katholiken dem Gottesdienste beizuwohnen pflegten, veräußert werden. Um diese Kirche für den Gottesdienst zu bewahren, hatte ein englisch-amerikanisches Syndikat dasselbe geeignet, die Regierung scheint sich aber nicht darum zu bekümmern.

Spanien. — Erzbischof Nozaleda, früher Oberhirt von Manila auf den Philippinen, wurde vom Hl. Vater zum Erzbischof von Valenzia ernannt.

In Madrid ist der Direktor der Zeitung „El Pais" zu drei Jahren Gefängniß und zu einer Geldstrafe von 30,000 Pesetas, etwa $5800, verurtheilt worden, wegen Verleumdung des Erzbischofs Nozaleda aus dem Predigerorden, welcher beschuldigt wurde, zu freundlich gegen die Amerikaner gewesen zu sein und denselben Manila in die Hände gespielt zu haben. Die Agitation gegen den hohen Würdenträger wurde erneuert, als es hieß, er sei zum Kardinal ausersehen.

Belgien. — Die Freimaurer Belgiens wünschen auch einen „Kulturkampf" einzuleiten; deshalb ahmen sie ihre Brüder in Frankreich nach. Wie diese den französischen „Kulturkampf" durch „Schätzungen" der Klostergüter, die selbstverständlich übertrieben waren, einleiteten, so begann auch in Belgien schon im Jahre 1902 die Loge eine Nachfrage über die geistlichen Genossenschaften und deren Besitz, und um die Sache rascher und umfassender zu betreiben, wurden auch nichtfreimaurerische Organisationen, liberale Vereine, zu der Arbeit verwendet.

Portugal. — Die katholischen Portugiesen besaßen schon in dem in Rom erscheinenden „Eccos de Roma" eine vortrefflich redigirte und illustrirte Monatsschrift; eine neue noch bedeutendere wird hier herausgegeben. Es ist der „Mundo Catholico", der unter den Mitarbeitern Castilho, Senna Freitas und andere angesehene Schriftsteller zählt. — Unter dem Vorsitz des Bischofs von Oporto hat jüngst ebenda eine bedeutende Charitas-Versammlung sich eingehend mit der Linderung der größten sozialen Uebel besonders in den industriellen Bezirken beschäftigt. Es ist dies die erste Versammlung dieser Art in Portugal. Außer Graf Samodaens nahmen daran Theil Exminister Wenceslau de Sima und Vertreter anderer politischer Parteien, selbst der republikanischen.

Niederlanden. — In den Niederlanden hat man in der letzten Sitzungsperiode der Zweiten Kammer den Gesetzesentwurf betreffs der konfessionellen Schulen vorgebracht. Nach diesem sollen die Schulen, während sie bis jetzt allein von Katholiken und Protestanten unterhalten werden mußten, von nun

an staatliche Unterstützung erhalten. Schon monatelang ist von Liberalen, Freisinnigen und Sozialdemokraten gegen die konfessionelle Schule agitirt worden. Besonders die Lehrer der religionslosen Staatsschulen im Norden, die zum größten Theil der Sozialdemokratie angehören, zeichneten sich in diesem Kampfe in wenig rühmlicher Weise aus, wobei sich die Hauptangriffe gegen Dr. Kuijper richteten. Ein freisinniges Organ ging selbst so weit, das Folgende zu schreiben: „Katholische Schulen sind schlecht, denn sie erziehen Katholiken; protestantische Schulen sind schlecht, denn sie erziehen Protestanten; aber die (atheistischen) Staatsschulen sind gut, denn sie erziehen Menschen." Katholiken und Protestanten scheinen diesem Vorkämpfer des Liberalismus also wohl keine Menschen zu sein. Uebrigens wird der Gesetzentwurf in den Kammern eine bedeutende Mehrheit finden, und die staatliche Unterstützung wird ohne Zweifel den konfessionellen Schulen zuerkannt werden.

Die 18 katholischen Abgeordneten, welche jetzt in der Ersten Kammer — dem niederländischen Herrenhause — Sitzung haben, haben sich zu einem Klub vereinigt, in derselben Weise, wie ein solcher schon seit Jahren in der Zweiten Kammer besteht.

In Amsterdam ist ein Auskunftsbureau der apologetischen Vereinigung Petrus Canisius errichtet worden. Der Zweck dieses Bureaus ist, Verleumdungen gegen die katholische Kirche, gegen katholische Einrichtungen und Priester zu untersuchen und zu widerlegen. Um dies zu erreichen, wird die Auskunftsstelle — die auch die Regierung um ihre Hilfe ersucht hat — sich mit ähnlichen Einrichtungen im Auslande und mit dem niederländischen katholischen Journalistenverein in Verbindung setzen.

England. — Unter Leitung des Herzogs von Norfolk wird jetzt in England unter dem Titel „Pro Anglia Catholica" eine katholische Partei gegründet, welcher alle prominenten Katholiken des vereinigten Königsreichs und mehrere Peers angehören. Der Hauptzweck dieser Partei soll sein, von beiden Häusern des Parlaments eine katholiken-freundlichere Gesetzgebung zu erlangen, speziell in Betreff der Unterstützung katholischer Schulen. Die Konstitution dieser neuen katholischen Partei wurde den Autoritäten im Vatikan vorgelegt und von denselben gutgeheißen.

Anläßlich der Immakulata-Jubelfeier ließ der hochwst. Erzbischof John Maguire von Glasgow in dieser Stadt durch die Dominikaner der englischen Provinz eine Mission abhalten. Während 14 Tagen verkündigten neun Dominikaner dem stets wachsenden Publikum das Wort Gottes. Der Erfolg übertraf alle Erwartung: mehr als 100,000 Personen empfingen die heilige Kommunion in dieser Stadt, welche als die Hochburg der Reformation betrachtet wird.

Zum Obern der Oratorianer in England ist an Stelle des hochw. Dr. Ryder, der seit dem Tode des Kardinals Newman der Genossenschaft vorstand, der hochw. John Norris erwählt worden.

Der hochwst. Richard Preston, Weihbischof der englischen Diözese von Herham und Newcastle, starb am 9. Februar an einem Lungenleiden in seinem 48. Lebensjahre. Er war Bischof seit 1900.

Missionen. — Durch den Opfermuth und das Heldenthum seiner Missionäre und Schwestern, welche selbstlos die vom Aussatze Befallenen pflegen, gewinnt der Katholizismus in Japan still und ruhig immer mehr an Ausdehnung. Im Parlamente sitzen bereits 30 katholische Abgeordnete, und selbst ein Mitglied des Kaiserhauses befindet sich unter den Katholiken.

Der armenisch-katholische Msgr. Paul Terzian von Adana und Tarsus in Armenien, macht die erfreuliche Mittheilung, daß er nach anderthalb-

jähriger bitterer Verbannung vom Sultan die Erlaubniß zur Rückkehr in seine Diözese erhalten hat. Der hochwst. Bischof beabsichtigt zu Tarsus, an der Stätte, wo St. Paulus geboren, eine Kirche zu Ehren des Heiligen zu erbauen.

In Bangalor, Indien, feierten die Schwestern vom guten Hirten ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Die Schwestern entfalten daselbst eine außerordentliche Wirksamkeit. An Waisen haben sie aufgenommen 2189, an Büßerinen 8811. Unter den Schwestern sind 106 Eingeborene.

Die Franziskanerkustodie des Hl. Landes zählt nach dem neuesten Schematismus 508 Mitglieder — 214 Priester, 33 Kleriker, 202 Laienbrüder, 54 Terziarbrüder und 5 Novizen. Die Kustodie zählt 48 Häuser. Sie bewachen 56 heilige Orte; sie versehen den Gottesdienst in 18 Missionskirchen und 34 Kapellen und pastoriren in 14 verschiedenen Sprachen 64,000 Seelen. Ferner leiten sie 52 Elementarschulen, 10 Handwerksschulen und eine Handelsschule. Sie besitzen 415 Unterkunftshäuser, wo die arabisch-lateinischen Familien unentgeltlich wohnen, und unterstützen 12,000 Arme. Dann leiten sie 2 Waisenanstalten, wo fast 400 Waisenkinder untergebracht sind. Sie versehen 5 Armenapotheken und 9 Pilgerhäuser. Ihr Missionsgebiet erstreckt sich über die türkischen Provinzen Palästina, Syrien, Armenien, Mesopotamien, Cypern und Egypten.

Msgr. Cyrillus Macaire, der Patriarch der Kopten in Egypten, versichert, daß die Union der Kopten rasche Fortschritte mache. Jedes Jahr treten zahlreiche schismatische koptische Gemeinden der Union bei. Seit 1895, als Leo XIII. das katholische Patriarchat stiftete, hat sich die Zahl der Kopten vervierfacht. Msgr. Macaire zählt kaum 40 Jahre und entwickelt für das Unionswerk eine großartige Aktivität.

Südamerika. — Zum unparteiischen Schiedsrichter in ihrem auf die Gebiete am Jurua und Purus bezüglichen Grenzstreit haben Brasilien und Peru den päpstlichen Nunzius in Brasilien erwählt. Vom Hl. Stuhl ist die Zustimmung hierzu erbeten worden.

Philippinen. — In der Frage der Seelsorge unter den philippinischen Katholiken kann man ohne die so viel und ungerecht verschrieenen Mönche absolut nicht fertig werden. Schreibt ein katholisches Blatt: „Ungeachtet der mit den amerikanischen Behörden auf den Philippinen eingegangenen Vereinbarung, die Mönche durch philippinische oder amerikanische Priester zu ersetzen, hat es sich als unmöglich erwiesen, die zahlreichen Pfarreien mit Seelsorgern zu versehen, und die Kongregation der Propaganda hat nunmehr die Bischöfe auf den Inseln ermächtigt, die religiösen Orden zu verwenden, wo immer das nöthig ist. Aus Berichten von mehreren der philippinischen Bischöfe, die letzthin in Rom eingetroffen sind, geht hervor, daß sehr wenige der Eingeborenen geneigt sind, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und selbst diese wenigen erst in sieben bis acht Jahren verwendbar sein werden. Auch hat man es sehr schwierig gefunden, Priester aus Amerika für die Seelsorge zu gewinnen, da die Arbeit auf den Philippinen mit großen Strapazen verbunden und die Vergütung kaum für den Lebensunterhalt ausreichend ist. Mit dem Verkauf der Ordensgüter an Amerika ist der größte Theil der Kircheneinkünfte auf dem Archipel vielen Pfarreien verloren gegangen, und es ist jetzt ein Gegenstand schwerer Sorge für die betr. Bischöfe, wie sie die nöthigen Mittel zum Unterhalt ihres Klerus beschaffen sollen. Einige der religiösen Orden haben einen großen Theil des von Amerika gezahlten Geldes erhalten, und die Bischöfe auf den Inseln erachten es für die Pflicht der Mönche, ihnen zu Hilfe zu kommen, wenigstens bis jede Diözese mit einer hinreichenden Anzahl Priester versehen ist. Eine große Anzahl Mitglieder der religiösen Orden sind jetzt nach den Inseln unterwegs, und man hofft, daß in kurzer Zeit eine hinreichende Zahl vorhanden

sein wird, um sämmtliche Pfarreien zu besetzen. Die Propaganda ist benachrichtigt worden, daß das Schisma Aglipay's allmälig an Boden verliert, und daß die größte Gefahr für den Glauben auf den Inseln gegenwärtig aus den gut organisirten Anstrengungen verschiedener (amerikanischer) Sekten erwächst, welche zahlreiche ‚Missionäre' nach den Inseln geschickt haben und an vielen Orten Bethäuser errichten. Namentlich die Presbyterianer, Episkopalen und Methodisten sind stark vertreten und von ihren respektiven Missionsbehörden in New York mit einem Ueberfluß an Geldmitteln ausgestattet."

Auf den Philippinen bewährt sich wieder die alte Erfahrung, daß alle Feinde der katholischen Kirche zuerst gegen deren religiöse Orden anstürmen, damit sie, wenn sie diese mächtigen Helfer in der Seelsorge und im Missionsdienste ausgerottet haben, desto leichteres Spiel haben, Unkraut unter den Weizen zu säen. Nachdem die katholischen Missionäre die Wildniß mit den größten Mühen und Entbehrungen gelichtet und die Seelen der Eingeborenen für das Licht des Christenthums empfänglich gemacht haben, kommen die Sektenprediger und beginnen dieses fromme Werk zu stören und verderben. — Und trotzdem sind die religiösen Orden so Vielen ein Dorn im Auge.

Die katholische Bevölkerung der Philippinen-Inseln beträgt 7,058,699. Die philippinische katholische Bevölkerung vertheilt sich auf fünf Diözesen, wie folgt: Erzdiözese Manila 1,891,826; Diözese Jaro 1,331,194; Diözese Vigan 990,000; Diözese Camarines 700,000; Diözese Cebu 2,145,679. Die Zahl der Priester und Kirchen für eine so große Bevölkerung ist verhältnißmäßig klein. Die Erzdiözese Manila hat 424, die Diözese Jaro 106, die Diözese Vigan 110, die Diözese Camarines 107 und die Diözese Cebu 188 Priester. Manila hat 264, Jaro 192, Vigan 171 und Camarines 124 Kirchen.

In der Woche vom 5. März verließen 20 Priester aus Malta ihre Heimat, um in den Philippinen am Heile der Seelen zu arbeiten. Der jetzige Delegat auf den Philippinen, Msgr. Agius, ist aus Malta gebürtig.

Vereinigte Staaten. — Der Bericht der Missionsarbeiten unter den Indianern und Negern dieses Landes läßt ersehen, daß das Werk der Unterstützung der Missionen, wenn auch langsam, so doch stetig wächst. Im letzten Jahre wurden kollektirt $87,175.18. Sonstige Einnahmen ließen die Summe auf $180,395.26 steigen. Die Ausgaben an die Indianer- und Neger-Schulen beliefen sich auf $173,457.56. Der „Sendbote" ist stets bereit, irgend welche Gaben für diesen Zweck in Empfang zu nehmen und weiterzubefördern.

Der Bundessenat hat das Amendement des engherzigen Senators Bard von California zur Indianer-Bewilligungsbill, laut welchem den Indianern das Recht genommen werden sollte, ihre eigenen Gelder den konfessionellen Missionsschulen in irgend welcher Form zuzuwenden, dahin amendirt, daß das Gesetz nun wie folgt lautet: „Individuen aber, welche Anspruch auf einen solchen Fonds oder die Zinsen davon haben und ihre Mündel oder Kinder, in einer anderen, als einer Regierungsschule unterrichten lassen wollen, dürfen durch eine schriftliche eigenhändig unterzeichnete Erklärung anordnen, daß irgend ein für ihn auflaufender Zinsbetrag oder ihm zugewiesener Antheil an einem solchen Fonds an die Schule gezahlt wird, in welcher die fraglichen Kinder ihre Ausbildung erhalten."

Am 10. Februar hielt der hochwst. Bischof Thomas S. Byrne von der Diözese Nashville, Tenn., die erste Diözesan-Synode mit den Priestern seines Bisthums. Zum Generalvikar wurde der hochw. John B. Morris von Nashville ernannt.

Der hochwst. Bischof McFaul von Trenton hat nach altem schönem Brauch einen Fasten-Hirtenbrief geschrieben, welcher „Ein christliches Heim" zum Titel hat und in vortrefflicher Weise das Glück der christlichen Familie,

wo Glaube, Friede und Eintracht herrscht, schildert, und Rathschläge gibt, wie dieselbe zu gründen und fortzuführen ist.

Unter erhebenden Feierlichkeiten und im Beisein vieler Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen wurde am 15. Februar dem hochwst. Erzbischof Heinrich Moeller von Cincinnati durch Se. Eminenz Kardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, das Pallium aufgelegt.

Vor der Legislatur von Missouri hielt neulich der hochwst. Erzbischof Glennon von St. Louis auf Ersuchen der katholischen Union von Missouri eine zündende Ansprache zu Gunsten einer Reform der Ehescheidungsgesetze. Eine Vorlage hat die Gesetzgebung schon angenommen, welche die sog. „Common Law"-Heirat für ungültig erklärt. Zwei andere Vorlagen zu deren Annahme der Redner aufforderte, sind günstig einberichtet worden.

Der Hl. Vater hat durch ein Breve vom 22. November, das erst kürzlich veröffentlicht wurde, den neuen Verein „Filiae Fidei" (Töchter des Glaubens) gelobt und empfohlen. Das Breve war an Eliza O'Brien Lummis, Vorsteherin des Vereins, gerichtet. Das Hauptbestreben dieses Vereins geht dahin, unter den tonangebenden Damen dieses Landes den Ehescheidungen Einhalt zu thun, ein reines, christliches Familienleben zu befördern, gänzlich von schlüpfrigen Schauspielen, Tänzen und dergleichen fernzubleiben und jeglicher unziemlicher Kleidung den Krieg zu erklären. Der hochw. Thomas F. Myhan von New York ist vom hochwst. Erzbischof Farley zum geistlichen Direktor des Vereins ernannt.

Der Erzbischof Quigley von Chicago beabsichtigt, ein eigenes Auskunftsbureau für katholische Auswanderer aus Europa zu errichten und überhaupt für dieselben Fürsorge zu treffen, damit den Einwanderern zu billigem Erwerbe von Ländereien verholfen werde, sie in katholische Ansiedelungen geleitet und so ihnen der Anschluß an ihre Glaubensbrüder ermöglicht werde. Weiterhin wird auch Sorge getragen, daß ihnen Priester ihrer Muttersprache zur Seite stehen.

An Stelle des verstorbenen hochwst. Erzbischofs Elder von Cincinnati wurde Erzbischof Ryan von Philadelphia zum Präsidenten der "Priests' Total Abstinence League of America" ernannt.

Zum Rektor des bischöflichen Seminars der Erzdiözese Cincinnati wurde der hochw. J. M. Mackey, Ph. D., ernannt. Der hochw. John F. Schoenhoeft, D. D., wurde als Generalvikar bestätigt.

Am 23. Februar wurde der hochw. P. Bernard Murphy, O. S. B., zum Nachfolger des kürzlich verstorbenen Abtes Felix de Grasse, O. S. B., für die Sacred Heart Abtei in Oklahoma erwählt.

Zum Armeekaplan an Stelle des hochw. E. Granville, welcher resignirte, wurde der hochw. Joseph Casey von St. Louis, Mo., ernannt.

Die halbjährliche Versammlung der Föderation katholischer Vereine fand am 4. und 5. März in New Orleans, La., statt. Mehrere hohe Würdenträger hielten Ansprachen. Die nächste National-Versammlung wird am 10. Oktober in New Orleans abgehalten werden.

Für Negermädchen beabsichtigt die ehrw. Mutter Katharina Drexel von Philadelphia, Stifterin der Genossenschaft zum allerhlst. Altarssakrament zur Erziehung der Indianer- und Negerkinder dieses Landes, eine Schule und Ausbildungsanstalt zu Nashville, Tenn., zu gründen. Anfang September soll das angekaufte Haus seiner Bestimmung übergeben werden.

Graf de Vay, ein katholischer Würdenträger aus Ungarn, ist auf dem Dampfer Pannonia in New York angekommen. Er beabsichtigt, die Orte in den Vereinigten Staaten zu besuchen, in welchen sich ungarische Kolonien befinden.

Die Dominikaner-Schwestern für arme Kranke haben in New York eine Niederlassung gegründet. Diese Schwestern beschäftigen sich mit der Pflege armer Kranken in den Tenement-Häusern.

Am 8. Februar verschied in New York Madame Eleonore Lieber, Mitglied der Genossenschaft des hlst. Herzens, eine leibliche Schwester des im Jahre 1902 verstorbenen verdienten Zentrumsführers Dr. Ernst Maria Lieber. Dieselbe stand in ihrem 65. Lebensjahre, wovon sie 44 Jahre als Religiosin verlebte. Sie befand sich in den Vereinigten Staaten seit 1869.

Kürzlich verschied eines seligen Todes die ehrw. Mutter Maria von den Leiden Christi, (früher Helena Maria Philippine de Chappotin de Neuville), die Stifterin der Genossenschaft der Missionäre Mariens, auch Franziskanerinen genannt. Die Genossenschaft zählt an die 3000 Schwestern in verschiedenen Ländern, in 90 Häusern zerstreut.

In Baltimore, Md., starb kürzlich Edward F. Dunne, früherer Oberrichter von Arizona. Der Verstorbene erwarb sich als Vorkämpfer der katholischen Pfarrschule hervorragende Verdienste.

In Cincinnati, O., starb am 21. Februar Frau Johanna Stanton Hickey, welche die Auszeichnung genoß, fünf Söhne zu haben, die dem Priesterstande angehören, und alle in der Erzdiözese Cincinnati wirken, während von ihren zwei Töchtern eine, Schwester Annunziata, im Kloster Unserer Lieben Frau zu Reading, O., sich aufhält. Die andere Tochter, Frl. Martha Hickey, wünschte gleichfalls in einen Orden zu treten, doch hat der Umstand, daß sie für die Mutter den Haushalt führen mußte, ihr dieses unmöglich gemacht.

Am 27. Februar starb zu Scranton, Pa., Frau Katharina Garvey, Mutter des hochwst. Bischofs E. A. Garvey von Altoona, Pa., im ehrwürdigen Alter von 90 Jahren.

Am 15. Februar ist der General und Schriftsteller Lewis Wallace, der Verfasser des berühmten Romans Ben Hur, in Crawfordsville, Ind., gestorben.

Todtentafel. — In das fromme Gebet der Leser empfehlen wir alle während des letzten Monats dahingeschiedenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Außerdem bitten wir der verstorbenen Priester und Ordenspersonen eingedenk zu sein. Von den Priestern starben: Hochw. Alphonse M. Coenen, am 13. Februar zu Carlington, Ky.; hochw. Thomas F. Kiernan, am 2. Februar zu Hazleton, Pa.; hochw. G. J. Kelly, am 10. Februar zu Wilmington, Del.; hochw. Thomas Mackin, im Februar zu Rock Island, Jll.; hochw. P. John M. Toohey, C. S. C., am 13. Februar zu Austin, Tex.; hochw. Mathurin Rene Harnais, am 8. Februar zu Plaquemine, La.; hochw. P. Franz J. O'Neill, S. J., am 12. Februar zu Boston, Mass.; hochw. Jos. Werner, Priester der Diözese La Crosse, im Februar zu Mobile, Ala.; hochw. P. Zacharias Ehlen, O. F. M., am 19. Februar zu Joliet, Jll.; hochw. J. B. Neuhaus, am 22. Februar zu Ruma, Jll.; hochw. W. McGolrick, Pfarrer der St. Marien Gemeinde in Shakopee, am 17. Februar zu St. Paul, Minn.; hochw. Ign. J. Burgar, im Februar zu Pueblo, Col.; hochw. O. W. Clark, im Februar zu Paterson, N. J.; hochw. P. H. Beecham, im Februar zu Baldwinsville, N. Y.; hochw. P. Aloys Van der Eerden, S. J., am 25. Februar zu St. Louis, Mo.; hochw. Fred. J. Danburand, am 25. Februar zu Bourbonnais, Jll.; hochw. M. Gardiner, am 20. Februar zu Mobile, Ala.; hochw. Joseph Lauer, C. SS. R., am 28. Februar zu Saratoga Springs, N. Y.; hochw. Johannes Dubby, aus der Diözese Portland; hochw. J. A. Rooney, O. P.; hochw. P. Theodor Kevenhoerster, O. S. B., im März zu Nassau, Bahama Islands; hochw. Matthäus P. O'Brien, am 3. März zu Kellyville, Pa.

tig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

ina, Wis., 20. I. '05. Wir hat- Herzeleid wegen eines schwachsin- des in unserer Familie. Es war schon nten Lebensjahre und wir hatten sicht es in einer passenden Schule gen zu können. In unserer trauri- nahm ich meine Zuflucht zum hlsten fu und in kurzer Zeit wurde eine derartige Kinder gegründet, wohin kind brachten. Es hat schon einige le gemacht und deshalb möchte ich nigsten Dank aussprechen. A. P.

ntown, Perry Co., Mo., 2. In zwei verschiedenen Anliegen er- hörung, und bitte, dieselben zu ver- a. Vor längerer Zeit erkrankte wester, Mutter von zwei kleinen on denen das kleinste erst drei oder alt war, an einem hitzigen Fieber rgiftung. Da ihr Leben in großer ebte und der Arzt wenig Hoffnung ich meine Zuflucht zum göttlichen , zur Mutter von der immerwäh- , und ließ eine hl. Messe lesen und vor es im „Sendbote“ zu ver- Als aber die Krankheit sich ver- und fast alle Hoffnung der Wie- ausgeschlossen schien, flehte ich um hlsten Herzen Jesu, um der Kinder und deren zukünftiges illen, es möge ihr Leben erhalten. Dank dem hlsten Herzen Jesu lter Gottes von der immerwäh- meine Schwester wurde wieder s andere Anliegen war um das nes meiner Angehörigen. Der- nen Pflichten gut und tadellos einmal sich etwas ereignete in vodurch derselbe leichtfertig wur- g seiner Pflichten, ja, so leicht- in mit Wehmuth erkannte, wie heil von dem wurde, was er zu- derum nahm ich meine Zuflucht erzen Jesu, zur Mutter Gottes erwährenden Hilfe und ließ hl. dieser Meinung lesen. Monate ne daß er sich änderte. Darum ch meine Gebete, besonders betete ünfzehn Rosenkranz-Geheimnisse, möglich war, vor dem hochwür- . Meinen innigsten Dank dem erzen Jesu und der Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, denn derselbe erfüllt seine religiösen Pflichten wieder. W. T.

Louisville, Ky., 12. II. '05. In einer Prozeßangelegenheit nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, versprach eine hl. Messe zu Ehren des hlsten Herzens Jesu und zum Troste der Armen Seelen, und Veröffentlichung im „Sendbote“. Dank dem hlsten Herzen Jesu und den Armen Seelen, ich wurde erhört. M. A. O.

Utica, N. Y., 13. II. '05. Als mein Sohn außer Arbeit war, nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen, versprach drei hl. Messen und die Erhörung im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Tausendmal Dank für die Erhörung. Mein Sohn fand Beschäftigung. Außerdem wurde durch Gottes Hilfe eine Feindschaft aufgehoben. A. S.

Rochester, N. Y., 18. II. '05. Vor längerer Zeit machte ich das Versprechen, es im „Sendbote“ zu veröffentlichen, wenn durch lohnende Arbeit unsere Verhältnisse sich besserten, damit mein alter Vater nicht mehr arbeiten mußte. Ich versprach auch eine hl. Messe lesen zu lassen. Dank dem hlsten Herzens Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph und den Armen Seelen, denn unsere Verhältnisse haben sich gebessert. M. K. S.

Evansville, Ind., 14. II. '05. Ich litt sechs Jahre lang an Malaria Fieber. In meiner Krankheit nahm ich meine Zuflucht zu den Armen Seelen und zum hl. Bonifazius, dem Patron unserer Pfarrkirche, versprach ein Almosen zur Anschaffung der Orgel in der Kirche und Veröffentlichung im „Sendbote“. Gott sei Dank! ich bin von meinem Leiden befreit worden. B. N.

Adams, Minn., 16. II. '05. Letztes Frühjahr wurde mein Mann sehr krank, deshalb nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, versprach fünf hl. Messen zu Ehren des hlsten Herzens Jesu, des hl. Joseph und des hl. Antonius und Veröffentlichung im „Sendbote“. Meine Bitte wurde erhört, wofür ich hiermit meinen Dank ausspreche. C. H.

Trenton, N. J., 20. II. 05. Unsere ganze Familie war immerfort kränklich und ärztliche Hilfe brachte keine Besserung. Da nahmen wir im Gebete unsere Zuflucht zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen und ver-

sprachen zwei hl. Messen lesen zu lassen und im Falle der Erhörung unserer Bitte, Mittel zu finden, in eine gesundere Gegend zu gelangen öffentlich im „Sendbote" unseren Dank auszusprechen. Unsere Bitte wurde erhört und wir sind alle jetzt gesund und munter. Auch nahm ich meine Zuflucht zur Mutter Gottes und den Armen Seelen, um eine glückliche Geburt und gesundes Kind; auch diese Bitte wurde erhört. Dank dem hlsten Herzen Jesu. C. S.

Tiffin, O., 22. II. '05. Mein Sohn wurde plötzlich von einer Art Lähmung befallen, so daß er sich in keiner Weise helfen konnte und infolge dessen in einem Hospitale untergebracht werden mußte. In meiner Angst machte ich die neuntägige Andacht zum hlsten Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung im „Sendbote". Nun wurde er besser und kann sich wieder gut helfen. Dank dem lieben Jesus! E. P.

Covington, Ky., 26. II. '05. Wir hatten vor einiger Zeit ein schwer drückendes Familienanliegen. Deshalb machten wir mehrere Novenen, nahmen unsere Zuflucht zur Mutter Gottes, zum hl. Antonius, zum hl. Joseph, zur hl. Monika und zur hl. Bibiana, und versprachen Veröffentlichung im „Sendbote" im Falle der Erhörung. Deshalb möchte ich für diese Gnade und für andere Erhörungen meinen innigsten Dank abstatten. K. K.

Chester, W. Va., 26. II. '05. Vor zwei und ein halb Jahren kam ich in Kindsnöthen und beider Leben schien in großer Gefahr. Ich wandte mich zur Mutter Gottes und zum hlsten Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung im „Sendbote", im Falle einer glücklichen Entbindung. Ich versäumte mein Dankesversprechen zu erfüllen und wurde dafür in mancherlei Weise bestraft, und beeile mich jetzt, das Versäumte nachzuholen. J. A. F.

Templeton, Ja., 2. II. '05. In mehreren Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zur allerseligsten Jungfrau, zum hl. Joseph, zur hl. Katharina, zum hl. Antonius, zum hl. Expeditus und zu den Armen Seelen. In einem Anliegen bin ich schon erhört worden. Ich versprach fünf hl. Messen und Veröffentlichung im „Sendbote" falls ich auch in den übrigen Anliegen Erhörung fände. — Meine Schwester machte ähnliche Versprechungen in einer schweren Krankheit und wurde schon am ersten Tage besser. Ich möchte hiermit meinen innigsten Dank aussprechen. K. F.

Templeton, Ja., — '05. Ich war 19 Monate krank im Hospital und hatte fast alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Expeditus, und von derselben Stunde an wurde ich besser und erfreue mich seither einer ziemlich guten Gesundheit. Dank diesem Heiligen, an den ich gerne alle Bedrängten weisen möchte. K. F.

Chicago, Ill., 5. III. '05. Mein Vater war drei Monate lang krank, und konnte seinen Arbeiten nicht nachgehen. Da versprach ich es im „Sendbote" zu veröffentlichen wenn er seine Gesundheit wieder erlangen würde, und machte mehreren Novenen zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und rief auch die Fürbitte der lieben Mutter Gottes, des hl. Joseph und des hl. Antonius an. Mein Gebet wurde erhört, wofür ich meinen innigsten Dank ausspreche den obengenannten lieben Heiligen. Auch in mehreren anderen Anliegen wurde ich sichtlich erhört. N. T. D.

St. Paul, Minn., 5. III. '05. Mein Mann hatte mehrere Male das Unglück, sich am Fuße, und zwar immer an demselben, zu verletzen, so daß uns dieses große Sorgen machte. Wir nahmen unsere Zuflucht zu den Armen Seelen, hielten eine neuntägige Andacht und ließen eine hl. Messe für dieselben lesen. Seither ist ihm kein Unfall zugestoßen. Dieses sei anderen zur Ermuthigung gesagt, denn indem sie für sich selbst in ihren Anliegen Hilfe erlangen, kommen sie zugleich den Armen Seelen zu Hilfe. In zwei Anliegen wurde ich durch Anrufung des hl. Joseph und des hl. Antonius erhört; nämlich: Befreiung von Augenleiden und Arbeit für meine Tochter. Zur Verherrlichung Gottes lasse ich dieses veröffentlichen. M. F.

Cincinnati, O., 6. III. '05. Vor einigen Monaten wurde ich schwer krank; ich nahm meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zu Mariä und zum hl. Antonius, und versprach zwei hl. Messen lesen zu lassen für die Armen Seelen und zum hl. Antonius und Veröffentlichung im „Sendbote" wenn ich wieder genesen würde. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, Mariä und dem hl. Antonius für die erwünschte Erhörung. F. U.

Harrisville, Wis., —'05. Mein Kind hatte ein schlimmes Ohrenleiden und alle Mittel, die ich anwendete, blieben fruchtlos. Da legte ich mein Herz-Jesu-Skapulier auf das kranke Glied, betete zum hlsten Herzen Jesu und versprach es zu veröffentlichen, wenn mir Erhörung zu Theil würde. Schon nach einer halben Stunde, fühlte mein Sohn sich bedeutend besser. Dank dem hlsten Herzen Jesu für die schnelle Erhörung meiner Bitte. A. K.

Kurze Danksagungen: J. C. S., Chicago, Ill., Befreiung von Rheumatismus.—B. W., Chicago, Ill., Erhörung in einem wichtigen Anliegen. — M. R., Mankato, Minn., glücklich überstandene Operation — J. O., Covington, Ky., eine glücklich überstandene Operation und Erlangung lohnender Arbeit. — B. K., Louisville, Ky., Genesung von schwerer Krankheit. — F. B., St. Louis, Mo., Erhörung in einem wichtigen Anliegen. — M. W., New York, N. Y., Befreiung von einem Gesichtsleiden. — C. E., Effingham, Ill., Erhörung in einem Anliegen. — J. R., Ludell, Kans., Hilfe in schwerer Stunde. — R. S., Boston, Mass., Erlangung lohnender Arbeit. — R. R., Plattsmouth, Nebr., verschiedene Anliegen. — L. H., Delphos, O., Befreiung von Augenleiden.— A. S., Spielerville, Ark., Befreiung von schweren Versuchungen.— F. u. B. L., Brooklyn, N. Y., Erhörung in drei wichtigen Anliegen.— M. E. M., Meire Grove, Minn., Erhörung in schwerer Krankheit.

Redaktionsschluß am 17. März 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat April 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Die christliche Geduld.

Besondere Meinungen.

1. **Samstag.** Valerius, Bek. (6. Jahrh.) 191,946 Danksagungen; Bußgeist; Gesundheit für zwei Familienmütter; Glück im Geschäfte und Erlangung ausstehenden Geldes; Bekehrung eines Gatten; ein sehr wichtiges Anliegen.
2. **Vierter Fastensonntag.** Franz Paul, Bek., Ordenst. (1508). 82,272 Bedrängte; Weltverachtung; Bekehrung dreier Familienväter; Erlangung der Gesundheit eines Kindes; Beharrlichkeit im Guten für mehrere Personen; drei nachlässige Personen.
3. **Montag.** Richard, Bisch., Bek. (1253). 75,687 Kranke; Furcht vor der Sünde; vier kranke Ordensbrüder; Heilung schlimmer Augen; Heilung epileptischer Anfälle; Erfolg bei Prüfungen für Kinder und Lehrer; Gnade wahrer Andacht im Gebete.
4. **Dienstag.** Isidor, Bek., Bisch., Kirchenl. (633). 91,141 verstorbene Mitglieder; Liebe zur Kirche; Bekehrung eines Sünders; Friede und Eintracht zwischen mehreren Personen; Kenntniß des Berufes; eine besondere Gnade eines Studenten.
5. **Mittwoch.** Vinzenz Ferrerius, Bek. (O. P., 1414). 21,643 Lokalbündnisse; Pflichteifer; Glück in der Erlangung von Grundeigenthum; friedliche Beilegung eines Erbschaftstreites; mehrere geistliche und leibliche Anliegen. 5)
6. **Donnerstag.** Coelestinus, Papst (432). 31,556 Direktoren; Demuth; Kindersegen für eine Familie; Bekehrung einer nachlässigen Familie; Befreiung von Kopf- und Rückenschmerzen; mehrere kranke Priester und Ordensleute; die Armen Seelen. 4)
7. **Erster Freitag.** Epiphanius, Bisch., Mart. 66,953 Beförderer; Eifer für Gottes Ehre; die Anliegen einer Schwesterngenossenschaft; Gnade des Berufes für mehrere Jungfrauen; Bekämpfung einer bösen Leidenschaft. 1)
8. **Samstag.** Perpetuus, Bisch., Bek. (494). 216,288 Verstorbene; Gebet für die Armen Seelen; mehrere Anliegen eines Arztes; andauernde Gesundheit; Erfolg im Erwerbung eines Grundstückes; ein Aergerniß gebender Familienvater.
9. **Passionssonntag.** Marzellus, Bisch., Bek. 553,829 Gnade der Beharrlichkeit; Reue; Erfolg in Studien; Treue in gemachten Vorsätzen; mehrere schwerkranke Personen; Friede in Gemeinden.
10. **Montag.** Makarius, Bischof von Antiochien. 224,199 Jugend; Gehorsam; Bekehrung der Ungläubigen und Religionsspötter; die Anliegen eines Priesters; Gewissensruhe für eine bedrängte Person.
11. **Dienstag.** Leo d. Gr., Papst, Bek., Kirchenl. (461). 127,389 erste Kommunion; lebendiger Glaube; die Anliegen mehrerer Familien; eine schwerkranke Jungfrau; unsere Pfarrschulen; unsere Oberhirten.
12. **Mittwoch.** Julius, Bek., Papst (332). 144,140 Eltern; Vertrauen auf Gott; Meidung einer gefährlichen Bekanntschaft; Beharrlichkeit im Guten für mehrere verführte Personen; die gemischten Ehen.
13. **Donnerstag.** Hermenegild, Mart., Königssohn (856). 111,991 Familien; häusliche Andacht; wahre Andacht der Schulkinder bei Anhörung der hl. Messe; unsere Schwesterngenossenschaften. 4)
14. **Freitag.** Schmerzensfest Maria. 67,424 Versöhnungen; Flucht der Gefahren; Gelegenheit ein Grundstück zu verkaufen; die Dienstmädchen in den Städten; unsere Wohlthätigkeitsanstalten.
15. **Samstag.** Peter Gonzales, Bek. (O. P., 1246). 63,143 Arbeit und Mittel; Zufriedenheit; die Vermehrung der Andacht zur Mutter Gottes; Erkenntniß des Berufes für mehrere Jünglinge.
16. **Palmsonntag.** Benedikt Labre, Bek. (1783). 98,820 Geistliche; Opferwilligkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien und Niederlassungen der Benediktiner; die Anliegen der Armen. 3)

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

17. **Montag.** Anizetus, Mart., Papst (161). 955,819 Religiosen; Berufstreue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Dominikaner; gute Berufe für zwei Genossenschaften.

18. **Dienstag.** Eleutherius, Mart., Bisch. (135). 61,988 Seminaristen und Novizen; Gebetsgeist; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die Verbreitung des Dritten Ordens.

19. **Mittwoch.** Expeditus, Mart. (9. Jahrh.) 88,105 Erkenntniß des Berufes; Starkmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster und Niederlassungen der Karmeliten; die Verbreitung des Glaubens; Treue im Eheleben.

20. **Gründonnerstag.** 46,294 Pfarreien; Friede; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Jesuiten; würdiger Empfang der hl. Sakramente. 4)

21. **Charfreitag.** 48,842 Schulen; Andacht zum leidenden Heiland; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; viele bedrängte Seelen; Beharrlichkeit für mehrere Konvertiten.

22. **Charsamstag.** 42,947 Obere; Klugheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Redemptoristen; die würdige Abhaltung des Gottesdienstes; die Verbreitung der Sodalitäten.

23. **Osterfest.** 46,966 Missionen und geistliche Uebungen; heilige Freude; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

24. **Montag.** Fidelis von Sigmaringen, Mart. (1622). 59,802 Vereine; gutes Beispiel; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; Meidung schlechter und verbotener Vereine.

25. **Dienstag.** Markus, Evangelist (68). 146,665 Bekehrungen; gute Meinung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen der Väter vom hl. Kreuze; die Verbreitung der Herz-Jesu-Andacht und der Skapulier-Bruderschaft.

26. **Mittwoch.** Kletus und Marzellin, Päpste, Mart. (69, 304). 2 5,238 Sünder; öftere hl. Kommunion; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Föderation; die würdige Feier der kirchlichen Feste.

27. **Donnerstag.** **Turibius,** Bisch., Bek. (1660). 97,931 Unmäßige; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Anliegen aller übrigen geistlichen Genossenschaften; wahres katholisches Familienleben. 4) 6)

28. **Freitag.** Paul vom Kreuze, Bek., Ordenst. (1775). 180,191 geistliche Gnaden; Beständigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster, Niederlassungen und Wohlthätigkeitsanstalten der Schwesterngenossenschaften.

29. **Samstag.** Peter, Mart. (O. P., 1252). 94,210 zeitliche Gnaden; Ergebung in Gottes Willen; die Schulen, Hospitäler und Waisenhäuser der Schwesterngenossenschaften; die katholischen Hochschulen unseres Landes.

30. **Weißer Sonntag.** Katharina von Siena, Jungfr. (O. S. D., 1380). 504,119 verschiedene Anliegen; die Anliegen der Bischöfe; die Erziehung der Taubstummen, Blinden und verwahrlosten Kinder; die nicht eingesandten Anliegen. 5)

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht haft, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

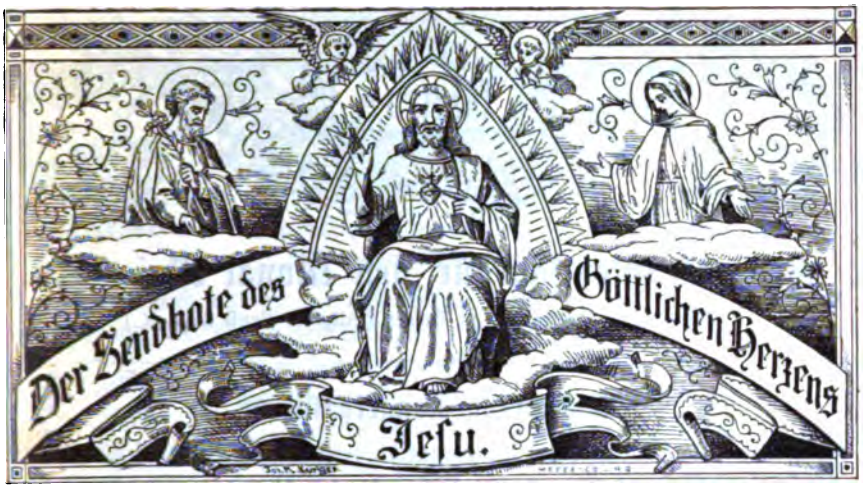
Im Besonderen opfere ich sie Dir auf zur Stärkung der christlichen Geduld.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.



Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 5. **32. Jahrgang.** **1905.**

An Maria.

Von Kara Giorg (Dr. Guſtav Brühl).

Heil'ge Jungfrau, engelreine,
Du der Unſchuld hehres Bild,
Sieh, ich knie vor deinem Schreine,
Huldreich lächelſt du und mild.
Lauf're Quelle aller Gnaden,
Leitſtern auf des Lebens Meer,
Führe mich auf lichten Pfaden
Durch der Uebel düſtres Heer.
Kindlich will ich dir vertrauen,
Sollſt mein leuchtend Vorbild ſein,
Will auf deine Güte bauen,
Schließ mich in die Arme dein.
O wie wonnig mich zu ſchmiegen
An die Bruſt dir, grambefreit,
Sanft in meinem Herzen wiegen
Friede ſich und Seligkeit.
. . . . . .
Hold umſchwebe, Gnadenreiche,
Mich mit deiner Engelſchaar,
Daß für immer von mir weiche
Unheil, Zweifel und Gefahr!

(Aus „Skanderbeg", Gebet der Jungfrau, II. Geſang, 9.)

General-Intention für den Monat Mai 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Marianische Kongregationen.

Unter einer Marianischen Kongregation versteht man eine Gesellschaft oder einen Bund, deren einzelne Mitglieder sich Maria weihen, durch einen äußerlichen und vom Direktor der Kongregation offiziell im Namen der Kirche angenommenen Akt. Die Mitglieder solcher Vereine machen es sich zur frommen Aufgabe, unter dem Schutze und Beistande Mariens sich zu heiligen; mit anderen Worten, die Sünde zu meiden, die christlichen Tugenden zu üben und Andern Gutes zu thun.

Mitglieder solcher Vereine sollen sich nicht damit begnügen, sich selbst zu heiligen, o nein, sie sollen sich vielmehr bestreben, auch an anderen guten Werken sich zu betheiligen. Sie sollen sich auszeichnen in der Ausübung nicht nur der leiblichen Werke der Barmherzigkeit, sondern auch besonders der geistigen Werke, da letztere vorzüglicher sind als die ersteren. Dergleichen Werke sind z. B. Interesse zeigen und Eifer bethätigen für die Ausbreitung guter Lektüre, katholischer Zeitungen, Schriften und Bücher, Sorge tragen für den christlichen Unterricht, Vorkehrungen treffen für Errichtung von guten Anstalten u. s. w. Mit einem Worte, nichts darf einem solchen Mitgliede gering erscheinen, was das Wohl der Kirche Gottes und das Heil der Seelen angeht.

Es wäre ein gröblicher Irrthum, zu glauben, daß dergleichen Marianische Kongregationen und Vereine den Menschen von geringem Nutzen seien. Tausende und abermals Tausende haben sich bereits unter den Schutz Mariens gestellt, sind unter ihre Fahne getreten und aus diesen sind schon hervorgegangen ganze Schaaren frommer, ausgezeichneter Christen, dem Vaterland und der heiligen Kirche zur Ehre. Ja, sogar Priester und Ordensleute haben solche Vereine bereits erzeugt. Es wäre deshalb sehr wünschenswerth, daß derartige löbliche Vereine, die bereits bestehen, sich erhalten, daß jene wieder von Neuem aufleben, die vielleicht irgendwie vernachlässigt worden, und daß solche in's Leben gerufen würden, wo dieselben noch nicht bestehen.

Die General-Intention für den Monat Juni wird sein: Der Herz-Jesu-Monat.

— Nachsicht ist ein ausschließliches Zeichen von Ueberlegenheit; man muß selbst viel Verdienst haben, um das Verdienst der Anderen nie zu bestreiten.

Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat.

Mai.

Freundesliebe des göttlichen Herzens Jesu in der Einsetzung des hlsten Altarssakramentes.

Wie glücklich würden wir uns schätzen, wenn uns der Sohn Gottes mit eigener Hand sein Abbild geschenkt hätte; wie treu würden wir es bewahren, wie oft es betrachten, besonders in trüben Stunden, um uns so durch die lebhafte Erinnerung an ihn Trost und Muth zu holen! Aber ein solches Andenken uns zu geben, das war seiner unendlichen Liebe zu uns nicht genug. Er selbst sprach: „Da ich die Meinigen geliebt, die in der Welt waren, habe ich sie bis an's Ende geliebt." Er sah die vielen Thränen voraus, die in diesem irdischen Jammerthale würden geweint werden; er fühlte den Kummer, der an so vielen Herzen nagen würde; er kannte die Gefahren, die Versuchungen, die seinen Brüdern und Schwestern bereitet werden: und deshalb hat er in seiner unendlichen Weisheit ein wunderbares Mittel ersonnen, in unserer Mitte zu bleiben, alle Tage bis an's Ende der Welt, um uns stets nahe zu sein. Wir kennen das Wunder, daß seine allmächtige Liebe gewirkt hat beim letzten Abendmahle. Wir wissen es, daß er in unseren Kirchen unter der geringen Gestalt des Brodes, wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist, mit Gottheit und Menschheit, mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, er, derselbe Heiland, der einst in Menschengestalt helfend und tröstend umherging, jeden seiner Schritte mit Wohlthaten bezeichnend. Sehet, das ist das Andenken, welches er uns und der ganzen Welt hinterlassen hat — es ist das hochheilige Sakrament der Liebe — er ist es selber in eigener Person. Im hlst. Sakramente sind seine Augen Tag und Nacht auf uns in unseren Nöthen und Anliegen gerichtet; hier sind jene mächtigen Hände, die einst so viele Kranke geheilt, die so viele Thränen getrocknet haben; hier ist das liebeglühende Herz, welches allen Kummer der Menschen so tief mitempfand. Wir dürfen nicht vergessen, was er ehedem war, das ist er auch jetzt noch im hlst. Sakramente — ein Freund, ein Tröster, ein Rathgeber, ein Helfer, ein Beschützer, ein Lehrer, ein Arzt für Leib und Seele. Machen wir nur den Versuch, ob wir sein Herz in diesem Sakramente nicht ebenso liebevoll, mächtig und getreu finden, wie es sich früher erwiesen hat, als er sichtbar in Menschengestalt umherwandelte. Er ladet uns ebenso freundlich ein, wie ehemals, als er sprach: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid."

Wenn wir dem Nächsten einen Liebesdienst erweisen wollten, und ließen uns durch keine Beschwerde abhalten, so wäre dies ein sicheres Zeichen von aufrichtiger Liebe zum Nächsten. So war auch sein Herz gesinnt, als er dieses hlst. Sakrament einsetzte. Tags vor seinem Leiden, nur einige Stunden vor demselben, wo er all' die Grausamkeiten und den blutigen Kreuzestod so klar vorausſah, in der Nacht, wo er von dem treulosen, undankbaren Judas verrathen werden sollte — da hat er uns dieses kostbare Andenken gegeben, dieses hlst. Sakrament eingesetzt. Wenn er uns eine so große Freundesliebe bewiesen hat, so hat er wohl ein Recht zu der dringenden Bitte an uns: „Wenn ihr mich liebet, so lasset euch durch keine Versuchung, durch keine Spottrede, durch gar Nichts von mir trennen. Kommet nur immer, wenn ihr Beschwerde in meinem Dienste fühlt, zu meinem Freundesherzen in die Kirche, oder wenigstens versetzet euch im Geiste in die Nähe des Tabernakels, — und seid überzeugt, daß ich euch niemals die nöthige Hilfe und Stärke, euch zu überwinden und mir treu zu bleiben, versagen werde." Seien wir versichert, der göttliche Heiland wird sein Wort erfüllen: „Bittet und ihr werdet empfangen, suchet und ihr werdet finden, klopfet an und es wird euch aufgethan werden!"

Ave Maria!

Wer Morgen winkt,
Die Glocke klingt:
„Ave Maria!"
Vereint umher die Christenheit
Sie jubelt rings auf Erden weit
Zum Glockenklang
Als Morgensang:
„Ave Maria!"

Zur Mittagszeit
Ertönt Geläut
„Ave Maria!"
Es ruft uns zu wie Engelsmund,
An Gott zu denken jede Stund,
Und Gnadenlohn
Entsprießt dem Ton:
„Ave Maria!"

Der Abend sinkt,
Horch, ringsum klingt:
„Ave Maria!"
Und Schutz und Trost wird dem gebracht,
Der zu ihr fleht aus dunkler Nacht,
Wie Christenbrauch
Um Friedenshauch:
„Ave Maria!"

Die Vögel in einem Hain rufen einander trillernd und singend zu, sich gleichsam wechselseitig zum stets sich erneuernden und lebhafteren Gesange ermunternd: so sollte auch eine Tugend der andern durch die ihr eigenen Affekte ermunternd zurufen zum stets sich erneuernden und lebhafteren Preis und Lob Gottes im Garten des menschlichen Herzens. Weninger.

Maria, Maienkönigin.

Der Wonnemonat hat blumenbekränzt seinen Einzug gehalten; der rauhe, stürmische, kalte April hat seine Herrschaft dem holden Lenze abtreten müssen und mit Sonnenschein, Vogelsang und Blumenduft ist der Mai zu uns gekommen. Die steigende Kraft der Sonne webt tausend bunte Blümchen in den Rasenteppich der verjüngten Natur; die Lerche trillert ihre Jubelhymnen in den glanzdurchwogten Aether, und in Millionen Knospen und Blüthen vernimmt das christliche Herz das schöpferische Wort: „Fiat," „es werde." Aus der Erde Schooß sprießt die Frucht des menschlichen Mühens und des göttlichen Segens; die Bäume blühen, die Wiesen entfalten eine gesättigte Kraft; die Felder wogen in grünen Halmen, die Wälder prangen im frischesten Grün, — die ganze Natur zeigt sich in Blüthenschmuck und gesegneter Fruchtbarkeit. O, es ist herrlich, das Brautkleid der Erde, leuchtend im goldenen Sonnenstrahl! Wer wäre so dumpf und stumpf, wer in Sorgen und Genüssen so tief verstrickt, daß er keinen Sinn hätte für diese Schönheit! Sind nicht Flur und Au, Wald und Feld verkörperte Schutzgeister der erhabensten Dichtkunst geworden, die uns mit tausend Zungen zurufen: Freue dich, o Mensch, freue dich und gedenke dessen, der diese Schönheiten geschaffen?

Je lebendiger der Glaube, je reiner das Herz, desto tiefer das Verständniß der Schönheiten der Natur. Das tiefgläubige Volk ist da dem stolzen Gelehrten weit voran. Sein frommer Sinn erblickte im Bilde des schönen Mai, in den herrlich hervorsprossenden Blüthen und Blumen, des Himmels schönste Blume. Seine Liebe weihte den Monat der Himmelskönigin, ihr zu Ehren schmückte es Altäre und Bilder. Aus Millionen Herzen ertönt ihr Lob, aus duftigen Blumenrahmen blickt sie gütig herab auf jene, „die sie selig preisen".

Es ist etwas Inniges, Anmuthiges und Großes um die Maiandacht. Wer zählt die Schaaren, die in diesem Monat pilgern zum Bilde der Jungfrau? Wer beschreibt die Andacht und Sammlung, die sich da äußern? Wer kennt nicht den Zauber, den das kindlich fromme Marienlied auf das Herz ausübt? Wie ergreifend eine solche Maiandacht! wie froh und leicht athmet das Herz, wenn wieder klingen die schönen Lieder, die wir als Kinder sangen! Nein, nie erstirbt unsere Liebe zu Maria: Es ist eine unzerstörbare Liebe, eine überaus herzliche Verehrung, die wir ihr zollen. —

Der Katholik erkennt Maria nächst Gott als den vorzüglichsten Gegenstand seiner Liebe. Von ihr kann man sagen, was sonst nur vom Schöpfer gesagt werden kann, daß Himmel und Erde voll sind von ihrem Ruhme.

Worauf stützt sich nun diese Verehrung Mariens, welche sind die Quellen, aus denen sie hervorgeht, die Wurzeln, aus denen sie sproßt?

Es ist bekannt, daß die heilige Kirche auf Maria die Jungfrau die Worte anwendet, die wir lesen im Buche der Weisheit: „Der Herr hat mich gehabt vom Anfang seiner Wege, ehe er etwas gemacht hat von Anbeginn. Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von Alters her, ehedem die Erde geworden." In der Anwendung dieser Worte auf Maria ist ein Hinweis auf die erste Quelle ihrer Verehrung enthalten. Diese ist nämlich der ewige Rathschluß Gottes, durch welchen er Maria zur Mutter seines Sohnes auserwählt hat. Wenn Gott in seiner unendlichen, unergründlichen Weisheit ein menschliches Geschöpf zu solch' unsagbar hoher Würde erhoben hat, dann ist dieser Rathschluß Gottes selbst die erste Wurzel, aus welcher die Verehrung, die diesem Geschöpfe gebührt, entspringt. Hier schöpft diese Verehrung ihre ewige, übernatürliche Lebenskraft, welche sich ohne Unterlaß in die Kirche und alle lebendigen Glieder ergießt. Denn in der Kirche ist eben der Glaube an die Hoheit und Erhabenheit der Gottesmutter mit dem Glauben an die göttliche Hoheit Jesu Christi, an das Werk seiner Erlösung, an seine Stellung in der Menschheit auf das Innigste verkettet. Wer immer in den wichtigsten Glaubenslehren das festhält, was die Apostel, was die katholische Kirche zu allen Zeiten über Christus und sein Werk gelehrt haben, der wird von selbst zur Anerkennung geführt, daß Maria die Wunderblume am Baume der Menschheit sei, ausgezeichnet vor Allen, erhaben über jegliche Kreatur. Daher wird in der Kirche von Anfang an ihr Lob verkündet.

Eine andere Quelle, aus welcher die Verehrung der Mutter Gottes entspringt, ist jene himmlische Botschaft, welche ihr der Erzengel Gabriel gebracht hat. Im stillen Kämmerlein zu Nazareth, wo der himmlische Bote in wunderbarer Weise die engelreine Jungfrau grüßte, entsproßte somit der herrliche Blüthenbaum all' des Lobes und Jubels, welcher durch die Jahrhunderte hindurch der lieben Gottesmutter gespendet wird. „Gegrüßet seist du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir." Das ist die herrlichste, gnadenreichste Botschaft, welche je einem Menschen auf Erden geworden ist. Und die ganze Marienverehrung ist ja gleichsam nichts Anderes, als die Wiederholung dieser Botschaft. Seitdem der Engel das Ave gesprochen, schallt es fort und fort durch alle Zeiten und Zonen; es ist wie ein himmlischer Gesang, der niemals enden will gemäß den Worten: „Alle Tage sing und sage Lob der Himmelskönigin!" Darum ist auch in der Kirche gleichsam ungetrennt mit dem Gebete des Herrn das „Gegrüßet seist du, Maria", verbunden. Es ist, als ob die Kirche uns sagen wollte: In den Bitten des Vater unser trägst du, o Mensch, alle Anliegen, alle Noth deines geistigen und leiblichen Daseins deinem Gott vor. Doch derjenige, durch welchen du in der Hilflosigkeit dieses Lebens Zutritt zum Vater hast, ist dir aus Maria geschenkt worden. Ja, wenn uns all' unsere Noth und Sünde vor Augen tritt, liegt es nahe, uns an diejenige zu wenden, diejenige um ihre Fürbitte im Leben und Tode anzuflehen, an welche der Himmel den versöhnenden Friedensgruß zuerst gerichtet hat. So kommt es denn, daß schon das erst lallende Kind den Engelsgruß ausspricht;

so kommt es, daß der Sterbende, der vor den Pforten der Ewigkeit steht, noch mit brechender Stimme hervorbringt: „Gegrüßet seist du, Maria!"

Ueberaus geheimnißvoll ist sodann die dritte Quelle, aus welcher in der Kirche die Liebe und Verehrung zu Maria entspringt. Diese Quelle ist das Herz Jesu selbst und die Liebe dieses Herzens zu seiner Mutter. Das Herz Jesu ist aber unter uns gegenwärtig. Es ist uns geschenkt in der Menschwerdung Jesu, es ist für uns durchbohrt am Kreuze, es schlägt für uns in unsagbarer Liebe, in der wirklichen Gegenwart im hl. Sakramente. Jesus liebt aber jedes Geschöpf in dem Maße, als dieses Geschöpf Gott nahe steht. Daher liebt Jesus seine Mutter unbeschreiblich mehr wie alle andern Menschen, weil sie durch die Auserwählung, durch die Gnade, durch ihre Tugend und Heiligkeit Gott am nächsten steht. Die Liebe des Herzens Jesu theilt sich aber denjenigen Seelen mit, in denen Jesus lebt. Deshalb theilt der göttliche Heiland auch den Herzen der Menschen, die sich befleißen, in der heiligmachenden Gnade zu wachsen, seine Liebe zu seiner göttlichen Mutter mit. So ist denn das Herz Jesu selbst die Quelle der Liebe, die unter den Menschen seiner Mutter gezollt wird. Die Liebe zu Jesu und zu Maria ist unzertrennlich. So lange es darum Menschenherzen gibt, die in heißem Verlangen darnach trachten, Jesu anzugehören, so lange wird auch das Lob Mariä nicht verklingen.

Und so ist die heilige Kirche selbst die vierte Quelle der Verehrung der Mutter Gottes. Die Kirche ist das fortgesetzte Werk der Erlösung Jesu auf Erden. Seelen zu retten, Seelen für den Himmel zu gewinnen, dafür ist die Kirche gestiftet. Wohin immer deshalb die katholische Kirche ihren Einfluß ausübt, da hegt und pflegt sie die Liebe zu Maria, welche die mächtigste Helferin der Christenheit ist. Von der katholischen Kirche und ihrem Leben ist die Verehrung der Mutter Gottes unzertrennbar, weil eben die Kirche dem Heilande so innig verbunden ist. So singen wir deshalb ganz berechtigt zur Mutter Gottes: „Kein Lob auf dieser Erde kann deiner würdig sein!" Doch, was unsere Menschenzunge vermag, was unserem christlichen Herzen möglich ist, all' das Lob wollen wir ihr spenden, der holden Maienkönigin.

Warum Gott die Leiden schickt.

Auf diese Frage antwortet Alban Stolz in seinem „Kalender für Zeit und Ewigkeit" vom Jahre 1843 ebenso treffend wie schön: „Gott ist auf eine Art wie ein Bildhauer, und die Seele ist der Marmorstein. Widerwärtigkeit sind Meißel und Hammer in der Hand des göttlichen Meisters. Da meißelt nun Gott jahrelang an mancher Menschenseele herum durch zugesandten Schmerz und Kummer, wie wenn er nichts Ganzes mehr an ihr lassen und sie zusammenschmettern wollte. Aber es ist nicht so bös gemeint. Er will nur die Rauheiten und Ecken weghämmern und ein schönes Heiligenbild daraus machen, würdig, im hohen Tempel des Himmels aufgestellt zu werden für ewige Zeiten."

Der hl. Venantius Fortunatus, Bischof.

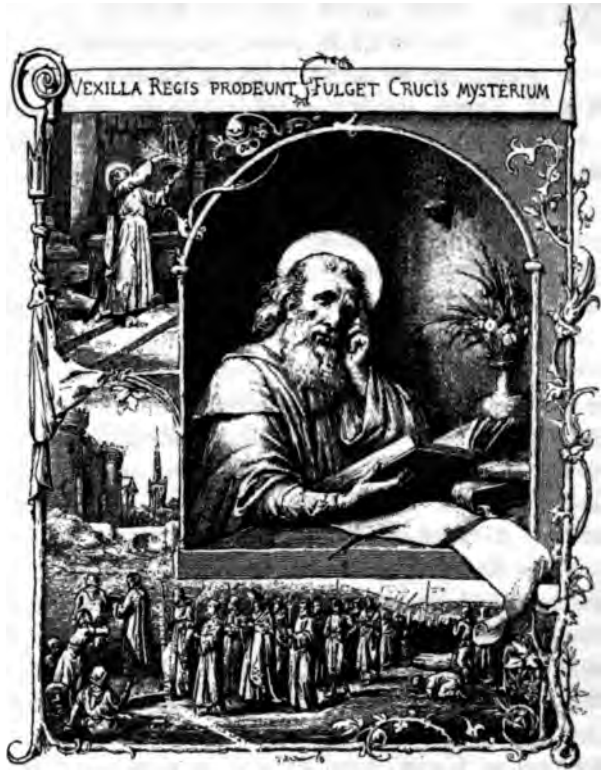
enantius Honorius Clementianus, christlicher Dichter des sechsten Jahrhunderts, dessen Schriften einen besonders treuen Spiegel seines Zeitalters darbieten, wurde um 530 zu Ceneda bei dem jetzigen Treviso in Oberitalien geboren. Derselbe suchte seine Bildung zu Ravenna, und schon früh offenbarte sich in ihm der leichte, heitere Sinn des Dichters. Ein Augenleiden brachte ihn in Gefahr zu erblinden; er erlangte aber seine Gesundheit wieder auf die Fürbitte des hl. Martin von Tours, indem er mit dem Oel der Lampe, welche vor dessen Bild in der Basilika von St. Petrus und Johannes brannte, seine Augen bestrich. Zum Dank für diese Genesung unternahm Venantius im Jahre 565 eine Wallfahrt zum Grabe des hl. Martin. Ueber Alpen, Donau und Rhein, deren Schönheiten ihn überall festhielten, kam er endlich nach Austrasien, und fand freundliche Aufnahme am Hofe des Königs Sigbert. Indeß vermochte der Verkehr mit den „nordischen Barbaren" ihn fast zwei Jahre zu fesseln, und erst 567 setzte Venantius die lang unterbrochene Wallfahrt nach Tours fort. Sigbert versah ihn reichlich mit Reisemitteln, und gab ihm einen Begleiter mit, Namens Sigoald. Venantius hatte auch durchaus keine Eile, sondern reiste wie früher in kleinen Tagemärschen, kehrte bei jeder bedeutenden Persönlichkeit geistlichen oder weltlichen Standes ein, ward überall als Dichter gefeiert und bezahlte jede Gastfreundschaft mit Versen.

Zu Tours am Anfange des Jahres 568 angekommen, genügte er seiner Andacht. In dieser Stadt schloß er Freundschaft mit dem damaligen Bischof und Geschichtsschreiber Euphronius und dessen Neffen, dem späteren Bischof Gregor von Tours. Indeß hatte das planlose, dem Genuß des Augenblickes dienende Herumschweifen ihm bereits einen solchen Reiz abgewonnen, daß er Tours bald wieder verließ und durch das ganze südliche Frankreich von einem Herde zum andern zog.

Eine Wendung in seinem Leben brachte ein Besuch in Poitiers hervor. Hier lebte Radegundis, die heiligmäßige Gattin Königs Chlotar II., mit Einwilligung ihres Gemahles im Kloster zum heiligen Kreuz, das sie aus ihren Mitteln gestiftet. Damals mußte das Streben nach christlicher Vollkommenheit als selbstverständliche Reaktion gegen die Sitten der Zeit, auch die Pflege der Wissenschaft zur Folge haben. So erschien das Kloster gewissermaßen als eine Zufluchtsstätte der Bildung inmitten wachsender Barbarei, und da die Mittel der Königin Radegundis dem Kloster erlaubten, eine ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, so war dort der Zuspruch gelehrter Persönlichkeiten gerne gesehen. Es läßt sich leicht denken, wie freudig hier Venantius Fortunatus aufgenommen wurde, als er auf seiner Reise auch nach Poitiers kam. Hier fand sein Geist Nahrung, und hier bildete er sich aus. Der Ruhm, welcher ihm vorausging, ließ seine Gegenwart als Gewinn erscheinen, und er wurde

Sekretär der Königin. Während sein poetischer Sinn stets neue Nahrung fand und sich reicher als je in Versen ergoß, wußten die verständigen Frauen des Klosters mit der Liebe zur Wissenschaft auch den Geist wahrer Frömmigkeit in ihm zu wecken.

Venantius entschloß sich, Priester zu werden, und empfing vom Bischof von Poitiers die heiligen Weihen. Jetzt änderte sich die Lage der Dinge insofern, als die Frauen, unter deren Einfluß er gestanden, in ihm nunmehr ihren geistlichen Führer und Berather erblickten und bei allen äußeren oder inneren Angelegenheiten des Klosters seine Weisungen erbaten. Er ward der



Hl. Venantius verfaßt das berühmte Gedicht: „Vexilla Regis".

Seelsorger der klösterlichen Gemeinde und zugleich der Geschäftsträger der Königin bei den vielfachen Beziehungen, welche dieselbe zu den bedeutendsten Personen ihrer Zeit unterhielt.

Dem Verkehr mit mehreren Bischöfen ist es wohl zuzuschreiben, daß Venantius seine freien Stunden zur Abfassung von Heiligenlegenden, von erbaulichen Abhandlungen und von ernsten Kirchenliedern verwandte.

Die heilige Königin Radegundis starb im Jahre 597, jedoch wurde das Band, welches Venantius Fortunatus an das Kloster knüpfte, damit nicht gelöst, bis die seiner Persönlichkeit allenthalben gezollte Verehrung ihn einer andern Stellung entgegenführte. Nach dem Tode Platos, der von 592 bis 599

den bischöflichen Stuhl von Poitiers inne gehabt, ward Venantius Fortunatus zu dessen Nachfolger erwählt. Indeß war ihm keine lange bischöfliche Wirksamkeit beschieden: er starb schon am 14. Dezember 600, allgemein betrauert und nicht nur als der größte christliche Dichter seiner Zeit, sondern auch als Heiliger in weiten Kreisen verehrt.

Von den Dichtungen und Schriften dieses merkwürdigen Mannes sind nach der jetzt üblichen Zusammenstellung besonders folgende zu nennen: Eine große Sammlung von Gelegenheitsgedichten, verbunden mit zwei Prosaabhandlungen, Erklärungen des Vater unser und des apostolischen Glaubensbekenntnisses, welche sich durch Reinheit und Einfachheit der Sprache vortheilhaft von den Gedichten unterscheiden. Ferner das Leben des hl. Martin von Tours. Dann eine Anzahl kirchlicher Hymnen, zu denen unbestritten das Vexilla regis prodeunt, und Quem terra, pondus, sidera, vielleicht auch das Ave maris stella, und Pange lingua gloriosi lauream certaminis gehört. Ferner Lebensbeschreibungen des hl. Hilarius von Poitiers, des hl. Germanus von Paris, des hl. Albinus von Angers, des hl. Paternus von Avranches, des hl. Amant von Rodez, des hl. Medardus von Noyon, des hl. Remigius von Reims, und der hl. Radegundis. Manche andere Schriften sind gewiß noch vorhanden, deren Veröffentlichung mit der Zeit erwartet werden darf.

Nach der Predigt.

In einer Kirche hielt der Herr Pfarrer eine sehr ernste Predigt. Er sprach über die Pflichten der Eltern und redete Manchem tief in's Herz hinein. Er machte auf die Gefahren aufmerksam, in welche sich die Familienväter stürzen, wenn sie ihre Pflichten vernachlässigten und sich mehr im Wirthshause als im Familienkreise aufhielten, indem sie ihre Frau und Kinder dann sich selbst überlassen und nur ihrem Vergnügen nachgehen. Die anwesenden Zuhörer lauschten gespannt den Ausführungen des Seelsorgers, aber hie und da zogen die Männer ihre Stirne in ernste Falten. Auf dem Heimwege wurde lebhaft debattirt, und dabei machte sich ein Familienvater besonders bemerkbar, der seinen Groll über den Pfarrer unverhüllt zum Ausdrucke brachte; er hielt sich durch diese Predigt besonders für stark beleidigt. Des anderen Tages saß dieser Mann mit mehreren Arbeitern in einem Gasthause, um das Mittagsmahl einzunehmen. Das Lokal war von Gästen gut besetzt. Da konnte der gekränkte Mann nicht umhin, abermals gegen den Pfarrer loszuziehen. „Wenn ich gekonnt hätte," sagte er wüthend, „so hätte ich den Pfarrer von der Kanzel gejagt." — „Mein Freund," entgegnete ein Anderer, „laß Dir etwas sagen. Mir kommt die Geschichte mit der Predigt vor, als wenn Jemand unter ein Rudel Hunde Steine wirft, da heult sicher der, welcher sich getroffen fühlt! Nichts für ungut!" Ein Halloh ging durch die Gaststube, während der Getroffene sich nun erst recht ärgerte, daß er so unklug sich selbst gebrandmarkt habe. Nun sah er ein, daß nicht der Pfarrer, der es sicher recht gut gemeint hatte, an seiner Bloßstellung schuld sei, sondern die doppelte Thorheit lediglich auf ihm laste.

Altes und Neues aus St. Auguſtine, Fla.

Vom Redakteur.

Schweſtern-Kapelle in St. Auguſtine, Fla.

Ponce de Leon entdeckte die Halbinſel Florida, das blumenreiche Land mit dem ewig herrlichen Klima, für das Königreich Spanien im Jahre 1512. Nach dem feſtſtehenden Gebrauche der Spanier wurden Miſſionäre zur Bekehrung der neuentdeckten Länder auf den einzelnen Schiffen mitgeführt. Nach einer alten Anſicht waren Franziskaner die erſten Miſſionäre. Es befanden ſich verſchiedene Indianer-Stämme im Bereiche des neuentdeckten Landes, das man anfänglich wenig beachtete und nur kurze Zeit beſetzte. Man nannte unter den Indianer-Stämmen, als beſonders hervorragend, die Seminolen und Oszeolen. Die erſteren machten ſelbſt noch im Jahre 1835 den Vereinigten Staaten erhebliche Schwierigkeiten. Aus dem Franziskanerorden, und ſpäter aus dem Jeſuitenorden haben mehrere heldenmüthige Glaubensprediger den Martyrertod erlitten oder ſich durch die fürchterlichen Stra-

Landung des Pedro ſMelendez.

pazen in den Moräſten und Sümpfen, welche fiebererfüllte Dünſte aushauchen und von reißenden wilden Thieren erfüllt waren, den Tod geholt.

Dieſes geſchah nahezu ein ganzes Jahrhundert vorher, ehe die ſog. Pilgrimväter an den Küſten unſeres Landes abſtiegen. Wie wir Katholiken genau wiſſen, war es nicht die Bekehrung der Ureinwohner des Landes, welche die kleine Schaar fanatiſcher Puritaner zur Auswanderung von England bewog

und die Landung an unſerer Küſte bewirkte. Die ſog. Blue Laws in den Neuengland-Staaten gaben uns den beſten Beweis dafür. Man mag von den Spaniern noch ſo übel reden und ungerecht urtheilen, es war ihr Beſtreben, die einzige wahre Religion in allen ihrem Szepter unterworfenen und beſetzten Länder zu verbreiten.

Zweimal wurden durch Franziskaner die Miſſionen unter den Indianern um St. Auguſtine begonnen, ſo im Jahre 1573 und ſpäter im Jahre 1592. Wir wiſſen von den erſten Anfängen dieſer Miſſionen ſehr wenige ſchriftliche Thatſachen, nur ſcheint der Erfolg den Anſtrengungen nicht entſprochen zu haben. Die zweite Sendung von 12 Miſſionären ſtellte ſich unter die Leitung des Guardians vom St. Helena Kloſter in St. Auguſtine. Während

Anſicht von Fort Marion, über die Stadt St. Auguſtine.

dieſer Zeit ſtellte der Miſſionär Franz Pareja eine kurze Erklärung des Katechismus in der Sprache der Yamaſſeen zuſammen, überhaupt das erſte Werk, welches in irgend einer indianiſchen Sprache gedruckt wurde. Auf dem Boden des jetzigen Begräbnißortes von St. Auguſtine, welcher damals Tolemato hieß, wurde eine kleine Kapelle zu Ehren Unſerer Lieben Frau von P. Blaſius de Montes errichtet. Hier wurde die Schaar der Miſſionäre von den Indianern ermordet, nachdem ſie die Ungebundenheit des muthmaßlichen Nachfolgers des Indianerhäuptlings ernſtlich gerügt hatten. Die Kapelle wurde ebenfalls zerſtört. Trotzdem ließen ſich die Franziskaner nicht entmuthigen, denn von Zeit zu Zeit wurden immer neue Sendboten in die Provinz der hl. Helena geſandt, um das begonnene Werk fortzuſetzen. Von St. Auguſtine

aus wurde im Jahre 1679 eine Miſſion in Weſt-Florida durch den hochw. Perez de la Cerda, welcher Pfarrer in der Kolonie war, gegründet. Letzterer ſcheint keinem Orden angehört zu haben. Penſacola hieß die neue Miſſion. Da es nicht zur Aufgabe dieſer kurzen Skizze gehört, alle Miſſionen in Florida zu erwähnen, ſo wollen wir hier abbrechen. Die Engländer haben ſich den traurigen Ruhm erworben, während ihres 20jährigen Beſitzes von Florida die Miſſionen unterdrückt zu haben.

Vier Jahre vor der Gründung von Santa Fé, am 8. September 1565, wurden unter der Anführung des Pedro Melendez die erſten Anſiedler nach St. Auguſtine, Fla., gebracht. Florida war damals nur von wilden Indianern beſiedelt. St. Auguſtine wurde wegen ſeiner günſtigen Lage, unweit des atlantiſchen Ozeans, als Schlüſſel des ganzen Landes betrachtet. Hier wurden Anſtalten zur Gründung eines Forts getroffen, welches aber erſt als Fort Macos

Seemauer, von Südoſten aus geſehen.

im Jahre 1756 vollendet wurde. Leider wurden zum Bau dieſes für die Zeitverhältniſſe bedeutenden Forts die erſten Negerſklaven benützt. Dieſes geſchah nur am Anfange, und nach ernſtem Proteſte von Seite der kirchlichen Behörden unterblieb dieſes ſchon nach einer kurzen Zeit. Das Fort wurde im Jahre 1825, nachdem Florida im Jahre 1821 an die Vereinigten Staaten abgetreten worden war, Fort Marion genannt und exiſtirt heute noch in einem ruinenhaften Zuſtande, als Hauptanziehungspunkt von St. Auguſtine für ſolche Reiſende, die von Religion Wenig und dazu nur Verſchrobenes kennen.

Die erſte Schaar Anſiedler begnügte ſich zuerſt mit einem beſcheidenen Kirchlein, doch bald wurde ein Bau begonnen, deſſen Dimenſionen größer waren. Das Baumaterial, aus welchem dieſes Gotteshaus errichtet wurde, beſtand aus dem ſog. Coquina-Stein, einer aus kleinen Muſcheln und Sand zuſammengebackenen Maſſe. Dieſer Stein bildet die Grundlage, worauf der

öſtliche obere Theil von Florida ruht, wie der Augenſchein bei der Meeresebbe im Matanzas-Buſen bezeugt. Direkt öſtlich von St. Auguſtine liegt die 12 Meilen lange und ungefähr 1½ Meilen breite Inſel San Anaſtaſia, von welcher man die Steine zum Baue des Forts, der ſog. Kathedrale und einzelner Wohnhäuſer herholte. Die ſog. Seemauer wurde ebenfalls größentheils aus dieſen Steinen zwiſchen 1690 bis 1836 erbaut.

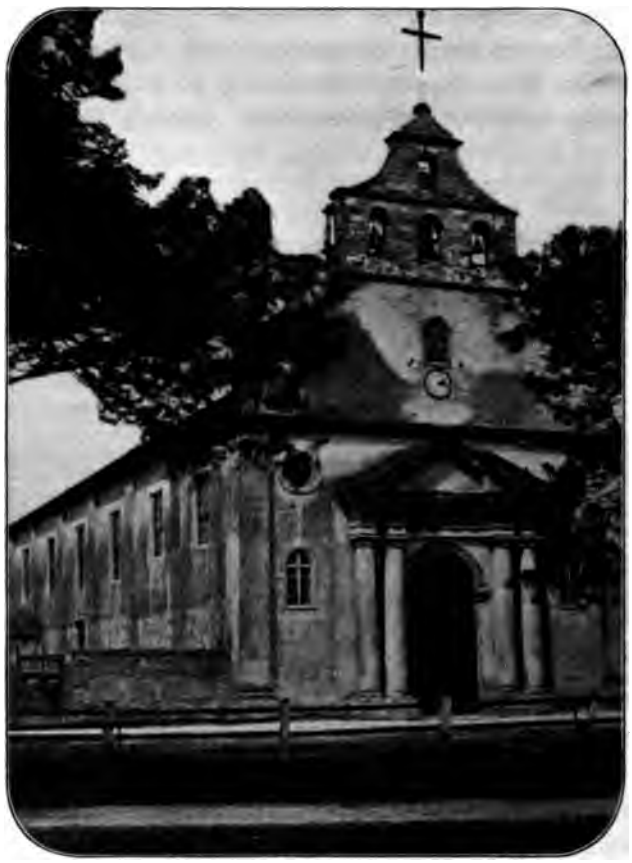
Die erſte Kirche wurde zu Ehren des hl. Auguſtinus geweiht und diente als Pfarrkirche den Spaniern, welche hier ihre Kinder taufen ließen, das Sakrament der Ehe empfingen und die kirchliche Ausſegnung bei ihrem Hinſcheiden erhielten. Darüber ſind die Berichte vom Jahre 1594 an noch vorräthig. Dieſelben befinden ſich zu Havana, wohin man ſie im Jahre 1763 brachte, als Spanien Florida an England abgetreten hatte. Zwanzig Jahre ſpäter über-

Alte Stadt vor dem Brande, von Nordoſten aus geſehen.

ließ England das Land wiederum Spanien, bis es im Jahre 1821 in den Beſitz der Vereinigten Staaten trat.

Das ehrwürdige Gotteshaus wird allgemein Kathedrale genannt, obgleich St. Auguſtine erſt ſeit 1857 ein Apoſtoliſches Vikariat und im Jahre 1870 ein Bisthum wurde. Der Staat Florida gehörte zuerſt zum Bisthume von Santiago de Cuba, im Jahre 1787 zu Havanna, und darnach zu New Orleans. Nachdem Louiſiana an die Vereinigten Staaten durch Kauf gekommen war, wurde der Staat wiederum unter die Obſorge des Biſchofes von Havanna geſtellt. Erſt im Jahre 1821 wurde Biſchof Portier von Mobile mit der Verwaltung der Diözeſe betraut und als er St. Auguſtine beſuchte, fand er, daß die Vereinigten Staaten das noch jetzt exiſtirende Franziskanerkloſter konfiszirt und in eine Kaſerne umgewandelt hatte. Selbſt der Beſitz der jetzigen Kathedrale wurde auf kurze Zeit dem rechtmäßigen Beſitz des Bi-

ſchofes entzogen, ſo daß die Geiſtlichen in einem Privathauſe Gottesdienſt halten mußten. Später wurde die Kathedralkirche wiederum der rechtmäßigen geiſtlichen Obrigkeit zurückgegeben, aber das Eigenthum des Franziskanerkloſters wurde entgültig aber ſicherlich ungerechter Weiſe für immer den Vereinigten Staaten zugeſprochen. Dieſes kann man nachleſen in dem Report of the (Senate) Committee on Private Land Claims, 30th Cong., 1st sess. March 31, 1848, June 29, 1848. Dieſes Franziskanerkloſter beſteht



Anſicht der uralten Kathedrale.

noch, anſtatt deſſen wird von geldſüchtigen Bewohnern von St. Auguſtine ein anderes altes Gebäude als ſolches bezeichnet. Das eigentliche Kloſtergebäude war übrigens ſchon längſt nicht mehr von den Franziskanern bewohnt. Zum erſten Apoſtoliſchen Vikar wurde der hochwſt. Auguſtin Verot am 25. April 1858 geweiht, welcher ſpäter das Bisthum von Savannah von Juli 1861 bis März 1870 verwaltete, um darauf erſter Biſchof von St. Auguſtine zu werden. Er ſtarb reich an Verdienſten am 10. Juni 1876. Sein Nachfolger wurde der hochw. John Moore, vom 13. Mai

1877 bis zu ſeinem Tode am 30. Juli 1901. Unter dem letzteren wurde ein großer Theil des alten St. Auguſtine ſammt der Kathedrale im Jahre 1887 durch eine verheerende Feuersbrunſt zerſtört, nur die Seitenmauern der Kirche blieben ſtehen. Die ſchwach bevölkerte Diözeſe, welche den mittleren und öſtlichen Theil des Staates Florida einnimmt, half mit reger Theilnahme an dem Aufbau der neuen Kathedrale. Der jetzige Biſchof, William John Kenny (konſekrirt am 18. Mai 1902), hat die Reſtaurirung des bedeutenden Baues ſeinem Generalvikar H. P. Clavreul überlaſſen, welcher eine getäfelte dunkele flache Decke und zwei Seitenausbauten anbringen ließ. Das Aeußere wurde durch den Anbau eines herrlichen Thurmes ſehr verſchönert. Unmittelbar links

Anſicht der neuen Kathedrale mit Plaza.

bei der Kathedrale befindet ſich die beſcheidene biſchöfliche Wohnung. Drei Altäre aus Marmor ſchmücken das ſchmuckloſe nur 26 Fuß hohe Gotteshaus. Die Oeffnungen für die Fenſter ſind hoch und laſſen ein weich gedämpftes Licht in die Kirche, die wohl nie ganz von Andächtigen beſetzt wird, da die Zahl der praktiſchen Katholiken in St. Auguſtine nicht ſehr bedeutend iſt. St. Auguſtine hat nach meiner Schätzung kaum 4000 Einwohner, von denen vielleicht die Hälfte katholiſch iſt. Der Grundſtock der katholiſchen Einwohner der Stadt St. Auguſtine kam von Minorca, einer zu Spanien gehörigen Inſel im Mittelländiſchen Meer. Von dieſen iſt der größere Theil ihrer Nachkommen dem Glauben treu geblieben, obgleich ſich viele mit Irländern und Cubanern verheirathet haben. Leider ſind einzelne durch die Freimaurerei verloren gegan-

gen. Wie wir nach genauen Nachforſchungen bei der Geiſtlichkeit erfahren haben, rechnet man zur hieſigen Gemeinde ungefähr 2000 Seelen. Damit ſind auch viele Familien außerhalb St. Auguſtine eingeſchloſſen. Außer der Kathedrale haben die Schweſtern vom hl. Joſeph, deren Mutterhaus ſich hier befindet, eine Kapelle in ihrem einfachen, aber geräumigen Kloſter. Dieſe Schweſtern leiten eine Schule für Interne und Tagesſchüler. Interne Zöglinge gibt es 35. Von den Tagesſchülern ſind 109 Knaben und 159 Mädchen. In der Schule für die Farbigen unterrichten dieſelben Schweſtern 40 Knaben und 44 Mädchen. Bezüglich der Unterrichtsanſtalten muß die hervorragende Stellung der katholiſchen Schulen lobend hervorgehoben werden. Selbſt aus dem Innern des Landes ſchicken zahlreiche Nichtkatholiken ihre Kinder in die Schweſternanſtalten. Der Beſuch der erſten hl. Meſſe an den Werktagen iſt ziemlich gut und erbaulich. Natürlich ſtrömt der größte Theil der Touriſten während des Tages in die Kirche und begafft dieſelbe.

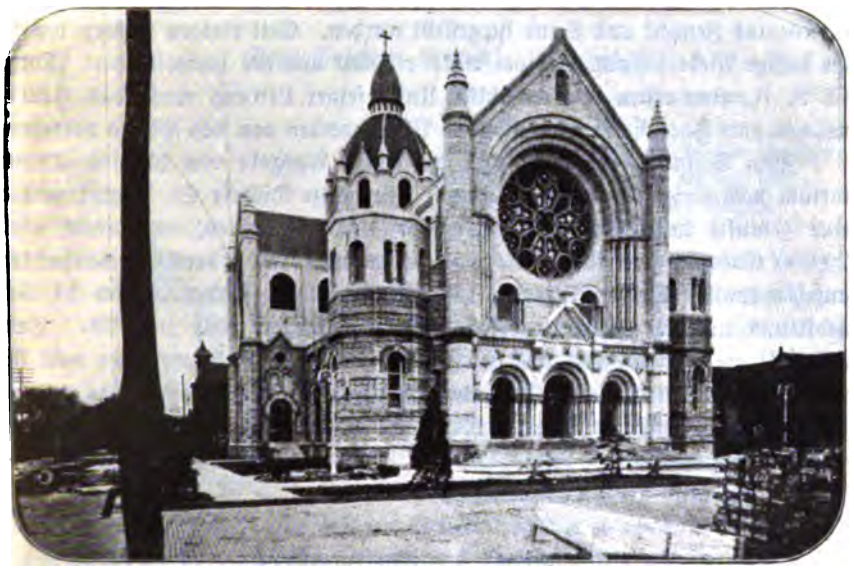
Altar der alten Kathedrale.

Altar der neuen Kathedrale.

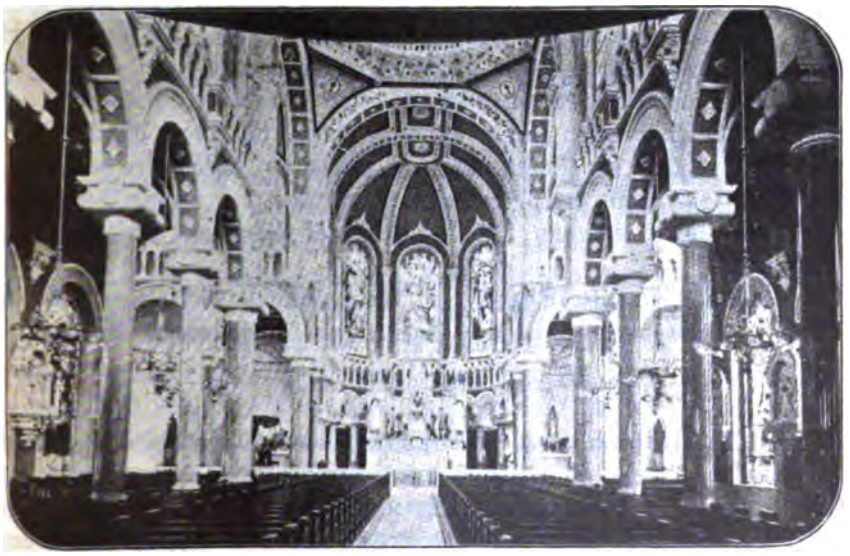
Vor der Kathedrale liegt die ſog. Plaza, ein mit Palmettos und verſchiedenen anderen palmartigen Geſträuchern und Bäumen bepflanzter kleiner Park, an welchem ſich im Weſten die frühere Reſidenz des ſpaniſchen Gubernadors anfügt. In demſelben befindet ſich jetzt die Poſt.

Die prachtvollſte Kirche der ganzen Diözeſe und, nach dem Urtheile vieler Beobachter, des ganzen Südens haben die Jeſuitenpatres in Tampa errichtet. Dieſelbe wurde am 15. Januar 1905 dem hlſt. Herzen Jeſu geweiht. Obgleich der im gemiſchten romaniſchen Stile errichtete Bau noch nicht ganz vollendet iſt, beliefen ſich die Koſten auf $200,000. Die Ausführung wurde in ſolidem Stein, herrlichen importirten Glasfenſtern und prachtvoller Ausſchmückung unter der Leitung eines Jeſuitenbruders vollbracht.

Die hochw. Benediktinerväter verdienen ebenfalls Erwähnung unter den Pionier-Miſſionären von Florida. In Pasco County beſitzen dieſelben ein Kollegium für Knaben, welches im Jahre 1889 errichtet worden iſt. Ganz in der Nähe befindet ſich der Ort, worauf das hl. Meßopfer zum erſten Male in



Herz Jeſu Kirche in Tampa, Fla.



Das Innere der Herz Jeſu Kirche in Tampa.

diesem County dargebracht worden ist. Obgleich die Gebäulichkeiten dieses Kollegiums vorläufig aus einem mächtigen Holzbau bestehen, so wird in einigen Jahren der Bau einer neuen Abtei geplant, wofür an Ort und Stelle die Steine aus Zement und Sand hergestellt werden. Seit einigen Jahren wurde die hiesige Niederlassung zu einer Abtei erhoben und der hochwst. Karl Mohr, O. S. B., zum ersten Abt erwählt. Unter seiner Leitung macht das Unternehmen gute Fortschritte und etwa 20 Plätze werden von den Patres versehen.

Zum Schlusse wollen wir nach der letzten Ausgabe von Wiltzius Direktorium noch einige Angaben anführen. Die ganze Diözese St. Augustine hat eine getaufte katholische Bevölkerung von 26,000 Seelen, von denen aber 20,000 Cubaner sein sollen, die man kaum mehr für ordentliche Katholiken ansehen kann. Weltgeistliche hat die Diözese 17 und Ordenspriester 11 Benediktiner und 13 Jesuiten. Residirende Seelsorger zählt man 19. Drei Schwesterngenossenschaften, vom hl. Joseph, von dem hlst. Namen und vom hl. Benediktus, widmen sich der Jugenderziehung. Die ganze Diözese hat 9 Akademien für Mädchen, ein Waisenhaus, 11 Pfarrschulen, aber kein einziges katholisches Hospital.

Die Kraft des Weihwassers.

„Vor vielen Jahren war ich an einer Lungenentzündung schwer erkrankt. Man befürchtete meinen Tod, und drei Stunden lang lag ich in einem todesähnlichen Zustande. Ich war von den heftigsten Versuchungen gequält, so sehr, daß ich nicht im Stande war, Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue zu erwecken. Alles, was ich erblickte, reizte mich aufs Neue zu Versuchungen, weshalb ich meine Augen schloß. So versuchte ich weiter, die Tugendübungen im Herzen zu erwecken, und siehe — zuweilen kamen mir Augenblicke, in denen ich zu meiner Freude vertrauensvoll beten konnte. Als ich in einem solchen Momente einmal die Augen öffnete, nahm ich wahr, daß einer der Umstehenden mich gerade mit Weihwasser besprengte. Das Weihwasser hatte den bösen Feind ferngehalten und meiner Seele Vertrauen und Kraft verliehen. Ich bat nun, mich öfters mit Weihwasser zu besprengen."

Möchten die Weihwassergefäße in den christlichen Wohnungen nie leer stehen! Möchte man oft in den Wohn- und Schlafzimmern Weihwasser sprengen!

Ein Dunkel ist es, das zu Gott führt, das des Glaubens. Ein Dunkel ist es auch, das von ihm lenket, das des Unglaubens. — Im Dunkel des Glaubens spricht Gott sein schöpferisches: „Es werde Licht!", und die unbegreiflichen Wahrheiten des Glaubens werden gleichsam aufgehellt und dem Verständniß auf übernatürliche Weise näher gebracht. Im Dunkel des Unglaubens hingegen ruft der Menschengeist: Es werde Licht — und es wird vollends — Nacht. **Weninger.**

Zum Feste Kreuz-Auffindung.

(3. Mai.)

Das Zeichen des hl. Kreuzes.

„Theures Kreuz, du unter allen
Bäumen einzig edelster!
Denn an Keim und Blüth' und Zweigen
Gleicht kein Baum des Waldes dir.
Süßer Stamm! mit süßen Nägeln
Trägst du eine süße Last."

Kirchen-Antiphone.

Wie es für den frommen Christen keinen Gegenstand gibt, der ihm theurer wäre, als das hl. Kreuz, an dem der Sohn Gottes die Erlösung vollbracht hat, so ist ihm auch nichts ehrwürdiger als das Zeichen dieser Erlösung, das Zeichen des hl. Kreuzes, jenes Zeichen, welches das Andenken an die Erlösung durch das Blut Jesu Christi in unseren Herzen lebendig halten soll. So war es vom Anbeginn des Christenthums, so ist es noch immer und überall, wo der Glaube an den Gekreuzigten herrscht. — Als der hl. Petrus zum Kreuzestod verurtheilt wurde, bebte er zurück vor diesem Martyrerthum, doch nicht aus Furcht vor der Qual, sondern aus Ehrfurcht vor dem hochheiligen Kreuze. Er hielt sich für unwürdig, ebenso wie sein Herr und Heiland am Kreuze zu sterben, er bittet, weil er eine solche Auszeichnung nicht verdiene, man möge wenigstens das Kreuz umstürzen und das Haupt zur Erde wenden. — Der hl. Andreas kommt in heilige Entzückung, als er am Richtplatz ein Kreuz erblickt, an dem er sterben soll.

Die heiligen Kirchenväter können nicht Worte genug finden, wenn sie von dem hl. Kreuze reden, dem wir unsere Erlösung verdanken, von der Kraft, die von ihm ausgeht, von der Verehrung, die wir ihm erweisen sollen. Sie wollen, daß wir nichts anfangen und vollenden, als mit dem Zeichen des hl. Kreuzes, daß wir es unserer Stirn, unserm Munde, unserer Brust aufdrücken, und so durch das stete Andenken es unserm Herzen einprägen. Jedes Gebet beginnt und schließt mit dem hl. Kreuzzeichen, weil durch den Kreuzestod unseres Heilandes Jesu Christi alle Gnade, alles Heil uns zuströmt. Tieftraurig ist es daher, wenn so manche Katholiken mit sichtlicher Gleichgültigkeit aus Gewohnheit das hl. Kreuzzeichen machen, wenn so viele sich schämen, die Kreuzesform ordentlich anzudeuten und statt dessen, da sie auch nicht ganz zurückbleiben wollen, allerlei Zeichen machen, die eher alles andere, nur kein Kreuz versinnbilden. Nein, das hl. Kreuzzeichen ist keine nichtssagende Form, ist keine leere, überflüssige Zeremonie! Es soll uns stets zurufen: „Wisse, daß ein Gott für dich am Kreuze gestorben, daß am Kreuz das Blut des Gottmenschen geflossen, um dich von Sünden zu reinigen, dich von der ewigen Ver-

dammniß zu erlösen, dich der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen. Lebe, wie ein durch Christi Blut Erkaufter, sorge, daß sein Blut an dir nicht verloren sei!"

Also, das hl. Kreuzzeichen birgt die ganze Geschichte unserer Erlösung in sich. In diesem Sinne sollen wir es anwenden, mit Ehrfurcht und inniger Andacht.

Die Kirche selbst, wie hohe Bedeutung und Verehrung erweist sie dem hl. Kreuze! Alle Segnungen, alle Sakramente spendet sie unter dem Zeichen des hl. Kreuzes! Wo immer der Leib des Herrn im Sakramente der Liebe aufbewahrt wird, da muß auch das Kreuz stehen, um uns an den Kreuzestod des Herrn zu erinnern; nie darf das hochheilige Meßopfer — die unblutige Erneuerung des blutigen Kreuzestodes — anders dargebracht werden, als vor dem Bilde des Gekreuzigten. Beim feierlichen Amt wird während der heiligen Opferhandlung dreimal das hl. Kreuz inzensirt; am Charfreitag ziehen Priester und Ministranten ihre Schuhe aus und werfen sich dreimal anbetend vor dem Kreuze nieder, ehe sie die Wunden Jesu küssen.

Auf jeder Kanzel, wo die Lehre des Gekreuzigten verkündet wird, erblicken wir das sichtbare Erinnerungszeichen an das Kreuz. Und wie reiche Abläße sind nicht an die Verehrung des hl. Kreuzes geknüpft! Keine fromme Uebung verleiht uns deren so viele wie die Kreuzweganbacht, auf welcher wir alle Momente des Kreuztodes Christi betrachten. Alle diese Abläße haften aber an dem hl. Kreuzzeichen, (nicht an den Bildern).

Wie die Kirche, so bekunden auch alle echten Kinder der Kirche die innigste Liebe und Verehrung gegen das Zeichen unserer Erlösung. In den christlichen Wohnungen nimmt das Kreuz den Ehrenplatz ein, und jeder Eintretende wird durch dasselbe daran erinnert, daß sein ganzes Reden und Thun nichts enthalten darf, was einem Anhänger des Gekreuzigten nicht geziemt. In frommen Familien gibt es keine Ruhestätte, die nicht unter dem Schatten eines Kruzifixes gegen die Angriffe und Versuchungen des bösen Feindes geschützt sein sollte.

Diese unsere Verehrung des hl. Kreuzes aber, wie mächtig trägt sie dazu bei, unsere Liebe zu Jesus zu erhalten und zu entzünden, uns vor der Sünde zu bewahren. Sehr schön sprach in diesem Sinne die fromme Königin Maria Stuart. Als die Unglückliche zur Enthauptung auf das Blutgerüst geführt wurde, richteten sich ihre Augen fest auf das Kruzifix, welches sie in den Händen trug. Oft drückte sie es an ihre Lippen und bedeckte es mit Küssen heißer Inbrunst. — „Frau," sagte zu ihr in barschem Tone der protestantische Offizier, der sie zum Tode führte. „Frau. nicht in der Hand, sondern im Herzen muß man Christum tragen!" — „Lassen Sie mich," erwiderte die Königin, „es ist gut, das Kreuz in der Hand zu tragen, damit man es desto sicherer im Herzen habe!" — Bewunderungswürdige Antwort! O ja, halten wir das Kruzifix in der Hand, tragen wir es stets auf unserer Brust, haben wir es immer vor Augen, damit es sich unserm Herzen so einpräge, daß wir nie ihn vergessen, der am Kreuz für uns gestorben ist.

Noch wunderbarer ist, was von der wunderbaren Jungfrau von Orleans

erzählt wird. Als sie ein armes, unschuldiges, frommes Kind, ungerecht zum Tode, und zwar zum gräßlichen Feuertode verurtheilt, schon den Scheiterhaufen hinaufgestiegen war, bemerkte sie, daß der begleitende Priester es versäumt hatte, ihr das Kruzifix zu geben. In ihrer Todesangst wandte sie sich an den Henker, der eben im Begriffe war, den Holzstoß anzuzünden und bat ihn, ihr doch um der Liebe Jesu willen ein Kreuz zu reichen. Der Henker, von Mitleid getrieben, ergriff zwei kleine Scheiter, band sie in Kreuzesform zusammen und gab sie ihr. Hastig griff sie darnach, um sie mit unaussprechlicher Inbrunst an's Herz zu drücken. Doch hatte unterdessen auch der Priester sein Versäumniß bemerkt und war ihr nachgestiegen auf den Scheiterhaufen, um ihr das Kruzifix zu reichen. Sie preßte es an ihre Lippen und nachdem sie es mit glühendster Liebe geküßt, gab sie es zurück und bat den Priester, er möge doch in der Nähe stehen bleiben und während ihres Martertodes das Bild des Gekreuzigten hoch halten, damit sie Jesum ihren Erlöser vor Augen habe, so lange sie noch sehen könne. Dann faltete sie ihre Hände und blickte vertrauensvoll auf das Kruzifix, blieb ruhig und friedvoll, bis sie von den Flammen ergriffen, dem schmerzlichsten Tode erlegen war. — Schon als Kind von 10 Jahren hatte man an ihr bewundert, wie sie, auf ihre Kniee niedergeworfen, oft Stunden lang im Gebete vor dem Kreuzbilde weilte.

O, daß doch auch uns dereinst, wenn wir auf dem Sterbebette liegen und mit dem Tode ringen, das Kruzifix, das der Priester oder wer in den schweren Augenblicken uns beisteht, auf unsere Lippen drücken und vor Augen halten wird, unser Trost und unsere Stärke sein möchte! Wohlan erweisen wir schon in unserem Leben dem Kreuz einige Verehrung! Schauen wir recht oft hin zum hl. Kreuze! Aber bleiben wir nicht stehen bei der äußern Verehrung, betrachten wir diese Verehrung nicht als leere Zeremonie! Dringen wir tief ein in die Geheimnisse des Kreuztodes, schauen wir im Lichte lebendigen Glaubens Jesum Christum, den Sohn Gottes, der das Kreuz erwählt, um am Kreuze uns zu erlösen. Es kann nicht anders sein, die Gluth der unermeßlichen Liebe, von der wir sein durchstochenes Herz entflammt sehen, wird auch in unseren Herzen das Feuer der Gegenliebe entzünden und uns bewegen, als wahre Jünger des hl. Kreuzes zu leben. Wer im Schatten des hl. Kreuzes lebt, wird auch im Schatten des hl. Kreuzes sterben und mit dem Gekreuzigten zur Herrlichkeit des Vaters eingehen.

Wie nahe kann der Schmerz sein?

Der berühmte Künstler Angelo Buonarotti sagte einmal: „Wenn ich einen Menschen malen will, der auf das Schmerzhafteste schluchzt und weint, so male ich erst sein Gesicht, wie es im vollen Lachen sich ausnimmt. Zwei, drei kleine Striche braucht's dann nur und es stellt sich das tiefste Elend dar." — Merke dir, lieber Leser: So recht grenzt an das Glück das Unglück, an die Freude der Schmerz, an den Lobeerbaum der Bettelstab, an das Leben der Tod, an den Tod die vergeltende Ewigkeit!

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?

Bis jetzt haben wir uns das neue Schlaraffenland so ziemlich durchgeschaut, und denn auch gar manches Kuriosum darin gefunden, was uns an die Rumpelkammer erinnert. In einer Ecke finden wir nun auch

die Presse.

Die darf natürlich doch nicht fehlen. Die Arbeitszeit soll ja auf das Mindeste reduzirt werden, und was sollen dann die Sozialisten thun, um sich die liebe Zeit angenehm zu vertreiben? Doch gewiß nicht den größten Theil der schönen, kostbaren Zeit mit Schlafen zubringen, und so dann völlig den bischen Verstand verschlafen! — Was aber die Presse zu bedeuten hat, weiß wohl Jeder. Die Presse ist eine Macht. Die Presse formulirt die Idee ganzer Nationen. Die Presse macht und treibt Politik; macht Krieg und Frieden; diktirt selbst den Regenten. Wie die Presse, so gewöhnlich das Volk, denn wie die Presse schreibt, so denkt und handelt das Volk, weil leider die Menschen im großen Ganzen genommen zu denkfaul und gedankenlos sind, und einfach nachplappern, was die Presse ihnen vorplappert! Ja, die Presse führt das große Wort! Und

Preßfreiheit

ist eine große Errungenschaft unserer Zeit, besonders in unserem Lande, in unserem freien Amerika. Leider aber artet diese Preßfreiheit aus in Preßfrechheit! Wie sehr die erste nur willkommen sein, nutzbringend und segensreich wirken kann, so muß doch die letzte nothwendig höchst unwillkommen sein, und nur verderblich und fluchwürdig wirken, einen schädlichen Einfluß ausüben auf den Lesekreis! Eine unumschränkte Preßfreiheit, welche gute Sitten untergräbt, Glaube und Religion verhöhnt und verspottet, die rechtmäßige Obrigkeit rücksichtslos angreift, kann wohl Niemand gutheißen, und ist auch, strenge genommen, nicht Preßfreiheit, sondern Preßfrechheit. Also zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit ist ein gewaltiger Unterschied; kann auch Jedermann leicht unterscheiden ohne ein großer oder gelehrter Philosoph zu sein; es braucht nur ein bischen gesunden Hausverstand. Preßfreiheit muß sein, soll sein; Preßfrechheit jedoch ist ein Uebel, und ein sehr großes auch. Je weniger wir davon haben, desto besser für ein Volk! Und wenn der Staat die Preßfrechheit unterdrückt, so kann es nur ein Segen sein für die Menschheit! Doch nicht der Staat, sondern der Anstand; nicht die Polizei, sondern Sittlichkeitssinn; nicht strafende Oberaufsicht, sondern Gerechtigkeitsgefühl sollen der Presse einen schicklichen Maulkorb anbinden!

Wir wollen also diesen Unterschied zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit wohl und ganz verstanden wissen. Die erste ist ein Gut, die zweite ein

Uebel; die erste ein Segen für Kirche und Staat, die zweite ein Fluch für Beide; die erste verlangen darum rechtschaffene Menschen, die zweite kann nur gottlosem Gesindel gefallen. Die erste ist also erwünscht, die zweite verwünscht!

Diese Aufklärung und dieses Verständniß vorausgeschickt und dann auch richtig verstanden und erfaßt, nöthigt uns nun zur Frage:

Wie wird es mit der Preßfreiheit stehen im Sozialismus?

Du wirst vielleicht denken oder auch sagen: „Ja, wie die Antwort ausfallen wird, das kann man sich schon leicht denken." Nun, du wirst doch nicht behaupten wollen, daß wir von blindem Vorurtheil eingenommen seien? Daß wir nicht für den Sozialismus stark eingenommen sind, das gestehen wir gerne zu; aber was immer wir an dem Sozialismus auszusetzen haben, dafür haben wir aber auch unsere guten Gründe. Ebenso verhält es sich auch mit der Antwort auf die Frage der Preßfreiheit im Sozialismus. Siehe, wir machen es halt wie die Schneider: erst nehmen diese das Maß, und dann machen sie erst den Anzug, damit er auch paßt!

Jetzt zur Sache! Vor uns liegt eine sozialistische Zeitung. Unter Anderm heißt es da: „Ich, als Sozial-Demokrat, verweise auf die Liste jener Geschäftsleute, welche entweder ausgesprochene Gegner des Sozialismus sind, oder dieser sozialistischen Zeitung ihre Geschäfts-Anzeige nicht geben. Die Leser finden diese Liste an einer andern Stelle dieses Blattes. Wer gegen die Sozialisten-Partei ist, und gegen sie arbeitet, der ist und arbeitet auch gegen die Arbeiter-Unionen. Darum fordere ich als Sozial-Demokrat alle Genossen auf, diese Geschäftsleute zu meiden, keine Geschäfte mit ihnen zu thun."

Sage nun, lieber Leser, ist das nicht die verbittertste Geschäfts-Zensur? Die Presse ist aber ein Geschäftszweig. Wenn nun der Sozialisten-Zensor dir vorschreiben will, wo und bei wem du deinen Hut, deine Kappe, deinen Rock, deine Hosen, deine Schuhe und Stiefel, dein Brod und dein Fleisch, deinen Kaffee und Zucker, deine Zigarre, deinen Taback und deine Pfeife kaufen darfst und sollst; ja, wo und bei wem du dein Bier, deinen Wein und Schnapps trinken darfst, wird er dann Preßfreiheit gestatten? Wird man dann etwas schreiben und drucken dürfen, was ihm nicht in den Kram hineinpaßt? Glaube das ja nur nicht! Wie es mit der Preßfreiheit aussehen wird im Sozialismus, das brauchen wir übrigens nicht einmal abzuwarten; das haben wir ja schon; läßt sich deutlich sehen und lesen. Denn in demselben Blatt fordert der Sozial-Demokrat alle Genossen auf, ja sogar alle Arbeiter, d. h. Mitglieder der Arbeiter-Unionen — man möchte nämlich gern die Arbeiter-Unionen in Bausch und Bogen in die Sozialisten-Partei hineindrängen — auf gewisse Zeitungen nicht zu abonniren, dieselbe nicht zu lesen, auf keine Weise zu unterstützen. — Und warum? Weil sie anti-sozialistisch sind.

„Wenn das am grünen Holze geschieht, was wird dann erst am dürren geschehen?" Wenn der Sozialisten-Zensor jetzt schon so exklusive ist, jetzt schon, wo er nicht so gar viel, wenigstens nicht alles zu sagen hat, was wird er erst dann thun, wenn er Herr und Gebieter der Situation ist?

[illegible] Schlaumeier umgehen, wie die Katze den heißen Brei, [illegible] und prahlen damit, wie besonders Bebel sich ausdrückt: „Schund muß dann nicht mehr gedruckt werden." Also, „viel Schund" muß nicht mehr. Wenn aber der sozialistische Zensor durchgreift, — was er [illegible] in Schilde hat, wie wir uns oben bereits schon überzeugt [illegible] auch in seinem Zukunftsstaate zu Stande zu bringen [illegible] werden dürfen! Und Bebel meint, „viel Schund" wird [illegible] gedruckt werden! Will er damit sagen, nur „wenig Schund"?! [illegible] Hättest du doch geschwiegen; du hättest dich nicht verplappert! [illegible] die Begriffe von „Schund" wohl sehr verschieden. So z. B. [illegible] entgegengesetzte Parteien und Politiker „Schund" an den Kopf, [illegible] eine Partei für die größte „Weisheit" hält. Es ist sogar schon vorgekommen, daß man selbst wissenschaftliche Werke für „Schund" erklärt hat. [illegible] politischer und wissenschaftlicher Beziehung gilt, das findet noch [illegible] Anwendung in Bezug auf religiöse Fragen. Jawohl, die bitterste und [illegible] und verbissenste Intoleranz zeigte sich am allerstärksten gerade auf [illegible] Gebiete! Davon sind die Sozialisten nicht frei; wir haben uns [illegible] überzeugt. Am Ende halten die Sozialisten, und selbst Herr Be[illegible] unsere Schreiberei für „Schund"! Würden uns gar nicht wundern, und [illegible] weniger ärgern. Denn eben dieses sozialistische Urtheil des sozialisti[illegible] wäre der beste und stärkste Beweis, daß es kein „Schund" ist! [illegible] der schlagendste Beweis, wie es im Sozialismus mit der Preßfreiheit [illegible] würde! „Du kannst werden, was du willst," sagte der Schuhmacher zu [illegible], „wenn du aber nicht Schuhmacher wirst, so schlage ich dich todt."

Aufruf

an das katholische Deutschthum der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und im besonderen an alle Mitglieder des V. St. K. Central-Vereins.

Liebwerthe Glaubensgenossen!

Die älteste deutsche katholische Gesellschaft der Vereinigten Staaten, der deutsche römisch-katholische Zentral-Verein, feiert in diesem Jahre seine fünfzigste General-Versammlung, das goldene Jubiläum. Nicht nur die Mitglieder des Zentral-Vereins, sondern [illegible] Katholiken deutscher Zunge sollten an dieser Jubelfeier Theil nehmen. [illegible]selbe wird in den Tagen vom 10. bis 15. September in Cincinnati, [illegible] gehalten.

Daß wir diese Feier nicht vorüber gehen lassen können, ohne die Er[illegible]rung daran denen, die nach uns kommen, durch eine außergewöhnliche [illegible] wach zu erhalten, liegt auf der Hand. Deshalb haben die Beamten des [illegible]ral-Vereins in Verbindung mit der Lokal-Festbehörde den Vorsatz gefaßt.

dieses goldene Jubiläum zu einem Freuden- und Jubelfeste des gesammten katholischen Deutschthums zu machen und in einer großartigen Weise zu feiern.

Damit trat die schwierige Frage an uns heran, wie dieses wohl auf die geeignetste Art und Weise geschehen könne. Nach gründlicher Erwägung verschiedener Vorschläge kam man schließlich zu folgendem Beschluß: „In Anbetracht der goldenen Jubelfeier des Zentral-Vereins und im Hinblick auf die dringende Aufforderung des Apostolischen Delegaten, des Hl. Stuhles eingedenk zu sein, wird hiermit beschlossen: daß wir unserm glorreich regierenden Hl. Vater, Papst Pius X., eine goldene Jubelgabe als Ausdruck unserer Verehrung und aufrichtigen Liebe darbringen wollen."

Es ergeht daher die Aufforderung und herzliche Bitte an das ganze katholische Deutschthum, zu diesem Zwecke beizusteuern. Indem wir dieses den Glaubensgenossen und besonders den Mitgliedern unserer Vereine unterbreiten, wissen wir wohl, daß unsere Vereine froh sind, wenn sie die regelmäßigen Beiträge an die Kasse des Zentral-Vereins erlegt haben, und am liebsten von Gesuchen um Sonderbeiträge verschont bleiben. Wenn wir trotzdem uns gestatten, uns um Sonderbeiträge an Euch zu wenden, so veranlaßt uns dazu ein Ereigniß, das einen Markstein bildet in der Geschichte des Zentral-Vereins. Wenn Jeder ein Weniges gibt, so bringt die Anzahl der Geber doch das Viele, und so hoffen wir zuversichtlich, daß eine solche Summe eingehen wird, daß wir damit Ehre einlegen.

So möge denn diese Bitte in die Lande gehen und dazu beitragen, das katholische Deutschthum unseres Landes immer mehr und mehr davon zu überzeugen, daß sein Heil und wahres Gedeihen nur im festen Zusammenwirken und treuer, kindlicher Hingebung an den Hl. Stuhl zu finden ist. Nur so erzielen wir den gewünschten Erfolg für unsere heilige Kirche und unser liebes Heimatland, die Vereinigten Staaten; nur auf diesem Wege fördern wir das Wohl eines jeden einzelnen Mitgliedes unserer großen Vereinigung.

Mit brüderlicher Liebe für Alle, schließen wir mit dem ehrwürdigen Vereinsgruße: Gelobt sei Jesus, Maria und Joseph!

Der Vorstand des D. R. K. Zentral-Vereins:

John B. Oelkers, Newark, N. J.	Jakob Esser, jr., Madison, Wis.
G. L. Götz, St. Louis, Mo.	C. D. Witte, Dayton, Ky.
P. J. Bourscheidt, Peoria, Ill.	Paul H. Andrae, Cohoes, N. Y.
L. A. Mönch, Mishawaka, Ind.	Joseph Matt, St. Paul, Minn.
Henry Dörger, Cincinnati, O.	John G. Heinl, Milwaukee, Wis.

N. B. Sollte weitere Auskunft erwünscht sein, so wende man sich an einen der Unterzeichneten. Alle Gelder wolle man gefälligst an den Finanz-Sekretär, P. J. Bourscheidt, 801 First Ave., Peoria, Ill., einschicken.

— „Das Kreuz ist die Summe des ganzen Christenthums, der bündigste und ergreifendste Ausdruck für die Lehre Jesu, der am kürzesten gefaßte und gemeinverständliche Katechismus." Joh. Jörgensen.

in einem dortigen Kloster gestorben ist. Cascia ist ein Städtchen von einiger Bedeutung, in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Meilen von Spoleto, zu welcher Diözese es auch gehört. Papst Urban VIII. war Bischof von Spoleto als Kardinal Barberini. Deshalb willigte er mit Freuden ein in die an ihn gestellte Bitte, die demüthige Nonne Rita von Cascia selig zu sprechen. Dieses that er mit aller Feierlichkeit an ihrem Geburtstage, dem 22. Mai im Jahre 1628.

Die Eltern der hl. Rita waren ein frommes, wahrhaft christliches Ehepaar, an Gütern dieser Welt nicht reich, aber wohlhabend durch den einzig wahren Reichthum der Tugend und der Werke des christlichen Glaubens. Sie zeichneten sich besonders aus durch ihre Bemühungen, unter feindlichen Parteien Frieden wieder herzustellen, und erhielten deshalb von den Leuten der Umgegend die Benennung „Friedensstifter". Lange Zeit hindurch hatte Gott ihnen keine Kinder geschenkt, — er scheint überhaupt die Eltern der Heiligen oft lange auf diese große Gabe des Himmels warten zu lassen, — bis er endlich ihr heißes Flehen erhörte durch die Geburt der hl. Rita. Leider sind die genauen Angaben über die Kindheit und Jugend, wie überhaupt über das Leben dieser Heiligen sehr spärlich, was einerseits ihrer tiefen Demuth und ihrer Liebe zur Verborgenheit und anderseits wohl auch der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit ihrer Lebensbeschreiber zuzuschreiben ist. So viel aber wissen wir, daß sie ihre ersten Jahre in der größten Reinheit und kindlichen Ehrerbietung gegen ihre Eltern verbracht hat. Sie legte frühzeitig eine große Liebe zum Gebete und zur Abtödtung an den Tag. Schon als kleines Mädchen richtete sie sich im elterlichen Hause eine Zelle ein, in welche sie sich zu bestimmten Stunden des Tages zurückzog, um ganz dem Gebete zu obliegen. Sie war kaum zwölf Jahre alt, als in ihr schon der Entschluß reifte, ihr Leben Gott dem Herrn im Ordensstande zu weihen. Obwohl noch ein Kind, sah sie doch schon klar ein, daß sie nur dann wahrhaft glücklich sein würde, wenn sie die Welt und sich selbst mit Füßen treten und ihre ganze Zufriedenheit in Gott suchen würde. Sie durchschaute in ihren zarten Jahren die Eitelkeit, die Hohlheit und den verhängnißvollen Zauber der Welt und ihrer Freuden. Um also ja nicht von denselben entführt zu werden, beschloß sie denselben ein für allemal gänzlich zu entsagen, um so vor deren Schlingen vollständig gesichert zu sein. In ihrer jungen Brust loderte eine glühende Seele und brannte ein feuriger Geist. Sie sehnte sich nach Glückseligkeit mit einem heftigen und gewaltigen Drange. Aber sie wollte ein Glück, das dauern würde; das ihr das Herz ganz ausfüllen würde; das nicht dem Willen und der veränderlichen Neigung der Menschen, noch der Laune des Schicksals unterworfen wäre: sie wollte ein Glück besitzen, das ihr weder Armuth, noch Krankheit, noch selbst der Tod rauben würde. Sie wußte aber, daß Nichts auf der Welt ihr dieses Glück zu verschaffen im Stande sei. Deshalb sagte sie der Welt in ihrem Herzen Lebewohl, sie wandte ihr ganzes Sinnen und Trachten auf Gott, der allein das menschliche Herz beseligen und beglücken und ihm dauerhaften Frieden, Trost und Süßigkeit verleihen kann. Daher entschloß sie sich, ihre Heimat zu verlassen, in ein Kloster zu treten und sich ausschließlich dem Dienste Gottes zu widmen. Und

hier kann man nicht umhin, die tiefe, himmlische Weisheit dieses jungen Mädchens zu bewundern. Fleisch und Blut haben sie ihr nicht eingegeben, sondern der Geist des Herrn; es war eine Weisheit von oben.

Es wird wohl kaum je ein Mensch auf dieser Erde gelebt haben, der mit den Dingen dieser Welt besser versehen war als Salomon, der König von Jerusalem. Er hatte Alles, was das Menschenherz nur begehren und wünschen kann. Er selbst sagt uns im Buch Ekklesiastes II. I. sqq.: „Ich sprach in meinem Herzen: Ich will hingehen und der Wollust in Fülle pflegen und des Guten genießen; .... ich unternahm große Werke; ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge; ich legte Lust- und Baumgärten an, und pflanzte darin Bäume von allerlei Art; ich machte mir Wasserteiche, um den Wald der grünenden Bäume zu wässern; ich hatte Knechte und Mägde und viele Hausgeborne, auch Rinder und große Schafheerden, mehr als alle, die vor mir zu Jerusalem waren; ich sammelte mir Silber und Gold, und die Schätze der Könige und Länder; ich schaffte mir Sänger und Sängerinen an, und die Lust der Menschenkinder, Becher und Gefäße, die da dienen zum Weinschenken; ich übertraf an Gütern Alle, die vor mir zu Jerusalem waren: und auch die Weisheit blieb bei mir. Und Alles, was meine Augen verlangten, versagte ich ihnen nicht; und ich wehrte meinem Herzen nicht, alle Lust zu genießen, und sich zu freuen an dem, was ich zubereitet hatte; .... wenn ich mich aber wandte zu allen Werken, die meine Hände gemacht hatten, und zu den Arbeiten, worin ich mich vergeblich bemüht; da sah ich in Allen Eitelkeit und Geistesplage, und daß nichts von Dauer sei unter der Sonne." Und er ruft aus I, 2: „Eitelkeit der Eitelkeiten und Alles ist Eitelkeit!" Salomon lernte also durch bittere Erfahrung, daß dem Menschen auf Erden das Glück nicht beschieden sei, und daß irdisches Glück des Menschen Herz wohl quälen und plagen, aber nicht zufriedenstellen kann. Die hl. Rita sah dieses klar ein in ihren jungen Jahren und wandte deshalb ihr kleines Herz auf Gott allein.

Aber ihr Verlangen, die Welt zu verlassen und in ein Kloster zu treten, war ihren Eltern nicht genehm, weil sie ihre Tochter, wie dieses manchmal bei sonst frommen Eltern geschieht, nicht aufgeben wollten, nicht einmal beim Rufe Gottes. Im Gegentheil, sie gaben sie einem Manne zur Ehe, der uns beschrieben wird als „ein roher Charakter, der von Jedermann gefürchtet wurde". Nun hatte Rita wohl bessere Gelegenheit, ihre Tugend zu zeigen und ihre Liebe zu Gott an den Tag zu legen, als sie selbst im Kloster gehabt hätte; und sie ließ die Gelegenheit keineswegs unbenutzt vorübergehen. Ihre Heiligkeit trat offen zu Tage in der heroischen Art und Weise, wie sie das fast unerträgliche Temperament ihres Mannes ertrug. Sie lebte im größten Frieden mit ihm; aber dieser Friede forderte ihrerseits die erstaunlichste Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Geduld. Nebstdem hatte sie sich so sehr in ihrer Gewalt, daß sie sogar in diesen ungünstigen Umständen ihre früheren Andachtsübungen fortsetzte; sie fastete bei Brod und Wasser an den Vorabenden der Mutter-Gottes-Feste, und zu den gewöhnlichen Fasten fügte sie noch jedes Jahr zwei andere hinzu. Ihr Gemahl konnte nicht lange ihren unüberwindlichen Tugenden und ihrer anziehenden Heiligkeit widerstehen. Bald wurde auch er vom rechten Geiste

mehr und mehr durchdrungen, so daß er mit Freuden die Nächstenliebe seiner Gemahlin billigte, die sich im Almosengeben und in der Krankenpflege besonders äußerte.

Bald aber sollte eine andere Prüfung über unsere Heilige kommen. Kaum hatte ihr Mann angefangen sich gründlich zu bekehren und das Familienleben angenehmer und lieblicher zu machen, als er der Tücke eines Feindes zum Opfer fiel. Ihre zwei Söhne wollten an dem Mörder ihres Vaters blutige Rache nehmen; sie aber bat den Herrn, er möge sie lieber sterben lassen, als daß ihre Hände sich mit frembem Blute befleckten. Dieses Gebet erhörte der Herr. Rita selbst drückte beiden Kindern, nachdem sie wohl vorbereitet und mit den hl. Sakramenten versehen waren, die Augen im Tode zu.

Wenn wir solch' heroische Handlungen, wie die eben berichteten, im Leben der Heiligen lesen, müssen wir staunen über die große Leichtigkeit und scheinbare Freude und Bereitwilligkeit, mit welcher die Heiligen oft die schwersten Opfer gebracht und die peinlichsten Mühen ausgestanden haben. Wenn wir uns hie und da vornehmen, ein frommes und recht katholisches Leben zu führen, und uns gewisse Akte freiwilliger Abtödtung oder Andacht auferlegen, können wir es wohl einen Tag oder zwei aushalten, aber bald ermüdet der Geist, es erkaltet die Andacht und der Eifer läßt nach. Nur zu bald fallen wir wieder in die frühere Lauheit und Nachlässigkeit zurück. Die Heiligen jedoch lassen sich durch Nichts aufhalten, durch kein Hinderniß zurückschrecken. Und eben dieses ruft laut unsere Bewunderung hervor. Wir haben eben keinen Begriff von der großen und brennenden Liebe, welche die Heiligen zu Christo ihrem Erlöser trugen. Sie liebten ihn mit einem solchen Feuer, mit einer so großen Gluth und Heftigkeit, daß in Folge dieser Liebe die schwersten Opfer und die größten Entbehrungen und Selbstüberwindungen ihnen leicht wurden. So versichert uns der hl. Paulus, im Vergleiche mit Christus komme ihm alles Andere vor wie Koth; nämlich wie etwas, das seiner Aufmerksamkeit nicht im Geringsten werth sei.

Der hl. Bernard sagt, nichts könne ihm gefallen oder Freude bereiten, wenn nicht Christus irgendwie damit verbunden sei. Diese Liebe zu Christus ist also das Geheimniß der großen Tugendstärke der Heiligen; sie war es auch, welche der hl. Rita die Kraft verlieh, in den ungünstigsten Lagen des Lebens den Gipfel der Heiligkeit zu erklimmen.

Nachdem die hl. Rita durch den Tod ihres Gemahls und ihrer beiden Söhne von allen Familienbanden befreit war, erwachte wieder in ihrem Herzen der Wunsch ihrer Jugend, sich Gott dem Herrn in einer religiösen Genossenschaft zu weihen. In Cascia war nun ein Kloster der Augustiner-Nonnen, und Rita bat dort um die Aufnahme, die ihr aber verweigert wurde. Sie zog sich deshalb in ihre einsame Wohnung zurück, um sich dort einem Leben höherer Frömmigkeit hinzugeben. Aber stets quälte sie der Drang nach dem Klosterleben und ließ ihr keine Ruhe. Zu verschiedenen Malen wiederholte sie ihre Bitte um Aufnahme und erhielt endlich die so sehnlichst erwünschte Zustimmung der Klosterfrauen. Im Kloster zeigte sie sich besonders aus durch ihren pünktlichen und unbedingten Gehorsam, und ihre große Liebe zur Zurückgezo-

genheit und Verborgenheit. Sie war ganz und gar durchdrungen von einem Ekel für alle irdischen Dinge und einem starken, fast unerträglichen Verlangen nach dem Himmel. Sie schärfte ihren Mitschwestern oft ein, daß ihr Ruf und ihr Einfluß sich stets richten würde nach dem Maße ihrer Losschälung und Entsagung von der Welt und Allem, was zu ihr gehört. Vor Allem aber drang sie auf die Pflege der Einsamkeit und der Bezähmung der Sinne, vorzüglich der Augen. Es wäre kaum möglich, ihren großen Bußeifer zu beschreiben. Wie der hl. Bernard, hatte sie mit ihrem Leibe nicht das geringste Mitleiden. Sie tödtete ihn ab auf allerlei Weise: durch Fasten, Geißeln, lange Nachtwachen und sonstige schwere Kasteiungen. Im Gebete war sie unablässig; mit Vorliebe vertiefte sie sich in die Betrachtung des Leidens des Herrn. In ihrer Zelle hatte sie sich die Stationen seines heiligen Leidens abgezeichnet, und bei der Erwägung der furchtbaren Leiden ihres geliebten Heilandes ward sie oft in Entzückung hingerissen. Ihre gewöhnliche Gebetszeit erstreckte sich von Mitternacht zur Morgenröthe, und so schnell verging ihr diese Zeit, daß sie sich oft über das allzufrühe Erscheinen der Sonne beklagte; so groß war ihre Freude und ihre Lust am Gebete.

Wie der berühmte französische Bischof Bossuet sagt, scheint Gott manchmal es fast zu bereuen, daß er den Heiligen einen so langen Termin hier auf Erden beschieden, denn er kann kaum warten, bis er sie mit seinen himmlischen Süßigkeiten überfluthen kann. Deshalb läßt er sie von Zeit zu Zeit in Entzückungen und wunderbaren Tröstungen im Gebet einen Vorgeschmack des Himmels empfinden, um sowohl ihretwegen als seinetwegen ihre irdische Pilgerschaft gleichsam abzukürzen. Dieses traf zu bei der hl. Rita. Aber wo sich außerordentliche himmlische Tröstungen einstellen, da finden wir auch immer außergewöhnliche Leiden. Sie gehen immer Hand in Hand. In diesem Leben kann es einmal nicht anders sein. Wo immer Christus ist, hat er auch stets sein Kreuz bei sich, um es denen aufzuladen, die ihm nachfolgen wollen; stets bringt er von seinen Dornen mit, um sie denen aufzudrücken, die ihn lieben. Letzteres ereignete sich buchstäblich bei der hl. Rita. Als sie eines Tages einer Predigt über das Leiden Christi beiwohnte, die von dem berühmten Franziskaner-Missionär, dem hl. Jakobus von der Mark gehalten wurde, war sie mehr als je von diesem Gegenstande gerührt. Nach der Predigt ging sie in ihre Zelle, warf sich vor einem Kruzifixe auf den Boden, und bat um die Gnade, von jener Dornenkrone, die dem gebenedeiten Haupte ihres Erlösers so große Qual verursacht habe, wenigstens die Pein eines einzigen Dornes verspüren zu dürfen. (Siehe Bild Seite 413.) Ihre Bitte wurde erhört. Eine furchtbare, schrecklich eiternde Wunde zeigte sich bald auf ihrer Stirne, und diese Wunde war so voller Fäulniß und verbreitete einen solch' üblen Geruch, daß sie von den Mitgliedern der Genossenschaft getrennt leben mußte. Sie ertrug diese herbe Pein mit der größten Freude und wahrem Herzensjubel, und zog sich dadurch die kostbarsten Gnaden des Himmels zu, so daß man bald anfing sie als eine Wunderthäterin anzusehen.

Sechs Jahre vor ihrem Tode verkündete Papst Nikolaus VI. ein Jubiläum für die Stadt Rom. Rita wollte des Jubiläumsablasses theilhaftig

werden und bat um Erlaubniß, nach Rom pilgern zu dürfen. Man gewährte ihr die Bitte unter der Bedingung, daß ihre Wunde geheilt wäre; und wunderbar! die Wunde heilte und zeigte sich erst wieder bei ihrer Rückkehr im Kloster. Sie machte die Reise zur „Ewigen Stadt" ohne Geld, einzig auf die göttliche Vorsehung vertrauend, die sie auch niemals im Stiche ließ.

Die letzten vier Jahre ihres Lebens waren ein wahres Martyrium. Sie wurde von den schrecklichsten Körperqualen und Peinen heimgesucht. Nachdem sie diese aber alle mit unüberwindlicher Geduld ertragen, kam endlich der lang ersehnte Augenblick, der ihre reine und im Feuer geprüfte Seele zu ihrem göttlichen Bräutigam führen sollte, am 22. Mai 1456. Nach dem Tode nahm ihr Gesicht die Farbe und die Schönheit der Jugend an, und aus ihrem Leibe stieg ein angenehmer Wohlgeruch empor, der das ganze Kloster und auch die Kirche erfüllte. Dieser Wohlgeruch ist noch nicht von ihrem Körper gewichen. Im Jahre 1892 wurde der Kardinal Martinelli nach Cascia gesandt, um die Thatsache dieses wunderbaren Wohlgeruchs offiziell zu untersuchen. Die Untersuchung ergab, daß der Wohlgeruch als ein wirkliches Wunder von der Kongregation der Riten anerkannt wurde. Der Körper der hl. Rita ist noch unverwesen, und obwohl die frische Farbe verschwunden, ist das Gesicht noch schön und wohlerhalten. Alle Wunder aufzuzählen, die nach dem Tode der Heiligen auf ihre Fürsprache hin gewirkt wurden, wäre unmöglich. Diese waren so zahlreich und so außerordentlich, daß man die Heilige mit Recht „die Zuflucht der Hilflosen" nannte. Damit wollte man sagen, daß, wenn man sonst keine Hilfe habe erlangen können, man noch immer bei ihr Hilfe finden könne, weil sie es besonders darauf absehe, solchen zu helfen, die scheinbar gar keine Aussicht auf Hilfe und Rettung haben. Diesen Titel hat sie sich reichlich verdient und bestätigt täglich ihren Anspruch auf denselben durch die wunderbarsten Gebetserhörungen. Besonders gerne hilft sie solchen, die sich in ähnlichen schweren Lagen befinden, wie sie zu ihren Lebzeiten: Personen nämlich, die gerne in's Kloster gehen möchten, aber daran gehindert sind, und frommen Frauen, die rohe und herzlose Männer haben.

Aber mehr noch als ihre Wunder sollen ihre Tugenden die Menschen zu ihr hinziehen. Für das weibliche Geschlecht ist die hl. Rita ein Muster in allen Ständen und Verhältnissen des Lebens: als Kind und junges Mädchen, als Gattin und Mutter, als Wittwe, und endlich als Klosterfrau. Ihre große Liebe zu Gott war ihre einzige Stütze in allen diesen Lebenslagen. Wie den Israeliten die feurige Wolkensäule, war diese Liebe zu Gott ihr ein Licht in der Nacht der Trübsal und ein Wegweiser in den Tagen des Glückes, bis sie endlich vor allen ihren Feinden gesichert in den Hafen des Heiles anlangte. Ihr Beispiel läßt uns klar erkennen, daß es hier im Leben keine so ungünstige Lage und keine so schwierigen Verhältnisse geben kann, die man nicht mit Gottes Gnade zu Stufen der Vollkommenheit und zu einer Himmelsleiter umgestalten kann.

— Nicht Jeder kann sich durch außerordentliche Handlungen auszeichnen; aber gemeinnützig wirken kann und soll Jeder.

(Für den „Sendbote".)

Erklärung der Dekorationen in der St. Johannes Kirche zu Covington, Ky.

(Schluß.)

Das Schiff der Kirche.

Wie bei der Sündfluth die acht Menschen gerettet wurden, die mit Noe in der Arche waren (1. Petr. I, 20), so wird die katholische Kirche im Ganzen, besonders aber in dem Theile, der für die Versammlung der Gläubigen bestimmt ist, das Schiff der Kirche genannt. Da dieser Theil nicht unmittelbar die Opferstätte ist und nur für Vorbereitung auf die Theilnahme an den heiligen Geheimnissen bestimmt ist, so bedarf derselbe offenbar viel weniger Schmuck als das Sanktuarium. Darum sind die Wände und die Decke desselben in viel einfacheren Farbentönen gehalten und die Darstellungen auf Belehrung und Erbauung des Volkes beschränkt. — Aus diesem Grunde hat der Maler an den Wänden entlang unter den Fenster-Gesimsen eine Reihe von 20 Gleichniß-Reden des göttlichen Heilandes in dekorativer Darstellung, wie immitirte Fresko angebracht.

Diese Bilder sind in zwei Theilen ausgelegt, indem an der Evangelien-Seite mehr die objektiven Wahrheiten und an der Epistel-Seite mehr die subjektive Seite, die Person Christi selbst mehr in den Vordergrund treten. Jede Seite aber enthält zwei zusammenhängende Gruppen, jede in fünf Gleichnissen ausgeführt. Zu bemerken ist noch, daß in jedem Bilde der göttliche Heiland selbst als Hauptfigur hervortritt. Ist doch auch der letzte Inhalt aller Parabeln nichts anderes als Christus selbst.

Für Jeden nun, der mit der gewöhnlichen biblischen Geschichte einigermaßen bekannt ist, braucht eine Erklärung dieser Bilder nicht gegeben zu werden. Die ruhige, ernste Betrachtung liefert dort mehr als kluge Worte. Ebenso ist es unendlich schwer, die Erklärung der Gleichnisse in kurzer Abhandlung zu liefern. Große und sehr gelehrte Bücher haben das bisher noch nicht zu Stande gebracht. Darum hier nur einige Andeutungen.

Die erste Gruppe der Gleichnisse beginnt an der Evangelien-Seite beim Eingange in die Kirche. Dort ist die Hochzeit. Christus vermählt sich mit seiner Kirche. Er ist der Sohn, dem der Vater oder König Hochzeit macht. Christus nämlich vereinigt sich mit dem gefallenen Geschlechte Adams, indem er, der Sohn des Vaters, menschliche Natur annahm und seine Kirche als seine Braut zu sich nahm, um sie als makellose, von Sünden gereinigte, das erlöste Geschlecht dem Vater darzustellen. Das ist der Anfang und der Zweck seines Erlösungswerkes. Darum zeigt unser Bild den himmlischen Vater, der die Ehe segnet und die Engel singen dankende Loblieder dazu.

Das folgende Bild ist die Einladung zur Hochzeit, die an alle Menschen ergeht, denn alle sollen durch die Erlösungsgnade sich retten. Aber nur Kinder, Arme und Lahme folgen dem Heiland und sammeln sich um ihn, die Andern gehen zum Acker, zu den Ochsen und den Weibern und so können sie nicht kommen.

Das dritte Bild gibt den Grund dieses seltsamen Benehmens. Der reiche Prasser sitzt an wohlbesetzter Tafel, für den armen Lazarus, der an seiner Thüre im Hofraume liegt, hat er nur Hunde, die den Verlassenen anbellen und quälen. Nur Einer ist, der ihm rechten Trost gibt, der Heiland zeigt ihn im Bilde Abrahams Schooß.

Im vierten Bilde erscheint der Heiland den Jungfrauen bei der Nacht, die auf den Bräutigam warten. Aber nicht alle sind auf seine Ankunft recht vorbereitet. Viele schlafen und haben kein Oel in ihren Lampen.

Das fünfte Bild zeigt die Hochzeitstafel, zu der die klugen Jungfrauen und die Armen herbeikommen. Einige Sitze sind noch unbesetzt. Der mit keinem hochzeitlichen Kleide erschienene wird vom Engel hinausgestoßen. Auffallend, die Tafel selbst ist baar. Christus aber reicht seiner vor ihm knieenden Braut das hl. Sakrament. Denn auf Erden und im Himmel ist sein Fleisch die Wonne seiner Auserwählten.

Die zweite Gruppe der Gleichnisse beginnt an der Kanzel. Das erste Bild zeigt den Säemann, dessen Samen auf hartem Wege, auf steinigem Felsen und unter Dornen und Disteln fällt, vor dem das Ungeziefer eilig fliegt, das der Teufel und die Vögel des Himmels stahlen. Wo aber der Samen auf gutes Land fällt, da pflegen Engel die schöne gute Frucht.

Das zweite Bild bringt die Ernte, da sammeln die Engel Unkraut und binden den guten Weizen zum Bergen in die Scheune Gottes. Der Heiland aber führt das Beste, was die Erde trägt, die Unschuld, in seines Vaters Haus.

Das dritte Bild stellt die Geschichte des Mahles bei Maria und Martha vor (Luk. X, 38—42), welche die Kirche im Evangelium am Feste der Himmelfahrt Mariens als Parabel behandelt. Der Sinn dieses Bildes liegt in der Wahrheit, daß Christus nicht blos öffentlich, sondern öfter persönlich, einzeln seine Gläubigen Wahrheiten und Gnaden spendet, wie er der Maria sie mittheilte, die zu seinen Füßen sitzt und den besten Theil sich erwählt hat.

Das vierte Bild stellt die Vertheilung der Talente dar. Der Eine erhält das Landgut, Schätze der Andere und der Dritte erhält die Wissenschaft. Damit sollen sie arbeiten und wuchern bis der Herr kommt zur Rechenschaft.

Das fünfte Bild stellt den Heiland als König dar, vor dem seine Knechte am Tage der Abrechnung Früchte des Feldes und reiche Schätze bringen, die sie mit dem anvertrauten Talente erworben haben. Nur der Mann mit der Wissenschaft hat nichts als zerrissene und unverstandene Bücher, darum ruft er um Gnade. Diese verdient er aber nicht, weil er den armen Mitknecht für kleine Schuld in's Gefängniß führen läßt.

An der Epistel-Seite beginnt die erste Gruppe der Bilder am Eingange in die Kirche. In dieser Gruppe sind die zwei Gleichnisse, vom verlorenen Sohne und von dem barmherzigen Samaritan als Einheit behandelt. Ist doch

auch der Mensch, der von Jerusalem, der Stadt Gottes, nach Jericho, der Stadt des Unglaubens geht, ein verlorener Sohn.

Im ersten Bilde geht der Sohn mit dem Knecht, der sein Erbgut trägt, vom Vaterhause fort und folgt dem Narren, der vor ihm hertanzt, während der Vater, Christus, an der Hausthüre stehend, ihm so traurig nachschaut.

Das zweite Bild bringt den Sohn in Gesellschaft mit einem Blinden, während er selbst mit einem Tuche sich die Augen verbunden hat. Am Abgrunde taumeln sie daher und schon lauert der Löwe auf seine baldige Beute. Der Vater aber, Christus, läßt die Glocke Warnungsrufe geben.

Daß es ihm nicht nützt, zeigt das dritte Bild, wo der Arme unter die Räuber fiel, die ihn berauben und schlagen, die ihn würden getödtet haben, wenn nicht der Heiland selbst seinem unglücklichen Sohne zu Hilfe käme und die Räuber vertrieben hätte.

Das vierte Bild zeigt den Sohn in seiner tiefsten Noth. In Lumpen gehüllt, ruht er halb verhungert unter dem Baum. Schweine bilden seine Gesellschaft. Aber gerade diese Noth bringt die Liebe des guten Hirten ihm nahe, der im Hintergrunde das Schaf aus den Dornen läßt und ihm zuflüstert: „Ich will mich aufmachen und zum Vater zurückkehren."

Welch' traurige Rückkehr von Seiten des Sohnes und welche Güte des barmherzigen Samaritans zeigt das fünfte Bild, wo der Heiland seine Wunden verbindet und ihn zum Vaterhaus zurückträgt.

Die vierte Gruppe behandelt die Parabel vom guten Hirten. Im ersten Bilde führt der Heiland seine Heerde auf hohen Triften, am Anhang vorbei, auf sicheren Wegen zur guten Weide.

Im zweiten Bilde sammelt er die Heerde in seinen Händen und treibt die Wölfe fort, die aber immer von Neuem versuchen, in seinen Schafstall einzudringen.

Im dritten Bilde erscheint der Wolf im Schafspelze, der ihn nur sehr unvollkommen bedeckt. Schafe, die sich nicht nahe dem guten Hirten halten, hat er schon etliche zerrissen und tölpelhaft stehen andere Schafe und laden den Wolf ein, daß er auch an sie kommen möge. In der That, ein trauriges, aber oft sich wiederholendes Bild aus dem Leben.

Im vierten Bilde theilt der Herr die Schafe von den Böcken, aber doch ein schwarzes Schaf läßt er bei sich weilen. Denn auch dieses hat er noch lieb.

Im fünften Bild gibt der gute Hirt sein Leben für seine Schafe. Unter dem Kreuze liegt er ausgestreckt, den Hirtenstab trägt er noch in seiner Rechten. Denn auch im Tode bleiben seine Schafe bei ihm. In der Nähe liegt der Wolf, auch todt, denn mit seinen Tod hat der Herr ihn getödtet, aber die Schafe fliehen von dem todten Wolfe fort. Wehe dem Miethlinge, der im Hintergrunde davonläuft und für die Seinen in der Gefahr mit dem Leben nicht einsteht!

In Betreff der Ausführung dieser Bilder ist noch zu bemerken, daß, obschon sie dekorativ gehalten wurden, dennoch auf die Zeichnung der Einzel-

sinnig Bedacht genommen ist. Namentlich aber sind die Landschaften
r Darstellung dem Charakter des Bildes durchaus entsprechend.

Der Taufbrunnen.

Die Thüre zur Kirche ist die heilige Taufe, durch sie wird der Mensch ein Christ und wird fähig, an den Schätzen der Erlösung Theil zu nehmen. Darum steht der Taufbrunnen an dem Eingange in die Kirche.

In der St. Johannes Kirche ist der Taufbrunnen aus Marmor gebaut und die vordere Seite zeigt ein Relief, das Adam und Eva unter dem verbotenen Baum darstellt. Die Schlange aber ist sehr stylisirt und erscheint gar nicht sehr natürlich. Denn auch der Baum sieht fast wie ein Kreuz aus und Adam, da er nach der verbotenen Frucht greift, hält sich an diesem Kreuzbaume. Es soll nämlich die Schlange des Paradieses zugleich hindeuten auf die eherne Schlange, die Moses in der Wüste aufhing zur Genesung der Kranken und es soll angedeutet werden, daß wie vom Baume die Sünde, so auch vom Baume die Erlösung kommt. Darum läßt Adam selbst, indem er sündigt, nicht vom Kreuze.

Ueber dem Taufbrunnen selbst wölbt sich ein hölzerner Baldachin, um dem gesegneten Brunnen des neuen Lebens seine Ehrfurcht zu zollen. Unter dem Baldachin sieht man die Taufe Jesu im Jordan. Die alte Inschrift, die dort angebracht ist: *νίψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν*, ist ein Palindromon, d. h. kann von rechts nach links und auch von links nach rechts gelesen werden. „Wasche die Gedanken, nicht allein das Gesicht." Das ist ernste Mahnung für alle Christen, besonders für „Auch-Katholiken".

Die katholische Kirche ist die Freundin des Lichtes und sucht die Werke des Lichtes zu fördern. Darum bringt sie im Gotteshause recht viele und große Fenster an. Das Licht aber, das diese Fenster bringen, ist nicht so sehr ein bloß natürliches, sondern ist himmlisch verklärt. Darum erscheinen Engel und Heilige in den Fenstern, um mit ihren Geschwistern, mit denen die Gemeinschaft der Heiligen sie verbindet, zum Lobe Gottes und zum gemeinsamen Gebete sich zu vereinigen.

Die Fenster der St. Johannes Kirche wurden durch die Firma Fr. Pustet & Co. aus Tirol besorgt und zeigen die folgenden Heiligen-Bilder: Im Chor zu beiden Seiten des Altares die hl. Erzengel Raphael und Michael, im Schiffe der Kirche der hl. Johannes der Täufer, die hl. Katharina von Alexandrien, der hl. Rochus, die hl. Walburgis. An der Epistel-Seite der heilige Apostel Andreas (Andenken an die ersten Pfarrer der Gemeinde, Gezofsky und Andreas Michel), die hl. Barbara, der hl. Bonifazius, hl. Margaretha und hl. Hubertus. Die Zeichnungen dieser Bilder sind vollkommen tadellos und die sehr neutral gehaltene Farben geben der Kirche ein so mildes und doch so helles Licht, daß die Schattirung derselben erwärmend wirkt. Die vollendetste Form der Fensterdekoration enthalten aber die zwei Halbfenster mit den Kniestücken von Engeln, welche Spruchbänder tragen. Diese Figuren nämlich sind mit den sie umgebenen dekorativen Linien so verwachsen, daß man vergessen möchte, daß es eben Fenster sind. Als übernatürlich liebliche Jünglinge scheinen sie uns zu sagen, was auf ihren Spruchbändern steht: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben." Und: „Ihr Kindlein, liebet euch einander."

Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß diese Dekorationen von armen Leuten gestiftet wurden. Um dem Leser eine Idee von dem Zusammenbringen dieser Gaben der Armen zu bringen, nennen wir Eine, die selbst lange im Frieden des Herrn ruht und keine Verwandte zurückgelassen hat. Sie hatte ihre sieben Kinder und ihren Mann lange vorher schon begraben und ein kleines Kapital war ihr geblieben, um die Miethe ihres Zimmers und die wenigen Bedürfnisse, die sie hatte, zu bestreiten. Aber nicht einmal die Zinsen wollte sie ganz brauchen, sie suchte mit ihrer Hände Arbeit immer noch zu verdienen. — Vielleicht um für ihre alten Tage zu sparen? — Nein, nur um für die Kirche opfern zu können. Aber ihren Namen durfte der Pfarrer nicht nennen. So hat sie zwei Fenster und die Freskomalerei in den Chor der Kirche allein bezahlt. Das war Frau Wittwe Anna Reiser.

Möge der Herr, der in der Kirche seine Wohnung aufgeschlagen hat, Allen, die zu seiner Ehre dort opferten und arbeiteten, mit ewigem Lohn vergelten!

Sie schämten sich.

Welche Energie Pius X. besitzt, beleuchtet so recht folgendes Vorkommniß: Kürzlich war der Bischofssitz von Lucca (Italien) frei. Der Hl. Vater bestimmte hierfür den Ex-Nuntius Lorenzelli, einen Bauernsohn von Geburt. Letzteren Umstand empörte den vornehmen Theil der Bevölkerung von Lucca; sie sandten eine Protestabordnung an Pius X., die dem Hl. Vater klar machen sollte, es gezieme sich für den Bischofssitz nur ein Adeliger. Die Deputation wird empfangen, erhält aber von Pius X. folgende Antwort: „Von Seiten guter Katholiken erwarte ich sonst keine Beleidigungen; ihr aber seid gekommen, mir in's Gesicht zu sagen, daß ihr mich als unwürdig gehalten hättet, euer Bisthum zu verwalten, wenn ich vor ein paar Jahren als Bischof euch gesandt worden wäre; jetzt gehet heim und empfanget mit kindlicher Ehrfurcht und Unterwerfung denjenigen, welchen der Statthalter Christi euch bestimmt; seine Herkunft geht euch nichts an." Und sie gingen und schämten sich.

Ein Gemälde mag noch so herrlich gemalt sein, so entstellt doch oft ein einziger bedeutender Farbenstrich, aus demselben hinausgemacht, das Ganze. — Da heißt es also die Linien genau einhalten, welche die Form des Bildes begrenzen. Und wirklich sehen wir auch, daß Künstler bei dem Malen ihrer Gemälde den Pinsel nirgends so vorsichtig führen und zurückhalten, als an den Grenzlinien inner und außer dem Bilde. — Aehnliches geschieht bei dem Tugendgemälde unserer Handlungen. Wie leicht geschieht es da nicht, daß man, besonders wenn man noch ein Anfänger und dabei eifrig ist, hie und da durch ein Uebermaß über die gehörige Grenze hinausfährt. So etwas entstellt dann das Ganze und gibt den Böswilligen, welche nur auf solche Striche und nicht auf das übrigens gut gelungene Gemälde der That hinweisen, Gelegenheit, das Ganze zu schmähen und dasselbe als Karrikatur darzustellen.

Weninger.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Rock Castle. — St. Franz von Sales Institut. — Krankenbesuche. — Die „State Farm."— Die Missions-Station von Columbia. — Privat-Kapelle der Familie Wakeham. — Religionsunterricht. — Bekehrungen. — Unterricht in der Indianer-Schule zu Santa Fé. — Epidemie im Indianer-Pueblo zu Cochiti. — Schlußbemerkung.

Negerkinder in der Schwesternschule zu Cornwells, Pa.

Im Anschluß an meinen letzten Artikel und zur Vervollständigung dessen, was ich das letzte Mal und in früheren Artikeln über das Wirken der ehrw. Mutter Katharina und deren Schwestern-Genossenschaft zum allerheiligsten Altarssakramente geschrieben habe, will ich dieses Mal besonders über die Rock Castle Schule und die Columbia Mission Näheres berichten. — Vierzig Meilen westlich von Richmond erhebt sich zu Rock Castle, Virginia, einer Station der Chesapeake und Ohio Eisenbahn, auf einer mäßigen Anhöhe, die grünen Ufer des James-Flusses überblickend, ein großes, herrliches Backsteingebäude — das St. Franz von Sales Institut für Neger-Mädchen des Südens. Gegründet wurde dieses Institut von der ehrw. Mutter Katharina im Jahre 1899. 130 Schülerinen aus den verschiedenen Süd-Staaten erhalten dort zur Zeit von den Schwestern des hlst. Altarssakramentes eine gediegene Erziehung. Während der industrielle Kursus Stickerei, Kleidermachen, Nähen, Waschen, Kochen und dergleichen umfaßt, werden sie in den Elementar- und höheren Fächern, wie sie in den verschiedenen Hochschulen des Landes gelehrt werden, unterrichtet. Die besseren Neger-Mädchen werden da vom 10. bis zum 21. Lebensjahre zur Selbstachtung, zur Arbeitsamkeit und Frömmigkeit herangezogen. Verschwindend wenige gehören unserer heiligen Kirche an, wenn sie in dieses Institut eintreten. Natürlich müssen alle dem Gottesdienste, dem Religions-Unterrichte und den verschiedenen Uebungen der Frömmigkeit beiwohnen, aber zur heiligen Taufe werden nur solche zugelassen, welche ernstlich darnach begehren und hinlänglich geprüft worden sind, und nie eher als bis sie das zweite Schuljahr vollendet haben. Wenn auch nicht gerade alle, so schließen sich doch aus je hundert Schülerinen ungefähr fünfundsiebenzig unserer heiligen Kirche an. Gewiß ein sehr erfreuliches Resultat!

Das Wirken der ehrw. Schwestern beschränkt sich jedoch nicht auf die Erziehung der Mädchen im St. Franz von Sales Institut. Von Anfang an, selbst vor der eigentlichen Eröffnung der Schule, besuchten die Schwestern die armseligen Wohnungen und erbärmlichen Hütten, die die Neger Virginiens „Heim" nennen. Anfangs wurden diese Besuche der „Damen aus dem Gebäude" in ihrer frembartigen Tracht und ihren kuriosen „Bonnets" mit einem

Gemisch von Neugierde und ehrfurchtsvoller Scheu empfangen; jetzt aber, nachdem sie sich an die Ordenstracht der Schwestern gewöhnt, schicken sie nach ihnen so oft Jemand in der Nachbarschaft erkrankt, und bei diesen Krankenbesuchen haben die Schwestern oft Gelegenheit, rührende Beispiele der Selbstaufopferung und Hingebung wahrzunehmen und ihr volles Vertrauen in die göttliche Vorsehung und ihre gänzliche Zufriedenheit mit ihrem harten Loose zu bewundern. Wunderbar in der That ist das Wirken der göttlichen Gnade, und vielfältig und verschiedenartig sind die Wege, auf denen der Herr Seelen zu sich führt!

Die Werke der Liebe und des Eifers der guten Schwestern bringen fortwährend gute Früchte. Viele arme Schwarze im Umkreise von zwanzig Meilen wurden von den Schwestern in unserem heiligen Glauben unterrichtet und empfingen die heilige Taufe auf dem Sterbebette.

Nicht weniger wunderbar ist das Wirken der göttlichen Gnade in den Seelen Vieler, die sich auf der "State Farm" befinden. Seit zwei Jahren

Kloster und Negerschule zu Rock Castle, Va.

wird diese Anstalt von den Schwestern besucht. Jeden Samstag verlassen zwei Schwestern, nach Anhörung der hl. Messe, worin unser Herr sich ja für sie zum Gefangenen der Liebe macht, das Konvent, um ihn in der Person seiner armen Unglücklichen, die nicht Gefangene der Liebe, sondern der strengen, unnachgiebigen Staatsgewalt sind, zu besuchen und zu trösten.

Die "State Farm" ist ungefähr dreizehn Meilen von Rock Castle entfernt und steht mit dem Staats-Gefängniß zu Richmond in Verbindung. Die meisten kränklichen und schwächlichen Sträflinge werden dorthin geschickt. Die Zahl der jetzigen Insassen beträgt über zweihundert, und über zwei Drittel davon sind Neger. Die Beamten der Farm haben sich immer den Schwestern gegenüber ungemein freundlich und zuvorkommend gezeigt, und dadurch deren Aufgabe, die Kranken und Sterbenden zu besuchen, nicht wenig erleichtert. Die jährliche Zahl der Todesfälle unter den dortigen Negern ist sehr beträchtlich; die meisten sterben an der Auszehrung, einer Krankheit, die ja allenthalben unter der schwarzen Rasse reiche Ernte hält.

Mit freundlichem Lächeln werden die Schwestern bei ihrem wöchentlichen Besuche begrüßt. Der Samstag scheint für manchen Sträfling, der seine schwarzgekleideten Besucherinen lieben und schätzen gelernt, der einzige lichtvolle Tag der sonst öden und traurigen Woche zu sein. Nur dem Allwissenden ist bekannt, wie viel Gutes da gewirkt, und welche Früchte zum ewigen Leben der gute Samen, der da in die Herzen dieser Unglücklichen eingepflanzt wird, zu bringen bestimmt ist. Vielen, die von hier in ein anderes Leben abberufen wurden, wurde, in Folge der geduldigen Unterweisung, des eifrigen Gebetes und der liebenden Aufopferung dieser Schwestern, die Gnade der Bekehrung und der heiligen Taufe zu Theil. Angethan mit dem Taufkleide der Unschuld, ihre Stirne noch benetzt mit dem heiligen Taufwasser; haben sicherlich manche von ihrem Richter, der eben erst ihr Heiland geworden, die beseligenden Worte vernommen, die derselbe Heiland einst an einen anderen Sträfling gerichtet: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein."

Eine weitere Thätigkeit der Schwestern zu Rock Castle besteht darin, daß sie jeden Sonntag in dem achtzehn Meilen entfernten Columbia den Kindern und Erwachsenen religiösen Unterricht ertheilen. (Siehe Photographie im vorigen Hefte.)

Diese Missions-Station wird von den Josephiten-Vätern von Richmond aus, die einmal im Monat dort Gottesdienst halten, versehen. Die Geschichte der dortigen Kapelle, die dem hl. Joseph geweiht ist, wäre nicht wenig interessant. Dieselbe wurde vor Jahren von der angesehenen englischen katholischen Familie Wakeham gebaut und als Privat-Kapelle benützt. Ein Mitglied jener Familie ist jetzt Priester in der Kongregation der Sulpizianer-Väter. Ein uralter Neger, ein früherer Sklave dieser Familie, fuhr fort bis vor einigen Jahren die Stelle des Küsters in dieser Kapelle zu versehen.

Als die Schwestern zum ersten Male nach Columbia kamen, erwartete sie eine ungemein zahlreiche Zuhörerschaft; dieselbe hörte den Unterricht aufmerksam an und lauschte mit Bewunderung dem schönen Gesange. Der unermüdliche Eifer der Schwestern wurde bald belohnt, denn schon im vorigen Jahre empfingen zwölf die heilige Taufe und bald darauf die erste heilige Kommunion. Diese ersten Konvertiten machen den Schwestern alle Ehre, denn sie bleiben nicht nur treu, sondern sind ihnen auch behilflich durch Wort und Beispiel, andere unserem Herrn zuzuführen.

Letztes Jahr besuchten über 60 akatholische Erwachsene und über 25 akatholische Kinder den Unterricht. Dadurch, daß die Schwestern nicht nur eifrig Unterricht ertheilen, sondern auch katholische Zeitungen und Schriften und Bücher, die ihnen von wohlthätigen Freunden zur Verfügung gestellt werden, unter sie austheilen, hie und da mit den Kleinen eine Unterhaltung veranstalten, manche Familien, besonders solche, denen ihre Vorurtheile bis dahin nicht gestattet, dem Unterrichte beizuwohnen, in ihren Hütten besuchen, wird ihr Wirken mit nicht geringem Erfolge begleitet, zählen sie doch selbst den Sohn des Baptisten-Predigers zu ihren Konvertiten.

Eine Dame wurde ausschließlich durch das Lesen jener Bücher, die sie durch die Schwestern erhalten, zum wahren Glauben bekehrt. Um den Eifer

beim Besuche des Gottesdienstes und des Unterrichtes zu kennzeichnen, sei erwähnt, daß eine uralte Urgroßmutter nicht zufrieden ist, daß ihre Tochter und ihre Enkelin und ihre Urenkelin zur Kirche gehen, sondern daß sie selbst auch bei strömendem Regen über die Berge zur Kirche gehumpelt kommt.

Wenn ich nun noch erwähne, daß einige dieser konvertirten Familien vier katholische Waisenkinder aus dem Waisenhause zu Richmond großmüthig an Kindes statt angenommen, daß kürzlich in der Nähe von Columbia eine neue Missions-Station gegründet, daß die Herz-Jesu-Bruderschaft zu Columbia errichtet, und besonders daß letztes Jahr eine katholische Schule dort gegründet wurde, so habe ich wohl die erfolgreiche vierjährige Wirksamkeit der Schwestern daselbst zur Genüge gekennzeichnet.

Ich möchte noch erwähnen, daß die Schwestern zum hlst. Altarssakramente überall, wo sie ansässig sind, ähnlichen Werken des Eifers obliegen. So

Erstkommunikanten zu Cornwells, Pa.

sah ich zwei Schwestern zu Cornwells, Pa., den Zug besteigen, um in einem entlegenen Orte den kleinen Schwarzen Unterricht zu ertheilen.

Zu Santa Fè, New Mexiko, besuchen sie ebenfalls das Gefängniß und geben regelmäßig jeden Sonntag Religionsunterricht in der dortigen Regierungs-Schule; zur näheren Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion erlaubt der dortige protestantische Superintendent sogar, daß die Indianer-Kinder eine Woche in ihrer katholischen Schule zubringen.

Als vor einigen Jahren eine Epidemie in dem Indianer-Pueblo von Cochiti ausbrach, begaben sich zwei Schwestern dorthin, wohnten ungefähr einen Monat im Indianer-Dorfe, verpflegten die Kranken und standen den Sterbenden bei. Eine derselben wurde zuletzt selbst von der Krankheit ergriffen und mußte nothgedrungen das Feld räumen. Später war sie Krankenwärterin in unserer Schule und der Arzt versicherte mir wiederholentlich, die

Indianer-Kinder verdankten ihre Genesung nicht so sehr seiner ärztlichen Behandlung als vielmehr der guten Pflege, die sie denselben angedeihen ließ.

Manche nun, welche diesen Artikel lesen, werden vielleicht die Nase rümpfen, besonders wenn sie unter verderbten und verdorbenen Schwarzen wohnen. Diesen gebe ich zu bedenken, daß man die Schwarzen ebensowenig wie die Rothen (oder auch die Weißen, was das anbelangt) über einen Leisten schlagen kann, und daß beide Rassen vielfach das sind, was die Weißen aus ihnen gemacht haben; jedoch mit dem Unterschiede, daß manche Rothe so entfernt und isolirt wohnen, daß die Weißen soweit wenigstens noch keine Gelegenheit hatten, irgend etwas aus ihnen zu machen — und die gefallen mir am besten.

(Für den „Sendbote".)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

Nicht etwa in China, oder in der Tatarei, oder in der Türkei, oder bei den wilden Negern in Afrika ist es geschehen, sondern in Italien, und zwar in der Stadt Genf. — Was denn? Hören wir. — Mit großen Opfern war dort von den Kleinen Schwestern der Armen ein Altenheim gegründet worden und 80 Greise lebten glücklich in demselben. Da kam die Religionsverfolgung und der große Rath von Genf stimmte für die Ausweisung der gastfreundlichen Schwestern. Groß war der Schmerz, der Jammer der armen Greise, als der Ausweisungs-Befehl ankam. Die Schwestern mußten fort! Was aber sollten sie mit den alten Leuten anfangen? Doch, wo die Liebe waltet, da ist guter Rath nicht theuer. „Diese Armen gehören uns. Wir sind ihre Schwestern. Wir nehmen sie mit!" — Gesagt, gethan. An den folgenden Tagen sah man die 70, 80jährigen Alten, in Gruppen von 10 bis 15 nach Frankreich zu wandern, unter treuer Begleitung ihrer Kleinen Schwestern. Die Greise in den Häusern zu Lyon, Grenoble u. s. w. rückten näher zusammen, um ihnen Platz zu machen, und eine oder zwei Schwestern von Genf, die bei jeder Gruppe blieben, erinnerten sie an das erste Haus und linderten ihnen den Schmerz der Verbannung. Dieser Fall zeigt,

welcher Geist die Genossenschaft beseelt.

Die Greise sind bei ihnen nicht wie Fremde. In den Spitälern geschieht die Aufnahme der Kranken nur für eine Zeit; sie treten ein und bleiben, bis sie wieder hergestellt sind; dann gehen sie. Im Altenheim der Kleinen Schwestern der Armen finden die Greise mehr. Sie werden mit Güte aufgenommen; sofort werden sie als Mitglieder der gastlichen Familie behandelt. Hier, umgeben von wohlthätiger Barmherzigkeit, werden sie ihr Leben beschließen;

sie werden sich hier betrachten, wie zu Haus, werden das Altenheim liebgewinnen, wie ihr eigenes Haus; sie werden Interesse an demselben nehmen und behaglich und zufrieden in demselben leben. Diese Lebensart bietet ihnen einen wirklichen Ersatz für die Trennung von den Ihrigen. — Ein alter Landmann hatte sein ganzes Leben lang schwer gearbeitet, um sein Brod zu verdienen und seine drei Kinder groß zu ziehen, als das Alter mit seinen Gebrechen an ihn herantrat und er sich genöthigt sah, bei den letzteren, bald bei dem einen, bald beim andern Obdach und Unterhalt zu suchen. Diese hatten jedoch auch große Familien und es ging nicht an, ihn noch länger zu behalten. Mit schwerem Herzen begab sich nun der Greis auf den Weg zum Altenheim, als ob er in's Spital müßte, um seine letzten Tage fern von seinem Dorfe, fern von Freunden und Bekannten zuzubringen. Die Kleinen Schwestern aber nahmen ihn freudig auf, achteten sorgfältig auf seine Pflege, gaben ihm gute, freundliche Gefährten und ließen ihn kleine Aufträge ausführen, die seinem Geschmack entsprachen. Er zeigte sich bald mit seiner Lage ganz zufrieden; er klagte nicht mehr, war nicht mehr traurig und muthlos. Als seine Kinder ihn besuchten, fanden sie ihn ganz zu Hause, indem er das Heim und seine neuen Freunde lobte und betheuerte, es fehle ihm an nichts, und er habe wirklich ein neues Heim gefunden.

So üben die Kleinen Schwestern der Armen die

Gastfreundschaft

gegen ihre Greise aus; sie zeigen aber dabei eine Art und Weise, die ihre Gastfreundschaft vervollkommt, und das besondere Merkmal ihres Werkes ist: sie prägen ihm den Familiengeist ein. Die Insassen bilden eine große Familie und werden thatsächlich Mitglieder derselben; als solche gewinnen sie die Schwestern und ihre Hausgenossen lieb, und es gibt Fälle, in welchen alte Leute das Altenheim nicht mehr verlassen wollen, selbst wenn sie draußen durch eine Erbschaft oder durch andere Umstände ein gemächliches und sorgenfreies Leben führen könnten. Die barmherzige Liebe ist wie ein Band; sie bindet Schwestern und Greise zusammen. Folgender Fall wird dieses bestätigen. Ein alter verarmter Mann in Frankreich war in das Altenheim der Schwestern eingetreten. Sein Sohn, ein einfacher Arbeiter, hatte das Glück, in der Lotterie das große Loos von 100,000 Fr. (fast $20,000) zu gewinnen. Er war aber ein guter Sohn und liebte seinen Vater. Sofort überbringt er demselben die frohe Botschaft und bietet ihm an, das Geld mit ihm zu theilen. Der Greis sinnt einen Augenblick nach, und sagt dann: „Nein, mein Sohn, dieses Heim, wo ich ein glückliches Leben führe und den Himmel gefunden habe, kann ich nie mehr verlassen." Der Sohn dringt in ihn und möchte wenigstens haben, daß sein Vater gegen Zahlung in einem Kosthause wohne. Der alte Mann kann sich nicht dazu entschließen, gegen die für Geld zu habende Pflege die zarte Pflege der Barmherzigkeit zu tauschen. Noch zehn Jahre lang lebte er im Altenheim, bis er in die ewige Heimat überging.

Noch ein Beispiel dieser Art: Eine Dame, die in der Welt mit zeitlichen Gütern gesegnet war, hatte ihr ganzes Besitzthum durch schweren Geldverlust

eingebüßt. Ganz arm geworden gab sie sich damit zufrieden, daß die Kleinen Schwestern sie aufnahmen, die Alles thaten, sie glücklich zu machen, und die Dame ihrerseits half ihnen mit Nähen und Hausreinigen. Ganz unerwartet gelangte sie in den Besitz von 6000 Thalern; mit diesem Vermögen konnte sie draußen leicht ihr Fortkommen finden. Sie ging mit ihrem Schein auf die Bank, kam aber sogleich mit der Geldsumme zurück und sagte zur guten Mutter: „Ihr habt mich aufgenommen, als ich nichts hatte. Jetzt aber ist dieses Haus mein Heim; ich will die Kleinen Schwestern nicht mehr verlassen. Nehmet das Geld; es gehört der Familie und wird dazu beitragen, daß wir alle leben können."

Die Gastfreundschaft besteht bekanntlich nicht im Besuche und in der Unterstützung der Kranken in ihren Wohnungen, sondern in der Aufnahme bei sich, in der Beherbergung derselben. Sind sie aufgenommen, dann fährt die Gastfreundschaft fort, sie zu unterhalten. Kleider, Nahrung, alle Lebensbedürfnisse werden ihnen gegeben. Erkranken sie, dann wird ihnen in ihrer Krankheit Hilfe geleistet und in ihren Schwächen beigestanden. Sterben sie, so wird ihnen Trost und geistlicher Beistand zu Theil; und für ein anständiges Begräbniß wird auch gesorgt.

Ist von ihrem Werke die Rede, so nennen es die Kleinen Schwestern der Armen

Die Kleine Familie.

Es ist eine christliche Familie; die Oberin ist die „Gute Mutter", die Ordensfrauen die „Kleinen Schwestern" und die Armen die „Guten Greise". Ihr Wappen sind die Anfangsbuchstaben J. M. J., welche an die Heilige Familie Jesus, Maria, Joseph, ihr schönstes Muster, erinnern. Dies ist die praktische Anwendung der Lehre unsers Herrn Jesu Christi im hl. Evangelium. Gott ist der Vater; die Menschen sind Kinder Gottes, unter einander sind sie Brüder und Schwestern; die Kirche ist das Haus Gottes und seiner Kinder. Auf diesen Familiengeist des Evangeliums ist das Werk der Kleinen Schwestern gegründet. Was die Natur in der weltlichen Familie, das erreicht die Barmherzigkeit in dieser gastfreundlichen Familie. In derselben ist die nämliche Lebensweise, das nämliche Familienleben, wie in jeder guten, achtbaren und tugendhaften Familie; der Verkehr nimmt aber einen edleren Charakter an; er beruht auf höheren Gründen, auf christlichen Prinzipien der Liebe und Barmherzigkeit. „Was ihr wünschet, daß die Menschen euch thun, das sollet ihr ihnen auch thun." Es ist nicht das Prinzip der Humanität allein, wie in den öffentlichen oder Staats-Anstalten; es ist ein anderer Geist der Liebe und Barmherzigkeit. Es ist ein übernatürliches Werk, trotz seiner natürlichen Art.

Jedes Jahr am 8. Dezember, am Tage der Unbefleckten Empfängniß, der zugleich das Schutzpatronsfest der Genossenschaft ist, erneuern die Kleinen Schwestern die Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams und der Gastfreundschaft. Bei dieser Gelegenheit erhalten die armen Alten einen lebhaften Begriff und Eindruck von der Erhabenheit des Opferlebens der Schwestern, von ihrer freiwilligen Dienstfertigkeit und Unverletzlichkeit ihrer

Pflichten. Und gibt es auch einen Dienst der Armen, mit dem in der Kirche Gottes vergleichbar? „Wer der größte unter euch sein will, der sei euer Diener." Die Dienerinen der armen Greise sind christliche Jungfrauen, die aus Liebe zu Gott und den Armen Alles verlassen haben: Vaterland, Verwandte, Freunde, die Gemächlichkeiten des Lebens — die ihr ganzes Leben in Armuth, Selbstverleugnung und Hingabe an gebrechliche Greise zubringen, ohne (mit Ausnahme des unvergänglichen Lohnes im Himmel) eine andere Vergeltung zu erwarten, als das freudige Bewußtsein, manche Thränen zu trocknen und vielen sonst Unglücklichen das Leben erträglich, ja behaglich zu machen.

Als in der Stadt Tours ein Haus gegründet wurde, begegnete ein gewisser Herr Dupont auf dem Heimwege von den Schwestern einem Priester der Kathedrale, den er gut kannte. Er hielt ihn an, streckte die Arme gen Himmel und rief aus: „Hochwürden, man sollte nicht meinen, daß es menschenmöglich wäre! Denken Sie sich, Reiche und Vornehme zahlen ihren Dienern hohe Löhnungen, werfen das Geld aus und erhalten dabei doch nur kalte und karge Bedienung. Aber jetzt sehen Sie mal! Bummler und Vagabunden, Landstreicher und Taugenichtse werden bedient, als wenn sie der liebe Herrgott selber wären! und rathen Sie mal, von wem? — Von Schwestern! von den Bräuten Christi! von den Kleinen Schwestern der Armen!" — Das war natürlich nach Franzosenart gesprochen, denn alle Welt weiß, daß nicht alle Insassen zu der erwähnten Klasse gehören, sondern im Allgemeinen ehrenwerthe Personen sind, die durch Unglück in Noth geriethen, während auch nicht geleugnet wird, daß auch Tramps und Loafers, Trunkenbolde sogar, aufgenommen werden, die sich bekehren und fortan einen geordneten Lebenswandel führen. Haben nicht auch diese unsterbliche Seelen und sind sie nicht auch Kinder unsers Vaters, der im Himmel ist? Und führen die Schwestern nicht praktisch durch, was der Herr sagt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan?"

„Die Liebe vermag Alles."

In Katania hielt Kardinal Dusmet eine Rede an eine ungeheure Menge von Bürgern, in welcher er die Versammelten aufforderte, die Kleinen Schwestern der Armen nach Kräften zu unterstützen. Um das Interesse und die Theilnahme seiner Zuhörer für diese zu erregen, schilderte er mit beredten Worten, was dieselben in dem St. Agathas Heim bisher geleistet, und rief dann aus: „Was für ein geheimnißvoller Einfluß kömmt hier in Verwendung, um solche Wunderthaten zu verrichten? Die Kleine Schwester ist nicht traurig, nicht träumerisch, weder polterhaft noch lästig, nicht streit- und zanksüchtig. Sie gibt sich nicht als Missionärin aus. Ihr einziges Geheimniß ist die christliche Liebe. Aus dieser entspringt ihr Eifer als Mutter, ihre Frömmigkeit als Tochter, und die Verrichtung der geringsten Dienstleistungen mit der Geduld einer besorgten Haushälterin. Hieraus entspringt die Zartheit und Behutsamkeit im höchsten Grade, die hohe Achtung und Ehrerbietigkeit gegen ihre Pflegebefohlenen. Ihr Leute von Katania! Lasset uns die Vol-

eingebüßt. Ganz arm geworden gab sie sich damit zufrieden, daß die Kleinen Schwestern sie aufnahmen, die Alles thaten, sie glücklich zu machen, und die Dame ihrerseits half ihnen mit Nähen und Hausreinigen. Ganz unerwartet gelangte sie in den Besitz von 6000 Thalern; mit diesem Vermögen konnte sie draußen leicht ihr Fortkommen finden. Sie ging mit ihrem Schein auf die Bank, kam aber sogleich mit der Geldsumme zurück und sagte zur guten Mutter: „Ihr habt mich aufgenommen, als ich nichts hatte. Jetzt aber ist dieses Haus mein Heim; ich will die Kleinen Schwestern nicht mehr verlassen. Nehmet das Geld; es gehört der Familie und wird dazu beitragen, daß wir alle leben können."

Die Gastfreundschaft besteht bekanntlich nicht im Besuche und in der Unterstützung der Kranken in ihren Wohnungen, sondern in der Aufnahme bei sich, in der Beherbergung derselben. Sind sie aufgenommen, dann fährt die Gastfreundschaft fort, sie zu unterhalten. Kleider, Nahrung, alle Lebensbedürfnisse werden ihnen gegeben. Erkranken sie, dann wird ihnen in ihrer Krankheit Hilfe geleistet und in ihren Schwächen beigestanden. Sterben sie, so wird ihnen Trost und geistlicher Beistand zu Theil; und für ein anständiges Begräbniß wird auch gesorgt.

Ist von ihrem Werke die Rede, so nennen es die Kleinen Schwestern der Armen

Die Kleine Familie.

Es ist eine christliche Familie; die Oberin ist die „Gute Mutter", die Ordensfrauen die „Kleinen Schwestern" und die Armen die „Guten Greise". Ihr Wappen sind die Anfangsbuchstaben J. M. J., welche an die Heilige Familie Jesus, Maria, Joseph, ihr schönstes Muster, erinnern. Dies ist die praktische Anwendung der Lehre unsers Herrn Jesu Christi im hl. Evangelium. Gott ist der Vater; die Menschen sind Kinder Gottes, unter einander sind sie Brüder und Schwestern; die Kirche ist das Haus Gottes und seiner Kinder. Auf diesen Familiengeist des Evangeliums ist das Werk der Kleinen Schwestern gegründet. Was die Natur in der weltlichen Familie, das erreicht die Barmherzigkeit in dieser gastfreundlichen Familie. In derselben ist die nämliche Lebensweise, das nämliche Familienleben, wie in jeder guten, achtbaren und tugendhaften Familie; der Verkehr nimmt aber einen edleren Charakter an; er beruht auf höheren Gründen, auf christlichen Prinzipien der Liebe und Barmherzigkeit. „Was ihr wünschet, daß die Menschen euch thun, das sollet ihr ihnen auch thun." Es ist nicht das Prinzip der Humanität allein, wie in den öffentlichen oder Staats-Anstalten; es ist ein anderer Geist der Liebe und Barmherzigkeit. Es ist ein übernatürliches Werk, trotz seiner natürlichen Art.

Jedes Jahr am 8. Dezember, am Tage der Unbefleckten Empfängniß, der zugleich das Schutzpatronsfest der Genossenschaft ist, erneuern die Kleinen Schwestern die Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams und der Gastfreundschaft. Bei dieser Gelegenheit erhalten die armen Alten einen lebhaften Begriff und Eindruck von der Erhabenheit des Opferlebens der Schwestern, von ihrer freiwilligen Dienstfertigkeit und Unverletzlichkeit ihrer

Pflichten. Und gibt es auch einen Dienst der Armen, mit dem in der Kirche Gottes vergleichbar? „Wer der größte unter euch sein will, der sei euer Diener." Die Dienerinen der armen Greise sind christliche Jungfrauen, die aus Liebe zu Gott und den Armen Alles verlassen haben: Vaterland, Verwandte, Freunde, die Gemächlichkeiten des Lebens — die ihr ganzes Leben in Armuth, Selbstverleugnung und Hingabe an gebrechliche Greise zubringen, ohne (mit Ausnahme des unvergänglichen Lohnes im Himmel) eine andere Vergeltung zu erwarten, als das freudige Bewußtsein, manche Thränen zu trocknen und vielen sonst Unglücklichen das Leben erträglich, ja behaglich zu machen.

Als in der Stadt Tours ein Haus gegründet wurde, begegnete ein gewisser Herr Dupont auf dem Heimwege von den Schwestern einem Priester der Kathedrale, den er gut kannte. Er hielt ihn an, streckte die Arme gen Himmel und rief aus: „Hochwürden, man sollte nicht meinen, daß es menschenmöglich wäre! Denken Sie sich, Reiche und Vornehme zahlen ihren Dienern hohe Löhnungen, werfen das Geld aus und erhalten dabei doch nur kalte und karge Bedienung. Aber jetzt sehen Sie mal! Bummler und Vagabunden, Landstreicher und Taugenichtse werden bedient, als wenn sie der liebe Herrgott selber wären! und rathen Sie mal, von wem? — Von Schwestern! von den Bräuten Christi! von den Kleinen Schwestern der Armen!" — Das war natürlich nach Franzosenart gesprochen, denn alle Welt weiß, daß nicht alle Insassen zu der erwähnten Klasse gehören, sondern im Allgemeinen ehrenwerthe Personen sind, die durch Unglück in Noth geriethen, während auch nicht geleugnet wird, daß auch Tramps und Loafers, Trunkenbolde sogar, aufgenommen werden, die sich bekehren und fortan einen geordneten Lebenswandel führen. Haben nicht auch diese unsterbliche Seelen und sind sie nicht auch Kinder unsers Vaters, der im Himmel ist? Und führen die Schwestern nicht praktisch durch, was der Herr sagt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan?"

„Die Liebe vermag Alles."

In Katania hielt Kardinal Dusmet eine Rede an eine ungeheure Menge von Bürgern, in welcher er die Versammelten aufforderte, die Kleinen Schwestern der Armen nach Kräften zu unterstützen. Um das Interesse und die Theilnahme seiner Zuhörer für diese zu erregen, schilderte er mit beredten Worten, was dieselben in dem St. Agathas Heim bisher geleistet, und rief dann aus: „Was für ein geheimnißvoller Einfluß kömmt hier in Verwendung, um solche Wunderthaten zu verrichten? Die Kleine Schwester ist nicht traurig, nicht träumerisch, weder polterhaft noch lästig, nicht streit- und zanksüchtig. Sie gibt sich nicht als Missionärin aus. Ihr einziges Geheimniß ist die christliche Liebe. Aus dieser entspringt ihr Eifer als Mutter, ihre Frömmigkeit als Tochter, und die Verrichtung der geringsten Dienstleistungen mit der Geduld einer besorgten Haushälterin. Hieraus entspringt die Zartheit und Behutsamkeit im höchsten Grade, die hohe Achtung und Ehrerbietigkeit gegen ihre Pflegebefohlenen. Ihr Leute von Katania! Lasset uns die Vol-

lendung eines Hauses beschleunigen, das Geschlechtern und Geschlechtern von alten, armen Verlassenen zur Wohlthat gereichen, und die Zahl der Bettler in unserer Gegend verringern wird."

Kurzum — die Kleinen Schwestern der Armen weihen sich dem Dienste armer und kränklicher Greise auf eine besondere Art; Verstand und Kräfte, Herz und Opferfreudigkeit widmen sie denselben. Ihr Leben auf Erden hat fernerhin nur noch einen Zweck: die körperliche und geistliche Unterstützung armer Greise. Wie so schön ihr Name andeutet, sind sie in der That — die Kleinen Schwestern der Armen, in aller Demuth und Bescheidenheit.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

VI.

Christlich gestärkt warfen wir noch einen innigen Blick zum weißen Standbilde empor und dann hinaus aus der so trauten Grotte, denn hinter uns drängen so viele, die auch dieses Heiligthum andachtsvoll besuchen wollen, und auch für uns gibt es im heiligen Lourdes noch so Manches zu sehen und zu betrachten. Gleich neben der Grotte die Reihe von Krähnen, aus denen, in feine Strahlen getheilt, das Wasser der wunderbaren Quelle ausläuft, und hier von den Pilgern aufgefangen wird. Weiter die Piscinen! Rund um die eisernen Barrieren herum stehen dichtgedrängt Hunderte und Hunderte von Pilgern; viele von ihnen beten laut; andere wieder vergessen aus innerer Erregung zu beten und blicken nur gespannt auf die Thüren der Badekabinen, die sich ab und zu öffnen, um die Kranken, die da Bäder nehmen wollen, ein- und auszulassen. Wird wohl heute die Neugierde, die fromme Sehnsucht so Vieler befriedigt werden? Wird es wohl sein, daß einer von jenen Schwerkranken, die sterbend in die Piscine getragen worden, verjüngt, gesund, mit wonnestrahlenden Gesichtszügen herauskommen und laut ausrufen wird: „Ich bin geheilt!" ? — Mag sein, wie es will; Thatsache ist und bleibt, daß in diesen wundervollen Kabinen sich Heilungen vollzogen haben, nicht geringer wie jene, die einst Christus der Herr, in Judäas Gauen wandelnd, mit göttlicher Allmacht bewirkt hat!

Wir verlassen die Kabinen und steigen über steile, hohe Stufen hinauf zur Basilika; ein mächtiges Bauwerk, ein Ruhmestempel für die unbefleckt empfangene Gottesgebärerin. Wir treten ein und wie sich die weiten Hallen unserem Auge öffnen, da müssen wir unwillkürlich eines Wortes gedenken, das die Muttergottes einst zu Bernadette gesagt: „Geh' zu den Priestern und sage ihnen,

man möge hier eine Kapelle bauen!" Eine Kapelle! — — Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll: die Bescheidenheit der Muttergottes, die in diesem Wunsche zu Tage tritt oder die Erkenntlichkeit der Menschen, die diesen Wunsch Mariens in derartiger Weise erfüllt haben. — Das also ist die von Maria gewünschte Kapelle! Ein Prachtdom, dessen herrliche, zahllose Fenster in entzückend schöner Glasmalerei die Geschichte der Erscheinungen und der Entstehung dieses einzig dastehenden Gnadenortes dem betrachtenden Pilger vor die Augen führen; ein Prachtdom, der neben reichlichstem Zierrath, wie ihn auch andere Gotteshäuser dieser Erde besitzen, noch etwas ganz besonderes aufzuweisen hat, wie sonst kein anderer ähnlicher Bau — ich meine die schier zahllosen Votivfahnen, die die Decke, die Wände, die Galerien, die Säulen über und über bedecken, die nicht nur von Frankreich allein, sondern von allen Ländern Europas, ja von Asien, Afrika und Amerika hierher gebracht wurden zum Ruhme der unbefleckt empfangenen Gottesgebärerin. Und wo immer diese goldstrotzenden Fahnen ein kleines Fleckchen der Wand durchscheinen lassen, da blinkt uns weißglänzender Marmor entgegen und auf dem weißen Marmor Hunderte und Hunderte von Inschriften in Goldbuchstaben, die allen kommenden Geschlechtern den Ruhm der Gebenedeiten verkünden werden, auch dann noch, wenn die Gebeine der so hochbegnadeten Menschen längst im Staube vermodert sein werden. Und gehen wir daran, diese Inschriften zu lesen, so können wir uns kaum der Thränen erwehren: „Meine süße Mutter, ich danke Dir, Du hast mein sterbendes Kind geheilt am so und so vielten," lautet die eine. „Niemals soll mein Herz vergessen, was Du mir gethan, o meine Mutter, meine Herrin," heißt es auf einer anderen. „Ich war blind und Du hast mich geheilt," ruft eine dritte Inschrift. „Merci!" („Dank!") ruft eine vierte und nur dies eine Wort auf großer, weißer Tafel und sonst nichts! Was für Leiden, was für Noth, was für Gebete mag es vielleicht da gegeben haben, bis dieses kurze, vielleicht so vielsagende „Merci!" auf weißer Marmortafel im Dome zu Lourdes erglänzte.

Und droben an den Wänden, welch' zarte Aufmerksamkeit für die Mutter des Herrn! Siehe, dort hängen zahllose Herzen von Metall, wie sie von verschiedenen Pilgern gespendet worden sind. Aber wie so sonderbar scheinen diese Herzen angeordnet; erstaunt forschend blicken wir in die Höhe. Jetzt hat sich das Räthsel enthüllt. Aus all' diesen Herzen hat man Buchstaben und Silben gebildet und man hat in „Herzensschrift" jene Worte und Befehle, die Unsere Liebe Frau bei ihren Erscheinungen dem Kinde Bernadette gegeben, dort hinaufgeschrieben an die Wände der „Kapelle", die Maria sich gewünscht.

Doch die Zeit rückt vor; bald wird es 2 Uhr sein und so müssen wir uns denn beeilen, zur Krypta hinunterzusteigen, um der schönen Segenandacht beizuwohnen, die dort alltäglich eben um die angegebene Zeit abgehalten wird. Die Krypta, welch' traulicher, stiller Ort, welch' ein geeignetes Plätzchen, um sich dort ungestört und gesammelt dem Zuge des Herzens hinzugeben und betend mit Gott zu verkehren. Ein langer, schmaler Gang, dessen Seitenwände Hunderte und Hunderte von Inschriften aufweisen — Dankesrufe an die gütige

Mutter Maria — führt uns in die niedrige Unterkirche, Krypta genannt. Sieben Altäre stehen im Halbkreise an den Wänden. Wir suchen uns ein Plätzchen, das uns geeignet erscheint, um dort recht ungestört beten zu können und harren auf den Beginn des Gottesdienstes. Da fesselt eine Schaar Knaben unseren Blick. Sängerknaben sind es, zugleich auch eifrige Ministranten für die vielen fremden Priester, die in diesem Gnadenorte Messe lesen; sie kommen, etwa zwanzig an der Zahl; ein schwarzes bis an die Kniee reichendes Röckchen hüllt ihre schlanke, elegante Gestalt ein, ein schwarzer Ledergürtel ziert die Hüften. Ernst und in stiller Sammlung, die Blicke bescheiden zu Boden gesenkt, die Arme kreuzweise über die Brust gefaltet, kommen sie paarweise dahergeschritten; eine würdige Kniebeugung gegen den Hochaltar hin, und schon stellen sie sich in schönster Ordnung im Halbkreise um ein Harmonium, an dem ihr Lehrer und Meister, einer von den Kaplänen, Platz nimmt, um die Gesänge zu leiten. Dieses musterhafte Benehmen der Sängerknaben, ihre hellen, kräftigen Stimmen, ihre feurigen, dem südländischen Charakter angepaßten Lieder gehören zu den schönsten Erinnerungen, die der Verfasser dieser Zeilen von Lourdes mitgenommen hat, und er kann jedem Lourdespilger auf das dringendste empfehlen, diesen täglichen Nachmittagssegen in der Krypta, diesen herzerhebenden, lieblichen Gottesdienst ja nicht auszulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Wenig und viel.

Ein Sohn nahm von seinen Eltern Abschied und bat seinen Vater, er solle ihm v i e l mit auf die Reise geben. Die Stiefmutter aber war sehr geizig und bat den Vater, er möge ihm w e n i g mitgeben. Der Vater liebte seinen Sohn und seine Frau, und wollte gerne beiden ihre Bitte gewähren. Er sprach daher zu seinem Sohne: „Lieber Sohn, weil Du nun in die Fremde ziehst und ich nicht weiß, ob ich Dich jemals wieder sehen werde, so will ich Dir wenig und viel zu einem Zahlpfennig mitgeben. Glaube **wenig**, höre viel; rede wenig, siehe viel; lehre wenig, lerne viel; streite wenig, **erdulde** viel; vertrau' auf wenig, versuche viel; schreibe wenig, lies viel; fürchte **wenig**, vermeide viel; hoffe wenig, erringe viel; hasse wenig, bedecke viel **mit christ**licher Liebe; erwähne wenig, bedenke viel; belehre wenig, verschweige **viel**; befiehl wenig, arbeite viel; sündige wenig, am besten gar nicht, **bete viel, am** besten immer." — Diesen Lehren kam der Jüngling treulich nach, **und wenn** er gleich wenig gute Tage hatte, so kam er doch mit viel Nutzen **nach Haus**, so daß die Seinigen wenig Verdruß und viel Freude an ihm **erlebten.**

— Gott sieht dich immer an, und du ihn so selten. Er **sieht dich immer** an, weil er allgegenwärtig ist; sieh du ihn immer an dadurch, daß **du immer** in seiner Gegenwart wandelst; dies wird dann für dich in **Bezug auf Gott** auch eine Art Allgegenwart. **Weninger.**

(Für den „Seelsorger".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. C., O. F. M.

Anfangs der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts verweilte eine Zeit lang bei dem unvergeßlichen Vater Rudolf in dem bekannten Städtchen Oldenburg unsers Nachbarstaates Indiana ein Herr Professor, der so titulirt wurde und nur einen Arm hatte. Er gab den Kandidatinen und Schwestern der vor Kurzem gegründeten Genossenschaft von Franziskanerinen Unterricht in der Pädagogik (Erziehungskunst) und in andern Fächern der Wissenschaft. Es mag sein, daß der eine oder der andere von den ältesten Ansiedlern sich seiner noch erinnern wird, und in dem Gedenkbuch der genannten Genossenschaft anläßlich der Feier ihres goldenen Jubiläums im Jahre 1901 wird von ihm eine kurze Erwähnung gemacht. Ob es jedoch irgendwie bekannt geworden, daß dieser Herr ein Konvertit war, wissen wir nicht; aber wir können unsern Lesern seine etwas ausführliche Bekehrungs- und Lebensgeschichte mittheilen, die großentheils seinen eigenen schriftlichen Aufzeichnungen entnommen ist. Dieser Herr hieß

Johann H. Probst,

und war 1803 in Wurzenthal, Pfarrgemeinde Wynau, Kanton Bern in der Schweiz, als Kind reformirter Eltern geboren. Schon als zarter Knabe zeichnete er sich durch Gutmüthigkeit und Sanftmuth aus, hatte aber in seinem fünften Jahre das Unglück, den rechten Arm durch einen unglücklichen Fall zu verlieren, was seine Eltern, die einen Gasthof besaßen, auf den Gedanken brachte, ihn, wenn er Lust und Talent besäße, dem wissenschaftlichen Stande zu widmen.

Etwa eine Stunde von Wurzenthal liegt das vormalige Zisterzienser-Kloster St. Urban, wo von einem Kapitularen des Klosters eine kleine Schule gehalten wurde. Dort erhielt der kleine Johann seinen ersten Unterricht, da die Aufnahme eines protestantischen Schülers keine Schwierigkeit hatte. In diesem scheinbar geringfügigen Umstande lag aber der Keim zu einer wichtigen Wendung in seinem späteren Leben. Der katholische Gottesdienst, dem er beizuwohnen pflegte, machte nämlich auf den gemüthsvollen Knaben einen tiefen Eindruck, der auch in späteren Jahren nie ganz verwischt werden konnte. Im Jahre 1813 wurde die kleine Klosterschule der Kriegsunruhen wegen aufgehoben, und Johann, dessen Eltern mittlerweile von harten Schicksalsschlägen waren heimgesucht worden, kam in die obere Stadtschule nach Aarburg, wo er sich mehrere Jahre durch großen Fleiß und merkliche Fortschritte auszeichnete.

So kam die Zeit heran, wo er einen Beruf wählen sollte. Der Jüngling

fühlte Neigung zum geistlichen Stande, allein die ungünstigen Vermögensverhältnisse seiner Eltern gestatteten kein kostspieliges Studium, und so entschloß er sich auf Zureden des damaligen Stadtpfarrers Fröhlich, der ihn liebgewonnen hatte, sich dem Schulfach zu widmen. Mit Hilfe des genannten Gönners konnte er in die berühmte Anstalt zu Iferten, am Südwest-Ende des Neuenburger Sees, aufgenommen werden. Im Jahre 1821 finden wir unsern Kandidaten für das Lehramt bereits unter der Leitung des berühmten Pestalozzi, indem er besonders in den mathematischen Wissenschaften und in den neueren Sprachen solche Fortschritte machte, daß er bald eine Stelle im Institute selbst als Hilfslehrer erhielt.

Durch Vermittlung eines Engländers, Namens Grewis, der als Lehrer der englischen Sprache in Iferten gewirkt hatte, und im Jahre 1823 in derselben Eigenschaft an die Missionsanstalt nach Basel berufen worden war, erhielt der noch junge Lehrer einen Ruf als Lehrer der Mathematik an das genannte Institut, dem derselbe um so lieber folgte, als er hoffen konnte, daselbst seiner früheren Neigung nachgeben, und sowohl in der Anstalt selbst, wie an der Universität Theologie studiren zu können. Obwohl jünger als alle seine Schüler, wußte sich Probst doch die allgemeine Achtung zu erwerben, und der damalige Inspektor der Missionsanstalt, Blumhardt, gab dem jungen Lehrer das Zeugniß, daß sein Unterricht sich durch Klarheit auszeichne. Er ließ sich, seiner Absicht gemäß, als

Student der Theologie

immatrikuliren, und hörte die erforderlichen Vorträge über Dogmatik, Exegese, Kirchengeschichte u. s. w. Damit trat aber ein Wendepunkt in seinem Leben ein. In einem und demselben Semester hörte er von zwei Professoren Erklärungen des Evangeliums des hl. Johannes vortragen. Der eine, ein radikaler Rationalist, gab über den Logos (das Wort: Sohn Gottes) im ersten Kapitel die sonderbarsten und verschiedensten Ansichten gleichgesinnter Theologen zum Besten, während der andere gläubig in dem Logos Christum, den Erlöser der Welt, der im Anfang Gott war, die zweite Person in der Gottheit, Gott und Mensch zugleich erkannte. Dieser offene Widerspruch in einem so hochwichtigen Punkt machte auf den jungen, aufrichtig die Wahrheit suchenden Theologen einen sehr peinlichen Eindruck, und er fragte oft sich selbst: „Wer hat denn eigentlich Recht? Wo ist die Wahrheit? Wie wird sie geoffenbart?"

Um diese Zeit fiel ihm Leibnitzens System der Theologie in die Hände, und es war ihm im höchsten Grade auffallend, daß der tiefste deutsche Philosoph die katholische Religion vertheidigte. Mit diesem Buch in der Hand ging Probst zu einem Pastor in Basel, der für den gelehrtesten unter seinen Amtsbrüdern gehalten wurde, um ihn über jenes merkwürdige Werk zu befragen. Der Geistliche wies den jungen Forscher kalt und vornehm ab, indem er kurz bemerkte: „Das Werk sei wahrscheinlich von einem verschmitzten Jesuiten unterschoben." Diese gar zu bequeme Erklärung konnte natürlich nicht genügen, und so fühlte sich Probst bewogen, sich auf dem noch ganz unbekannten und fremden Gebiet der katholischen Theologie selbst Auskunft zu verschaffen.

Wie groß war nun seine Verwunderung, als er da inne wurde, daß die katholische Religionslehre nicht jenen blinden Köhlerglauben voraussetze oder fordere, wie nicht nur von vielen gewöhnlichen Protestanten, sondern auch von hochgestellten und gelehrten Männern so oft und bestimmt behauptet wurde. Unser junger Forscher fand, daß die katholischen Glaubenslehren dem Worte Gottes, d. h. der Bibel nicht widersprechen, sondern mit demselben übereinstimmen; er überzeugte sich auch bald, daß „die Bibel nicht die einzige absolute Glaubensquelle der christlichen Religion sei, und daß ihre Aussprüche nicht dem Privaturtheile Einzelner, auch nicht der scharfsinnigsten Kritiker unterstellt werden können, sondern eines bevollmächtigten Erklärers bedürfen, und daß dieser die Kirche selbst sein müsse."

Bei diesen seinen Studien ging Probst nicht oberflächlich oder einseitig zu Werke. Er las mit größter Aufmerksamkeit die damals bekanntesten polemischen (Streit-) Schriften, erwog reiflich die gegenseitigen Ansichten, Behauptungen, Beweisführungen, und gerieth dadurch in die quälendste Seelenstimmung, indem Zweifel und Unruhe sich seiner bemächtigten. In solchen peinigenden Zweifeln und Kämpfen nahm er dann seine Zuflucht zum Gebete, der Quelle aller Wahrheit und Weisheit, den Geber alles Guten eifrig und demuthsvoll anflehend, ihm Licht zu geben, die Wahrheit zu erkennen, und Kraft, nach derselben zu leben und sie offen und ohne Furcht zu bekennen. Zu diesen Seelenkämpfen gesellte sich nun auch noch die Eigenthümlichkeit seiner Stellung als

Lehrer in einer protestantischen Missionsanstalt,

eine Stellung, die ihm noch den Zwang auflegte, seinen Geisteszustand zu verbergen und seine Studien insgeheim betreiben zu müssen, wie er auch den damaligen katholischen Pfarrer in Basel bisweilen des Nachts besuchte, um sich Rath und Trost bei ihm zu holen. Gleichwohl kam man der Sache nachgerade auf die Spur, und der Missions-Inspektor Blumhardt machte dem jungen Lehrer die bittersten Vorwürfe; nach gutprotestantischer Weise behauptete er, daß ein Protestant, der zur katholischen Kirche übertrete, „Licht mit Finsterniß — Wahrheit mit Lüge" vertausche. Trotzdem sprach sich Probst auch späterhin noch mit einer gewissen Anerkennung und Werthschätzung des in jenem Hause herrschenden Geistes aus und bekannte gern, daß er demselben rücksichtlich der wichtigsten Wahrheiten des Christenthums recht Vieles zu verdanken habe. „In der Basler Missionsanstalt," sagte er, „herrschte nichts weniger als die rationalistische Richtung vor, sondern vielmehr eine streng orthodoxe, pietistische; Lehrer und Zöglinge der Anstalt konnten mit Lutheranern und Reformirten, Herrnhutern und Baptisten, Methodisten und Quäkern etc. gemeinschaftliche Sache machen und sich brüderlich die Hände reichen" (d. h. doch nur zu gewissen Zwecken; denn im Allgemeinen sieht man nichts weniger als Brüderlichkeit unter den verschiedenen Sekten, wohl aber flammenden Haß). „Nur Katholiken waren in ihren Augen keine Christen." (Der Hofprediger Hoffmann in Berlin, früher Missions-Inspektor in Basel, äußerte in den sechziger Jahren öffentlich, wie er gläubige Katholiken eigentlich nicht recht für Christen halten

könne; und das sind jene gläubige, hochkonservativen Protestanten, von denen so manche Katholiken noch Wohlwollen erwarten.) „Die katholische Kirche war ihnen ein Gräuel. In dem Papst erblickten sie den Antichristen, in Rom das Babylon der Apokalypse, im Priesterthum Unsinn und Betrug; die Lehren der katholischen Kirche hielten sie den Lehren des Christenthums für schnurstracks entgegengesetzt. Zur Steuer der Wahrheit muß jedoch bemerkt werden, daß diese guten Leute nicht aus Bosheit, sondern nur mehr aus Vorurtheilen und völligem Mangel an Kenntniß der katholischen Kirche solche absurde Ansichten hegten. Es gab unter ihnen stille, fromme Seelen, die es mit ihrem Gott und Heilande treu und redlich meinten, und sich durch einen christlichen Wandel auszeichneten, deswegen auch von der Welt als beschränkt, bigott und als Obskuranten verschrieen wurden."

Probst trat in schriftlichen Verkehr mit einigen katholischen Geistlichen, und namentlich war es der damalige Generalvikar von Straßburg, der berühmte Liebermann, der ihm mit wahrhaft väterlicher Güte und Freundschaft beistand. So kam er nach langer, reiflicher und vielseitiger Erwägung, nach kritischer Untersuchung, sowohl der protestantischen als der katholischen Religion, nach besonders sorgfältiger Prüfung aller streitigen Glaubenspunkte zu dem Resultate, „daß die protestantische keine wahre, in sich zusammenhängende, auf festen Prinzipien gebaute Kirche, sondern ein Bruchstück ohne innern Haltungspunkt, und einem immerwährenden, schwankenden Perfektibilismus (Vervollkommnungs-Fähigkeit) unterworfen ist, und also des Hauptcharakters einer Kirche, nämlich Festigkeit und Bestimmtheit entbehrt; daß ferner Luther, der eigentliche Reformator, und die meisten seiner Gehilfen sich bei ihrem Reformations-Werke ziemlich von Leidenschaft dahin reißen ließen, nach keinem bestimmten systematischen Plane zu Werke gingen, sich weder als Gesandte Gottes betrugen, noch sich als solche ausweisen konnten, was doch nothwendig hätte der Fall sein sollen, und daß endlich der größere Theil der protestantischen Theologen sich dergestalt von Luther's Ansichten und Behauptungen entfernt haben, was jenen Perfektibilismus nothwendig hervorbringen mußte, so daß Luther sie schwerlich mehr als seine Jünger anerkennen würde und könnte, daß also mit einem Wort der Protestantismus als Kirche nicht mehr existirt, daß hingegen die römisch-katholische Kirche eine feste, unzerstörbare, auf die Vernunft und göttliche Offenbarung gegründete, ungetheilte, göttliche Stiftung, die treue Aufbewahrerin und Vollzieherin aller göttlichen Lehren und Anordnungen ist, und sich als solche gehörig, nämlich historisch, klar und deutlich legitimiren kann, obwohl sie von Mißbräuchen nicht frei ist. Ich bitte hier," sagt Probst, „meine katholischen Leser, mich nicht mißzuverstehen. Keine Mißbräuche werden je von der Kirche selbst gebilligt, sondern ich rede von örtlichen Mißbräuchen, die sich hier und da zum Leide der Kirche eingeschlichen haben."

Ein solches Bekenntniß konnte seinen baldigen

Uebertritt zur katholischen Kirche

erwarten lassen. Es war dies allerdings ein großer Schritt, mit Schwierig-

leiten verbunden, welche manchen andern abgeschreckt hätten. Aber er that ihn. „Zwar kostete es," sagt Probst, „ungeachtet meiner Ueberzeugung, einen langen, schweren und heißen Kampf, kräftig und muthig alle eingewurzelten Vorurtheile, die ich sonst gegen die katholische Kirche hegte, herauszureißen — auf bisherige Freundschaft und Verwandtschaft, auf die väterliche Heimat für immer Verzicht zu leisten. Es kam meinem Herzen nicht leicht vor, alle Fäden zu zerreißen, mit denen es freundschaftlich mit andern verknüpft war, und mich dem allgemeinen Tadel, ja der Mißkennung und Verachtung auch derer auszusetzen, die ich von ganzer Seele liebte, und von denen ich ebenfalls geliebt wurde."

Probst verließ das ihm liebgewordene Basel und die Missionsanstalt, und begab sich nach Pfirdt, einem Städtchen im obern Elsaß (Sundgau), wo er am Feste des hl. Johannes von Nepomuk, am 16. Mai 1827, öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Daselbst hielt er sich auch noch ein halbes Jahr bei dem dortigen Pfarrer Juif auf und leitete eine kleine Lateinschule. Seine Mußezeit benützte er zur Abfassung einer Rechtfertigungsschrift seiner Konversion, die unter dem Titel: „Ueber Protestantismus und Katholizismus, oder Darlegung der Gründe, die einen Protestanten bewogen, zur katholischen Kirche zurückzukehren. In drei Briefen von J. Probst, Speier 1827" erschien.

Nachdem er sich ein halbes Jahr in Pfirdt aufgehalten, lernte ihn der damalige Bischof von Straßburg, von Trevern, bei Gelegenheit einer Firmungsreise kennen und liebgewinnen, so daß er ihm den Vorschlag machte, in die neuerrichtete theologische Anstalt zu Molsheim, unweit Straßburg, zu treten und einen rechtmäßigen Kursus der Theologie durchzumachen. Mit Freuden nahm Probst diesen Vorschlag an. Die Anstalt, an der damals der spätere Bischof Räß von Straßburg als Lehrer wirkte, zählte im Ganzen 12 bis 14 Alumnen, von denen die meisten schon Priester waren und ihre Studien im bischöflichen Seminar zu Straßburg gemacht hatten. Probst fühlte sich in dem freundlichen Molsheim bald recht heimisch, und zählte seinen Aufenthalt dortselbst zu der glücklichsten Zeit seines Lebens. Sein hochherziger Gönner, Bischof Trevern, gab sich Mühe um ihn, der, wie schon bemerkt wurde, als Knabe den rechten Arm verloren hatte. Derselbe wandte sich nach Rom, um deshalb Dispens zum Empfang der Priesterweihe zu erwirken; allein wiederholte Versuche mißlangen, und Probst mußte sich mit den mindern Weihen begnügen. Er erhielt aber die Erlaubniß, einen Theil des Priesteramtes auszuüben, nämlich das Predigtamt. Er bekleidete auch wirklich nach seinem Austritt aus dem Seminar in Molsheim sogleich die Stelle eines katholischen Predigers an der Wallfahrtskirche zu Tavis Epis, unweit Colmar, und war dabei auch als Prediger und Katechet in den benachbarten Pfarreien thätig.

— Es gibt Bilder, welche so gemalt sind, daß das Gemälde Alle, und zwar Jeden so, als wäre er allein da, anblickt. — So sollte der Mensch sein, wenn er in Gesellschaft von Mehreren ist; er sollte da Alle durch besondere Aufmerksamkeit anzublicken und Keinen zu übersehen scheinen. Weninger.

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Tod des P. Christoph Rüedl. — Ein Schreiben seines Gefährten, des P. Kaspar Pöck, S. J. — Bekehrung der Tunjas und Muyskas. — Die Spanier fanden diese Stämme nicht ohne Bildung. — Götzendienst bei diesen Wilden. — Ein schöner Sonnentempel. — Auserlesene Jünglinge wurden der Sonne zum Opfer gebracht. — Ein sehr aufreibender Zug der Spanier gegen die Stämme im Innern von Columbia. — Ueber ein Drittel geht auf dem Wege zu Grunde. — Zwei Missionäre begleiten die Expedition. — Zwei sehr geschätzte Gegenstände in Bogota zum Andenken an diese Zeit. — Die Spanier werden von den Einwohnern „Kinder der Sonne" genannt. — Unmündige Kinder werden ihnen geopfert. — Die Wilden nehmen das Kreuz als religiöses Zeichen an. — Der freundliche Häuptling von Suba. — Taufe, Tod und feierliches Begräbniß desselben. — Thörichtes Niederbrennen des Sonnentempels zu Sagamosa. — Die Wilden bekehren sich massenweise zum Christenthum. — Erbaulicher Lebenswandel derselben. — Gründung einer neuen Stadt.

Von dem Wirken des Missionärs, P. Christoph Rüedl, S. J., auf der nicht genannten Insel im Orinoko-Fluß ist weiter nichts bekannt. Es scheint, daß er hier vier Jahre zugebracht hat, bis zu seinem Tode, von welchem ein Mitbruder berichtet: „Mit dem seligen Mann, P. Christoph Rüedl aus der oberdeutschen Provinz, welcher mit vieler saurer Mühe und Arbeit ein neues Volk aus den wilden, zusammengelockten Orinoken und eine neue Kirche gegründet hat, hat sich dieses zugetragen. Als ihm zu dem Bau und zur vollen Einrichtung des Gotteshauses das eine und andere abging, so ist er, um solches herbeizuschaffen, selbst nach Orinoka zu Wasser gereist; auf der Rückfahrt aber, entweder aus Bosheit oder Nachlässigkeit der indianischen Schiffer, nachdem das Kanoe gesunken, elendiglich ertrunken, und zwar er allein, da die Indianer sich sämmtlich mit Schwimmen gerettet haben, ohne ihm heraus zu helfen. Es ist nämlich diesem dummen Volk nur um seine viehische Freiheit zu thun, daß sie ohne Gesetz, ohne Glauben, ohne Furcht und Obrigkeit gleich den wilden Thieren herumlaufen möchten, wenn ihnen auch sonst Alles abgeht, weil ihnen an solcher muthwilligen Unabhängigkeit Alles gelegen ist." Dieses schrieb P. Heinrich Richter, S. J., am 13. August 1685. In einem vorhergehenden Schreiben vom 16. Juni desselben Jahres schildert er den Martertod des

P. Kaspar Pöck (oder Beck), S. J.,

der von den Wilden am Orinoko in Stücke gehauen wurde. Wie wir aus dem angeführten Brief des P. Rüedl ersehen, war derselbe sein Oberer und

Begleiter auf der Reise nach Bogota und ging auch mit ihm nach der neuen Mission. Von ihm liegt ein Brief vor, den wir, um unsern Lesern ein Muster von der damaligen Sprach- und Schreibweise zu bieten, so wiedergeben, wie er gedruckt steht. Es können unsere Leser da sehen, welche Aenderungen in der deutschen Sprache in den letzten zweihundert Jahren eingetreten sind.

Brief V. P. Caspari Pöck, der Gesellschaft JEsu Missionarii in America aus der Ober-Teutschen Provintz. An die Patres Soc. JEsu in Europa. Geschrieben zu Tunea in dem neuen Königreich Granata den 16. Sept. 1681. Betrifft seine Reise nach dem Orinoker-Land.

Ehrwürdige Patres in Christo!

P. C. Nach meiner Ankunfft in die Stadt Santa-Fe oder des H. Glaubens des neuen Königreichs Granata bin ich mit drey andere Gefährten beordert eine neue Mission bei einem jüngstens entdeckten vorhin gantz unbekannten wilden Volck anzustellen. Dieses hat sein weitsichtiges hin und her zerstreutes Lager an dem sehr grossen Fluß Orinoco, von dem, bevor ich in Americam anlangte, niemand nichts gewust hatte; weil es erst dieser Tage auskundschafftet und dabey ist beobachtet worden, daß es sich durch viel Schiffreiche Aerme oder Munde in das Meer entlade. An beyden Ufern dieses Stromes sollen unzählig viel Indianer wohnen, die von GOtt niemal nichts gehöret haben, mithin, wie der Prophet sagt, ein zerrissenes und zerschmettertes Volck seynd, welches aufzusuchen und zu Christo zu bringen ich schon zehen Wochen dieses 1681. Jahrs auf der Reise begriffen bin. Besagter Fluß ist von der H. Glaubens-Stadt entfernt 300. grosse Meil Weegs sehr gefährlich für die Schiffahrten wegen Menge dern entsetzlichen Ungewittern, dern unerfahrnen Klippen, dern verborgenen Stöcken, und dern wilden Thieren, als Tygern, Löwen, Crocodillen und noch wilderen Indianern, welchen nichts besser schmäckt, als blutiges oder halb gebratenes Menschen-Fleisch; Jetzt nichts zu melden von denen Brämen und Mucken (einer wahrhafftig Egyptischen Plag) wie auch nichts von der Hitz, die an dem Ort, wo ich hinziehe, als welcher von der Linie nur einen Grad entlegen ist, stark brennen muß. Allein ich entziehe mich dem allein nicht, und schätze meine Seele nicht höher als mich selbst, wann ich nur den Lauff des mir anvertrauten Evangelii, dessen ich mich allein rühme und freue, mit Gottes Gnad vollende. Die meiste Beschwernuß dieser Mission rühret her von dem, daß ein Mann zugleich mehrere Weiber hat, andere aber ärger als das Vieh ohne Ehe und ohne Unterscheid des Geschlechts sich unter einander vermischen, auch sonst ohne einige Schamhafftigkeit bloß und nackend herumschwärmen, ja so gar den Teuffel, welcher in Menschen-Gestalt mit ihnen redet, in etlichen Gegenden anbeten. Zu dem reden sie eine absonderliche Sprach, welche ich nach und nach durch Dollmetschen werd erlernen müssen. Für meinen Unterhalt hat mir samt meinen drey Gesellen der Königliche Rath ein jährliches Einkommen von 400. Pataconan oder Reichs-Thalern nebst 6. Spanischen Soldaten als Leib-Schützen angewiesen, mit Versprechen bey dem Catholischen König auszuwürcken, daß viertzig Missionarii aus unsrer Societät auf Königl.

Unkosten daselbst ins künftige bestellet, und vor dieses wilde Volck eine Stadt gebauet werde.

Ubrigens verbleibe Euer Ehrwürden Diener in Christo Casparus Pöck, der Gesellschaft JESU Missionarius.

Tunea in America in dem neuen Königreich Granata den 16. Sept. 1681.

Die Linie, von welcher der Missionär spricht, ist der Aequator, und die gesperrt gedruckte Stelle die Worte des hl. Apostels Paulus, genommen aus der Apostelgeschichte 20, 24.

Tunea, jetzt Tunja, wo die beiden Missionäre Rüedl und Pöck ihre Briefe geschrieben haben, ist ein Städtchen nördlich von Bogota und hat seinen Namen von einem ursprünglich sehr zahlreichen Volksstamm, der gewöhnlich in Verbindung mit dem der Muyskas genannt wird. Die Geschichte der Bekehrung dieser beiden Stämme ist nicht ohne Interesse. Bei diesen hatte die Zivilisation, welche die Spanier in Mexiko und Peru antrafen, eine nicht unbedeutende Höhe erreicht. Diese Gesittung hatte ein wohl eingerichtetes Besitzrecht und eine vorzugsweise dem Landbau zugewandte Arbeitsamkeit zur Grundlage. Der Zaque oder König der Tunjas, der in der Stadt Tunja residirte, war ein mächtiger Fürst; doch vereinigte er nicht wie die Inkas in Peru, die geistliche und weltliche Gewalt in seiner Person. Der Oberpriester, dem eine zahlreiche Priesterschaft untergeordnet war, wohnte zu Sagamosa, am Tempel des Sonnengottes. Der Zippo oder Fürst, der zu Bogota herrschte, war dem Zaque von Tunja tributpflichtig. Die Tunjas und Muyskas beteten wie die Peruaner die Sonne, den Mond und die Gestirne an und hatten in den größern Ortschaften mehr oder weniger reich ausgestattete Tempel. Der Tempel von Sagamosa enthielt unermeßliche Reichthümer. Wie die Mexikaner und Peruaner, so brachten auch die Muyskas und Tunjas ihren Gottheiten Menschenopfer dar. Im Sonnentempel von Sagamosa opferten sie Knaben, die aus einem in der Ebene von San Juan de Llanos gelegenen Dorfe sein mußten. Diese Knaben wurden in dem Sonnentempel sorgfältig erzogen. Sobald der Knabe das zehnte Jahr erreicht hatte, mußte er auf gewissen Wegen nach verschiedenen geheiligten Orten wandeln, als fünfzehnjähriger Jüngling aber wurde er in feierlichem Umzuge von den Priestern, die als Götter verkleidet und verlarvt waren, auf einen öffentlichen Platz geführt, an eine Säule gebunden und mit Pfeilen getödtet. Dann wurde ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und der Sonne geopfert, das Blut aber in geheiligten Gefäßen aufgefangen. Das Christenthum sollte diesen barbarischen Gebräuchen ein Ende machen, und drang von verschiedenen Seiten in das Land der Tunjas und Muyskas ein.

Im April 1536 verließen Quesada und seine Kriegsschaaren Santa Marta. Theils fuhren sie den Magdalenen-Strom hinauf, wobei sie gegen die reißende und trügerische Strömung zu kämpfen hatten, theils zogen sie zu Lande einher, indem sie durch dichtverwachsene Wälder und Dornbickichte, die ihnen den Leib zerrissen, sich Pfade hauen mußten. Die einen wie die andern wurden durch Schwärme von Moskitos und durch andere Insekten

jämmerlich zerstochen und gequält. Die Zahl der Spanier, die von Santa Marta ausgezogen, belief sich auf 800; ihnen hatte sich noch eine große Anzahl Eingeborener angeschlossen. Auf dem Zuge gingen diese Indianer und 634 Spanier zu Grunde, indem sie durch Hunger und Strapazen aufgerieben, zu Wasser von Krokodilen verschlungen, zu Lande von Jaguaren (Tigern) zerrissen wurden, oder den Folgen des Bisses giftiger Schlangen oder örtlichen Fiebern unterlagen. Nur 160 Europäer blieben am Leben; davon waren aber mehrere so krank, daß sie, als man in der nächsten Ortschaft anlangte, den Marsch nicht weiter fortsetzen konnten.

So groß war der Golddurst jener Abenteurer, daß sie sich durch die unsäglichen Beschwerden und die augenscheinlichsten Gefahren, die sie zu bestehen gehabt hatten, und die ihnen noch bevorstanden, von dem gewagten Unternehmen, ein großes Reich zu erobern, nicht abschrecken ließen. Unter Führung des kühnen und verwegenen Quesada zog das zusammengeschmolzene Häuflein spanischer Soldaten tiefer in's Land hinein, um dasselbe mit dem Schwerte zu verheeren und auszuplündern. Ihnen zur Seite, aber von ganz andern Beweggründen angetrieben, zogen Las Casas*) und ein Weltpriester mit. Ein anderer Weltgeistlicher, der sich der Expedition angeschlossen hatte, war auf dem Marsche erkrankt und in der ersten Indianer-Ortschaft zurückgeblieben, um die erkrankten Soldaten nach Santa Marta zu begleiten. Als Trost bei ihren Beschwerden und Arbeiten, und als Banner des Sieges über das Heidenthum führten die Missionäre ein Bild des Gekreuzigten mit sich, das auf Leinwand gemalt war; übrigens bestand ihre ganze Habe in einem bleiernen Kelch, womit sie im Jahre 1537, an einem Orte, wo später die Stadt Velez gebaut wurde, das erste heilige Meßopfer feierten, durch welches sie Gnade für die Indianer vom Himmel erflehten. Beide Gegenstände werden als kostbare Reliquien jener merkwürdigen Zeit zu Bogota aufbewahrt.

Bei der ersten größeren Stadt, welche die kühnen Eroberer auf dem Marsche antrafen, hörten sie sich zum ersten Male „Kinder der Sonne" nennen. Die erstaunten Einwohner nahmen die Fremden mit Ehrfurcht und Freude auf, und da sie sich einbildeten, daß die Sonne ihre Söhne geschickt habe, sie zu bestrafen, so beeilten sie sich, dieselben durch Opfer zu besänftigen. Die Spanier errieten diese Absicht leider zu spät, als sie sahen, daß mehrere kleine Kinder von der Höhe eines Felsens herabgestürzt wurden, um der Sonne zur Nahrung zu dienen. Die beiden Missionäre belehrten die Einwohner eines Bessern und versicherten dieselben, die Spanier seien keine Kinder der Sonne, sondern Menschen wie sie; sie tauften diejenigen Kinder, welche noch lebend gefunden wurden, und beweinten die unschuldigen Kleinen, die nicht mehr athmeten. Durch Dolmetscher gelang es dem P. Las Casas, das Volk mit einem solchen Erfolge zu belehren, daß dasselbe die Umwandlung des Sonnentempels in ein christliches Gotteshaus bereitwillig zugab, damit das Siegeszeichen des Kreuzes darin aufgepflanzt werde. Da die Missionäre genöthigt

*) Mit dem Vornamen Dominikus — war also nicht der berühmte Bartholomäus Las Casas.

waren, dem Zuge der Eroberer weiter zu folgen, so empfahlen sie den Einwohnern, das aufgepflanzte Kreuz in Ehren zu halten. Die Indianer versprachen es und hielten Wort.

Der Kazike von Suba kam mit großem Gefolge den Spaniern entgegen Mit Blumen in den Händen bot er denselben Freundschaft an und lud sie ein, in seine Gegend zu kommen. Mit Freuden nahmen die Spanier diese unerwartete Einladung an. Bei ihrem Erscheinen in Suba war aber der Kazike tödtlich erkrankt; P. Las Casas unterrichtete und taufte ihn. Er starb und wurde nach katholischem Ritus feierlich beerdigt. Diese Feierlichkeit stimmte den ganzen Volksstamm günstig für das Christenthum.

Nach Tunja zurückgekehrt, wandten sich die Spanier nach Sagamosa, wo der prachtvollste Sonnentempel des ganzen Landes stand. In ihrem Schrecken, vielleicht auch aus Ehrfurcht, hatten die Eingeborenen die unermeßlichen Schätze des Tempels in demselben gelassen. Die Spanier waren voll Verlangen, sich derselben zu bemächtigen, und dann den Tempel zu verbrennen. Der Anblick so großer Reichthümer versetzte aber die Eindringenden in ein solches Erstaunen, daß sie in der Verwirrung das Feuer zu früh anlegten. Viele leicht entzündbare Gegenstände geriethen in Flammen, und in wenigen Augenblicken nahm der Brand große Dimensionen an, ein heftiger Wind begünstigte die Feuersbrunst, die schwersten Balken geriethen in Brand und die Flammen leuchteten weit in die Umgegend hinein; die furchtbare Glut hielt die Menschen fern, Rettung war nicht möglich, alle Reichthümer wurden ein Raub der Flammen. Nie noch hatte man ein furchtbareres Schauspiel gesehen; die Indianer weinten bitterlich über den Ruin ihres schönen Tempels, und die Spanier waren bestürzt wegen des Verlustes so großer Reichthümer.

Das Evangelium machte unter den Eingeborenen rasche Fortschritte, besonders drang die begeisterte Rede des P. Las Casas tief in die Herzen ein und wirkte Wunder der Bekehrung, obschon Quesada den Zippo, seinen Verbündeten, tödten ließ. Solche Unthaten verzögerten zwar den Fortschritt des Evangeliums, vermochten aber nicht, das Gute gänzlich zu vernichten. Vielmehr erbauten die Neubekehrten ihre frommen Missionäre durch Sittsamkeit, Demuth und viele andere Tugenden, welche von dem Hochmuth und der Ungebundenheit der Eroberer so sehr abstachen. Die Spanier legten in unmittelbarer Nähe von Bogota eine neue Stadt an, der sie den Namen Santa Fe de Bogota gaben, die heilige Glaubensstadt, wie die deutschen Missionäre sie nannten, und welche die Hauptstadt von Neu-Granada, dem jetzigen Columbia, geworden ist. Bei dem Bau der Kirche sah man die bekehrten Indianer sich mit dem größten Eifer an den Arbeiten betheiligen. Diese Kirche wurde am 6. August 1538 feierlich eingeweiht. Las Casas las die erste Messe in derselben und machte sie einige Zeit zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit, indem er zahlreiche Indianer zu gläubigen, frommen Christen bildete und Santa Fe de Bogota zu einem Lichtherde schuf, dessen Strahlen bis in die folgenden Jahrhunderte hineinleuchtete.

— Das Menschliche nutzt sich ab — das Göttliche bleibt wandellos.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Los von Rom — hin zu Rom!

Erzählung aus der Zeit Pius IX., von Fr. Krafft.

(Schluß.)

4. Volle Erkenntniß. — Seelenfrieden.

Erich Walden hatte fast alle Zweifel und Bedenklichkeiten über Katholizismus und den Papst abgestreift, die ihm die giftige Zunge Scheltows eingeflößt: in der Glorie echten Hohenpriesterthums, edler Menschlichkeit und tiefinniger Frömmigkeit, verbunden mit hohen Herrschertugenden war ihm Pio Nono allenthalben entgegengestrahlt; und nur ein Stachel war ihm von Scheltows Gerede in der Seele zurückgeblieben: wie reimte sich des armen Fischers Petri Leben mit dem prunkvollen Auftreten der jetzigen Päpste? — Er nahm sich fest vor, Pio Nono persönlich zu Gesichte zu bekommen und den nächsten Anlaß hierzu zu benutzen: gewiß würde ihm alsdann die Wahrheit auch über jenen Skrupel noch aufblühen! Diese Gelegenheit kam denn auch bald. Am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus pflegte der Hl. Vater in der Peterskirche unter dem Andrange eines Riesenpublikums aus aller Herren Ländern eine heilige Messe zu feiern. Der Maler setzte sich rechtzeitig in den Besitz einer Eintrittskarte zu der Papstmesse, ohne die Niemand Einlaß findet, und begab sich schon Morgens in die Kathedrale.

Wie die Fluthwogen über einen durchbrochenen Flußdamm in's offene Land sich ergießen, so strömten die Menschen in den St. Peters Dom, und in Kürze war dieses riesengroße Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Der junge Maler war erregt; das Herz pochte ihm laut und vernehmlich an die Rippen, das Blut jagte stürmisch durch seine Adern. Zeigte ihm seine Erregung ein kommendes, wichtiges Ereigniß an, oder trieb ihm das großartige Schauspiel, welches sich seinen Augen bot, das Blut so hoch in die Wangen? Ein wunderbares Gewirr der verschiedensten Nationalitäten fluthete nämlich durch das Schiff des Domes; man hörte alle Sprachen der Welt. Reich und arm, hoch und niedrig, große Gelehrte, Künstler, Männer der Feder und Arme im Geiste standen friedlich nebeneinander. Die bunten Trachten der Südländer stachen grell ab gegen die dunkler gehaltenen Kleider der Nordländer; der elegant kostümirte Großstädter nahm sich sonderbar aus neben dem Bauern und Handwerker. Mochten aber alle im Aeußeren noch so verschieden sein: im Innern glühten sie wohl gleichmäßig vor Sehnsucht, den hohen Papstkönig zu schauen und zu begrüßen. Auf allen Gesichtern lag nämlich jene Spannung, die wichtigen und lebhaft erwarteten Dingen vorausgeht.

Endlich erschien Pio Nono. Alles reckte die Hälse und sah mit Staunen und Bewunderung auf die ehrfurchtgebietende Greisengestalt. Glänzende Gewänder umflossen seine hehre Figur, auf dem Haupte trug er eine Tiara. Das Antlitz des Papstes war frisch und von äußerst edlen, durchgeistigten Formen, die Augen strahlten in fast jugendlicher Gluth. Beim Anblicke des erhabenen Mannes leuchtete es wie Sonnenschein über die Antlitze der vielen tausend Menschen, — am bewegtesten und fassungslosesten aber war unser junger Freund. Seine Augen starrten wie gebannt nach dem Altare hin, wo die heilige Messe des Papstes eben begann; jede Miene, jeder Nerv seines Antlitzes drückte namenlose Spannung aus. Je länger er aber auf den Priestergreis hinschaute, desto zuverlässiger wurde sein Gesichtsausdruck, desto rascher jagten seine Pulse.

Ja, ja, es war kein Zweifel mehr! Pio Nono war es selber gewesen, der ihn dem Tode durch Räuberhand entrissen, der seiner so liebevoll sich angenommen! Das war das edle, mildgütige Gesicht, das er gesehen, bevor ihm die Augen vor Schwäche zufielen! Wie das Morgenroth aus dem zerstiebenden Nebel, so flammte die Erinnerung an seinen Retter und Wohlthäter, die bis jetzt verschleiert gewesen, klar und hell in seiner Seele auf.

Eine wunderfame persönliche Hochachtung und Liebe für den Papst entzündete sich nun auch im Herzen des jugendlichen Künstlers. Er hatte nur mehr Auge und Ohr für den erhabenen Greis, der unter den Prachtgewändern des Papstthums und der Königswürde ein so weiches, menschenliebendes Herz verbarg, und der so demüthig und bescheiden war, daß er nicht einmal die Kunde von jener Samariterthat in die Oeffentlichkeit hatte lassen bringen wollen. Und ein solcher Mann sollte des äußeren Prunkes willen König sein wollen? Nein, das mußte eine andere Bewandtniß haben!

Die heilige Messe war von großer Feierlichkeit. Von hohen kirchlichen Würdenträgern bedient, zeigte Pio Nono eine für sein Alter staunenswerthe Frische und Rüstigkeit. Als bei der heiligen Wandlung die süßen Klänge der silbernen Trompeten der Nobelgardisten ertönten, blieben nur wenige Augen in der Basilika thränenlos: Schluchzen und Weinen schallte durch die heiligen Hallen. Viele warfen sich zu Boden und küßten ihn.

Der junge Maler zitterte vor Bewegung am ganzen Körper. Große Thränen standen in seinen blauen Augen, die Hände hob er wie bittend zum Himmel empor, bittend um Segen für seinen hohen Retter. Welch' wunderbaren Einfluß hatten doch diese gepränge reichen heiligen Handlungen auf das Gemüth von hoch und niedrig, groß und klein! Wie gewaltig wirkten dieselben für die Vertiefung der Liebe zum Stellvertreter Christi und vornehmlich derjenigen zum Heilande selber und zu seinem heiligen Evangelium! Gewiß — Erich fühlte es im tiefsten Herzen — jene Aeußerlichkeiten und jene Prunkentfaltung hatten in hohem Grade ihr Gutes und waren sicherlich vom heiligen Stuhle gewählt, um auch dadurch die Ehre des Allerhöchsten zu mehren und zu vervollkommnen.

Unwillkürlich aber mußte sich Erich Walden bei diesen Gedanken auch fragen, ob das Verbleiben der Päpste in Einfachheit und Armuth des hl. Pe-

trus und der Apostel bei den heutigen Welt- und Lebensverhältnissen für Glauben und Kirche dienlich sei. „Gewiß nicht!“ rief es in des Jünglings Herzen; „denn andere Zeiten — andere Sitten!“ Und sich den Tages- und Weltbedürfnissen in kluger, menschenweiser Art zu fügen, ohne dabei die Religion zu verletzen, — das mußte eben ein besonderer Vorzug der Statthalter Christi sein. So jubelte es in immer klarer aufflammender Erkenntniß in Erichs Seele, in stets dunklerem Lichte der Lüge und Verleumdung aber erschienen Scheltows Aussagen. Und jene Eindrücke, jene Ueberzeugung verstärkten sich noch nachdrücklich bei den nun folgenden Zeremonien in der Peterskirche.

Nach der Messe wurde der Hl. Vater nämlich in großer Prozession zu seinem Throne getragen, der auf einer kleinen Tribüne inmitten des Kirchenschiffes errichtet war. Pio Nono saß in schneeweißem, goldgesticktem Gewande, die Tiara auf dem Haupte, auf der „Sedia Gestatoria“. Seine Augen leuchteten, sein Antlitz umfloß der Glanz gottbegnadeten Hohenpriesterthums. Die Menge brach in ein Jubelgeschrei aus, das jeder Beschreibung spottet. In allen Sprachen der zivilisirten Menschen stiegen die Rufe „Evviva Pio Nono“ und „Hoch der Papstkönig“ zu den gewaltigen Kuppeln von St. Peter empor. Man reckte und streckte die Hände nach ihm aus, schwang die Taschentücher, war grenzenlos begeistert. Wer in die unmittelbare Nähe des hehren Mannes kam, versuchte, den Saum seines Kleides zu fassen und an die Lippen zu pressen. Der Hl. Vater war sichtlich gerührt von der großartigen Kundgebung katholischen Glaubens: er nickte dankend und segnete nach rechts und links. Die vielen tausend Menschen stürzten auf die Kniee, rangen die Hände, begehrten den Segen und weinten und schluchzten vor freudiger Erregung. Die Szene war so hinreißend und überwältigend, daß man sonstwo wohl vergeblich ihresgleichen suchen dürfte.

Unser junger Freund war außer sich; er hatte das Glück, den Hl. Vater dicht an sich vorbeitragen zu sehen. Fast wie eine Erscheinung aus der anderen Welt blickte er leuchtenden Auges zu dem Greise auf und streckte unwillkürlich die Hände zu ihm empor. Die Blicke des Papstes ruhten eine Weile mit Interesse auf dem schönen Künstlerkopfe; seine Augen nahmen einen sinnenden Ausdruck an, wie wenn er eine Erinnerung in sich wachrufen wolle. Dann blitzte es plötzlich wie Erinnern in dem Blicke des Hohenpriesters auf — ein freundliches Lächeln erhellte sein Antlitz; er neigte leise sein Haupt zu dem Jünglinge nieder wie zum Gruße und machte über ihn das Zeichen des heiligen Kreuzes — dann war er dem unmittelbaren Anblicke des Malers entrückt.

Vor Glück und Seligkeit war der junge Mann halb trunken. Er sah kaum mehr, wie Pius IX. auf seinen Thron stieg — unter endlosem Jubel des Volkes. Erst als der Papst die große Formel des Segens „Urbi et orbi“ sprach und sich dann unter brausenden Evvivarufen des hochbegeisterten Volkes zurückzog, stellte sich Erichs Ruhe einigermaßen wieder ein.

* * *

In Ordnung und ohne jede Zudringlichkeit der Organe der öffentlichen

Sicherheit — denn die päpstlichen Zuaven walteten ihres Ordnungsamtes mit Milde und Freundlichkeit — entleerten sich die Hallen des Petersdomes; draußen aber spiegelte sich die Begeisterung für Pio Nono und die von ihm vertretene Kirche auf den strahlenden Gesichtern und in den begeisterten Gesprächen der Theilnehmer an jener Festmesse deutlich wieder. Auf dem Petersplatze aber und in der ganzen Stadt wurden die Armen und Elenden vom Papste und von reichen Gläubigen auf's Beste beschenkt — überall herrschte Festfreude und Papstjubel.

„Könnte das Papstthum eine solche freie Entfaltung seiner kirchlich-hohenpriesterlichen Gewalt, eine solche Mehrung der Begeisterung für's hl. Evangelium und eine so hohe Wohlthätigkeit auch entfalten ohne den Kirchenstaat?" fragte sich Erich beim Verlassen der Papstmesse. „Ganz gewiß nicht! Und so ist die Schenkung Pipins des Kleinen, der Kirchenstaat, ein Segen für den Statthalter Christi und für die ganze Kirche — trotz aller Verleumdungen der Gegner."

* * *

Erich Walden war ein für allemal geheilt von seinen Grübeleien über Papstthum und Kirche; er gab dieser Vollheilung auch äußerlich dadurch Ausdruck, daß er jeden Verkehr mit Scheltow abbrach.

Die Eindrücke aber, die Erich Walden bei der Festmesse des Papstes in St. Peter empfangen, und die Dankbarkeit, die den jungen Menschen ob seiner Rettung durch Pio Nono durchglühte, beeinflußte sein ganzes späteres Leben und sogar seine Kunst: er entsagte der Landschaftsmalerei und widmete sich nur mehr der kirchlichen Bilderkunst. Hierin brachte er es denn auch zu großer Meisterschaft, und seine Mutter und Schwester zu Hause hatten allen Grund, mit dem Können des Sohnes und Bruders zufrieden zu sein. Manche Kirche Deutschlands ist mit seinen herrlichen Madonnabildern geschmückt, gemalt von der Hand Erich Waldens.

Am berühmtesten aber wurde ein lebensgroßes Bild Pius IX. von ihm, das allenthalben als klassisch in Gedanken und Ausführung gepriesen wurde. Dieses Gemälde veräußerte Erich nicht. Es zierte sein Arbeitsgemach und waltete wie eine Art Schutzgeist über den Bestrebungen des Künstlers. Gar oft stand dieser nämlich mit Mutter und Schwester davor, und immer wieder quollen ihm Huldigungs- und Dankesworte an den hehren Papst von den Lippen. Immer holte er sich wieder neue Begeisterung für sein Schaffen bei jenem edlen Hohenpriester-Greise und an dem hehren Papstthume selber.

Ein kräftiges Morgengebet aus Altengland.

„Durch Deine Macht und diejenige Deines hl. Kreuzes gieße aus über mich Deinen Segen, o Herr, mein Gott. Ich bitte Dich darum in dieser ersten Stunde des Tages. Gewähre mir, daß durch die Hilfe Deines Engels jede meiner Handlungen, jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte und jeder meiner Wünsche auf Dich gerichtet sei und nach Deinem heiligen Willen vollbracht werde. Amen."

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: "SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Die geistliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

Bereits in der hl. Taufe sind uns die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe eingegossen worden. Wie nun aber die sittlichen Tugenden Fertigkeiten oder Tüchtigkeiten sind, die man durch Uebung erwerben und vervollkommnen muß, so müssen auch Glaube, Hoffnung, Liebe durch fortgesetzte Uebung immer höhere Grade von Vollkommenheit erlangen. Dazu dient die geistliche Kommunion, bei welcher Glaube, Hoffnung und Liebe erweckt werden, weshalb wir sagen können, daß durch jede geistliche Kommunion unser Glaube fester, unsere Hoffnung stärker, unsere Liebe größer wird.

Wenn das Feuer der Liebe in unseren Herzen brennt, dann werden allmälig alle Wurzeln der Sünde, die bösen Neigungen und die böse Begierlichkeit, woraus so viele läßliche Sünden schon hervorgegangen sind und noch hervorgehen, in diesem Feuer verzehrt werden, und die geistliche Kommunion wird dazu beitragen, daß wir auch von läßlichen Sünden immer mehr gereinigt werden.

Das Feuer der Liebe sendet seine Flammen aufwärts zu Gott, aber auch seitwärts schlagen aus unserem Herzen seine Flammen hinaus zu unserem Nächsten. Wir können den göttlichen Heiland nicht einladen zu uns zu kommen, wenn wir gegen unseren Nächsten feindselig gesinnt sind, denn wir wissen, wie strenge er fordert, daß wir sein neues Gebot, sein Lieblingsgebot, das Gebot, an dessen Uebung die Welt seine Jünger erkennen soll, an dessen Uebung er auch selbst die Seinigen erkennen will, eifrig üben. So wird die geistliche Kommunion dazu beitragen, daß das Merkmal der Jünger Jesu sich uns immer tiefer einprägt.

Durch Uebung der geistlichen Kommunion geben wir auch unsere Demuth

und unseren Gehorsam zu erkennen, denn wir empfangen geistiger Weise die hl. Kommunion, weil wir entweder dem Kirchengebote uns gehorsam unterwerfen, oder weil wir demüthig den guten Rath befolgen, den unser Beichtvater uns gegeben hat. Wir werden also durch die fortgesetzte Uebung der geistlichen Kommunion demjenigen ähnlich, der gehorsam war bis zum Tod am Kreuze, und sanft und demüthig ist von Herzen.

Die Lehrer des geistlichen Lebens stellen eine Reihe von Kennzeichen auf, aus denen man schließen kann, daß diejenigen Christen, die sie an sich tragen, zu den Auserwählten gehören, die zur ewigen Seligkeit gelangen. Unter diesen Kennzeichen der Auserwählten findet sich auch die Sehnsucht und das ernstliche Verlangen nach dem Himmel. Wer kein Verlangen nach dem Himmel hat, sagen sie, wird in denselben auch nicht kommen, je größer aber das Verlangen eines Christen nach dem Himmel ist, desto sicherer darf man auch hoffen, daß er in denselben gelangt. Das Nämliche kann man auch jedenfalls von dem Verlangen und der Sehnsucht nach demjenigen sagen, welcher den Himmel zum Himmel macht, indem er die Seligkeit der Auserwählten im Himmel ist: das ist Gott, das ist Jesus Christus. Wer Verlangen nach dem Himmel hat, verlangt ja nur deswegen nach ihm, weil er zu seinem Herrn und Gott, weil er zu Jesus Christus kommen will. Darum ist die geistliche Kommunion, die nichts Anderes als ein sehnliches Verlangen nach Jesus Christus ist, auch ein Zeichen der Auserwählung für diejenigen, welche diese fromme Uebung fleißig machen, und ein Unterpfand ihrer ewigen Seligkeit.

Damit sind die guten Wirkungen der geistlichen Kommunion und der Nutzen, den man aus ihr ziehen kann, noch nicht erschöpft, aber das Gesagte reicht gewiß schon hin, um uns in dem Vorsatze zu bestärken, daß wir von dieser frommen Uebung einen recht eifrigen Gebrauch machen wollen. Dabei dürfen wir aber niemals vergessen, daß die geistliche Kommunion nur ein Ersatz ist für die wirkliche, sakramentale Kommunion, und eine sehr nützliche Vorbereitung auf dieselbe, um sie recht würdig und mit großem Seelennutzen zu empfangen. In dieser Hinsicht kann die geistliche Kommunion von ganz besonderem Nutzen für jene Kinder sein, welche auf den Empfang der ersten hl. Kommunion sich vorbereiten, und der Seelsorger wird nicht verfehlen, unter den frommen Uebungen, welche diese Kinder zur Vorbereitung auf den würdigen Empfang ihrer ersten hl. Kommunion machen, die geistliche Kommunion ihnen ganz besonders zu empfehlen und ihnen die nöthige Anleitung dazu zu geben. Er wird nicht unterlassen, sie zur eifrigen Uebung der geistlichen Kommunion aufzumuntern, auch auf die Leichtigkeit hinzuweisen, mit welcher man sie empfangen kann, gegenüber den Anforderungen, die zum Empfange der sakramentalen Kommunion von der Kirche an uns gestellt werden.

Die sakramentale Kommunion können wir, sofern nicht Krankheit entschuldigt, nur im Gotteshause empfangen; die geistliche Kommunion können wir überall, auch zu Hause, in Wald und Feld empfangen.

Die sakramentale Kommunion können wir nur aus der Hand des Priesters oder Diakons empfangen; zum Empfange der geistlichen Kommunion haben wie Niemand nöthig. Die sakramentale Kommunion können wir nur

einmal während des Tages empfangen; die geistliche Kommunion können wir nach dem Beispiele der Heiligen hundert- und noch mehrmal während eines Tages empfangen, so oft das Verlangen unseres Herzens uns dazu drängt.

Zum Empfange der sakramentalen Kommunion für die Gläubigen ist der Tag, zunächst der Vormittag bestimmt, zur Nachtzeit wird sie nur den gefährlich Kranken gereicht; die geistliche Kommunion kann man auch während der Nacht empfangen, so oft man will.

Die hl. Maria Magdalena von Pazzis war einmal mit Brodbacken beschäftigt, als das Zeichen zum Empfange der hl. Kommunion gegeben wurde. Die anderen Schwestern, die bei der Heiligen waren, hörten das Zeichen nicht, sie aber eilte sofort in die Kirche und empfing mit bloßen Armen, in beiden Händen Brodteig haltend, das allerheiligste Sakrament. Da sie in Verzückung war, konnte man ihr den Teig nicht aus den Händen nehmen. In einem solchen Falle war Maria Magdalena allerdings entschuldigt, wenn sie im Arbeitsanzuge am Tische des Herrn erschien, außerdem aber würde es Aergerniß erregen, wenn man die kirchliche Forderung, bei dem Empfange der sakramentalen Kommunion auch durch das Aeußere, insbesondere durch die Kleidung seine Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten zu zeigen, nicht beachten würde. Zum Empfange der geistlichen Kommunion ist eine solche Forderung nicht gestellt.

Die sakramentale Kommunion darf man nicht empfangen, wenn man von Mitternacht desselben Tages an nur das Geringste an Speise oder Trank genossen hat; nur die Schwerkranken, die das allerheiligste Sakrament als letzte Wegzehrung empfangen, sind von dieser Forderung ausgenommen; die geistliche Kommunion kann man vor und nach dem Essen empfangen, auch während der Mahlzeit, wenn der Anblick der leiblichen Speise Verlangen nach dem Himmelsbrode im Herzen weckt.

Die uralte kirchliche Gewohnheit, die sakramentale Kommunion nur nach vorausgegangener Beicht zu empfangen, hat die Kirchenversammlung von Trient zum Kirchengesetz erhoben und verordnet, daß Niemand, und wenn er auch meint, er hätte die allergrößte Reue, das heiligste Sakrament empfange, ohne daß er zuvor die sakramentale Lossprechung empfangen hätte. (Sess. XIII. De Euchar. c. 7.) Für den Empfang der geistlichen Kommunion ist eine solche Vorschrift nicht gegeben. Ist man sich einer schweren Sünde bewußt, genügt die übernatürliche vollkommene Reue mit dem Vorsatze, das heilige Bußsakrament baldmöglichst zu empfangen. Hat man läßliche Sünden wissentlich und vorsätzlich begangen, so sucht man sich durch eine herzliche Reue auch von diesen zu reinigen, weil die läßlichen Sünden viele Gnadengeschenke Gottes verhindern, die wir außerdem in der geistlichen Kommunion empfangen würden. Daß die sakramentale Beicht der geistlichen Kommunion vorausgehen muß, wird nicht verlangt.

Auf diese Weise ist es den Christen in der That leicht gemacht, die hl. Kommunion mit ihren herrlichen Wirkungen und ihrem großen Nutzen geistig zu empfangen, doch wäre es ein großer Irrthum und sehr zu beklagen, wenn ein Christ sich dadurch verleiten ließe, die sakramentale Kommunion selten zu

empfangen, und sich mit der geistlichen zu begnügen. Es bleibt allzeit wahr, was der römische Katechismus sagt: „Es ist klar, daß diejenigen sich der größten und himmlischen Güter berauben, die, obwohl sie zum Empfange des allerheiligsten Frohnleichnams bereit sein könnten, sich damit begnügen, die hl. Kommunion nur im Geiste zu empfangen. (P. II. c. 4. Qu. 53.) Auch das Beispiel der Heiligen belehrt uns, daß man wohl die geistliche Kommunion fleißig üben, dabei aber den Empfang der sakramentalen Kommunion nicht vernachlässigen soll. Die hl. Maria Magdalena von Pazzis, die ich soeben erst genannt habe, schätzte die geistliche Kommunion überaus hoch, aber trotzdem empfing sie täglich die sakramentale Kommunion, obwohl der Empfang derselben mit großen körperlichen Schmerzen für die Heilige verbunden war. Das Fieber hatte ihre körperlichen Kräfte so sehr geschwächt, daß sie es nicht länger als drei Stunden aushalten konnte, ohne etwas zu genießen. Blieb sie auch nur ein wenig länger ohne Nahrung, so befiel sie eine außerordentliche Schwäche und ein heftiger Husten, der sie nicht eher verließ, als bis sie etwas zu sich genommen hatte. Um aber des Brodes der Starken nicht zu entbehren, ertrug sie diese Beschwerden jede Nacht, bis der Beichtvater des Morgens ihr die hl. Kommunion brachte. Gab ihr Jemand den Rath, zur Linderung ihrer Schmerzen doch lieber etwas zu genießen, erwiderte sie: „Liebe Schwester! Ich bedarf dieser geistlichen Stärkung gar sehr. Ich möchte wohl weit mehr als dieses für Jesus thun; ich opfere ihm dieses kleine Leiden als Vorbereitung auf, und so lange ich kann, will ich dieses Wenige gern leiden, um ihn nur empfangen zu können. Die hl. Kommunion ist ja doch mein einziger Trost in dieser Krankheit." (Deharbe, Erkl. d. Katechismus; 4, 436.)

Die hl. Katharina von Genua ging eine Zeit lang täglich eine Meile weit, um die sakramentale Kommunion empfangen zu können; nach ihrer Versicherung wären ihr aber auch fünf Meilen nicht zu viel gewesen, um denjenigen wirklich zu empfangen, der für sie das Brod des Lebens war. Dagegen versagte sich aber auch die hl. Katharina die süßen Tröstungen, die sie bei der wirklichen Kommunion empfand, und unterließ dieselbe, sobald der Gehorsam gegen den Beichtvater oder die Liebe des Nächsten es forderten. In solchen Fällen begnügte sie sich mit der geistlichen Kommunion, die sie auch außerdem fleißig übte. Das sind die Grundsätze, nach denen auch wir unser Verhalten einrichten müssen, wenn wir beide Arten der Kommunion, die sakramentale und blos geistige, mit Nutzen gebrauchen wollen.

Wer einzig nur auf sich vertraut, der steht im Leben nur wie auf einem Fuße da. Ein jeder, wenngleich schwache Stoß der Versuchung ist im Stande, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, und zu machen, daß er falle. — Hingegen wer mit einem vernünftigen Vertrauen auf sich, zugleich ein vernünftiges Mißtrauen auf sich selbst verbindet, der steht wie auf zwei Füßen fest, und wandelt sicher, wenn diese beiden Füße, des billigen Vertrauens und Mißtrauens, sich in seinen Handlungen gleichmäßig mitbewegen.

Gegrüßet seist du, Maria.

Widerspruch, Zweifel und innere Unruhe wogten in der Brust der jungen, erst seit Kurzem verheiratheten Frau, die da vor dem schön und reich geschmückten Muttergottesbilde in der Pfarrkirche zu E... kniete, das blasse Gesicht von Thränen benetzt, die Augen voll bitteren Schmerzes auf das Bild gerichtet, dessen himmlisch liebliches Antlitz so milde, so anmuthig und doch hoheitsvoll herniederblickte von dem bekränzten Marienaltar. Sie war das erste Mal seit langen Jahren wieder zu der schönen, erhebenden Marienfeier — der Maiandacht — gekommen. — Vor ihrer Verheirathung war sie viele Jahre in einem vornehmen protestantischen Hause Kammerjungfer gewesen und durch die Länge der Zeit, sowie durch den fortwährenden Umgang mit der Dame des Hauses nach und nach auf den intimen Fuß einer „Vertrauten" derselben gekommen.

Man mag sagen, was man will, aber es ist und bleibt Thatsache, daß ein langjähriger Dienstbote von dem Geiste, der im Hause seiner Dienstherrschaft herrscht, nach und nach durchdrungen wird, und ohne dieses Einverständniß, sei es nun ein gutes oder ein böses, gibt es kein längeres Zusammenpassen und Zusammenleben. Niemand hatte die treue, fleißige und dienstgefällige „Dora", wie der Name Dorothea abgekürzt wurde, direkt zum Abfall von ihrem Glauben zu veranlassen gesucht, und sie hatte keinen Augenblick auch nur entfernt daran gedacht, nicht katholisch leben und sterben zu wollen, und doch war ihr allmälig, fast unbemerkt und unbewußt, ein katholischer Grundsatz um dem andern abhanden gekommen, besonders das Vertrauen zu der mächtigen Fürbitterin der Christenheit, zu der allerseligsten Jungfrau Maria.

Der Teufel geht nicht immer und zu jeder Zeit umher wie ein brüllender Löwe; er schleicht sich viel öfter sachte und leise um sein Opfer herum und sucht ihm da und dort eine Geistesblüthe mit giftigem Hauche zu berühren, damit sie welke und abfalle, und leider verschlingt er diese Opfer häufiger als die ersteren.

Der Himmelsmutter mußte aber die bleiche Dora besonders lieb sein, wohl um ihrer frommen Kindheit willen, daß sie dieselbe herausriß aus der erkaltenden Umgebung und sie aufweckte aus der einschläfernden Gewohnheit, in die sie verfallen war.

Ein junger Mann in ihrer Heimat hatte nämlich das sittsame Mädchen nicht vergessen in all' den langen Jahren und ruhte nicht eher, nachdem er das Haus seiner Eltern übernommen, bis er die Jungfrau als Gattin in dasselbe einführen konnte.

Jetzt war sie, die sonst wohl ihr ganzes Leben lang bei ihrer Herrschaft

geblieben und vielleicht noch lauer geworden wäre, den alten Erinnerungen, Sitten und Gebräuchen wiedergegeben.

Der höllische Feind wehrte sich gewaltig um Doras Seele. Er erfüllte ihr Herz mit Unruhe und Zweifel, namentlich ob wir Katholiken nicht zu weit gehen in der Verehrung Mariä und dadurch die Anbetung und das Vertrauen zu dem himmlischen Vater und seinem göttlichen Sohne beeinträchtigen. Diese Gedanken waren der Nachhall der in ihrem früheren Dienst oft gehörten Worte. So finden wir die arme Dora heute in der Maiandacht. Sie war voll guten Willens, aber sie fand keine Ruhe in ihrer Seele, die von Zweifeln erfüllt war. Endlich schlug sie das Buch auf und suchte die Maiandacht. „Gegrüßet seist du, Maria!"

Ja, grüßen wollte sie fromm und kindlich die hl. Maria nach so langer Zeit wieder. Aber was war das? Alle Zweifel, alle Unruhe, alle Bitterkeit waren plötzlich verschwunden, wie der Nebel vor den goldenen Strahlen der Sonne schwindet. Verschwunden auf den aus ihrer Seele dringenden Gruß, den einmal der Engel Gottes als Bote vom Himmel gesprochen: „Gegrüßet seist du, Maria!" — „Du bist voll der Gnade," jubelte ihr befreites Herz weiter, „der Herr ist mit dir!" Wie sollte sich der Herr, der mit dir ist und dich verherrlicht hat vor allen Chören der Engel, vor allen Aposteln und Heiligen des Himmels, beeinträchtigt fühlen durch die Verehrung, welche die Menschheit dir zollt!

„Welch' alberne Thörin war ich!" flüsterte Dorothea leise.

Es begann die Maiandacht und, als das Lied gesungen wurde:

Es blüht der Blumen eine
Auf ewig grüner Au,
Wie diese blühet keine
So weit der Himmel blau.
Wenn ein Betrübter weinet,
Getröstet ist sein Schmerz.
Wenn ihm die Blume scheinet
In's leidenvolle Herz.

Und wer vom Feind verwundet
Zum Tode niedersinkt,
Von ihrem Duft gesundet,
Wenn er ihn gläubig trinkt.
Die Blume, die ich meine,
Sie ist euch wohlbekannt,
Die Fleckenlose, Reine,
Maria wird genannt. —

da sang sie aus voller Kehle mit. An ihr war ja das ganze schöne Lied soeben wunderbar in Erfüllung gegangen, es war ihr unmöglich, gleich nach Schluß der Andacht die Kirche zu verlassen, sie mußte noch eine Weile dableiben, um das Magnifikat zu beten. „Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande."

„Hast Du die Dora weinen sehen," fragte eine Nachbarin eine andere.

„Die bereut wohl ihre Heirath und sehnt sich nach ihrer Herrschaft zurück!"

„Wohl möglich, die Kammerjungfern haben es zu gut und geben selten Hausfrauen, welche alles arbeiten mögen," erwiderte diese.

Aber Dora sehnte sich nicht nach ihrer Herrschaft zurück, wo sie unbewußt vom Feinde verwundet wurde und am Ende gar langsam zum geistigen Tode niedergesunken wäre. O nein! sie ist jetzt fröhlich und vergnügt, da sie vom Dufte der lieblichsten Blume gesundet war. Freudig erfüllte sie ihre Pflichten als ehrsame Hausfrau, und aus dankbarem Herzen ruft sie gar oftmals bei der Arbeit: „Gegrüßet seist du, Maria."

Der schönste Tag im Leben.

Ein Wort an die Eltern.

Bald naht für so viele glückliche Kinder der langersehnte heilige Tag, an welchem sie zum ersten Male in ihrem Leben ihren Herrn und Gott wirklich und wesentlich, mit Gottheit und Menschheit in der unscheinbaren Gestalt des Brodes empfangen sollen. Seit Wochen und Monaten hat der besorgte Seelsorger im Vereine mit den guten Eltern und den braven Lehrern sich bemüht, das Herz des Kindes würdig vorzubereiten zu dem ersten Empfange des hohen göttlichen Gastes. Das glückliche Kind selbst hat durch eifriges Anhören und fleißiges Lernen der christlichen Unterweisung des Geistlichen, durch Gebet und gute Vorsätze, durch eine aufrichtige, reuige Lebensbeichte, endlich durch sein heiliges Sehnen nach der himmlischen Engelspeise sich wirklich zu einem „Englein" umgestaltet, wie der Volksmund so schön die Erstkommunikanten nennt. Nun kann der göttliche Gast erscheinen, das Herz des Kindes ist dazu gerüstet, es ist geschmückt mit den Lilien der Unschuld und mit den Rosen der Liebe und des glühenden Verlangens. An den Eltern ist es nun, diesen heiligen Seelenzustand und diese heilige Stimmung im Kindesherzen zu erhalten und den Tag der hl. Kommunion selbst als einen heiligen, gottgeweihten Tag von aller Entweihung rein zu bewahren.

Am Tage vor der ersten hl. Kommunion wird eine gute Mutter und ein guter Vater gewiß noch einmal Alles aufwenden, um das Kind zu einer recht guten hl. Kommunion zu ermahnen. Sie werden Zerstreuungen vollständig vom Kinde fernhalten. Aber wichtiger ist noch, daß auch sie selbst dem hl. Sakramente der Buße sich nahen, um am nächsten Tage mit dem Kinde zum Tische des Herrn treten zu können. Es ist sehr traurig für ein Kommunionkind, wenn es noch am Vorabende seines schönsten Tages ein schlechtes Beispiel seiner Eltern sieht, wenn es sich sagen muß: „Mein Vater geht gar nicht beichten oder ist schon so lange nicht mehr beichten und kommuniziren gewesen." Aber überaus trostreich ist es für das Kind, wenn auch die Eltern die hl. Kommunion empfangen. Unmöglich können die Eltern am Tage der ersten Kommunion ihres Kindes sich so recht freuen, wenn sie dann selbst noch in Sünden leben und so ganz anders sind als ihre unschuldig reinen Kinder.

Es gibt Eltern, die den ganzen Tag vor der ersten hl. Kommunion damit verbringen, den Kindern, namentlich den Mädchen, von ihren schönen Kleidern zu sprechen, ihnen die Kleider anzuprobiren, sie reden von den Besuchen und dem Mittagessen am Kommuniontage, von den Geschenken und den Vergnügungen, welche sie dem Kinde bereiten wollen; andere Eltern sind sogar so unverständig und geben den Kindern Räthe wie die folgenden: „So, mein Kind, morgen gehst Du zur Kommunion, Du bist jetzt ein großes Mädchen, gib Acht, daß Du morgen gut aussiehst, Dich schön bewegst in Deinen weißen Kleidern," oder gar: „Du mußt morgen die schönste sein unter allen Kindern,

wenigstens schöner aussehen als Nachbars Rosa u. s. w." Heißt das, ein Kind auf den Empfang des göttlichen Heilandes vorbereiten? Das ist vielmehr eine Verführung zur Eitelkeit, eine Sünde an den Kindern, und doch ist sie so häufig! „Ja," sagt da eine Mutter, „sollen wir denn unsere Kommunionkinder nicht schön kleiden und für deren gute Haltung sorgen?" Ja, thut es, es geziemt sich ja, den Heiland im Festschmuck zu empfangen; aber macht nicht das Putzen eurer Kinder zur Hauptsache, schmückt sie nicht für die Leute, sondern für den hohen, göttlichen Gast! Es ist aber nicht in der Ordnung, daß man so viele Verschwendung treibt mit dem Kommunionanzug, wie es jetzt in den Städten, aber auch leider schon auf dem Lande üblich ist. Kleidet eure Kinder für die erste hl. Kommunion schön, aber möglichst einfach, wie es sich für einen kleinen „Engel" geziemt. Ein Kommunionkind sollte von seinen Eltern ein ganz herrliches weißes Kleid mit Weiß-Atlas-Bändern, einen ganz feinen Gaze-Schleier, ein in Elfenbein gebundenes Gebetbuch, eine goldene Kette um den Hals und noch sonstigen Zierrath erhalten, was eine große Summe Geldes gekostet hätte. Da sagte das gute Kind zur Mutter: „Mutter, ich möchte lieber ganz einfach in Weiß gekleidet sein, ich brauche auch kein so theures Gebetbuch und keine so theure goldene Kette. Möchtest Du nicht lieber das übrige Geld zu einem guten Zwecke verwenden, damit ich eine recht gute hl. Kommunion mache?" Beschämt, aber doch auf's Tiefste gerührt, hat die Mutter nach dem Wunsche ihres „Engels" gehandelt und hat an dem einfach gekleideten Kommunionkinde mit dem guten Herzen gewiß mehr Freude gehabt, als so manche eitle Mutter an ihrem auf's Reichste herausgeputzten Abgott.

Manche Eltern meinen, sie müßten ihr Kommunionkind am Abend tüchtig essen und trinken lassen, damit sie „den langen Dienst nüchtern gut aushalten könnten"; sie tischen dann am Abend alles Mögliche auf und nöthigen ihre Kinder noch zum Essen. Die Folge ist, daß sie den Kindern, die meist vor Freude und Erwartung gar keine Lust am Essen haben, den Magen verderben und so das Gegentheil von dem erreichen, was sie beabsichtigen. Man gebe den Kindern ein einfaches Abendessen und nöthige sie nicht. Das ist das einzig Richtige. Auch ist es ja ganz unwürdig, die Kinder am Abende vor dem Empfange des höchsten Gutes zu übermäßigem Genusse von Speisen zu verleiten.

Entlasset, liebe Eltern, eure Kommunionkinder am letzten Abende vor der ersten hl. Kommunion mit einem recht innigen Elternsegen zur Ruhe; saget ihnen noch einmal, bevor sie schlafen gehen, welch' Glück ihnen bevorsteht, und wie sie sich desselben würdig machen, und daß sie sich dem lieben Gott, der heiligen Jungfrau Maria und dem lieben Schutzengel recht sehr empfehlen sollten. Legt schon Abends zuvor Alles, was zum Anzug des Kommunionkindes gehört, wohl zurecht, damit am Morgen das unvermeidliche Geschäft des Anziehens ohne Aufregung und Hast von Statten gehe. Nichts schadet der Vorbereitung des Kindes mehr, als wenn kurz vor der hl. Kommunion noch im Hause Alles in Aufregung ist, um das Kind zu kleiden, wenn da noch etwas fehlt und dort etwas nicht in Ordnung ist, wenn man noch in den Laden laufen muß, um etwas Vergessenes zu kaufen, so daß man schließlich fürchten muß, das Kind möchte zum Einzug in die Kirche zu spät kommen.

Mögen auch am Morgen des heiligen Tages die Eltern ihre Kinder herzlich begrüßen, so sollen sie doch möglichst Stille und Ruhe wahren, und die Kinder nicht in ihrer Sammlung stören durch unnöthiges Geplauder oder gar durch lautes Bewundern ihrer Schönheit im Kommunion-Anzuge. Empfehlet euch in ihr Gebet und saget ihnen, daß auch ihr recht innig für sie beten wollet. Das sei Alles! Der Heiland hat ja jetzt das Wort allein, und er naht schon so bald! Ueberlasset sie ihm ganz.

Während der heiligen Feier betet, liebe Eltern, recht sehr für euer Kind! Es ist vielleicht der wichtigste Tag seines Lebens. Von einer guten ersten hl. Kommunion hängt so Vieles ab. Glücklich ist das Kind, welchem die Erinnerung an die erste hl. Kommunion nachgeht wie ein warnender Engel bis an die Schwelle des Grabes! O betet recht sehr, daß euer Kind so bleibe, wie es heute ist, so unschuldig, so rein, so reich mit Tugenden geschmückt! Betet, daß der liebe Gott es lieber nach der hl. Kommunion zu sich nehme, als daß es je einmal eine schwere Sünde begehe. Manchen Eltern wird dieses Gebet schwer, weil sie nicht die Schwere einer Sünde ermessen und weil sie den Werth und die Schönheit der Unschuld in Gottes Augen nicht kennen. Denket, daß der liebe Gott einst diese reine Seele eures Kindes aus eurer Hand zurückfordern wird. Wehe euch, wenn ihr werdet sagen müssen: „Mein Kind hat die Unschuld seiner ersten hl. Kommunion verloren — durch meine Schuld, weil ich seine weitere Erziehung vernachlässigt, ihm selbst ein schlechtes Beispiel gegeben habe." Darum fasset den Vorsatz, die Perle der Unschuld eures Kindes treu zu hüten als dessen kostbarsten Schatz, und überleget, wie ihr das anstellen müßt. Gott wird euch in dieser heiligen Stunde erleuchten, euch besonders ermuthigen und stärken. Versenket euern Geist recht lebhaft in den Anblick der Schönheit des reinen Kinderherzens und betrachtet, wie alles Geld und Gut, alle Ehre der Welt, alle irdische Schönheit und aller Flitter dieser Erde völlig werthlos ist im Vergleich mit der Unschuld der Seele und mit dem Glück und dem Herzensfrieden, welchen ein reines Gewissen verleiht. Dann tretet selbst hin zum Altare, empfanget den Heiland mit inniger Andacht, opfert den heiligen Leib und das heilige Blut Jesu Christi und euch selbst für euer Kind auf und traget dann dem Heiland all' eure Wünsche und Sorgen um das ewige und zeitliche Heil eures Kindes vor!

Ist die heilige Feier zu Ende, habt ihr euer Kind unter Thränen an euer Herz gedrückt und von seinen Lippen die Betheuerung gehört, wie glücklich es sei, dann suchet den Tag seines Glückes auch ferner heilig zu erhalten. Nehmt euer Kind sofort mit nach Hause, führet es nicht gleich zu allen Verwandten und Freunden, um sich sehen zu lassen. Es ist dies ein großer Unfug, der alle Andacht des Kindes stört. Es wird bei diesen Besuchen vielleicht von Tanten und Basen ein frommes Wort geredet, mag sein; aber im Uebrigen wird das Kind nur besehen, bewundert, gelobt und gehätschelt, es muß gar noch in jedem Haus trinken und essen und vergißt über all' dem unnützen Zeug den lieben Heiland im Herzen.

Es ist ja ganz in der Ordnung, daß der Tag der ersten hl. Kommunion auch durch ein reichlicheres Mittagsmahl gefeiert werde. Aber man möge das

nicht übertreiben, nicht eine Menge von Gerichten und Getränken auftischen, nicht eine Menge von Gästen einladen. Erfahrungsgemäß hat das Kind selbst nicht einmal Vergnügen daran; es würde am glücklichsten sein, wenn es an diesem seinem Glück- und Freudentage nur mit Jesus und mit den lieben Eltern und Geschwistern verkehren müßte. Oder sollte das Kind, nachdem es sich soeben mit dem himmlischen Brode der Engel gestärkt hat, einen besonderen Gefallen an all' den leckeren Gerichten empfinden, mit denen man es überfüttert? Und wenn es daran Geschmack findet, ist da nicht die Gefahr vorhanden, daß irdische Lust und irdischer Sinn die heiligen Gefühle des Tages ersticken oder entweihen?

Will man den Kindern zu ihrem schönen Kommuniontage eine besondere Freude bereiten, so möge man dafür einen späteren Tag bestimmen, nicht den Kommuniontag selbst. Auch die Geschenke, welche das Kind von den Eltern und Verwandten erhält, würden viel besser erst am folgenden Tage gegeben werden. Sonst beschäftigt sich das kindliche Herz vielmehr mit dem Gedanken und mit der Freude an diesen Dingen, als mit der erhabenen Gnade des Tages.

Unterhaltet euch hierüber mit eurem Kinde am Kommuniontage und suchet das Feuer des Eifers in seinem Herzen noch mehr zu entzünden. Wenn ihr euer Kind so den Kommuniontag zubringen lasset, dann wird derselbe die schönsten Früchte des Heils bringen und ein unauslöschliches, gesegnetes Andenken bei demselben hinterlassen. Die Kinder selbst werden die größte Freude an dieser Art der Festfeier haben, und sollten sie vielleicht mit einem Anflug kindischen Neides auf andere Kinder hinschauen oder hinweisen, denen die Eltern am Kommuniontage all' mögliches Vergnügen bereiten, so saget ihnen, sie möchten dem lieben Heiland dies kleine Opfer bringen, und die Freude hierüber wird das Kindesherz viel mehr befriedigen. Ihr Eltern habt es zum größten Theil in der Hand, daß der Tag der ersten hl. Kommunion wirklich der schönste im Leben eurer Kinder werde.

Trübe Flüssigkeiten klären sich oft von selbst auf, wenn man sie einige Zeit ruhig stehen läßt, und auf solche Weise die trübende Masse sich setzt. — So hat die Zeit auf die Beruhigung des Herzens in den Betrübnissen vielen Einfluß. Je mehr man da oft trösten will, um so mehr wühlt man durch die immer sich erneuernde Erinnerung die Ursache der Betrübniß stets wieder von Neuem auf. Der stille Trost der Zeit klärt oft weit sicherer durch die allmälige Vergessenheit ruhig wieder auf. **Weninger.**

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Maria Oehler (Ordensname Katharina), aufgenommen im Juli 1887, gestorben am 22. März 1905. Anna Adelhaid Olbiges (Ordensname Maria Elisabeth), aufgenommen im November 1864, gestorben am 7. März 1905. Katharina Gebhart, gestorben zu Charlestown, Wis., Mitglied der St. Martinus-Gemeinde.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: “SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

(Für den „Sendbote“.)

„Orate Fratres.“

Von Amicus.

Das Kirchenjahr in seiner geheimnißvollen Ordnung und Bedeutung ist eine immer wiederkehrende Bestätigung der Worte des Apostels: „Jesus Christus derselbe gestern und heute und in Ewigkeit.“ (Hebr. 13, 8.)

Christus der Heiland, „gestern, heute und in Ewigkeit“, ist ja der Mittelpunkt aller Feste, Geheimnisse und Thatsachen unseres Glaubens. Sein segensreiches Leben, seine Lehren und Unterweisungen ziehen von Jahr zu Jahr an uns vorüber. Nicht nur einmal, wie die Apostel und Zeitgenossen des Messias, dürfen wir betrachten ihn, den Gottmenschen in seinem gnadenvollen Leben auf Erden, sondern oft und wieder, ja alljährlich können wir ihn schauen in seiner gnadenreichen Geburt, in seiner öffentlichen Wirksamkeit, in seinem bitteren Leiden und Sterben, in seiner glorreichen Auferstehung und Himmelfahrt.

Gegen Ende dieses Monates treten wir ein in die hl. Bittwoche, auch Kreuzwoche genannt, jene heiligen Tage, in welchen uns nicht nur die Kirche mahnend zuruft: „Orate Fratres!“ „Betet Brüder!“ — sondern auch der gen Himmel fahrende Heiland an uns, wie ehemals an seine Apostel, die trostreichen Worte richtet: „Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat. Ich lasse euch nicht als Waisen zurück.“ — „Bittet, und ihr werdet empfangen.“ — „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben.“

Im Hinblick und Vertrauen auf diese Verheißung des scheidenden Heilan-

des, waren schon von jeher die Tage vor Christi Himmelfahrt eine Zeit besonderer Andacht und inbrünstigen Gebetes. Doch erst im vierten Jahrhundert entstanden in der Kirche die eigentlichen Bittage und Prozessionen.

Es wurden in jener Zeit verschiedene Gegenden Frankreichs durch mannigfaltige Trübsale, wie Erdbeben, Unfruchtbarkeit, Hunger und dergleichen oft und schwer heimgesucht. In diesen Drangsalen nahm der damalige Bischof von Vienne, der hl. Mamertus, seine Zuflucht zu Gott; er forderte die Gläubigen auf, durch Buße und Gebet die Hilfe des Herrn anzurufen, und bestimmte, daß drei Tage vor dem Feste Christi Himmelfahrt öffentliche Prozessionen gehalten werden sollten, um so in feierlichen Bittgängen die Huld und Erbarmung des Herrn auf sein Volk herabzuflehen. Das Bittgebet des christlichen Volkes wurde erhört: die Drangsale hörten auf.

Von Frankreich gelangte dieser fromme Gebrauch der Bittage und Prozessionen in andere Länder und besteht derselbe nun in der ganzen katholischen Welt. —

Das Leben des Menschen auf Erden ist beständig Leiden und Drangsalen ausgesetzt. Von tausend Bedürfnissen und Gefahren umrungen, von Sünde und Versuchung bekämpft, ist sein Aufenthalt hienieden, wie schon Job sagt, ein Leben voller Mühseligkeiten und Kämpfen. Was ist nun dem Menschen in dieser Lage natürlicher als daß er sich nach Hilfe umsehe? Und zu wem anders mag und soll er sich mit Zuversicht wenden als zu Gott, dem Herrscher und Leiter des Weltalls, zum Vater der Lichter, von dem alles Gute kommt, jenem Vater im Himmel, von dem Christus zu uns gesprochen: „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben?"

Das Gebet ist unsere Kraft und Stärke in Kreuz und Leiden; ein Universalmittel gegen alle Noth und Drangsale in diesem Thale der Thränen. Zahllos wie die Strahlen der Sonne sind, ob des frommen Bittgebetes der Christenheit, die Spendungen göttlicher Hilfe und Erbarmung an das arme, von Kummer und Elend heimgesuchte Menschengeschlecht.

Wenn die Himmel verschlossen und auf die Erde kein Regen mehr fällt; wenn schwüle Hitze die Pflanzen tödten und die Früchte verbrennen wird; wenn Ungewitter und Ungeziefer die Fluren verheeren und die Weinberge verwüsten werden; alsdann wird Dein Volk, o Herr, auf seinem Angesichte liegend zu Dir rufen, Du wirst seine Stimme nicht verschmähen, wirst Dich seiner erbarmen und Deinen Segen über die Felder ausgießen, damit es leben möge von Deinen Gaben und Dich für Deine Wohlthaten preise. (Nach III. Kön. 8.)

Arm ist der Mensch an Leib und Seele, grenzenlos arm. Sich selbst überlassen, würde er zurückfallen in das Nichts, aus dem ihn Gott geschaffen. Wie nothwendig daher, daß er in diesen fortwährenden Nöthen des Lebens und Gefahren der Erde stets und beharrlich zu Gott bete, um Gnade und Erbarmung, Kraft und Stärke, und sein ganzes Leben zu einer heiligen Bittwoche gestalte, in welcher er flehentlich bittet um alles Nothwendige für Leib und Seele, für sich und seine Mitmenschen!

Doch nicht nur in Leiden und Widerwärtigkeiten sollen wir beten. Zwar lehrt die Noth den Menschen beten, und ist für viele das Gebet nur ein Aufschrei

des Herzens zu Gott, in den Trübsalen dieses Lebens. „Herr, hilf uns, denn wir gehen zu Grunde!“ — ist wohl das gebräuchlichste Gebet der Menschen. Und doch ist das Gebet an erster Stelle ein Akt des Lobes und Preises, eine Zuwendung oder Erhebung unseres Herzens zu Gott, dem Schöpfer und Herrn des Weltalls. Mit den Engeln des Himmels, ja mit der ganzen Schöpfung sollte der Mensch oft und wieder seine Stimme erheben zum Lobe und Preise des Schöpfers.

Und wenn wir erwägen, daß Gott nicht nur Erschaffer und Herr aller Kreaturen, sondern auch allgütigster Vater und Wohlthäter ist, der tagtäglich „öffnet seine Hand und erfüllet alles mit Segen“, sollten wir alsdann nicht nebst Lob und Bittgebet auch das Gebet des innigsten Dankes ihm darbringen? „Meine Seele preiset den Herrn, denn er hat Großes an mir gethan — er, der mächtig ist und dessen Namen heilig.“ (Luk. I. 46.)

Unser Gebet zu Gott soll ihn loben, ihn um Gnade bitten, ihm danken. Beten wir nur in Noth und Trübsal, nur wenn Kreuz und Leid uns drückt, nur um Segen zu erflehen, so zeigen wir recht deutlich, welch' engherzige und armselige Anschauung wir vom Gebete haben. Wir suchen nicht so sehr Gott als uns selbst bei einem solchen Gebete.

In den kommenden Tagen der Bittwoche also möge ein Jeder mit Zuversicht und im Namen Jesu „den Vater bitten“, denn Jesus versichert: „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben.“ Es sei aber und bleibe unser ganzes Leben ein Gebet, ein nie endender Bitttag, an dem wir ohne Unterlaß, Gott, unserm höchsten Herrn, darbringen das Opfer des Lobes, der Bitte und des Dankes.

Rom. Folgendes ist das Programm für den internationalen eucharistischen Kongreß in Rom, vom 1. bis 6. Juni d. J. Vorsitzender des permanenten Kommittees für eucharistische Kongresse ist der hochwst. Bischof von Namur in Belgien, Thomas L. Heylen, O. Praem.; Präsident des römischen Lokal-Kommittees: Seine Eminenz der Kardinalvikar Peter Respighi.

Am 1. Juni: Päpstliches Pontifikalamt in St. Peter.

Am 4. Juni: Große feierliche Prozession der Kongressisten (Mitglieder des Kongresses) in den vatikanischen Gärten, bei welcher der Papst das Allerheiligste tragen wird. Alsdann Generalkommunion der Kongressisten in St. Peter.

Am 6. Juni wird der Hl. Vater in St. Peter segnen, worauf das Te Deum angestimmt wird. Es folgt der sakramentale Segen durch den Papst. Nur die Eröffnungs-Sitzung wird eine allgemeine sein. Alles Uebrige wird in den Sektionen berathen, da der Kongreß ausschließlich ein praktischer sein soll. Im Lateran findet ein feierliches Triduum anläßlich der Ausstellung der Reliquien des Tisches des letzten Abendmahls statt.

Alle Katholiken des Erdkreises werden eingeladen, Spenden an Gold, Silber, Edelsteinen und Geld einzusenden, welches zum Schmuck des Behälters verwendet werden soll, der den erwähnten Tisch umschließt. Der etwaige Ueberschuß soll dem Hl. Vater zu den Baukosten eines großen Saales überreicht werden, welcher für Kongreß- und Pilgerversammlungen errichtet werden soll und welchen auch Se. Heiligkeit besuchen kann. Die Kongressisten

zahlen fünf Franken. Diejenigen, welche das Doppelte zahlen, haben Anrecht auf die Kongreßakten.

Alle Kirchen des katholischen Erdkreises sind eingeladen, während des Kongresses ein Triduum zu veranstalten oder mindestens das Allerheiligste auszusetzen, um auf diese Weise im Geiste mit dem Hl. Vater und Rom in Verbindung zu sein.

Seligsprechung der ehrwürdigen Mutter Sophia Barat. — Alle innigen Verehrer des göttlichen Herzens muß es mit Freude erfüllen, wenn dieselben vernehmen, daß der Seligsprechungsprozeß der Gründerin des Herz-Jesu-Bundes herannaht. Im Anfange des Monates Februar wurde das Dekret bezüglich der Seligsprechung in Rom veröffentlicht und letztere wird wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres stattfinden. Die ehrwürdige Mutter Barat wünschte, daß alle ihre Pflanzstätten betitelt würden: „Zum heiligsten Herzen", sowie alle höheren Erziehungsanstalten unter Leitung der Nonnen: „Akademie zum hlst. Herzen." Wer zählt wohl die große Schaar andächtiger Verehrer des göttlichen Herzens, die aus diesen Anstalten hervorgegangen!

Zurück zu Christus! — Auf dem marianischen Kongreß zu Rom sprach der französische Abbé Joseph Lémann, ein bekehrter Israelit, in begeisterter Weise über das hlst. Herz Jesu. Während seiner Rede zeigte er der Versammlung ein kleines Kruzifix mit den Worten: „Sehen sie da das Kruzifix der Verzeihung, das kostbare Andenken an meine Bekehrung. Dieses heilige Bild erinnert an die Worte des sterbenden Heilandes: ‚Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun,' und an die Worte Christi, die er bei seiner Erscheinung in Paray-le-Monial sprach: ‚Sieh da das Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat!' Es spricht also mit göttlicher Beredtsamkeit von der Barmherzigkeit Gottes. Der Name Mariä, der darauf angebracht ist, weist hin auf das sichere Mittel, Verzeihung zu erlangen: auf die Fürsprache Mariens. Und die Inschrift: ‚Jesus von Nazareth, König der Juden,' ruft das Königthum Christi über alle Völker in's Gedächtniß." Darauf erwähnte er die unvergeßliche Weihe des Menschengeschlechts an's hlst. Herz Jesu, und schloß mit einem ergreifenden Aufruf an die Völker, namentlich an England, Rußland, den Orient und das gegenwärtig vom rechten Weg so weit abgeirrte Frankreich, sie sollten durch Maria zu Christus zurückkehren, der es liebe, zu verzeihen. Zugleich mit Abbé Joseph Lémann konvertirte im Jahre 1857 dessen Bruder Augustin. Derselbe wurde auch Priester und war zum Jubiläum der Unbefleckten Empfängniß nach Rom gekommen, obschon er erblindet ist.

Mexiko. — Eine „Herz-Jesu-Straße". Wie der englisch-amerikanische Sendbote berichtet, gibt es in der Stadt Mexiko in Mexiko eine nach dem hlst. Herzen Jesu benannte Straße. Ob es passend ist, das Heiligste auf diese Weise in's Alltagsleben hineinzuziehen, mag fraglich erscheinen, jedenfalls ist es aber ein Beweis, wie tief dort die Andacht zum hlst. Herzen in's Volk gedrungen ist.

Die Herz-Jesu-Andacht in Nord-Amerika. — Aus Cleveland, Ohio, schreibt man uns: „In manchen Pfarreien unserer Stadt haben die verschiedenen Klassen der Bevölkerung ihren bestimmten Sonntag für die gemeinschaftliche Kommunion, so daß der größte Theil der Pfarrkinder monatlich zu den hl. Sakramenten geht: Männer, Jünglinge, Frauen und Jungfrauen an je einem Sonntag. Trotzdem wird die Sühnungskommunion am ersten Freitage von sehr vielen empfangen. In der Jesuitenkirche hören am Tage vorher vier Priester Beichte von 2½ Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht hinein, und am folgenden Morgen. Der Segen dieser Andacht zeigt sich denn

auch hier; noch jeden ersten Freitag ist eine auffallende Bekehrung vorgekommen, und diese Leute versichern vielfach, eine unerklärliche Macht habe sie zum Beichten angetrieben."

Der Hl. Vater und die Ehrenwache des hlst. Herzens Jesu. — Zur Seligsprechung des Pfarrers Vianney von Ars war auch ein Pilgerzug aus der Diözese Belley, der Diözese des Seligen, nach Rom gekommen. Am 5. Januar ertheilte der Hl. Vater den Pilgern eine feierliche Audienz. Nach einer längeren Ansprache ließ er alle zum Handkusse zu. Mit besonderer Liebe behandelte er den Generaldirektor der Ehrenwache, Kanonikus Laplace aus Bourg, zu dem er sagte: „O, mein theurer Sohn, ich gebe Dir meinen besten Segen für Dich und die ganze Ehrenwache." Am 10. Januar hatte der Generaldirektor dann noch eine Privataudienz, in welcher er den Hl. Vater bat, ein wichtiges Bittgesuch der Ehrenwache bei der Ritenkongregation mit seinem Ansehen zu unterstützen. Der Hl. Vater versprach es und dasselbe ist wirklich bereits in günstigem Sinne erledigt worden. Die Abschiedsworte des Hl. Vaters lauteten: „Sagen Sie allen Ehrenwächtern, daß ich ihnen allen, allen den apostolischen Segen sende mit einem vollkommenen Ablaß für jene, welche die hl. Sakramente empfangen." Dieses Ablasses können also alle Mitglieder der Ehrenwache theilhaftig werden, die in der Absicht, den Ablaß zu gewinnen, beichten und kommuniziren. Selbstverständlich sollen sie bei dieser Gelegenheit dem göttlichen Herzen in ganz besonderer Weise unseren guten Hl. Vater und seine vielen Anliegen empfehlen.

Ein Sühne-Kalvarienberg. — Keine der vielen Schandthaten, an denen das entchristlichte Frankreich der letzten Zeit so reich ist, hat auch im Ausland eine derartige Entrüstung hervorgerufen wie die vor anderthalb Jahren in Tréguier abgehaltene Feier zu Ehren Rénans. Es wurde nämlich dort, mitten in der durch ihre Glaubenstreue bekannten Bretagne, am 15. September 1903 ganz nahe bei der Kathedrale ein Denkmal des berüchtigten Leugners der Gottheit Christi enthüllt. Die Vergötterung Rénans war nichts anders als ein Vorwand, um die Religion und ihre Diener zu verhöhnen. Der beste Beweis hierfür ist die Thatsache, daß während des dreitägigen Festgelages nicht ein einziges Mal gerufen wurde: „Es lebe Rénan!" wohl aber Rufe wie: „Nieder mit den Geistlichen, nieder mit Christus!" Tag und Nacht zu hören waren. Die Anwesenheit von Ministern der Republik gab der antichristlichen Feier einen nationalen Charakter. Gott sei Dank, hat nun auch diese Gotteslästerung eine entsprechende Sühne gefunden, indem im Angesichte der Rénan-Statue ein kostbarer Kalvarienberg errichtet worden ist. Eine Dame schenkte dazu den nöthigen Boden, die Baukosten wurden durch freiwillige Beiträge bestritten. In kurzer Zeit flossen etwa 40,000 Franken zusammen, während man für die Statue Rénan's mit Mühe 4000 Franken hatte auftreiben können. Die zur Eintreibung von Spenden für den Kalvarienberg am Tage der Denkmalsenthüllung in Umlauf gesetzte Liste war in 48 Stunden von mehr als 10,000 Unterschriften bedeckt, worunter sich die des Kardinal-Erzbischofs Richard von Paris und zahlreicher anderer französischer Kirchenfürsten befanden. Achtzehn Monate lang arbeiteten 50 Stein- und Bildhauer an der Herstellung der Kreuzigungsgruppe; am 19. Mai 1904 konnte dann endlich unter ungeheurem Zulauf des Volkes und in Gegenwart von 5 Bischöfen und 500 Priestern die Einweihung stattfinden. Am Sockel des Kreuzes steht in drei Sprachen: lateinisch, französisch und bretonisch, das Glaubensbekenntniß der katholischen Bretonen: „Wahrlich, dieser Mensch war Gottes Sohn!" Seither ist der Sühne-Kalvarienberg von Tréguier zu einer beliebten Stätte der Andacht und zu einem Herde des Glaubenseifers für weite Kreise geworden.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. März 1905 bis 1. April 1905 sind von 170 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	1,476,404	12. Abtödtungen	446,085
2. Rosenkränze	839,029	13. Werke der Nächstenliebe	869,661
3. Kreuzwege	91,524	14. Werke des Eifers	403,448
4. Heilige Kommunionen	112,766	15. Verschiedene Gebete	3,118,922
5. Geistliche Kommunionen	1,067,388	16. Trostgespräche u. Belehrungen	279,368
6. Gewissenserforschung	224,337	17. Leiden oder Trübsale	305,764
7. Stunden der Arbeit	774,911	18. Selbstüberwindungen	263,689
8. Stunden des Stillschweigens	480,407	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	510,019
9. Fromme Lesungen	393,857	20. Verschiedene gute Werke	1,024,832
10. Gelesene Messen	8,620		12,194,963
11. Angehörte Messen	504,032		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Chicago. — 27. Februar. St. Ambrosius Gemeinde, Chicago, Ill.
Erzdiözese Cincinnati.—23. Februar. St. Marien Kloster, Dayton, O.
Erzdiözese Dubuque. — 4. Februar. St. Josephs Gemeinde, De Witt, Ia.
Diözese Helena.—25. Februar. St. Agnes Gemeinde, Red Lodge, Mont.
Diözese Indianapolis. — 29. Januar. St. Antonius Gemeinde, Evansville, Ind.
Diözese Little Rock. — 9. Februar. St. Benedikts Gemeinde, Spielerville, Ark.
Erzdiözese Milwaukee.—20. Februar. St. Maria vom Rosenkranze Gemeinde, Pardeeville, Wis.
Diözese Mobile. — 28. Februar. St. Josephs Gemeinde, Spring Hill, Ala.
Diözese Newark. — 23. Februar. St. Marien Schule, Jersey City, N. J.
Diözese Newark. — 27. Februar. Unbefleckte Empfängniss Schule, Montclair, N. J.
Diözese Pittsburg.—10. Februar. St. Josephs Gemeinde, Saxonburg Sta., Pa.
Diözese Pittsburg.—10. Februar. St. Marien Gemeinde, West Winfield, Pa.
Erzdiözese St. Louis.—4. Februar. Zweite Altenheimat, St. Louis, Mo.
Diözese Trenton. — 28. Februar. St. Alphonsus Gemeinde, Hopewell, N. J.
Indian Territory (Apostolisches Vikariat). St. Johannes Evangelist Gemeinde, Bartleville, I. T.

Aggregationen 15; Gemeinden 11; Kloster 1; Schulen 2; Heimat 1.

„Der Geist ist's, der belebt, der Buchstabe tödtet," so spricht Christus. — Leider ist man in unseren schreibseligen Tagen so weit gekommen, daß man vom Geist und dem Buchstaben sagen muß: Beide tödten. Und nicht selten ist der Geist, in dem man etwas geschrieben hat, noch schlimmer und tödtlicher, als der Buchstabe; nämlich als das, was man geschrieben, indem man sich scheute, so schlecht zu schreiben, als man wirklich denkt. **Weninger.**

Rundschau.

Den 14. April 1905.

Rom. — Auf Anregung einer großen Anzahl von Kirchenfürsten, mit dem Kardinal Perraud, Bischof von Autun, an der Spitze, genehmigte der Hl. Vater, daß in der Litanei vom hlst. Namen Jesu eine Anrufung zu Ehren der hlst. Eucharistie eingefügt werde. Nach der Aufrufung „Per ascensionem tuam, libera nos Jesu!" wird man in genannter Litanei künftig die folgende Anrufung anreihen: „Per sanctissimae Eucharistiae institutionem tuam, libera nos Jesu!" (Durch Deine Einsetzung des Allerheiligsten Altarssakramentes, Erlöse uns, o Jesu!)

Der Hl. Vater sagte neulich zu einem Besucher: „Die Zeit der Feste ist vorbei, jetzt ist's Arbeitszeit." Unter den Arbeiten an der Kurie steht gegenwärtig im Vordergrund die künftige Organisation der Kirche in Frankreich. Die Trennung der Kirche vom Staat daselbst ist eine beschlossene Thatsache; Sache der Kirche ist es, dem Ereigniß wohlvorbereitet entgegenzugehen. Die vorliegenden Projekte sind mannigfach, und ihre Beurtheilung nimmt außerordentlich viel Zeit in Anspruch. Speziell für die oberste Kirchenregierung erhebt sich des weitern die Frage, ob die vom Staat unabhängige Kirche in Frankreich auch weiterhin in Abhängigkeit vom Staatssekretariat bleiben soll oder gleich den andern vom Staate unabhängigen Kirchen (wie die Kirche in den Vereinigten Staaten, England, Schweden, Dänemark u. s. w.) der Kongregation der Propaganda unterstellt werden soll. Ganz besonderen Werth legt der Hl. Vater bei diesen Projekten auf den Rath des Bischofs von Orleans nächst jenem der Kardinäle in Frankreich.

Pius X. empfing Sonntag, 19. März, an seinem Namenstage zahlreiche Glückwünsche von nah und fern. Er zelebrirte im Beisein einiger Freunde das heilige Meßopfer, nahm bei seinen Schwestern das Frühstück ein und empfing dann die Kardinäle in seinem Bibliothekszimmer. Der Katholische Klub beschenkte den Hl. Vater mit Früchten und Blumen, die in der Form einer Gondel zusammengefügt waren.

Der Papst hat mit der Vertheilung der neuen, anläßlich der vorigjährigen 13. Zentenarfeier des Todes Gregors des Großen geprägten Erinnerungsmedaille begonnen. Dieselbe zeigt auf der einen Seite das Brustbild Gregors mit Heiligenschein, Evangelium und Taube, sowie die Inschrift: Anno MCCC ab obitu Gregorii Magni; auf der anderen Seite das Bildniß des Hl. Vaters mit der Umschrift: Pius X. Pont. Max. cantum gregorianum restituit. Diese Medaille erhalten einige Auserwählte in Gold (silbervergoldet), die Kommitteemitglieder in Silber und sämmtliche Sänger, welche bei der päpstlichen Liturgie in St. Peter zu Ehren Gregors mitwirkten, in Bronze.

Der Hl. Vater ließ sich am 6. März — wie im vorigen Jahre — die für die römischen Kirchen bestimmten Fastenprediger persönlich vorstellen, um sie in eindringlichen Worten an ihre Berufspflichten zu ermahnen. Unter diesen 24 Fastenpredigern befanden sich sechs Welt- und 18 Ordenspriester, nämlich fünf Minderbrüder des hl. Franziskus, drei Kapuziner, je zwei Mitglieder der Gesellschaft Jesu, Redemptoristen und Dominikaner, sowie je ein Konventuale des hl. Franziskus, Karmelite und aus dem Orden der Minimi. In acht römischen Kirchen wird täglich, mit Ausnahme des Samstags, geprebigt.

Am 14. März fand im Vatikan eine Vorversammlung der Riten statt, um über die beiden Wunder zu berathen, welche der Allmächtige auf die Fürbitte des sel. Joseph Oriol, Benefiziatpriesters der Kirche Santa Maria bei Re

in Barzelona gewirkt hat. Es handelte sich um die Heiligsprechung des Seligen.

Am 11. März fand im Vatikan, in Gegenwart des Hl. Vaters die erste Fastenpredigt statt und zwar durch den neuen apostolischen Prediger P. Pacifico da Seggiano, Kapuziner.

Am 27. März hielt der Papst ein geheimes Konsistorium ab, in dem aber keine neuen Kardinäle ernannt, sondern nur Bischöfe präkonisirt wurden. Als sich die Kardinäle in der Konsistorienhalle des Vatikans versammelt hatten, hielt der Papst eine Ansprache, in der er die Leiden der Kirche beklagte, denen dieselbe in einigen Ländern ausgesetzt sei. Besonders wies der Papst auf die Zustände in Frankreich hin, wo man nach dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und der Republik jetzt die Trennung der Kirche vom Staate betreibe, ohne daß den Vatikan hierfür eine Schuld treffe, obwohl dies behauptet werde. Der Papst wies auch auf die Verfolgung der Kirche in einigen süd- und mittelamerikanischen Republiken, im besonderen in Nicaragua und Ecuador hin, wo Gesetze angenommen worden seien, durch die das Eigenthum der kirchlichen Orden mit Beschlag belegt, die Freiheit der Orden eingeschränkt und der Erwählung der Bischöfe Schwierigkeiten bereitet würden. Andererseits wies der Papst mit großer Befriedigung darauf hin, daß dem Vatikan die schiedsgerichtliche Entscheidung des Streites zwischen Chile und Peru übertragen worden sei.

Ueber der Grotte, welche vor dem berühmten Thurm Leos IV. in den Gärten des Vatikans steht, ist ein genaues Facsimile der Basilika von Lourdes erbaut worden. Die feierliche Einweihung erfolgte durch Papst Pius X. am 25. März. Die Unkosten wurden durch eine Subskription gedeckt, welche in Frankreich vom Bischof von Tarbes eröffnet war und $15,000 einbrachte. Die Facade der Basilika ist mit Portraits der Päpste Pius IX., Leo XIII., und Pius X., sowie des Bischofs von Tarbes geschmückt.

Der Vatikan ist benachrichtigt worden, daß Msgr. Mieceslaus Pallulon, Bischof von Samogizia, sich mit der Erlaubniß der russischen Regierung auf der Reise nach Rom befindet, um dem Papst das Resultat der Verhandlungen zwischen den russischen und polnischen Bischöfen zu unterbreiten, bei welchen es sich um die Zusicherung der Religionsfreiheit seitens der russischen Regierung handelte. Im Vatikan ist man sich über die eigentlichen Absichten Rußlands jedoch nicht recht klar, und es wird befürchtet, daß dieses Entgegenkommen nur ein schlauer Schachzug ist, um die polnischen Katholiken für den Moment zu beruhigen.

Zu dem im Frühjahr in Athen stattfindenden internationalen Kongreß für Archäologie (Alterthumskunde) unter dem Vorsitz des Herzogs v. Sparta, erging auch seitens des betreffenden Kommittees an den Hl. Stuhl die Aufforderung, dorthin einen Vertreter zu senden. Der Papst beabsichtigt den Archäologen Professor Marucchi mit dieser Mission zu betrauen.

Freitag, 24. März, empfing der Hl. Vater in längerer Privataudienz die Generalleiterin der St. Petrus Klaversodalität, Gräfin Lebochowska. Se. Heiligkeit ließ sich von ihr über die Fortschritte des Werkes berichten, durchging mit sichtlichem Wohlgefallen den ihm vorgelegten Ausweis über die Vertheilung der Spenden im Jahre 1904 an die afrikanischen Missionen, und nahm mit Befriedigung die hohe Summe von 180,000 Lire an verschickten Almosen wahr. „Es ist wahrhaft die Vorsehung, die hier waltet," bemerkte Se. Heiligkeit und entließ gütigst die Gräfin und ihre Begleiterin, nachdem er ihnen und auf ihre Bitten hin allen Mitgliedern der St. Petrus Klaversodalität, den Förderern und Wohlthätern des Werkes den apostolischen Segen ertheilt hatte.

Sein 25jähriges Priesterjubiläum feierte der Rektor des Irländischen

Kollegiums, apostolischer Protonotar a. i. p. Hy. Murphy. Während der Jubelmesse führten seine Alumnen unter Leitung des Prof. Nella traditionelle gregorianische Gesänge aus, welche geradezu mustergiltig interpretirt wurden. In dieser Beziehung könnten die Irländer vielen Kommilitonen anderer Nationen als Beispiel dienen.

Der Bischof von Bosa auf Sardinien, Eugen Cano, seit 1871 Oberhirte dieser Diözese, hat den Hl. Vater gebeten, ihm mit Rücksicht auf sein hohes Alter einen Nachfolger zu geben und abdanken zu dürfen.

Msgr. Antonius Sabatucci, Titularerzbischof von Antinoe, und Nuntius in Buenos Ayres, ist nach Rom zurückberufen worden.

Am 6. März wurde Graf Galeazzo Thun-Hohenstein, Baron von Castelfondo, zum Großmeister des Malteserordens gewählt. In der Reihe der Großmeister ist er der 75.

Von den vielseitigen Geschäften sucht der Hl. Vater Erholung, besonders in der Musik. Was für Leo XIII. die Dichtkunst war, ist für Pius X. die Musik. Neulich hatte der Papst die Freude, das Quartett des Pariser Konservatoriums, bestehend aus den Künstlern Arconnet, Puyans, Bilowsky und Bazetaire, in seinen Privatgemächern zu hören. Ein kleines musikverständiges Auditorium hatte der Papst zu diesem Hofkonzert eingeladen. Zur Aufführung kamen Stücke von Beethoven, Mendelssohn und Sgambati. Der Hl. Vater sprach den Künstlern seine hohe Anerkennung aus und überreichte jedem eine silberne Medaille mit seinem Bildniß.

Italien. — Die Verwaltung der Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau von Valle Pompei ist vom Hl. Stuhle dem bisherigen Administrator abgenommen und den Dominikanern übertragen worden.

Die christlichen Demokraten unter Führung Don Murris, die schon Leo XIII. mancherlei Schwierigkeiten bereitet hatten, gingen wieder ihre eigenen Wege, bekämpften die konservative Richtung, liebäugelten mit der Sozialdemokratie und rebellirten gegen die kirchliche Autorität, wo ihnen diese nicht gefiel, in ganz ungehöriger Weise, während sie anderseits die Autorität des Papstes für sich auszuspielen suchten. Pius X. hat sich in Folge dessen veranlaßt gesehen, in einem Schreiben an Kardinal Svampa diese Richtung scharf zu verurtheilen. In diesem Briefe erinnert der Papst daran, daß das Rundschreiben, welches Kardinal Merry del Val am 28. Juli 1904 an die italienischen Bischöfe gerichtet hat, darauf hinwies, daß die demokratische kirchliche Bewegung nur bestehen könne, wenn sie unter der Aufsicht der Bischöfe stände. Seit einiger Zeit seien durch die sogenannten unabhängigen christlichen Demokraten Streitigkeiten entstanden, die, aus Verlangen nach der falsch verstandenen Freiheit, die Disziplin zu brechen versuchten, nach gefährlichen Neuerungen strebten, welche die Kirche nicht billigen könnte, und zu Rebellen gegen die Autorität der Kirche geworden seien. Der Papst bedauert, daß so viele junge Leute dieser selbstständigen christlichen Demokratie anhingen, ermahnt sie, denen zu mißtrauen, die sie in's Verderben führen wollen, und bedauert, daß es auch katholische Blätter gebe, welche die Bischöfe, die mit Recht die selbstständigen Demokraten verurtheilen, kritisiren. Der Papst mißbilligt den Kongreß der selbstständigen Demokraten und ermahnt die Katholiken, an dem Bolognaer Kongreß nicht Theil zu nehmen; die Priester, welche ungehorsam seien, würden der kanonischen Strafe verfallen. Der Papst drückt zum Schluß die Hoffnung aus, daß seine Klagen die Schuldigen zum Nachdenken veranlassen würde.

In Bologna starb am 6. März ein Neffe des Hl. Vaters, der italienische Polizei-Kommissär Heinrich Sanson. Er war ein braver Beamter, hochgeachtet von seinen Vorgesetzten und verehrt von seinen Untergebenen.

Am 1. März starb in Rom, 83 Jahre alt, der weithin berühmte Bild-

hauer Guillaume. — Am 6. März verschied zu Florenz der Philosoph und Schriftsteller Prof. August Conti, 83 Jahre alt.

Deutschland. — Durch apostolisches Breve ist der Bonner katholisch-theologischen Fakultät das Promotionsrecht verliehen worden. Die Bedingungen sind die gleichen wie auch für Straßburg und Breslau.

Zum Propst von St. Hedwig in Berlin und Fürstbischöflichen Delegat für die Mark Brandenburg und Pommern wurde Erzpriester Karl Kleineidam, Pfarrer zu Naumburg, Kreis Bunzlau in Schlesien staatlicherseits präsentirt. Nachdem eine Verständigung über die Person des Ernannten zwischen dem Kultusminister und dem Kardinal-Fürstbischof von Breslau bereits vorher erzielt war, steht die kirchliche Ernennung unmittelbar bevor.

Dem unerschrockenen Bekämpfer des Hexenwahnes in Deutschland und dem unsterblichen Dichter der Trutznachtigall, Friedrich v. Spee, wird demnächst in Trier über seiner Grabstätte in der Jesuitenkirche ein Standbild errichtet werden.

Am 9. März wurde in Trebnitz die ehrw. Schwester Aloysia Ruprecht zur Generaloberin der Kongregation der Schwestern vom hl. Karl Borromäus gewählt. Die Genossenschaft zählt 199 Niederlassungen.

Am Anfange des Jahres 1905 belief sich die Zahl der katholischen Arbeitervereine Deutschlands auf 1600 mit 260,000 Mitgliedern.

Im Herbst wird ein hessischer Katholikentag abgehalten werden.

Wegen Beleidigung katholischer Geistlichen wurde der Hauptredakteur des „Hannover Courier", Dr. Jacobi, zu 200 Mark Geldstrafe verurtheilt.

Die Diözese Paderborn hat unter 4,928,118 Andersgläubigen 1,307,574 Katholiken, die sich in den drei Theilen des Bisthums, Westfalen, Eichsfeld und Sachsen (die sog. sächsische Diaspora) befinden. Westfalen hat 1,090,026 Katholiken unter 1,794,573 Andersgläubigen, Eichsfeld 96,854 Katholiken unter 150,000 Nichtkatholiken, und Sachsen nur 120,684 Katholiken unter 3,000,000 Andersgläubigen.

Ein würdiger Priester und bescheidener Gelehrter, dessen Ruf als kirchlicher Musikkenner in weiten Kreisen bekannt war, verschied am 3. März in der Person des Dr. theol. Wilhelm Bäumker als Dorfkaplan in Niederkrüchten bei Erkelenz in seinem 62. Lebensjahre. Er verfaßte unter vielen anderen gediegenen Werken eines in drei Bänden über das katholische deutsche Kirchenlied, das leider unvollendet geblieben ist. — Am 22. Februar wurde in Aadorf (Thurgau) der allgemein beliebte Pfarrer Meinrad Hausherr zu Grabe getragen. Er war Priester seit 1861. — Zu Belecke in Westfalen starb am 28. Februar im hohen Alter von 79 Jahren der hochw. Vikar Friedrich Koch. — Zu Paderborn starb am 1. März der hochw. P. Theodosius Hollenhorst, O. F. M. Während des Kulturkampfes wirkte er in Holland. — Zu Beuron, Hohenzollern, starb P. Cyprian Klenk, O. S. B., ein berühmter Kanzelredner, im Alter von 49 Jahren. — Die Diözese Stuttgart beklagt den Verlust zweier vortrefflicher Priester. Dr. Jos. Probst verschied zu Biberach im 82. Lebensjahre; er war ein hervorragender Naturforscher; und in Lauingen starb unerwartet Pfarrer Fr. X. Gentner von Hoßkirch. — Am 5. März starb in der Diözese St. Pölten der hochw. pens. Pfarrer in Schönberg, Ferdinand Stoeller. — Hochw. Pfarrer Wilh. Sahlmen verschied nach schwerem Leiden zu Belecke am 6. März. — Im 69. Lebensjahre verschied am 5. März zu Rorup, Diözese Münster, der hochw. Pfarrer Johannes Busch an den Folgen eines während der hl. Messe erlittenen Schlaganfalles. — Zu Billerbeck starb am 3. März hochw. Probst Bern. Schnittkemper, ein werkthätiger Priester. — Am 10. März entschlief im Herrn der hochw. Pfarrer zu Dillborf-Kupferbreh, Jos. Wilh. Oslender, im Alter von 81 Jahren. — Zu Straberg bei Dormagen ver-

schied am 9. März der hochw. Wilh. Bruns, Pfarrer. — Im 90. Lebensjahre starb am 4. März zu Altenstein (Ostpr.) hochw. Valentin Folsdorf, der älteste Priester Ermlands. — In Straßburg starb am 6. März der hochw. Aloys Spitz, einer der schneidigsten journalistischen Vorkämpfer der katholischen Bewegung in Elsaß. Er stand im 68. Lebensjahre. — Der frühere Pfarrer von Kirchborchen, Dr. phil. Konrad Mertens, ist am 18. März in Marienloh bei Paderborn gestorben. Er galt als Autorität in der Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. — Am 17. März wurde hochw. Dr. theol. Heinrich Roby, Pfarrer in Oestrich a. Rh., von seinen Leiden erlöst. — Der Bischof von Speyer, Dr. Joseph Georg v. Ehrler, ist am 17. März im 72. Lebensjahre gestorben. Er hat die Diözese 26 Jahre lang segensreich verwaltet. Er war ein berühmter Prediger und Verfasser gediegener Predigtwerke. — Am Feste des hl. Joseph starb nach kurzer Krankheit im Redemptoristenkloster zu Baals (Holland) P. Gottfried Steinheuer. Sowohl als Missionär wie bei Exerzitien und als Kanzelredner war der Verstorbene überaus segensreich thätig. — Am 9. März starb in Straßburg die Generaloberin der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul, Mutter Marie Angela Spitz, nach kurzer Krankheit an Lungenentzündung im 75. Lebensjahre.

Oesterreich-Ungarn. — Das Dogma der Unbefleckten Empfängniß wurde in der Diözese Linz im Mai des Jahres 1855 verkündet. Der damalige Oberhirte der Diözese, der Diener Gottes Franz Joseph Rudigier, begann zur Erinnerung an die Verkündigung dieses Glaubenssatzes das große Werk des Linzer Dombaues. Am 1. Mai wird nun das fünfzigjährige Jubiläum obigen Dogmas in diesem neuen Dome gefeiert und bei dieser Gelegenheit die Statue der Unbefleckten Empfängniß in demselben mit jener kostbaren Krone gekrönt werden, welche der Hl. Vater Leo XIII. eigens zu diesem Zwecke gespendet hat. Diese Krone ist ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst. Die Krönungsfeier selbst wird im Namen des gegenwärtigen Hl. Vaters Se. Eminenz der hochwst. Kardinal Johann Katschthaler, Fürsterzbischof von Salzburg, vornehmen.

Am 12. März fand in Wien in der Universitätskirche die feierliche Konsekration des zum Koadjutor des Kaschauer Bischofs Georg Császka ernannten hochw. Prälaten Dr. August Fischer-Colbrie, Titularbischof von Domitiopolis, statt. Die Konsekration nahm der apostolische Nuntius Erzbischof Granito di Belmonte unter Assistenz der hochwst. Bischöfe Dr. Koloman Belopotoczky und Dr. Laurenz Mayer vor.

Der für ganz Oesterreich bestimmte Verein „Volksaufklärung" (Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften) hat den Segen des Hl. Vaters sowie die Empfehlung der Kardinäle Gruscha und Katschthaler erhalten. Mehrere Bruderschaften und Vereine Oesterreichs und umliegender Länder, welche einen ähnlichen Zweck verfolgen, haben ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit dem neuen Verein in gemeinsame Arbeit zu treten.

In Salzburg ist am 22. März der langjährige Präses des Katholischen Gesellenvereins in Salzburg, Msgr. Anthaller, im Alter von nahezu 84 Jahren gestorben. — Am 11. März starb zu Salzburg der hochw. Domkapitular Franz Kieberer im 60. Lebensjahre. Er war den Armen und Arbeitern ein aufrichtiger und werkthätiger Freund. — Bischof Joseph Georg Strossmayer, Bischof von Kroatien und Apostolischer Administrator in Serbien, ist am 10. April in Djakovar gestorben. Er ist bekannt wegen seiner heftigen Bekämpfung der Verkündigung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes im vatikanischen Konzil. — Am 15. März verschied zu Szatmár, Ungarn, der hochwst. Julius v. Meszlényi, Bischof dieser Stadt, im 73. Lebensjahre. Er wurde konsekrirt am 25. November 1887.

In ihren diesjährigen Hirtenschreiben reden zwei Erzbischöfe und sehr viele Bischöfe Irlands von der Schulfrage, betonen die Wichtigkeit und Nothwendigkeit katholischer Schulen.

Missionen. — Der Karmelitengeneral hat den Pater Cyrill von Sainte Marie von Belgien (Brabanter Provinz), der auch Prior vom Brüsseler Konvent war und zuletzt das internationale Ordenskollegium zu Rom leitete, mit Dispens der Propaganda-Kongregation zum Vikar des Mont Carmel ernannt. Er ist auch zugleich apostolischer Präfekt der Karmeliter-Mission geworden. Es sind in dieses Kloster neuestens auch zwei junge Araber als Novizen aufgenommen worden.

Wie Vater Damian, der dem Aussatze auf den Sandwich-Inseln zum Opfer fiel, so ist auch sein Nachfolger in der Aussätzigen-Kolonie zu Molokai, hochw. Seraphin Van Koop, Mitglied der Kongregation vom hl. Herzen, von der schrecklichen Krankheit befallen worden. Er entstammt einer reichen und angesehenen belgischen Familie, ist 28 Jahre alt und bot sich vor zwei Jahren selbst seinen Oberen zum Dienste unter den Aussätzigen an.

Die Zahl der katholischen Christen in Japan beläuft sich auf 58,797. Wenn man bedenkt, daß daselbst mehr als 400 Sendboten, theils Missionäre, theils Katecheten im letzten Jahre gewirkt haben, erscheint diese Zahl sehr gering. Dem Krieg, der großen Sterblichkeit in einigen Gegenden, und der Auswanderung vieler Neubekehrten ist der verhältnißmäßig kleine Zuwachs von 711 Christen in erster Reihe zuzuschreiben.

„Verein der hl. Familie", nennt sich ein neues Unternehmen, welches bezweckt, begabte fromme Jünglinge ohne Rücksicht auf Vermögen und Herkunft zu Missionären heranzubilden. Bereits sind 110 Jünglinge aufgenommen, von denen neulich 20 zu Priestern geweiht wurden. Die Leitung des Vereins ist in Grave, Holland.

Die Mission von Süd-Schantung, China, (Steyler Mission) zählt 26,315 getaufte Christen und 40,363 Katechumenen. In derselben wirken 37 europäische und 11 chinesische Priester, 11 Laienbrüder, 3 Maristenschulbrüder, 10 Franziskaner-Missionsschwestern Mariens. Die Mission besitzt 12 Kirchen, 118 Kapellen, 1 Priester- und 1 Knabenseminar, 2 Katechistenschulen, 16 Volksschulen, 146 Katechismusschulen, 6 Waisenhäuser, 4 Greisenasyle, 1 Armenapotheke. Auch besitzt die Mission 2 Druckereien und verschiedene Werkstätte.

Ende letzten Jahres führte der apostolische Präfekt der neuen Präfektur Benadir (Italienisch-Somaliland), P. Leandro del l'Abdolosata, aus dem Orden der Trinitarier, die erste Abtheilung seiner Missionäre nach ihrem Arbeitsfeld. Da die herrschende Volksklasse ganz mohammedanisch ist, so wird die Mission sich vorläufig auf Werke der Barmherzigkeit und Schulthätigkeit beschränken müssen und will sich besonders der zahlreichen Negersklaven, die nicht Mohammedaner sind, annehmen. Durch Loskauf und Erziehung junger Sklaven hofft man den Kern einer Christengemeinde zu schaffen.

Die araukanische Mission der bayerischen Kapuziner in Chile zählt 22 Priester, 13 Brüder und 20 Kreuzschwestern, 40 Gotteshäuser, 7 Kost- und 12 Tagschulen mit 1003 Schülern.

Bischof Alphonse Favier, Apostolischer Vikar von Peking, der 40 Jahre in China gelebt und gewirkt hat, ist am 6. April daselbst im 68. Lebensjahre gestorben.

Am 2. März ist in Deutsch-Südwestafrika der hochw. P. Jäger, O. M. I., von den Witbois ermordet worden. P. Jäger gründete mit P. Weiler vor zwei Jahren die Missionsstation Aminuis bei Gobabis, welche er als Rektor leitete. Nach den Wirren der aufständischen Hereros flüchteten sich die Mis-

sionäre mit den treubleibenden Betschuanen, als die Witboi aufständisch wurden, in die östliche Kalahori, wo er als Opfer seines Berufes fiel.

Drei Missionäre aus der Gesellschaft der Priester vom Herzen Jesu opferten ihr junges Leben dem Herrn in Missionsländern: In Afrika P. Athanasius Bittkau und Br. Plazidus, beide am Fieber gestorben, und zu Barcea, Nordbrasilien, P. Pergent als Opfer des gelben Fiebers. Auch P. Nikolaus Litzenburger, ein junger Priester aus der Gesellschaft des göttlichen Wortes, wurde in Togo, Westafrika, ein Opfer seines Berufes.

Mexiko. — Am 14. Mai wird der hochwst. Prosper Jos. Maria Alarcon, Erzbischof von Mexiko, das goldene Jubiläum seiner Priesterweihe feiern.

Südamerika. — Die Regierung Brasiliens, welche die Eisenbahnen eignet, hat neulich allen Priestern Klosterfrauen und Aerzten, wenn im Amte thätig, ein geringeres Fahrgeld bewilligt.

In Ecuador wühlt der Präsident Leonidas Plaza, ein verkommener, ungebildeter Mensch. Die Zivilehe hat er mit Gewalt eingeführt. Viele Klostergüter ließ er im Staatssäckel verschwinden. Die Nonnen von gleichen oder verwandten Orden zwang er in einem Kloster zusammenzuleben. Die dadurch frei werdenden Gebäude gebrauchte er für Kasernen oder sonst „wohlthätige" Zwecke. Ueberhaupt erklärte er das Klosterleben für Sklaverei der schlimmsten Sorte, die man unbedingt abschaffen müsse. Alle ausländischen Priester und Religiosen sind bereits angewiesen, im Zeitraum von 90 Tagen Ecuador zu verlassen.

Canada. — In der Kathedrale zu Petersborough, Ont., Canada, wurde am 24. Februar der hochwst. Herr D. J. Scollard, erster Bischof der neuen Diözese von Sault Ste. Marie, durch den hochwst. Erzbischof Gauthier von Kingston feierlich konsekrirt.

Am 21. Februar brachte Premier Sir Wilfrid Laurier, der Führer der Liberalen, ein Katholik, ein Autonomiegesetz im Dominion-Parlament in Ottawa ein, demzufolge aus den nordwestlichen Territorien Canadas: Assiniboia, Alberta, Saskatchewan und Athabaska zwei neue Provinzen, Alberta und Saskatchewan, jede mit eigener Provinzial-Legislatur, errichtet werden sollten. In demselben Gesetze wird ausgesprochen, daß das Prinzip der Separatschulen in den neu errichteten Provinzen beibehalten werden soll. Durch Parlamentsbeschluß war nämlich im Jahre 1875 in den damals gebildeten Nordwestterritorien solchen christlichen Gemeinschaften, die ihre Kinder nicht in die sogenannten öffentlichen (religionslosen) Staatsschulen schicken zu dürfen glaubten, das Recht verliehen worden, wenn die Anzahl der Kinder es erlaubte, sogenannte Separatschulen zu errichten und zu deren Unterhalt die Schulsteuern, welche die Mitglieder solcher Gemeinden sonst für die öffentlichen Staatsschulen zu zahlen hätten, zu verwenden. Bei dieser Frage kamen zumeist nur Katholiken in Betracht. Laurier wollte nun durchsetzen, daß diese sogenannten Separatschulen, da sie in diesen Territorien ebenso gesetzmäßig anerkannt seien, wie die anderen Staatsschulen, auch aus den öffentlichen Staatsgeldern unterstützt werden sollten, geradeso wie die übrigen Staatsschulen. Dagegen erhoben allerorts die Gegner der Katholiken stürmischen Widerspruch. Besonders ist es die Loge der sogenannten Orangemänner, die allerorts gegen die Separatschulen agitirt. Mit seinem Plane drang Laurier nicht durch; aber die Autonomie-Vorlage, welche die Konstitution der neuen Provinzen wird, sichert den Katholiken für alle Zukunft ihre bisherigen Rechte. Das Prinzip, daß katholische Schulen auch katholische Textbücher haben sollen, wurde insofern anerkannt, als für dieselben eine katholische Serie von Lesebüchern bewilligt und approbirt ist.

Die katholische Einwanderungsgesellschaft von Canada hat ihr Hauptquartier von Montreal nach Ottawa verlegt.

In St. Norbert, Manitoba, ist der über das ganze nordwestliche Canada bekannte und berühmte Priester und Generalvikar der Erzdiözese St. Boniface, Msgr. J. N. Ritchot, im Alter von 85 Jahren gestorben. In dem Aufstande der Halbblut-Franzosen 1870 erwarb er sich große Verdienste um den Frieden, und wurde vom Papst zum Monsignor ernannt.

Am 23. März verschied zu Montreal einer der ältesten Priester der Diözese, hochw. James Lonergan. Er war Priester seit 1857.

Vereinigte Staaten. — Der Sitz des apostolischen Vikariats Indian Territory, dem bekanntlich Bischof Theophile Meerschaert vorsteht, ist, Berichten zufolge, von Guthrie nach Oklahoma City verlegt worden, wo mit der Zeit auch ein Seminar errichtet werden soll.

Alle Generalvikare haben, einer am 26. März versandten Kabeldepesche gemäß, vom Hl. Vater Papst Pius X. die Würde apostolischer Protonotare erhalten, dürfen das violette Kammerherrn-Gewand anlegen und den Titel „Monsignore" führen. In den Vereinigten Staaten sind etwa 150 Generalvikare, von denen nur ein Drittel bisher den Monsignortitel besaß. Jetzt wird das Vorrecht also auf alle ausgedehnt, auch auf die Kapitels-Vikare, wo solche ernannt sind.

Die Erzdiözese Milwaukee zählt 349 Priester, darunter 66 Ordensgeistliche, 206 Pfarrkirchen, 87 Missionskirchen, 4 Seminare, 74 Theologiestudirende, 5 Kollegien für Knaben, 8 höhere Lehranstalten für Mädchen, 149 Pfarrschulen mit 32,704 Kindern, 4 Waisenhäuser mit 352 Waisen, 17 Wohlthätigkeitsanstalten und eine katholische Bevölkerung von 294,000 Seelen.

Die Diözese Green Bay hat eine Seelenzahl von 130,000, 172 Priester, darunter 31 Ordensleute, 139 Pfarrkirchen, 66 Missionskirchen, 16 Theologiestudirende, 4 höhere Lehranstalten, 87 Pfarrschulen mit 14,566 Kindern, 4 Waisenhäuser mit 313 Kindern, 12 Wohlthätigkeitsanstalten.

Die Diözese La Crosse zählt eine katholische Bevölkerung von 121,747 Seelen, 170 Priester (darunter 37 Ordensgeistliche), 121 Pfarrkirchen, 123 Missionskirchen, 77 Pfarrschulen mit 11,318 Kindern, 2 Waisenhäuser mit 185 Waisen, 11 wohlthätige Anstalten, 1 Kolleg für Knaben und 1 Akademie für Mädchen.

Die Diözese St. Cloud zählt 66 Welt- und 52 Ordenspriester, 72 Kirchen mit ständigen Seelsorgern, 28 Missionsstationen mit Kirchen, 12 Kapellen, 5 höhere Lehranstalten, 26 Pfarrschulen mit etwa 4000 Schülern, 1 Waisenhaus, 4 Hospitäler, 1 Altenheim. Die katholische Bevölkerung wird auf 44,000 geschätzt.

Die Erzdiözese St. Paul zählt 257 Priester, davon 34 Ordenspriester; 156 Kirchen mit ständigen Seelsorgern, 52 Missionsstationen mit Kirchen, 6 Missionsstationen ohne Kirchen, 17 Kapellen; es befinden sich in der Diözese 19 Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Die katholische Bevölkerung wird auf 230,000 geschätzt. Bestimmte Angaben über die Zahl der Pfarrschulen und Pfarrschüler werden nicht gemacht.

Ende März wurde in Dubuque, Ja., eine Diözesan-Synode unter Vorsitz des hochwst. Erzbischofs J. J. Keane abgehalten.

Vor Kurzem wurde in St. Louis unter dem Schutze des hochwst. Erzbischofs Glennon eine Kolonisationsgesellschaft gegründet, um katholischen Ansiedlern beim Aussuchen von Ländereien in der Nähe von katholischen Kirchen und Schulen behilflich zu sein.

Am 14. Mai wird dem hochwst. John J. Glennon, Erzbischof von St. Louis, das Pallium feierlich aufgelegt werden.

Erzbischof Meßmer von Milwaukee hat ein längeres Fastenhirtenschreiben über die „Heiligkeit der Ehe" erlassen, welches kapitelweise von den Kanzeln verlesen wird. — Auch der hochwst. Bischof Colton von Buffalo

arbeitet fleißig mit der Feder und richtet allwöchentlich in seinem Diözesan-Organe Worte der Belehrung und Erbauung an seine Heerde.

Der hochwst. Erzbischof Farley von New York ernannte den hochw. Malick J. Fitzpatrick zum Vorsteher der vom hochw. Drumgoole in New York gegründeten Mission für verwahrloste Kinder, an Stelle des kürzlich verstorbenen hochw. Dougherty.

Eine Genossenschaft Trappistenväter unter Leitung des P. Crespeau, aus Bourges, Frankreich, welche sich längere Zeit im Trappistenkloster zu Gethsemane, Ky., aufhielten, beabsichtigt mit Erlaubniß des Bischofs in West Scipio, Oregon, eine Niederlassung zu gründen, und ist schon dorthin abgereist.

Der neulich erwählte Abt der Herz Jesu Benediktinerabtei zu Oklahoma, Ind. Terr., hochw. Bernard Murphy, wurde von Rom bestätigt und wurde am 13. April geweiht.

Msgr. R. L. Burtsell, D. D., von Rondout, N. Y., wird mit Zustimmung des Hl. Vaters und mit der Unterstützung sizilianischer Bischöfe daselbst ein Priesterseminar zur Erziehung italienischer Priester für die nach Amerika ausgewanderten Sizilianer und Italiener eröffnen. Dasselbe wird der amerikanischen Hierarchie unterstellt werden.

Bei den Rettungsarbeiten nach der furchtbaren Brandkatastrophe in Brockton, Mass., zeigte ein katholischer Priester, hochw. James A. O'Rourke, Assistent an der St. Margaretha Kirche, wahren Heldenmuth. Er verschaffte sich eine Leiter und rettete allein acht Frauen aus den brennenden Ruinen.

Der deutsche Katholikentag und die Staatsversammlung der deutschen katholischen Vereine Pennsylvaniens zu Pittsburg dürfte ein Ereigniß ersten Ranges werden. Die Vorbereitungen, welche schon sehr weit gediehen sind, werden mit großer Umsicht getroffen. Vorgesehen ist eine große Parade am 22. Mai, Abends. Der hochwst. Bischof Canevin nimmt an der Tagung des Staatsverbandes großes Interesse.

Ein neues Unternehmen in New York — die beabsichtigte Herausgabe eines Konversations-Lexikons für englischsprechende Katholiken — ist in Angriff genommen worden. Erzbischof Farley hat diesem Unternehmen, an dem hervorragende katholische Schriftsteller und Gelehrte aus dem geistlichen und Laienstande thätig sein werden, seine herzlichste Unterstützung zugesagt.

Die Armen Brüder vom hl. Franziskus in Cincinnati, O., haben das alte Kloster der Schwestern vom Guten Hirten an der Bank Straße für $40,000 angekauft und werden in demselben ein Knaben-Protektorat eröffnen. Die Brüder leiten schon eine solche Anstalt in derselben Stadt.

In Idaho empfingen kürzlich zwölf Jungfrauen das Ordenskleid der Schwestern des hl. Joseph aus der Hand des hochw. Jesuitenpaters Joseph Cataldo, in Vertretung des hochwst. Bischofs Glorieux von Boise. Diese zwölf Jungfrauen wollen ihr Leben dem Unterrichte und der Bekehrung der wilden Indianer in jenem Staate widmen. Vater Cataldo hat bisher in der Mission unter den Wilden erhebliche Erfolge erzielt und hofft durch die Hilfe der ehrw. St. Josephs Schwestern noch recht Vieles zu erreichen.

Die Oblatenschwestern von Baltimore, welche auf die Vorstellungen des Missionärs, Vater Ströbele hin, vor 15 Monaten die Schulen der St. Andreas Mission auf Old Providence im Caraibischen Meere übernommen hatten, mußten dieselben wieder aufgeben, weil die Bewohner sich ihnen feindlich gegenüber stellten und der Gouverneur der Insel die staatliche Unterstützung entzog. Sie sind nach Baltimore zurückgekehrt.

Die Universität von Notre Dame hat am Sonntag, den 2. April, die jährliche Lätare Medaille an den Herrn Thomas B. Fitzpatrick von Boston, einem dortigen prominenten Geschäftsmann, verliehen.

Zum Kaplan des Seearsenals (Navy Yard) zu Charlestown, Mass., ist von Präsidenten Roosevelt hochw. Edw. J. Brennan von New Haven, Conn., ernannt worden.

In Louisville, Ky., wurde kürzlich eine Schulschwester, Schwester Anthony, bei einer Bahn-Kollision getödtet.

Anfang April starben zwei Redakteure katholischer Zeitungen: Wilhelm Schwarz, Herausgeber des „Herold des Glaubens", St. Louis, Mo., am 7. April, und Manly Tello, langjähriger Redakteur des "Catholic Universe", Cleveland, O., am 4. April.

Die seit 1903 schwebende Frage bezüglich des Tragens von Ordenskleidern in öffentlichen Schulen der Stadt Rochester, N. Y., ist von Richter Robson zu Gunsten des Superintendenten des öffentlichen Unterrichts des Staates, Skinner, entschieden worden. Die ehrw. Schwestern Nora O'Connor und Elisabeth Dowd fungirten als Lehrerinen und trugen, als der religiösen Genossenschaft vom hl. Joseph angehörig, auch beim Unterricht die Ordenstracht. Die Entscheidung des Richters lautet nun dahin, daß das Tragen von Ordenskleidern in öffentlichen Lehranstalten ungesetzlich sei. Eine sonderbare Entscheidung!

Todtentafel. — Wir bitten unsere Leser aller während des vergangenen Monats verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft recht oft zu gedenken. Auch schließen wir in ihr Gebet ein alle dahingeschiedenen Priester und Ordensleute. Von den Priestern starben: Hochw. Patrick Hennessey, aus der Diözese San Francisco, Ende März zu Dublin, Irland; hochw. Eduard Gaule aus der Diözese Davenport, Ja., zu Georgetown, Ja.; hochw. Aloysius Tritz, am 8. März zu Lyons, Ja.; hochw. Karl Voellm, früher in der Diözese Covington, Ky., thätig, am 11. Februar zu Modelshausen, Bayern; hochw. James Burns, am 28. März zu Cincinnati, O.; hochw. Heinrich Kaempker, am 22. März zu Massillon, O.; hochw. Andreas Magenhann, am 22. März im St. Alexis Hospital, Cleveland, O.; hochw. Joh. B. Heiland, am 18. März zu North Ridge, O.; hochw. Edward Tuohy, C. P., früher in den Vereinigten Staaten thätig, am 12. Februar zu Buenos Ayres, Argentinien; hochw. Thomas McCormick, Josephit, am 25. März zu San Antonio, Tex.; hochw. Gerhard H. Hysen, am 24. März zu Buffalo, N. Y.; hochw. Patrick J. Clancy, Pfarrer der Marienkirche in Port Jervis, N. Y., am 22. März im St. Vinzenz Hospital zu New York; hochw. James E. Hamilton, Assistent in Conshohocken, Pa., am 24. März; hochw. John Rouquié, einer der Pionierpriester der Diözese Peoria, Ill., am 24. März im St. Franziskus Hospital zu Peoria, Ill.; hochw. P. Bernardin Dolweck, O. S. B., am 25. März in der St. Vinzenz Erzabtei zu Beatty, Pa.; hochw. Antonius Baumstark, am 7. April zu Cincinnati, O.; hochw. M. Marron, am 16. März zu Watsonville, San Jose, Cal.; hochw. Franz Braun, S. J., am 9. April zu Florissant, Mo.; hochw. Franziskus Yardin, S. M.; hochw. J. F. Kiely, am 3. April zu New York, N. Y.; hochw. K. P. Voller, früher in den Vereinigten Staaten thätig, zu Stoegelshause, Bayern; hochw. J. A. Smith, aus der Erzdiözese New York; hochw. John McQuade, aus der Diözese Monterey.

— Eine der schönsten Freuden ist Freude machen.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Hartwell, O., 8. II. '05. Dem hlsten Herzen Jesu sei Lob und Dank für zeitige Hilfe in mehreren Anliegen, welche wir im „Sendbote“ empfohlen hatten.
A. Schw. v. hl. Fr.

Longtown, Mo., 19. II. '05. In einem großen Anliegen nahmen wir unsere Zuflucht zu der hl. Dreifaltigkeit, dem süßen Herzen Jesu und Maria, zum hl. Antonius und zum hl. Schutzengel, machten mehrere Novenen, versprachen zwei Kommunionen aufzuopfern für alle Armen Seelen, und die Erhörung im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Dank diesen Heiligen: wir wurden erhört. Möchten doch alle in ihren Anliegen ihre Zuflucht zum Gebete nehmen. Ein andächtiges Gebet ist nie unerhört geblieben und wird auch nie unerhört bleiben. A. u. M. B.

Peake, Neb., 12. III. '05. Unser einziger Sohn erkrankte vor einigen Wochen plötzlich an einem bösen Fieber und eine gefährliche Krankheit, mit einer Operation ward in Aussicht gestellt, wie der Arzt sich ausdrückte. Das betrübte uns alle, und wir beteten viel zum lieben Christkind und zum hl. Joseph, seinem Schutz- und Namenspatron. Da er auch von seiner Kindheit an viel an Katarrh litt, versprach ich, zur Ehre des hl. Joseph das hl. Opfer darbringen zu lassen, wenn er wieder gesund würde. Die hl. Messe habe ich bestellt und Alles wendet sich zum Besseren. Dafür sei dem lieben Christkindlein und dem hl. Joseph, den er recht kindlich verehrt, viel tausendmal gedankt. Familie St.

St. Louis, Mo., 17. III. '05. Lob und Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung in einem schweren Anliegen, Rettung aus einer großen Gefahr. Ich hatte Veröffentlichung versprochen und wünsche hiermit meine Schuld der Dankbarkeit abzutragen. N. N.

Peoria, Ill., 19. III. '05. In großer Bedrängniß nahm ich meine Zuflucht zur hl. Familie, zum hl. Antonius von Padua, zum sel. Kaspar del Bufalo, und zu den Armen Seelen im Fegfeuer und versprach eine hl. Messe zu Ehren des hl. Antonius. Gott sei tausendmal Dank, ich bin theilweise erhört.
F. N.

Winfield, L. J., 19. III. '05. Meine Frau mußte krankheitshalber sich 18 Monate im Hospital aufhalten, kaum war sie aber auf dem Wege der Besserung, als sie von einer Blasenkrankheit befallen wurde, so daß sie nur durch eine schwierige Operation Heilung finden konnte. Im Vertrauen auf das hlst. Herz Jesu machte sie das Versprechen, eine gewisse Anzahl Messen für die Armen Seelen lesen zu lassen und ihren Dank für die Erhörung im „Sendbote“ auszusprechen. Die Operation verlief glücklich und die Genesung schreitet schnell voran. M. D.

Brooklyn, N. Y., 21. III. '05. In einem besonderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und zur lieben Mutter Gottes, versprach eine neuntägige Andacht zum hl. Antonius, eine hl. Messe zu Ehren des göttlichen Herzen Jesu und Veröffentlichung im „Sendbote“, wenn ich erhört würde. Gott sei Dank! Meine Tochter hat ihre Stelle wieder bekommen. M. A. M.

Brooklyn, N. Y., 23. III. '05. Mein Sohn hatte eine sehr schlimme Hand und ich befürchtete das Schlimmste. Da nahm ich meine Zuflucht zu Jesus im allerhlst. Sakramente, hielt eine Novene zu U. L. F. von Lourdes und versprach es zu veröffentlichen, wenn das

17. **Mittwoch.** Paschal Baylon, Bek. (O. F. M., 1592). 404,164 Religiosen; Liebe zum allerheiligsten Altarssakrament; die Erzdiözese und Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien und Niederlassungen der Benediktiner; die Anliegen einer Ordensschwester.
18. **Donnerstag.** Felix von Kantalizio, Bek. (O. M. C.) 160,397 Seminaristen und Novizen; Berufstreue. die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Dominikaner; die Verbreitung des Dritten Ordens. 4)
19. **Freitag.** Ivo, Bek. 84,895 Erkenntniß des Berufes; Starkmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die Verbreitung der Herz-Jesu-Andacht.
20. **Samstag.** Bernardin von Siena, Bek. (O. F. M., 1444.) 65,698 Pfarreien; gutes Beispiel; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; der Katechismusunterricht.
21. **Vierter Sonntag nach Ostern.** Venantius, Mart. 109,688 Schulen; häusliche Erziehung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Skapulier-Bruderschaft.
22. **Montag.** Julia. **Rita von Caszia,** Jungfr. (1456). 77,367 Obere; Klugheit; die Anliegen eines Priesters; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Jesuiten; die Sodalitäten. 6)
23. **Dienstag.** Desiderius, Bek. 47,066 Missionen und geistliche Uebungen; hl. Freude; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die katholische Presse.
24. **Mittwoch.** Maria, Hilfe der Christen. 52,488 Vereine; Hoffnung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Redemptoristen; die Verbreitung katholischer Vereine. 5)
25. **Donnerstag.** Gregor VII., Papst, Bek. (O. S. B., 1085). 236,158 Bekehrungen; gute Lektüre; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Missionen der Sanguinisten; unsere höheren Lehranstalten. 4)
26. **Freitag.** Philipp Neri, Bek., Ordensst. (Oratorianer, 1595). 232,525 Sünder; Andacht zum leidenden Heiland; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Anliegen der übrigen religiösen Genossenschaften; besonderes Anliegen.
27. **Samstag.** Beda, Bek. Maria Magdalena von Pazzis, Jungfr., (1607). 124,099 Unmäßige; Abtödtung; die übrigen Erzdiözesen und Diözesen des Landes; unsere Schwesterngenossenschaften; die Kirche auf den Philippinen.
28. **Fünfter Sonntag nach Ostern.** Augustin, Bisch., Bek. (O. S. B., 607). 202,201 geistliche Gnaden; Beständigkeit; unsere Hospitäler und Waisenhäuser; die Anliegen einer religiösen Genossenschaft.
29. **Montag.***) Restitutus, Mart. 108,655 zeitliche Gnaden; Ergebung in Gottes Willen; die Kirche in Deutschland, England und Irland; die Föderation; Beharrlichkeit für eine bekehrte Person; besonderes Anliegen.
30. **Dienstag.***) Ferdinand, Bek. 146,333 verschiedene Anliegen; Andacht; die Missionen in heidnischen Ländern; die Erziehung der Taubstummen; Erbauung eines Klosters.
31. **Mittwoch.***) Angela Merizia, Ordensst. Anliegen der Bischöfe; Weisheit; Friede und Eintracht in Gemeinden; die Anliegen unserer Leser; alle nicht erhörten Anliegen.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

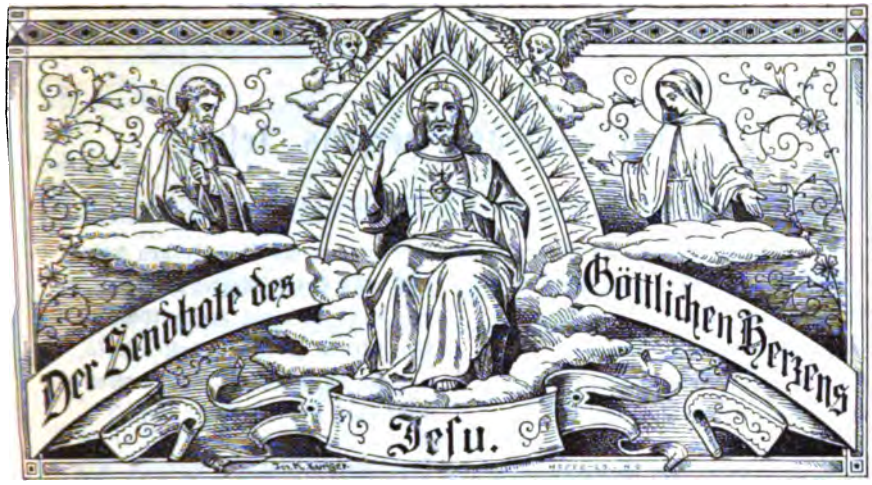
Im Besonderen opfere ich sie Dir auf zur Verbreitung und Erhaltung der Marianischen Vereine.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter (
3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatronin.
*) Bittage.



Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 6. **32. Jahrgang.** **1905.**

(Für den „Sendbote".)

Am hohen Pfingstfeste.

Von P. Saget.

Heil'ger Geist der Liebe schwebe
Nieder in das Erdenthal,
Deinen Segen heut' uns gebe
Durch der Gnade gold'nen Strahl!
Komm', Dich aller zu erbarmen,
Die vom rechten Pfad geirrt,
Und verkünde Du den Armen,
Was der Welt zum Frieden wird!

Komm', o komme ohne Säumen,
Alle, alle zu befrei'n,
Die in unheilvollen Träumen
Sich dem Wahn- und Trugbild weih'n,
Das sie löst vom heil'gen Glauben,
Trostlos lässt durch's Leben geh'n,
Da sie sich das Beste rauben,
Weil sie fern dem Heiland steh'n!

Lehre sie den Weg erkennen,
Der allein zum Heile führt,
Dass, was eitlen Wahn sie nennen
Wieder ihre Herzen rührt;
Und sie um das Kreuz sich schaaren,
Das der Menschheit Gnadenhort
Und in Stürmen und Gefahren
Weiset hin zum sich'ren Port.

Heil'ger Geist, komm', zu erneuen
Unser'er Erde Angesicht;
Alle, alle zu erfreuen,
Spende Deiner Weisheit Licht!
Komm' und gib der Welt den Frieden,
Der entsprossen Christi Saat,
Und lass Alle sich hienieden
Einen in der Liebe That.

(Für den „Sendbote“.)

Das Bild des Herzens Jesu.

Herz Jesu, Flammenheerd der Liebe,
Entfacht mit ewig loher Gluth,
Umrankt von Marterdorns Getriebe
Und immer quellend Opferblut,
Gekrönt mit Deines Kreuzes Zier,
Als Deiner Liebe Siegspanier.

Dein Bild, es leuchtet Morgenglühen
Auf eine nachtumschlung'ne Welt,
Und Deine Flammen Leben sprühen
In Seelen, die der Tod umhält;
Was sündenwund sich wälzt im Schmerz
Riehst heilend Du an's Gottesherz.

Wie einst als Du im Menschenkleide
Durchwandert hast die Erdenflur
Und irre Schäflein riefst zur Weide
Sie wiesest auf die Himmelsspur,
So flammt noch heut des Herzens Gluth
Für Menschenheil aus sünd'ger Fluth.

Doch immer tröpfelt Blut die Wunde
Noch brennt im Fleisch des Dornes Bahn;
Denn Menschen hören nicht die Kunde,
Bethört von eitler Lüfte Wahn,
Daß Jesu Herz der Friedensquell,
Im Seelendurst die Labungsstell.

Soll nimmer sich Dein Sehnen stillen
Soll ewig Deine Marter sein;
Soll rasen stets mit argem Willen
Der Mensch zu seines Gottes Pein,
Soll nie durch Deines Opfers Blut
Gebrochen sein der Hölle Wuth?

Doch siegend ragt des Kreuzes Zeichen,
Es ist der Baum, der Heil gebracht,
Des Feindes Horden mußten weichen
Vor seiner Frucht Erlösungsmacht;
Aus Jesu Herz sprießt neu der Schaft
Verjüngt in seiner Lebenskraft.

O Kreuz, aus Jesu Herz entsprossen,
Besieg' die Welt auf's neu mit Huld,
Dein Blut sei wieder ausgegossen
Zu tilgen aller Sünde Schuld,
Auf daß es jeder Mensch erkennt
Wie Lieb' in Jesu Herzen brennt.

Entflamm' die Gluthen Deiner Liebe
Weih' Herzen Dir zum Brandaltar,
Wo opfernd fallen Fleisches Triebe;
Und Seelen sünd'ger Schlacken bar,
Drück ein mit glüher Liebe Stahl
Dein Bild als der Vermählung Mal.

Vertrieben.

In einem alten, zur Ruine zerfallenen Kloster in den Voralpen vor Brescia hatten sich im letzten Sommer fast hundert Trappisten, welche aus Frankreich vertrieben worden waren, niedergelassen, die dort ihr strenges Leben fortsetzten. Das Gebäude bot nur sehr wenig Schutz gegen Wind und Wetter und als nun kürzlich eine große Kälte in's Land zog, erkrankten viele der Ordensbrüder. Trotzdem harrten sie aus, verstopften die fensterlosen Oeffnungen und verbrachten die Nacht nach der Regel im Ordenskleide. Allein trotz aller Verschalungen und Ausbesserungen im verfallenen Gebäude konnten sich die Armen nicht schützen und am nächsten Morgen erhoben sich drei Brüder nicht mehr zum Morgengebet — sie waren erfroren.

General-Intention für den Monat Juni 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Der Herz-Jesu-Monat.

Die Andacht, welche wir für diesen Monat besonders empfehlen, ist die zum göttlichen Herzen Jesu, eine Andacht, von der höchsten kirchlichen Auktorität genehmigt und in der ganzen Welt verbreitet.

Pius IX. seligen Andenkens hat diese Andacht mit reichen Ablässen versehen. Alle Gläubigen, so lautet es im Rundschreiben der hl. Kongregation vom 8. Mai 1873, welche das göttliche Herz Jesu an jedem Tage des Monates Juni öffentlich oder privatim verehren, sei es durch Gebete oder andere Werke der Frömmigkeit, können an jedem Tage dieses Monates einen Ablaß von 7 Jahren und an einem Tage desselben Monates einen vollkommenen Ablaß gewinnen, unter den gewöhnlichen Bedingungen, welche Abläße auch den Verstorbenen zuwendbar sind.

Leo XIII., dessen Nachfolger glorreichen Andenkens, hat auf's Neue diese Andachtsübung gutgeheißen, und hat allen Gläubigen, die daran Theil nehmen, jedesmal einen Ablaß von 300 Tagen verliehen und einen vollkommenen Ablaß jenen, die derselben wenigstens zehnmal im Verlaufe des Monates beiwohnen.

In vielen Pfarrkirchen und Kapellen wird der Monat Juni gefeiert durch öffentliche Andachten zum göttlichen Herzen, an einigen Plätzen werden statt dessen alle Freitage des Monates öffentlich gefeiert, an anderen wiederum neun Tage vor oder nach dem Feste des göttlichen Herzens; bald findet am Abende die Andacht statt, bald während der hl. Messe oder nach derselben in einer Vorlesung, Predigt oder kurzem Unterricht. Alle dergleichen Uebungen sind gewiß lobenswerth. Es wäre zu wünschen, daß dieselben überall gehalten würden und so der Monat Juni auf eine würdige Weise zu Ehren des göttlichen Herzens gefeiert werde.

Was die Mitglieder des Gebetsapostolates betrifft, denen diese Andacht zum göttlichen Herzen besonders angelegen sein soll, so mögen sich dieselben eifrigst bemühen, ihren Eifer und ihre Beharrlichkeit in der Verbreitung dieser segensreichen Andacht zu bethätigen. Mögen dieselben stets eingedenk sein der trostreichen Worte der seligen Margartha Maria: „Unser Herr wird den reichsten Segen jenen ertheilen, die sich bemühen, die Andacht zu seinem göttlichen Herzen zu befördern."

Die General-Intention für den Monat Juli wird sein: Die geistlichen Uebungen.

Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat.

Juni.

Freundesliebe des heiligsten Herzens Jesu im hochheiligen Meßopfer.

Hätten wir beim Tode Jesu am Fuße des hl. Kreuzes gestanden, wie Maria Magdalena, und wären einige Tropfen seines kostbaren Blutes auf uns gefallen, welchen Trost würden wir empfunden, und welche Hoffnung für unser ewiges Heil geschöpft haben. Wir können es in etwa ahnen, welch' starke Liebe zu Jesus die fromme Büßerin Maria Magdalena durch ihr Verbleiben unter dessen Kreuz gewann. Wir wissen ferner, wie der eine Schächer, Jahre lang schon ein ruchloser Räuber, bei dem Anblicke Jesu von inniger Liebe entzündet, bekehrt wurde. Aus einem gemeinen Räuber wurde plötzlich ein Heiliger des Himmels. Es ist uns bekannt die völlige Umwandlung des stolzen Hauptmannes, der die Wache beim Tode Jesu hielt; pries er nicht Gott und legte das Glaubensbekenntniß ab: „Wahrlich, der war Gottes Sohn?" Bedenken wir wohl, wie alles Volk auf dem Kalvarienberge vor Zerknirschung des Herzens an die Brust klopfte. — Aber welche Gnaden sind bei seinem Kreuzesopfer nicht erst den Gerechten, seinen Lieblingen, dem unschuldigen Lieblingsjünger Johannes und besonders seiner geliebten Mutter Maria zu Theil geworden! Fast möchten wir alle diese, welche unter dem Kreuze Jesu standen, um dieses große Glück beneiden.

Doch wir sollten wissen, daß Jesus in seiner wunderbaren Liebe dafür gesorgt hat, daß wir eben desselben Glückes theilhaftig werden können, welches jene hatten. Das hl. Meßopfer, welches täglich in unseren Kirchen gefeiert wird, ist nicht blos eine einfache Erinnerung an das Kreuzesopfer, sondern auch ein und dasselbe mit diesem. Wie damals am Kreuze, so opfert Jesus durch den Priester in der hl. Messe denselben Leib und dasselbe Blut seinem himmlischen Vater auf, um die Früchte des Kreuzesopfers uns zuzuwenden. Nur in der Art und Weise der Opferung ist ein Unterschied. Auf dem Altare des Kreuzes war das Opfer ein blutiges, denn damals war er leidensfähig und sterblich. Auf den Altare in unseren Kirchen ist sein Opfer ein unblutiges, weil er, einmal von den Todten glorreich auferstanden, nicht mehr stirbt, und der Tod nicht mehr über ihn herrschen kann. Eines aber bleibt unveränderlich. Eines ist ganz dasselbe bei dem hl. Meßopfer wie bei dem Kreuzesopfer, nämlich die glückliche Liebe in seinem Herzen. Bei jeder hl. Messe brennt er ebenso von Liebe zu uns, wie einst auf Golgatha. Damals trieb die unendliche Liebe zu uns

ihn an, auf dem Kreuzesholze sich auszuspannen und, als Opfer angenagelt, sich erhöhen zu lassen und all' sein Blut bis auf den letzten Herzenstropfen hinzugeben. Getrieben durch diese selbe Liebe, steigt er jetzt täglich an unzähligen Orten als Schlachtopfer für die Sünden der Welt bei der hl. Wandlung auf den Altar herab. Deshalb soll es uns bei der hl. Messe so zu Muthe sein, als ständen wir wirklich unter dem Kreuze und als sähen wir ihn an demselben für uns bluten und sterben, als hörten wir seine letzten Worte und seine letzten Seufzer für uns. Was würden wir ihm gesagt haben, wenn wir wirklich unter seinem Kreuze gestanden hätten? Wir hätten sicher die Gesinnungen seines Herzens gelobt, wir hätten mit ihm dem himmlischen Vater ehrfurchtsvoll das Opfer der Anbetung, des Dankes, der Sühne und der Bitte dargebracht. Wir hätten vor Allem mit Maria Magdalena demüthig ihn um Verzeihung unserer Sünden angefleht. Dieses sollten wir auch bei jeder hl. Messe thun. Vereinigen wir uns in unseren Gesinnungen mit den seinigen, beten wir mit ihm die Majestät Gottes an, danken wir herzlich für alle die zahllosen Wohlthaten, bitten wir um Gnade für uns und die ganze heilige Kirche, besonders aber thun wir Abbitte wegen unserer Vergehungen und flehen wir um Bußgesinnung.

Etwas für das Herz auf Pfingsten.

Der vor mehreren Jahren nach reicher Arbeit im Weinberg des Herrn verstorbene Kardinal Manning von England erzählt: „Als ich noch Anglikaner war, schrieb ich einen Band Predigten. Da kam zu mir eine zwar nicht gelehrte, aber fromme Anglikanerin (englische Protestantin) und bemerkte, sie habe jene Predigten gelesen, aber etwas darin vermißt. Auf meine Frage, was das sei, erwiderte sie, das sei die Lehre über den Hl. Geist. Das war mir ein Zeichen. Jetzt ging ich die ganze Hl. Schrift durch, merkte mir alle Stellen, welche vom Hl. Geist handeln. Und dem fortgesetzten Studium derselben, verbunden mit der Anbetung der dritten Person in der Gottheit, habe ich meine Bekehrung zu verdanken." Manning wurde bekanntlich katholisch, Priester, Erzbischof und Kardinal, ein heiligmäßiger Mann.

Auch heutzutage wird der Hl. Geist viel zu wenig angerufen und doch braucht ihn die Welt so nothwendig. Er allein kann das Antlitz der Erde erneuern. Die vielen Mordthaten, die zahlreichen Selbstmorde, die schrecklichen Unsittlichkeiten, die maßlose Hoffart, die unbändige Genußsucht, die sich immer weiter ausbreitende Glaubenslosigkeit und Gottlosigkeit zeigen, daß der Hl. Geist aus unzählig vielen Herzen und Familien gewichen ist und der böse Geist Einkehr genommen hat. Da ist es doppelte Aufgabe der katholischen Christen, den Hl. Geist anzurufen und anzubeten mit der heiligen Kirche:

Komm, o Geist, mit Deinem Weh'n,
Send uns aus des Himmels Höh'n,
Heilger, Deines Lichtes Strahl!
Armenvater treu und mild,
Gnadenbrunn, der immer quillt,
Licht der Herzen allzumal!

Christi Himmelfahrt.

„Stell himmelwärts, stell himmelwärts
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!"

So heißt es in dem einfach schönen Sinngedicht eines deutschen Bischofs. Himmelwärts richtet sich jetzt vor Allem das Herz; denn der Heimgang des Herrn ist Oeffnung und Weisung des Heimweges für uns. Der Körper des Menschen ist aus Erdenstoff gebildet; aber die Heimat der Seele ist dort, wo der Thron des Schöpfers steht. Wenn nicht die Verbindung mit dem irdischen Körper unsere Gefühle abstumpfte, so müßten wir am Himmelfahrtstage ein wahres Heimweh empfinden.

Aber die Hoffnung wenigstens soll lebendig sein. „Noch am Grabe," sagt Schiller, „pflanzt der Mensch die Hoffnung auf." Der Christ pflanzt sie erst recht am Grabe auf: denn das Grab ist ihm der Anfang des ewigen Lebens. Durch das Grab führt für uns Sterbliche der Weg zum Himmel.

Was unsern körperlichen Organismus angeht, so ist er fortwährend behelligt von unangenehmen und gar schädlichen Naturkräften. Der Körper befindet sich von seinem ersten Schrei an in stetem Kampfe um Sein oder Nichtsein. Es treten Pausen zwischen den Schlachten ein, die erquicklich wirken, aber wegen der steten Fortdauer der Unsicherheit keine vollkommene Glückseligkeit bieten. Und wenn die kurzen Zwischenräume des Wohlbefindens abgerechnet werden, so bleibt vom Leben nur eine Summe von Unbehaglichkeiten, Müdigkeit, Gesundheitssorgen, Gesundheitsstörung, Schmerz und wachsendem Schwächegefühl übrig. Es vergeht selten ein Tag, wo wir nicht den Wunsch empfänden, gesunder zu sein, als wir sind. Alle denkbare Vervollkommnung der gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen wird diese Quelle der irdischen Unglückseligkeit niemals verstopfen können. Auch die Bevorzugten der jetzigen Ordnung, die Alles für ihre Gesundheit thun können, was die Wissenschaft vorschlägt und der Reichthum ermöglicht, auch sie haben ihre Leiden, ihr Siechthum, ihren Verfall. Die Erfahrung aller Jahrtausende zeigt, daß die Körper aller Thiere und aller Menschen unrettbar dem Verwelken und dem Sterben geweiht sind. Daran etwas ändern zu können, darf sich außerhalb des Irrenhauses kein Phantast einbilden. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ergibt sich daraus der harte Schluß: die Erde läßt sich nicht zum Himmel machen! Sie wird ein Krankenhaus und ein Kirchhof bleiben; die Todten werden von Sterbenden begraben und die Kranken werden von Siechen gepflegt.

In der Seele des Menschen stecken böse Triebe, die eine stete Quelle des Unglücks für den Menschen selbst, für seine Angehörigen und seine Umgebung, mittelbar auch für die ganze menschliche Gesellschaft sind. In den sechstausend Jahren der Menschengeschichte und auch in den zweitausend Jahren des Christenthums ist es nicht zur Ausrottung der Leidenschaften, der Sünden, der

Himmelfahrt Jeſu Chriſti.

Thorheiten und Verbrechen gekommen. Wer will uns glauben machen, daß diese Aenderung der Natur der Menschen noch erfolgen werde? Aber wenn sie nicht erfolgt, bleibt die Erde ein Jammerthal — mag man sonst in Wissenschaft und Staatskunst noch so große Fortschritte machen.

Wer sein Herz nicht himmelwärts stellt, muß der Verzweiflung zutreiben. Aber wer auf das vollendete Glück im Jenseits hofft, wird mit frischem Muth und flotter Hand mitarbeiten an der möglichst guten Gestaltung des irdischen Geschickes. Denn die himmlischen Gedanken schließen nicht die irdischen Pflichten aus; sie heben uns nicht in die Lüfte, aber sie halten uns oben in den Wogen irdischer Trübsal und erleichtern uns das Schwimmen zum Gestade der Glückseligkeit.

Die Erde läßt sich nicht zum Himmel machen; aber ein Stückchen Himmelsfrieden läßt sich vorzeitig herabziehen in das brave Menschenherz — gemäß der Weihnachtsverheißung: Friede den Menschen, die eines guten Willens sind. Es ist eine winzige Anzahlung, ein schwacher Vorgeschmack, aber doch das Köstlichste, was auf Erden zu haben ist.

Das Himmelfahrtsfest fällt in die Zeit, wo die Natur ihre Lieblichkeit und Schönheit am besten entfaltet. In den Genuß der Herrlichkeiten der Natur will sich stets der Gedanke an die Vergänglichkeit, an Winter und Tod störend hineindrängen. Der Christ wehrt diesen Stachel ab mit der trostreichen Empfindung, daß droben ein ewiger Frühling herrscht, dessen schwaches Vorbild der irdische ist. Das Licht des Himmelsglaubens hebt die Schatten der irdischen Dinge.

Das Gebet eines Vaters.

„Am 7. Juni 1884," so schreibt ein Ordenspriester, „es war gerade am Tage meiner Priesterweihe, erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in welchem unter Anderm Folgendes stand: ‚Vom Tage Deiner Geburt an bis auf den heutigen habe ich alle Tage ein Ave Maria für Dich gebetet in der Meinung, die Mutter Gottes möge doch bewirken, daß Du Priester werden oder früh sterben möchtest, wenn Dir etwas Anderes nicht zum Heile gereichen sollte.' Dankend habe ich meinem Vater geantwortet und ihn gebeten, er möge fortfahren, das Ave Maria alle Tage für mich zu beten, damit ich ein guter Priester würde, ein Priester nach dem Herzen Jesu. Ich schreibe es diesem Ave Maria zu, daß ich nicht blos Priester, sondern sogar Ordenspriester und Missionär geworden bin. Dann habe ich meinen Vater ersucht, er möge durch das Ave Maria Gott bitten, daß ich mich mit allen Kräften für die Rettung der Seelen und zum Wohle der armen Mitmenschen Gott beständig aufopfere."

— Es gibt drei Gattungen von großen Menschen: Einige sind groß vor sich selbst, Andere sind groß vor den Menschen, und wieder Andere sind groß vor Gott. Letztere sind eigentlich die einzigen großen Menschen.

Glückselige Pfingsten!

Das goldene Buch der Hl. Schrift erzählt uns in seiner schlichten und doch das ganze menschliche Herz in allen seinen Fasern erfassenden Weise, daß unter Sturm und Wettergetöse der Geist Gottes über das Haus herniedergekommen sei, in dem die Jünger des Herrn der Erfüllung der Versprechen des Meisters warteten:

„Da horch, ein Säuseln hebt sich leicht;
Es schwillt und schwillt und steigt wie Sturmesbrausen!"

Kommt nicht mit jedem Jahr auf's Neue ein heiliger Himmelsgeist im Braus der Stürme und der Wetter zu unserer Erde nieder und weckt mit warmer Himmelsgluth in Flur und Hain das junge Grün, die knospenden Blüthen, die farbenprächtigen Blumen, wahrhaft in ihrer Art auch Jünger des Herrn, die erst zaghaft sich verbergen, dann aber mit einem Mal die Hülle brechen und in allen Sprachen der erstaunten Welt die unendliche Liebe und Allmacht Gottes predigen!

Das muß ein Herz sein, ganz vom Freudennetz der Welt umsponnen, das muß ein Herz sein vom Hochmuthsgeiste der abgefallenen Engel, die sich selber wie Gott dünkten, ganz erfüllt, wenn in diesen Tagen, wo der schönste Abglanz des Himmels sich auf Erden wiederspiegelt, der neubelebende Geist nicht auch bei ihm Einkehr hält, wenn das heilige Feuer in der Seele nicht eine neue Flamme entzündet zur Begeisterung für die unumstößlichen Wahrheiten des Christenthums.

Große Geister dünken sich diejenigen, die mit viel Kunst und Geschick die ganze Natur in Klassen und Systeme vertheilen, den menschlichen Körper in seine einzelnen Theile zerlegen und sich dann im Gelehrtenstolze rühmen, sie seien keinem Gott begegnet, es sei ihnen keine Seele unter das Seziermesser gekommen.

Verblendete Geister dies, die über das eigene arme „Ich" nicht hinauszuschauen vermögen und das geheime Weben und Wirken der göttlichen Vorsehung verkennen, die bis zum kleinen Blumenstäubchen Alles vorgesehen, die alles Irdische so wundersam in ewiger Voraussehung angeordnet hat, daß das wechselnde Naturleben, wie es sich im Kreislaufe des Jahres vollzieht, nur einen immergrünen Kranz bildet, der sich um die großen Geheimnisse des christlichen Glaubens herumrankt.

Pfingsten, glückselige Zeit, wer wollte mit den schwärmenden Naturphilosophen allein das Auge an den lachenden Fluren erfreuen, wen drängte es nicht wie einst die Apostel zur geheiligten Stätte, an der in Feuerzungen der Hl. Geist herniedersteigt und die Herzen erfüllt mit christlicher Begeisterung, mit seiner Gnaden siebenfachen Strahl, um dann hinauszutreten neugestärkt in den Kampf des Lebens, dem endlich nur die ewige Krone

winkt, wenn er getreu den Lehren der Kirche ausgefochten ward im christlichen Geiste mit christlichem Muthe.

O heller Orgelton, o starker Glaubensgang, o süßer Weihrauchsduft, o selige Gottesnähe unserer Kirche, wie erfüllst du die Brust mit wundersamen Gefühlen und machst, daß Herz und Aug' und Sinn zugleich ein fröhlich Pfingsten, eine segensvolle Herabkunft des Hl. Geistes feiern können, der nach der Kirche Wort: „Das Angesicht der Erde erneuern wird."

Allerdings, wo jedes Geschöpf im übervollen Leben steht, da mag des Dichters Wort auftauchen:

„Mir scheint es fast, als sei die Welt,
Zur steten Rast für mich bestellt!"

Und doch wie bald mahnt uns Alles, daß es anders ist und wie Recht müssen wir dem Sänger geben, der sagt:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, überm Strom der Zeit."

„Ein Pilger auf dem Strom der Zeit!" — Wie paßt das Bild so gut für unsere Tage, wo hoch die Wogen sich ringsum aufthürmen, Gefahr drohend nicht dem Einzelnen nur, der im schwanken Kahn dahingleitet, nein, wo ein wilder Stromwirbel vor uns Allen gähnt, der zu verschlingen sucht Alles, was unserm christlichen Herzen lieb und theuer ist.

Darin liegt gerade das Unheil unserer Zeit, daß sie den Geist, der immer wieder in nie endender christlicher Liebe zur Erde kommt, nicht versteht, sich ihm verschlossen zeigt und Hohn und Spott statt offene Herzen ihm entgegenhält. Da liegt wahrhaft mehr als einen harten Winters Schnee und Eis aufgehäuft. Das Gift eines ganzen Jahrhunderts hat die Kruste über weite Schichten des Volkes gezogen, und zum Verzweifeln wäre es geradezu, wenn nicht die Allmacht Gottes und seine endlose Liebe Trost und Hoffnung versprächen. So hart aber ist keines Eises Rinde, der Gottesgnade Sonnenstrahl kann sie erweichen, so verfinstert ist kein Menschenherz, das Himmelslicht kann seinen Weg hinein finden und alle Nebel zerstreuen:

„Sein Geist ist treu und voll Geduld,
Voll Mitleid stets und stets voll Huld,
Will nie sich von uns wenden."

Wie war ehedem die Schaar der Jünger des Herrn zaghaft, wie war sie klein, als sie im engen Hause versammelt war, des Augenblicks gewärtig, wo sie ausziehen sollte, eine ganze widerstrebende Welt zu erobern.

Und wie treten sie wunderthätig hinaus vor das Volk, nachdem der göttliche Funken sie getroffen, wie wuchs ihr Glaubensmuth, wie erstarkten und vermehrten sich ihre Jünger, wie zogen sie aus, von lebendigem Geiste Gottes getrieben, opferten selbst im heiligen Opfersinne aufjubelnd ihres Lebens letzten Blutstropfen, um die edle ausgestreute Saat zu herrlicher Blüthe zu treiben.

Soll nicht auch uns, die wir mit tausend Gnadenschätzen der Kirche ausgestattet sind, soll nicht auch uns beim heiligen Pfingstfeste ein Funke jenes apostolischen Geistes erwärmen und begeistern, den Kampf gegen das auftretende neue Heidenthum aufzunehmen, in der Gesellschaft, in der Familie, in uns selbst?

Folgen wir dem Mahnrufe Leo XIII., seligen Andenkens, der zu Pfingsten so oft in herrlichen Worten sich an die gläubige Christenheit wandte, die Novene zum Hl. Geiste mit besonderen Abläſſen bereicherte. Laſſen wir uns anwehen von dem Geiste heiliger Begeisterung, damit von demselben nicht nur unser eigenes Herz erfüllt werde, sondern, daß wir im harten Kampfe der Zeit ein gefügig Werkzeug seien des Geistes, der das Angesicht der Erde erneuern wird, auf daß ein glückselig Pfingsten werde aller Welt!

Pfingstprozessionen in England.

Es ist für den Fremden geradezu überraschend, die Art und Weise zu beobachten, wie in Lancashire und besonders in Manchester die Pfingstwoche gefeiert wird. Weder in Deutschland noch in den übrigen Ländern des Kontinentes ist dergleichen zu sehen. Während dort der geschäftliche Verkehr nur für Pfingstsonntag und höchstens noch für Pfingstmontag aufgehoben ist, wird hier derselbe mehr oder weniger für die ganze Woche unterbrochen. Alle Geschäfte und Fabriken sind geschlossen. Jedermann hat seine holy day (Ferien). Der reiche Mann reist mit seiner Familie nach London oder zum Kontinent. Der weniger bemittelte Kleinkrämer öffnet nur Morgens auf einige Stunden seinen Laden und macht Nachmittags Ausflüge. Die Straßen der Stadt sind fast menschenleer und im Vergleich zum sonstigen großartigen Geschäftsverkehre wie ausgestorben. Dagegen sind die Bahnhöfe von Menschen überfüllt, welche ungeduldig auf die in die Vororte abgehenden Züge warten oder müde von ihren Vergnügungstouren zurückkehren. Der Sport ist während der ganzen Woche auf der Höhe, und überall werden Wettspiele veranstaltet.

Diese Ferienzeit wird sowohl von Protestanten als von Katholiken zu einer großartigen religiösen Prozession benutzt. Beide Konfessionen veranstalten einen Festzug, die erstere am Montag, die Katholiken Freitags. Uebertrifft der protestantische Festzug den katholischen an Zahl, was sehr natürlich ist, da England ein protestantisches Land ist, so verdient, was Ordnung und Schönheit anbelangt, selbst nach dem Urtheile der Gegner, der katholische entschieden den Vorzug. Vor ungefähr 100 Jahren war der Katholizismus

in Manchester fast nichts. Nur im Geheimen konnten die wenigen Katholiken ihre religiösen Andachten verrichten. Ein Färbereigebäude diente ihnen als Kapelle. Kein ständiger Seelsorger war hier, und nur einmal im Monate kam ein Priester aus Macclesfield nach Manchester, um den hirtenlosen Schäflein geistige Nahrung zu bringen und sie im Glauben zu stärken.

Das war die katholische Kirche in Manchester im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Und heute! Ueber 20,000 Schulkinder, Marienvereine, Bruderschaften und Kongregationen ziehen vom Rathhause aus in geschlossenem Zuge durch die Stadt. Einen überwältigenden Eindruck macht es auf jeden Katholiken in dem protestantischen England eine solche gewaltige katholische Kundgebung zu sehen.

Dieselben Rechte, deren sich die Protestanten bei ihrem Umzuge erfreuen, genießen die Katholiken. Der große Platz vor dem Rathhause (Albert Square) wird durch Polizisten vom frühen Morgen ab zur Aufstellung der Prozession frei gehalten. Jeder Verkehr in den Straßen, welche der Zug passirt, wird polizeilich aufgehoben. Alle fünf Schritte sieht man zu beiden Seiten der Straße einen Polizeibeamten, die schauluſtige von allen Seiten herbeigeströmte Menschenmenge (natürlich meistens Protestanten) in Ordnung zu halten. Alle Züge bringen eine große Menge Neugieriger von nah und fern. In dichtgedrängten Reihen stehen die Leute zu beiden Seiten der Straßen, um die Roman Catholic Whit-Friday-Procession (katholische Pfingstfreitags-Prozession) zu schauen.

Gegen halb 9 Uhr begann, so schreibt ein Augenzeuge, der große Marktplatz sich zu füllen. Von allen Seiten kamen die einzelnen Pfarreien mit Musik und Fahnen heran. Um 9 Uhr hatten bereits 22 Pfarreien Aufstellung genommen. Die Musik spielte jetzt das Lied "Faith of our Fathers" und tausend und abertausend katholische Männer, Frauen und Kinder begannen zu singen: „Glaube unserer Väter! Noch bist du hier lebendig, trotz Feuer, Schwert und Kerker u. s. w." Wie ein inniges Gebet für die Bekehrung der umstehenden zuschauenden Protestanten schloß das Lied mit der dritten Strophe in der Uebersetzung etwa so: „Glaube unserer Väter! Marias Fürsprache soll unser Land zu dir zurückbringen, und England soll dann in der That frei sein durch die Wahrheit, die von Gott kommt."

Nach Absingung dieses Liedes ertheilte der Oberhirt der Diözese, Dr. Casartelli, den bischöflichen Segen, und der ungeheure Zug setzte sich in Bewegung. Das Kreuz, im katholischen Frankreich aus der Oeffentlichkeit verbannt, wurde hier im protestantischen England jeder einzelnen Pfarrei von Meßdienern in rothen oder blauen Talaren und weißem Ueberwurf vorangetragen. Dann folgte jedesmal ein Musikkorps. Hinter dem Kirchenbanner der jeweiligen Pfarrei schritt die betreffende Pfarrgeistlichkeit. Dann kam eine große Schaar Blumen tragender weißgekleideter Mädchen, es folgten die Schulkinder, Jungfrauen-Kongregationen, Jünglings- und Männervereine. Sämmtliche Pfarreien hielten mehr oder weniger dieselbe Ordnung inne. Die italienische Kolonie, eine mit Blumen reich geschmückte Kolossalstatue der Madonna tragend, beschloß den imposanten Zug, welcher im Vorbeimarsch

zwei Stunden in Anspruch nahm. Eine gewaltigere Kundgebung der Katholiken dürfte wohl in überwiegend protestantischen Gegenden nicht vorkommen. Die Ruhe und Ordnung wurde durch nichts gestört. Die Zeitungen der Stadt Manchester, auch die protestantischen, widmen dieser großartigen katholischen Kundgebung Worte der Bewunderung und Anerkennung.

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?

an darf und kann getrost die unbestrittene Behauptung aufstellen:

Die Familie ist ein unentbehrlicher Grundpfeiler

jedes geordneten Staatswesens. Wir sagen unbestrittene Behauptung, denn selbst die Sozialisten wagen es nicht, dieselbe zu beanstanden, wenigstens nicht theoretisch oder direkt. Ja, der Sozialist Kautzky z. B. stellt sich ganz entrüstet über solchen gegen die Sozialdemokratie gemachten Vorwurf, als ob sie an ein gesetzliches Verbot, oder eine gewaltsame Auflösung der Familie auch nur denke. „Nur die gröbste Fälschung," sagt er, „kann ihr diese Absicht unterschieben, und nur ein Narr kann sich einbilden, daß eine Familie durch Dekrete geschaffen oder beseitigt werden könne." Nun gut, man kann diese Entrüstung nur loben. Allein, trotzdem bleibt wahr, daß die Auflösung der Familie eine ganz nothwendige Folge der sozialistischen Grundsätze und Forderungen ist. Und dieses können die Sozialisten, selbst Kautzky nicht ausgenommen, nicht so leicht, nicht so mir nichts dir nichts leugnen. Nicht wahr,

Die Ehe ist die Wurzel und Grundlage der Familie?

Wer nun das Eheband auflöst, der zerstört doch folgerichtig auch die Familie. Der Sozialismus aber mit seiner Gleichheitstheorie löst die Ehe auf; er entwürdigt die Ehe zu einem auf reiner Willkür und Laune beruhenden Liebesverhältniß; oder, um deutlich zu sein und ja nicht mißverstanden werden zu können, er lehrt und befördert ausdrücklich, frei und offen die „freie Liebe". Wollen oder können die Sozialisten wohl auch dieses bestreiten oder leugnen? Goldsmith z. B. in seinem Buche: „Sozialismus, die Nation vaterloser Kinder", gibt über diese Antwort vollkommenen Aufschluß. Jawohl, der Titel des Werkes ist schon mehr als genügend, und man kann sich denken, was das Buch sagt und enthält, ohne es zu lesen. Ist am Ende gerade so gut oder gar noch besser, wenn man es gar nicht liest!

Allein, zum Beweise, daß wir den Sozialisten gar kein Unrecht anthun, müssen wir denn doch noch etliche ausdrückliche Zeugnisse derselben anführen. Wir thun es zwar ungern, weil eben diese Zeugnisse nicht so gar schön lauten und noch weniger erbaulich sind. Wir sind also dazu gezwungen, um allen und jeden Verdacht der Unehrlichkeit oder falscher Verdächtigung und falschen Vorurtheiles auf unserer Seite gegen die Sozialdemokratie abzulenken. Die Leser können dann schon selbst urtheilen. Am Gesang und am Gefieder erkennt man ja den Vogel!

Marx faselt von einer entscheidenden Rolle, welche die moderne Groß-Industrie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechtes in gesellschaftlich organisirten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens zuweist, welche die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beiderlei Geschlechter erziele. Und ganz unumwunden erklärt er dann noch: es sei albern, die christlich germanische Form oder irgend eine andere Form der Familie für absolut zu halten.

Was mag, was kann nun diese Rolle „jenseits der Sphäre des Hauswesens" und diese „höhere Form der Familie und des Verhältnisses beiderlei Geschlechter" sein? Die Sozialdemokraten sollen uns selbst die Antwort geben!

Das Erfurter Programm verlangt „Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung dem Manne unterordnet". Dies freilich ist so eine allgemeine Phrase, sieht noch recht unschuldig aus. Vorsichtshalber wickelt man den Limburger recht schön und bedenklich ein! Aber der Sozialist Bebel ist ehrlich genug, frei und frisch, offen und unverblümt von der Leber zu sprechen: „In der Liebeswahl," sagt er in seinem Werke über die Stellung der Frau in dem sozialistischen Zukunftsstaate, „ist sie frei so gut wie der Mann; sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischenkunft irgend eines Funktionärs, wie die Ehe bis in's späte Mittelalter ein Privatvertrag war. . . . Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können als über jeden andern Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebes. Er hat Niemanden darüber Rechenschaft abzugeben, ein Unberufener hat sich da nicht einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit werden die rechte Wahl erleichtern und leiten. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung, Abneigung heraus, so gebietet die Moral (so?) das unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verhältniß zu lösen."

Ganz im ähnlichen Tone reden auch noch andere Sozialisten, wie Engels, Stern, Liebknecht u. s. w. Heißt das aber nicht der „freien Liebe" das Wort reden? Ja, was bleibt dann noch von der Ehe, wenn die Gatten, Mann und Frau, jeder Laune und augenblicklicher Abneigung, Enttäuschung oder oftmals nur eingebildeter Unverträglichkeit folgend, auseinander laufen können? Die Vortheile, die Vergnügen des Ehestandes sucht man, will oder soll man

genießen; aber keine Sorgen, keine Verantwortung, keine Pflichten desselben übernehmen, noch zu üben verpflichtet sein!

Angeführte Zeugnisse genügten schon zu beweisen, daß der Sozialismus die Familie, diesen Grundstein der gesellschaftlichen Ordnung, zerstöre. Doch, wir behaupten und beweisen auch noch, daß der Sozialismus

. seiner Natur nach .

die Familie zerstören muß. Wir werden das gleich sehen.

Einheit und Unauflöslichkeit sind Grundbedingungen der Ehe; aber diese lassen sich bei den atheistisch-materialistischen Grundsätzen des Sozialismus gar nicht denken. Das höchste Ziel des Menschen setzt der Sozialismus in möglichst viel irdischen Genuß. Der Mensch lebt, um zu genießen, sagt und verlangt er. Wird man ihn nun unter das schwere Joch der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe zwingen wollen oder können, und vorzüglich dann, wenn er mit einer Person zusammenleben soll, die er gar nicht lieben mag, nicht mehr leiden kann, die vielleicht mit einer langwierigen oder sogar ekelhaften Krankheit behaftet wird, oder sich vielleicht auch noch eines schweren Vergehens zu Schulden kommen läßt? Sehr bedauernswerth sind jetzt schon die vielfachen Ehescheidungen, und zwar aus den oft unscheinbarsten, ja oftmals fast lächerlichen Gründen und Ursachen. Was ist jedoch erst dann zu erwarten, wenn einzig nur die Genußsucht als höchstes Ziel des Menschen anerkannt und verkündet wird? Was will ein kräftiger und gesunder Mann mit einer gebrechlichen und kränkelnden Frau, oder umgekehrt eine lebenslustige Frau mit einem kränklichen Mann? Warum soll sich ein friedliebender Mann mit einem zänkischen Weibe seine Lebtage lang herumbalken und sich so das Leben verbittern? Warum soll eine arbeitsame und strebsame und sparsame Frau mit einem Faulenzer und Verschwender, sogar Spieler und Trunkenbold zusammenleben? Das sind beispielsweise nur angedeutete und einigermaßen doch noch vorzuschützende Gründe; aber im Sozialismus brauchen nicht einmal diese in Betracht zu kommen. Denn die Frau ist so frei wie der Mann, und wenn sie einander müde sind oder einander nicht mehr mögen, so können sie einfach von einander laufen und eine andere Partie machen, welche dann halt eben auch so lange nur wieder besteht, als Beiden es gefällt, oder sie miteinander das Leben genießen!

Nein, wo keine höhere, keine edlere Motive, kein höheres Ziel als möglichst viel irdischer Genuß zu Grunde liegen, und die Eheleute beseelen, da kann unmöglich von einer Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe die Rede sein; läßt sich einfach gar nicht denken.

Von denen, welche nicht zufrieden, für sich allein zu leben, auch liebevoll ihren Mitmenschen in mannigfacher Art Dienste erweisen, kann man sagen, daß sie einer Quelle gleich sich mittheilend, hinfließen; zerfließen aber werden jene, welche in sehr reichem Maße ihrem Nächsten Hilfe und Beistand gewähren; ganz zerfließen endlich werden solche, welche sich vollkommen im Dienste Anderer verzehren und erschöpfen. Segneri.

Der hl. Johann von Kanti.

Gar häufig bläht die Wissenschaft auf und führt von Gott ab, während doch die Talente eine Gabe Gottes sind und zum Danke verpflichten sollten. Um so ehrenvoller erscheint es, wenn ein Mensch zu den fünf Talenten, welche ihm der Herr anvertraut, noch fünf andere hinzugewinnt und diese zur Verherrlichung seines Schöpfers und zum Heile der Menschheit verwendet. Ein solch' treuer Verwalter der ihm anvertrauten Talente war der hl. Johannes von Kanti. — Aus vornehmen Geschlechte entsprossen und mit vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ausgestattet, vollendete Johannes von Kanti seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität Krakau und zeichnete sich durch Fleiß und staunenswerthe Fortschritte, wie durch

Der hl. Johannes, Priester und Professor der Theologie.

Tugend und Frömmigkeit aus, so daß er bei seinen Lehrern und Mitschülern sehr beliebt war. Als er in den Priesterstand eingetreten war, ernannte ihn sein Bischof zum Professor an der Hochschule zu Krakau. Seine gründliche Gelehrsamkeit, seine glühende Begeisterung für seinen heiligen Beruf und sein seelenvoller Vortrag erwarben ihm die Liebe seiner Mitschüler, und sein edles Beispiel eiferte gewaltig zur Nachahmung an. Weil man ihm viele Ehre erwies, reiste er in den Ferien gewöhnlich in entlegene Gegenden, und freute sich, wenn er wegen seiner ärmlichen Kleidung unerkannt blieb und Verachtung und Beschimpfung zu erleiden hatte.

Johann hegte eine besondere Vorliebe für die Armen. Als er einst mit seinen Zöglingen zu Tische saß und das Fleisch unter sie vertheilte, bemerkte er einen Bettler an der Thüre. Sogleich gab er ihm das Stück Fleisch, welches er selbst essen wollte. Während er aber dem Bettler dieses Stück Fleisch hinausbrachte, nahmen die Studenten mit Staunen wahr, daß plötzlich wieder dasselbe Stück auf der Schüssel lag, welches der Heilige eben fortgetragen hatte. Der Heilige nahm es mit Freuden als ein Geschenk der göttlichen Vorsehung an und verspeiste es mit Dank gegen Gott. Zum Andenken an dieses wunderbare Ereigniß lud man fortan täglich einen Armen zu Tisch, und wenn ein Armer an der Thür erschien, mußte einer der Zöglinge ihn dem Vorsitzenden melden, worauf dieser ihn mit Ehrfurcht aufnahm, indem er sagte: „Christus kommt." Nebst Speise wurden auch Kleider vertheilt. Johann behielt von seiner Besoldung nur den kleinsten Theil zu seinem Lebensunterhalt, für das Uebrige kaufte er Kleider, Schuhe und Lebensmittel für Bedürftige. Sah er auf der Straße einen Armen ohne Schuhe, dann zog er seine eigenen aus, ließ seinen Mantel bis zur Erde herabhängen und ging barfuß nach Haus.

Einige Zeit verwaltete er mit großem Seeleneifer die Pfarrstelle zu Ilkusch und erweckte in den Pfarrkindern durch sein zündendes Wort und sein edles Beispiel einen lebendigen Glauben und tiefe Gottesfurcht. Sehr viele entsagten ihren Lastern und bösen Gewohnheiten und folgten ihrem Seelsorger in seinen schönen Tugenden. Aber sein zartes Gewissen hielt die Seelsorge für ein zu verantwortliches Amt. Deshalb übernahm er wieder sein Amt als Lehrer an der Hochschule. Als solcher unternahm er mehrmals eine Wallfahrt nach Rom, einmal sogar nach Jerusalem, um, wie er sich äußerte, die Strafen, welche ihm im Fegfeuer gebührten, dadurch abzubüßen. In den letzten dreißig Jahren seines Lebens enthielt er sich von allen Fleischspeisen. Wie Johannes von Kanti heilig gelebt hatte, so starb er auch heilig im Jahre 1473, im Alter von 71 Jahren. Nach seinem Tode ereigneten sich auf seine Fürbitte viele Wunder, weshalb er nach genauer Untersuchung von Papst Klemens XIII. heilig gesprochen wurde.

Rief Gott zum Zeugen an und wurde vom Schlage getroffen.

Aus Muskegon wird unter 3. März 1905 berichtet: Julian David, ein bejahrter Veteran, rief gestern im Gericht Gott als Zeugen an, daß er von einem Polizisten ungerechter Weise verhaftet wurde und stürzte gleich darauf vom Schlage getroffen zu Boden. Der Polizist hatte behauptet, David habe lästerliche Reden geführt und dieser erklärte, solches nie in seinem Leben gethan zu haben, deshalb könne er auch nicht schuldig plaidiren. Darauf erhob er seine rechte Hand in dramatischer Weise in die Höhe und rief Gott zum Zeugen an, daß er die Wahrheit gesprochen, um unmittelbar zusammenzubrechen. Sein Zustand ist jetzt bedenklich.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Mein Besuch im Indianer-Departement zu Washington. — Unterredung mit dem neuen Indianer-Kommissär. — Meine Gesuche gewährt. — Pueblo-Indianer in der Hauptstadt. — Mein Besuch beim Präsidenten Roosevelt. — Dessen reges Interesse für die Indianer. — „Tribal Funds". — Vater Ketcham von den Demokraten abgewiesen. — Unterstützung von Seiten der Republikaner. — Kabinets-Versammlung. — Entscheidung des General-Anwaltes. — Präsident Roosevelts Entscheidung zu Gunsten der katholischen Indianer-Schulen.

Miß Anna McGinn, Gibson, New Mex. Mining Camp in der Nähe von Gallup, N. M.

Meinem im vorletzten Artikel gemachten Versprechen gemäß will ich dieses Mal meine Erlebnisse und Erfahrungen in Washington über die Navajos und die Indianer im Allgemeinen erzählen.

Unser hochw. P. Beda, Kommissär des Hl. Landes, führte mich bei seinem Freunde, dem Gehilfssekretär des Innern, Herrn Melville Miller, ein, der mir schon früher auf Empfehlung des hochw. P. Beda hin behilflich gewesen, und so freundlich war, mir die Versicherung zu geben, daß er auch fernerhin seinen Einfluß zu Gunsten unserer Mission verwenden wolle.

Am folgenden Tage begleitete mich der hochw. Vater Ketcham, Direktor des Bureau für katholische Indianer-Missionen, nach dem Indianer-Departement, um mich dem neuen Indianer-Kommissär, Francis E. Leupp, vorzustellen. Als wir dort anlangten, hieß es, der Indianer-Kommissär sei ungemein beschäftigt; thatsächlich wartete eine beträchtliche Anzahl Besucher auf ihn, darunter der Häuptling der Creek-Indianer aus dem Indianer-Territorium, mit dem wir uns längere Zeit unterhielten. Derselbe ist eine imposante Gestalt und spricht ein feines Englisch. Er war kurz vorher an der Spitze einer Delegation in Washington erschienen, um über die Vertheilung ihrer Ländereien zu unterhandeln. Darauf stellte mich Vater Ketcham dem Herrn Dortch vor, der die verschiedenen Anstellungen im Indianer-Dienste zu besorgen hat und uns sehr gewogen ist. Ich besuchte ihn später wieder und hatte mehrere längere Unterredungen mit ihm, von denen ich mir manches Gute für die Zukunft verspreche. Als ich endlich den Indianer-Kommissär zu sehen bekam, sagte ich ihm, er sei ja eben sehr beschäftigt und ich könne zu irgend einer anderen Zeit vorsprechen; darauf lud er mich ein, Nachmittags um zwei Uhr zu ihm zu kommen. Zur genannten Stunde hatte ich denn auch eine längere Unterredung mit ihm über unsere Mission, über die obwaltenden Verhältnisse unter den Navajos und über deren Bedürfnisse. Die Navajos waren ihm nicht ganz unbekannt, denn

vor ungefähr neun Jahren hatte er Fort Defiance einen Besuch abgestattet und sich längere Zeit bei unserem Freunde, Herrn Lorenzo Hubbell, aufgehalten. Letzterer hatte ihm kurz vorher einen sehr freundlichen Brief geschrieben, in dem er unser Wirken unter den Navajos sehr lobend erwähnte; außerdem hatte er mir ein Begleit-Schreiben an denselben mitgegeben. Das trug sicherlich nicht wenig dazu bei, daß der Indianer-Kommissär mich so freundlich empfing und meine Gesuche praktisch gewährte. Es war mir besonders darum zu thun, von ihm die Erlaubniß zu erhalten, den Indianer-Schülern zu Fort Defiance in der Indianer-Sprache religiösen Unterricht ertheilen zu dürfen, denn verschwindend wenige verstehen englisch genug, um den Religionsunterricht in dieser Sprache zu verstehen. Der Indianer-Kommissär ging ohne

Gekaufte Navajo-Kinder der St. Michaels Schule, zu St. Michaels, Ariz.

Schwierigkeit auf dieses Gesuch ein. Als ich ihn, um späteren Einwänden vorzubeugen, darauf aufmerksam machte, daß es gegen die Regeln des Indianer-Departements verstoße, irgend eine andere als die englische Sprache in den Indianer-Schulen zu dulden, sagte er, ob es wirklich gegen die Regeln verstoße, wisse er nicht, da er erst vor wenigen Tagen sein neues Amt angetreten; aber selbst wenn es gegen die Regeln verstoßen sollte, werde er uns doch die diesbezügliche Erlaubniß geben, denn nach seiner Ansicht gebe es viel wichtigere Dinge als die Frage, welcher Sprache sich die Indianer bedienten oder ob sie ihr Haar kurz oder lang trügen. Letztere Bemerkung war ein Seitenhieb auf seinen Vorgänger, der bekanntlich vor einigen Jahren den Befehl ergehen ließ, alle männlichen Indianer müßten ihre Haare schneiden lassen. Darauf suchte ich ihn über den schlimmen Einfluß der Medizinmänner auf

ihre Stammesgenossen aufzuklären und ihn zu bestimmen, mehr Aerzte nach der Navajo-Reservation zu schicken, damit die Indianer in Krankheitsfällen sich an diese, statt an ihre Medizinmänner, wenden könnten. Außerdem wäre es mir lieb, sagte ich ihm, wenn zwei Aerzte zu Fort Defiance wären, damit der eine derselben sich mehr unserer Schüler und jener Indianer annehmen könne, die auf unsere Empfehlung hin sich an einen weißen Arzt wenden wollten. Auch auf dieses Gesuch ging er ein, wenn der Indianer-Agent das Gesuch einreiche und Geld genug vorhanden sei, um einen zweiten Arzt zu besolden.

Den geehrten Lesern des „Sendbote" ist es nicht unbekannt, wie zerstreut und weit von einander die Navajos wohnen; selbst in der Nähe unserer Mission wohnen nur wenige. Allerdings liegt östlich und südöstlich von unserer Mission und in unmittelbarer Nähe derselben ein großes, fruchtbares Thal; aber damit es besiedelt werden kann, müßte die Regierung einen Damm und einen Berieselungs-Graben bauen, was mehrere tausend Thaler kosten würde. Da nun dieses Thal außerhalb der Reservation liegt, hatte ich alle Ursache, zu fürchten, der Indianer-Kommissär werde dieses Gesuch rundweg abschlagen; das that er jedoch nicht, sondern gab mir alle Hoffnung, daß wir in nicht allzuferner Zukunft eine große Indianer-Niederlassung in unmittelbarer Nähe unserer Schule haben werden. Als ich jedoch auf das Chin Lee Thal zu reden kam und ihn über die in Aussicht gestellte Kostschule daselbst befragte, sagte er ohne alles Zögern, er glaube nicht, daß die Schule je gebaut werde; er sei ganz und gar gegen die Erweiterung des gegenwärtigen Systems der Kostschulen für die Indianer; er glaube nicht, daß die Indianer-Kinder von ihren Eltern getrennt werden sollten. Das war für mich eine willkommene Neuigkeit, denn wenn dieses System nicht weiter ausgedehnt wird, so gibt das uns mehr Spielraum; und wenn die Regierung im Chin Lee Thale keine Kostschule errichtet, so werden wir, sobald das thunlich ist, dort eine Tagschule gründen. Ich hatte also alle Ursache, mit meinem Besuche beim Indianer-Kommissär zufrieden zu sein. Natürlich besuchte ich auch andere Beamte des Indianer-Departements, darunter Herrn Hinton, der an der Spitze des Berieselungs-Departements für die verschiedenen Reservationen steht, und mir die Berichte und Pläne für die verschiedenen Berieselungs-Systeme auf unserer Reservation zur Durchsicht anbot, ebenfalls Estella Reel, Superintendentin aller Indianer-Schulen, die letzten Herbst unserer Schule einen Besuch abgestattet hatte und unseren Missionen und Schulen sehr geneigt ist. Auch verbrachte ich einen Abend mit einem alten Bekannten, dem Superintendenten der Regierungs-Schule zu Santa Fé, Herrn Crandall, der mit einer Delegation Pueblo-Indianer aus New Mexiko nach Washington gekommen war, um die genannten Indianer von der Verpflichtung, Abgaben an die territoriale Regierung zu zahlen, befreit zu sehen. Das Gericht von New Mexiko hatte nämlich entschieden, daß die Pueblo-Indianer Bürger der Vereinigten Staaten seien, und deshalb Abgaben bezahlen müßten. Da es den Indianern unmöglich gewesen, besonders die rückständigen Steuern zu bezahlen, lag die Gefahr nahe, daß die ihnen von den Spaniern übergebenen Ländereien verkauft und

sie so ihres Heimes beraubt würden. Die Geschichte hatte viel böses Blut verursacht, und manche Indianer hatten schon im Sinne, nach Alt-Mexiko zu ziehen, wo ihre Rechte besser respektirt würden, um daselbst ein neues Heim zu gründen; jedoch gelang es Herrn Crandall, mit Hilfe einflußreicher Freunde, eine Bill passiren zu lassen, welche die Pueblo-Indianer von allen rückständigen und zukünftigen Abgaben befreite.

Last but not least stattete ich sodann unserem Präsidenten Roosevelt einen Besuch ab. Der Kongreß-Delegat von New Mexiko, Herr Rodey, hatte die Güte, mich bei ihm einzuführen und mich ihm vorzustellen. Der Empfang war ein recht herzlicher. Ich sagte ihm, die Indianer würden es mir nie ver-

Klassenzimmer in der Negerschule zu Rock Castle, Va.

zeihen, wenn ich von Washington abreiste, ohne ihren großen Vater besucht zu haben. Er belobte unser segensreiches Wirken unter den Halbwilden des Südwestens, und als ich ihm für das lebhafte Interesse, das er den Indianern entgegenbringt, meinen Dank aussprach, sagte er, er nehme mehr Interesse an den Indianern, als an irgend einer anderen Volksklasse, weil diese armen Leute es eben mehr bedürfen. Das war übrigens keine leere Phrase, denn, abgesehen vom Präsidenten Grant, der die Kontrakt-Schulen inaugurirte, hat kein Präsident so viel für die Indianer und für die katholischen Indianer-Schulen gethan, wie Präsident Roosevelt. Daß er der erste war, der zwei Katholiken, den hochwst. Herrn Erzbischof Ryan von Philadelphia, und Herrn Charles Bonaparte von Baltimore, als Indianer-Kommissäre ernannt hat,

dürfte so ziemlich bekannt sein; was er aber für die katholischen Indianer-Schulen gethan, ist weniger bekannt, und deshalb will ich es in diesem und im nächstfolgenden Artikel den geehrten Lesern des „Sendbote" berichten. Nur so nebenbei sei bemerkt, daß wir die Absetzung des bigotten Colonel Pratt, Superintendenten der Regierungs-Schule zu Carlisle, Pennsylvania, dem Präsidenten verdanken, und daß dieselbe durch einen unverzeihlichen Angriff auf die katholischen Indianer-Schulen veranlaßt wurde; ebenfalls, daß wir unter ihm die Erlaubniß erhalten, den katholischen Indianer-Schülern in den Regierungs-Schulen katholischen Unterricht zu ertheilen. Vor Allem verdanken wir es seiner persönlichen Anordnung, daß seit einiger Zeit acht katholische Indianer-Schulen — je eine unter den Menominee-, Quapaw- und den nördlichen Cheyenne-Indianern, zwei unter den Osage- und drei unter den Sioux-Indianern — durch die sogenannten "Tribal Funds" unterhalten wurden. Die Summe, welche letztes Jahr von der Regierung für den Unterhalt dieser Schulen aus den "Tribal Funds" bezahlt wurde, betrug $98,460. Was versteht man nun unter "Tribal Funds" oder „Stammes-Geldern"? Es sind das Gelder, die eigentlich den verschiedenen Indianer-Stämmen gehören. Als nämlich die verschiedenen Indianer-Stämme ihre Ländereien und ihre Rechte an die Vereinigten Staaten abtraten, wurden dieselben in der Regel nicht in baarem Gelde ausbezahlt, sondern die Regierung behielt diese Gelder in Verwahrung, und der Sekretär des Innern hat die Aufgabe, die Interessen für dieses im Schatzamte hinterlegte Geld, sowie die Geldbewilligungen, welche jährlich für gewisse Indianer-Stämme vom Kongresse gemacht werden müssen, um sie vertragsmäßig für an die Regierung abgetretene Ländereien und Rechte zu entschädigen, nach Gutdünken zum Besten der Indianer zu verausgaben. Wenn nun solche Indianer es vorziehen, ihre Kinder in katholischen Schulen erziehen zu lassen, sollten sie da nicht das Recht haben zu sagen: „Wenn wir unsere Kinder in die Regierungs-Schule schicken, so werden die Lehrer mit unserem eigenen Gelde bezahlt; wenn wir nun unsere Kinder in eine katholische Schule schicken, so wollen wir, daß die Lehrer ebenfalls mit unserem eigenen Gelde bezahlt werden, denn wir haben ein Recht auf den uns zukommenden Antheil unserer Gelder, ebensogut wie die, welche ihre Kinder in die Regierungs-Schule schicken."

Der hochw. Vater Ketcham hatte von Anfang an den Standpunkt eingenommen, daß, wenn solche Indianer ihre Kinder in unseren Schulen erziehen lassen wollen, es dem Sekretär des Innern nicht nur gesetzlich gestattet sei, für deren Erziehung zu zahlen, sondern daß er, in Anbetracht der Wünsche seiner Mündel, auch moralisch dazu verpflichtet sei. Als er diese Angelegenheit dem Präsidenten McKinley vorlegte, sagte dieser: „Er wünsche, daß das Gesetz so liberal wie möglich zu Gunsten der Kirchen ausgelegt werde," und überwies dieselbe an den Sekretär des Innern. Dabei blieb es. Sehr charakteristisch! Als Präsident Roosevelt an's Ruder kam, begann Vater Ketcham langer Hand Vorbereitungen zu treffen, um die Verwendung der Indianer-Gelder für den Unterhalt der katholischen Schulen durchzusetzen. Eine diesbezügliche Anfrage beim hochwst. Erzbischof Ireland erhielt den Bescheid, die

Sache sei aussichtslos; außerdem sei es besser keinen als einen erfolglosen Versuch zu machen. Darauf wandte sich Vater Ketcham an die demokratischen Führer; aber die zeigten ihm die „kalte Schulter". Als er ihnen vorhielt, daß ja die meisten Katholiken demokratisch stimmten, und daß das doch einige Anerkennung verdiene, lachten sie ihn einfach aus, und sagten ihm, die Katholiken wüßten überhaupt nicht zu stimmen. Damit wollten sie ihm zu verstehen geben, man könne uns rechts und links um die Ohren hauen, wir stimmten doch demokratisch. Thatsache ist, daß die Senatoren und Abgeordneten aus den Südstaaten, die ja demokratisch sind, von ignorantem Katholikenhaß ganz durchseucht sind; und da die Zahl der katholischen Stimmgeber in diesen Staaten verhältnißmäßig sehr gering ist, so ist ihnen auch von dieser

Herr George Overton, von afrikanischer Abstammung, St. Michaels, Ariz.

Seite nicht beizukommen. Nach diesen Erfahrungen wandte sich Vater Ketcham an die republikanischen Führer, besonders an die Senatoren Hanna aus Ohio, Aldrich von Rhode Island, an den Abgeordneten Sherman von New York, und mehrere Andere. Hier fand er nicht nur freundliches Entgegenkommen, sondern auch kräftige Unterstützung. Die Haltung der katholischen Presse und der Föderation katholischer Vereine fiel schwer in die Wagschale; auch darf die Wirksamkeit des Herrn Charles Bonaparte von Baltimore, und des Professoren Scharf von Washington in dieser Richtung nicht unterschätzt werden. Letzterer hätte eine bessere Behandlung verdient, als ihm in der Presse zu Theil wurde.

Nachdem der Sache auf diese Weise allseitig vorgearbeitet worden war, wurde sie dem Präsidenten Roosevelt vorgelegt. Der Präsident sagte, der Vor-

schlag scheine ihm recht und billig zu sein; wenn es ihm gesetzlich erlaubt sei, so werde er verordnen, daß die Gelder der Indianer für den Unterhalt der Missions-Schulen verwendet würden; vorerst müsse er von dem Generalanwalt ein Gutachten über die Gesetzlichkeit einer solchen Handlungsweise erhalten. Darauf ließ Vater Ketcham vom Herrn Charles Bonaparte in einem ausgedehnten Memorandum die ganze Frage klar und deutlich auseinandersetzen. Dieses Memorandum wurde sodann dem Generalanwalt unterbreitet. Am 22. Januar 1904 berief Präsident Roosevelt sein Kabinet, um die Sache eingehend zu besprechen. Die Entscheidung des Generalanwalt lautete dahin, die Erklärung des Kongresses, daß fürderhin keine Bewilligungen öffentlicher Gelder des amerikanischen Volkes für konfessionelle Institute gemacht werden sollten, berühre nicht die früheren Gesetze, welche dem Sekretär des Innern die Gewalt einräumten, Gelder, welche den Indianern selbst gehörten, nach Gutdünken, also auch für die Erziehung ihrer Kinder in konfessionellen Schulen, zu verwenden. Gestützt auf diese Entscheidung ordnete der Präsident sofort an, daß die betreffenden katholischen Schulen mit diesem Gelde unterhalten würden. Das war sicherlich eine bittere Pille für den katholikenfeindlichen Sekretär des Innern, der ja diesen Befehl des Präsidenten ausführen mußte.

Das letzte Glas.

Es war gegen Ende einer Mission, die von Redemptoristen in einer größeren Gemeinde mit vorherrschender Fabrikbevölkerung abgehalten wurde, als eines Abends ein Fabrikarbeiter beim Pfarrer erschien und ihm eine gefüllte Schnapsflasche mit den Worten hinhielt: „Herr Pfarrer, den Kirchenstempel darauf!“ Der Angeredete war erstaunt über diese sonderbare Bitte. Er fragte, was das bedeuten solle, erhielt aber wiederum die Antwort: „Herr Pfarrer, den Kirchenstempel darauf!“ Der Pfarrer, welcher den Bittsteller als einen gutmüthigen Mann kannte, folgte zuletzt lächelnd dem Wunsche und legte auf die sorgfältig verkorkte Flasche das Kirchensiegel. Mit den herzlichsten Dankesworten verschwand der Mann, das kirchlich versiegelte Kleinod unter seinem Rocke bergend. Was bezweckte er? Er war ein Schnapstrinker, der sich in der Mission bekehrt und den festen Vorsatz gefaßt hatte, niemals mehr einen Tropfen Schnaps zu kosten. Oft zwar trat noch die Versuchung an ihn heran. Aber in diesen schweren Stunden sahen seine Mitarbeiter, wie er die gefüllte Schnapsflasche aus der Tasche zog, das Kirchensiegel auf derselben betrachtete, sie gegen das Licht hielt und dann lächelnd sprach, indem er drohend die Flasche schüttelte: „Ja, du möchtest wohl heraus, aber du kannst nicht heraus!“ Und bis jetzt ist das Kirchensiegel noch unverletzt geblieben, und noch kein Tropfen heraus und in den Mund des alten Freundes geflossen. Dieser aber ist aus einem armen, unzufriedenen Trinker ein fleißiger und zufriedener Arbeiter geworden, der jetzt ein glückliches, von Gott gesegnetes Familienleben führt.

(Für den „Sendbote".)

Das Hospiz auf dem St. Gotthard.

Von P. Saget.

as weltberühmte Fremden-Hospiz auf dem St. Gotthard „Alpenpasse" ist in der Nacht vom 9. auf den 10. März d. J. ein Raub der Flammen geworden; eine verheerende Feuersbrunst hat eine Wohlfahrtseinrichtung jäh zerstört, deren Geschichte ein vollgültiger Beweis dafür ist, wie sehr die werkthätige christliche Nächstenliebe längst vor dem „Zeitalter der Humanität" darauf bedacht war, Armen und Nothleidenden Beistand und Hilfe zu leisten. Weit in die Jahrhunderte, bis in das „finstere" Mittelalter, zurück reicht die Geschichte dieses Hospizes, und es dürfte daher unsere Leser und Leserinen gewiß interessiren, hier in Kürze das Wichtigste aus derselben zu erfahren.

Wie bekannt ist der St. Gotthard, jener mächtige Gebirgsknoten der Lepontischen Alpen, der sich auf der Grenze der schweizerischen Kantone Uri, Wallis, Tessin und Graubünden erhebt, über den eine uralte, die Schweiz mit Italien verbindende Handels- und Verkehrsstraße führt. Den Namen, den der Berg trägt, verdankt er dem im Jahre 1132 heiliggesprochenen Bischofe Gotthard oder Godehard von Hildesheim, der im Mittelalter vom Volke sehr verehrt wurde und dem selbst unsere „Aufgeklärten" das Zeugniß ausstellen müssen, daß er, der u. A. die Hildesheimer Domschule gründete, außerordentlich viel für die geistige Hebung des Klerus und die Förderung der Volksbildung und allgemeinen Wohlfahrt gethan hat. In Anerkennung dieser seiner Verdienste setzte ihm die dankbare Nachwelt das eigenartige Denkmal, indem sie einen Alpenriesen dazu erkor, den kommenden Geschlechtern seinen Namen stets in's Gedächtniß zu rufen. Die Straße, die sich über den St. Gotthard hinzieht, war in den Tagen des Mittelalters ein überaus gefahrvoller Weg, und wenn Schiller sie in seinem „Tell" — da, wo der Schweizerheld sich von Johann Parricida verabschiedet — die Schreckensstraße nennt und von den vielen Kreuzen spricht, die zum Gedächtnisse der Wanderer errichtet wurden, die unter Lawinen ihren Tod gefunden, so berichtet er nur Thatsächliches; denn gar Manchen ward das kühne Wagniß des Alpenüberganges zum Verderben. Dieses aber bewirkte auch, daß die christliche Nächstenliebe an der Schreckensstraße Vorkehrungen zum Schutze und zur Hilfeleistung für die Wanderer traf, und wenn wir auch nicht genau wissen, wann auf der 2114 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Paßhöhe des St. Gotthard die erste dürftige Pilgerherberge errichtet worden ist, so steht es doch immerhin fest, daß bereits im Anfange des 14. Jahrhunderts ein Hospiz daselbst existirte, in dem Reisenden bereitwillig Aufnahme gewährt wurde. Dieses Hospiz diente u. A. im Jahre 1431 den italienischen Bischöfen zum Aufenthalte, als

sie sich über die Alpen zum Konzil nach Basel begaben, und später war es der hl. Karl Borromäus, der Erzbischof von Mailand, der beschloß, das Hospiz mit hinreichenden Mitteln zu versehen und einen Oblatenpater daselbst mit der Seelsorge und der Pflege der Reisenden und Verunglückten zu betrauen. Leider wurde er selbst durch seinen, im Jahre 1584 erfolgten Tod daran verhindert, den hochherzigen Plan zu verwirklichen, aber sein Nachfolger, Erzbischof Friedrich Borromeo, brachte ihn zur Ausführung und ruhte nicht eher, bis er die Regierung des Schweizerkantons Uri für die Errichtung eines den Bedürfnissen entsprechenden Hospizes gewonnen hatte. Letzteres wurde 1629 eröffnet, jedoch trugen das rauhe Klima und verschiedene andere Ursachen dazu bei, daß das Haus im Jahre 1648 verwaiste und bis 1683 unbewohnt blieb. Zu diesem Zeitpunkte fanden Bemühungen des Kardinals Visconti statt, um eine Neubesiedelung des Hospizes zu erreichen und der Kirchenfürst brachte es auch dahin, daß Kapuzinerpatres auf dem St. Gotthard Wohnsitz nahmen und für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Reisenden sorgten. Jeder Wanderer wurde gastfreundlich aufgenommen und jeder Verunglückte, den die Ordensleute retteten, ohne Ansehen der Person und des Glaubensbekenntnisses mit christlicher Liebe verpflegt. Dies stellte große Anforderungen an die Opferfreudigkeit der Mönche, aber sie zeigten sich denselben gewachsen und thaten, unterstützt von den Bewohnern der benachbarten Thäler, die sie mit Geld, Lebensmitteln und Heizungsmaterial versorgten, unendlich viel Gutes. Leider wurde das Hospiz des Oefteren schwer heimgesucht, so u. A. in der Nacht zum 10. April 1776, in der ein Lawinensturz das Gebäude so übel zurichtete, daß es fast ein Jahr dauerte, bis dasselbe neu hergestellt war. Auch der Krieg verschonte die Wohlfahrtsanstalt nicht. Im September 1799 erschien der russische Feldherr Suwarow mit seinen Kosaken auf der Höhe des St. Gotthards und pochte an die Thüre des Hospizes, in dem er und sein Stab von den Mönchen mit Erdäpfeln und Bohnen bewirthet wurden, und im Winter von 1799 bis 1800 besetzten die Franzosen den wichtigen Gebirgspaß. Sie vertrieben die Kapuziner und rissen, um Brennmaterial zu erhalten, alles Holz aus den Gebäuden des Hospizes, so daß dieses eine Ruine bildete, und es vieler Mühe und Kosten bedurfte, um dasselbe wieder bewohnbar zu machen. Nach den Kriegswirren wurde ein italienischer Bauer mit der Besorgung der Anstalt betraut; ihm folgte wieder ein Kapuzinermönch, und nachdem dieser der Regierung des Kantons Tessin mißliebig geworden, ernannte die Letztere im November 1841 den damals fünfzigjährigen Postkondukteur Felix Lombardi zum Direktor des Hospizes. Unter der Leitung desselben erfuhr das Hospiz eine solche Ausgestaltung, daß es statt etwa 1000 Reisende nun deren 8000 bis 10,000 im Jahre aufnehmen konnte, und Lombardi's rastlosem Eifer für die gute Sache gelang es auch, stets die erforderlichen Mittel für die Unterstützung der Armen zusammenzubringen. Als dieser verdienstvolle Mann, der von Tausenden verehrt und geliebt wurde, am 20. Juni 1863 starb, übernahm sein Sohn das Hospiz, und drei Jahre später eröffnete er neben demselben ein komfortabel eingerichtetes Gasthaus für solche Reisende, welche über Geldmittel verfügen und nicht die Wohlthaten

des Hospizes für sich in Anspruch nehmen wollen. Seitdem beherbergten Gasthaus und Hospiz im Jahre 10,000, 12,000, 15,000, ja 18,000 Personen, was jedenfalls beweist, daß die Einrichtungen auf dem St. Gotthard eine unbedingte Nothwendigkeit sind. Im Hinblick hierauf ist es natürlich auch erforderlich, daß das durch Feuersbrunst zerstörte Hospiz so bald wie möglich wieder aufgebaut wird, damit die Armen, welche die Gotthardstraße benützen, nicht ohne Zufluchtsort sind, und daher darf man gewiß erwarten, daß die Spenden, deren es zu der Ausführung des Werkes der Nächstenliebe bedarf, reichlich fließen werden.

(Für den „Sendbote".)

Zur elfhundertfünfzigjährigen Jubelfeier des hl. Bonifazius.

Von P. Saget.

Am 5. Juni d. J. begeht die katholische Kirche Deutschlands den elfhundertfünfzigsten Gedenktag des Martyrertodes des hl. Bonifazius, jenes großen Verkündigers des Evangeliums, der als Apostel der Deutschen in Germaniens Gaue eintrat und dort mit nie ermüdendem Eifer die Lehre Jesu Christi verbreitete. Das Leben und Wirken des hl. Bonifazius wird uns aus diesem Anlasse in ganz besonderer Weise in's Gedächtniß gerufen, und wenn wir dasselbe betrachten, so finden wir, daß die Erinnerung daran gerade in der Gegenwart von größtem Werthe für nus ist, da der hl. Bonifazius zu den hervorragendsten Sendboten gehört, welche die neunzehnhundertjährige Geschichte der Kirche kennt. Als der Sohn vornehmer Eltern um das Jahr 680 zu Kirton in England geboren, erhielt er in der hl. Taufe den Namen Winfried. Schon in frühester Jugend zeigte er eine reiche Begabung und eine außergewöhnliche Hinneigung zur Frömmigkeit, und als einige Ordensleute, welche in der Gegend von Kirton Missionen abhielten, in dem Hause seines Vaters verkehrten, wurde er durch deren erbaulichen Wandel und Unterricht so für die Sache Gottes begeistert, daß in ihm ein glühendes Verlangen erwachte, selbst ein Mönch zu werden und sich ganz dem Dienste der Kirche und demjenigen seiner Mitmenschen zu widmen. Der Vater glaubte indeß, daß jenes Verlangen nur eine vorübergehende Regung des jugendlichen Herzens seines Sohnes sei und willfahrte deshalb zunächst nicht dem Wunsche Winfrieds, diesen in ein Kloster eintreten zu lassen; ja, er bot sogar Alles auf, um den Knaben auf andere Gedanken zu bringen. Erst, als Winfried von einer schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes führte, durch Gottes Hilfe genesen war, und nun von Neuem den Entschluß kundgab, Priester zu werden, gab der Vater seine Bemühungen auf und ließ den geliebten Sohn im Alter von dreizehn

Jahren in das Benediktiner-Kloster Exeter eintreten, das damals unter der Leitung des frommen Abtes Wolphard stand. Nachdem Winfried dort einige Jahre wissenschaftlichen Unterricht genossen und sich durch Gebet und Betrachtung für seinen zukünftigen Beruf vorbereitet hatte, siedelte er in das Kloster Nutcel über, dessen Bewohner wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihrer großen Tugend im ganzen Lande hochgeschätzt wurden. Hier machte er so glänzende Fortschritte in dem Studium der Hl. Schrift, in der Geschichte, in der Dichtkunst und Rhetorik, daß er in der Folge von seinen Oberen zum Lehrer in diesen Dingen ernannt wurde, als welcher er sich große Verdienste um die seinem Unterrichte Anvertrauten erwarb. In dieser Stellung blieb Winfried thätig, bis er nach zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre zum Priester geweiht ward. Von da ab widmete er sich mit größtem Eifer der Verkündigung des Evangeliums und der Seelsorge und zeichnete sich hierbei durch Weisheit und Tugend so sehr aus, daß die Bischöfe der Provinz ihn zu allen Synoden einluden und bei ihren Berathungen nichts beschlossen, ohne zuvor seine Ansicht gehört zu haben. Es trieb ihn indeß, Heiden-Missionär zu werden und daher bat er im Jahre 716 seinen Abt um die Erlaubniß, nach Friesland zu gehen, um die dortige Bevölkerung für das Christenthum zu gewinnen. Der Abt gewährte, wenn auch mit schwerem Herzen, die Bitte und Winfried trat die gefahrvolle Reise an, obgleich damals gerade ein Krieg zwischen Frankreich und Friesland entbrannt war. Nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten kam er bis nach Utrecht, der Hauptstadt des Landes, und begehrte dort von dem Friesenkönige Radbod, dessen Volke das Wort Gottes verkündigen zu dürfen. Radbod versagte ihm jedoch nicht nur die erbetene Erlaubniß, sondern zwang ihn auch durch Gewaltmaßregeln, das Land zu verlassen. Winfried kehrte tiefbetrübt nach England und in sein Kloster zurück, wo er kurz darauf gegen seinen Wunsch und Willen zum Abte erwählt wurde. Eine Zeit lang verwaltete er dieses Amt, begab sich dann aber nach Rom zum Papste Gregor II. und erhielt von diesem auf seine Bitte Vollmacht und Segen zur Bekehrung der Deutschen. Zunächst begann Winfried nun seine apostolische Thätigkeit in Bayern und Thüringen und zwar mit dem Erfolge, daß Tausende sich taufen ließen und auch zwei Fürsten das Christenthum annahmen. In Bayern und den benachbarten Provinzen des Frankenlandes fand er zwar auch schon viele Christen, aber diese hatten durch den Umgang mit den Heiden ihren Glauben zum größten Theil eingebüßt und führten einen Lebenswandel, der dem frommen Missionär tiefen Schmerz bereitete. Aber er verzagte nicht, sondern wendete sich in kraftvollen Predigten an die Verirrten und es gelang ihm zu seiner größten Freude, die Herzen zu rühren und zu einem neuen religiösen Leben zu erwecken.

Inzwischen starb der Friesenkönig Radbod, und die Nachricht von dessen Tode veranlaßte Winfried, im Einverständnisse mit dem heiligen Bischof Willibrord, von Neuem zu den Friesen zu gehen. Drei Jahre lang zog er in dem Lande umher und führte viele Heiden in den Schooß der Kirche. Da erfuhr er, daß der hl. Willibrord ihn zu seinem Nachfolger ausersehen habe, und weil er sich hierzu nicht berufen fühlte, so verließ er seinen Wirkungskreis

und begab sich in Begleitung mehrerer Gefährten nach Hessen, das er ebenso wie einen Theil Sachsens als Verkündiger der Heilsbotschaft durchreiste.

Der Hl. Vater, den er über die Erfolge seiner Mission in einem Briefe, den er demselben durch einen seiner Mitarbeiter übersandte, genau unterrichtete, empfand die größte Freude über die segensreiche Thätigkeit des Unermüdlichen und lud ihn in einem Glückwunschschreiben ein, nach Rom zu kommen. Winfried leistete dieser Einladung alsbald Folge und traf im Jahre 723 in der Hauptstadt der Christenheit ein. Papst Gregor begrüßte ihn auf das Herzlichste und weihte ihn am Feste des hl. Andreas zum Bischof der Deutschen, ohne ihm jedoch einen bestimmten Sitz anzuweisen. Zugleich wandelte er den Namen Winfried in Bonifazius um und entließ den eifrigen Glaubensprediger mit den reichsten Segenswünschen für seine fernere Arbeit.

Bonifazius kehrte nach Deutschland zurück, nachdem er noch vorher den Wortlaut des Eides, den er in die Hände des Papstes geleistet und in dem er versprochen hatte, die Reinheit des Glaubens und die Einheit der Kirche zu schützen, in eigenhändiger Abschrift auf dem Grabe des Apostelfürsten Petrus niedergelegt. Sobald er Hessen erreicht, setzte er seine Missionsthätigkeit mit vollster Hingebung fort. Bei dem Dorfe Geismar stand damals eine uralte Eiche, die dem germanischen Gotte Donnar geweiht war. Die heidnische Bevölkerung opferte dort diesem Gotte und hegte den Glauben, daß, wenn die Eiche fallen auch die Welt untergehen werde. Bonifazius hörte davon, zog hinaus und fällte den Baum vor den Augen des ihn in Furcht und Schrecken umgebenden Volkes. Die meisten der Zuschauer erwarteten, daß Donnar den verwegenen Mann durch einen Donnerkeil zerschmettern werde, als dies aber nicht geschah, Bonifazius vielmehr unversehrt blieb und ungestört aus dem Holze der Donnareiche eine Kapelle zu Ehren des hl. Petrus errichtete, wandten sich fast Alle in der ganzen Gegend der von ihm verkündeten Lehre zu und ließen sich taufen. Inzwischen hatte Gregor III. den päpstlichen Stuhl bestiegen, und dieser übergab den Abgesandten des Bonifazius, welche Letzterer nach Rom geschickt hatte, um den Hl. Vater in verschiedenen Angelegenheiten um Rath zu fragen, ein Pallium für den muthigen Glaubenshelden mit, dessen derselbe sich bei der Feier der hl. Geheimnisse und bei der Weihe von Bischöfen bedienen sollte. Zugleich ernannte er Bonifazius zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland mit der ausdrücklichen Vollmacht, überall, wo es ihm nothwendig erscheine, Bischofssitze zu gründen. Bonifazius kam der erhaltenen Weisung nach und trat dann im Jahre 738 eine dritte Reise zu den Gräbern der Apostelfürsten an. Bei dieser seiner Anwesenheit in Rom ernannte ihn der Papst zum apostolischen Legaten in Deutschland. Wieder in seinen ausgedehnten Wirkungskreis zurückgekehrt, bekämpfte er mit Erfolg zwei Irrlehrer, die bemüht waren, Unkraut unter den Weizen zu säen, und bewahrte die Kirche Deutschlands vor innerer Zersplitterung. Sodann begründete er in Hessen und Thüringen mehrere Bisthümer und Klöster und schuf im Jahre 746 die Abtei Fulda, die in der Folge die Pflanzstätte ausgezeichneter Wissenschaft und Frömmigkeit wurde, der Deutschland eine große Zahl bedeutender Männer zu verdanken hat. Die Mitglieder der von Bo-

nifazius gegründeten klösterlichen Genossenschaften lebten von dem Ertrage der Arbeit ihrer Hände und wirkten überaus segensreich. Der Heilige selbst richtete sein Augenmerk auf das geistige und leibliche Wohl Aller, und als er erfuhr, daß König Ethelbald von Mercia seine sonstigen guten Eigenschaften durch Lasterhaftigkeit verdunkelte, ermahnte er ihn auf das Nachdrücklichste, seinen ärgernißerregenden Lebenswandel zu ändern. „Erbarme Dich," schrieb er dem Könige, „Deiner Seele und der Seelen Deiner Unterthanen, für welche Du einstens Rechenschaft geben mußt. Die Keuschheit stand bei den Heiden der alten Sachsen in solchen Ehren, daß, wenn eine Jungfrau der Unzucht, eine verheirathete Frau des Ehebruchs überführt war, man sie erdrosselte und ihre Leiber verbrannte. Ihr Verführer wurde an der Stelle, wo ihre Asche lag, aufgehängt. Manchmal wurden auch diese Weiber von Personen ihres Geschlechtes mit Ruthen gestrichen und zu wiederholten Malen mit einem spitzen Eisen gestochen. Und so führte man sie von Dorf zu Dorf, bis sie unter dieser Peinigung starben. Wenn Heiden, die den wahren Gott nicht kannten, solche Liebe zur Keuschheit bewiesen, welche Gesinnung sollst Du haben, der Du Christ und König bist?" Mehrere zeitgenössische Schriftsteller glauben, daß diese Worte des hl. Bonifazius einen solchen Eindruck auf Ethelbald gemacht haben, daß er sich aufrichtig bekehrte und seine Laster durch Buße sühnte. Bald nach der Gründung der Abtei Fulda, erwählte Bonifatius, dem achtzehn Bisthümer unterstanden, Mainz zu seinem festen Sitze, und im Jahre 751 erhob Papst Zacharias diesen Sitz zu einem Metropolitansitze. Im folgenden Jahre salbte der Heilige den Sohn Karl Martells, Pipin den Kurzen, im Auftrage des Papstes zum Könige der Franken, wofür dieser der Kirche seinen besonderen Schutz angedeihen ließ und dem Bisthume Mainz reiche Zuwendungen machte. Als nun Bonifazius fühlte, daß seine Kräfte nachließen, erwählte er sich mit Erlaubniß des Papstes einen Nachfolger in dem hl. Lullus, den er im Jahre 754 zum Erzbischof von Mainz weihte und ihm die Fürsorge für die Gläubigen übertrug. Hierauf drängte es ihn, noch einmal als Glaubensprediger zu den Friesen zu gehen und sie dem Heile zuzuführen.

Obgleich sehr hochbetagt, bestieg er mit mehreren Getreuen ein Schiff und fuhr den Rhein hinab nach Friesland. Dort angekommen, verkündete er das Evangelium, verwandelte die Stätten der Götzenverehrung in christliche Kirchen und setzte seinen Gefährten Erban zum Bischof von Utrecht ein. Am Vorabende des Pfingstfestes wollte er den Neubekehrten, die er zu Tausenden getauft hatte, das Sakrament der hl. Firmung spenden, da sie aber nicht Alle Platz im Gotteshause finden konnten, so entschloß sich Bonifazius die hl. Handlung in der Nähe von Dockum unter freiem Himmel vorzunehmen. Die Gläubigen zogen in Schaaren dorthin und errichteten Zelte zu ihrem Aufenthalte. Bonifazius selbst bewohnte ein solches Zelt und bereitete sich im Gebete auf den hochfeierlichen Akt der Firmung vor. Da plötzlich erschien eine bewaffnete Rotte heidnischer Friesen und umzingelte das Zelt. Die Umgebung des Heiligen wollte die Wüthenden zurückdrängen, aber Bonifazius verbot den Seinigen die Gegenwehr und nun wurde der hehre Greis sammt

zweiundfünfzig Christen grausam ermordet. Die Kirche Deutschlands trauerte um ihren Begründer und Vater und der Leib des Martyrers wurde zunächst nach Utrecht, dann nach Mainz und schließlich nach Fulda gebracht, wo der hl. Lullus die sterblichen Ueberreste des Apostels der Deutschen beisetzte. Dort ruhen seine Gebeine im hohen Dome, und alljährlich versammeln sich die preußischen Bischöfe an seinem Grabe, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen und im Anschlusse daran über das Wohl der Kirche zu berathen. In diesem Jahre ziehen Tausende und Abertausende nach Fulda, um der Feier der elfhundertfünfzigsten Wiederkehr des Tages beizuwohnen, an dem der hl. Bonifazius sein Lebenswerk mit seinem Blute besiegelte, und wir können nur hoffen und wünschen, daß der Geist, der den unerschrockenen und muthvollen Glaubenshelden erfüllte, in Aller Herzen lebendig werden möge; denn die Zeit verlangt ein neues und mannhaftes Eintreten für die von den verschiedensten Seiten mit allen erdenklichen Mitteln bekämpfte Lehre Jesu Christi. Das Denkmal, welches dem hl. Bonifazius in Fulda errichtet wurde, und dessen feierliche Einweihung am 17. August 1842 stattfand, zeigt dem lebenden Geschlechte den größten Wohlthäter Deutschlands, wie er das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, hochemporhält und damit andeutet, daß es kein Heil gibt, außer in dem, der an dem Kreuze sein Blut für die Menschheit vergossen hat.

König Eduard „als Stationsvorsteher“.

Vor einiger Zeit landeten einige aus Frankreich ausgewanderte Nonnen in Folkestone. Eine von ihnen, die allein englisch sprach, leitete den kleinen Zug. Auf dem Bahnhof konnte sie in dem abfahrenden Zug nicht die sieben oder acht Plätze finden, die für ihre Gefährtinen nöthig waren. Aengstlich und verschüchtert sah sie sich deshalb nach dem Stationsvorsteher um, damit er ihr helfe. Da bemerkte sie einen ehrwürdigen Herrn mit weißer Mütze, näherte sich ihm, erzählte, sie wäre „eine arme Nonne aus Frankreich“ und bat ihn, er möchte ihnen doch Plätze anweisen, damit sie zusammen bleiben könnten. Der sehr höfliche und wohlwollende „Stationsvorsteher“ antwortete, man würde sogleich ihren Wunsch erfüllen, und er veranlaßte darauf, daß ein Wagen erster Klasse an den Zug angehängt und für die Nonnen reservirt würde. Schüchtern bemerkte die Nonne, sie hätten nur Billetts dritter Klasse; der Mann mit der weißen Mütze versicherte aber sehr höflich, das hätte nichts zu sagen .... Kurze Zeit darauf traf die Nonne in Edinburg einen Herrn, der behauptete, er kenne sie; als sie sich darüber wunderte, meinte er: „Ich erinnere mich ganz genau an den Tag, an dem Sie in Folkestone mit König Eduard VII. gesprochen haben.“ — „König Eduard? Ich habe ihn nie in meinem Leben gesehen!“ — „Da irren Sie sich. Sie gingen auf dem Bahnhof an ihn heran, bezeichneten mit einer Geberde mehrere Personen und baten ihn um etwas. Erinnern Sie sich nicht mehr daran? Er hatte eben seine Yacht verlassen und reiste ohne großes Gefolge ....“

(Für den „Sendbote“.)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

Vor einigen Jahren schrieb ein begabter Schriftsteller: „Die Idee eines Familienlebens ist der Eindruck, den ein sorgfältig abgestatteter Besuch bei den Kleinen Schwestern der Armen auf mich gemacht hat, und den ich stets in mir bewahrt habe; zwar ein ungewöhnliches Familienleben, in welchem die älteren Glieder unter Leitung stehen, und die jüngern das Haus gegründet haben und es erhalten. Aber eine Familie ist es doch, hinsichtlich der herzlichen Beziehungen zu einander, der unbegrenzten Ergebenheit der Schwestern gegen die alten Leute, und der Anhänglichkeit der Greise an ihre jungen Mütter. Die Besichtigung der innern Räumlichkeiten des Hauses erfüllt Einen nicht nur mit Gefühlen der Achtung und Ehrerbietigkeit, sondern auch mit nützlichen Empfindungen der Demuth und Selbsterniedrigung; denn, wenn man bedenkt, was diese Ordensfrauen thun, die in einem Alter von 20 Jahren auf stehen, indem sie ihr Leben der Pflege von unbekannten und verwahrlosten Alten widmen und ihnen die zarteste Aufmerksamkeit schenken, wobei sie Dienstleistungen verrichten, die der menschlichen Natur am meisten widerstäuben, so fühlt man sich klein, sehr klein vor Gott und seinem Gewissen.“

In diese Idee des Familienlebens gehen die Alten auch willig ein; sie gewinnen die gastliche Familie, in der sie Aufnahme gefunden, recht lieb und nehmen meistentheils ein wirkliches Interesse an Allem, was zum Hause und zu dieser Familie gehört. Mit einem Worte, sie betrachten sich nicht als Fremdlinge, sondern als wirkliche Glieder dieser Familie, was sie auch durch ihre Redeweise bekunden. Da heißt es nämlich nicht: Das Haus, die Kapelle der Schwestern, — sondern:

Unser Haus, unsere Kapelle, unser Garten.

Ein französischer Schriftsteller besuchte vor einigen Jahren wieder seine Vaterstadt. Ein alter Freund, ein Soldat des Kaiserreichs, war bei den Kleinen Schwestern der Armen. Er fand ihn eingewickelt in einen warmen Ueberwurf, wie er trotz seiner 80 Jahren noch kräftig einherschritt. — „Nun, bist Du hier auch glücklich?“ — „Und ob?“ gab der alte Soldat zur Antwort. „Ob ich glücklich bin? Wie soll es denn auch anders sein? Ja, mein lieber Freund, ich sage Dir, hier verlebe ich die glücklichsten Tage meines Lebens, Dank unsern guten Kleinen Schwestern. Hier fehlt es uns an nichts; und sind wir auch nicht reich, so findet man doch ein gutes Herz!“ — Nach der ersten Begrüßung und Unterhaltung sagte der alte Soldat: „Jetzt komm' mit, und sieh Dir das Haus an; da kannst Du dann selber urtheilen.“

Ein zweistöckiges Haus mit langen Sälen für die Kranken dehnte sich nach

Süden aus, mit einer Vorderseite von 300 Fuß; vorn geräumige Höfe und ein Gemüsegarten. „Das ist unser Haus! — Das ist unser Garten!“ sagte der Alte. In der Abtheilung der Männer plauderte eine Gruppe über Politik oder von Geschäften, und rauchte ruhig ein Pfeifchen dazu; ein alter Seemann erzählte einem früheren Advokaten von seinen Reisen und Abenteuern; Gelehrte oder frühere Beamte vertrieben sich die Zeit mit angenehmer Lektüre. In den Werkstätten waren die verschiedenen Handwerke vertreten; Flickschuster waren mit dem Aufbessern von Schuhen, Schneider mit dem Flicken der Kleider beschäftigt; Schreiner, Maler, Schlosser fleißig bei der Arbeit, ungeachtet der Schwächen ihres Alters. So war es auch in der Abtheilung der Frauen; hier waren Näherei, Strickerei, Hausarbeiten herrlich anzuschauen. Inmitten ihrer Greisinen sah man die Kleinen Schwestern an der Arbeit, ruhig und heiter bei allen Beschäftigungen. Der Schriftsteller bemerkte die Ordnung, die Reinlichkeit, die im Altenheim herrschte; er sah überall zufriedene und frohe Gesichter. — „Sieh' Dir mal unsere Säle, unsere Kapelle, unsere Höfe an!“ sagte der alte Krieger mit sichtbarem Wohlgefallen, während er seinen langjährigen Freund von einer Räumlichkeit zur andern führte. „Sieh' unsere Kleinen Schwestern!“ und die Rührung übermannte den alten Helden, wie er von seinen Wohlthäterinen und ihrem Opferleben sprach.

„Da begriff ich,“ sagte der Schriftsteller, „was es Bewunderungswürdiges in dieser Einrichtung gibt, die den Greisen nicht nur das materielle Leben, sondern auch die Liebe edler und ergebener Herzen bietet. Da ist keine kühle Art der Verwaltung; da ist eine Leitung, die den guten Bestrebungen des menschlichen Herzens in reichlichem Maße gerecht wird. Da ist in der That das Bild eines Altenheims; das ist der Stempel des Werkes der Kleinen Schwestern der Armen: es ist eine gastliche Familie,

ein wahres Familienleben.

Ein wohlhabender Gutsbesitzer ging eines Tages mit seiner Gattin in die Stadt, wo die Kinder in einer Kostschule untergebracht waren. An den Feiertagen sprachen sie viel von ihrem früheren Aufseher, der Johann hieß und ein ausgedienter Soldat war, wie auch von der Milchmagd, Franziska, die nun beide im Altenheim der Kleinen Schwestern ihre letzten Lebenstage zubrachten. Schließlich wurde beschlossen, den alten Dienstleuten einen Besuch abzustatten. Bei ihrer Ankunft richtete Johann sich gerade auf, salutirte militärisch und griff nach seinem Schwarzdorn, der kräftigen Stütze auf seinen Gängen durch den Wald, über Feld und den Teich des Dorfes entlang. Er war noch rüstig, ungeachtet daß er einen Arm verloren hatte, und sah in seinem engen Frackrock noch wie ein Soldat aus. Die Kinder freuten sich herzlich, als sie den alten Bekannten wieder erblickten, der hingegen sich gerührt zeigte und vergebens eine Thräne zu unterdrücken suchte.

Sie gingen zusammen durch die Höfe und den Garten des Altenheims, während sie die verschiedenen Räumlichkeiten und Gruppen von alten Leuten, die ihnen begegneten, in Augenschein nahmen. In der Mitte des Gartens stehend zeigte der alte Aufseher mit Achtung und Stolz auf das ausgedehnte

Gebäude, mit einer Fronte von 320 Fuß; dann auf die Gallerien im zweiten und dritten Stockwerk, wo Gebrechliche und Kranke frische Luft schöpfen und sich an der Sonne wärmen konnten; zugleich auf die beiden Flügeln an den Enden der Vorderseite, welche die Abtheilung und den Hof für die Männer auf der einen, und für die Frauen auf der andern Seite bildeten, während die Kapelle die Rückseite schloß. „Dieses ist unser Haus!" sagte der alte Mann; „dies ist unsere Kapelle; dies unsere Abtheilung; diese sind unsere Gefährten, und diese — unsere Schwestern!" indem er auf sie hinwies. Diese Redeweise gefiel dem Gutsbesitzer und seinen Angehörigen nicht übel. Sich darüber verwundernd, sagten sie: „Aber Johann, so viel wir merken, scheinst Du hier gerade nicht unglücklich zu sein," worauf derselbe erwiderte: „Anfangs zwar that es mir leid um meine Freiheit, um meine Wanderungen durch Wald und Flur. Aber die Schwestern sind sehr gut gegen mich; sie geben mir sogar Tabak."

Einige Schwestern traten heran und machten den Vorschlag, durch das ganze Haus zu gehen. Die alten Männer standen in Gruppen umher und schienen es recht gemüthlich zu nehmen. Franziska, die frühere Milchmagd, kam ihrer alten Herrschaft freudig entgegen. Jetzt pflegte sie der Ruhe und war nett gekleidet; sie half in der Küche Gemüse herrichten und Geschirr waschen. Sie beklagte sich nur, daß ihre Kräfte mehr und mehr abnahmen, besonders das Augenlicht immer schwächer werde; hegte jedoch keine Besorgnisse für die Zukunft. Jedermann habe sie gern. Die Besucher gingen durch die Abtheilungen der Männer und Frauen, bemerkten überall Ordnung und Reinlichkeit, und lasen in den Mienen der Insassen volle Zufriedenheit. Was besonders die Aufmerksamkeit der jungen Töchter auf sich zog, waren die Bettdecken in den Schlafsälen, die aus einer Menge von kleinen Stücken bestanden, welche nach Mustern in ihren verschiedenen Farben an einander genäht waren. Die Kleinen Schwestern erklärten, diese Flecken schenke man ihnen in den Kleiderläden, und die Frauen nähten sie unter Leitung einer Schwester zusammen; von Allem machten sie Gebrauch; sie hätten 250 alte Leute zu versorgen, und das sei keineswegs eine leichte Aufgabe.

Sehr zufrieden mit diesem Besuch und der guten Verpflegung der Alten, und nicht wenig erbaut, entfernten sich der Gutsbesitzer und Familie, jedoch nicht ohne ein ansehnliches Geschenk zurückzulassen. Der alte Aufseher geleitete sie bis zur Pforte; dann grüßte er wieder militärisch und verabschiedete sie.

Aus diesen Beispielen erkennt man leicht den Geist, der eine solche Anstalt beseelt. Die alten Leute nehmen gleichsam

Antheil an der Verwaltung des Hauses.

Ihre schwachen Kräfte werden noch verwerthet, und in der Regel sind sie auch dazu bereit. Eine entsprechende Beschäftigung ist denen gefällig, die an Arbeit gewöhnt sind, und bringt Leben in die Gesellschaft; das Bewußtsein, noch in den alten Tagen irgendwie sich nützlich machen zu können, ist erhebend, und für manchen ist nichts, das so verdemüthigt und kränkt, als wie ein altes Stück Möbel in die Rumpelkammer gestellt zu werden. Den Schwestern einen Ge-

fallen zu erweisen und etwas zur bessern Wohnlichkeit und größern Behaglichkeit beitragen zu können, macht den alten Leuten eine eigene Freude.

Bei einem Altenheim war ein offener Abzugskanal, und große Steine hatte man nöthig, damit denselben zu überdecken. Drei alte Männer bestiegen einen Karren und fuhren hinaus, um sich nach solchen umzusehen. Sie waren nicht weit gekommen, als sie einen Haufen Steine bei dem Hause eines Krämers erblickten. Sie gingen hinein und sprachen mit dem Eigenthümer; sie sagten ihm, sie suchten Steine für das Heim der Kleinen Schwestern der Armen, und die dort lägen, würden sehr gut taugen; ob er ihnen nicht so viele davon geben wollte, um einen Abzugskanal zu bedecken, etwa drei oder vier Ladungen. Ganz überrascht, aber doch belustigt über die Einfalt der Männer, sagte der Krämer: „Gerne; ihr könnet so viel nehmen, als ihr braucht." Wie im Triumphe kehrten sie mit einer Ladung schwerer Steine zurück. Als die Schwestern davon hörten, gingen zwei hin, dem Wohlthäter zu danken. Dies gefiel ihm sehr und er sagte ihnen, sie sollten nur so viel holen lassen als sie irgendwie brauchen könnten. Dreißig Fuhren wurden gemacht; der Hof wurde gepflastert, ein Abzugskanal von 180 Fuß wurde angelegt, um das Wasser abzuleiten und die Grundmauern trocken zu legen.

Johanna hatte sich das Bügeln nun einmal angewöhnt. Der Schlag hatte sie aber gerührt, und sie war nicht mehr im Stande, die genaue und feine Arbeit zu verrichten; mithin konnte sie ihren Lebensunterhalt nicht mehr verdienen. Nachdem sie eine Zeit lang vereinsamt, in Noth gelebt, ja sogar am Hungertuch genagt hatte, kam sie in das Heim der Kleinen Schwestern. Voll der Dankbarkeit und aus Arbeitsfreudigkeit machte es ihr ein wahres Vergnügen, wenn sie der Schwester, die das Bügeln besorgte, bei der Arbeit helfen konnte. An solchen Tagen, mit dem Bügeleisen in der Hand, mit weißen Aermeln und reiner Schürze, lebte sie wieder auf und zeigte ihre frühere Munterkeit und Heiterkeit.

Eine eindringliche Warnung vor dem Sozialismus hat jüngst auch der hochwst. Bischof Hoban von Scranton in Pennsylvanien in einer in der dortigen Kathedrale gehaltenen Predigt an die katholischen Arbeiter gerichtet. „Es ist eine unleugbare Thatsache," so erklärte Msgr. Hoban, „daß die Sozialisten in allen Arbeiter-Vereinigungen unseres Landes die Oberhand zu gewinnen suchen. Der richtige Sozialist ist aber durchgehends ein Freidenker, der sich auch in seinem Leben um Gott und Gottes Gebote nicht kümmert und der katholischen Kirche feindlich gesinnt ist. Ich fordere deshalb alle katholischen jungen Männer, die Arbeiter-Unionen angehören, auf, sich nicht durch Ungläubige oder Ränkeschmiede, die mit ihrem Sozialismus dickthun, zum Abfall von der Kirche und Religion, in der sie erzogen worden sind, verleiten zu lassen. Und ferner," so fuhr der hochwst. Bischof fort, „fordere ich alle katholischen Arbeiter, die Arbeiter-Unionen angehören, auf, daß sie ihren Arbeitgebern jeden Tag eine ehrliche Tagesarbeit leisten. Das ist die erste Bedingung, durch die sie eine Besserung ihrer Lage erreichen können."

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

VII.

Mit dem Segen des sakramentalen Heilandes gestärkt verlassen wir die Krypta, um ein weiteres Heiligthum der allerseligsten Jungfrau aufzusuchen, die imposante, groß angelegte Rosenkranzkirche. Das Rosenkranzgebet spielt ja in der Entstehungsgeschichte von Lourdes eine derartig wichtige Rolle, daß es nur billig und gerecht war, diese zweite für die massenhaften Pilgerzüge so nothwendige Kirche der Rosenkranzkönigin in besonderer Weise zu weihen.

Pilger, der du dieses Gotteshaus zum ersten Male betrittst, mache dich gefaßt auf einen geradezu überwältigenden Eindruck. Links und rechts an den Wänden, an allen Pfeilern, in allen Nischen der Altäre, kurz, wo nur ein Platz frei ist an der Wand, überall hellbrauner oder dunkelrother Marmor, und auf dem Marmor endlose Reihen von Danksagungen. Es scheint, daß das Danken hier an dieser Gnadenstätte kein Ziel und Ende finden könnte; wohl ein Zeichen, daß auch die Gnaden und Gunsterweisungen des Himmels überreichlich fließen. Darum vertraue auch du, o Pilger! Dann tritt vor in die Mitte des Gotteshauses, kniee hin vor diesen Hochaltar, einer geradezu feenhaft schönen Arbeit. Hier, zu Füßen deines Heilandes, nimm deinen Rosenkranz, und bete die einleitenden Gebete, erwecke lebendigen Glauben, starke Hoffnung, innige Liebe.

Dann, so hoffe ich, bist du nicht blos hier hereingekommen, um diese Kirche zu bewundern, sondern du wirst gewiß, wie es so passend ist, deinen Rosenkranz hier beten vor diesen fünfzehn Rosenkranzaltären, und sicherlich wirst auch du dann sagen und gestehen, daß vielleicht niemals beim Rosenkranzbeten deine Andacht so entflammt war, daß du niemals mit solchem Verständnisse, mit solch' tiefer Auffassung die fünfzehn heiligen Geheimnisse betrachtet hast, als hier in der Rosenkranzkirche von Lourdes. Und wie könnte das auch anders möglich sein. Denn die wunderbaren Altarbilder jener fünfzehn Altäre, von den ersten Künstlern Frankreichs in Steinmosaik ausgeführt, Kunstwerke von blendender Schönheit und erdrückender Größe, dazu noch die so passenden Aufschriften auf diesen Altären, alles dies muß den Pilger, wenn er sich hinkniet, um das betreffende Geheimniß des Rosenkranzes abzubeten, es muß, sage ich, seine Andacht entflammen, es muß seinen Geist gefangennehmen und ihn fesseln an die erhabenen Gegenstände seines Gebetes.

Je fünf dieser Altäre bilden zusammen einen Halbkreis, und jeder dieser drei Halbkreise ist gleichsam einer von drei Kreuzesbalken, so daß die fünf freudenreichen Geheimnisse zur linken Hand des Eintretenden, die schmerzhaften

geradeaus hinter dem Hochaltare, die glorreichen zur Rechten erscheinen. Man stelle sich dann einmal in den Mittelpunkt eines dieser drei Halbkreise, auf jenen Punkt, wo gleichzeitig alle fünf Bilder sichtbar erscheinen, und man wird von der Farbenpracht, von der Großartigkeit geradezu entzückt sein. Gewiß, die Rosenkranzkirche wird nach ihrer Vollendung — denn noch fehlen derzeit einige Mosaikbilder und die Ausschmückung der mittleren Kuppel — an Pracht und Erhabenheit die Basilika sicherlich übertreffen.

Nun ist unser Rosenkranzgebet beendigt. — Ohne daß wir recht wissen wie, ist es unterdessen 4 Uhr geworden, in kurzer Zeit wird die Prozession mit dem allerheiligsten Sakramente gehalten werden — der Glanzpunkt aller Feierlichkeiten in Lourdes. Sakramentsprozession! Wie ein elektrischer, belebender Funke ergreift dieses Wort die Herzen der Kranken .... Sakramentsprozession! — Neue Hoffnung, neue Zuversicht! Umsonst war vielleicht das Bad in den Piscinen, umsonst das Trinken aus der wunderbaren Quelle, umsonst all' die heißen Gebete. „Soll das ärmste deiner Kinder ganz verlassen von dir gehen?"

So und ähnlich betet das Menschenherz, das sich bisher unerhört gesehen. Aber nein, vertraue! Noch ist die Hand des Herrn nicht verkürzt; noch kommt er selbst, der Gottmensch, um dich heimzusuchen, dich zu segnen, dir zu helfen! Eine Viertelstunde noch, und der Heiland naht, verhüllt unter weißer Brodsgestalt, eine Viertelstunde noch und du bist vielleicht geheilt, geheilt für immer, vollständig geheilt von deinem langen Leiden. Weißt du denn nicht, daß so viele, viele, — ja man kann sagen, fast die größere Anzahl der Kranken nicht in den Bädern, sondern beim Vorbeitragen des allerheiligsten Sakramentes ihre Gesundheit gefunden? Warum also wolltest du den Muth verlieren, jetzt, wo die Entscheidung so nahe liegt.

Wie glücklich fühlt sich der Schreiber dieser Zeilen, daß er bei dem, was er nun zu beschreiben hat, nicht die hitzige Phantasie zu Hilfe rufen braucht, daß er es nicht nothwendig hat, sich auf dieses oder jenes Buch zu berufen, auf diesen oder jenen Bericht, sondern daß er mit dem heiligen Apostel Johannes sagen kann: „Was wir gehört, was wir mit eigenen Augen gesehen und beschaut haben, das verkündigen wir euch." Ja, selbst Zeuge einer wunderbaren Auferstehung zu Lourdes, braucht er blos zu berichten und zu erzählen, was er gesehen und erlebt.

Es ist halb 5 Uhr. Ein Glöcklein erklingt, fliegende Fahnen erscheinen, eine Priesterschaar in kirchlichen Gewändern tritt aus der Rosenkranzkirche, das allerheiligste Sakrament wird soeben zur Grotte getragen. Dort wird es feierlichst in eine goldfunkelnde Monstranze eingesetzt und nun von der Grotte aus setzt sich jener Zug in Bewegung, der schon so viele Thränen gestillt, der für zahllose kranke Menschenkinder schon die Heilung gebracht hat. Eine lange Reihe von Männern, mit brennenden Kerzen in den Händen, schreitet betend voran. Die Kranken aber haben sich unterdessen in einer langen Reihe auf der großen Terrasse vor der Rosenkranzkirche, einer neben dem anderen niedergelassen. Viele auch sitzen oder liegen in ihren Rollwägelchen. Wer

weiß, wie viele Jahre lang ihr Fuß nicht mehr den Erdboden berührt hat. Alle beten. Ungeheuere Massen Volkes drängen sich von allen Seiten heran; doch willig gehorchen sie den strammen Befehlen der Ordner, so daß Alles in größter Präzision vor sich geht.

Näher und näher klingt schon das glückverheißende Glöcklein; der Heiland naht; Jesus, der allmächtige gütige Jesus kommt, er, durch dessen Machtwort die Berge geworden, er kommt, er, der König der Engel, der Herr aller Kreaturen, er kommt; o Mensch bete an deinen Heiland! . . . .

So aber erzählt uns die Hl. Schrift: Und es geschah, als sich Jesus Jericho näherte, da saß ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre. Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen solle. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: „Was willst Du, daß ich Dir thun soll?" Er aber sprach: „Herr, daß ich sehend werde!" Und Jesus sprach zu ihm: „Sei sehend! Dein Glaube hat Dir geholfen!" Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott. — —

Derselbe Jesus ist dort in Lourdes angekommen bei den vielen Kranken. Und da er herangekommen, da beginnt ein vielstimmiges Rufen und Schreien: Ein Priester betet es vor: „Herr, gib, daß ich sehe, Herr, gib, daß ich höre, Herr, gib, daß ich gehe!" Und flehend, innig, eindringlich rufen all' die Kranken und auch alle Anderen nach: „Herr, gib, daß ich sehe, Herr, gib, daß ich höre, Herr, gib, daß ich gehe!" — Von Thränen ist manche Stimme erstickt, Alles kniet, Alles betet. Eine Szene, wie man sie nur in Lourdes sehen kann. Unterdessen geht der Bischof von einem zum anderen, und jeder von den Kranken erhält den Segen mit dem heiligsten Sakramente. Und wie alle gesegnet worden, da stellt sich der Bischof mit dem heiligsten Sakramente auf den erhöhten Theil der Terrasse vor der Kirche, und hält lange Zeit hindurch stille und unbewegt das heiligste Sakrament über das Volk hin. Alles kniet, Alles betet; lauter als zuvor schallen die Rufe: „Herr, hilf uns, Herr, gib, daß ich sehe, Herr, gib, daß ich höre, Herr, gib, daß ich gehe." Endlich erhebt der Bischof das allerheiligste Sakrament zum feierlichen Segen. Ein Glöcklein klingt, Alles bekreuzt sich und schlägt an die Brust. — Dann dreht sich der Bischof langsam um und verschwindet mit dem heiligen Sakramente in der Rosenkranzkirche.

(Fortsetzung folgt.)

— Gott sieht dich immer an, weil seine Vorsehung dich stets überwacht. Lege dich ganz in die Arme dieser seiner liebevollen und liebreichsten Vorsehung, und du wirst durch diese vertrauensvolle Hingabe Gott beständig anblicken, wie ein Kindlein die Mutter, in deren Armen es ruht.

Weninger.

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Als im Jahre 1830 die französische Juli-Revolution ausbrach, verließ Probst Frankreich und ging nach der Schweiz zurück, wo ihm der Bischof von Chur eine Stelle als Professor in seinem Seminar anbot. Da seine Rechtfertigungsschrift starke Verbreitung gefunden, so ließ er zu Luzern in demselben Jahre (1830) eine zweite Auflage erscheinen, die aber seitdem im Buchhandel vergriffen ist. Dieser letzteren ist ein Schreiben an einen reformirten Geistlichen vorgedruckt, der seine Schrift gelesen, und sie, obschon er aufrichtig gesteht, durch dieselbe von manchen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche zurückgebracht worden zu sein, im Ganzen und Großen, wie leicht begreiflich, nicht billigte, noch weniger aber den Schritt, der sie hervorgerufen. Wir wollen aus demselben

einige Stellen

hervorheben. — Auf Ihre Haupteinwendung (schreibt Probst), die mir alle bessergesinnten Protestanten ebenfalls gemacht haben, daß „ich als reformirter Christ, auch wie hundert und tausend andere, fromm und christlich hätte leben und der Religion nützlich sein können, ohne die Form und Hülle zu ändern; wir seien ja in der Hauptsache eins; das apostolische Glaubensbekenntniß sei Grundlage des Glaubens, sowohl für die Protestanten wie für die Katholiken; ein unsichtbares Band der Liebe verbinde alle Herzen mit einander, die ihr Heil unter dem Kreuze auf Golgatha suchen, wenn dieselben auch in unbedeutenden Nebendingen von einander abweichen" u. s. w. — erwidere ich Ihnen, daß ich allerdings zugebe, viele Protestanten führten und führen ein eingezogenes, frommes und, wenn man will, ein christliches Leben, die auch die Ueberzeugung haben mochten, daß sie in der einen wahren Religion lebten. Das ist aber noch lange kein Grund, ein die Wahrheit suchendes Gemüth abzuhalten, in den Schooß der Mutterkirche zurückzukehren, von der es die gewisse Ueberzeugung erlangt hat, daß sie allein die wahre und rechtmäßige Kirche und die Aufbewahrerin aller Lehren, wie die Ausspenderin aller Wohlthaten und Geheimnisse unsers göttlichen Erlösers ist. Denn hätten jene fromme Seelen sich davon überzeugen können, oder sich überzeugen wollen, so wären sie ganz gewiß nicht in einer Kirche geblieben, die den Namen der allein wahren nicht verdient, sondern sie hätten sich in die Gemeinschaft der Kirche begeben, in der nicht nur zu jeder Zeit viele gute und fromme Menschen lebten und immer leben, sondern aus welcher wahre Ideale der christlichen Tugend und Vollkommenheit hervorgegangen sind und noch immer hervorgehen, deren Frömmigkeit nicht blos in tändelnden und süßlichen Gefüh-

len, sondern in der That und Wahrheit bestand, und die auch oft mit hoher, bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit auf's Schönste verschwistert war. Wo sind jene ausgezeichneten Helden in den protestantischen Konfessionen, die für die Wahrheit der Religion mit edler Freudigkeit und Standhaftigkeit die größten Martern ertragen und oft ihr Blut und Leben mit außerordentlicher Gelassenheit und Hingebung aufgeopfert haben? Wo sind jene Lehrer in den protestantischen Konfessionen, die nicht nur durch ihre Lehren, sondern auch durch ihre Thaten zeigten und es auf eine unwidersprechliche Weise bewiesen, daß sie vom Geiste Gottes ganz erfüllt und durchdrungen waren? Was sind alle jene protestantische Frauen und Jungfrauen gegen eine heilige Theresia? Ich bitte Sie, wohlehrwürdiger Herr, hierüber nachzudenken.

Ferner glaube ich nicht, daß ich blos die Form und Hülle geändert habe; denn wenn wir auch in der Hauptsache wegen der heiligen Dreieinigkeit, der Erlösung durch Christus u. s. w. einig sind, so sind doch noch gar manche nicht unwichtige Punkte, die zwischen uns

eine wesentliche Scheidewand

bilden. Was nun das apostolische Glaubensbekenntniß anbetrifft, so findet man zwar dieses bei ihnen als ihres Glaubens Grundlage angegeben, und vor alten Zeiten galt es auch als ein symbolisches Buch. Allein wenn man die Sache genau prüft, so verwerfen sie den 9. Artikel desselben: „Ich glaube an eine allgemeine Kirche"; denn daß weder die reformirte, noch die lutherische, noch die anglikanische, noch die quäkerische Kirche u. s. w. eine allgemeine sei, wird gewiß Niemand von diesen Religionsparteien behaupten. Nur der Katholik kann mit voller Ueberzeugung sagen: Ich glaube an eine allgemeine christliche Kirche. Nehmen Sie dazu Ihre Zuflucht: Die Kirche ist unsichtbar (ecclesia invisibilis), so möchte ich Sie fragen: Wozu war dann die Reformation nothwendig? ja, wie war eine Reformation möglich? — Alle Sekten, die sich christlich nennen, glauben an die Erlösung durch Jesum Christum; auch der Sozinianer findet einigermaßen, um Ihren Ausdruck festzuhalten, sein Heil unter dem Kreuze auf Golgatha. Wenn wir gerade und aufrichtig sein wollen, wenn es uns recht darum zu thun ist, zu wissen, ob der Protestantismus in seiner weitern Ausdehnung, oder die katholische Kirche das große allgemeine und heilige Institut ist, das der Sohn Gottes selbst zum Heile der Menschen vor 1800 Jahren gestiftet hat, denn beide zugleich können es unmöglich sein, so dürfen wir nur 1) an dem Faden der parteilosen Kirchengeschichte von ihrer Entstehung an — hinauf bis auf unsere Zeiten schreiten, ganz vorzüglich aufmerksam von da bis zum Elementar-Zustande des Christenthums zurückgehen, und jedes Jahrhundert fragen, was und wie es geglaubt habe; 2) eine allgemeine und genaue Prüfung mit den Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche anstellen — indem man allen Vorurtheilen entsagt, mit redlichem Herzen trachtet, dieselbe kennen zu lernen. Der unbefangene und die Wahrheit suchende Forscher wird zu dem wichtigen Resultate kommen, daß außer einigen Häretikern, welche die Protestanten auch als solche erkennen und erkennen müssen, Niemand den Lehrbegriff der katholischen

Kirche, insofern dieser von der protestantischen abweicht, angegriffen habe, bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ja, daß selbst Luther im Anfange weit davon entfernt war, einen Glaubensartikel zu verwerfen, daß er aber in der Folge durch Leidenschaft, Ehrgeiz, Rachsucht u. s. w. verleitet wurde, in Verbindung mit seinen Gehilfen das als Aberglauben, Abgötterei und Menschensatzungen zu verwerfen, was sonst immer in der christlichen Kirche geglaubt worden, als wahr und göttlich war geglaubt worden, und was sowohl aus der hl. Schrift, als aus der kirchlichen Tradition (Ueberlieferung) bewiesen werden kann, und immer bewiesen worden ist. Man darf nur, indem man die Ursachen und die Nothwendigkeit einer Reformation im 16. Jahrhundert erwägt, dieselbe an und für sich in ihrem wahren Lichte,

in ihrer eigentlichen Gestalt und Entwickelung

betrachten, um sich vollkommen zu überzeugen, daß, obgleich der Zweck im Anfange gut und löblich war, nicht göttliches Walten, sondern menschliche Schwachheiten und Thorheiten in jener merkwürdigen Epoche sichtbar sind. Man darf das Thun und Treiben der Reformatoren nur einfach darstellen, man darf nur ihre Ansichten, ihre gegenseitige Stellung und ihre Widersprüche, mit einem Worte, man darf sie nur selbst reden hören und handeln sehen, um sonnenklar einzusehen, daß Gott sie unmöglich zu Stützen seiner bedrängten und fallenden Kirche und zu Wiederherstellern des wahren katholischen Glaubens erwählt haben kann. Man darf sich nur die damalige religiöse und politische Lage der Dinge vorstellen, dann wird die Verwunderung verschwinden, daß die Reform so viele und schnelle Fortschritte gemacht hat, und daß viele Fürsten ihr ein geneigtes Ohr schenkten. Man darf nur die Mittel betrachten, mit denen man der Reform Eingang zu verschaffen suchte, und siehe! man wird finden, daß es nicht die Kraft des Evangeliums war, die so Viele bewog, den alten Glauben der Väter zu verlassen, und dem Bibelglauben, dem man jede beliebige Form und Deutung geben konnte, anzuhängen; daß nicht wegen der göttlichen Kraft des Evangeliums der Reformator Karlstadt zuerst die große Heldenthat verrichtete und sich — verehelichte; daß so viele Priester das geistliche Gewand auszogen und die Mönche ihre Kutten wegwarfen. Man darf die allmälige Entwickelung und Bildung des Protestantismus, seine Veränderungen, seine Negationen, seine wirkliche Gestaltung, seine außerordentliche Zersplitterung in zahlreiche Sekten, die immer mehr steigende Uneinigkeit und den Geist des Widerspruchs nur im Allgemeinen betrachten, um sich vollkommene und überzeugende Gewißheit zu verschaffen, daß Jesus unmöglich eine solche Kirche habe stiften können, die immer nach Willkür umgestaltet und perfektionirt werden könne, sondern daß seine Kirche allgemein (katholisch), einig, heilig und apostolisch sein, und diese Merkmale charakteristisch an sich tragen müsse. Man darf also, mit einem Worte, nur diese einfachen Untersuchungen und Betrachtungen anstellen, um sich völlig zu versichern, daß der eigentliche Protestantismus nicht aus Gott, sondern von Menschen stamme, wenn auch gleich viel Wahres, Schönes und Gutes in dem-

selben herrschen mag, welches man jedoch in der katholischen Kirche auch nicht vermißt, sondern dieses Wahre, Schöne und Gute, welches man dort sieht, findet man hier noch vollkommener und in einem höheren Grade.

Stellt man über

die Lehren und Gebräuche

der Kirche, der ich nun anzugehören das Glück habe, eine genaue und redliche Prüfung an, will man sie aus wahrhaft katholischen und nicht sogenannten aufgeklärten Schriftstellern, nicht aus unzuverlässigen und abgeschmackten Legenden und beengten Lehrbüchern, noch aus protestantischen Schriften lernen; so werden die Vorurtheile nach und nach schwinden, und man wird mit Hilfe des göttlichen Lichtes die katholische Kirche bald als die wahre, von der Jesus der Grund und Eckstein und das ewig unsichtbare Oberhaupt ist, erkennen. Man wird schon durch obige Untersuchung einsehen, wie die Kirche von ihrem ersten Beginnen durch alle Jahrhunderte so außerordentlich besorgt war, ihre heilige Lehren gegen die Angriffe der Irrlehrer zu verwahren und muthig zu vertheidigen, und überhaupt ein wachsames Auge auf alle Neuerungen und Häresien zu haben. Von ihrer Entstehung an war, wie uns die Geschichte genugsam zeigt, Kampf von Innen und Verfolgung von Außen ihr Loos, und doch besteht sie noch immer und wird nach der Verheißung ihres göttlichen Stifters bestehen bis an der Welt Ende.

Sie warfen mir vor, daß ich in meinen Briefen mir

harte und lieblose Ausdrücke

erlaubt habe, die der Nächstenliebe völlig widerlaufen, und mit Stolz und Anmaßung Urtheile über Männer gefällt habe, die weit über mir stehen. Es thut mir sehr leid, daß ich mit meinen Ausdrücken manches Gemüth beleidigt und erbittert habe, denn dieses ist gewiß meine Absicht nicht gewesen. Ich habe mich nun in dieser zweiten Auflage meines Werkchens bemüht, alle beleidigenden Ausdrücke soviel als möglich zu vermeiden, wie mich auch der Urtheile über protestantische Theologen zu enthalten oder zu mäßigen, nachdem ich ihre Glaubensmeinungen, oder vielmehr ihre Glaubensneigungen, die man ja hoffentlich wissen und kund thun darf, angeführt habe. Lesen Sie aber, wohlehrwürdiger Herr, die Schriften, welche Ihre Glaubensbrüder gegen unsere Kirche schreiben, dann werden Sie sich wahrhaftig mehr als genügend überzeugen, daß jene Herren alle Nächstenliebe beseitigen, unsere Kirche mit Härte, Lieblosigkeit, Erbitterung und Schmähung behandeln, und noch überdies ihre Lehren verdrehen und ihr die ungereimtesten Verleumdungen aufbürden, daß sie ihr Lehr- und Glaubenssätze unterschieben, die eher heidnisch oder mahomedanisch als katholisch sind, welche die Kirche selbst verabscheut. Die Protestanten machen zwar immer ein Weites und Breites von der Toleranz; sie reden erstaunlich viel von christlicher Duldung, Schonung, Liebe u. s. w.; allein wenn es gegen die katholische Kirche abgesehen ist, dann tritt an die Stelle jener Tugend Beschimpfung, Schmähung, Lästerung und Verleumdung, was

fast aus sämmtlichen Schriften bei Anlaß des Reformations-Jubiläums und andern ähnlichen polemischen Werken nur zu deutlich hervorgeht. — (Zum Schlusse bekennt Probst, wie er sich sehr glücklich fühle, seit er in den Schooß der Kirche getreten.)

Ich suchte früher

Ruhe und Freude

in der Welt — und fand sie nicht. Ich suchte die Wahrheit bei den Weisen dieser Welt, und bei den Gottesgelehrten, die das protestantische Deutschland am höchsten preist, und siehe! ich fand Widersprüche, offenbare Schriftverdrehung, Abneigung, Entstellung der Wahrheit. Ich wandte mich alsdann mit dem heißen Durste nach Licht und Wahrheit zu den sogenannten Pietisten und Mystikern, welche die Welt verachtet und als trübsinnige Schwärmer behandelt, und suchte bei ihnen das Kleinod auf, welches zu erlangen oder nach welchem zu streben jedes Christen Pflicht und Schuldigkeit ist. Ich fand da viel Schönes, Wahres und Gutes, allein das Innerste meiner Seele ward doch unbefriedigt und wurde oft tief betrübt, wenn es auch da so oft und so viele bloße Gefühle und Empfindungen, die das Christenthum unmöglich ausmachen können, einseitige, oft lächerliche Schrifterklärung, und was noch schmerzlicher ist, Lieblosigkeit und — Scheinheiligkeit entdeckte. Durch sonderbare Fügung wurde ich gleichsam angetrieben, das, nach welchem ich so lange vergebens forschte, in der katholischen Kirche aufzusuchen, gegen die ich nie eine solche Abneigung hatte, wie es gewöhnlich bei Protestanten der Fall ist. Obgleich ich alles las, das mir zu Gesichte kam, was wider die Kirche geschrieben wurde, so wurde doch hier der Hunger meiner Seele und der Durst meines Geistes nach vielen Prüfungen und Leiden vollkommen gestillt. Mögen nun auch die Stürme über mich ergehen, mögen Widerwärtigkeiten mit eiserner Hand in meinen Lebensgang eingreifen; ich werde immer ruhig bleiben, alle Angriffe zerschellen an dem Panzer meines Glaubens, der mich wahrhaft glücklich gemacht und mir den Frieden gegeben hat, den die Welt nicht geben kann. Wer die katholische Kirche in ihrem Grundwesen kennt, wer das Wesentliche von dem Minderwesentlichen zu unterscheiden weiß, ohne beide von einander loszureißen, der freut sich gewiß von Herzen Katholik zu sein und wünscht, daß noch viele Nichtkatholiken wahre Katholiken werden möchten. Dazu ist aber ein anmaßendes Forschen und ein unzeitiger Eifer nicht hinreichend — dazu gehört ein demüthiges Herz, und Licht und Kraft von Oben; denn immer bleibt die große Wahrheit: Fides est donum Dei — der Glaube ist eine Gabe Gottes. —

Diese Stellen aus dem Schreiben des Herrn Probst an einen reformirten Geistlichen mögen genügen. Wie wir bemerkt haben, sind sie seiner Rechtfertigungsschrift vorgedruckt, die den Titel führt: „Ueber Protestantismus und Katholizismus, oder Darlegung der Gründe, die einen Protestanten bewogen, zur katholischen Kirche zurückzukehren. In drei Briefen von J. Probst. Zweite Auflage, Luzern 1830." Diese Schrift gehört unstreitig zu den vorzüglicheren ihrer Art, so gediegen, freimüthig und schonend sind die Gegenstände behandelt, die darin erörtert werden.

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Brief des P. Anton Speckbacher, S. J. — Er berichtet von seiner Krankheit. — Warum er in Puerto Belo aufgehalten wird. — Die spanische Silberflotte. — Der Missionär schildert im Allgemeinen den Martertod von drei Jesuiten. — Einzelnes über die Karaiben. — Er beschreibt das Land um Puerto Belo. — Der unvermeidliche Kaiman. — Kuriositäten. — Langlebigkeit der Eingeborenen. — Tod des Missionärs. — Die Geschichte Panama's. — Die Landenge schon von Columbus entdeckt. — Die Spanier glaubten, hier das Eldorado gefunden zu haben. — Eine verfehlte Expedition. — Ursachen des Mißerfolges. — Gründung der Stadt Panama. — Das Emporblühen derselben. — Kämpfe mit den Wilden. — Das mörderische Klima. — Zerstörung der Stadt durch Freibeuter. — Die neue Stadt mit schönen Klöstern und Kirchen. — Eine der reichsten Städte der Welt. — Das Panama der neueren Zeit.

So erbaulich und interessant die Berichte von Missionären unter nordamerikanischen Indianern auch sein mögen, nicht weniger erbaulich und noch interessanter ist die Missionsgeschichte Südamerikas, wie Jeder weiß, der einigermaßen damit vertraut ist. Würden wir aber nur die Briefe bringen, wie wir sie in „Der Neue Welt-Bott" vorfinden, so würde es nach unserer Ansicht dem Leser doch schließlich etwas langweilig werden, weshalb wir dem Beispiel des Hausvaters im Evangelium nachzuahmen suchen, der nova et vetera Altes und Neues aus seinem Schatze bietet. Wenn wir daher den Missionären in ihrem Wirkungskreise folgen, flechten wir die Missionsgeschichte des betreffenden Landes ein, indem wir auch die neuere Zeit berücksichtigen.

Der folgende Missionär,

P. Anton Speckbacher, S. J.,

findet hier seine Stelle, weil er eine Zeit lang sich in dem uns schon bekannten Columbia aufgehalten hat. Er war in Passau geboren, gehörte der Provinz Oesterreich an und schrieb am 5. August 1685 von Puerto Belo (d. h. Schöner Hafen) aus, einer Stadt in Panama, die damals der Stapelplatz der spanischen Silberflotte war und 15,000 Einwohner zählte; bis auf unsere Zeit ist jedoch die Zahl in Folge des mörderischen Klimas bis auf ein Zehntel herabgesunken. Der Brief lautet wie folgt:

„Ich begrüße hiermit Euer Ehrwürden von Westindien aus schon zum zweiten Mal; denn ich will hoffen, daß mein erstes Schreiben mit der mexikanischen Flotte unterdessen richtig in Europa angelangt ist, während ich seither fast den Geist aufgegeben hätte, in Folge eines dreitägigen Fiebers, das hierzulande unter dem Thierkreis insgemein tödtlich und schwer zu kuriren ist, vielleicht nicht gerade an sich selbst, als wegen der sonderbaren Methode, nach welcher die spanischen Leibärzte dasselbe behandeln, da sie dem Kranken nichts anders verschreiben, als Aderlässe. Mir haben sie die Ader achtmal geöffnet;

mich aber dadurch so erschöpft, daß ich nach sechs Wochen seit meiner Genesung vor Mattigkeit kaum stehen kann. Wir haben uns bisher volle acht Monate zu Cartagena aufgehalten; doch sind wir endlich von dort aufgebrochen, und den 24. Juli hier in Portobello mit der See-Armee angelangt. Von hier werden wir nach wenigen Tagen unsern Weg nach Panama (welches am Südmeer der erste spanische Hafen ist) einschlagen. Von dort aber mit der peruanischen Flotte nach Lima fahren. Wann aber? Das weiß Gott.

„Die verdrießlichen Hindernisse verursachen die französischen und englischen Kaper, die mit ihren 14 Raubschiffen, mit welchen sie auf dem besagten Südmeere kreuzen, denen von Peru einen solchen Schrecken eingejagt, daß diese es nicht wagen dürfen, den königlichen Schatz in Gefahr zu setzen; viel weniger wollen die Kaufleute ihre Waaren preisgeben, denen zusammen dreißig, dem Könige aber zwanzig Millionen von der Ladung gehören. Doch hat der Vizekönig einen Theil der Flotte sammt einem Theile des königlichen Schatzes von Lima abgeschickt, welcher den Feind hintergangen, und zu Panama so glücklich eingelaufen ist, daß auch der übrige Theil auf dieselbe Weise mit den Handelswaaren bald nachfolgen soll; widrigenfalls würde der Handel in Spanien in eine merkliche Stockung gerathen."

Die drei Jesuiten, die von den Karaiben umgebracht wurden, wie er im Folgenden berichtet, waren P. Ignaz Fiol, ein Majorkaner, der uns schon bekannte P. Kaspar Pöck (oder Beck) und P. Tobast. Ihr Marterthum wird im nächstfolgenden Berichte von P. Heinrich Richter umständlicher geschildert.

„Es ist gewiß, daß unsere drei Mitbrüder vergangenes Jahr im Oktober in dem Lande De los Llanos den Martertod erlitten haben; daß sie aber aus Glaubenshaß getödtet wurden, erhellt aus dem, daß die Barbaren nach vollbrachtem Mord nicht allein die Kirche ausgeplündert haben, sondern auch in Meßgewändern herum getanzt sind, und aus den heiligen Kelchen sich voll gesoffen haben. Man nennt sie Karaiben, weil sie Menschenfleisch, auch sonst alles roh essen. Sie wohnen auf dem Gebirg, wo sie sich so fest verwahren, daß ihnen Niemand beikommen kann. Denn sobald sie ein spanisches Kriegsvolk sehen heranrücken, laufen sie auf ein gegebenes Zeichen gleich zusammen und schießen einen Hagel von vergifteten Pfeilen auf ihre Feinde ab, daß diese entweder die Flucht ergreifen, oder wie der hl. Sebastian zu sterben sich bemüßigt finden. Ihre Farbe ist kastanienbraun, mit schwarzen Haaren. Sie tragen auf den Kopf einen Kranz von Vogelfedern, um den Hals ein Band von Muscheln, um die Hüften aber einen Schurz von Laub; die übrigen Körpertheile sind nackt. Sie fangen und mästen die Menschen wie die Ochsen, bis zu einem von ihren feierlichen Freßtagen, wann sie diese armen Mastleute schlachten und das Menschenfleisch als Leckerbissen genießen, wie wir das Wildpret. Nichts freut sie mehr als die Hirnschale eines Menschen, welches ihr kostbarstes Trinkgeschirr ist.

„Das Gebiet von Portobello ist zwar ein gutes aber ödes Land, weil Niemand es bebaut. Es gibt sehr dichte Wälder; sogar die Berge sind mit Zitronen- (lemon) und Pomeranzen- (orange) Bäumen ganz bedeckt, die von selber wachsen. Die Tiger, Schlangen, Krokodile und Kaimans (die größte

Art von Krokodilen) sind in großer Menge vorhanden; dies letztere Unthier, wie ich eines in einem Meerarm, das zwölf Klafter lang war, gesehen, hält sich bald im Wasser, bald auf dem Lande auf; es läuft schnell, wiewohl mit kurzen Füßen, und erschnappt gewiß, was ihm vorkömmt. Weizen wächst hier nicht, sondern wird 2600 (amerikanische) Meilen weit von Lima hergeführt, und zwar um einen so hohen Preis, daß, was in Deutschland zwei Pfennige kostet, hier um zwölf Kreuzer verkauft wird. Alles ist theuer; eine Henne kostet zwei Thaler.

„Um nun kurz auf eine andere Seltsamkeit zu kommen — ist auf der unweit Cartagena gelegenen Perlen-Insel, so genannt, weil dort viele derselben gefunden werden, der verkehrte Brauch, daß, wenn das Weib gebärt, der Mann statt ihrer sich in's Bett legt, und sie wie sonst die Hausarbeit verrichtet. Die Freunde und Nachbarn eilen herbei und wünschen ihm Glück, daß sein Weib geboren hat. Ich habe unter Anderm geflügelte Fische gesehen, welche gleich den Spatzen schaarenweise auf dem Meere herumfliegen. Ein anderer großer Fisch hat das Herz im Kopf; noch ein anderer ist so lang und dick wie ein Galleon, ein großes Schiff.

„Ich habe Euer Ehrwürden so viele Briefe geschrieben, ohne dagegen einen einzigen empfangen zu haben, obschon zur Zeit, als wir zu Cartagena waren, sechs Schiffe aus Europa angelangt sind, welche zwar den übrigen Patres aus Oesterreich ihre Briefe richtig geliefert, mir aber keinen gebracht haben. Diesen überschicke ich mit einem Hamburger Schiff, dessen Kapitän von der deutschen Nation bei den Spaniern sich große Ehren erworben, uns deutschen Jesuiten aber viele Höflichkeiten erwiesen hat.

„Ich hätte bald vergessen, Euer Ehrwürden zu berichten, daß die Luft dieses Landes den Eingeborenen, wenn sie einmal das dreißigste Jahr erreicht haben, so gesund ist, daß viele von ihnen hundert und mehr Jahre alt werden. Im letzten Monat Mai starb zu Cartagena ein Mohr, der sein Leben auf 140 Jahre gebracht hat. Hier ist von Podagra, Chiragra (Handgicht) und Steinschmerzen nichts zu merken, was ich der Mäßigkeit zuschreibe; denn die eingeborenen Indianer trinken keinen Wein und essen wenig Fleisch, sondern leben meistens von Kräutern. Hingegen sterben hier desto mehr die Fremden, so daß von 12,000 Mann, mit welchen ich von Cadix nach hier aufgebrochen, nicht mehr als 10,000 übrig bleiben. — Empfehle mich u. s. w. Euer Ehrwürden — Diener in Christo Antonius Speckbacher, Missionär aus der Gesellschaft Jesu."

Dieser Missionär war seinem Berichte nach für Lima in Peru bestimmt; ist aber niemals hingekommen, wie aus der folgenden Notiz hervorgeht: „Pater Antonius Speckbacher hat zu Wasser und Land so grossen Hunger, Durst, Hitz und andere Müheseeligkeiten gelitten, daß er bald nach diesem Brief zu Panama am Süd-Meer an der Gall, an Eitelkeit (Blähung?) des Magens, an langwierigen Fiebern und letzlich an der hinfallenden Krankheit seelig gestorben ist. Sein Leib ruhet zu gedachtem Panama in unserer Collegii Kirch."

Die Stadt Panama, wo der Missionär P. Anton Speckbacher, S. J., seinen Leiden erlag und die letzte Ruhestätte fand, ist nebst der nach ihr benann-

ten Landenge einer der wichtigsten Punkte für die Geschichte und den Handel. Lange bevor man sich mit dem Gedanken befaßte, an dieser Stelle den Atlantischen und Stillen Ozean durch eine künstliche Wasserstraße zu verbinden, führte der große Heerweg zwischen Europa und der Westküste Südamerikas über Panama, auf welchem nicht nur die goldgierigen Eroberer, sondern auch ganz besonders Schaaren von seeleneifrigen Glaubensboten nach dem fernen Peru zogen. Schon der große Columbus hatte auf seiner letzten Fahrt den Hafen Puerto Belo, wo jetzt die Bahn von Panama mündet, am 2. November 1502 entdeckt, und so, freilich ohne daß er es wußte, die Landbrücke gefunden, welche Süd- und Nordamerika verbindet. Der Goldreichthum der Bewohner ließ die Spanier glauben, auf dieser Landenge endlich das langgesuchte Goldland erreicht zu haben. Entsetzliche Stürme zwangen den kühnen Entdecker zur Umkehr.

Nicuesa war der nächste, der mit 785 Mann an den Ufern des Rio Chagres landete, welcher Fluß durch die Schwierigkeiten bekannt ist, die er dem Unternehmen des Panama-Kanales bereitete. Aber nichts erfüllte die Erwartungen der Abenteurer. Tiefe Sümpfe, undurchdringliche Wälder, unerträgliche Insektenplage hemmten das Vordringen; feindliche Indianerhorden mit ihren vergifteten Pfeilen, und mehr noch das mörderische Klima lichteten die Reihen der Spanier. Dazu gesellten sich die bald mächtig herabströmenden Platzregen und die Qualen des Hungers. Dennoch wurde der Muth Nicuesa's nicht gebrochen; als er aber 1510 nur wenige Meilen von Puerto Belo landete und eine später aufgegebene Stadt gründete, war seine Schaar auf etwa 100 Mann zusammengeschmolzen.

Das Gründungsjahr Panamas ist 1518, und der Gründer ist Pedrarias (Pedro Arias d'Avila). Dieser hatte im vorhergehenden Jahre den Entdecker des Stillen Ozeans, Balboa, der eben Vorbereitungen traf, mit 300 Mann die Fahrt längst der Westküste nach Süden anzutreten, aus Eifersucht mit vier Begleitern als Hochverräther zum Tode verurtheilt und enthaupten lassen, trotz aller Versicherungen seiner Unschuld und trotz der Bitten vieler Spanier. Die Absicht, die ihn bei der Gründung Panamas leitete, war der richtige Gedanke, einen sichern Stützpunkt für die Unternehmung nach Peru zu schaffen, andererseits wohl ebenso die Ueberzeugung, sich auf diese Weise eine unabhängigere Stellung zu sichern. Er beredete also Balboa's Schaar, statt den gewagten Zug nach Süden zu unternehmen, an einer geeigneten Stelle der herrlichen Bucht eine Hafenstadt anzulegen, welche in der Folge den Handel und den Reichthum eines halben Welttheiles beherrschen müsse. So entstand Panama an der Stelle eines elenden Fischerdorfes. Der Bischofssitz von Darien wurde dorthin verlegt und Karl V. verlieh Panama den Namen und die Rechte einer Stadt.

Ununterbrochene Kämpfe mit den benachbarten Indianern füllen die Geschichte des ersten Jahrzehnts. Die Stadt wurde befestigt, aber gegen die schrecklichen Verheerungen der klimatischen Krankheiten halfen Wälle und Mauern wenig. Sollen doch in den ersten 28 Jahren in Nombre de Dios, von wo der Weg über die Landenge führte, und in Panama 40,000 Spanier

statt des gehofften Goldes ihr Grab gefunden haben. Ein Beweis übrigens, wie rasch diese Städte trotz ihrer äußerst ungesunden Lage aufblühten und wie groß die Abenteuerlust und die Gier nach Geld und Gut damals bei den Spaniern war.

Bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Panama eine Reihe von Belagerungen, Plünderungen und Brandschatzungen zu bestehen, indem bald ein Anführer der königlichen Partei, bald einer der Rebellen sich des wichtigen Platzes zu bemächtigen suchte. Später wurde es wiederholt von Freibeutern angegriffen. Einer der gefürchtetsten dieser sogenannten Flibustier, welche die Küsten und Meere unsicher machten, war der Engländer John Morgan. Mit seinen Schaluppen und Booten fuhr er den Fluß bis Cruces hinauf, von wo er mit seinen Schaaren Panama in wenigen Stunden erreichen konnte. Die Einwohner ergriffen die Flucht und eilten mit einem Theil ihrer Habe in die Wälder. Auf der sogenannten Savanne, der Ebene vor der Stadt, wurden die Vertheidiger geschlagen; die Flibustier nahmen Panama ein, und plünderten Haus um Haus; sandten dann an die Geflüchteten die Drohung, wenn bis zu einer gewissen Stunde eine von ihnen festgesetzte Summe nicht erlegt sei, werde die ganze Stadt in Flammen aufgehen. Wohl bezahlten die erschrockenen Bewohner das geforderte Geld; aber der treulose Räuber brach sein Wort, und sobald er im Besitze der Summe war, verkündeten die Feuersäulen der brennenden Stadt weit über die Fluthen des Golfes und tief in die Schluchten der Wälder und Berge hinein den Untergang von Alt-Panama. Dieses geschah im Jahre 1670.

Da entschloß man sich, die Stadt in einer etwas gesünderen Lage, anderthalb Stunden von der früheren Stelle zu bauen; da aber die Häuser fast alle von Holz erbaut waren, so brannte die Stadt im Jahre 1737 fast ganz nieder; nur die Vorstadt blieb verschont. Nunmehr wurden die meisten Häuser aus Stein gebaut. Aus jener Zeit stammen auch die meisten Klöster- und Kirchenbauten, so das Kloster der Dominikaner, deren Kirche heute in Trümmern liegt, die der Franziskaner, Augustiner, Merzedarier, ein Spital vom hl. Johann von Gott, ein Klarissen-Kloster. Auch die Jesuiten hatten dortselbst eine Niederlassung und eröffneten 1751 eine Universität. Bevor aber das schön und groß angelegte Kolleg unter Dach kam, brach der Sturm der Verfolgung los, der sie aus allen spanischen Besitzungen vertrieb, und so verwandelte sich der wundervolle Bau in eine Ruine, die jetzt noch durch ihre Pracht zu den Sehenswürdigkeiten Panamas gehört. Die Kathedrale ist eine ziemlich große, aber in etwas plumpen Formen ausgeführte Kirche.

Panama war noch um die Mitte des vorletzten Jahrhunderts eine der reichsten Städte der Welt. Die Schätze Perus kamen auf seinen Markt und wurden durch dasselbe nach Spanien befördert; auch wurde damals auf den nahen Perleninseln durch Negersklaven eine ergiebige Perlenfischerei betrieben. Mit der Unabhängigkeits-Erklärung der spanischen Besitzungen von ihrem Mutterlande hörte der regelmäßige Verkehr auf und der Stern Panamas sank. Seit dem 28. November 1821 gehörte Panama mit seinem ganzen Gebiete nach Columbia bis Ende des Jahres 1903, als eine unabhängige Re-

publik gegründet wurde. Die Entdeckung der Goldminen in Californien brachte der Stadt Panama neues Leben. In den Jahren 1855 bis 1881 stieg ihre Einwohnerzahl von 6000 auf 20,000 Seelen und der gesteigerte Verkehr hatte den Bau der Eisenbahn zur Folge, die Panama mit Colon verbindet. Diese Stadt ist zu Ehren des großen Columbus benannt worden, der 35 Meilen davon gelandet ist, denn Colon ist der spanische Name für Columbus; und hier wirkt gegenwärtig ein deutscher Weltpriester, Vater Paul J. Volk. Sein letzter Bericht über die traurige Lage der Katholiken dort, in der April-Nummer des „Sendbote", ist wohl noch erinnerlich.

(Für den „Sendbote".) (Nachdruck verboten.)

Priester und Offizier.

Erzählung aus der französischen Revolution, von Fr. Krafft.

1. Glückliche Jugendtage.

Auch über der sonst rauhen Bretagne im nordwestlichen Frankreich hatte das Jahr 1783 einen schier überreichen, gar prächtigen Frühling aufblühen lassen: die starren Felsen an der Meeresküste funkelten wie Gold in den leuchtenden Strahlen der Lenzessonne, und diese spiegelten sich prächtig wieder in den tiefblauen Wogen der See, die in leisem Schlage an den Ufern anbrandeten. Die bretonischen Berge waren über und über mit jungfrischem Grün auf Bäumen und Sträuchern überzogen, und in den sonst unwirthlichen Thälern hatte der Lenz seine Blüthen und Düfte in Fülle ausgestreut. Besonders prächtig nahm sich das Schloßanwesen des bretonischen Grafengeschlechtes von Mirail in dem herrlichen Frühlingsprangen aus: fast märchenhaft blitzte das stolze Herrenhaus mit seinen alterthümlichen Thürmchen und Erkern aus einem Kranze üppigblühender Kastanienbäume hervor; auf den sorgsam gepflegten Parkbeeten dufteten Blumen in den mannigfaltigsten Farben, unzählige Ziersträucher bogen sich schier unter der Last ihrer Blüthenfülle.

Auf schwellendem Rasenanger vor der großen Freitreppe des Schlosses vergnügten sich zwei dem Jünglingsalter entgegenreifende Knaben am Ballspiele. Marzell, der einzige Sprosse des uralten Grafengeschlechtes von Mirail, war hoch und schlank gewachsen, hatte blondes Gelock und weiche Gesichtslinien, während Kamille Rouquet, der Sohn des alten Schloßverwalters, ein echtes Franzosenkind darstellte. Klein, aber höchst beweglich, war seine sehnige Gestalt; tiefschwarzes Haar krauste sich zierlich um die bräunliche Stirne, und unter den dichten Brauen funkelte ein nachtschwarzes Augenpaar. Die Bälle flogen herüber und hinüber, und die jugendlichen Körper huschten

ihnen geschmeidig allemal nach. Die gesunde Bewegung zauberte Rosen auf die Gesichter der Ballspieler und ließ ihre Augen in feurigem Glanze erstrahlen.

Da klang eine sanfte, weiche Frauenstimme von der Freitreppe her: „Marzell!“ rief dieselbe. „Kamille!“

Augenblicklich ruhten die Bälle in den Händen der beiden Spieler, während ihre Köpfe nach der Richtung flogen, aus der der Ruf ihnen zugeschallt war.

„Marzell, Kamille!“ wiederholte sich der Ruf. „Endigt Euer Spiel und kommt zum Unterrichte! Die Stunde dazu hat geschlagen.“

Von den beiden schlang jeder einen Arm um des andern Rücken, und derart verschlungen schritten sie auf die Ruferin zu. Ueber die außerordentlich feinen Züge der Dame — es war die verwittwete Schloßherrin — glitt ein sonniger Zug, als die Knaben so eng und einträchtig verbunden auf die Freitreppe zusteuerten.

„Echte, edle Jugendfreundschaft,“ murmelte sie. „Möge ihnen der Himmel dieses reine Kinderglück noch recht lange erhalten!“

„Mutter, gnädige Frau Mutter!“ rief der junge Schloßherr, die Treppe hinaufstürmend und sich zum Handkusse auf die weiße, schlanke Rechte der Gräfin niederbeugend. „Wie schön war doch unser Spiel! Nur ungern trennte ich mich davon.“

„Alles zu seiner Zeit,“ lächelte die Matrone, indem sie dem andern Knaben, der nun ebenfalls bei ihr angelangt war, aber in scheuer Ehrfurcht sich einige Schritte zurückhielt, die Hand zur Begrüßung hinstreckte. „Die Jugend ist nicht blos zum Spiele und Zeitvertreib geschaffen, sondern soll vor Allem zur Ausbildung des Geistes, der Seele, des ganzen Menschen benutzt werden, auf daß sie dereinst im Leben so vollkommen wie möglich ihren Platz ausfülle.“

Wie zur Bekräftigung dieser Worte der Gräfin neigte Kamille sich nun ebenfalls tief zu der Rechten der Schloßherrin hernieder, um dieselbe leicht mit seinen frischen Lippen zu berühren.

„Und gerade heutigentags,“ fuhr die Gräfin fort, „ist die geistige Ausbildung der Knaben besonders wichtig, ja nothwendig. Der Zug der Zeit ist wenig erfreulich: unchristliche Gelehrten bekritteln oder schmähen sogar unsern heiligen Glauben in gehässigster Weise. Sie bemühen sich, diese sogenannte ‚Aufklärung‘ auch in die Massen des Volkes zu bringen. Andere eifern offen oder im geheimen gegen unser hehres Königshaus, sagen diesem und den gesammten Edeln des Landes die schlimmsten Dinge nach und fordern zum Hasse, ja zur Empörung gegen den angestammten Herrscher auf. So säen diese Männer Zweifel am Glauben und heftige Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsverhältnissen frech und gewissenlos in die Herzen der Menge aus, und wehe uns und unserm theuren Frankreich, wenn jener Same aufgeht oder gar in Blüthe schießt.“

Die zwei jugendlichen Freunde sahen blitzenden Auges zu der Gräfin auf, welche mit erhöhter Stimme fortfuhr:

„Eure Jugend verstattet Euch zwar jetzt noch keine volle Einsicht in jene Verhältnisse; aber später wird Euch Alles völlig geklärt erscheinen. Und leicht mag es auch kommen, daß Ihr gegen jene Eiferer wider Altar und Thron, wider Kirche und Staat das wirkliche Schwert oder doch wenigstens dasjenige des Geistes zücken müßt."

„Gern und jederzeit werde ich eintreten für unsern heiligen Glauben," ließ der junge Graf von den warmen Worten der Mutter sich hinreißen, „und jeder Feind unseres schönen Vaterlands sei auch der meine!"

„Meinen Arm und mein Schwert soll Jeder fühlen, der unseres Glaubens und Frankreichs Widersacher ist," versetzte auch Kamille, und aus seinen aufglühenden Augen konnte man mit Leichtigkeit die Begeisterung herauslesen, die ihn zu jener Versicherung anfeuerte.

„Recht so, liebe Kinder," lobte die Gräfin. „So höre ich Euch gerne sprechen. Begeisterung für den angestammten Glauben und Liebe zum Vaterlande sind die vornehmsten Zierden eines Jünglings. Damit Ihr aber auch wohlgerüstet seid zu jenem kommenden Kampfe, so benützt, worauf ich schon anfangs hingewiesen, jede Gelegenheit zur Ausbildung und Vervollkommnung Eurer geistigen oder körperlichen Kräfte."

„Das wollen und versprechen wir," versicherten die Beiden wie aus einem Munde.

Die Gräfin nickte ihnen gütig zu, und nach ehrerbietigem Handkusse entfernten sich die Knaben zu dem Hofmeister und Lehrer des gräflichen Hauses.

2. Die Revolution.

Nicht ganz zehn Jahre sind verflossen. Die zwei Jugendfreunde — Marzell, der reich begüterte Erbe von Mirail, und Kamille Rouquet, den die Gräfin ob seiner Anhänglichkeit an ihren Sohn mit diesem hatte unterrichten lassen, — hatten sehr verschiedene Lebenswege eingeschlagen: Marzell, zart besaitet und von inniger Frömmigkeit, war Priester geworden, der feurige Kamille dagegen Offizier. Es war der Gräfin schwer geworden, ihrem einzigen Kinde, dem Stammherrn von Mirail, die Erlaubniß zum Priesterstande zu geben. Allein da sie selber sehr fromm war, und da schon viele Sprößlinge des gräflichen Hauses von Mirail hervorragende Kirchenfürsten gewesen, so hatte sie zuletzt den Bitten Marzells entsprochen.

Marzell von Mirail war schon seit einiger Zeit Priester, hielt sich aber zur weiteren Ausbildung in den kirchlichen Wissenschaften noch im väterlichen Schlosse auf, als in Paris jene fürchterliche Revolution losbrach, die mit den entsetzlichsten Greueln gegen Alles wüthete, was treu zum angestammten Königshause oder zur Kirche hielt. Adel und Geistlichkeit, wogegen die fanatische Wuth der Revolutionäre hauptsächlich gerichtet war, suchte sich, wo immer es noch nicht zu spät war, durch schleunige Flucht den aberwitzigen Pariser Blutmenschen zu entziehen: viele Priester und die Vornehmsten des Landes flohen in allen möglichen Vermummungen über die Grenzen des mordbefleckten Vaterlandes, um auf fremder Erde eine zweite Heimat zu suchen.

Die Bretagne, welche das glaubens- und königstreueste Volk von Frank-

reich aufweist, war in erster Zeit von den Schreckensbefehlen Pariser Henkersknechte verschont geblieben. Aber bald spürten auch hier die geheimen Agenten der Jakobiner nach „Feinden der neuen Staatsordnung", und nun zog auch aus den bretonischen Gauen mancher getreue Sohn der Kirche und des Staates entweder in die Verbannung oder er wurde zum Blutgerüste geschleppt. Gräfin v. Mirail und ihr Sohn waren noch unbehelligt geblieben von den Gewaltmenschen. Da sie völlig ruhig, ohne jede Einmischung in den Gang der Staatsgeschäfte lebten und im ganzen Bretonenlande ob ihrer Wohlthätigkeit und edlen Gesinnung höchstes Ansehen genossen, so glaubten sie sich sicher und schlossen sich trotz der Warnungen Rouquet's, der in der benachbarten Stadt M. als Offizier lebte, den flüchtenden Landsleuten nicht an. — —

Ein stürmischer Novemberabend herrschte in der Bretagne: düster hingen die Wolken bis tief zur Erde nieder. Ein feuchter, erschauernder Wind jagte wie toll über das Land hin. Ueber die holperige Straße, die von dem Garnisonsstädtchen M. in's Innere des Landes führte, hastete ein einsamer Wanderer. Seine Gestalt war tief eingehüllt in einen faltigen Bretonenmantel, aber die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen verrieth Jugendlichkeit und Frische. Ohne nach rechts oder links zu blicken, eilte er schnellstens fürbaß, und als die hohen Zinnen des Schlosses von Mirail wie dunkle Dämonen vor seinen Augen in das graue Gewölke sich emporhoben, flog er geradezu darauf los. Vor dem Verwalterhause hielt er an und begehrte durch vorsichtiges Klopfen am Fenster Einlaß. Das Fenster öffnete sich: der einsame Wanderer zeigte einem daraus hervorschauenden älteren Manne sein Gesicht, worauf dieser, mit einem Rufe des Erstaunens, vom Fenster zurückschnellte, um zur Hausthüre zu eilen und dem Ankömmlinge Eintritt zu gewähren.

„Kamille," flüsterte der alte Mann, indem er dem späten Wanderer die Hand entgegenstreckte und ihn rasch in's wohlig erwärmte Wohnzimmer zog, „Kamille, was führt Dich in dieser Stunde und in dieser Vermummung hierher?"

Der Angeredete warf rasch den Mantel von sich und stand nun in der schmucken Uniform des französischen Offiziers vor seinem Vater, dem Gutsverwalter von Mirail.

„Vater," flüsterte er, tiefaufathmend und scheu um sich blickend, „Vater, haben die Wände keine Ohren?"

„Wir sind allein, — das Gesinde schläft schon. Aber um Gott, Kamille, was soll diese Frage. Du spannst mich auf die Folter!"

„O, mein Vater, mein Vater!" Der sonst so starkmüthige Offizier fiel, schmerzlich aufseufzend, dem alten Manne um den Hals und flüsterte: „Ein entsetzliches Unglück droht über die Gräfin von Mirail und ihren Sohn hereinzubrechen. Soeben kam ein geheimer Befehl von Paris an unser Regiment, schon morgen Vormittag die beiden zu verhaften und nach Paris abzuführen!"

„Nach Paris, sagst Du, Kamille, nach Paris?" Der Greis griff mit beiden Händen nach seines Sohnes Haupt, das noch immer an seiner Brust lehnte, und schaute ihm wie in Verzweiflung in die Augen.

„Ja, Vater, nach Paris, also in's Gefängniß und zum Schaffot!"

„Gerechter, allmächtiger Gott!“ stöhnte der Verwalter auf. „Unsere edle Herrin, unser guter Schloßherr auf's Schaffot!?“ Er sank auf einen Stuhl nieder und rang die Hände.

„Aber wir müssen einem solchen Unglücke vorbeugen,“ flüsterte Kamille, „wir müssen die beiden retten.“

„Retten, ja retten,“ entgegnete der Verwalter. „Aber wie, Kamille, wie?“

„Sie müssen fort sein, das Schloß verlassen haben, wenn unsere Soldaten zur Verhaftung hier anlangen,“ versetzte der Offizier.

Der Greis nickte mit dem Kopfe und blickte erwartungsvoll zu dem Sohne auf, als dieser ihm seinen Plan mittheilte: mit dem großen Milchwagen, der jeden Morgen von dem Meierhofe des Schlosses zu dem nahen Meeresstrande fuhr, um dort Milch, Butter und Käse zu einer Verkaufsladung auf ein Schiff zu bringen, sollten die Gräfin und der Graf an's Meer gefahren und dort von den ihnen ergebenen Schiffern zum benachbarten Belgien geflüchtet werden. Von da sei ihr Entkommen nach Deutschland ein Leichtes.

Der Verwalter nickte erleichtert mit dem grauen Haupte: „Dein Plan scheint mir gut, mein Sohn. Gehe rasch hinüber in's Schloß und verständige unsere Gutsherrschaft.“

Kamille schüttelte verneinend den Kopf: „Das muß ich Dir überlassen, Vater. Ich muß auf's Schnellste in die Stadt zurück, wenn ich nicht Gefahr laufen soll, selber den Kopf zu verlieren. Unter dem Vorwande, die wachhabenden Posten zu besichtigen, schlich ich mich von dannen; ich werde mich darum noch verschiedenen meiner Kameraden zeigen müssen, um den Verdacht von mir abzuwälzen, zur Warnung der Geächteten auf Schloß Mirail gewesen zu sein. Ist doch in meinem Regimente meine große Anhänglichkeit an die gräfliche Familie sehr wohl bekannt.“

Der Verwalter seufzte tief auf: „O Kamille, daß Du Offizier werden mußtest, daß Du jetzt den Feinden unserer heiligen Kirche und unseres Königshauses zu Diensten sein mußt!“

Der Offizier zuckte die Achseln: „Ich habe meine Pläne, Vater. Aber jetzt bin ich Offizier und muß die Befehle meiner Vorgesetzten ausführen. Zu einer Unthat und zu Grausamkeiten werde ich mich natürlich nie hinreißen lassen. Doch nun Adieu, lieber Vater! Grüße meinen Freund Marzell vielmals und empfiehl mich der gnädigen Frau Gräfin. Meine innigsten Wünsche für ihr Wohl werden sie auf allen Wegen und Stegen begleiten!“

Eine kurze Umarmung, ein Händeschlag — und der Offizier schlug sich wieder in seinen Mantel, um in die finstere Nacht hinauszueilen. Der Verwalter aber schickte sich an, seiner Herrschaft die Hiobsbotschaft zu bringen und die Vorbereitungen zur Flucht zu treffen. — —

Am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne über das Bergland der Bretagne emporgestiegen war, fuhr der Milchwagen des gräflichen Hauses, wie jeden Morgen, der Meeresküste zu. Niemanden fiel das auf, und ebenso wenig merkte Jemand, daß statt des gewohnten Kutschers ein jugendlicher Mann mit sehr feinen Gesichtszügen die zwei Pferde lenkte, und daß im Hintergrunde des Gefährtes unter Kisten und Kasten eine tiefverschleierte Frauengestalt saß.

Dagegen knirschten die Sendlinge der Revolution vor Wuth, als sie kurz nach Sonnenaufgang auf das Schloß zusprengten, die Bewohner desselben aber nirgends fanden und auch von den Bediensteten nichts über deren Aufenthalt erfahren konnten. Sie ließen ihren Zorn an den Möbeln des Schlosses aus, die sie zertrümmerten; ebenso an dem Schlosse selber und an den Gartenanlagen, die sie stark beschädigten. Zuletzt aber zogen sie unverrichteter Sache wieder von dannen.

* * *

Das plötzliche, ganz unbegreifliche Verschwinden der Gräfin Mirail und ihres Sohnes lenkte sofort den Verdacht der Beihilfe auf Kamille Rouquet. Da der junge Offizier aber am frühen Abende noch bei den Wachen und in später Nachtzeit im Kreise von Freunden erschienen war, so konnte ihm Niemand etwas nachweisen, und er blieb unbehelligt. (Schluß folgt.)

Reden wie Kinder.

Nach dem Gange der Vernunft kommt zuerst das Denken, dann das Urtheilen, und zuletzt das Reden. Aber der Apostel Paulus hat statt dessen eine ganz verkehrte Ordnung eingehalten. An die erste Stelle setzte er das Reden, an die zweite das Urtheilen und an die letzte das Denken: „Ich sprach wie ein Kind, ich urtheilte wie ein Kind, ich dachte wie ein Kind.“ (1. Kor. XIII., 11.)

Nun möchte man fragen, warum der Apostel gerade diese verkehrte Ordnung einhalten wollte? Weil eben die Kinder es so machen. Zuerst fragen sie von Etwas, dann urtheilen sie darüber; zuerst urtheilen sie und dann denken sie über die Dinge nach. So thöricht gehen sie zu Werke. Ebenso machen es Viele nun hier auf Erden in Betreff Gottes. Hören wir nur, mit welcher Vermessenheit Einige jeden Tag über die erhabendsten Geheimnisse sprechen? über seine unerforschlichen Urtheile, über seine Vorsehung, über seine Vorherbestimmung, über die Unsterblichkeit der menschlichen Seelen, die von ihm erschaffen sind? Sie schwätzen eben das, was ihnen über ihre Zunge kömmt; was so viel bedeutet als: als zuerst reden, und dann urtheilen sie; oder wenn sie urtheilen, so thun sie dies, bevor sie die Sache wohl überdacht haben. Denn kaum haben sie irgend einen Anstrich von Bildung, seien ihre Kenntnisse auch blos weltlich und mühsam eingeschult, so beginnen sie sogleich wie Gottesgelehrte über das Göttliche zu sprechen, aber freilich in einer Weise, daß man mit Recht von einem solchen sagen kann: „Wer ist dieser, der da in unverständige Reden seine Meinungen hüllt?“ (Job. 38, 2.) Um wie viel besser würden sie thun, wenn sie gestänben, sie seien Kinder und wüßten als solche von Gott nicht zu reden: „Ich verstehe nicht zu reden.“ — Wenigstens sollten sie bedenken, was der Prediger von ihnen sagt: „Rede nicht unbesonnen, und dein Herz sei nicht vorschnell, zu sprechen vor Gott: denn Gott ist im Himmel, und du auf der Erde.“ (Ekkle. 5, 1.) Segneri.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: **"SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Die geistliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

5. Drei Mittel, um in unserem Herzen ein großes Verlangen nach Jesus zu erwecken.

as Manna, welches Gott den Israeliten in der Wüste zur Speise gab, hatte einen ihm eigenthümlichen Geschmack, indem es wie Oelkuchen schmeckte (4. Mos. 11, 8), aber nebstdem nahm es auch noch den oder jenen Geschmack an, je nach der geistigen Beschaffenheit und dem Wunsche derjenigen, die es aßen. So berichtet nämlich das Buch der Weisheit, welches sagt: „Du nährtest dein Volk mit Engelspeise, und sandtest ihnen zubereitetes Brod vom Himmel, ohne Arbeit, das jeglichen Genuß in sich enthielt und jedes Geschmackes Lieblichkeit. Denn dein Dargebotenes offenbarte deine süße Zärtlichkeit, welche du zu den Kindern hast, und indem sie eines jeglichen Begehren diente, verwandelte sie sich in das, was Jeder wollte." (Buch der Weisheit 16, 20, 21.) „Solchen doppelt wunderbaren Genuß schöpften indeß," wie neuere Schriftausleger — Loch und Reischl — sagen, „nur die Frömmeren, welche es mit Dank und Glauben empfingen. Die übrigen nährten sich von demselben, als wäre es eine gemeine Speise, welche es jedoch nie war, zum Vorbilde, wie in der Kirche der Erlösung, wiewohl die Gegenwart Christi im heiligsten Sakramente unabhängig von der Würdigkeit des Genießenden da ist, gleichwohl die Frucht des Empfanges bedingt wird von der Reinheit, von dem Glauben, von der Liebe des Empfangenden." — „Was einer begehrte," sagt ein anderer Schriftausleger — Allioli — „dessen Geschmack gewährte ihm das Manna. Die hl. Väter Augustinus, Gregorius und Hieronymus bemerken jedoch, daß das Manna diese Eigenschaft nur für die gläubigen, nicht für die unzufriedenen Israeliten besaß, ähnlich dem allerheiligsten Altarssakramente, wovon es Vorbild war, und das seine verschiedenen geistigen Kräfte auch nur denen mittheilt, die es würdig empfangen."

So ist es in der That, wie die Erfahrung zeigt. Es gibt Christen, die nur einen Geschmack von der Brodsgestalt haben, oder, wie der hl. Augustinus sagt, das Sakrament mit den Zähnen berühren, wenn sie die hl. Kommunion empfangen, weil sie schwach im Glauben, kalt in der Liebe zum Tische des Herrn hinzutreten. Es hat aber auch Heilige gegeben, die fast jedes Mal in Verzückung geriethen und vor Freude und Wonne ganz außer sich waren, wenn sie das Brod der Engel empfangen hatten, das für sie einen Vorgeschmack der ewigen Seligkeit enthielt. Und wie der große Haufe der Israeliten wiederholt über das Manna als eine überaus fade Speise klagte und sich nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnte, so muß man auch von vielen Christen sagen, daß die Sehnsucht ihres Herzens nach Befriedigung der sinnlichen Gelüste gerichtet ist, während sie gegen die Speise, die ihnen der göttliche Heiland im allerheiligsten Sakramente anbietet, einen geheimen Widerwillen haben, ihr wenigstens gar keinen Geschmack abgewinnen können. Sie kommen einmal im Jahre, um das Brod der Engel zu genießen, ja viele Christen lassen eine ganze Reihe von Jahren vorübergehen, ohne nur daran zu denken, daß ihre Seele Nahrung nöthig hat. Die Seele verlangt keine Nahrung mehr, weil sie krank ist, wie auch der Leib krank ist, wenn er kein Verlangen mehr nach Nahrung hat. Und wie der Leib immer schwächer wird und allmälig abstirbt, wenn er keine Nahrung mehr zu sich nimmt, so siecht auch die Seele dahin und wird allmälig sterben, wenn sie längere Zeit keine Speise mehr erhält. Ein ähnlicher Zustand kann auch bei sonst eifrigen, frommen Christen eintreten, wenn sich die sogenannte geistige Dürre oder Trockenheit einstellt. In diesem Zustande hat man keine Freude mehr am Gebete und den geistlichen Uebungen, kein Verlangen mehr nach der geistlichen oder sakramentalen Kommunion. Was ist in diesem Falle zu thun? In solchen Fällen muß man, wie der berühmte Schriftausleger Salmeron sagt, dieselben Mittel anwenden, die man auch gebraucht, wenn leibliche Appetitlosigkeit eingetreten ist. Man muß das Verlangen nach Speise und Trank wieder zu erwecken suchen. Und welche Mittel werden da in Anwendung gebracht? In der Regel sind es drei Mittel, die in solchen Fällen angerathen werden.

Vor Allem muß man sich körperliche Bewegung verschaffen, Spaziergänge unternehmen, das Bergsteigen üben; das zweite Mittel sind bittere Kräuter oder Tropfen, die man nimmt, und das dritte besteht darin, daß man eine Gesellschaft von Tischgenossen aufsucht, die einen guten, gesunden Appetit haben, damit ihr Beispiel uns zur Nachahmung reizt. Das sind die drei Mittel, die man auch im geistlichen Leben anwendet, um die Dürre und Trockenheit des Geistes, den Widerwillen desselben gegen die geistlichen Uebungen zu entfernen, und ein neues, eifriges Verlangen nach der geistlichen und sakramentalen Kommunion im Herzen wieder zu erwecken.

Zuerst macht man im Geiste einen Spaziergang auf den Berg Sion, dann auf den Berg Tabor, auf den Oelberg und auf den Kalvarienberg. Auf dem Berge Sion besuchen wir das Haus, in welchem der göttliche Heiland das allerheiligste Sakrament eingesetzt hat; wir bewundern die unbegreifliche Liebe, mit welcher er sein allerheiligstes Fleisch und Blut zur Nahrung unsrer Seele

uns hinterlassen hat. Auf dem Berge Tabor betrachten wir den verklärten Leib Jesu Christi, und preisen die Liebe des göttlichen Heilandes, der auch unseren Leib durch den Empfang des allerheiligsten Sakramentes seinem verklärten Leibe ähnlich machen will. Auf dem Oelberge sehen wir, wie die Liebe zu uns dem Sohne Gottes einen unsagbar schmerzlichen blutigen Schweiß auspreßt, und wie er aus Liebe zu uns sich gefangen nehmen läßt, um das große Werk unserer Erlösung zu vollbringen. Auf dem Kalvarienberge stellen wir uns im Geiste unter das Kreuz und betrachten die Liebe, die für uns gekreuzigt wurde. Das sind die geistigen Spaziergänge, die wir abwechselnd machen können, wenn wir die Dürre und Trockenheit des Geistes verscheuchen und das Verlangen nach geistiger Nahrung in der Seele wieder hervorrufen wollen. Wenn wir die entsprechenden Betrachtungen anstellen, wird es an geistiger Erfrischung dabei nicht fehlen.

Bei diesen Spaziergängen werden wir auch bittere Kräuter und bittere Tropfen finden, die für die dürre und trockene Seele sehr heilsam sind. Auf den Bergen, die wir besuchen, werden wir Veranlassung finden, zu erwägen, wie die Liebe des göttlichen Heilandes mit dem schmählichsten Undanke belohnt wird; wir werden hören, wie der Sohn Gottes klagt, daß er so wenig Gegenliebe bei den Menschen findet, daß man seine Bitten nicht hört, seine Einladungen nicht beachtet. Er weilt einsam im Tabernakel und wünscht, daß man ihn besucht; er empfindet Trost in seinem Herzen, wenn man ihn in der hl. Kommunion empfängt und ihm einigen Ersatz leistet für die Unehren und Beleidigungen, die man seit neunzehn Jahrhunderten im allerheiligsten Sakrament ihm zugefügt hat. Er freut sich, wenn wir ihn geistig empfangen, unser Verlangen nach ihm kundgeben, ihn einladen, in unser Herz zu kommen. Aber ach! Wie sind es verhältnißmäßig nur wenige, die ihn unter Tags im Gotteshause besuchen, in der sakramentalen Kommunion oder auch nur geistiger Weise empfangen! Die meisten Menschen, wie die Heiden, wissen nichts von ihm; die Irrgläubigen wollen nichts von ihm im allerheiligsten Sakramente wissen, und auch gar viele rechtgläubige Christen denken nicht an ihn, oder „sie haben ihn," wie der hl. Apostel Paulus klagt, „für sich zum Gespötte und kreuzigen ihn auf's neue." (Hebr. 6, 6.) Wir selbst, wenn wir unser Gewissen erforschen, werden auf die Brust klopfen und bekennen müssen, daß auch wir zu den schläfrigen Jüngern im Oelgarten gehören, denen der göttliche Heiland den schmerzlichen Vorwurf machen mußte: „Nicht einmal eine Stunde könnt ihr mit mir wachen!" (Matth. 26, 40.) Ja, vielleicht gehören wir gar zu jenen undankbaren Christen, über die sich der göttliche Heiland zu gewissen Zeiten bei Heiligen beklagt hat, wenn er von Blut überströmt, mit frischen Wunden ihnen erschien und zu ihnen sagte: So mißhandeln mich die Christen in diesen Tagen. Diese bittere Klage hat den Heiligen das Herz zerschnitten, und sie haben durch freiwillige Uebernahme von Bußübungen, durch verdoppelten Eifer im Guten das Herz des göttlichen Heilandes und auch ihr eigenes Herz zu trösten gesucht. Solche Erwägungen, ernsthaft angestellt, werden auch auf unsere Seele wie bittere Kräuter und Tropfen wirken und uns kräftig anregen, daß wir dem göttlichen Heilande einigen Ersatz lei-

sten und einigen Trost wenigstens durch recht würdige sakramentale und geistliche Kommunion bereiten wollen, die wir zur Sühne für die ihm zugefügten Unbilden und Mißhandlungen, für die Erneuerung seines bitteren Leidens aufopfern. O, wie wird sein süßes Herz sich freuen, wenn wir ihn recht dringend einladen, zu uns zu kommen, und wenn wir unser Herz ihm als Zufluchtsort und als Wohnung anbieten, daß er da ausruhen und sich erholen möge von den Unbilden und Kränkungen, die ihm noch immerwährend von undankbaren Christen zugefügt werden. (Schluß folgt.)

Was ein frommes Kind vermag.

Ein Ackersmann aus einem Dorfe der Diözese Arras in Frankreich hatte erst vor Kurzem noch die schändliche Gewohnheit, fast jeden Sonntag durch knechtliche Arbeit zu entheiligen. Oft gab er seinen Kindern nicht einmal ihre Sonntagskleider; diese weinten, wenn sie ihre Kameraden heiter und vergnügt in ihrem Festgewande in die Kirche gehen sahen. Unterdessen wurde das ältere der Mädchen, welches schon die Schule besuchte, krank; sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und wie eine Blume, die nicht mehr begossen wird, siechte es allmälig und hoffnungslos dahin. „Vater," sagte es einst ganz traurig, „ich habe in dem Katechismus gelesen, daß es eine Sünde ist, am Sonntage zu arbeiten und daß Gott jene oft straft, die es thun; arbeite nicht mehr, er könnte uns auch strafen!" Die Warnung des Kindes machte aber nur wenig Eindruck auf den pflichtvergessenen Vater, und wie früher fuhr er fort, am Sonntage zu arbeiten. Einige Zeit nachher raffte mit äußerster Anstrengung die kleine Kranke alle ihre Kräfte zusammen, schlang sich mit ihren schwachen, abgemagerten Aermchen dem Vater um den Hals, weinte und sagte neuerdings: „Vater, ach lieber Vater, ich werde nun bald sterben, die liebe Mutter Gottes und die heiligen Engel werden mich aber in den Himmel aufnehmen; ich würde aber, glaube es mir, viel ruhiger sterben, wenn Du mir versprechen wolltest, an Sonn- und Festtagen nicht mehr zu arbeiten."

Dem Bitten und Drängen des ihm so lieben Kindes vermochte nun der Vater, dem schon sein eigenes Gewissen predigte, nicht länger zu widerstehen. „Ja," sprach er tief gerührt, „ja, ich verspreche es Dir, nie, nie mehr zu arbeiten an Sonn- und Festtagen, auch dann nicht, wenn Du sterben solltest. Beruhige Dich doch nur und mache Dir meinetwegen keine Sorgen mehr." Freude und süßer Trost kehrten jetzt wieder in das Herz des kranken Mädchens zurück, aber auch der Lohn für seinen Muth und seine Gewissenhaftigkeit ließ nicht lange auf sich warten. Gegen alle Hoffnung fing es zu genesen an, und schon nach einiger Zeit war dasselbe wieder völlig hergestellt. Der Vater hielt seither aber auch treulich sein Versprechen und anstatt an Sonntagen zu arbeiten, führt er nun seine Kinder regelmäßig zum Pfarrgottesdienste.

— Kleiner Kinder Herzen sind wie Wachs, in welches man leicht alle möglichen Bilder eindrücken kann. Hl. Basilius.

Das Herz-Jesu-Bild.

Hinten in einem spanischen Dorfe, in der Nähe der gewerbreichen Stadt Barcelona, lebte anfangs der sechziger Jahre eine fromme, aber sehr dürftige Frau, Mutter von sieben Kindern. Sie selbst war Mitglied der Herz-Jesu-Bruderschaft, während ihr Mann schon seit Jahren sich von den hl. Sakramenten fernhielt und ein keineswegs erbauliches Leben führte. Da letzterer die Sorge für die Familie vernachlässigte, so sah sich die gute Frau nicht selten genöthigt, die Mildthätigkeit Anderer in Anspruch zu nehmen, um für ihre Kinder das Nothwendigste zu beschaffen. Eines Tages begab sie sich auch zu diesem Zwecke nach Barcelona. Auf dem Wege dorthin las sie an einer Bude auf einem Anschlagzettel die Worte: „Lotterie zu Gunsten eines guten Werkes; das Billet zu acht Pfennigen.“ Soviel besaß die Arme gerade, mehr aber auch nicht. Da kam ihr der Gedanke, augenblicklich ihre ganze Habe für den in Rede stehenden guten Zweck zu opfern. Gedacht, gethan; sie erwarb ein Loos.

Die Auslosung fand statt, und richtig, wer beschreibt das freudige Erstaunen der braven Frau, das genannte Acht-Pfennig-Loos gewinnt, gewinnt — ein schönes Herz-Jesu-Bild in reichem Goldrahmen. Sofort bot man der Armen 35 Fr. als Kaufpreis für den Gewinn. Aber „Nein“ sagte, ohne sich lange zu bedenken, die hochherzige Frau in frommer Einfalt, „ich will es nicht machen, wie Judas. Behaltet Ihr Euer Geld, ich behalte den, der mir zu jeder Zeit Hilfe bringen kann.“ Hoch erfreut trug sie das schöne Bild nach Hause und richtete in ihrem Zimmer ein kleines Altärchen her, vor dem sie nun mit ihren Kindern das heiligste Herz Jesu pries wegen der Güte und Erbarmung, mit der es sich ihnen geschenkt habe.

Einen solchen Edelsinn konnte das gütigste Herz Jesu nicht unbelohnt lassen. Mit den Kindern drängte sich auch der Vater an das kleine Altärchen; auch er, der schon lange nicht mehr recht gebetet hatte, kniete mit seinen Kleinen vor dem Bilde des heiligsten Herzens Jesu und betete. Das war der Augenblick der Gnade. Er fühlte sich innerlich ganz umgewandelt und erhob sich als ein reuiger, bekehrter Sünder. Nachdem er sich im hl. Bußgerichte mit Gott dem Herrn ausgesöhnt, führte er ein ganz neues, christliches Leben. Bald besserte sich damit auch die traurige Lage der Familie, und die bittere Noth war verschwunden.

Einige Monate später brachen in Barcelona unter den Arbeitern bedenkliche Unruhen aus. Die aufgewiegelte Masse suchte möglichst Viele in ihre Bewegung mit hineinzuziehen. Auch bei unserm nunmehr völlig umgewandelten Familienvater wurden Versuche gemacht. Als Verlockungen nichts halfen, ging man zu Drohungen über. Aber auch da blieb der Brave fest. Er hatte zum heiligsten Herzen Jesu gefleht, es möge ihm den Weg zeigen, um aus dieser gefährlichen Lage glücklich herauszukommen. Mit echt christlichem Starkmuth erwiderte er: „Ich werde nicht thun, was Ihr von mir verlangt.

Thut Ihr, was Ihr wollt. Gott ist mächtiger als alle Teufel zusammen." Die Bösewichte aber ließen noch nicht von ihm ab. Einer derselben stürzte sich sogar mit gezücktem Dolche auf ihn, um ihn niederzustoßen, wenn er sich noch ferner weigere. In diesem gefährlichen Augenblicke schwebte auf den Lippen unseres Helden nur die fortwährende Bitte: „Herz Jesu, erbarme Dich meiner!" Und das heiligste Herz Jesu hielt das Aergste ab; die Dazwischenkunft eines verwandten jungen Mannes rettete dem wackeren Familienvater das Leben.

Doch war noch nicht alle Gefahr verschwunden. Während mehrerer Monate war er gezwungen, sich vor seinem Feinde verborgen zu halten. Zugleich betete er aber unaufhörlich mit seiner ganzen Familie vor dem Bilde des heiligsten Herzens um die Bekehrung seines Verfolgers. Eines Tages nun mußte er sich nothgedrungen nach Barcelona begeben und mit klopfendem Herzen, zugleich aber unter steter Anrufung der Hilfe Jesu, trat er den Weg dahin an.

Er war noch nicht sehr weit gegangen, als er plötzlich seinen Feind hinter einer Mauer hervortreten und mit raschem Schritte auf sich zukommen sah. Unser Freund hielt sich für verloren. „Herz Jesu, rette mich!" so betete er leise, aber innig für sich. Während des war der Gefürchtete näher gekommen und an seine Seite getreten. Ohne ein Wort zu sagen, gingen die Beiden einige Minuten lang neben einander, bis zuletzt der unheimliche Begleiter das Schweigen brach. „Wir hatten," sagte er, „früher etwas zwischen uns; erinnert Ihr Euch dessen noch?" — „Jawohl," entgegnete der Angeredete, „aber. . . ." — „Haltet ein," unterbrach ihn Ersterer, „es war von mir nicht recht, so zu handeln. Im Augenblick, wo ich daran zurückdenke, schäme ich mich vor mir selber." — „Nun wohl," lautete die Antwort des wackeren Familienvaters, der zugleich dem Gegner die Hand darreichte, „schlaget ein, und Alles ist abgemacht." Das geschah, und von diesem Augenblicke an waren die Beiden gute Freunde.

Die ganze Familie unseres Helden feierte ein Dankfest vor dem Bilde des heiligsten Herzens Jesu, das für sie ein so reicher Segensquell geworden. Jeden Tag priesen sie sich glücklich, den Herrn, wie sie sich ausdrückten, nicht verkauft zu haben.

Wenn die Sonne bei ihrem Aufgange sogleich vor sich zu blicken scheint gegen den Punkt, wo sie sich des Abends niedersinken soll, so scheint sie hinwieder, wenn sie untersinkt, zurückzublicken, ob sie es recht getroffen, und die ersten wie die letzten Strahlen erheben sich in gerader Richtung himmelwärts. Wir ersehen darin eine wichtige Mahnung für unsere tägliche Bewegung auf der Tugendbahn. So wichtig ist es, am Morgen Vorsätze zu fassen, eben so wichtig ist es auch, am Abende sich durch die Erforschung des Gewissens sorgsam zu prüfen. Dabei richte sich der erste Strahl wie der letzte unserer Tugendsonne gerade nach oben, gegen den Himmel, durch die gute Meinung, mit der wir den Tag mit Gebet für Gott anfangen und mit Gebet für Gott vollenden. **Weninger.**

Honig und Schmetterling.

Einmal war ich geflogen,
O Welt, in deine Strick',
Du hast sie zugezogen
Im schnellen Augenblick.

Du hast mir schnöd' gelogen,
Trug ist in deiner Hand;
Weh dem, der je gesogen
An deines Bechers Rand!

P. Friedrich Spee.

Von einer Blume zur andern gaukelt der Falter und besonders zu jenen zieht es ihn hin, die durch Farbenpracht und süßen Honig ausgezeichnet sind. Erkennst du nicht in jenem Schmetterling das Bild der Jungfrau? der Jungfrau, die soeben aus den Kinderschuhen hinausgeschlüpft ist und die nun zum ersten Male die Welt betritt? Jene Blumen, die sie lockten, es sind die Vergnügungen und Unterhaltungen der Welt, die Gesellschaften, die Theater, die Tänze und die Lektüre.

Der Umgang mit dieser Welt, deren Gegensatz Gott und das Göttliche ist, das Einsaugen dieses Weltgeistes, der dem Geiste der Frömmigkeit und wahren Sitte entgegengesetzt ist, ist gefährlich. Die Welt ist eine Betrügerin und Verführerin; sie buhlt auch besonders um die Freundschaft der unerfahrenen Jungfrau und hat schon Tausende um Glauben und Tugend, um Glück und Ehre betrogen. Und die Reue kommt dann meist zu spät. P. Spee singt:

Wie ist dir nun zu Muth, arm Kind?
Wo ist dein Glück geblieben?
Ein wilder Wind hat es geschwind
Fort in die Welt getrieben.

O daß man dies nicht vorgeseh'n!
Das Glück in deinen Händen,
Es ist dahin, es ist geschch'n,
Es ist nicht mehr zu wenden.

Ja, hüte dich, liebe Jungfrau, vor der Welt. Gift trägt sie auf ihren Rosenlippen, mit denen sie zu dir spricht, sie ist ein übertünchtes Grab; ihre Haupteigenschaften sind Falschheit und Heuchelei; sie trägt die Maske der Tugend und ist dennoch die Sendbotin des Lasters.

Du wirst aber erwidern: Ich muß ja in der Welt leben, mein Beruf, meine Stellung erfordern es. Gut, du sollst in der Welt leben, haben auch die größten Heiligen in der Welt gelebt und sind so vollkommen geworden, aber eines merke dir: Man kann recht gut in der Welt leben, ohne mit der Welt, d. h. in ihrem Geiste zu leben.

Du kannst und sollst erlaubte Vergnügungen und Unterhaltungen mitmachen, welche dir die Eltern gestatten und die für dich nicht eine Gelegenheit zur Sünde sind; aber eine dreifache Mahnung nimm dir zu Herzen: Nicht zu früh! Mit Maß und Ziel! Vorsicht!

Nicht zu früh! Immer zu bald noch wird der zarte Farbenschmelz der Kindeseinfalt und Kindesunschuld von den Flügeln der Jungfrauenseele hinweggeweht! Drum nimm nicht zu frühe Theil an den weltlichen Festlichkeiten und Lustbarkeiten!

Mit Maß und Ziel! Warum erstirbt denn der gute Same im Mädchen-

herzen oft gar so schnell, warum sind denn die Mahnungen des Priesters, der Eltern und Erzieherinen schon wieder vergessen, kaum daß das Mädchen die Schwelle der Schule, des Institutes verlassen hat?

Es hat sich hineingestürzt in den Strudel rauschender Lustbarkeiten, es ist vergnügungssüchtig geworden; es redet und denkt und träumt nur mehr von Unterhaltungen, Theatern und Gesellschaften. Freilich werden da im Lärm der Unterhaltung, bei den rauschenden Klängen der Ballmusik die Glockenstimmen im Herzen, die zur alten Tugend und Frömmigkeit rufen, verhallen, und selbst die Mahnung des Gewissens, die an die guten Vorsätze erinnert, muß verstummen. Aus dem Gotteskind ist ein Weltkind geworden, dem es langweilig zum Krankwerden erscheint, wenn es eine Predigt anhören muß, das aber eine ganze Nacht durchschwärmen und durchtanzen kann, ohne sich über Kopfweh zu beklagen. Wenn der Weltgeist auch über dich schon die Herrschaft erlangt hätte, willst du aus einem Weltkind wieder ein Gotteskind werden, — halte Maß im Vergnügen!

Die dritte Mahnung heißt Vorsicht! Vorsicht und Wachsamkeit überall, zu jeder Zeit! Viele Gesellschaften, Theaterstücke, Tänze und Bücher sind für dich gefährlich. Halte dich ferne von ihnen, spiele nicht mit dem Feuer, sonst wirst du dich verbrennen!

Noch ein besonderes Wort über Tänze und Lektüre. Du kennst vielleicht das Wort des hl. Franz von Sales über die Tänze: Die besten taugen nichts, man soll sie daher nur mit der größten Behutsamkeit erlauben. Der Tanz an und für sich ist keine Sünde, aber viele Umstände machen ihn oft zur sehr gefährlichen Gelegenheit zur Sünde. Kannst du aber diesen Lustbarkeiten nicht ausweichen, so merke dir die Mahnung: „Vorsicht.“ Befolge folgenden Rath, den Albini Crosta der jungen Jungfrau ertheilt: „Wenn du dich zum Balle kleidest und das Sträußchen oder eine weiße Rose an die Brust steckst, versprich der lieben Mutter Gottes, diese Blumen unversehrt zurückzubringen, um sie in einer kleinen Vase vor ihr Bild zu stellen; diese Blumen werden während des Balles deinen Augen die mächtige Jungfrau vorstellen und dir zum Schutze dienen.“

Gleiche Vorsicht ist in Betreff der Lektüre am Platze. Hüte dich vor jedem schlechten Buche, vor jedem Buche, jeder Zeitung und Zeitschrift, welche deinem Glauben und deinen Sitten schaden könnte! Dein Grundsatz sei: nichts zu lesen, was nicht ausgesprochen katholisch ist, kein Buch zu lesen, ohne erfahrene Menschen, möglichst einen Priester oder die Eltern um Rath gefragt zu haben.

Lesen sollst du, aber nicht zu viel; denn die Lesewuth ist gefährlich. Lesen sollst du, aber nur Gutes. Lies nicht nur Unterhaltungsschriften, sondern auch erbauende und religiöse Schriften; so wirst du z. B. in der „Nachfolge Christi“ und in der „Philothea“ des hl. Franz von Sales echten, süßen Seelenhonig finden.

Willst du also ein gutes, treues Gotteskind bleiben, so merke dir die dreifache Mahnung: Nicht zu früh! Mit Maß und Ziel! Vorsicht!

Wohlthätigkeit.

Den Frauen ist von Natur ein mitleidiges Herz gegeben, und es ist ihnen immer schmerzlich, wenn sie dem Elend gegenüberstehen, ohne ihm steuern zu können. Diesen Zug ihres Herzens sollen sie nicht auslöschen dadurch, daß sie möglichst selten suchen, mit der Noth in unmittelbare Berührung zu kommen und sich mit dem Gedanken beruhigen: „Ich gebe ja viel an Vereine, zu wohlthätigen Zwecken, es ist mir nicht gegeben, selbst mit den Leuten zu verkehren!“ — Gewiß, die Vereine stiften viel Gutes und können mehr leisten, als der Einzelne. Aber die Frauen sollen sich nicht damit begnügen, zahlende Mitglieder verschiedener Unterstützungs-Vereine u. s. w. zu sein. Es gibt noch so viele Sorgen, Kummer und Schmerzen, die die Vereine nicht alle lindern können, und jede Frau, die nicht selbst ihr Herz verhärtet, sich absichtlich von allen Leidenden fernhält, wird leicht solche finden, die ihrer Hilfe bedürfen.

Je mehr die Frauen Noth und Elend kennen lernen, um so mehr werden sie auch die rechte Art, Wohlthaten zu erzeigen, sich zu eigen machen. Vor Allem ist es ja auch hier die Absicht, welche die That zu einer edlen macht; denn „der Wille, nicht die Gabe macht den Geber“. Zur rechten Zeit einem Armen ein warmes Kleidungsstück schenken, wenn sie es auch selbst noch eine Zeit lang hätten brauchen können, ist unzweifelhaft besser, als von Zeit zu Zeit den abgelegten Plunder zu verschenken, den sie nicht mehr verwenden können, der aber auch Andern wenig oder gar nichts nütze ist.

Es gibt Frauen, die allen möglichen Kram immer wieder verwahren und aufspeichern, bis er schließlich gar nichts mehr werth ist; dann wird er endlich verschenkt. Aber anstatt Freude wird er dem Empfänger bei näherer Besichtigung nur Enttäuschung bereiten, und statt Dankbarkeit Erbitterung in ihm wecken. Denen, die mit Glücksgütern gesegnet sind, ist es ja leicht, Wohlthaten zu spenden; und wie oft wünschte man, auch einmal „mit vollen Händen“ geben zu können. Aber auch die weniger Begüterten können manche Noth lindern, manche Thräne trocknen, wenn sie das, was an der Größe der Gabe mangelt, durch die Liebe und Freundlichkeit ersetzen, mit der sie dieselbe geben. Der Arme hat meist ein feineres Empfinden für die Art und Weise, mit der ihm zu helfen versucht wird, als man meint. Seinem Ehrgefühl ist es oft sehr schmerzlich, von Jemanden eine Gabe annehmen zu müssen, bei dem er sieht, daß das Geben nur als eine lästige Pflicht betrachtet wird.

Manchem Armen ist es auch peinlich, von öffentlichen Vereinen Unterstützung anzunehmen, und gerade bei diesen wird die Privatwohlthätigkeit viel Segen stiften. Das Frauengemüth wird leicht herausfinden, wie zu helfen ist, ohne das Zartgefühl der Bedrängten zu verletzen.

Man begegnet im Leben vielen Frauen, die ein besonderes Talent besitzen, fremde Noth zu lindern, Thränen zu trocknen und die Gebeugten aufzurichten, und ebenso sieht man andere, die selbst da, wo sie helfen wollen, verletzen durch die Art und Weise, wie sie geben.

Sicher sind die ersteren von Jugend auf gewöhnt, das Elend ihrer Mitmenschen mildern zu helfen; und darum möchte ich allen Müttern empfehlen: Pfleget früh im Kinderherzen das Mitleid mit fremdem Leid, und gebt den Kleinen schon Gelegenheit, dies Mitleid zu bethätigen. Freigebigkeit ist eine Tugend, die durch Uebung sich entfaltet aus der Knospe zur vollen Blüthe. Das Kind soll lernen, von seinem Eigenthum Anderen mitzugeben, und zwar nicht nur überflüssige und abgelegte Sachen, sondern auch gerade solche, die ihm lieb sind, womit es ein Opfer bringt; denn: „Wer sich selbst keinen Wunsch versagen kann, wird nie lernen, Anderen viel zu gewähren."

Einem Arzt, ernst und tüchtig in seinem Beruf, war es in seiner beschwerlichen Praxis nicht möglich, fremdem Elend gegenüberzutreten, ohne nach Kräften zu helfen. Dieser Zug zeigte sich bei ihm auch schon in der Kindheit. In einem kleinen Orte aufwachsend, freute er sich, wie alle Kinder, schon wochenlang vorher auf die „Kirmes", sammelte und sparte dafür manchen Groschen. Kam dann der Tag und die Kinder zogen zum Markte, so konnte der Kleine nie an jenen armen Krüppeln, die mit ihren verschiedenen Musikinstrumenten auf dem Wege dorthin Aufstellung genommen, vorbei gehen, ohne ihnen von seinem Kirmesgelde zu spenden; einem Armen, der ihn besonders rührte, gab er einmal seine ganze Baarschaft! Als einst Arme an seinem Elternhause um Gaben baten, kam der Kleine zur Mutter und sagte: „Mutter, der arme Junge hat so schlechte Schuhe, darf ich ihm meine schenken?" Da er gerade ein Paar hatte, die bald abgesetzt werden sollten, wurde es ihm erlaubt, und er lief freudig weg. Als unser Kleiner nun am Sonntag die „Sonntagsschuhe" anziehen soll, sind sie verschwunden. Auf Befragen erklärt er, die habe er doch dem armen Jungen geschenkt, und als ihm Vorstellungen gemacht werden, sagt er ganz entrüstet: „Ich konnte dem armen Jungen doch die alten Schuhe nicht geben, die wären ja dann doch bald wieder gerade so zerrissen gewesen wie seine eigenen!"

Die Kinder, die früh gewöhnt werden, ein offenes Auge und mitleidiges Herz für fremdes Leid zu haben, werden im späteren Leben sicher von manchem Armen gesegnet werden, dem sie Hilfe gebracht!

Sie blieb die Antwort schuldig.

Der berühmte Jesuitenpater Roh machte eines Tages eine größere Eisenbahnfahrt und hatte seinen Platz in einem Abtheil, in dem mehrere Herren und eine Dame saßen, die sich lebhaft über die „Rückständigkeit der Katholiken" unterhielten. Der geistreiche Gelehrte und Kanzelredner hörte den Ausführungen ruhig und schweigend zu, bis schließlich die Dame im Brusttone der Ueberzeugung sagte: „Nun, das steht fest, man kann jeden Katholiken schon von Weitem erkennen; denn die Katholiken sehen alle mehr oder minder dumm aus." Pater Roh lachte bei diesem vernichtenden Urtheil. Dann aber machte er eine leichte Verbeugung gegen die „Aufgeklärte" und sagte: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, Sie sind wohl auch katholisch?" Die Dame wird auf diese Frage die Antwort schuldig geblieben sein.

Wie man den Kindern die Religion verhaßt macht.

Fritz ist bereits der Schule entlassen und seine Eltern gewahren mit Entsetzen, daß ihrem Kinde alles Religiöse mehr verhaßt wird. Weder Drohung noch Strafe können ihn dazu bewegen, seinen religiösen Pflichten gewissenhaft und ohne Murren nachzukommen. Wie ist es gekommen? Antwort: Seine Eltern haben ihm diejenigen verhaßt gemacht, die ihn die Religion lehrten, nämlich Geistliche und Lehrer. War der Geistliche in seiner Predigt einmal mit Recht etwas scharf zu Gericht gezogen, dann blieb an dem armen Seelsorger kein gutes Haar; er wurde von der ganzen Familie lächerlich gemacht.

Dem alten Lehrer erging es nicht besser; der hatte über die Kinder nichts zu sagen, sie nicht zu bestrafen; der war ein „dummer Kerl" und noch manches schlimmere! Was war aber die Folge dieser schlechten Anleitung? Fritz lernte allmälig seinen Seelsorger und Lehrer verachten; mit dieser Verachtung aber wuchs auch zugleich die Mißachtung ihrer guten Lehren und Ermahnungen. Die Religionsstunden wurden ihm zur Qual und das Beten verlernte er mehr und mehr. Es konnte das doch auch nicht ausbleiben, denn in der Kirche sah er den „schlechten" Pfarrer und in der Schule den „verhaßten" Lehrer.

Nachbar Hans fing es anders an, seinen Kindern die Religion verhaßt zu machen. Er meinte es ja ganz gut, aber die Art und Weise, wie er es anfing, war verkehrt. Von Kindheit an mußten die Kleinen schon dem längsten Gottesdienste beiwohnen und nach des Vaters strengem Befehl fortwährend aufrecht hinknieen — sie mußten Predigt und Christenlehre beiwohnen, obschon sie noch nichts davon verstanden. Sie wurden jedesmal traurig, wenn sie die Glocken den Sonntag einläuten hörten. Wollten die langen Gebete nicht gleich in den kleinen Kopf hinein, dann regnete es Püffe und Hiebe. Auf diese Weise bekamen die sonst so braven Kinder einen großen Widerwillen gegen alles Religiöse, so daß sie zeitlebens lau und träge blieben in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten.

Mutter Marianne gab sich alle Mühe, ihren Kindern den lieben Gott verhaßt zu machen. Stieg ein Gewitter am Himmel auf, so hörte man sie gleich sagen: „Hört Ihr's nicht, der liebe Gott schimpft mit Euch Rangen, er soll Euch schon kriegen!" Anstatt, daß nun die Kleinen Gottes Allmacht und Güte im Gewitter kennen lernten, verkrochen sie sich ängstlich in die Ecken und Winkel. Der liebe Gott war ja für sie ein furchtbarer und böser Mann, zumal er ja auch, wie die Mutter alle Augenblicke sagte, die heiße Hölle gemacht hatte, in welcher er die bösen Kinder hinein thue. Sie hielten Gott für einen grausamen Herrn, der sein Vergnügen daran findet, zu ängstigen und zu strafen. Sie beteten nur noch aus Furcht. Als Kinder lernten sie also Gott nie recht lieben und später werden sie wohl schwerlich dazu gekommen sein.

— Seit Maria das Wort gesprochen: Mir geschehe nach deinem Worte, geschieht auch Alles, was sie immer will, nach ihrem Worte.

Unſere Liebe Frau am See.

Als wir am 30. April auf einer Reiſe im Süden auch den hochw. Leander M. Roth in Mandeville, La., beſuchten, erzählte uns derſelbe folgende Thatſache, welche wir hiermit unſeren Leſern nicht vorenthalten wollen.

Mandeville in Louiſiana, ein Städtchen von etwa 1500 Einwohnern am See Pontchatrain gelegen, iſt ein im Süden bekannter Badeort, 22 Meilen nördlich von New Orleans. Hierher kommen in den heißen Sommermonaten beſonders die weniger bemittelten Leute von New Orleans zur Erholung und zum Gebrauche der Bäder. Unter dieſen war auch im letzten Sommer die Familie Lex Alaux, deren älteſter Sohn, ein junger Mann von 16 Jahren, hier ſeinen jähen Tod fand. Herr Alaux iſt ein Maler, der ſeine Studien in der königlichen Akademie von Brüſſel, Belgien, vollendete und auch da ſein Diplom erhielt.

Wie der Vater, ſo war auch der Sohn ein Künſtler, deſſen letzte Zeichnung eine Vorahnung ſeines frühen Todes ſein ſollte und auch war.

Am Nachmittag des 10. Auguſt 1904 nahm der junge Mann ein Bad im See, nicht weit von dem Landungsplatze des Dampfbootes „New Camelia", das im Sommer den Paſſagierdienſt zwiſchen New Orleans und Mandeville beſorgt. Es war gegen 5 Uhr — das Boot wollte gerade landen — als der junge Alaux im Bade Krämpfe bekam (er hatte kurz vorher ſein Mittagsmahl eingenommen). Vom Boote aus hörte man ſeine Hilferufe und ſeine letzten Worte: "My God, save me!" („Mein Gott, rette mich!") und ehe irgend Jemand zur Hilfe kommen konnte, war der arme Junge in den Wellen verſchwunden. Erſt am nächſten Tage fand man ſeine Leiche, die auf dem Kirchhofe hier ihre letzte Ruheſtätte fand.

Soweit wäre dieſer traurige Vorfall nichts Außergewöhnliches, denn mancher Kurgaſt hat ſchon in den Wellen des Sees ſeinen Tod gefunden. Doch wer kann das Gefühl des unglücklichen Vaters beſchreiben, der auf dem Tiſche ſeines Sohnes eine Zeichnung fand, die Louis am Tage vor ſeinem Tode gemacht hatte. Es war unſere „Liebe Frau am See", der die Pfarrkirche zu Mandeville geweiht iſt. Auf einem Felſen ſtehend, reicht ſie das göttliche Kind einem Knaben, der am Ertrinken iſt und ſeine Hände um Hilfe nach dem Jeſuskinde ausſtreckt. Die Mutter Gottes trägt einen blauen Schleier, ein Stern krönt die Stirne, auf der einen Seite Mariens ſieht man das Städtchen Mandeville und die Badehäuſer, auf der anderen Seite iſt der Dampfer New Camelia. Konnte der junge Mann eine beſſere Vorahnung haben?

Daß die armen Eltern — und das ſind ſie im wahren Sinne des Wortes — faſt untröſtlich waren über den Verluſt ihres einzigen Sohnes, das kann man ſich wohl denken. Mit welch' chriſtlicher Geſinnung aber der Vater dieſe Heimſuchung Gottes hinnahm, das zeigt die folgende wahrhaft heroiſche That. Alsbald nach dieſem Vorfalle kehrte er nach ſeinem Atelier in New Orleans zurück, um ſeinem lieben Sohne ein Denkmal zu ſtiften, nicht aus Stein oder

Eisen, nein, dazu fehlten ihm die Mittel. Er nahm die letzte Zeichnung seines Sohnes und brachte sie mit Künstlerhand, in Farbe und Oel auf Leinwand; so getreu wie möglich stellt ein herrliches Gemälde die Vorahnung des frühen und plötzlichen Todes seines Sohnes dar, die letzterer durch eine Zeichnung hinterlassen hatte. Dieses Gemälde, ein wahres Kunstwerk, 3 Fuß breit und 5 Fuß hoch, schenkte der Vater als ein ewiges Andenken an den Tod seines einzigen Sohnes, der Kirche zu Mandeville. Dort sieht man es im Sanktuarium der Kirche Unserer Lieben Frau am See. Am Vorabende von Allerseelen wurde es enthüllt und eingeweiht im Beisein einer großen Menge Volkes. In einer eindringlichen Predigt erzählte der Pfarrer die merkwürdige Begebenheit, die Anlaß gab zur Ausführung des Gemäldes. Der Pfarrer benützte die Gelegenheit, seine Gemeinde an die Ungewißheit des Todes zu erinnern und zu einem guten und frommen Leben zu ermahnen.

Man kann sich wohl denken, welch' tiefen Eindruck diese traurige Begebenheit sowohl als auch das Bild auf die Leute hier machte, und das Gemälde ist eine beständige und sehr eindringliche Predigt für alle, welche die Kirche besuchen und das Bild andächtig betrachten. Der junge Mann war sehr beanlagt und hatte große künstlerische Talente; der belgische Konsul hatte ihm gerade eine Stelle auf einer Zuckerplantage verschafft, hier wollte Louis Allaux das nöthige Geld verdienen, um sich weiter auszubilden. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Vom Uebelnehmen.

Es gibt kitzliche Leute in der Welt, die Alles, was sie etwa unangenehm berührt, gern übel, oder wie man sagt, krumm nehmen. Durch einen unschuldigen Scherz oder eine unbefangene Aeußerung fühlen sie sich gleich „tief verletzt" — „in der Seele gekränkt" — „auf's Schwerste beleidigt". Es ist nicht leicht mit ihnen umzugehen, und doch ist ihrer eine große Zahl. Gehörst du vielleicht auch zu ihnen, lieber Leser? Ja, wer von uns hätte nicht schon einem Anderen etwas übel genommen? Woher kommt das? Mißverständnisse kommen daher, daß Einer den Anderen nicht versteht, und wie oft wird etwas übel genommen, was nicht übel gemeint ist! Waren einmal zwei Freunde, die lange Jahre in gutem Frieden mit einander gelebt hatten. Auf einmal bekommt die Freundschaft einen Riß. Weshalb? Amayer hat an Bmayer einen Brief auf gewöhnlichem Schreibpapier geschrieben. Bmayer nahm zur Antwort sehr dünnes Briefpapier und faltete, ohne es zu ahnen, zwei Bogen statt einen zusammen, von denen der eine unbeschrieben war. „So?" dachte nun Amayer, „ich habe auf gewöhnlichem Papier geschrieben und das hat er mir übel genommen. Darum hat er zu seinem Briefe feines Papier genommen und mir den unbeschriebenen Bogen beigelegt, damit ich ihn beim nächsten Schreiben an ihn gebrauchen soll. Das ist eine Beleidigung." Und mit der Freundschaft war's und blieb's aus — wegen eines Bogens Briefpapier!

Am häufigsten ist das Uebelnehmen im lieben Ehestand. Es ist von dem

Herrn Emayer nicht fein gewesen, seiner jungen Frau, die in jugendlichem Uebermuth in allerlei Dinge redete, die sie nicht vertreten konnte, zuzurufen: „So schweige doch endlich still!“ Dafür hätte er sich nachher zu Hause eine ganz gehörige Gardinenpredigt müssen gefallen lassen. Das that jedoch die Frau nicht, sondern nahm es so furchtbar übel, daß sie fortan in den 25 Jahren, die sie noch mit ihrem Manne lebte, nie mehr ein Wort über ihre Lippen kommen ließ und sogar die Einwilligung zur Verheirathung ihrer Tochter auf die Weise des stummen Zacharias gab, indem sie sich Papier geben ließ und darauf schrieb: „Sie mag ihn nehmen.“ — So etwas mag nur selten vorkommen; aber im häuslichen Leben taugt das Uebelnehmen am allerwenigsten und vermehrt die tägliche Mühe in sehr unnöthiger Weise.

Gibt es denn kein Mittel gegen das Uebelnehmen? O ja, sogar mehr als eins, aber nur für vernünftige Menschen. Zum ersten: Man sei nicht argwöhnisch wie der Amayer und suche hinter dem Wort des Anderen nicht etwas, was nicht dahinter steckt. Zum anderen: Man nehme sich die Sache nicht so tief zu Herzen, wie die Frau Emayer und schüttele sie sobald als möglich ab. Zum dritten: Man bedenke, daß man selbst doch auch Anderen schon Anlaß zum Uebelnehmen gegeben hat, wobei ein gutes Gedächtniß vortreffliche Dienste thut.

Gleichnisse des hl. Augustinus.

„Der Fisch, der an der Angel die Speise genießt, verschlingt dieselbe mit Freude, so lange er die Angel nicht merkt, wenn aber der Fischer die Angel anzieht, dann fühlt er sich gefangen und zeigt durch seine Bewegung nichts mehr von der Freude, die er vorher gehabt hat.“ — So ist es mit den Menschen in Beziehung auf diese Welt: „Sie genießen die Güter, welche dieselbe ihnen darbietet, und fühlen sich dabei glücklich; allein dies währt nicht lange, dann fühlen sie nichts als Qual und Schmerz über die Dinge, die sie genossen und an denen sie hängen geblieben sind.“

„Wie ohne Wurzel der Baum nicht wachsen, wie ohne Fundament kein Gebäude sich erheben, wie ohne Quelle der Bach nicht fließen kann, so kann das christliche Leben und jede andere Tugend nicht gedeihen, sich nicht aufbauen und zur Quelle des ewigen Lebens werden, wenn dasselbe nicht vom Glauben ausgeht.“

Die Quelle hat das Wasser von selbst, und zwar ein frisches, lebendiges Wasser; ihr Gehalt ist unbeschränkt; sie ist unversiegbar, und soviel Wasser sie auch von ihrer Fülle hergibt, wird sie dadurch doch nicht arm. Die Zisternen hingegen haben blos so viel Wasser, als sie innerhalb ihres kleinen Raumes fassen können; und sie haben dasselbe zudem nicht von sich selbst, sondern nicht mehr und nicht weniger, als soviel ihnen eben die Rinnen zubringen. Ganz der gleiche Unterschied besteht zwischen Gott dem Herrn und jenen Menschen, die wir so sehr lieben, daß wir sie ihm bisweilen vorzuziehen uns nicht scheuen. Gott ist die Quelle, die Menschen aber die Zisternen.

Antworten auf vorlaute Fragen.

Je mehr die Entchristlichung im Volke wächst, desto verächtlicher werden, namentlich von Halbgebildeten, religiöse Wahrheiten behandelt. Man fragt nur, um zu höhnen, nicht um Aufschluß zu erhalten! Man urtheilt keck über die heiligsten Dinge ab, ohne sie irgendwie zu kennen, und achtet selbst Gottes Majestät nicht mehr. — Wer heutzutage auf der Bahn reist, wer in Fabriken unter Sozialisten arbeiten muß, oder wer im Gasthause zu verkehren hat, weiß davon Tag für Tag allerlei Beispiele zu erzählen.

Häufig beruhen die Ausfälle vorlauter Schwätzer lediglich auf großer Unwissenheit in religiösen Dingen. Dann sind solche nachsichtiger zu beurtheilen. Oft verbirgt sich aber dahinter malitiöse Böswilligkeit, und solche ist ohne Schonung abzufertigen. „Wie der Ruf, so das Echo!"

Uebrigens möge man nicht mit Leuten streiten, die gar nicht belehrt sein wollen, sondern nur hetzen. Gegenüber solchen ist eine kurze witzige Abfertigung oder eine drastische Brandmarkung ihrer Dummheit immer das Beste.

Eine eigenartige Abfertigung, die gründlich wirkte, ohne daß ihre Nachahmung empfohlen werden kann, war folgende: Einem Orientalen legte ein Mann nachstehende drei Fragen vor: 1) Warum sagt man, Gott sei allgegenwärtig; ich sehe ihn nicht; zeige mir ihn, wo er ist? 2) Warum wird der Mensch für seine Sünden bestraft? Er hat keinen freien Willen; denn er kann ja nichts gegen den Willen Gottes thun. 3) Wie kann Gott den Satan mit hölliſchem Feuer strafen, da er selbst aus dem Feuer gebildet ist; Feuer kann doch dem Feuer nicht wehe thun. — Der Gefragte nahm statt aller Antwort einen Erdklumpen und warf ihn dem Manne mit Gewalt an den Kopf. Der Frager, durch diese unverhoffte Behandlung überrascht, führte Klage beim Richter. Dieser ließ den Werfer kommen und fragte ihn: „Warum warfest Du dem Manne einen Erdklumpen an den Kopf, statt ihm eine Antwort zu geben?" Der Beschuldigte erwiderte: „Das war eben meine Antwort, und zwar die beste, die ich ihm geben konnte. Der Mann sagt jetzt: er empfinde Kopfschmerz. Ich sehe diesen Kopfschmerz nicht, er soll ihn mir zeigen, dann will ich ihm Gott zeigen. Der Mann ist zu Dir gekommen, um mich zu verklagen. Was hat er für ein Recht, zu verlangen, daß ich gestraft werde, da ich nach seiner Auffassung keinen freien Willen habe, also Gott mich veranlaßte, daß ich den Erdklumpen an seinen Kopf warf? Endlich, wie kann Erde denn Erde verletzen? Der Mann ist ja aus Erde gemacht. Also Erde kann Erde nach seiner Auffassung nicht wehe thun, wenn Feuer dem Feuer nicht wehe thun kann."

Die wirksamste Antwort an hohle Spötter ist, wenn man sie vom Boden ihrer Grundsätze aus lächerlich macht, wie es hier in so trefflicher Kürze geschah.

— Bei der Erziehung ist das Beispiel die Hauptsache, ohne dieses hilft alles Belehren und Zureden nichts.

Kindesunschuld.

Wenn zu mir aufblickt ein unschuldig Kind
Mit Augen hell, wie Gottes Sterne sind;
Wenn seine Stimme lieblich zu mir dringt,
Wie ein geweihtes Sonntagsglöckchen klingt,
Dann möcht ich betend jedesmal zum Segen
Die Vaterhand auf's goldne Haupt ihm legen:

„O halte Gott sein Herz in sich'rer Hut,
Damit es arglos bleibe, treu und gut,
Daß diese Himmelsblume nicht verblüht,
Der Morgenstern nicht im Gewölk verglüht!
O laß, wenn Welt und Luft es wild umwerben,
Laß nie dies sel'ge Kindeslächeln sterben!"

Und wenn es scheidend mir sein Händchen reicht,
Ein Schimmer bleibt, der mählich erst verbleicht.
Dann schauen meine Augen, sehnsuchtsweit,
Das heil'ge Glück der eignen Jugendzeit.
Und milde strahlt ihr fröhlich Lichtgefunkel
Erinnerung in meines Lebens Dunkel.

(Dichterstimmen der Gegenwart.)

Der zweifache Kampf um die menschliche Seele.

Um die Seele des Menschen besteht, wenn man so sagen darf, ein großer wunderbarer Streit zwischen Gott einerseits und dem bösen Sünder anderseits und jeder trachtet mit allen Mitteln, die Menschenseele zu gewinnen. Wie einst die Christen und die Türken sich um den Besitz der Stadt Jerusalem stritten, so kämpft der Himmel mit der Hölle um jede Seele; der böse Feind, um sie in alle Ewigkeit zu verderben, Gott, um sie in unendlicher Liebe an seinem Vaterherzen, in alle Ewigkeit selig zu machen. Wer wird die Seele gewinnen? Jener, dem sie sich selbst freiwillig hingibt. Denn niemals vermag der böse Feind sich der Seele eines Menschen zu bemächtigen, wenn der Mensch nicht selber will, und nie wird Gott eine Seele sein nennen, sie aufnehmen in sein Reich, wenn der Mensch es nicht selbst wirksam will. Was thut nun die Hölle und was thut Gott, um den freien Willen des Menschen zu gewinnen? Wie die Hölle einst zu Eva im Paradiese ihren Abgesandten schickte, so sendet sie fort und fort zu jedem Menschen unsichtbarer Weise ihre Geister, um die Seelen zu bethören und die Bethörten zu verschlingen. Gott dagegen gibt seine Gnade, um den Verstand zu erleuchten und die Herzen zu bewegen und sie für seinen heiligen Willen geneigt zu machen, und damit nicht zufrieden, richtet er gleichsam Wälle und Mauern um die Seele auf, um sie gegen die Angriffe der Hölle zu schützen, er stellt ja dem Menschen einen Engel an die Seite, damit die Seele nicht allein zu kämpfen habe und in allen Gefahren sich seines Schutzes durch Rath und That erfreue. Schon die Erinnerung daran, daß ein Engel uns zur Seite steht, sollte jede Seele vor der Nachgiebigkeit gegen den bösen Feind ein für alle Mal bewahren. Denn wie groß muß der Werth, wie groß die Würde

einer menschlichen Seele sein, wenn Gott gleichsam Tag und Nacht darauf ausgeht, sie zu bewahren und nicht zu verlieren, wenn er gleichsam mit dem bösen Feinde um deren Besitz ringt, wenn er jeder Seele vom Himmel herab seinen Engel sendet, um ihr allzeit Schutz und Beistand zu sein. Die Hl. Schrift erwähnt es als besonderen Umstand, daß, als Christus in der Wüste den Versucher überwunden und verjagt hatte, die Engel kamen und ihm dienten. Erweist uns der liebe Gott nicht eine ähnliche Ehre, sendet er nicht auch jedem von uns seinen Engel, damit er uns aus Liebe zu Gott und zu unserer Seele diene und uns schütze, ist diese Ehre nicht eine so große, daß der göttliche Heiland im Evangelium sagt: „Sehet zu, daß ihr keines von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allzeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist?" Dieser Gedanke allein schon, daß jeder Mensch seinen Schutzengel hat, und deshalb Gott auf jede menschliche Seele einen unbeschreiblichen Werth legt, muß für den Menschen ein Wall und eine Mauer sein wider den bösen Feind, woran alle seine verderblichen Geschosse abprallen. Wall und Mauer ist uns aber noch weit mehr der hl. Engel selbst, der uns wie mit einem Schilde deckt und sorgsamer als eine Mutter um ihr Kind, uns zu beschirmen und zu bewahren bemüht ist. Wall und Mauer sind uns auch alle Gnadenmittel, die hl. Sakramente, das Gebet, das Wort Gottes, die guten Beispiele. Wall und Mauer sind uns endlich auch die furchtbaren Drohungen, welche Christus im Evangelium gegen jene ausspricht, welche Aergerniß geben; denn sie sollen den Menschen abschrecken, den Engeln entgegen zu arbeiten und sich mit dem von ihnen überwundenen Feinde zum Verderben der Seele zu verbinden. Das Aergerniß, welches böse und leichtsinnige Menschen geben, ist ja das gefährlichste Angriffsmittel des Teufels. Was er tausend Mal durch sich selbst, durch seine Einflüsterungen und Versuchungen nicht vermocht hätte, das bringt er zu Stande durch das Aergerniß, durch die Mitwirkung solcher Leute, welche die Seelen Anderer durch Aergerniß zu Grunde richten. Nichts erschwert darum auch den Schutzengeln ihre Bemühungen um die Seele mehr, als die Aergernisse. Deshalb macht auch der göttliche Heiland, um gleichsam den Engeln ihre Arbeit zu erleichtern und ihre Schutzbefohlenen vor Gefahren zu sichern, den Aergernißgebern die furchtbarsten Drohungen, damit sie, wenn nicht durch ihr eigenes Gewissen, so durch die angedrohte Strafe abgeschreckt werden, ihre Nebenmenschen zu verführen. Die Drohung des göttlichen Heilandes lautet: „Wer einer aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde. Wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt." Das Aergerniß ist ja ein geistiger Mord, der an der Seele des Nächsten verübt wird. Deshalb auch der Mahnruf des göttlichen Heilandes über jeden Aergernißgeber, über jeden Seelenmörder.

— Wie unüberlegt ist doch das Benehmen so mancher, wenngleich sonst frommer Seelen, die, um ein Fünklein Andacht anzuzünden, darüber oft zu einem ganzen Brande häuslicher Zwistigkeiten Feuer legen.

Wie viel Gutes eine Beicht zur Folge hat.

Ein Geistlicher erzählt Folgendes: Es sind längere Jahre verflossen, als man mich eines Morgens um fünf Uhr benachrichtigte, ein Mann erwarte mich in der Kirche und wünsche gar sehr mich zu sprechen. Ich ging sofort hin und erblickte nach einigem Suchen denselben, wie er auf den Stufen des Altares der heiligen Jungfrau kniete. Nachdem ich näher getreten, fragte ich ihn, ob er es sei, der mich gesucht habe. — „Sind Sie der Herr Pfarrer?" antwortete er forschend. — „Ja." — „Gut, ich muß Sie sprechen an einem Orte, wo wir nicht belauscht werden können." — Obgleich sein Gesicht und Auftreten nicht besonders vertrauenerweckend schienen, winkte ich ihm doch mir in die Sakristei zu folgen; aber auch da hielt er sich noch nicht für sicher genug. Ich bemühte mich die natürliche Furcht, die mir der Unbekannte einflößte, zu bezwingen, und lud ihn ein, in mein Zimmer zu kommen.

„Herr Pfarrer," begann alsdann der Mann, „ich habe ein schweres Verbrechen begangen." — „Könnte ich etwas für Sie thun?" — „Sie können mir Ihre Hilfe leihen, um es wieder gutzumachen." — „Recht gern, wenn es sich um etwas handelt, was ich leisten kann." — „Da ich keine Arbeit hatte," erzählte er sodann, „und Frau und Kinder vor Hunger krank sind, streckte ich meine Hand nach Almosen aus. Angesichts meines Alters und meiner Gesundheit wollte sich jedoch Niemand erbarmen, und so kam es denn, daß ich von Verzweiflung getrieben, eine günstige Gelegenheit benutzte und im Laden des Herrn B. eine Uhr stahl. Ich trug sie in's Pfandhaus, um Geld dafür zu bekommen. Am Feste der allerseligsten Jungfrau ging ich beichten. Der Beichtvater aber hieß mich erst die Uhr zurückzuerstatten und dann zur Absolution wieder zu kommen. Nun habe ich meine zerlumpten Winterkleider verkauft, um die Uhr einlösen zu können, und übergebe sie jetzt Ihnen mit der Bitte, deren Rückerstattung übernehmen zu wollen." Ich nahm die Uhr und belobte den Mann, schenkte ihm einige Geldstücke und entließ ihn.

Später ging ich zu dem Uhrengeschäft. Dort fand ich eine heftig weinende Frau, die den Eigenthümer von der Unschuld ihres Sohnes zu überzeugen bemüht war. Ihr Sohn war nämlich Lehrling in dem Geschäfte und war wegen des bemerkten Diebstahls in Verdacht gekommen und gefänglich eingezogen. Ich rief den Herrn bei Seite und übergab ihm die Uhr mit dem Bedeuten, auf alle weitere Untersuchung zu verzichten; sein Lehrling sei vollständig unschuldig. Die Klage wurde dann zurückgezogen und der Lehrling in Freiheit gesetzt zur unbeschreiblichen Freude seiner betrübten Mutter. Das war also die Frucht einer guten Beichte. Ein Dieb wird bekehrt, ein Bestohlener erhält das Seinige zurück, ein Unschuldiger wird befreit und die Thränen einer armen Mutter werden getrocknet.

— Schlechter Boden und fleißige Hände gibt schöne Fluren, guter Boden und faule Hände Einöden.

Der hochwst. Erzbischof von St. Paul über die Schulfrage in unserem Lande.

Bekanntlich entbehrt das staatliche Volksschulwesen in unserem Lande jeder religiösen Grundlage. Wohl ist es mancherorts den Geistlichen nicht verwehrt, die Jugend in der Religion zu unterrichten, aber dieser Unterricht, soweit er durchführbar ist, ersetzt nur in Einzelfällen vollständig den fortwährenden Einfluß einer konfessionellen Schule. Die Folge dieses Mangels ist, daß unter der Bewohnerschaft des Landes die sittliche Verwilderung furchtbare Fortschritte macht. Erst vor Kurzem wies der kanadische Premierminister, Sir Wilfrid Laurier, anläßlich des Schulstreites in seinem Lande hin auf die verderblichen Wirkungen der konfessionslosen Volksschule in der benachbarten Union und jetzt erhebt Msgr. John Ireland, Erzbischof von St. Paul, Minnesota, seine warnende Stimme gegen den konfessionslosen Unterricht. Sein Urtheil ist um so beachtenswerther, als er früher die Gefährlichkeit der religiösen Neutralität der Volksschule viel geringer eingeschätzt hat, als er es heute, gestützt auf lange Beobachtung und Erfahrung thut.

„Was wird das Ergebniß des Mangels an sittlicher Erziehung in den Schulen sein, die die Mehrzahl der Kinder besucht?" fragt der hochwst. Erzbischof. „Die, welche dieses Problem studiren, sind entsetzt — und sie haben Ursache, es zu sein. Die Gefahr unserer Zeit, die Gefahr Amerikas, ist die **Verweltlichung der Schule. Das amerikanische Volk wird sich dies einmal selber sagen, wenn die harte Schule der Thatsachen es zur Erkenntniß der Gefahr geführt hat. Mit den Katholiken kann ich besonders eindringlich von der Nothwendigkeit der Religion in der Erziehung reden. Der Glaube ist das Gut, werthvoller als alle anderen, das sie sich selber wünschen: die kostbarste aller Erbschaften, die sie ihren Kindern hinterlassen wollen. Deshalb müssen sie all' ihre Kraft aufbieten um ihren Kindern eine gründliche katholische Erziehung zu sichern. Hier ist keine Polemik am Platze, die Erfahrung hat es zu deutlich gelehrt: nur der tägliche Unterricht in den Glaubenswahrheiten, nur das Leben in einer vom Geiste des Glaubens durchdrungenen Atmosphäre können die Religion so tief in die Seele des Kindes senken, daß sie sich darin während seines ganzen Lebens fest und ungeschmälert erhält. Nur mit Angst können wir die Zukunft der Religion in Amerika betrachten, wenn wir an die große Menge der Kinder denken, die nicht in die katholischen Schulen gehen und an das wenige, was für den religiösen Unterricht dieser Kinder geschieht. Die Religion wird ungeheure Verluste erleiden, wenn für diese Kinder nicht viel mehr gethan wird als gegenwärtig."**

Eine Ergänzung von Lauriers ernstem Hinweise und von Msgr. Ireland's väterlicher und patriotischer Mahnung ist die Rede, welche Präsident Roosevelt vor Kurzem auf einem Kongresse amerikanischer Familienmütter

hielt. Er deutete hin auf die sittliche Verkommenheit, die beim weiblichen Geschlechte der vielbesitzenden und gebildeten Klassen Amerikas in der Kinderscheu und den Massenehescheidungen zu Tage tritt. Weder sorgsame Hausfrau, noch liebevolle Gattin, vor Allem aber nicht Mutter wollen viele dieser Frauen sein — nur als gesellschaftbeherrschende Modedamen der Eitelkeit, der Genußsucht und dem Hochmuthe fröhnen. Eine wirklich religiöse und moralische Erziehung hätte eine solche Ausartung des Weibes zum moralischen Ungeheuer, zu einer Gefahr für ihr Vaterland verhindert.

Wie ein katholischer Mann stirbt.

Ueber die letzten Tage des großen Zentrumsführers August Reichensperger († 16. Juli 1895), eines katholischen Mannes von echtem Schrot und Korn, erzählt der Jesuit Pater Pfülf: „Mehr und mehr kam es dem Kranken zum Bewußtsein daß das Ende seiner Tage nahe sei. ‚Ich habe mit der Welt abgeschlossen,' sagte er, ‚sie beunruhigt mich nicht mehr. Ich habe mein Tagewerk vollbracht und bin bereit zu sterben; es schmerzt mich nur, die Meinigen zu verlassen. Gott ist mir stets im Leben so weit über Erwarten gnädig und barmherzig gewesen; er wird es auch im Tode und im Gerichte sein. Die kurze mir noch bleibende Zeit möchte ich mich nur noch mit religiösen Dingen beschäftigen. Leset mir den Katechismus vor,' fügte er in seiner Bescheidenheit bei, ‚denn zu dem müssen wir alle zurückkehren.' Daneben betete er viel und innig. Wie stets, so las er auch jetzt mit besonderer Vorliebe in dem goldenen Büchlein des Thomas von Kempen. So bereitete sich der edle Greis auf die Ewigkeit vor. Wiederholt empfing er mit großer Andacht die heiligen Sakramente; mit christlicher Geduld ertrug er die Leiden seines Zustandes. Als am Morgen des 14. Juli in bedenklicher Weise krampfartige Erscheinungen auftraten, ließ er sich mit den heiligen Sterbesakramenten versehen; dem Geistlichen dankte er ebenso herzlich wie seinen Pflegerinen. Dann segnete er die Seinigen, indem er seinen Enkeln sagte: ‚Bleibt nur recht brav und gut; Ihr habt noch ein schönes Leben vor Euch.' Am folgenden Tage trat eine leichte Besserung ein, die indessen sich als trügerisch erwies. Am 16. Juli, dem Tage der Enthüllung des Windthorst-Denkmals in Meppen, Nachmittags halb 5 Uhr, entschlief er ruhig und schmerzlos, voll Gottvertrauen, während die um sein Bett knieenden Seinigen und Pfarrer Schumacher die Allerheiligenlitanei beteten. Bis wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden bei vollem Bewußtsein, betheiligte er sich noch an den Sterbegebeten. Seine letzten Worte waren ein Abschiedsgruß an seine geliebte Gattin und das Gebet: ‚Gott sei mir gnädig und barmherzig.' Wie gelebt, so gestorben!"

— Die Leute reden nie von ihrem Bruder, der ein armer Holzhacker, aber oft von ihrem angeheiratheten Vetter, der ein Baron ist.

— Nichts ist unter allen menschlichen Dingen so hart, als der Tyrann der bösen Gewohnheit; sie heißt darum auch die zweite Natur.

Die katholischen Unterstützungs-Vereine und die Sozialisten.

Unsere katholischen Unterstützungs-Vereine werden — wahrscheinlich weil sie neuerdings in richtiger Würdigung der schweren Noth der Zeit auch die soziale Frage in ihr Programm aufnehmen — in der sozialistischen Presse scharf kritisirt. — Wenn man aus den wider sie erhobenen Vorwürfen den Kern herausschält, so ergeben sich zwei Anklagen: Erstens die gegenseitige Versicherung widerspricht, wie alle Versicherung, den Grundsätzen des Christenthums, dessen Stifter gepredigt hat: Sorget nicht ängstlich u. s. w. Zweitens, kann von eigentlicher Nächstenliebe bei diesen Vereinen keine Rede sein, weil sie einzig auf gegenseitige Hilfeleistung gegründet, also in Ausfluß der Selbstsucht sind, welche der christliche Glaube verdammt.

Das sind auf den ersten Blick verblüffende Anklagen. Und doch entbehren sie, wenn man sie nüchtern und unvoreingenommen prüft, jeglicher Grundlage.

Es ist wahr: eine des Christen unwürdige Besorgniß für das zeitliche Fortkommen kann gerade darin sich offenbaren, daß Jemand durch alle möglichen „Versicherungen" sich den Händen der göttlichen Vorsehung gleichsam zu entziehen versucht. Eine vernünftige und mäßige Sorge für die Zukunft ist aber den christlichen Grundsätzen keineswegs zuwider. Eine ruhige und gottergebene Voraussicht für kommende Tage, schreibt der Jesuit Lehmkuhl, wird selbst von der Hl. Schrift nicht nur nicht getadelt, sondern vor Allem mit Bezug auf die Sorge, welche den Eltern für das Wohlergehen ihrer Kinder obliegt, als etwas Lobenswerthes und in gewissem Sinne Pflichtschuldiges hingestellt. So wie diese lobenswerthe Sorge sich nun im Sparen und in Erwerbung eines genügenden Besitzes bethätigen kann und muß, so kann sie auch zum Mittel der Versicherung greifen.

Was die christliche Nächstenliebe betrifft, so mag sich auch im gegenseitigen Versicherungswesen, welches allerdings auf den ersten Blick purer Selbstsucht zu entspringen scheint, doch sehr wohl der Keim wahrer Charitas und Brüderlichkeit finden; insofern als der Beitritt zu solch' einem Unterstützungs-Vereine nicht vorzugsweise oder gar gänzlich von Selbstinteresse getragen wird, sondern von dem Beweggrunde gegenseitiger Hirlfeleistung in Noth und Elend.

Wohl offenbart sich die christliche Nächstenliebe in hellerem Glanze, wenn ohne Rücksicht auf eine zu erhoffende Wiedervergeltung durch freiwillige Hingabe Elend gelindert und Noth gehoben wird. Und dieser Glanz verdunkelt sich durch das im Hintergrunde lauernde Recht einer gleichen Unterstützung für den Fall eintretender eigener Noth. Allein vernichtet braucht er dadurch durchaus nicht zu werden. Was nicht in jeder Richtung vollkommen ist, ist deshalb noch lange nicht tadelnswerth.

Wenn es den Sozialisten mit ihren Polemiken und ihren Bemühungen zur

Aufbesserung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter Ernst ist, sollten sie das Nörgeln über nebensächliche Dinge lassen und sich nüchtern und sachlich mit den Vorschlägen beschäftigen, welche mehrere unserer deutschen katholischen Unterstützungs-Vereine auf ihren respektiven Jahresversammlungen zur Lösung der sozialen Frage gemacht haben.

Gottesdienst und Vergnügungen an Sonn- und Feiertagen.

Zu den Krebsübeln der jetzigen Zeit gehört ohne Zweifel die riesige Vergnügungssucht mit ihren mancherlei Ausartungen. Sie begnügt sich nicht mehr mit den Nachmittags- und Abendstunden; oftmals lockt sie an Sonn- und Feiertagen schon des Morgens ganze Schaaren zu sogenannten Lustpartien in die Ferne. Eine natürliche Folge dessen ist, daß die Sonntagsheiligung außer Acht bleibt, und selbst von Katholiken, die es nicht blos dem Namen nach sein wollen, sogar die heilige Messe versäumt wird. Das ist eine Todsünde. Denn alle Gläubigen, welche den hinlänglichen Gebrauch der Vernunft haben, sind unter einer schweren Sünde verpflichtet, an allen Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, insofern nicht wichtige Ursachen, wie z. B. Krankheit, Krankenpflege, Obhut des Hauses, sehr weite Entfernung bei schlechter Witterung, Gefahr für Leben oder Gesundheit sie daran hindern. Daß aber die Vergnügungssüchtigen den Vernunftgebrauch haben, ist ebenso gewiß, wie daß ein solcher Ausflug kein giltiger Versäumniß- oder Entschuldigungsgrund sein kann.

Wer aus bloßer Trägheit oder nur des Vergnügens wegen die hl. Messe versäumt und dadurch sein Gewissen schwer belastet, womit will, womit kann er sich vor Gott und der Kirche entschuldigen? Beweist das nicht einen unverzeihlichen Leichtsinn, Geringschätzung des hl. Meßopfers, Mißachtung Gottes? Die hl. Messe ist das Gott wohlgefälligste Lob- und Dankopfer und durch eine einzige hl. Messe wird er mehr geehrt als durch alle Lobpreisungen aller Engel und Menschen und dem entsprechend durch ihre Vernachlässigung auch um so schwerer beleidigt. Die hl. Messe ist für uns Menschen das wirksamste Bitt- und Versöhnungsopfer, durch welches Jesus alle unsere Anliegen vor den himmlischen Vater bringt und uns dessen Verzeihung erwirkt, sofern wir frommen Herzens daran Theil nehmen. Wie sehr müssen daher die Trägen und die Vergnügungssüchtigen fürchten, zur gerechten Strafe für ihre Versäumniß der hl. Messe sich die Gnadenquelle für immer verschlossen haben, wie sehr müssen sie bemüht sein, durch doppelten Eifer Gott zu versöhnen, wie sehr muß Jeder sich hüten, die Pflicht, an Sonn- und Feiertagen der hl. Messe beizuwohnen, leichtfertig zu vernachlässigen.

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Gestorben sind: Christina Burg, am 20. Februar 1905; Sybilla Huber, am 27. März 1905; Katharina Duginer, am 4. April 1905, alle Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins der St. Petrus-Gemeinde zu Chicago, Ill.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Der Herz-Jesu-Monat.

Auf die besondere Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter im Monat Mai folgt in höchst passender Weise die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu im Monat Juni. In Maria begrüßen wir die himmlische Morgenröthe, aus der die Sonne der Gerechtigkeit, Jesus Christus, hervorgegangen und über dieser in Sündenfinsterniß begrabenen Welt den lichten Tag des Heils heraufgeführt hat. Durch Maria nämlich gelangen wir zu Jesus, und durch Jesus zum Vater. Das Kind der Kirche, das während des Blüthenmonats in inniger Verehrung der „Geheimnißvollen Rose“ und durch treue Nachahmung des herrlichen Tugendbeispiels seiner himmlischen Mutter seine Seele gleichsam mit den Kränzen geistiger Blüthen geschmückt hat, darf es nunmehr wagen, dem himmlischen Bräutigam, dessen Brautfest, Frohnleichnam nämlich, am 25. Juni gefeiert wird, mit Liebe und Vertrauen entgegenzueilen, und sich im genußreichen Andenken an seine größte Liebesthat zu erfreuen.

Die echte Liebe ist wahr, ist tief und ruht nicht, bis sie zu dem letzten Grund und der Quelle alles Guten vorgedrungen. Alle die großen Liebeserweise aus dem Leben, Wirken und Leiden des göttlichen Heilands, die mittelst der Feier der hohen Feste des Kirchenjahres vor den Augen unseres Geistes vorübergezogen und Gegenstand unserer Anbetung und Liebe gewesen sind, und als deren Krone am Frohnleichnamsfeste der eucharistische Christus selbst im heiligsten Altarssakramente segnend vor uns gestanden: alle jene großen und dieser größte Liebesbeweis insbesondere weisen als auf ihre gemeinschaftliche Quelle, der sie alle entsprungen, auf das heiligste Herz Jesu hin.

Unter dem Herzen Jesu ist sowohl das Zentral-Lebensorgan des Gottmenschen Jesu Christi, das also von der ganzen, lebendigen und ungetheilten gottmenschlichen Persönlichkeit nicht zu trennen ist, als auch das Sinnbild seiner erlösenden Liebe und Hingabe für uns zu verstehen. Die Andacht zum Herzen Jesu ist demgemäß die allumfassendste und allbezeichnendste Andacht zum göttlichen Heiland. Wo immer wir denselben finden, da finden wir auch sein Herz, als den Gegenstand unserer Anbetung und Liebe. Es erglänzt in Herrlichkeit im Himmel, wo der Sohn zur Rechten des Vaters sitzt, und es schlägt in huldreicher Liebe für uns, wenn auch des äußern Glanzes noch entbehrend, unter den Gestalten des Brodes und Weines im heiligsten Sakramente und Opfer.

Seine Verehrung im Monat Juni aber soll wie auch das Fest des heiligsten Herzens selbst noch einem ganz besonderen Zwecke dienen, nämlich dem der Sühne für alle Nachlässigkeiten, Sünden und Frevel, die leider wir, seine Freunde, dem Heiland gerade im größten Denkmal seiner Liebe, im heiligsten Altarssakramente zugefügt haben und noch beständig zufügen. Fortgesetzte Beleidigung muß durch fortgesetzte Liebeshuld gesühnt werden. Zu dem Zwecke wollen wir in diesem Monat die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu ganz besonders pflegen und dadurch auf uns selbst und all' die Unsrigen jenen Segen herabziehen, den der Heiland durch die selige Margaretha Maria Alacoque allen Verehrern seines heiligsten Herzens in reichstem Maße versprochen hat.

Deutsche Aufnahmezettel, Monatszettel für die Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und andere Drucksachen für den frommen Verein. — Es herrscht leider unter vielen deutschen Direktoren des Gebetsapostolates die Ansicht, daß die nöthigen Hilfsmittel zur Organisirung und Leitung des Gebetsapostolates nur in englischer Sprache erscheinen. Diese irrthümliche Ansicht fanden wir in vielen Orten, selbst in deutschen Gemeinden verbreitet. Nach den Weisungen der Zentraldirektion des Gebetsapostolates sind die Redaktionen der „Sendbote" ohne Ausnahme berechtigt, solche Scheine zu drucken und zu verbreiten. Es ist deshalb eine indirekte Anmaßung, wenn eine Redaktion mit Ausschluß aller anderen sich als Zentraldirektion überall aufdrängt und dadurch der Verbreitung Grenzen steckt. Wir möchten hiermit alle unsere Leser und hauptsächlich die Direktoren deutscher Gemeinden darauf aufmerksam machen, daß dieselben sich doch der deutschen Scheine bedienen.

Marianischer Kongreß. — In Prag, Böhmen, findet am 12., 13. und 14. Juni ein Marianischer Kongreß statt, woran sich die katholischen Vereine und zahlreiche Mitglieder des Klerus betheiligen werden.

Der hochw. Friedrich Wilhelm Färber. — Am 17. April starb nach längerem Leiden im St. Marys Infirmary zu St. Louis, Mo., der in den weitesten Kreisen wohlbekannte und durch seine vielen literarischen Arbeiten wohlverdiente Pfarrer Friedrich Wilh. Färber in seinem 63. Lebensjahre. Wir bitten unsere Leser, dessen Seelenruhe durch eifriges Gebet zu befördern. Der Verstorbene war ein besonderer Freund der katholischen Jugend, denen er durch seine katechetischen Arbeiten und andächtigen Gebetssammlungen sehr werthvolle Gaben schenkte. Innig war seine Andacht zu den hlst. Herzen Jesu und Mariä. Darum suchte er auch das deutsche Organ der Herz-Jesu-Andacht

durch öftere und eindringliche Empfehlung in den Familien zu verbreiten. Dabei war seine korrekte kirchliche Haltung, die sich in seinem Wirken als langjähriger Pfarrer der Kirche zu Unserer Lieben Frau vom Siege und durch das „Pastoralblatt" bekundete, von großem Einfluß auf seine Gemeinde und die Geistlichen in nahen und weiteren Kreisen. Sein energisches Auftreten zur Wahrung der Rechte der deutschen Katholiken in unserem vielsprachigen Lande sind wohlbekannt und bedürfen keiner Erläuterung. Neben seiner kindlichen Andacht zu dem hlst. Herzen Jesu zeichnete ihn besonders auch tiefe Andacht zum hlst. Altarssakrament aus. Er war peinlichst bemüht, sich sorgfällig auf die würdige Darbringung des hl. Meßopfers vorzubereiten und dem hlst. Sakramente öftere Besuche abzustatten. Seine tiefe Verehrung zur seligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Mariä legte er in schlichten Gedichten offen dar. Möge ihm der barmherzige Gott alles reichlich vergelten.

Damen-Apostolat in Frankreich. — In Frankreich besteht eine Erzbruderschaft von Damen zur unentgeltlichen Ertheilung von Religionsunterricht. Der verstorbene sehr seeleneifrige und rührige Prälat Msgr. d'Hulst hatte die Anregung zu diesem Vereine gegeben und seine jetzige Entwickelung und Ausbreitung über ganz Frankreich verdankt er größtentheils den Bemühungen Msgr. Delamaires, Bischofs von Perigneux. Der Zweck des Vereins ist, Unterricht in den Glaubenswahrheiten und der Sittenlehre des Christenthums zu ertheilen, in jenen Volkskreisen, die in Folge der in Frankreich herrschenden Verhältnisse, dieser Wohlthat sonst gar nicht oder nicht genügend theilhaftig würden. In Paris und dessen nächster Umgegend gehören jetzt 2931 Damen der Erzbruderschaft an; die Zahl der von ihnen unterrichteten Kinder beträgt 32,920. Das Bedürfniß nach Unterrichtskräften ist noch lange nicht gedeckt, und in einer Versammlung der Erzbruderschaft, die kürzlich zu Paris stattfand, wurde festgestellt, daß in Paris Arbeit für 10,000 unterrichtende Damen vorhanden wäre. Bischof Delamaire schloß in jener Versammlung seine Anrede mit den Worten: „Gott scheint jetzt den Bösen für einige Zeit freie Hand gegeben zu haben: bald werden vielleicht die Hälfte unserer Kirchen geschlossen sein. Es werden nicht genug Priester da sein; aber es wird überall in Frankreich christliche Frauen geben. Jesus ruft sie! Gehen sie unter das Volk, meine Damen! Und da man jetzt in Frankreich keine Frauen in Ordenstracht mehr dulden will, so möge der Geist des Apostolates alle französischen Frauen in Barmherzige Schwestern verwandeln!"

Sehr empfehlenswerthes Werk. — Ein österreichisches Jubiläumsdenkmal zu Ehren der unbefleckten Empfängniß soll ein nach den bewährtesten Grundsätzen eingerichtetes Waisenhaus mit Landwirthschaftsbetrieb sein, sowie die erste Station für ländliche Krankenpflege und Krankenbesucherinen. Der altberühmte Wallfahrtsort Maria Trost bei Graz, in welchem schon im grauen Mittelalter ein Hospiz für Kranke und Pilger stand, wurde als der geeignetste Ort für das Jubiläumsdenkmal befunden. Maria Trost ist zugleich der landschaftlich schönste Punkt in der Umgebung von Graz. Die neue, bereits im Rohbau vollendete Anstalt ist entstanden aus den Liebesgaben der zahlreichen Verehrer Mariens. Eine dreifache Vereinigung hat den Bau im festen Vertrauen auf Gott übernommen: der katholische Verein der Kinderfreunde mit seiner über ganz Oesterreich ausgebreiteten Organisation, die Franziskaner, als Seelsorger der Pfarre, und endlich der Landesverband der charitativen Vereine Steiermarks.

Empfehlung des „Sendbote": Belehrend, unterhaltend, erbaulich, aszetisch, ... gut redigirt. — (Paradiesesfrüchte, St. Meinrad, Ind., Mai 1905.)

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. April 1905 bis 1. Mai 1905 sind von 200 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	945,482	13. Abtödtungen	367,443
2. Rosenkränze	672,769	13. Werke der Nächstenliebe	780,374
3. Kreuzwege	178,390	14. Werke des Eifers	296,229
4. Heilige Kommunionen	128,010	15. Verschiedene Gebete	2,963,392
5. Geistliche Kommunionen	1,187,190	16. Trostgespräche u. Belehrungen	328,608
6. Gewissenserforschung	548,534	17. Leiden oder Trübsale	149,426
7. Stunden der Arbeit	1,861,019	18. Selbstüberwindungen	192,922
8. Stunden des Stillschweigens	490,507	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	477,471
9. Fromme Lesungen	229,526	20. Verschiedene gute Werke	1,406,526
10. Gelesene Messen	44,797		13,660,294
11. Angehörte Messen	416,679		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Cincinnati. — 21. März. St. Marien Gemeinde, Franklin, O.
Diözese Covington. — 13. März. St. Paulus Gemeinde, Florence, Ky.
Diözese Detroit. — 31. März. Herz Jesu Gemeinde, Roseville, Mich.
Diözese Grand Rapids. — 31. März. St. Clara Gemeinde, Coral, Mich.
Apostolisches Vikariat Indianer Territorium. — 21. März. Heilige Familie Gemeinde, Tulsa, I. T.
Diözese La Crosse. — 10. März. St. Josephs Gemeinde, El Paso, Wis.
Diözese Leavenworth. — 28. März. St. Aloysius Gemeinde, Meriden, Kans.
Diözese Leavenworth. — 8. März. St. Josephs Gemeinde, Nortonville, Kans.
Diözese Manchester. — 8. März. St. Hedwigs Gemeinde, Manchester, N. H.
Diözese Monterey und Los Angeles — 3. März. Kloster vom Guten Hirten, Los Angeles, Cal.
Erzdiözese New York. — 25. März. St. Malachius Gemeinde, New York, N. Y.
Erzdiözese New York. — 21. März. Seton Hospital, Spuyten Duyvil, N. Y.
Diözese Peoria. — 8. März. St. Josephs Gemeinde, Papineau, Ill.
Diözese Pittsburg. — 8. März. Namen Jesu Gemeinde, Duquesne, Pa.
Diözese Trenton. — 28. März. St. Jakobs Gemeinde, Woodbridge, N. J.
Diözese Trenton. — 21. März. St. Jakobs Schule, Woodbridge, N. J.

Aggregationen 16; Gemeinden 13; Kloster 1; Schule 1; Hospital 1.

Ein Morgengebet aus Altengland.

„Möge die Kraft Deines hl. Kreuzes, ich bitte Dich, o Herr, vor mir hergehen und den Tag hindurch mich geleiten, wo immer ich mich befinden möge. Führe in Deiner Barmherzigkeit mich heute so, daß mein Feind an mir nichts finde, was sein, sondern nur was Dein ist. Sollte aber in Folge meiner Schwäche etwas Sündhaftes an mir gefunden werden, dann möge Deine liebevolle Güte es schleunigst auslöschen. Möge Dein heiliger Engel mich behüten und mich unversehrt bis zum Abende führen. Amen."

Rundschau.

Den 15. Mai 1905.

Die totale Hilflosigkeit des katholischen Frankreich gegen die Angriffe der Feinde fordert den ernsten Beobachter auf, nach den Ursachen dieser verzweifelten Lage zu forschen. Als Hauptgrund kann man wohl den Mangel an einheitlicher Organisation zur Wahrung der Rechte der kirchlichen Angelegenheiten betrachten. Man hat sich durch politische Beweggründe zu verderblichen Spaltungen verleiten lassen, die selbst unter den eigenen Mitgliedern der verfolgten Kirche Verwirrung, Entmuthigung, Erschlaffung und Verbitterung erzeugt haben. Möchten wir hier in den Vereinigten Staaten dieses traurige Beispiel nicht nachahmen, sondern uns zusammenschaaren in der Föderation und sonstigen Vereinigungen, damit alle Mannschaft stets bereit sei in den bevorstehenden Kämpfen, die auch uns in diesem Lande früher oder später aufgedrängt werden. Einigkeit im Glauben und thatkräftiges Zusammenhalten in dem geistigen Streben und Kämpfen unserer Zeit müssen Hand in Hand gehen.

Rom. — Der Hl. Vater hat am 15. April ein Rundschreiben über den Katechismus-Unterricht erlassen, das wir im nächsten Heft im Wortlaute bringen werden. Dasselbe beginnt mit den Worten: „Acerbo nimis ac difficili tempore" und handelt vom religiösen Unterricht, besonders dem der Jugend.

Am 11. April wurde eine Versammlung und Berathung über folgende Diener Gottes abgehalten: 1) Dominikus Lentini, Weltpriester; 2) Christoph Romandiola, Franziskaner.

Am 28. März wurden Berathungen bei der betreffenden Kongregation über die Verehrung folgender Diener Gottes abgehalten: 1) Bischof Stephan Theodor Cuenot, Theophan Venard und Genossen, Marthrer in Cochinchina, Tonkin und China; 2) Joseph Amandus Passerat, Redemptorist; 3) Joh. Bapt. Trona, Oratorianer; 4) Alan de Solminiach, Bischof von Cahors; 5) Bonaventura Barberini aus dem Kapuzinerorden, Erzbischof von Ferrara.

In dem für den Monat Juni einberufenen Konsistorium sollen nach der „Ag. Stephani" Msgr. De Azevedo, der jetzige Major Domus des Papstes, Msgr. Scalabrini, Bischof von Piacenza, Msgr. Lualdi, Erzbischof von Palermo, Dr. Franz Doppelbauer, Bischof von Linz, und Msgr. Braga, Bischof von Petropolis in Brasilien, zu Kardinälen ernannt werden. Mit Msgr. Braga wird der erste Kardinal seinen Einzug in Brasilien halten.

Am 18. April wurden mit dem Spruche „Gelobt sei Jesu Christus" eine bedeutende Anzahl der rheinisch-westfälischen Lehrer und Lehrerinen vom Hl. Vater empfangen.

Um 7 Uhr in der Frühe am Ostersonntage wohnten der vom Papst im Konsistoriensaale des Vatikans zelebrirten hl. Messe ungefähr 300 Personen bei, die sich fast ausschließlich aus Angehörigen der Fremdenkolonie rekrutirten. Sämmtliche Anwesenden empfingen aus den Händen des Papstes die hl. Kommunion. Nach der alsdann von Msgr. Gasoni zelebrirten Messe hielt der Hl. Vater eine kurze Ansprache, in welcher er auf die hohe Bedeutung des Festtages hinwies. Zum Hochamte in St. Peter, das der Erzpriester der Basilika, Kardinal Rampolla, abhielt, waren gewiß 30,000 Menschen herbeigeströmt.

Am 26. April empfing der Hl. Vater die Kommittee-Mitglieder der Gesellschaft vom hl. Hieronymus zur Ausbreitung des Neuen Testaments in Privataudienz. An Stelle des verstorbenen Protektors der Gesellschaft, Kardinal Mocenni, ist Eminenz Cassetta getreten. Der Präsident, Msgr. della

Chiesa, Substitut der Staatssekretarie, erstattete dem Hl. Vater Bericht über das bisherige Wirken der Gesellschaft, die bereits über 300,000 Evangelien vertheilt hat. Dann überreichte er dem Papste ein Album mit den Namen der Mitglieder und Gönner des Vereins. Der Papst, hocherfreut über die segensreiche Arbeit der Gesellschaft, ermunterte die Herren des Ausschusses, unermüdlich an dem Ausbau des begonnenen Werkes weiter helfen zu wollen.

Am 27. April empfing der Papst das irische Parlamentsmitglied Redmond, dem er eine lange Audienz gewährte. Er erkundigte sich mit großem Interesse nach der religiösen, politischen und industriellen Entwickelung Irlands. Der Papst erklärte, er sympathisire mit den Bemühungen, auf friedlichem Wege Freiheit für Irland und volle bürgerliche und religiöse Rechte für dessen Bevölkerung zu erlangen. Beim Abschiede überreichte der Papst Redmond seine Photographie mit folgender eigenhändiger Aufschrift: „Unserem geliebten Sohne, J. Redmond, Führer der irischen Partei im Unterhause, mit dem Wunsche, daß er, zusammen mit seinen gleichgeliebten Genossen unter Benutzung aller gesetzlichen und friedlichen Mittel die Freiheit gewinnen möge, die zum Wohle der katholischen Kirche und des ganzen Landes dient. Wir ertheilen ihm zu diesem Zwecke mit besonderer Zuneigung den apostolischen Segen."

Eine auffallende Erscheinung bei den Berichten über die von dem Hl. Vater, Papst Pius X., im St. Peters Dom abgehaltenen gottesdienstlichen Funktionen und die Empfänge im Vatikan bildet der Mangel an lärmenden Demonstrationen, die bei den früheren Päpsten üblich gewesen waren. Papst Pius X. hat es in kurzer Zeit dahin gebracht, daß im St. Peters Dom bei allen päpstlichen Funktionen eine viel größere Andacht während des Gottesdienstes herrscht, als früher. Der Hl. Vater, der unter einem sanften und höchst bescheidenem Aeußeren eine große Festigkeit des Willens verbirgt, bleibt unbeugsam, wenn es sich um die Ehre des Hauses Gottes und das Interesse der Kirche handelt, und weist jeden in die Schranken zurück, dem es einfallen sollte, dagegen zu verstoßen.

Eine unter dem Titel „Pius X., seine Regierungsakte und seine Absichten" erschienenen Broschüre ist, wie man dem Londoner „Catholic Weekly" schreibt, eine übertriebene Bedeutung beigemessen worden. Die Urheberschaft wurde den verschiedensten höheren kirchlichen Würdenträgern zugeschrieben; vor Allem hieß es und zwar in Kreisen derjenigen, die ein Interesse daran haben, glauben zu machen, die Gesellschaft Jesu habe einen außerordentlichen Einfluß auf den Hl. Vater, die Urheberschaft gehe zurück auf den hochangesehenen P. Salvatore Brandi, S. J. Mit der größten Zuverlässigkeit kann versichert werden, daß die Broschüre von einem alten Monsignore verfaßt worden ist, der eine Reihe von Jahren Sekretär einer römischen Kongregation war und auf Grund von Unstimmigkeiten mit seinem Vorgesetzten, einem Kardinal, sich von diesem Amt mit dem Titel Apostolischer Protonotar zurückzog und seitdem in der Stille lebte. Die vorstehenden Mittheilungen des genannten Londoner Blattes beruhen, wie von bestunterrichteter Seite versichert wird, auf ganz authentischen Angaben.

Ein neues Motuproprio Pius X. bestimmt einige Aenderungen bezüglich Reformen hinsichtlich der apostolischen Protonotare. Bekanntlich gab es bisher zwei verschiedene Klassen dieser vatikanischen Würdenträger, nämlich die sieben wirklichen Protonotare „di numero", welche Beamte der römischen Kurie sind und als solche auch ein Gehalt beziehen und die titulären Protonotare „ad instar participantium", von welchen es fast 500 gibt. Nun aber sind auch sämmtliche Kanonizi der drei patriarchalischen Basiliken, des Laterans, (St. Maria Maggiore) und von St. Peter, apostolische Protonotare,

ebenso die Kanonizi einiger besonders priveligirter Kirchen in Rom, in Venedig u. s. w. Es war nun bisher zweifelhaft, ob diese Letzteren Protonotare „di numero" seien, zumal es alte päpstliche Dekrete gibt, welche ihnen diesen Titel beilegen. Um diesen Zuständen und den damit zur Folge gehabten Mißbräuchen ein Ende zu setzen, bestimmte nunmehr der Papst, daß diese Domherren fortan eine eigene, gesonderte Klasse bilden sollen unter dem Titel „Ueberzählige apostolische Protonotare". Die Klasse der titularen Protonotare „ad instar participantium" bleibt bestehen, wie sie bisher war, nur werden ihre Privilegien genauer festgesetzt, da auch hier einige Ungenauigkeiten und Ueberschreitungen vorgekommen waren. Den hochwst. Bischöfen wird aufgegeben, auf die genaue Einhaltung und Befolgung dieser Bestimmungen zu achten. — Hinsichtlich der päpstlichen Hausprälaten bestimmte das Motuproprio, daß dieselben nunmehr als Privilegium das Recht des Gebrauchs des Palmarium bei der heiligen Messe erhalten, welches viele von ihnen bisher unrechtmäßiger Weise für sich in Anspruch nahmen. Endlich finden sich noch im Motuproprio einige Bestimmungen hinsichtlich des Gebrauchs der verschiedenen Mitren durch die Vorgenannten, bezüglich einige Einschränkungen dieses Privilegiums.

Der Hl. Vater veröffentlichte ein Breve betreffs der Ritterorden, dessen Inhalt ungefähr folgender ist: Der einer Ueberlieferung nach bereits von Papst Sylvester I. zu Kaiser Konstantins Zeit gegründete Ritterorden der Milizia Aurata (der goldgeschmückten Heerschaar) oder Orden vom Goldenen Sporne, den Papst Gregor XIV. erneuert und nach seinem Stifter Sylvesterorden genannt hat, wird in zwei verschiedenen Orden getheilt. Der eine, in Zukunft ausschließlich Sylvesterorden genannt, behält die ihm eigenen zwei Klassen, die der Ritter und die der Komture. Der von ihm abgezweigte neue Orden repräsentirt das Großkreuz des Sylvesterordens. Er allein soll in Zukunft den Namen der Milizia Aurata oder vom Goldenen Sporn führen und nur solchen Männern verliehen werden, die mit den Waffen oder der Feder oder auf andere Weise der Kirche sehr große Dienste geleistet haben. Dieser Orden darf nie mehr als hundert Mitglieder zählen und für seinen Empfang sind keinerlei Kanzleigebühren zu entrichten. Papst Pius X. hebt alle früher den Rittern der Milizia Aurata verliehenen Rechte betreffend den Adelstitel oder den Titel eines römischen Grafen auf, die nicht schon nach dem Ordensreformbreve Papst Gregor XVI. vom 31. Oktober 1841 beseitigt sind. Das Breve wendet sich sodann dem „Orden der Heerschaar Jesu Christi" zu, der 1317 nach dem Sturze des Templerordens von Dionys I., Königs von Portugal und Algarve, auf Rath und mit Zustimmung Papst Johann XXII. gestiftet worden ist. Diesen Orden erhebt der Hl. Vater zum obersten aller päpstlichen Orden. Er soll nur eine Klasse haben und seine Mitglieder sind als Ritter zu bezeichnen. Dieser Orden wird unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau von der Unbefleckten Empfängniß gestellt. Das Breve setzt auf's Genaueste die Abzeichen fest, die jedem dieser Orden zukommen, sowie die Ordenstracht.

Dem Kollegium der Südamerikaner in Rom hat Pius X. den Titel eines „päpstlichen" Kollegs verliehen und die Direktion für alle Zeiten den Vätern der Gesellschaft Jesu anvertraut. Dies Kollegium wurde bereits von Pius IX. gegründet, und sein prächtiges Gebäude in den Prati di Castello am Tiber wurde unter Leo XIII. eingeweiht. Der gleiche Papst ernannte den spanischen Kapuziner-Kardinal Vives y Tuto zum Protektor des Kollegiums, welches allen Klerikern Süd- und Mittelamerikas sowie Mexikos offensteht. Die größte Anzahl der Alumnen liefert Mexiko, dann folgt Brasilien.

Vor dem im August stattfindenden internationalen Kongreß für Kirchen-

musik zu Straßburg i. E. soll eine ähnliche Versammlung in den Tagen des 6., 7. und 8. Juni in der Hauptstadt Piemonts, in Turin, abgehalten werden. An derselben werden auch hervorragende Kenner und Förderer des gregorianischen Chorals theilnehmen.

Am 28. Februar fand in der Kirche von St. Antonio die ergreifende Abschiedsfeier für siebzehn nach China abgehende Missionäre aus dem Franziskanerorden statt. Die Feier begann mit einem Hochamt. Nach dem Evangelium bestieg Pater Brunetti die Kanzel und hielt eine tief ergreifende Abschiedsrede an die 17 jungen Priester, welche sichtlich ergriffen den Worten des Redners folgten. Dieser stellte ihnen die ganze Schwere ihres Berufes vor und den gewaltigen Kampf, in welchem das Kruzifix ihre einzige Waffe ist. Anderseits aber wies er auch auf die großartigen Erfolge der Franziskaner-Missionen hin und stellte ihnen die Heroen derselben als leuchtende Vorbilder vor Augen. Nach Beendigung des Hochamtes trat der Pater General vor den Altar und hielt eine lateinische Abschiedsrede. Als er die Abreisenden gesegnet und ihnen das Kruzifix, welches Tags vorher der Papst in einer besonderen Abschiedsaudienz gegeben, in die Hand gedrückt hatte, knieten sie nieder und sprachen gemeinsam vor dem Altar die Formel, mit der sie sich Gott und der allerseligsten Jungfrau weihten. Während dessen hatte sich die ganze Kommunität in zwei langen Reihen durch das ganze Schiff der Kirche bis zur Thüre aufgestellt. Und nun begann der letzte Abschied. Die Abreisenden umarmten alle und mit Thränen in den Augen verließen sie die Kirche, wo sie die Wagen bestiegen, welche sie zum Bahnhof brachten.

Das Resultat der letzten Volkszählung in Rom ist, was die Religion betrifft, Folgendes: Von den 462,783 Seelen, die die Bevölkerung zählte, waren: Katholisch 432,394 oder 94 Prozent; Israelitisch 7121 oder 1,5 Prozent; Protestantisch 5993 oder 1,1 Prozent; andere Religionen 38; ohne Religion waren 2689 oder 0,6 Prozent. Aus dieser Aufstellung geht besonders hervor, daß die protestantische Propaganda trotz aller Anstrengungen nichts erreicht. 1871, als die Bewegung kaum begonnen hatte, zählten die Protestanten 4000, in dreißig Jahren hat also ihre Zahl kaum um 2000 zugenommen, ein klägliches Resultat, wenn man bedenkt, welche ungeheuren Mittel den protestantischen Missionen zur Verfügung stehen. Italien und die andern romanischen Länder sind übrigens kein geeigneter Boden für den Protestantismus; diese Völker werden entweder katholisch sein oder — atheistisch.

Katholischer Mädchenschutz in Italien ist durch Beschluß Papst Pius X. dem Protektorate Sr. Eminenz Kardinal Kopp unterstellt. Deutsche Heime, geleitet von deutschen (grauen) Schwestern der hl. Elisabeth für Mädchen deutscher Zunge, in denen billige Unterkunft gewährt wird, bestehen in Mailand, Genua, Florenz, Rom, Neapel, sowie in Venedig und Palermo.

Der Herzog von Norfolk, England, hat aus eigenen Mitteln in Rom ein Hospital ausstatten lassen, welches allen englischredenden Einwohnern Roms zu Gebote stehen wird. Englischen Schwestern der Gesellschaft Mariens ist die Leitung desselben übergeben.

Nachdem mit den Reparaturen an der St. Markus Kirche zu Venedig begonnen, zeigt sich, daß es hierzu höchste Zeit war. Der Grundstein der Statue des hl. Alipio hat fast gar keine Verbindung mehr mit dem Hauptbau und neigt sich in einem solchen Winkel, daß die alte Sonnenuhr die Zeit nicht mehr richtig anzeigt. Die Uhr, die in dem Mineret steht, ist auch nicht mehr in der richtigen Lage und geht deshalb nicht mehr. Diese Schäden werden ausgebessert und dann werden die Fundamente verstärkt und die Mauern des Baues gerade gerichtet werden.

Am 28. April starb zu Rom Kardinal Andreas Ajuti in seinem 55. Lebensjahre. Er wurde Kardinal im Juni 1903.

Am 5. April verschied zu Rom der Generalabt der regulirten lateranensischen Kanoniker vom Allerheiligsten Erlöser, P. Ludwig Sartini.

Im März starb der hochverdiente General der Maristengesellschaft, P. Antonio Martin, in seinem 83. Lebensjahre.

Deutschland. — Die diesjährige Konferenz der preußischen Bischöfe findet während des Bonifaziusjubiläums statt, das vom 4. bis 11. Juni gefeiert wird. Wir möchten die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken auf den interessanten Artikel, welcher in diesem Hefte steht.

Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz (Freiburg, Limburg, Fulda, Rottenburg, Mainz) haben ein gemeinsames Hirtenschreiben erlassen, in welchem sie ihre Diözesanen zum Kampfe gegen den Alkoholismus durch Förderung der Mäßigkeitsbewegung aufrufen.

In Trier ist ein katholischer Mäßigkeitsbund in's Leben gerufen worden, um dem Mißbrauch geistiger Getränke entgegenzuarbeiten.

Zum Bischof von Speyer als Nachfolger des verstorbenen Bischofs Joseph v. Ehrler ist der hochw. Domdechant Konrad Busch ernannt worden. Er steht im 58. Lebensjahre.

Im Bericht des Jahres 1887—1888 besuchten 4581 protestantische Theologiestudirende die deutschen Universitäten, jetzt ist die Zahl auf 2136 herabgesunken. In diesem Jahre studiren 1701 Katholiken Theologie an denselben Universitäten; rechnet man noch hinzu die 552 Studenten an den sechs bayerischen Lyzeen, sowie die Seminaristen in Pelplin, Posen, Paderborn, Fulda, Trier und Mainz, so dürfte sich die Zahl auf 3000 belaufen, trotzdem die Katholiken nur etwas über ein Drittel der Bevölkerung ausmachen.

In Oberammergau wird diesen Sommer das religiöse Volksschauspiel „Die Kreuzesschule" aufgeführt. Dasselbe gelangte daselbst zum letzten Male vor 30 Jahren zur Aufführung. Die Dichtung behandelt das Leben des Königs David in dramatischer Form, während das Leben Jesu in lebenden Bildern vorgeführt wird. Die erste Aufführung findet am 4. Juni statt, die letzte am 17. Dezember. Im Ganzen wird das Stück 18 Mal gegeben. Fünfhundert Personen wirken darin mit. Die eigentlichen Passionsspiele werden nur alle 10 Jahre wiederholt, zuerst wieder 1910.

Einer der ältesten Priester der Diözese Würzburg, hochw. Sebastian Waldhäuser, ist am 18. März in Obernau im 85 Lebensjahre gestorben. — In Süd-Brasilien starb P. Mathias Pfluger, S. J., Vikar von San Salvador, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben. Er stand im 78. Lebensjahre. — In Erbach, Württemberg, starb der hochw. Pfarrer Lorenz Eisenbacher, ein großer Wohlthäter seiner Gemeinde. — Am 14. April starb plötzlich in Westrhauderfehn bei Papenburg der hochw. Pfarrer Wilhelm Bröker im 78. Lebensjahre. — Der hochw. Dechant Alexander Ethofer verschied am 8. April zu Probstdorf im 72. Lebensjahre. — Am 10. April entschlief der hochw. J. P. W. Aschenbroich, emeritirter Pfarrer und Kaplan der Karmeliterinen zu Aachen, in seinem 59. Lebensjahre. — Am 24. April starb zu Geistingen der hochw. Pfarrer Franz Ritsch in seinem 65. Lebensjahre. — Zu Kallmerode im Eichsfeld verschied am 25. April der hochw. Pfarrer und Dechant Dunkelberg im Alter von 66 Jahren. — Am 28. April entschlief zu Ameln (Kreis Jülich) der hochw. Pfarrer Joh. Wilh. Breuer im 79. Lebensjahre und im 53. Jahre seines Priesterthums. — Am 15. März verschied in Bonn Prof. Dr. Hermann Hüffer,

75 Jahre alt. Er war seit 1853 als Professor der Rechtswissenschaft an der Bonner Universität thätig. Durch seine vielen Arbeiten in dieser Richtung, sowie durch seine Forschungsarbeiten auf dem Gebiete des Kirchenrechts und der Geschichte, und auch durch seine gediegenen Leistungen in der deutschen Literaturgeschichte hat der Verstorbene sich einen ehrenvollen Namen erworben.

Luxemburg. — Am 25. Februar starb in Luxemburg der durch seine volksthümlichen Schriften auf dem Gebiete der Erzählung wohlbekannte Pater Joseph Spillmann, S. J., in seinem 63. Lebensjahre.

Oesterreich-Ungarn. — Ueber die schon seit einiger Zeit in verschiedenen Ländern sich geltend machende „Los von Rom"-Bewegung hat der Hl. Vater, Papst Pius X., erst kürzlich ein Schreiben an den Kardinal Gruscha und den gesammten österreichischen Episkopat gerichtet, worin er seinem tiefen Bedauern über den auffallenden Abfall, besonders auch von Studenten, unverhohlenen Ausdruck gibt und deshalb um so mehr zum widerstandskräftigen Kampfe auffordert, damit — wie er sich wörtlich ausdrückt — „diese so herrliche Nation, welcher in der Geschichte der katholischen Religion so glänzendes Lob gebührt, mit Gottes Hilfe katholisch bleibe!" Es ist leider sehr traurig, daß die thatsächlichen Verhältnisse einer früher als unwandelbar katholisch geltenden Nation eine derartige Mahnung überhaupt nöthig machen.

Neulich berichteten Wiener Tageblätter den Austritt von 4443 aus der katholischen Kirche innerhalb dreier Monate. Als man nun der Sache auf den Grund ging wurde aus 4443 — 605, ein kleiner Unterschied. Traurig genug, daß so viele aus den nichtigsten Gründen der Kirche untreu werden!

Zum Abte von Kremsmünster wurde am 27. April der hochw. P. Leander Czerny erwählt. Er steht in seinem 46. Lebensjahre und ist Priester seit 1886.

Im Alter von 82 Jahren starb der Abt des Benediktinerstiftes Michaelbeuern, Friedrich Königsberger, am 30. März. — Am 21. April starb zu Aigen der hochw. Pfarrer Theodor Mayr im 56. Lebensjahre.

Frankreich. — Am 22. April nahm die französische Kammer den entscheidenden Artikel des Trennungsgesetzes mit 500 gegen 44 Stimmen an. Damit ist die Trennung der Kirche vom Staate besiegelt und nachdem das Gesetz in Kraft getreten ist, fangen die Leiden der katholischen Kirche an. Nun seit Jahren hat die Braut Christi gelitten, doch dann hat dieselbe in Frankreich ihre historische Zusammengehörigkeit verloren und ihr Stand wird den der Vereinigten Staaten ähnlich, der leider kein idealer noch gefahrloser ist. In Frankreich gibt es leider keine großen Männer vom Schlage Reichensperger, v. Mallinckrodt, v. Schorlemer und Windhorst, die mannhaft für die Rechte der Kirche eingetreten sind. Armes Frankreich!

In der „Croix du Nord", einem der nach Hunderten zählenden, provinziellen Ableger des bekannten Assumptionistenblattes „La Croix", macht der Kanonikus Jaspar über einen Empfang, den ihm Papst Pius X. am 19. April gewährt hat, folgende interessante Mittheilungen. Als die Rede auf die Lage der katholischen Kirche in Frankreich kam, sagte der Papst: „Fürchtet nichts! Habt Muth und Vertrauen! Da der göttliche Meister eine streitende Kirche gründen wollte, muß man immer zu kämpfen bereit sein. Der Kampf ist zweifellos eine Störung der Ordnung durch die, die ihn hervorrufen und liefern. Aber es ist für die Angegriffenen durchaus logisch und angemessen, Widerstand zu leisten." Als Jaspar bemerkte: „Wir werden doch wohl darüber von unseren Bischöfen Weisungen erhalten, die ihnen selbst vom Hl. Vater zugehen," entgegnete der Papst: „Gewiß, ich werde zu geeigneter Zeit sprechen, sobald man uns zwingt, uns unserer Waffen zu bedienen. Nichts nöthigt uns dagegen, unsern Gegnern unsere Waffen vorher zu zeigen; denn

sie könnten sie sonst gegen uns mißbrauchen. Ich wiederhole, daß ich zu passender Stunde ohne Zögern handeln werde. Bis dahin ist es besser, daß unsere Verfolger unsere Pläne nicht kennen. Ich habe diese Pläne übrigens noch Niemand bekannt gegeben." Jaspar schließt seinen Bericht: „Meine beiden Begleiter waren wie ich von dem klaren und entschlossenen Blick des Papstes überrascht, als er diese Erklärungen mit besonderer Betonung abgab."

Belgien. — Am 24. Februar erließ der Hl. Vater an den Erzbischof von Mecheln, Kardinal Goosens, ein Schreiben des Inhaltes, daß die beiden Priester Daens und Fonteyne, welche mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache machten und ihren Bischöfen den Gehorsam verweigerten, unberufener Weise sich auf die päpstliche Autorität zu stützen vorgeben: der Papst verurtheile ihre Handlungsweise.

Holland. — Die Zahl der Uebertritte zur katholischen Kirche in Holland überstieg in der Diözese Haarlem während der letzten Jahre 500 Personen jährlich. Dagegen konvertirten in der Diözese Breda von 1893 bis 1903 im Ganzen nur 287 Personen. Im Allgemeinen müßte die katholische Bevölkerung Hollands numerisch viel rascher wachsen, wenn nur die natürliche Vermehrung und die Konversionen in Betracht kämen. Wenn trotzdem das numerische Verhältniß der beiden großen Konfessionen in Holland ungefähr dasselbe bleibt, so liegt der Grund hiervon in den gemischten Ehen.

Spanien. — Im Palais des Erzbischofs von Madrid, Alcalá, versammelten sich am 18. April über 600 Damen, Angehörige der Pfarrkommittees, welche Sammlungen für eine der Mutter Gottes von Saragossa zu weihende Krone veranstaltet haben. Gleichzeitig fand eine Besprechung der Frauenwallfahrt nach Saragossa statt, bei welcher das Geschenk überbracht werden soll. Allein aus Madrid und Umgegend sind bereits gegen 5000 Frauen zu dieser Wallfahrt angemeldet. Die Frauen Saragossas haben schon 4—5000 Quartiere für ihre Schwestern aus der Hauptstadt vorbereitet.

Portugal. — Die Zentrumspresse Portugals, obwohl bescheiden, entwickelt sich immer mehr. Die „Palavra" in Oporto überflügelt jetzt schon an Abonnentenzahl, Größe und Gediegenheit alle übrigen dortigen Tagesblätter. Am 27., 28. und 29. April fand eine Konferenz aller Redakteure und Mitarbeiter der katholischen Blätter in Lissabon statt. Der Eröffnungs- und Schlußsitzung wohnten der Patriarch, der apostolische Nunzius und andere dort weilende Prälaten und Katholikenführer bei. Hoffentlich wird hierdurch die mangelnde Einheitlichkeit der Bestrebungen und so ein viel größerer Einfluß erreicht. — Ueberall in katholischen Kreisen hat die Schwäche, mit welcher der Bischof von Bragança, dem Drängen einflußreicher Politiker nachgebend, sein Seminar unbotmäßigen und darum ausgewiesenen Seminaristen wieder eröffnet hat, ohne daß diese irgend welche Genugthuung geleistet hätten, einen betrübenden Eindruck gemacht.

Schweiz. — Wie dem Luzerner „Vaterland" aus Bern geschrieben wird, hatte das Kommittee der katholischen Faktion der Bundesversammlung kürzlich eine Audienz bei Herrn Bundespräsident Ruchet, um das Begehren vorzutragen, es solle zu der im Mai stattfindenden internationalen Arbeiterschutzkonferenz auch der hl. Stuhl in Würdigung seiner moralischen Weltstellung eingeladen werden, eine Pflicht der Etiquette und der Gerechtigkeit, welche der Bundesrath unterlassen hat. Die Antwort des Präsidenten lautet **verneinend.**

Aus der Schweiz hat die Bundesbehörde die Genossenschaft der Franziskaner-Missionarinen und die Genossenschaft der Franziskaner-Tertiarbrüder aus Waldbreitbach vertrieben.

Das Institut der Barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuz in Ingenbohl [illegible] im In- und Auslande 808 Anstalten mit 4149 Profeßschwestern.

In acht Provinzen sind thätig: Schweiz 337 Anstalten, Ober-Oesterreich 122 Anstalten, Baden-Hohenzollern 148 Anstalten, Böhmen 55 Anstalten, Steiermark 44 Anstalten, Mähren 38 Anstalten, Tirol-Vorarlberg 36 Anstalten, Slavonien 23 Anstalten.

In Altdorf, Schweiz, starb der wohlverdiente Kapuzinerpater Kasimir Christin im 59. Jahre seines Lebens.

Dänemark. — Am 24. April starb zu Aalborg in Dänemark der hochw. Andreas Johansen von Kopenhagen in seinem 54. Lebensjahre.

Großbritannien. — Die Seligsprechung von 463 irländischen Martyrern soll noch in diesem Jahre an einem und demselben Tage mit großartigen Feierlichkeiten vorgenommen werden. Die Zahl der Irländer, die in den zwei Jahrhunderten der schrecklichen Verfolgung der katholischen Kirche in Irland als Blutzeugen gestorben sind, zählt nach Tausenden. Der Hl. Vater nimmt ein großes Interesse an dieser Seligsprechung, und versicherte den Irländern, er werde persönlich ihre Bitte dem Kardinalpräfekten der Ritenkongregation vortragen, damit keine unnöthige Zögerung eintrete.

Das britische Unterhaus hat die Vorlage zur Errichtung einer katholischen Universität in Irland mit 263 gegen 104 abgelehnt.

In England wurde eine „Catholic Record Society" gegründet zum Zwecke, Tauf-, Heiraths- und Todtenscheine und ähnliche Dokumente seit der Zeit der Reformation bis auf unsere Tage, die in England und Wales zerstreut liegen, zu sammeln oder abzuschreiben und im Drucke erscheinen zu lassen. Die höchsten Würdenträger des Landes und gelehrte Laien sind Mitglieder des Vereins.

Rußland. — Der russische Minister des Innern erließ für Polen und Lithauen für die katholische Kirche zahlreiche wesentliche Erleichterungen, besonders hinsichtlich der bisherigen strengen Ueberwachung der Geistlichen und der Einschränkung der Prozessionen und Kirchenbauten.

Türkei. — Ende 1904 gab es in der türkischen Hauptstadt Konstantinopel rund 44,630 römische Katholiken. Seit 50 Jahren hat sich die katholische Bevölkerung um 13,630 Seelen vergrößert, also durchschnittlich etwa um 272 das Jahr. Zieht man die gewöhnlich angegebene Bevölkerungszahl von 1 Million für Konstantinopel in Betracht, so ist die Anzahl der Katholiken nur von einer geringen Bedeutung.

Japan. — In den „Katholischen Missionen" lesen wir, daß sechs katholische Militärkapläne im japanesischen Heere sind. Ein japanischer Priester, der unter die Fahne gerufen wurde, erhielt einen Platz unter den Ambulanzen, wo er sein priesterliches Amt ausüben kann. Ferner meldet eine Missionsschwester: vor ihrem Abgang in's Feld kam eine Reihe junger katholischer Soldaten in die Mission, um noch einmal zu beichten und zu kommuniziren, sowie die Schwestern um Skapuliere und Medaillen zu bitten.

Missionen. — Die Total-Einnahmen für den amerikanischen Zweig des hl. Kindheit Jesu-Vereins für das Jahr vom 1. Mai 1904 bis 1. März 1905 betrugen die schöne Summe von $33,490 gegen $16,000 im Jahre 1897. Der Kindheit Jesu-Verein unterhält 215 Missionen, welche zum Unterhalte der katholischen Indianerschulen in diesem Lande jährlich $4000 beisteuern.

Pius X. empfing kürzlich den Bischof Latty von Chalons sowie den syrisch-sorianischen Apostolischen Vikar von Ernaculam (Malabar, Asien), Titularbischof Louis Pareparambil von Tium. Dieses Apostolische Vikariat wurde nebst den beiden anderen syro-sorianischen von Changanachery und Trichoor von Leo XIII. errichtet und zählt: 133 Weltpriester, 87 Kirchen und Kapellen, 2 Ordensniederlassungen, 3 Konvikte, 1 höhere und 146 Elementar-

schulen mit 8894 Schülern sowie 80,990 Gläubige. Die gesammte syrisch-sorianische Bevölkerung Malabars besteht aus 262,650 Köpfen.

Auf Einladung des Häuptlings Nyrimayck, der Anführer eines der größten Eskimo-Stämme, wird nächster Zeit hochw. Tarquetil, ein kanadischer Missionär, eine Reise in das eisige Eskimo-Gebiet unternehmen, um diesen armen Leuten das Licht des wahren Glaubens zu bringen.

In den deutschen Schutzgebieten Afrikas und naheliegender Inseln arbeiten am Heile der Seelen 12 Missionsgesellschaften in 148 Haupt- und zahlreichen Nebenstationen. Das Missionspersonal bilden 266 Priester, 188 Brüder, 200 Schwestern und 586 eingeborene Katecheten. Der Afrikaverein deutscher Katholiken bewilligte eine Summe Geldes für die Vorarbeiten zur Gründung einer von den Missionsgesellschaften herauszugebenden wissenschaftlichen Zeitschrift, welche Arbeiten der Missionäre über Länder- und Völkerkunde, über Kulturgeschichte und Sprachwissenschaft u. s. w. veröffentlichen soll.

Zwei Priester, vier Laienbrüder und mehrere Klosterfrauen haben sich nach den Bismarck-Inseln im Stillen Meere begeben, um die Stelle der zehn im letzten August ermordeten Missionäre einzunehmen.

Msgr. Maria Joseph Cuaz, der Apostolische Vikar von Laos, im nördlichen Hinterindien, zwischen China und Tonking, Birma und Siam, hat ein Wörterbuch der Sprachen jenes Landes mit französischer Uebersetzung herausgegeben, das er jüngst in Hongkong drucken ließ. In der Vorrede sagt Msgr. Cuaz, daß die Thai-Lao-Sprache im ganzen Gebiete des Mekong-Stromes, in fünf großen Provinzen, gesprochen wird.

Zum Nachfolger des hochwst. Bischofs von Pekin, Msgr. Favier, wurde sein Koadjutor Stanislaus Jarlin installirt.

Zum neuen Apostolischen Vikar von Honang in China wurde der hochw. Don Angelo Cattaneo, Mitglied des Missionsinstitutes von S. Calocero in Mailand ernannt.

Im Seminar Rue de Bac, Paris, der Missionsgesellschaft studiren augenblicklich 340 Jünglinge, welche später als Missionäre in die Heidenländer ziehen. Seit 1840 sind über 2000 Priester aus dieser Anstalt hervorgegangen. Aus diesen erlitten 77 den Martyrertod.

Die Neugründungen der Salesianer 1904 werden in dem neuesten Hefte der Salesianischen Nachrichten von dem Ordensoberen Don Rua übersichtlich zusammengestellt. Nicht nur in den romanischen Ländern, sondern auch in anderen hat das Werk Don Boskos sich als überaus lebenskräftig und zeitgemäß erwiesen und vorwärts gestrebt. In Italien sind Oratorien gegründet worden zu Pisa, Livorno (je ein zweites), zu Bari (ein drittes) und Schio. An letzterem Orte wurde auch ein Noviziat eröffnet. Theologische Kurse für die Priesterkandidaten der Gesellschaft wurden zu Foglizzo Canavese und in San Gregorio bei Catania errichtet. In Potenza übernahmen die Salesianer die Leitung des Kleinen Seminars und eröffneten zugleich ein Oratorium. In London war zu verzeichnen die Gründung eines Oratoriums, die Uebernahme einer Pfarrei und die Eröffnung eines Missionshauses für die eingewanderten Polen. In Belgien und Spanien wurden zwei neue theologische Kurse eingerichtet. In Oesterreich wurde das zweite salesianische Haus in Galizien (zu Daszawa) eröffnet. In Konstantinopel wurde ebenfalls ein salesianisches Haus gegründet. In Jerusalem trat eine neue Schule in's Leben. Die südlichen Staaten von Amerika, die ein Hauptwirkungsfeld der Salesianer sind, sahen 1904 Neugründungen von Kirchen, Kapellen, Hospizien, Handwerker- und landwirthschaftlichen Schulen in großer Zahl bis zu der

Südspitze des Feuerlandes. Die Maria-Hilfschwestern (Salesianerinen) gründeten in allen vorgenannten Gebieten wie auch in Mittelamerika (Mexiko) Bewahr-Gemeindeschulen für Mädchen, Asyle, Lazarette. Zur Zeit sind Schwestern unterwegs nach Kolumbien, um daselbst die Leitung eines Aussätzigenspitals zu übernehmen.

In dem heißen Klima Tahitis, Ozeanien, starb am 4. März der hochwst. Bischof von Setif, P. Joseph Eich, Mitglied der Picpus Gesellschaft, im Alter von 60 Jahren.

Nachdem er seit drei Jahren seinen Bischofssitz inne hatte starb Bischof Ludwig Dartois, Apostolischer Vikar von Dahomey, in seinem 44. Lebensjahre.

Kolumbien. — Die Republik von Kolumbien hat sich als ein guter katholischer Staat erwiesen. Gelegentlich des Namenstages des Hl. Vaters veranstaltete der Präsident der Republik, General Reyes, ein Festmahl, an welchem sämmtliche Parlamentsmitglieder und Minister theilnahmen und bei welchem der Präsident einen Trinkspruch auf den Papst ausbrachte und öffentlich dem apostolischen Delegaten Ragonesi dankte für dessen der Eintracht und dem inneren Frieden Kolumbiens geleisteten Dienste. In einem langen Telegramme theilte General Reyes dem Hl. Vater dies mit und drückte demselben seine größte Dankbarkeit für die wahrhaft „evangelische Handlungsweise" seines Delegaten aus.

Chili. — Die Logen in Chili bieten jetzt alle ihre Kräfte auf, um den katholischen Unterricht zu hintertreiben. Die christlichen Schulbrüder aus Frankreich waren in Süd-Amerika sehr willkommen. Der Bischof von Kolumbia verlangte für seine Diözese allein 800. Jetzt hat die chilenische Regierung die Schließung aller christlichen Schulen befohlen. Die Katholiken jedoch sind gut organisirt, haben eine tüchtige Presse und kennen die heimtückischen Streiche, womit die Loge gewohnt ist, gegen die Religion und ihre Diener aufzutreten. Wer seinen Feind kennt, ist doppelt stark.

Nikaragua. — Der Kongreß von Nikaragua hat ein Gesetz betreffs Trennung von Kirche und Staat angenommen. Dasselbe bestimmt auch ein Erziehungswesen, ähnlich dem der Freischulen in Nord-Amerika. Die Klöster sollen aufgehoben werden und kirchliche Vereinigungen jeglicher Art sind verboten.. Dieses Gesetz hat ein bitteres Gefühl im Staate erregt und mag eine weitere Revolution im Gefolge haben. Waffenvorräthe, die zu diesem Zwecke von Gegnern der jetzigen Regierung importirt wurden, sind konfiszirt worden.

Mexiko. — Zum apostolischen Delegaten für Mexiko ist der Bischof der Diözese Todie in Umbrien, Msgr. Joseph Ridolfi, ernannt worden. Der neue apostolische Delegat steht im 47. Lebensjahre. Geboren ist Msgr. Ridolfi am 20. Februar 1859 zu Porto Recanati in der Diözese Recanati. Bischof von Todie ist er seit dem 29. November 1895.

Canada. — In ganz Canada hat die Schulfrage das größte Interesse erweckt, seitdem der große Nordwesten in neue Provinzen eingetheilt werden soll. Die Vorlage liegt jetzt dem canadischen Parlamente vor und dies hat sich mit der großen Mehrheit von 81 Stimmen auf die Seite der Regierung gestellt, welche katholische Kirchenschulen in den beiden neuen Provinzen des Nordwestens begünstigt. Bei der Berathung über die Verfassung der beiden neuen Provinzen spielt die Frage der konfessionellen Schulen eine große Rolle, da eine hierauf bezügliche Bestimmung in die Verfassung aufgenommen werden soll.

Der sehr verdienstvolle Herr Jules P. Tardivel, Redakteur des katholischen Wochenblattes „La Verité" von Quebec, Canada, starb nach langer anstrengender Arbeit.

Philippinen. — Der hochw. Eduard Vattmann, lange Jahre Regiments-kaplan, ist Hilfs-Superintendent der in den Vereinigten Staaten studirenden Filipino-Jünglinge geworden.

Zum Visitator der Niederlassungen der Kongregation der Missionspriester auf den Philippinen wurde hochw. Patrick H. McHale, Rektor des St. Johannes Kollegiums in Brooklyn, ernannt.

Die Frage der Klosterländereien auf den Philippinen geht einer baldigen Erledigung entgegen. In einer Konferenz zwischen Sekretär Taft und Francisco Guterrer, dem Vertreter des Dominikaner-Ordens, wurde beschlossen, die Entscheidung über den noch in Frage stehenden Besitz dreier großer Landkomplexe, dem Insular-Obergerichte zu überlassen. Das betreffende Land umfaßt 140,000 Acker, hat einen Werth von $2,500,000, und wird von der St. Thomas Universität beansprucht.

Ueber „Seelsorge" (?) nach „amerikanisch-katholischen" Rezepten berichtet das „St. Josephs Blatt": „Nach einem eben von den Philippinen zurückgekehrten Reisenden sind allein in der Erzdiözese Manila 60 Pfarreien ohne Priester, während in der Stadt Manila 80 fähige spanische Friars (Mönche) ohne Anstellung sind. Um die amerikanische Administration nicht zu verletzen, werden denselben keine Pfarreien übertragen. (!!) Der Indifferentismus muß in den vielen hirtenlosen Gemeinden mächtig um sich greifen, und diese müssen eine Beute der Sekten werden, die, mit vielen Geldmitteln ausgerüstet, auf den Inseln um Anhänger werben. Die Freundschaft mit der amerikanischen Administration muß von der katholischen Kirche theuer bezahlt werden!"

Vereinigte Staaten. — Die Vorbereitungen für das goldene Jubiläum des Zentral-Vereins, welches in Cincinnati stattfindet, werden mit großem Eifer betrieben. Hoffentlich werden die deutschen Katholiken der Vereinigten Staaten sich mit Begeisterung an dieser Feier betheiligen. Der Verein verdient die kräftigste Unterstützung in diesem Unternehmen, hauptsächlich wegen seines energischen Eintretens für die katholischen Anliegen. Neben und mit der Föderation der katholischen Vereinigungen hat sich dieser Bund für die katholischen Deutschen die größten Verdienste erworben.

Wie man meldet, kommt der in Rom residirende Erzbischof von Attalia, Msgr. Franz Albin Symon, nach den Vereinigten Staaten, um die Lage der katholischen Polen zu untersuchen.

Der Auditor der päpstlichen Delegatur in Washington, Msgr. F. Marchetti, ist nach Rom abberufen worden.

Ein Heim für alte Priester soll in der Erzdiözese St. Louis, Mo., errichtet werden und ist im Kreisgericht dafür eine Gesellschaft inkorporirt worden. Der verstorbene hochw. Thomas Moran hatte ein Kapital zur Gründung des Altenheims für Priester an die Erzdiözese vermacht und die inkorporirte Gesellschaft wird das Vermächtniß verwalten.

Die Oblaten-Väter haben direkt der katholischen Universität in Washington gegenüber ein Grundstück gekauft und werden auf demselben diesen Sommer ein Studienhaus für Mitglieder ihres Ordens errichten.

Die jährliche Konferenz des Verbandes der katholischen Kollegien und Universitäten Amerikas, sowie der Vertreter der katholischen Pfarrschulen, wird am 11., 12. und 13. Juli in der Stadt New York abgehalten werden. Vorsitzender des Lokal-Kommittees ist Msgr. M. J. Lavelle.

Präsident Roosevelt hat hochw. Edward J. Rengel aus der Diözese Buffalo zum Armeekaplan ernannt.

Die Verwalter (Trustees) der katholischen Universität zu Washing-

ton ernannten Herrn Michael Jenkins von Baltimore zum Schatzmeister der Anstalt. Im Monat Juni soll ein vollständiger Bericht über die finanzielle Lage veröffentlicht werden.

Auf Wunsch des hochwst. Erzbischofs H. Moeller von Cincinnati, O., haben die Franziskanerbrüder eine Bewahranstalt für verwahrloste Knaben unter dem Titel "St. Vincent Charity Home for Boys" an der Bank und Baymiller Str., Cincinnati, O., begonnen. Dieses Institut verdient die reichste Unterstützung.

Am 14. Mai fand die feierliche Palliumsverleihung an den hochwst. Erzbischof J. J. Glennon von St. Louis, Mo., statt.

Todtentafel. — In das fromme Gebet der Leser bitten wir alle während des verflossenen Monats verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft einzuschließen. Wir empfehlen in ihr Gebet auch alle dahingeschiedenen Priester und Ordensleute. Von den Priestern starben: Hochw. John J. Kiely, S. J., am 15. April zu St. Louis, Mo.; hochw. Bern. J. Hayden, von Solomon City, Kans., zu Leavenworth, Kans.; hochw. C. P. Fox, O. M. I., am 1. März zu Lowell, Mass.; hochw. James A. Smith, zu New York, N. Y.; hochw. Patrick F. McNulty, am 7. April zu Philadelphia, Pa.; hochw. S. A. Mitchell, am 11. April zu Laurel Springs, N. J.; hochw. Leopold Van Gorp, S. J., Indianer-Missionär, am 11. April zu St. Ignatius, Mont.; hochw. William H. Sumner, S. J., am 15. April zu Baltimore, Md.; hochw. John B. Nagle, S. J., am 19. April im St. Josephs Hospital zu Philadelphia, Pa.; hochw. Johann Hermeling, am 14. April zu Starr, S. D.; hochw. Augustin Bohn, von der Diözese Peoria, im April zu Boise, Idaho; hochw. H. F. Kinnerny, im April zu Pawtucket, R. J.; hochw. P. D. Stone, im April zu Chicopan Falls, Mass.; hochw. Miles W. Tobyn, am 21. April zu St. Louis, Mo.; hochw. J. Forget Despatis, O. M. I., früher in San Antonio, Tex., thätig, am 10. April zu Montreal, Can.; hochw. Jos. M. Quatman, am 26. April zu Cincinnati, O.; hochw. Ignatius Sagerer, am 22. April zu Burkhart, O.; hochw. Michael A. Bruton, am 20. April zu Chicago, Ill.; hochw. Daniel M. Costelloe, Ende April zu Lexington, Mo.; hochw. Henry Lynch, im April zu Dansbury, Conn.; hochw. P. Maurus Brink, O. F. M., am 30. April zu San Francisco, Cal.; hochw. J. B. Kelly, am 28. April zu New Albany, Ind.; hochw. J. M. Ryan, am 11. April zu Kansas City, Mo.; hochw. P. J. Cooney, C. S. C., am 7. Mai zu Notre Dame, Ind.; hochw. P. Anaklet di Angelis, O. F. M., am 3. Mai, verunglückt zu New Castle, Pa.; hochw. Ferd. Koerdt, von der Diözese Fort Wayne, am 6. Mai zu Los Angeles, Cal.; hochw. Ed. Tuohy, Passionist, früher in den Vereinigten Staaten, im April zu Buenos Ayres, Arg.; hochw. P. Kelleher, am 6. Mai zu Louisville, Ky.

— Ein edelmüthiger Mensch sieht den Neid, erwartet Undank, folgt aber seinem Gewissen und seiner Großmuth.

— In Christo ging eine wundervolle Vereinigung der Gottheit und Menschheit vor, nicht wie die der Flüssigkeiten, die mit einander verbunden, in einander verwandelt werden, sondern eine Vereinigung, wie die Seele mit dem Leibe, aus der ein vernünftiges Wesen, der Mensch, gebildet wird. Es ist also Christus ein wahrer Gott und Mensch aus zwei verschiedenen Naturen in einer Person. (Anastasius Sinaita.)

Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Arnheim, O., 21. IV. '05. Unsere Mutter wurde schwer krank und die Aerzte hatten wenig Hoffnung auf ihre Wiederherstellung. Ich nahm deshalb meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe und zum hl. Antonius, ließ eine hl. Messe lesen und versprach Veröffentlichung. Tausendmal Dank, sie wurde besser und konnte noch zwei Jahre bei uns bleiben. Frau K. E.

Hartwell, O., IV. '05. Dem hlsten Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Erhörung und Hilfe in drei Anliegen, welche wir im „Sendbote“ empfohlen hatten.
A. S. d. hl. Fr.

Brooklyn, N. Y., 25. IV. '05. Als meine Tochter sehr wehe Augen bekam und selbst ärztliche Hilfe nichts vermochte, nahmen wir unser Zuflucht zum hl. Joseph und zu den Armen Seelen, und versprachen drei hl. Messen und Veröffentlichung. Inniger Dank sei dem hl. Joseph und den Armen Seelen hiermit ausgesprochen, denn die Augen werden besser.
K. B.

Toledo, O., 5. IV. '05. Da unsere Tochter sehr schwer erkrankte und nach dem Urtheile des Arztes eine Operation nothwendig war, hielt ich eine neuntägige Andacht und versprach die Erhörung im „Sendbote“ bekannt zu machen. Viel tausendmal Dank, die Tochter wurde in drei Tagen wieder besser. Wir hatten unser Anliegen dem göttlichen Herzen Jesu, und die Fürbitte der lieben Mutter Gottes und der hl. Katharina, Namenspatronin unseren Tochter, anempfohlen. L. M.

Erie, Pa., 7. V. '05. In Krankheiten zu verschiedener Zeit nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, und versprach es im „Sendbote“ zu veröffentlichen, wenn ich erhört würde. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, ich bin jedesmal erhört worden. Ich bitte das göttliche Herz Jesu um Verzeihung, da ich mein Versprechen längere Zeit aus Nachlässigkeit hieraus geschoben habe. B. L.

St. Louis, Mo., 1. V. '05. Gelobt sei Jesus Christus! Ich litt furchtbare Schmerzen jedesmal, wenn ich Nahrung zu mir nahm, und da es schien, daß mir der Arzt gar keine Hilfe leisten konnte, nahmen wir unsere Zuflucht zur lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe. Wir machten eine Novene, versprachen eine hl. Messe und empfingen die hl. Kommunion, und siehe da, wir wurden alsbald erhört. Lob, Preis und Dank der lieben Mutter Gottes für so schnelle Hilfe, ebenso auch in die Erhörung in verschiedenen andern Anliegen. Gelobt und gebenedeit sei Jesus und Maria. Frau S. S.

Mt. Oliver, Pa., 7. V. '05. Als meine Schwester vor geraumer Zeit durch eine Geschwulst am Hals sehr belästigt wurde, nahm ich meine Zuflucht zum Gebete, hauptsächlich zum göttlichen Herzen Jesu. Meine Schwester wurde wiederum besser und ist nun Schwester im Orden der Dienerinen des hl. Geistes. Ich möchte hiermit meinen Dank aussprechen.
Frau S.

Brooklyn, N. Y., 3. V. '05. Mein Mann war längere Zeit hindurch außer Arbeit. In dieser Bedrängniß nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zur unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria, zur hl. Anna, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen, hielt mehrere Novenen, ließ zwei hl. Messen lesen und versprach Veröffentlichung. Gott sei Dank, mein Mann fand bald lohnende Beschäftigung. Für Erhörung in diesem An-

liegen und für viele andere möchte ich hiermit meinen öffentlichen Dank aussprechen. A. T.

Mobile, Ala., 30. IV. '05. Dank dem hl. Joseph mit dem lieben Jesukind, der hl. Anna, dem hl. Antonius und den Armen Seelen für die gnädige und schnelle Erhörung als unsere Tochter krank war. Wir versprachen einige hl. Messen und gaben Almosen worauf unser Gebet erhört wurde, wofür wir unsern besten Dank aussprechen.

J. P. u. Fam.

Menasha, Wis., 28. IV. '05. Als ich letzten Winter krank war, nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und versprach im Falle der Erhörung es im „Sendbote" veröffentlichen zu lassen. Ich wurde erhört. O. P.

Wapakoneta, O., 27. IV. '05. Schon vor längerer Zeit erkrankte meine Frau schwer und alle ärztliche Hilfe schien vergebens. Da nahm ich meine Zuflucht zu den hlsten Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius und den Armen Seelen und machte das Versprechen, mehrere hl. Messen lesen zu lassen, mehrere Rosenkränze zu beten für die Armen Seelen und es im „Sendbote" zu veröffentlichen im Falle ich erhört würde. Tausendmal Dank den hlsten Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph und Antonius und den Armen Seelen. Meine Bitte wurde erhört.

C. W.

Dixie, Perry Co., Ark., 20. IV. '05. In zwei schweren Krankheitsfällen nahm ich meine Zuflucht zur lieben Mutter Gottes und zum hlsten Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung im „Sendbote" falls ich erhört würde. Dank der lieben Mutter Gottes und dem hlsten Herzen Jesu, ich bin erhört worden!

Frau M. L.

Peake, Nebr., 10. IV. '05. Letzten Winter erkrankte unser einziger Sohn ganz schnell und gefährlich. Der Doktor erschrekte uns mit einer Operation und wir waren in großen Aengsten um ihn. Da wir arme Leute sind und schon sehr viele Auslagen für Doktor-Rechnungen hatten, so beteten wir viel zum hl. Joseph, seinen Namenspatron, und versprachen zu seinen Ehren im Monat März eine hl. Messe. Sie wurde nach dieser Meinung gelesen und der hl. Joseph hat uns aus dieser Noth befreit und der Knabe ist jetzt gesund. Er selbst verehrt seinen Namenspatron recht kindlich und betet gern zu ihm. Diesem großen Heiligen sei viel tausendmal Dank gesagt, für die auffallende Hilfe, von der ganzen Familie. S.

Kurze Danksagungen: A. H., Brooklyn, N. Y., Hilfe in Krankheit und in einem anderen Anliegen. — M. W., West Union, Minn., theilweise Erhörung in Krankheit. — L. F., St, Louis, Mo., Linderung in einem Herzleiden. — Fran B., St. Louis, Mo., glückliche Geburt. — E. H., Chicago, Ill., Genesung eines kranken Kindes. — N. N., St. Louis, Mo., Erhörung in einem besonderen Anliegen. — T. H., McIntire, Iowa, besonderes Anliegen. — A. K. W., Hoquian, Wash., besonderes Anliegen. — E. H., Quincy, Ill., schweres Anliegen. — J. W., Philadelphia, Pa., Erlangung von Arbeit. — Ph. H., Brooklyn, N. Y., Hilfe in zwei Anliegen. — L. S., Rochester, N. Y., Heilung von Appendizitis durch Fürbitte des hl. Expedit und andere Anliegen. — J. B., Chicago, Ill., besondere Angelegenheit.

Ueber eine Frauenverschwörung wird der „Neuen Bayer. Landeszeitung" aus Alsleben bei Königshofen geschrieben: Einige Frauen des Dorfes Alsleben, deren Männer immer vom Wirthshaus so spät Abschied zu nehmen pflegten, haben mit der dortigen Gemeindewirthin einen Vertrag geschlossen, laut welchem sich erstere verpflichteten, ihren Männern schon Abends 6 Uhr den Besuch des Wirthshauses zu gestatten bezw. sie dazu zu bewegen, während die Wirthin für ihren Theil sich dazu verpflichtete, Sorge tragen zu wollen, daß dieselben ihre Biersitzungen nicht länger als bis 11 Uhr ausdehnen dürfen. Am Sonntag, an dem obiger Vertrag in Kraft trat, erschien kurz nach 11 Uhr die wohlbeleibte Wirthin, bewaffnet mit Putzlappen und Kehrbesen, im Gastzimmer bei den nichtsahnenden Männern und fing, unterstützt durch einen dienstbaren Geist, das Lokal zu reinigen an. Um dem aufwirbelnden Staub den Abzug zu ermöglichen, wurden, trotz der draußen herrschenden 16 Grad Kälte und trotz allgemeinen Einspruches der Gäste Fenster und Thüren von der Wirthin geöffnet, so daß auch im Gastzimmer der Aufenthalt anfing, ungemüthlich zu werden. Schließlich blieb den Gästen nichts Anderes übrig, als sich brummend über solche Nöthigung auf den Heimweg zu begeben.

Redaktionsschluß am 17. Mai 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat Juni 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Der Herz-Jesu-Monat.

Besondere Meinungen.

1. **Donnerstag.** Himmelfahrt Christi. 274,239 Danksagungen; Weltverachtung; Wiederherstellung der Gesundheit für viele Personen; Bekehrung vieler leichtsinniger katholischer Männer und Frauen; schweres Anliegen; würdiger Empfang der Osterkommunion für viele Laue. 4)
2. **Erster Freitag.** Maria Anna de Paredes, Jungfr. (1645, Quito). 187,011 Bedrängte; Andacht im Gebete; sichere Erkenntniß des Berufes und Mittel und Wege ihm zu folgen; Mittel zur Vollendung eines Klosters; Erfolg in einem Unternehmen zu Ehren des hlsten Herzens Jesu. 1)
3. **Samstag.** Chlotilde, Wittwe, Königin (Frankreich, 543). 115,206 Kranke; Hilfe in vielen leiblichen Nöthen; Heilung mehrerer mit Fallsucht Behafteter; Wiedererlangung ausgeliehenen Geldes. 5)
4. **Sechster Sonntag nach Ostern.** Franz Caracciolo, Bek. (1605). 149,958 verstorbene Mitglieder; Liebe zu den Armen Seelen; Glück und Segen im Ehestande; ein kranker Priester; Geduld in häuslichen Widerwärtigkeiten.
5. **Montag.** Bonifazius, Bisch., Mart. (Apostel Deutschlands, 755). 35,506 Lokalbündnisse; Pflichteifer; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; die Dienstmädchen in unseren Städten; viele gemischte Ehen.
6. **Dienstag.** Norbert, Bisch., Bek. (Gründer der Prämonstratenser, 1134). 62,253 Direktoren; Eifer für Gottes Ehre; Friede und Eintracht in den Familien; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten; die Anliegen mehrerer Priester.
7. **Mittwoch.** Paul, Bisch., Mart. (350). 248,516 Beförderer; Seeleneifer; Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften; die Bekehrung der Unmäßigen; Beseitigung von Aergernissen in vielen Gemeinden.
8. **Donnerstag.** Maximin, Bisch. (2. Jahrh.). 1,452,787 Verstorbene; Bußgeist; feste Gesundheit für die Mütter; die Kinder der gemischten Ehen; die Arbeiter in den Fabriken; nach Meinung. 4)
9. **Freitag.** Primus und Felizian, Märt. (286). 217,377 Gnade der Beharrlichkeit; Demuth; Erlangung lohnender Arbeit für viele Personen; Geduld in den Leiden; besonderes Anliegen.
10. **Samstag.****) Margaretha, Wittwe, Königin (Schottland, 1093). 282,829 Jugend; kindliche Liebe zu Maria; Bekehrung mehrerer Familienväter; Hilfe in bedrängter Lage; dringende Anliegen eines Arztes; nach Meinung.
11. **Pfingstfest.** 124,043 erste Kommunion; Gaben des hl. Geistes; Erfolg in den Studien; Meidung gefährlicher Bekanntschaften; wahre Andacht der Schulkinder in Anhörung der hl. Messe.
12. **Montag.** Johann Fakundus, Bek. (O. S. A., 1479). 122,986 Eltern; gutes Beispiel; die Bekehrung der Flucher; die Kirche in Frankreich und Oesterreich; die Anliegen einer Schwesterngenossenschaft; friedliche Beilegung eines Erbschaftsstreites.
13. **Dienstag. Antonius von Padua,** Bek. (O. F. M., 1231). 150,443 Familien; häusliche Andacht; reiche Gnaden für einen neugeweihten Priester; mehrere dringende Anliegen; Verbreitung der guten Zeitungen und Bücher; nach Meinung. 6)
14. **Mittwoch.**†) Basilius, Bisch., Bek., Kirchenl. (379). 181,738 Versöhnungen; Furcht vor der Sünde; die Verbreitung katholischer Vereine; Bekehrung der Männer, die sich verbotenen und gefährlichen Gesellschaften angeschlossen haben.
15. **Donnerstag.** Germana, Jungfr. (1601). 106,553 Arbeit und Mittel; Zufriedenheit; Gründung eines Jünglings-Vereines; Heilung einiger Geistesverwirrten; die Arbeitgeber. 4)
16. **Freitag.**†) Franz Regis, Bek. (S. J., 1640). 271,214 Geistliche; Opferwilligkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien und Niederlassungen der Benediktiner; die würdige Beobachtung der kirchlichen Vorschriften.

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.

**) Vigilfasttag. †) Quatembersasttage.

17. **Samstag.***) Avitus, Priester, Bek. (530). 381,442 Religiosen; Berufstreue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Missionen der Dominikaner; die Ausbreitung der Rosenkranzbruderschaft.

18. **Dreifaltigkeitsfest.** 303,333 Seminaristen und Novizen; lebendiger Glaube; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen, Missionen und Schulen der Franziskaner; die Ausbreitung des Dritten Ordens. 3)

19. **Montag.** Juliana von Falconieri, Jungfr. (1341). 458,212 Erkenntniß des Berufes; Starkmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster und Niederlassungen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.

20. **Dienstag.** Silverius, Papst, Mart. (538). 49,907 Pfarreien; Friede; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Norbertiner; die Verbreitung der Sodalitäten.

21. **Mittwoch.** Aloysius von Gonzaga, Bek., Patron der Jugend (S. J., 1591). 58,199 Schulen; Liebe zur hl. Reinigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Ausbreitung des Gebetsapostolates.

22. **Donnerstag. Frohnleichnamsfest.** 70,887 Obere; Klugheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die Verbreitung der Kreuzwegandacht. 4)

23. **Freitag.** Edeltrude, Bek., Königin (679). 51,582 Missionen und geistliche Uebungen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft.

24. **Samstag.** Johannes der Täufer. 68,313 Vereine; Liebe zur Kirche; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; die bessere Theilnahme an den katholischen Vereinen.

25. **Zweiter Sonntag nach Pfingsten.** Frohnleichnamsfeier. 1,674,202 Bekehrungen; Beständigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die eifrige Haltung der kirchlichen Feiertage.

26. **Montag.** Johann und Paul, Märt. (352). 300,946 Sünder; Andacht zum heiligsten Sakramente; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Föderation der katholischen Vereine.

27. **Dienstag.** Ladislaus, Bek., König (Ungarn, 1095). 149,410 Unmäßige; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen der übrigen geistlichen Genossenschaften; die Universität in Washington.

28. **Mittwoch.** Leo, Bek., Papst (683). 211,891 geistliche Gnaden; öftere hl. Kommunion; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Schwestern-Genossenschaften; die beharrliche Uebung des häuslichen Gebetes.

29. **Donnerstag.** Peter und Paul, Apostelfürsten. 141,755 zeitliche Gnaden; Ergebung in Gottes Willen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Hospitäler und Altenheime der Schwestern-Genossenschaften. 3) 4)

30. **Freitag.** Herz-Jesu-Fest. Paulus, Apostel. 197,653 verschiedene Anliegen; die Anliegen der Bischöfe; die Erziehung der Indianer und Neger. 1)

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

Im Besonderen opfere ich sie Dir auf für die andächtige Feier des Herz-Jesu-Monats.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

*) Quatembersamstag.

Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 7. 32. Jahrgang. 1905.

Der Jüngling zu Naim.

Sie tragen hinaus ihn regungslos,
So stumm und starr, so bleich und kalt.
Der armen Wittwe einziges Kind
Hat, ach! der Tod in seiner Gewalt.
Wie schwer wird der Mutter der Trauergang,
Wie rinnen die Thränen so heiß, so bang!

Da naht der Heiland, zum Helfen bereit,
Berühret die Bahre, die Träger steh'n.
Ein einziges Wort, und die Menge harrt,
Und fühlet des göttlichen Geistes weh'n.
Es hat der Heiland den Todten zum Leben
Der trauernden Mutter wiedergegeben.

Auch du, o Jüngling (Jungfrau), von Sünden beschwert,
Bist todt und gestorben, bist regungslos,
Deine Mutter, die Kirche, sie trauert um dich,
Weil du dich entfernteſt von ihrem Schooß.
O höre der Gnade mildklopfendes Mahnen,
„Jüngling, steh auf!“ Geh' bessere Bahnen!

Erheb' dich vom Schlummer, wach auf, wach auf!
Gott will, daß du lebeſt; geh' muthig voran!
Er bietet die Hand dir, faſſe nur zu,
Er fordert nicht mehr als jeder kann.
Eil' wieder zur Mutter, sie will dich umarmen,
Sie kennt ja nur Liebe, nur Troſt und Erbarmen.

Anton Iſeke.

General-Intention für den Monat Juli 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Die geistlichen Uebungen.

Es ist hinlänglich bekannt, daß der hl. Ignatius von Loyola ein Büchlein verfaßt hat, betitelt: die geistlichen Uebungen, um den Gläubigen die Uebung besonderer Frömmigkeit zu erleichtern. Dieses Werk des Heiligen hat ein großes Ansehen, denn wenige aszetische Werke und Bücher haben eine so große Empfehlung erlangt, wie gerade dieses. Abgesehen von den zahlreichen und öffentlichen Gutheißungen von Seite der Päpste, haben die Lehrer des geistlichen Lebens dieses Werk gepriesen und fleißig benützt. So ein hl. Franziskus von Sales, ein hl. Vinzenz von Paul, ein hl. Leonard von Portu Maurizio, ein hl. Alphons von Liguori, Ludwig von Granada und der selige Johann von Avila. Als eines Tages der Herzog von Modena dem hl. Karl Borromäus seine Bibliothek zeigte, sprach der Erzbischof von Mailand: „Ich habe auch eine Bibliothek," und zeigte ihm dieses Buch vom hl. Ignatius, während er sagte: „Meine Bibliothek ist wohl klein, aber siehe, dieser Band, dieses Buch ist mir von größerem Nutzen, als alle Bücher der Welt."

Wie früher, so sind auch heutzutage die geistlichen Uebungen von großer Wichtigkeit für die Gläubigen. Papst Pius X. nennt sie heilsam für Priester und Volk, und wünscht, daß überall dergleichen Exerzitien und geistliche Uebungen eingeführt werden, daß dieselben der christlichen Frömmigkeit Vorschub leisten, und die Menschen zu wahrhaft praktische Christen heranbildet.

„Praktische Christen zu erziehen," das ist der Zweck der geistlichen Uebungen; Menschen, sagen wir, Christen, aber Christen nicht nur im geheimen, sondern auch im öffentlichen Leben, im bürgerlichen und sozialen Leben, im Verkehre mit den anderen Menschen, Menschen, Christen, die sich durchaus nicht scheuen, ihre religiösen Ueberzeugungen und Grundsätzen auch geltend zu machen, und sich bemühen nach Kräften, andere zum wahren Glauben zu bringen, den heiligen Glauben kräftig zu vertheidigen, mit einem Worte: Christen, die man „Apostel" nennen kann.

Es wäre ein gröblicher Irrthum, zu glauben, daß geistliche Uebungen nicht für Alle seien, oder sich nicht für Alle passen, mit andern Worten, zu glauben, daß diese Uebungen nur für Priester, Ordensleute oder frommen Personen bestehen. O nein, solche Uebungen sind auch für die übrigen Menschenklassen. Die Erfahrung lehrt, daß solche Uebungen sehr heilsamen Einfluß ausüben auf alle Stände der menschlichen Gesellschaft, welche darin Licht

und Gnade, Kraft und Stärke finden, wodurch die Menschen zu wahren Christen erhoben werden.

Die General-Intention für den Monat August wird sein: Die christliche Gutherzigkeit.

Warnung vor „gelben" Blättern.

Der hochwst. Bischof Stang von Fall River, Mass., warnte vor Kurzem in einer Predigt seine Zuhörer vor den sensationellen Sonntags-Blättern, welche er als "the true yellow peril of this country" schilderte. Ganz besonders warnte und ermahnte er Eltern, schlechte Blätter aus ihren Häusern und den Händen ihrer Kinder zu halten. „Ihr könnt unmöglich," sagte er, „Euer Heim rein erhalten, wenn ihr solche Blätter in demselben habt."

„Das ist," schreibt das ‚Ave Maria', „der Schrei von Fall River bis Calcutta, aber im fernen Indien wird derselbe verderbliche Einfluß gefühlt und dieselbe Warnung gehört." — „Durch die weltliche Presse," schreibt der ‚Catholic Herald' von Calcutta, „verlieren manche Katholiken ihr Interesse am katholischen Glauben und Leben. Eine Ignorirung dieses Uebels und Nachlässigkeit in Bekämpfung desselben ist ein Zeichen von Gleichgiltigkeit, die sich einschleicht und das katholische Leben zu ersticken droht."

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß man im Allgemeinen in einem katholischen Blatte findet, was nothwendig ist, den echten katholischen Geist am Leben zu erhalten, der so nöthig ist, wo Alles herum so verweltlicht und verdorben ist.

Hochw. John B. Kelly, Pfarrer der Holy Trinity Kirche in New Albany forderte kurz vor seinem Tode die Mitglieder seiner Gemeinde auf, wenigstens ein katholisches Blatt zu halten. „Das katholische Blatt," sagt er, „mag nicht angefüllt sein mit ‚society gossip', wie die großen Sonntagsblätter; aber es enthält dafür unterhaltenden, belehrenden und erbaulichen Lesestoff."

Vor mehreren Jahren schloß ein deutsches katholisches Tagesblatt einen schönen Artikel über die katholischen Pfarrschulen mit der folgenden Prophezeiung:

„Die Katholiken bringen große Opfer für ihre Pfarrschulen, aber wenn es nicht gelingt, die schlechten Tagesblätter aus den katholischen Häusern zu halten, werden dieselben in sechs Monaten so viel Unkraut in die Kinderherzen gesäet haben, als in den sechs Schuljahren Weizen ausgestreut worden."

Viele Katholiken erklären, daß in unserer Zeit katholische Blätter ganz überflüssig seien, da die Tagesblätter ja auch alle katholischen Nachrichten brächten, sogar aus Rom und dem Vatikan. Und warum thun sie das? Um katholische Blätter aus katholischen Händen zu vertreiben und mit ein paar kirchlichen Nachrichten auch in katholische Häuser den Society-Klatsch und die langen Berichte über allerlei Verbrechen, Schandthaten und Laster bringen zu können.

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat.

Juli.

Freundesliebe des göttlichen Herzens Jesu in der hl. Kommunion.

Wenn ein mächtiger Herrscher uns sagte: „Bitte mich, um was du willst; wäre es auch ein halbes Königreich — ich will es dir geben," dann würden wir kaum unseren Ohren trauen, und des Herrschers Versprechen nicht für ernst halten. Wenn derselbe uns ferner einladen würde, nach Belieben an seiner Tafel zu speisen, wo er mit eigener Hand die königlichen Speisen uns vorsetzen und uns bedienen wollte, so würden wir staunend fragen: „Wie habe ich denn eine solche Liebe verdient?" Und wenn der Herrscher endlich darüber nachsänne, uns möglichst viel Tröstungen, Freuden und Genüsse zu bereiten, so würden wir kaum Worte finden, das liebevolle Herz des Königs genug zu preisen. Doch was bei einem irdischen Könige unglaublich erscheint, ist bei Jesus, dem himmlischen Herrscher, und zwar in unendlich vollkommener Weise, Wirklichkeit.

Wir wissen, daß bei einem Menschen, mag er noch so mächtig und reich, noch so weise und verständig, noch so milde und gütig sein, eine solche Mittheilung und Hingebung an einen Freund nicht möglich, wie Jesus, der König der ewigen Herrlichkeit uns sich mittheilt und hingibt. Er schenkt uns nicht etwa ein Königreich, er schenkt sich uns selbst ganz, freilich verhüllt unter Brodsfigur, aber doch wahrhaft, wirklich und wesentlich. So oft wir ihn empfangen in der hl. Kommunion, wird er, der Gott Himmels und der Erde, in Wahrheit unser volles Eigenthum, so daß wir ihn ganz besitzen. So liebt er uns, daß er sich ganz uns schenkt, ohne Rückhalt und Vorbehalt, daß er uns als Speise unserer Seele sein eigenes anbetungswürdiges Fleisch und Blut darreichen läßt, und zwar, so oft es uns beliebt. Wie innig ist diese Vereinigung mit uns in der hl. Kommunion? So innig, wie das tägliche Brod, das wir genießen, sich mit unserem Leibe vereinigt, indem es in unser Blut übergeht, ja noch inniger vereinigt er, das übernatürliche Brod, sich mit unserer Seele. Er ist das lebendige Brod, welches vom Himmel gekommen ist, wie er selbst sagt. Wer ihn ißt, wird durch ihn leben. — Haben wir ihn empfangen, so ruht unser Herz in Wahrheit mitten in seinem liebeflammenden göttlichen Herzen. Wir leben alsdann in ihm und er in uns. Haben wir ihn, den Quell aller Gnaden, in unser Herz aufgenommen, so

fließen uns Gnaden über Gnaden zu, Tröstungen über Tröstungen, Freuden über Freuden. Wir verkosten eine große Süßigkeit und erhalten einen Vorgeschmack und ein Unterpfand der ewigen Süßigkeit und Herrlichkeit, die er uns einst im Himmel geben will. Wir erhalten die kräftigsten Gnaden, um im Kampfe gegen die Feinde unseres Heiles nicht zu ermatten. Wenn er uns hienieden in diesem Thränenthale schon so herzlich liebt, daß er uns Alles gibt, was er ist und hat, daß er ganz unser eigen sein will, so wird er auch Wort halten und im Himmel uns derselben Glückseligkeit theilhaftig machen, die er selber genießt. Ja, es wird sich erfüllen sein Wort: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, den werde ich erwecken am jüngsten Tage."

Verehrung des kostbaren Blutes des Herrn.

Wie der Monat Juni der besonderen Verehrung des allerheiligsten Herzens gewidmet ist, so ist der Monat Juli der Monat der vorzüglichen Andacht zum kostbaren Blute des Herrn. Gott der Herr hat bereits im alten Bunde durch besondere Vorbilder auf das kostbare Blut der zukünftigen Erlösung hingewiesen. Schon am Beginne der Geschichte der Menschheit wird das Blut des Gottmenschen vorgebildet durch das Opfer des frommen Abel, welcher die Erstlinge seiner Heerde darbrachte. In diesem Opfer war Christus „geopfert vom Anbeginn der Welt", wie der hl. Johannes schreibt. — Vorgebildet war Christi Blut durch das Blut, mit welchem zum Schutze gegen den Würgengel die Thürposten der Israeliten im Lande Egypten bestrichen wurden. Sehr schön äußert sich hierüber der hl. Johannes Chrysostomus: „Das Osterlamm wurde in den Häusern geopfert und sein Blut an die Thüren gestrichen; dies war das Mittel, dem Tode zu entgehen, welcher die Egypter traf. Wenn also das Blut dieses Lammes die Juden inmitten der Egypter und in solcher Noth unversehrt bewahren konnte, so wird das Blut Jesu Christi, nicht an den Thüren, sondern im Innern unserer Seelen angewandt, uns viel besser bewahren. Noch jetzt geht jener Engel des Verderbens und Todes während dieser Nacht unseres Lebens umher, aber waffnen wir uns im heiligen Opfer. Der Würgengel fürchtete das Blut; er wußte, wessen Vorbild dasselbe war; er entsetzte sich im Gedanken an den Tod des Erlösers. Deshalb rührte er jene Thüren nicht an. Moses hatte gesagt: ‚Bestreichet die Thürpfosten,' und nachdem sie das gethan, waren die Juden voll Vertrauen und Zuversicht. Und ihr Christen, die ihr das Blut des Lammes selbst habt, solltet kein Vertrauen haben?"

Vorgebildet wurde ferner das kostbare Blut des Erlösers durch den

scharlachrothen Strick, durch welchen das Haus der Rahab dem in's gelobte Land einziehenden israelitischen Heere gekennzeichnet wurde, damit seine Bewohner zum Lohne dafür, daß Rahab die israelitischen Kundschafter beschützt hatte, verschont blieben. „Die Kundschafter Josues befahlen," so bemerkt der hl. Klemens, Schüler des hl. Petrus, „daß Rahab als Rettungszeichen einen rothen Strick an ihrem Hause aufhänge, um uns kund zu thun, daß das Blut des Herrn der Preis der Erlösung sein werde für Alle, welche an Gott glauben und auf ihn vertrauen würden." — „Dieser scharlachrothe Strick," sagt der hl. Fulgentius, „sinnbildete das Geheimniß des Blutes Christi."

Ein hervorragender Verehrer des kostbaren Blutes des Herrn war der hl. Apostel Paulus. Er verherrlicht und preist an vielen Stellen in seinen Briefen das kostbare Blut des Herrn; er macht darauf aufmerksam, „daß wir nur zuversichtliche Hoffnung haben, einzugehen in das Heiligthum (den Himmel), durch das Blut Christi"; er weist hin auf „das Blut des Bundes, wodurch wir geheiligt werden"; er lehrt, daß wir „durch sein Blut gerechtfertigt sind"; daß wir „die Erlösung haben durch sein Blut, die Vergebung der Sünden"; daß wir Gott „nahe gebracht werden durch das Blut Christi"; daß „durch ihn Alles mit ihm versöhnt werde, sowohl was auf der Erde, als was im Himmel ist, indem er Frieden machte durch das Blut seines Kreuzes." Demnach hat jener christliche Denker Recht, welcher vom hl. Apostel Paulus schrieb: „Wir können ihn den Lehrer des kostbaren Blutes nennen und den Urheber der besonderen Andacht zu demselben."

Eine ganz besondere Förderin der Andacht zum kostbaren Blute aber war jene berühmte und einflußreiche Dominikanerin, die hl. Katharina von Siena, welche in ihren vielen Briefen an Personen aus allen Ständen, an Päpste, Bischöfe, Priester, Fürsten u. s. w. stets auf den Werth und die großen Wirkungen des Blutes Christi zurückkommt.

Welch' eine Summe heiliger Gedanken erregt aber auch in der That die Erinnerung an das kostbare Blut des Herrn! Wie erinnert es an alle die zahllosen Schmerzen, die bei seiner siebenfachen Vergießung der Heiland erduldete, an alle die Akte der Liebe, mit welchen das Herz Jesu seine Dahingabe begleitete. Wie verehrungswürdig muß uns daher der heilige Kelch mit dem Blute Christi erscheinen, den bei der heiligen Wandlung die priesterliche Hand emporhebt, dem gläubigen Volke zur Anbetung; wie andächtig und innig, mit welchen Gefühlen der Liebe und Reue werden im Andenken an dieses kostbare Blut die Gläubigen in diesem Momente an ihre Brust schlagen, und in einem ganz anderen Sinne, als einst die Juden, flehentlich zum Altare ausrufen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" Wie schön und lobenswerth ist daher auch die fromme Sitte der katholischen Christen, durch heilige Messen, die sie lesen lassen, die Segnungen des göttlichen Blutes auf die lebenden und verstorbenen Mitglieder ihrer Familien herabzurufen! Mit welcher Sammlung wird man bei der hl. Kommunion sich erinnern, daß auch in der hl. Hostie, die man empfängt, das lebendige Blut des Welterlösers zugegen ist und genossen wird zum Heile der Seele! Gewiß, die Andacht zum kostbaren

Blute wird im Monat Juli erwachen in den Herzen derjenigen, die dieses Geheimniß nur in etwa zu betrachten sich die Mühe geben.

Möchten wenigstens recht Viele sich gewöhnen, namentlich in Rücksicht auf die bedrängte Lage der Kirche, oft das schöne, mit einem Ablaß von 100 Tagen, so oft man es andächtig und reumüthig betet, verbundene Schußgebetlein zu verrichten: „Ewiger Vater, ich opfere Dir auf das kostbarste Blut Jesu Christi zur Genugthuung für die Anliegen der heiligen Kirche."

Die heilige Handschrift Gottes.

Von Eduard Vogt, Pfarrer.

Der Dampf.

Sinnliche Betrachtung.

Der Dampf, insbesondere die Dampfkraft, ist in heutiger Zeit zu einer Welt- und Großmacht ersten Ranges geworden; er spielt in allen Zweigen der Industrie eine Hauptrolle. Mit Dampf wird gekocht, gewaschen und gebacken, geheizt und gedörrt, gedruckt und geschrieben, gefahren und gesegelt; mit Dampfkraft wird genäht, gewebt und gestrickt; gesägt und gehobelt; vermittelst des Dampfes wird Großes und Kleines, Todtes und Lebendiges, Vernünftiges und Unvernünftiges in Bewegung gesetzt. Ohne Dampfbetrieb würde Gewerbe und Verkehr stillstehen müssen. Es lohnt sich also, eine kleine Betrachtung auch über diesen Gegenstand anzustellen. — Wie entsteht der Dampf und wie entwickelt er seine ungeheure Kraft? In einem kleinen Kämmerlein steht ein Kessel mit Wasser, unter dem Kessel befindet sich ein Heizraum — indem nun das Feuer den Wasserkessel erhitzt, fängt das Wasser an zu verdampfen, der heiße Dampf steigt durch verschiedene Röhren in den Schieberkasten und treibt dort unaufhörlich den Kolben von einer Seite zur anderen. Das ist der erste und wichtigste Impuls. Der Kolben bringt vermittelst eiserner Stangen ein mächtiges Schwungrad in Gang. Durch dieses Schwungrad endlich wird die ganze, große Maschinerie mit ihren verschiedenen Rädern und Hebeln in Bewegung gesetzt. So reicht eine Stange, Gurt oder Kette der anderen die Hand, und so wird der Zweck erreicht.

Welche ungemessene Kraft kann demnach eine verhältnißmäßig geringe Quantität Dampf entwickeln! Er besitzt ja die Eigenschaft, sich bis in's Kleinste zusammendrücken, aber auch bis in's Größte sich ausdehnen zu lassen. Staunen müssen wir, wenn wir den kleinen Dampfkessel einer Lokomotive betrachten. Welche Lasten, welche große Zahl von schweren Wagen vermögen dadurch fortbewegt und fortgetragen zu werden! Etwaige Reibungen und

Hinderniſſe werden gleichſam ſpielend überwunden. Wie wäre man im Stande, ſolche ungezählte Frachtſtücke, wie ſie heutzutage mit Bahn und Dampfſchiff befördert werden, mit menſchlicher oder thieriſcher Kraft ſo ſchnell, ſo bequem, ſo mühelos fortzuſchaffen? Der Dampf zieht und trägt, er hebt und drückt, er preßt und bohrt, wie man will, und je nachdem ihm die erforderliche Richtung gegeben wird.

Noch eine andere wohlthätige Eigenſchaft hat der Dampf: er dehnt die Körper aus und erweicht ſie. Auf dieſer Wahrnehmung beruht die mannigfaltige Anwendung der Dampfbäder auf den verſchiedenen Gebieten der Heilkunde, der Chemie und dergleichen. Durch heiße Bäder werden die giftigen Keime in der Luft und im Waſſer getödtet, durch die heißen Dämpfe werden allerlei Krankheitsſtoffe aus dem Blute, ſowie aus den innerſten Organen des menſchlichen Leibes ſicher und ſchadlos herausgetrieben.

Wohin alſo das Meſſer des Chirurgen nicht gelangen kann, dahin bringt der Dampf heilend und helfend. Somit ſteht der Dampf ganz im Dienſte der Menſchheit, der Geſunden und Kranken. Die Salzdämpfe, welche z. B. in dem bekannten Weltkurort Karlsbad aus den heißen Quellen aufſteigen, haben außerdem noch die wunderbare Fähigkeit, daß ſie ganz gewöhnliche Holzſplitter, Steinchen, Pflanzenreſte mit einer ſchön ſchillernden Kryſtallhaut überziehen.

Auf dieſe Weiſe wird den einfachen Gegenſtänden größere Haltbarkeit, Schönheit, Werth und Brauchbarkeit verliehen.

Uebernatürliche Betrachtung.

Wie die Kraft des Waſſerdampfes im ſozialen Leben, ſo iſt die Kraft des guten Beiſpieles im religiös-ſittlichen Leben eine Großmacht ohne Gleichen. Das gute Beiſpiel — Jedermann muß dies zugeben — übt einen ungeheuren Einfluß auf das Thun und Laſſen der Menſchen; es kann ſowohl den einzelnen Menſchen als auch ganze Volksklaſſen und Völkerſchaften im Denken, Reden, Handeln und Wandeln beſtimmen. Was iſt denn die Mode, unter deren Macht wir alle mehr oder minder ſtehen, anders als ein Produkt des Beiſpiels? Freilich und leider gibt es auch ein böſes Beiſpiel; indeß, ich will hier nur die Macht des guten Beiſpiels betrachten.

Wie entſteht das gute Beiſpiel, in welcher Weiſe entwickelt es ſeine bewegende Kraft? Im kleinen, dunklen Kämmerlein der menſchlichen Bruſt ſteht auch ſo eine Art von Dampfkeſſel; es iſt das Herz, welches zwar nicht mit Waſſer, ſondern mit lebendigem Blute angefüllt iſt. Wenn nun ein heiliges, fromm-religiöſes Feuer dieſes Herz erhitzt, ſo ſteigen alsbald gute und fromme Gedanken empor. Durch weit verzweigte Nervenfäden werden die Gedanken zum Kopfe, dieſem intellektuellen Schieberkaſten, geleitet. Dort angelangt, ſetzen ſie den Willen, Verſtand und Phantaſie in Bewegung; letztere wirken auf die Sinneswerkzeuge ein, zwingen die Zunge zum Reden, Hände und Füße zum Handeln und Wandeln. Eines reicht dem anderen die Hand zum gemeinſamen Wirken, und ſo wird — wenn ich den unpaſſenden Ausdruck gebrauchen kann — die ganze menſchliche „Maſchine“ zum Gutesthun angeregt.

Indem der einzelne Mensch Gutes thut und Gutes redet, gleicht er gewissermaßen einem Schwungrade, namentlich, wenn er eine höhere, maßgebende Stellung im öffentlichen Leben einnimmt; das Schwungrad theilt bald seine Kraft und Bewegung anderen mit. Nicht lange dauert es, so hat das fortgesetzte, gute Beispiel, zuerst auf verwandte Charaktere, dann auf fernstehende Personen seine treibende Kraft ausgeübt. Jeder hört und sieht nur Gutes von seinen Nebenmenschen, was Wunder, wenn dadurch auch Laue und Schlechte allmälig zur Tugend hingelenkt werden! Mögen auch anfangs die Reibungen, der Druck, die zu überwindenden Hindernisse noch schwer und groß sein, je weiter das gute Beispiel sich ausbreitet, je mehr gute Menschen einander zum Bunde die Hand reichen, desto schneller und leichter wird die gute Sache vorwärts kommen. Was Worte und Schriften, was Predigten und Versammlungen nie vermögen, das vermag ein gutes Beispiel. Denn dasselbe, obwohl still und stumm, spricht doch lauter und eindringlicher zum Herzen, als tausend schön klingende Worte. Daher das Sprichwort: Beispiele ziehen!

Wie der Dampf seine Arbeit durch Druck oder Hebung, durch Schlag oder Stoß zu bewältigen sucht, so arbeitet auch das gute Beispiel an den bösen Gewohnheiten, an den bösen Vorurtheilen, an der verkehrten Willensrichtung, bis es endlich den Sieg errungen. Sollte es jedoch nicht durch Ziehen, Stoßen, Treiben oder Tragen zum Ziele gelangen, dann kehrt es eine andere schöne Eigenschaft hervor: es sucht den Sünder zu erweichen und zu erwärmen. Mancher verstockte Sünder hat schon Jahre lang sein Ohr und Herz gegen heilsame Ermahnung verschlossen gehalten, die christliche Predigt war wirkungslos, die Androhung von Strafe konnte ihn nicht von seiner Sünde abbringen, da hat er plötzlich und unerwartet seine tief eingewurzelte böse Neigung aufgegeben. Wodurch und wie war das möglich? Irgend eine gutes Beispiel hat ihn gerührt, erweicht, erwärmt — jetzt hat er die nothwendige Kraft erlangt. Mit dem hl. Augustinus spricht er: Was Andere thun bezw. lassen konnten, das will ich auch können. So sind gute Beispiele das beste und erfolgreichste Heilmittel für allerhand Gebrechen, Lähmungen und Krankheiten der Seele.

Nicht genug damit. Die guten Beispiele erwärmen und heilen nicht blos, sie veredeln und vervollkommnen immer mehr Herz und Geist. Sie ziehen den schwachen Menschen höher und höher auf der Bahn zum Himmel. Besonders ist es das erhabene Beispiel Jesu und der Heiligen, wodurch der Sünder sich stets auf's Neue angetrieben fühlt, weiter zu gehen in der Nachfolge Christi, bis er einst die Krone der Belohnung, die Glorie der unvergänglichen Schönheit aus der Hand Gottes empfängt und für ewig im Guten befestigt wird — ähnlich wie Salzdämpfe zerbrechliche Gegenstände konserviren.

Selbstbetrachtung.

Mein Gott und Herr, wie leicht, wie sehr lasse auch ich mich leiten vom Thun und Lassen Anderer! O wie schnell vergesse ich auf meine Vorsätze und Entschließungen! Wie frühzeitig ersticke ich oft die heiligsten Antriebe — ach,

ich kenne mich, mein Vater und Schöpfer, ich empfinde die Flüchtigkeit meines Herzens! Ich darf nicht viel auf mich selbst vertrauen, aber desto mehr sehe ich mich gedrungen, zu Dir mit kindlichem Flehen mich zu wenden. Wenn Du, barmherziger Erlöser, mich stärkest, so vermag ich Alles. O laß die Kraft Deines heiligen Beispieles im Leiden, im Ertragen, in der Selbstüberwindung auch für mich ein beständiger Ansporn sein. Nicht auf die Schlechtigkeit der Weltkinder will ich schauen, sondern Dir, o Jesus, und Deinen Heiligen will ich nachfolgen. Ziehe mich, stütze mich, treibe mich, erwärme und veredele mich durch Deine heilige Erlöserliebe — mache mein Herz ähnlich dem Deinigen! „Herz Jesu, Vorbild aller Tugenden, erbarme Dich unser!"

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer — Was?

Wem gehört das Kind? Sonderbare Frage, wirst du vielleicht sagen. Wem anders gehört das Kind als den Eltern. Gut! Wenn also den Eltern das Kind gehört, dann ist seine Erziehung auch der Eltern Pflicht. Das versteht sich von selbst, sagst du. Der Sozialismus sagt aber nicht so; das Kind gehört dem Staat, sagt er, und damit erklärt er sich als Zerstörer der Familie.

Die Aufgabe der Kindererziehung

ist die Grundlage, auf der die Unauflöslichkeit der Ehe und der Bestand der Familie beruht. Ohne diese Unauflöslichkeit der Ehe und ohne diesen sichern Bestand der Familie gibt es keine Garantie für die richtige Erziehung der Kinder. Wer also die Kindererziehung der Familie entzieht und der Staatsaufsicht übergibt, der zerstört eine Hauptgrundlage der Familie. Und das thut gerade der Sozialismus. Das Gothaer Programm verlangt geradezu und ausdrücklich „allgemeine und gleiche Staatserziehung der Kinder durch den Staat".

Wenn Bebel's Buch, „Die Frau", mannigfach nicht so gar unsäthig wäre, würden wir es gern den Lesern anempfehlen zu lesen, und bald würde man sich vollständig überzeugen, was und wie er über die Kindererziehung denkt und schreibt. Zum Beweise jedoch für unsere Behauptung, welche einer Anschuldigung gegen den Sozialismus gleichkommt, wollen und müssen wir einige Stellen zitiren, und die werden auch genügen, unsere Behauptung zu begründen und unsere Anschuldigung zu rechtfertigen. Bebel schreibt:

„Jedes Kind, das geboren wird, ob Mädchen oder Knabe, es ist ein der Gesellschaft willkommener Zuwachs, weil sie darin den Fortbestand ihrer selbst, ihre eigene Fortentwickelung sieht; sie empfindet also von vornherein auch die Verpflichtung, für das neue Lebewesen nach ihren Kräften einzutreten.

Zunächst ist also die Gebärende, die Säugende, die Mutter der Gegenstand ihrer Sorge. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtung aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Pflege für sie und das Kind sind die erste Bedingung. Die Mutterbrust dem Kinde zu erhalten, so lange als möglich und nothwendig erscheint, ist selbstverständlich. . . .

„Größer geworden, harren seiner die Altersgenossen zu gemeinsamen Spiel und unter gemeinsamer Obhut. Abermals ist vorhanden, was nach dem Stande menschlicher Kenntniß und Einsicht für geistige und körperliche Entwickelung geleistet werden kann. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Thätigkeit. Es kommt die geistige und körperliche Arbeit, verbunden mit gymnastischen Uebungen und freier Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad. Uebungsmärsche, Ringkämpfe und Exerzitien für beide Geschlechter folgen sich abwechselnd und ergänzend. Es soll ein gesundes, abgehärtetes, körperlich und geistig normal entwickeltes Geschlecht herangebildet werden. Die Einführung in die verschiedenen praktischen Thätigkeiten, das Fabrikwesen, die Gartenkultur, den Ackerbau, die ganze Technik des Produktionsprozesses, erfolgt Schritt vor Schritt. Darüber wird die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten nicht vernachlässigt. . . .

„Dem hohen Kulturzustand der Gesellschaft entsprechend wird die Ausstattung der Lehrräume, der Erziehungsunterrichten und Bildungsmittel beschaffen sein. Alle Bildungs- und Lehrmittel, Kleidung und Unterhalt, von der Gesellschaft gestellt, werden keinen Zögling gegen den andern benachtheiligen.

„Die Erziehung wird für beide Geschlechter gleich und gemeinsam sein. Die Trennung rechtfertigt sich nur in den Fällen, wo die Verschiedenheit des Geschlechtes sie zur absoluten Nothwendigkeit macht. Dieses Erziehungssystem, gut geregelt und geordnet und unter ausreichender Kontrolle gestellt, wird bis zu dem Alter währen, in dem die Gesellschaft ihre Jugend für mündig erklärt. Beide Geschlechter sind nun im vollsten Maße befähigt, allen Rechten und Pflichten, welche die Gesellschaft ihren erwachsenen Gliedern auferlegt, in jeder Richtung zu genügen. Die Gesellschaft kann jetzt vollkommen sicher sein, nur tüchtige, nach allen Seiten hin entwickelte Glieder erzogen zu haben."

O gewiß, Herr Bebel, gewiß!?

Der Sozialismus will und bezweckt also eine Gleichheit der Existenzbedingungen für Alle, und dann bleibt aber auch nichts anders wieder übrig als daß der Staat, oder die Gesellschaft, wie Bebel sich ausdrückt, auch die

Ernährungslast der Kinder

übernehme. Anders ist diese gewollte oder geplante oder auch geträumte Gleichheit gar nicht möglich. Eine kinderlose Ehe hat doch nicht die Ernährungslast wie eine mit Kinder gesegnete. Aber Gleichheit muß und soll sein;

also muß die Gesellschaft dann für jede einzelne Familie je nach der Kinderzahl einen Zuschuß erlauben. Noch mehr müssen aber jene Familien berücksichtigt werden, wo die Mutter, und erst recht wo der Vater erkrankt ist, und folglich nicht für die Ernährung der Kinder sorgen kann!

Somit wäre also die Erziehung und auch noch die Ernährung der Kinder im sozialistischen Staate eine öffentliche Staatsangelegenheit. Aber eben damit fällt die Hauptbedingung und Hauptaufgabe weg, warum die Ehe unauflöslich, das Band der Familie unzerstörbar sein muß. Denn nicht die bloße Kindererzeugung, sondern die Erziehung und Ernährung der Kinder macht die Unauflöslichkeit der Ehe, das lebenslängliche Zusammenleben, das einheitliche Zusammenwirken in der Ehe und in der Familie nothwendig.

Was verbindet so innig die Eltern, was treibt sie an, gemeinschaftlich und gegenseitig für die Kinder zu sorgen? Sicher nicht einzig das Dasein der Kinder, und erst in der sozialistischen Gesellschaft 'mal gar nicht — wenn sie nicht für sie zu sorgen brauchen! — Nein, was die Eltern innig verkettet und zu einem lebenshänglichen Zusammenleben und Zusammenwirken, sowie Zusammenarbeiten antreibt, ist das Bewußtsein, daß davon das Wohl und Wehe ihrer Kinder abhängt. Was die Eltern durch Arbeit, Mühe und Anstrengung erworben, durch gewissenhafte und kluge Hauswirthschaft erspart haben, das kommt ihren Kindern zu Gute. Nach christlichen Grundsätzen müssen die Eltern für das Auskommen und die Heranbildung ihrer Kinder gewissenhaft Sorge tragen. Von ihrer Sorge und von der Erfüllung dieser Elternpflicht hängt vorzüglich ab das Leben, der Stand, die gesellschaftliche Stellung, die Achtung und Ehre und Ansehen, das zeitliche und ewige Wohl der Kinder. Wohlerzogene und gut versorgte Kinder sind der Ruhm und die Ehre der Eltern! Und gerade dieses edle Bewußtsein, daß die Eltern ruhmreich und ehrenvoll in ihren Kindern und Nachkommen gleichsam fortleben, treibt sie an zum unauflöslichen Zusammenleben, gemeinschaftlichen Zusammenschaffen, häuslichen Zusammensparen; kurz, kittet fest zusammen Ehe und Familie, und sichert gemeinschaftliche und gegenseitige Erfüllung ihrer heiligen Elternpflichten!

Dann muß noch ein sehr wichtiger Punkt in's Auge gefaßt werden: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden." So lautet das Gebot Gottes. Mächtiger aber und stärker appellirt an die Kinder das Bewußtsein, den Eltern nicht nur das Leben, sondern auch die Ernährung, Erhaltung, Kleidung und Erziehung, ihr Fortkommen in der Welt, ihr geistiges Wohl, kurz Alles zu verdanken. Das Bewußtsein und die Thatsache, daß ihr Schicksal, ihr Loos, ihre Stellung, ihre Lage, kurz ihr ganzes Dasein, ihre ganze Existenz mit dem der Eltern und der Familie innig und unzertrennlich verknüpft ist, bindet und fesselt sie an die Familie.

Wir beobachten traurige Zustände in so manchen Familien, wo die Kinder Kostgeld bezahlen sobald sie anfangen etwas zu verdienen. Was ist die Folge? Die kostzahlenden Kinder betrachten das Elternhaus natürlich einfach als Kosthaus. Die schönen und lieblichen Familientugenden sind da fremd,

man sieht sie nicht; es weht da nicht der rechte Familiengeist. Kein Zusammenhalten, kein Zusammenwirken herrscht daselbst; aber auch die schönste Tugend fehlt — die Liebe.

Was müßten wir aber erst erleben, und was könnte man erst auch nur erwarten, wenn die Gesellschaft, der Staat, das Kostgeld den Eltern für die Kinder zahlen würde? Wahrhaftig, dann wäre das Elternhaus nur höchstens so ein Taubenschlag oder Hühnerhof, wo die Kinder wie die Tauben und Hühner nesten würden, um auf Regimentsunkosten ernährt, gekleidet und erzogen zu werden!

Die hl. Ursula und ihre Gefährtinen, Jungfrauen und Märtyrinen.

In Köln am Rhein, wo schon ein Schüler des hl. Apostels Petrus, der hl. Maternus, eine Christengemeinde gründete, und wo in dem prachtvollsten Dome Deutschlands die Reliquien der heiligen drei Könige ruhen, steht in der Nähe des Domes eine uralte Kirche, und in dieser eine Grabkapelle, deren Wände mit zahllosen Gebeinen bedeckt sind. Das ist die Stätte, wo die hl. Ursula mit ihren Gefährtinen den Martertod erlitt. Darüber Folgendes: Ursula hatte ihr reines, tugendhaftes Herz gänzlich dem himmlischen Bräutigam gegeben. Eines Tages bestieg Ursula mit ihren Freundinen Kordula, Pimosa, Christina und eine große Zahl anderer Jungfrauen eine Flotte von 11 Schiffen. Ein Sturm entstand auf dem Meere, und alle zitterten und verzagten, nur Ursula behielt ihre Geistesgegenwart und ihr ruhiges Gottvertrauen. Sie tröstete die erschreckten Gefährtinen und richtete alle auf. Der Sturm legte sich, und Ursula und ihre Gefährtinen kamen glücklich bis Köln, und waren hoch erfreut, die christliche Stadt zu sehen. Aber bald sollte sich ihre Freude in Wehklagen verwandeln. Sie ahnten nicht, daß die Stadt von den wilden, heidnischen Hunnen belagert wurde. Als die arglosen Jungfrauen fröhlich an's Land stiegen, da entbrannte in den entsittlichten Kriegern die schändliche Lust, sie ihrer wüsten Leidenschaft zu opfern. Zu spät erkannten die bedrängten Jungfrauen die drohende Gefahr. Auf ihre Schiffe konnten sie sich nicht retten; denn schon hatten die Feinde sie von allen Seiten umringt. Da erhob sich unter den frommen Jungfrauen ein großes Wehklagen, angsterfüllt rangen sie die Hände und flehten den Himmel um Gnade an, daß ihre Unschuld unverletzt bliebe. Auf ihren Knieen liegend, klammern sich alle fest aneinander, fest entschlossen, lieber den Martertod zu erdulden, als den sündlichen Gelüsten der Heiden zu fröhnen. Vergeblich wüthen und drohen die Barbaren. Die hl. Ursula stand wie eine siegbewußte Heldin in ihrer Jungfrauen Mitte und begeisterte sie mit Wort und That, zur Ehre Gottes und für die Rettung ihrer Unschuld, freudig ihr

irdisches Leben zu opfern, um ein himmlisches dafür zu gewinnen. Die anstürmenden Barbaren empfing sie mit dem Rufe: „Zum Sterben sind wir alle bereit, aber die Lilie unserer Unschuld zu entweihen, wird keinem von Euch gelingen!“ In wilder Wuth spannen die entmenschten Krieger ihre Bogen und schießen einen Hagel von Pfeilen auf die unbewegte Jungfrauenschaar. Das Blut fließt in Strömen und viele Leichen bedecken den Rasen. Nur noch eine steht inmitten der Märtyrinen, Augen und Hände zum Himmel gerichtet, himmlischer Glanz umwallt die schöne Königstochter Ursula. Der

Der Märtyrertod der hl. Ursula und ihrer Gefährtinen.

Hunnenfürst sieht sie, entbrannt von wilder Lust, und verheißt ihr Rettung, wenn sie seine Hand und seinen Königsthron annehme. Aber von heiligem Zorn entflammt, straft ihn die edle Jungfrau mit den ernsten Worten: „Einem Knechte der Finsterniß, einem Manne des Blutes, der nur Feuer und Schwert liebt, kann ich nie zu eigen werden.“ Da ergreift der mordlustige Wütherich einen Pfeil und durchbohrt das jungfräuliche Herz. Die reine Seele fliegt ihrem göttlichen Bräutigam entgegen, um mit ihm und ihren verklärten Genossinen die ewige Hochzeit zu feiern, geschmückt mit den Lilien der Unschuld und mit den Rosen heiliger Liebe.

Psalmen singend, begruben die Bürger von Köln die heiligen Leichname

und bauten über den Gebeinen ein Kirchlein, zu welchem zahllose Pilger wallten und wunderbare Hilfe von den frommen Märtyrinen zu erbitten und zu erhalten. Als Köln zur Zeit der Völkerwanderung schwer heimgesucht und niedergebrannt wurde, lag auch die erste Kirche der hl. Ursula lange in Schutt und Asche. Der hl. Erzbischof Kunibert baute aber im Jahre 640 eine neue Kirche über den Gräbern der heiligen Jungfrauen, und erwählte sie zur Schutzpatronin der Stadt.

Noch jetzt pilgern Viele zu der Kirche der hl. Ursula in Köln, sie anzurufen um eine glückliche Standeswahl, eine friedliche Ehe, einen seligen Tod und Bewahrung vor dem Fegfeuer. Ein weiblicher Orden, welcher sich der Erziehung junger Mädchen widmet, nennt sich nach ihr — Ursulinerinen.

Die Hochschulen zu Paris, zu Wien und Coimbra in Portugal wählten sie zu ihrer Patronin und bezeugen damit ihre hohe Verehrung vor der Jungfrauschaft, vor den schönen Lilienblüthen der Unschuld.

Empfindsamkeit.

„Ein weiches Herz hängt wie das weiche Obst so tief herab, daß es Jeder erreichen und verwunden kann," sagt Jean Paul. Die vielen Wunden, die dem allzu weichen Herzen zugefügt werden, erzeugen nun nach und nach einen so krankhaften Zustand, der schließlich die an sich lautere Empfindsamkeit zur Sentimentalität ausarten läßt, die mit wahrem und tiefem Empfinden nichts mehr gemein hat. Sentimentalität ist lediglich eine krankhafte Ueberreizung des Gefühlslebens und äußert sich oft in der widerspruchsvollsten Weise. Eine sentimentale Frau bekommt es fertig, ihrem Schooßhunde alle nur denkbaren Opfer zu bringen, während sie für ein leidendes Kind, das ihren Weg kreuzt, nicht eine Hand rühren würde. Eine andere vergießt Ströme von Thränen, wenn Zeitungsberichte irgend welche Unglücksfälle in fremden Städten oder Ländern schildern, und findet nichts Besonderes dabei, wenn einer armen Frau, die vielleicht in demselben Hause wie sie wohnt, der Mann, der Ernährer ihrer Familie stirbt. Am sichersten aber kennzeichnet die Sentimentalität sich als solche durch ihre „fliegende Hitze": Strohfeuer, das schnell auffackert und ebenso schnell erlischt, während bei dem in Wahrheit gefühlvollen Menschen die ersten Eindrücke nur allmälig Geltung gewinnen, aber, haften sie einmal, lange nachwirken und durch ihre eigene Kraft stetig wachsen. Das innere Wachsen der Empfindungen ist energischen Naturen eigen. Energie aber geht den meisten der Frauen ab; ihre Seelen sind wie Blüthen, duftig und von zartem Schmelze, jedoch viele darunter erleiden auch das tragische Loos der Blüthen: ein rauher Wind reißt sie vom Stamme. Aber wer sich beklagt, daß er vom Schicksale wie ein Spielball herumgeworfen werde, gesteht dabei selbst seine Leichtigkeit ein. Dieser „Leichtigkeit" sollten die Frauen sich entwöhnen, Festigkeit des Willens und Festigkeit im Fühlen wird nicht nur ihnen selbst, sondern auch ihrer Umgebung zu Gute kommen.

Altes und Neues aus Florida.

Vom Redakteur.

Wie uns die Geschichte meldet, wurde Ferdinand de Soto, der spanische Feldherr und Statthalter von Cuba, von seiner Regierung bevollmächtigt, neue Eroberungen zu machen und zu diesem Zwecke durch Florida nördlich zu ziehen. Im Jahre 1539 landete er mit seiner Schaar Soldaten und zwei Missionären aus dem Dominikanerorden im Busen von Tampa, welches auf der westlichen Küste Floridas liegt. Die kühne Schaar setzte ohne Zagen, allen Gefahren trotzend und keine Strapazen scheuend, ihren Marsch nach Norden strebend fort, durch die hauptsächlich mit Kiefern, Zypressen, Magnoliabäumen und mit Moos behangenen Lebenseichen, vereinzelten Palmen, Farnenkräutern und Palmettos bewachsenen sumpfreichen Dickichte, welche von giftigen Schlangen wimmelten und von anderen wilden Thieren bewohnt waren. Ueberaus zahlreich und mannigfaltig ertönten die Lieder der sangreichen Vögel und schaarenweise erhoben sich von den unzähligen größeren und kleineren Seen und Tümpeln die verschiedenartigsten Wasservögel. Es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, wie uns die noch jetzt in einzelnen Gegenden herrschende Ursprünglichkeit des damaligen Zustandes vermuthen läßt. Die Zerstörungslust und -sucht des Menschen hat neben der Ausrottung der Raubthiere auch unter den Hirschen und den harmlosen Luftbewohnern sehr stark aufgeräumt.

Herrlich blüht noch jetzt in verschwenderischer Pracht und für uns Nordländer in ungeahntem Reichthum die Flora Floridas. Es ist, als wenn tropische Gluth sie in's Leben gerufen habe. Sie sind so seltsam geformt, sie treiben so üppige Ranken, sie tragen so brennende Farben, und aus den Kelchen steigt ein betäubender Duft, der über die Landschaft einen eigenthümlichen Reiz ausschüttet.

Diese Urwälder waren außerdem wegen der dichten und verschlungenen Vegetation sehr schwer zu durchdringen und nur der muskulöse Arm eines kräftigen Mannes konnte sich einen Durchgang bahnen. Wohl war die Zahl der Ureinwohner im westlichen Theile von Florida gering, aber auch sie waren die geschworenen Feinde aller Eindringlinge. Zur Bekehrung dieser Ureinwohner hatten sich Missionäre aus verschiedenen religiösen Orden bemüht, doch ohne besonderen Erfolg. Soto kam nach Ueberwindung von ungeheuern Schwierigkeiten bis nach dem jetzigen Staat Georgia, von wo aus er seine Mannschaft nach Westen führte, und wie man vermuthet, berührten sie den südlichen Theil von Tennessee, bis er endlich nach Süden streichend den Mississippi erreichte. Hier wollen wir die Schaar spanischer Forscher und Abenteurer verlassen, um nach Florida zurückzukehren.

Wir erwähnten diesen Zug aus dem einfachen Grunde, weil wir annehmen dürfen, daß die Missionäre, welche sich darunter befanden, an den verschiedenen Orten das hl. Meßopfer in den Urwäldern Floridas feierten und somit die Religion des Kreuzes in dem westlichen Theile von Florida gleichsam ihre Begründung schon vor beinahe 375 Jahren erhielt. Spuren dieser Missionsarbeiten sind leider keine zu entdecken. Es wechselten die Missionäre zu verschiedenen Zeiten und außer Franziskaner, Jesuiten und Dominikanern, finden sich kurze und dunkle Andeutungen in Shea's Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten über das Wirken von Weltgeistlichen.

Wir werden uns also bei unserer sehr mangelhaften Beschreibung auf

Tampa, vom Bay Hotel Park aus gesehen.

die jetzt bestehenden Gemeinden beschränken. Zu diesem Zwecke ließen wir einige Abbildungen von Gotteshäusern und sonstigen religiösen Gebäulichkeiten anfertigen, um wenigstens einen Einblick in die kirchliche Lage zu geben. Das geräumigste und werthvollste Gotteshaus in Florida wurde in Tampa von den Vätern der Gesellschaft Jesu erbaut. In unserer Mai-Nummer hatten wir ein genaues Bild des Innern und Aeußeren dieser großen Kirche. In Ybor City, welches einen Theil der Stadt Tampa bildet, besteht ebenfalls eine katholische Gemeinde. Wir lassen hier ebenfalls eine Abbildung dieser Kirche einfügen, um den großen Kontrast mit der Hauptkirche Tampa's hervorzuheben. Ybor City wird meistens von Cubanern, Spaniern und Italienern bewohnt, denen die Erhaltung ihrer bescheidenen Kirche nicht sehr am Herzen zu liegen

ſcheint, da dieſe Taufſcheinkatholiken nicht gewohnt ſind, beſondere Opfe religiöſe Zwecke zu geben, oder aus Gleichgiltigkeit der Kirche ferne bl Ein guter Theil der Italiener ſucht ſich etwas zu erſparen und wandert einigen Jahren wiederum nach dem ſonnigen Italien zurück. Ybor Cit eine ungemein reiche Anzahl von Zigarrenfabriken, in welcher jährlich hundert Millionen Zigarren aus kubaniſchem Tabak hergeſtellt werden. Arbeiter verdienen hier hohe Löhne und wären wohl gut im Stande, Schuldigkeit für den Unterhalt ihrer Gemeinde zu thun. Die Schweſtern den hlſten Namen Jeſus und Maria haben in Tampa eine höhere Schu Mädchen. Obgleich Tampa nicht in den Tropen liegt, ſo erblickt man doc

Kirche in Ybor City, Florida.

verſchiedenartige Palmen, herrliche Kampher- und Lorbeerbäume, die den Orangen und Zitronen wachſen. Aeußerſt anmuthig ſind die ſ Lebensbäume, die durch ihre zarte Farbenſchattirung des hellen und d Grün das Auge bezaubern. Beſonders um das großartige, nach dem der mauriſchen Alhambra in Spanien erbaute Tampa Bay Hotel find Beſucher aus dem kalten Norden dieſe herrliche Flora, die einen unaus lichen Eindruck und einen bezaubernden Genuß bereitet, welche wen für einige Augenblicke das menſchliche Elend vergeſſen macht. In Port T exiſtirt wohl eine aus Backſteinen erbaute Kirche, aber der Ort iſt wegen legung der Eiſenbahnwerke ſehr herunter gekommen und viele Mitglied

verarmt. Man setzt große Hoffnungen auf den Bau des Panama Kanals und erwartet baldige Hebung der Schifffahrt und Zuwachs an Einwohnern. Vorläufig sind die Aussichten trübe. Das Land in dieser Gegend ist sandig, sumpfig und ungesund, was man in Florida an dem üppigen Wachsthum der sogenannten Palmettos leicht erkennen kann. Trotz allen Hindernissen arbeiten die Jesuiten mit großem Eifer an dem Seelenheile der ihnen anvertrauten Katholiken, die ziemlich dünne gesät sind. Acht Counties des Staates stehen unter ihrer Obsorge und den größten Theil nehmen die sogenannten Everglades ein. In Key West, an der äußersten Spitze der langen Reihe von Riffen und Inseln, die sich im südlichen Theile von Florida halbmondförmig von Nordosten nach Südwesten befinden, existirt ebenfalls eine blühende Gemeinde. Außerdem sind noch einzelne kleinere Missionen und Gemeinden an der Ostküste, die zum Bezirke der Patres gehören. Im Ganzen versehen dieselben die Seelsorge für die Katholiken in acht Counties: Hillsboro, Polk, Osceolo, Manatee, De Soto, Lee, Dade und Monroe. Die Schwestern von

Palmenallee in Florida. Cigarrenfabrik in Tampa, Florida.

den hlsten Namen Jesus und Maria, die ihr Mutterhaus in Montreal, Canada, haben, und die Schwestern zu Ehren des hl. Joseph vom Mutterhaus in St. Augustine, versehen die Schulen der von den Jesuiten pastorirten Gemeinden. Auch für die Neger besteht in Tampa eine eigene Pfarrschule. Die Gefangenen auf Tortugas, wo die Vereinigten Staaten ein Gefängniß besitzen, werden gelegentlich von den Patres besucht.

An der Westseite von Florida, nördlich von dem Missionsbezirk der Jesuiten, liegen die drei Counties Pasco, Hernando und Citrus, welche das Missionsgebiet der hochw. Benediktinerväter bilden. Weil der Schreiber dieser Notizen sich längere Zeit in ihrer Mitte aufhielt, vermag er auch eingehendere Details und eine durch Bilder belebte Schilderung ihres Wirkens und ihrer Niederlassungen zu geben.

Richter E. F. Dunne wurde im Jahre 1882 von der Dißton Improvement Co. von Philadelphia auf seinen Wunsch mit der Gründung einer Kolonie und dementsprechend mit dem Verkauf von Land in Pasco County, welches damals mit den Counties Hernando und Citrus ein einziges County

unter dem Namen Hernando bildete, beauftragt. Es scheint, daß der Organisator eigenthümliche Ansichten von der Gründung einer neuen Niederlassung hatte, die für ihn selbst zuletzt verderblich ausfielen. Doch darüber steht uns kein Urtheil zu. Als Hauptort wurde am 15. Februar 1882 San Antonio erwählt, von wo aus als Mittelpunkt die Niederlassung sich vergrößern sollte. Selbst ein großer Park zu Ehren Papst Pius IX. sollte errichtet werden, doch dieses wurde niemals durchgeführt. Zuerst lag dieser Ort weit von einer Eisenbahn entfernt und erst nach längeren Bemühungen gelang es, eine solche zu erlangen, die aber das Dörfchen ziemlich seitwärts liegen ließ. Hier in San Antonio wurde eine Gemeinde von den aus den nördlichen Staaten herbeigeeilten Kolonisten gegründet, denn das war die Hauptabsicht, eine ganz katholische Niederlassung in's Leben zu rufen. Ein einfaches Kirchlein von Holz, wie die meisten Gebäude dieser Gegend von Florida, wurde errichtet und zuerst von einem Weltpriester besorgt. Die Schule (eingeweiht am 1. Oktober 1888) stand unter Leitung von Schwestern der Genossenschaft des hl. Joseph, die sich später zurückzogen und durch Benediktinerinen ersetzt wurden.

San Antonio, Fla. Akademie in San Antonio, Fla. Inneneß, Fla.

Nebst der Pfarrschule leiten diese Schwestern auch die Akademie des hlst. Namens. Das Mutterhaus für die Diözese St. Augustine befindet sich in demselben Gebäude. Die jetzige Priorin ist Mutter M. Rosa Maria, O. S. B.

San Antonio ist, nach Florida Begriffen, hübsch gelegen in dem hügelreichen Theile von Pasco Co., ungefähr 25 Meilen vom mexikanischen Meerbusen, 35 Meilen nördlich von Tampa, an dem Sandford und St. Petersburg Zweig der Atlantic Coast Line. St. Thomas ist ebenfalls eine kleine Niederlassung, welche 1885 etwa vier Meilen westlich von San Antonio angelegt wurde. Außerdem wurde eine kleine Kolonie St. Joseph gegründet, die im Jahre 1893 durch die Einweihung eines Kirchleins ausgezeichnet wurde.

Die Kolonisten wurden in den katholischen Wochenblättern energisch auf die neue Ansiedlung aufmerksam gemacht. Der Boden ist durchgehends locker und sandartig — nicht sandig. Wer ihn zum ersten Male sieht, sollte meinen, es könne gar nichts in demselben wachsen. Doch sobald man die riesigen Kiefern und Fichten anschaut, und das Dickicht in den Niederungen, kommt man zum Schlusse, daß der Boden Nahrungsstoffe enthalten müsse. Und so ist es

in Wirklichkeit, er ist an und für sich fruchtbar, und wird diese Fruchtbarkeit noch bedeutend erhöht durch Kultur und Dünger, so daß im Jahre auch ausnahmsweise zwei Ernten gehalten werden können. Diese Ernten betreffen aber blos Gemüse aller Arten, da Obst und sonstige Früchte, wie Erdbeeren, nur eine Ernte abgeben. Das Klima ist, abgesehen von kurz andauernden Temperaturschwankungen, warm und daher gedeihen halbtropische Früchte am besten, wie Orangen, Zitronen, Japanische Pflaumen, Annanas in geschützten Lagen, u. dgl. Birnen gedeihen strichweise ausgezeichnet. Aepfel und Kirschen gedeihen nicht, da sie eine Winterruhe bedürfen, die sie hier nicht empfangen. Die Hauptkultur ist die der Orangen, Zitronen, Birnen, Erdbeere, Melonen, Annanas und selbst Tabak. Getreide wächst nicht außer Hafer und das etwas spärliche Korn. Zuckerrohr und Cassava bringen gute Ernten.

Mit der Fruchtbarkeit des Bodens kann der Ansiedler nur dann sich eine gesicherte Zukunft gründen, wenn das Absatzgebiet nicht allein groß, sondern auch stark bevölkert ist und die Transportmitteln entsprechend billig sind. Da die Bevölkerung sehr dünn gesäet ist und die Frachtspesen ziemlich groß sind, so kann trotz der Fruchtbarkeit die Existenz der Ansiedler nicht beneidenswerth sein.

Am 6. Juni 1887 wurde die Niederlassung von San Antonio den Benediktinern von der St. Vinzenz Abtei in Pennsylvania übertragen. Wohlbekannt als Pioniere in der Urbarmachung der unwirthlichsten Gegenden Europas und als eminente Kulturbeförderer, war es eine gute Wahl, welche die betreffenden Faktoren machten. Als erster Pfarrer kam der hochw. P. Gerhard Pilz, O. S. B., nach San Antonio, welcher sich um Regelung der kirchlichen Verhältnisse große Verdienste erwarb. Schon im Jahre 1889 wurde wegen der großen Entfernung der Mutter-Abtei St. Vinzenz die Obsorge der neuen Pflanzung der Abtei Maria Hilf in Belmont, Gaston Co., N. C., übertragen. Noch am 4. Juni 1889 ließen sich die Benediktiner als gesetzliche Korporation von der Legislatur in Tallahassee, Florida, aufnehmen, um eventuellen Schwierigkeiten vorzubeugen und um den staatlichen Schutz, auch in Erbschaftsangelegenheiten, zu erhalten. (Schluß folgt.)

Häufig wird in der Hl. Schrift die geistliche Hilfe, die uns Gott zutheilt, mit einem Regen verglichen. Er ist für Manchen viel reichlicher, als für Andere, die in Gegenden zur Welt kamen, wo die geistliche Hilfe viel spärlicher fällt. Dieser Regen ist, wenn wir ihn recht betrachten, bald laut und bald still. Der stille Regen sind die innerlichen Einsprechungen, die „wie Thau auf das Fell" (Ps. 71, 6) herabfallen. Der laute Regen sind die Predigten, Ermahnungen, Tröstungen und Zurechtweisungen, durch welche uns Gott auch äußerlich seinen Willen zu erkennen gab. Doch wie dem auch sei, um wie viel stärker wird er oft gewesen sein, als derjenige, welcher unzähligen Andern zu Theil wurde! Man kann mit Recht sagen, daß Gott über uns „Gußregen ausschüttete, wie Ströme, die aus den Wolken fließen" (Job. 36, 27, 28), so reichlich war er. Segneri.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Der protestantische Bischof Hare von Süd-Dakota. — Irregeleitete protestantische Indianer. — Versuch die Rationen wie gewinnen. — Bischof Hare verzweifelt u kauft. — Das Vaterland in Gefahr. — E an den Präsidenten. — Flugschrift der „ Rights Association". — Stephens vo macht sich mausig. — Sein Proviso gestr Senator Bards sensationelle Erklärung. dinal Gibbons. — Professor Scharfs geh Erklärung.

Gewiß ist, daß Präsident Roosevelt die V dung der Indianer-Gelder zum Unterha Missionsschulen nicht aus politischen G anordnete, weil eben diese Verordnung allgemein bekannt gegeben wurde. Er nämlich mit Recht anzunehmen, daß, wen Verordnung allgemein bekannt würd bigotte Katholikenhasser gegen ihn s würden. So kam es, daß nicht einm Gutachten des Generalanwaltes veröff wurde. Man war im Ungewissen, w diese neue Anordnung verantwortlich sei neue Indianer-Kommissär fand im Indianer-Departement kein Schr ja nicht einmal einen „Federstrich" über die Bevollmächtigung, Kontra den Missionsschulen abzuschließen. Die ganze Sache mußte mündlich macht worden sein. Die Sache wurde zuerst in Süd-Dakota, wo be kopale Bischof Hare zwei Indianer-Schulen hat, bekannt. Genannter stantischer Bischof schrieb schon im September vorigen Jahres an de dianer-Kommissär und bat ihn um Auskunft über die mit den kath Indianer-Schulen eingegangenen Kontrakte. Der Indianer-Kommissä wortete ihm ausführlich. Darauf gab er sich den Anschein, als wolle e falls solche Kontrakte mit ihm eingehen und fragte ihn, welche Schritt erforderlich seien. Sobald er dessen Antwort erhalten, berieth er s einem Advokaten und frug schriftlich bei Herrn Brosius, dem Washin Agenten für die "Indian Rights Association" an, ob nicht einige Indianer den Indianer-Kommissär oder den Sekretär des Innern vo Obergerichte des Distrikt von Columbia verklagen könnten. Am 5. veröffentlichte er sodann einen heftigen Angriff auf dieses neue Ko System — ein verworrenes Schriftstück, voll von Entstellungen, das die Frage auf den Kopf stellte. Auch hatte man durch Verleumdungen un stellungen der Thatsachen eine Anzahl Sioux-Indianer veranlaßt, geg Verwendung der Indianer-Gelder zum Unterhalte der katholischen S zu protestiren.

Hätte Bischof Hare ebenfalls die ihm vom Indianer-Kommissär angebotenen Indianer-Gelder zum Unterhalte seiner zwei Schulen angenommen, so wäre wohl die ganze unerquickliche Episode unterblieben; aber er wollte lieber auf diese Geldunterstützung verzichten, als ruhig zusehen, daß die Katholiken, eben weil sie mehr Schulen haben, den Löwenantheil erhielten — echt protestantisch! Allerdings war sein Aerger einigermaßen erklärlich. Als nämlich der Indianer-Kommissär im Jahre 1901 den die verschiedenen Missionsschulen besuchenden Kindern die Rationen verweigerte, machte er herkulische Anstrengungen, dieselben wieder zu erlangen. Er wandte sich zuerst an den Indianer-Kommissär; dieser gab ihm einen abschlägigen Bescheid. Er appellirte an den Sekretär des Innern; dieser hielt die Entscheidung des Indianer-

Unsere Kapelle zu St. Michaels, Arizona.

Kommissärs aufrecht. Dann brachte er die Angelegenheit vor den Präsidenten — umsonst! Jetzt verzweifelte er, ging heim und verkaufte zwei seiner Indianer-Schulen. Daß es bald darauf dem hochw. Vater Ketcham und den Katholiken gelingen sollte, nicht nur die Rationen zurückzuerobern, sondern auch die Indianer-Gelder für den Unterhalt der Missionsschulen zu gewinnen — und zwar nachdem er die Hälfte seiner Schulen aufgegeben, und also nur geringen Nutzen aus dem Siege der Katholiken ziehen konnte — war allerdings eine bittere Pille. Aber was dem einen recht ist, das sollte dem anderen billig sein. Hatten die Indianer-Kinder ein Recht auf die Rationen, so hatten sie auch ein Recht auf die Stammes-Gelder. Sein diesbezügliches Verhalten zeigt deshalb seine erbärmliche Inkonsequenz, seinen Neid und seine Mißgunst in grellstem Lichte. Kein Wunder, daß Präsident Roosevelt sagte:

"I am surprised; the Episcopalians should not have taken such a stand." Bischof Hare hatte die Alarm-Glocke geläutet, und alle hasenfüßigen Katholikenscheue strömten in wahnsinnigem Schreck zusammen, um wieder einmal das Vaterland zu retten. Das Kapitol wurde mit Telegramen, Briefen, Pamphleten, Zeitungsausschnitten, Protesten und Bittschriften buchstäblich überschwemmt. Ich kann nicht umhin, wenigstens einen an den Präsidenen gerichteten Brief bekannt zu geben. Das Kuriosum lautet wie folgt:

Cloverport, Ky., den 20. Februar 1905.

Geehrter Herr!

Meine Aufmerksamkeit wurde auf einen Versuch, ungefähr $100,000 des

Cañon de Chelly, 53 Meilen nordwestlich von St. Michaels, Arizona.

Indianer-Fonds für sektirerische Schulen zu verwenden, gelenkt. Ich bin sicher, daß Sie einen großen Fehler begehen würden, wenn Sie so etwas gestatteten; das würde schließlich für alle Betheiligten nur Verderben bringen. Die papistischen Lehren in jedem Lande, das unter ihrer Herrschaft steht, zeigen, daß sie des Vertrauens unwürdig sind, und nur Unwissenheit und Laster sind die natürlichen Folgen ihrer selbstsüchtigen Bemühungen. Als Bürger dieses mit Blut erkauften Landes der Freiheit flehe ich Sie im Namen meines Meisters, des Herrn Himmels und der Erde, an, seien Sie getreu gegen Gott, und die arme, unwissende, schwache, leidende Menschheit, und stehen Sie ab von dem, was Ihren Namen in Schimpf und Schande begraben würde.

Im Vertrauen, daß Sie Ihren Einfluß zur Unterdrückung des Geizes und der Habsucht eines unbarmherzigen Geistes verwenden werden, und daß

Sie sich in Wahrheit als den „weißen Vater" der Indianer zeigen werden, bitte ich mich unterschreiben zu dürfen,

Ihr ergebenster,
S. O. Christian,
Pastor der ersten Baptisten-Kirche, Cloverport, Ky.

Der ehrenwerthe Theodor Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten, Washington, D. C.

Ist das nun nicht rührend? Nachdem noch die "Indian Rights Association" in einer gehässigen, die Thatsachen entstellenden Flugschrift einen Protest der irregeleiteten Sioux-Indianer, und Proteste von zwei protestantischen Indianer-Missionären veröffentlicht hatte, litt es den katholikenscheuen

Hofraum der Schule der ehrw. Mutter Katharina.

Abgeordneten Stephens von Texas nicht länger. Er ließ beim Sekretär des Innern anfragen, ob die Gelder der Indianer wirklich zum Unterhalte von Missionsschulen verwandt worden seien; wenn das geschehen sei, möge man ihn wissen lassen, wie viel, wozu, unter wessen Autorität, und ob man vorher die Zustimmung der Indianer erlangt. Der Sekretär des Innern ließ, statt seiner, den Indianer-Kommissär antworten. Nur die Frage, wer die Kontrakte autorisirt habe, konnte er nicht beantworten, denn das wußte er selbst nicht. In der nächsten Sitzung des Kongresses fügte Stephens der Bewilligungsbill ein Proviso bei, das die Verwendung der Indianer-Gelder zum Unterhalte von Missionsschulen verbot. Ich habe seine gehässige Rede im Repräsentantenhause nicht gehört, wohl aber habe ich sie zu Washington im Kongreß-Record

gelesen. Man ignorirte ihn vollständig. Ehe man aber zur Abstimmung schritt, bestand der Abgeordnete Sherman von New York darauf, daß das Proviso wieder gestrichen werde, da es eine Gesetzgebung involvire, und deshalb als Separatbill eingebracht werden müsse. Damit war die Sache im Hause abgethan. Daß dieselbe später im Senate überhaupt auf's Tapet kam, verdanken wir dem Senator Bard von Californien, der vor dem Senats-Kommittee die sensationelle Erklärung abgab: Dr. E. L. Scharf, ein Agent für eine römisch-katholische Missions-Gesellschaft, habe ihm einen Besuch abgestattet und ihn gebeten, bei den republikanischen Mitgliedern des Hauses seinen Einfluß geltend zu machen, um Indianer-Gelder für den Unterhalt katho-

Negerschülerinen in der Schule der ehrw. Mutter Katharina.

lischer Indianer-Schulen zu erlangen. Wenn die Republikaner ein solches Gesetz passirten, würden die Katholiken darauf sehen, daß zwanzig unsichere Kongreß-Distrikte für seine Partei gewonnen würden. Dr. Scharf habe ihm die betreffende Kongreß-Distrikte angeführt, die Zahl der katholischen Stimmgeber in denselben angegeben, und die Namen von Priestern genannt, welche den Stimmenfang übernehmen würden.

Es läßt sich denken, daß diese Erklärung Aufsehen erregte. Senator Teller ließ sich sogar zu dem Ausrufe hinreißen, wenn Dr. Scharf jene Vorschläge im Ernste gemacht, habe man mehr Grund, sich über die Einmischung der katholischen Kirche als über die der Mormonen in die amerikanische Politik zu beklagen. Am folgenden Tage erklärte Kardinal Gibbons, die katholische

Kirche beschäftige keinen politischen Agenten, sei es in Washington, sei es anderswo, und Professor E. L. Scharf sei weder ein Agent der Kirche noch des katholischen Indianer-Bureau. Tags darauf, am 3. Februar, veröffentlichte Professor Scharf eine Erklärung in dem Washingtoner "Evening Star". Da ich mit Professor Scharf, einem katholischen Laien, früher ein Privatdozent in der katholischen Universität zu Washington, dann an der Spitze eines katholischen Preßbureau in der Hauptstadt, in Washington persönlich bekannt geworden bin und bestimmt weiß, daß er einestheils den Indianer-Schulen manch' werthvollen Dienst erwiesen, andererseits nicht nur von Senator Bard, sondern auch von anderen in ein schiefes Licht gestellt, und selbst von Katholiken falsch beurtheilt worden ist, so will ich hier seine schon an und

Prähistorische Topferwaaren, 8 Meilen südlich von St. Michaels, Arizona.

für sich interessante Erklärung auch in deutscher Sprache veröffentlichen. Er sagt: „Als ich vor zwei Jahren den Versuch machte, die Bewilligungen für die katholischen Indianer-Missionen auf zwei Jahre verlängern zu lassen, that ich dieses aus eigenem Antriebe, und gab mich sicherlich nicht als Agenten für irgend eine Person aus. Als ich in jenem Winter im Hotel Normandie dem Senatoren Bard einen Besuch abstattete und ihm meine Mission auseinandersetzte, theilte er mir gleich anfangs mit, daß er Presbyterianer sei, und daß seine Kirche gegen den Empfang von Regierungsgeldern zum Unterhalte ihrer Schulen sei. Er unterließ es jedoch, mir zu sagen, daß die presbyterianischen Missionen seit den Zeiten Grant's, unter dessen Administration das Kontrakt-System inaugurirt wurde, ihren Antheil an den Kontraktbewilligungen ange-

nommen hatten; noch erklärte er mir die plötzliche und geheimnißvolle Bekehrung der Presbyterianer zu dem neuen Grundsatze, der damals von den A. P. A.'s promulgirt wurde, daß es unkonstitutionell sei, solche Bewilligungen zu machen. Thatsächlich hatten alle protestantischen Denominationen bis zur Administration Cleveland's solche Bewilligungen empfangen, und es bedurfte einer solchen Bewegung, wie der Agitation der A. P. A.'s, ihnen die Schlechtigkeit der Sache zu zeigen. Während sie diese Hilfe von der Regierung erhielten, gab es keinen Lärm über sektirerische Gesetzgebung; aber nachdem sie sich zurückgezogen und die katholischen Missionen allein den Nutzen davon hatten, stellten sie sich in ihrer Scheinheiligkeit, als ob die bloße Idee davon ihnen einen heiligen Schrecken einjagte. Während meiner Unterredung mit Senator Bard gab dieser sich Mühe, die Thatsache zu beklagen, daß jede Gesetzgebung, welche sich auf religiöse Dinge bezieht, im ganzen Lande solch' bittere Gefühle hervorrufen sollte, und gab mir den Rath, mein Vorhaben aufzugeben, da es eine religiöse Frage in die Politik bringen würde. Ich erklärte ihm, ich lege diese Frage einfach dem Kongreß zur Beachtung vor, und man habe mich hinlänglich ermuthigt fortzufahren.

Was er über die zwanzig Kongreß-Distrikte sagte, ist eine geschickte und künstliche Verdrehung einer einfachen Erklärung, die ich ihm gegenüber machte. Als wir die Thätigkeit der A. P. A.'s, welche damals noch am Lärmen waren, besprachen, sagte ich ihm, kein Kongreß-Mitglied könne wegen seiner Stimme, die er nach Gewissen für meine Maßregel abgebe, von jener Gesellschaft angegriffen werden, ohne daß es in seinem Distrikte bekannt würde, und in diesem Falle würden die Katholiken das Hineinzerren der Religion in die Politik ahnden und darauf sehen, daß jener Kongreß-Abgeordnete nicht geschlagen würde. Die Methodisten oder irgend eine andere Körperschaft von Bürgern würden dasselbe thun; und wenn sie es nicht thäten, so würde ich sehr gering von ihnen denken. Die Liste der Kongreß-Distrikte, welche ich ihm zeigte, war einfach ein Beweisstückt, um ihm zu zeigen, daß die Katholiken wenigstens in einigen Distrikten zahlreich genug seien, um dieses zu thun. Ich nahm ebenfalls Veranlassung, dem Senator zu sagen, daß die Katholiken in der Regel Religion und Politik nicht ineinander mengen, und daß in dieser Beziehung die Hühneraugen sich an den Füßen der Protestanten, wenigstens einiger, befinden. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit auf die notorische Thatsache, daß seit der Gründung dieser Republik kein Katholik sich um irgend ein Amt beworben, ohne eben wegen seines Katholizismus Stimmen zu verlieren, und daß kein Katholik jemals für ein Amt vorgeschlagen wurde, ohne eben wegen seiner Religion auf Widerspruch gegen eine solche Ernennung zu stoßen, und daß ich das Geschrei auf der anderen Seite gegen das Hineinzerren der Religion in die Politik als reine Heuchelei betrachte.

Die Erklärung des hochw. Vater Ketcham, des Direktoren des katholischen Indianer-Bureau, daß ich nie ein Repräsentant des katholischen Indianer-Bureau gewesen, ist vollständig richtig, und es möge mir erlaubt sein, hinzuzufügen, daß ich mich niemals als solchen ausgegeben habe. Ich will jedoch bemerken, daß mir vom Bureau in seinem Berichte der drei Erzbischöfe, welche

die Inkorporatoren des Bureau sind, ebenfalls in der letzten Ausgabe der „Indianer-Wache" offiziell wegen werthvoller Dienste, die ich geleistet, gedankt wurde. Diese Dienste habe ich vollständig aus freiem Antriebe geleistet, bewogen durch mein Interesse an dem großen Werke, welches das Bureau unter den Indianern thut. Zum Schlusse will ich noch sagen, daß selbst, wenn die vom Senator Bard gemachte Erklärung ganz richtig wäre, so verlören sie doch wegen der langen Zeitdauer, die er verstreichen ließ, ehe er seine Anklagen vorbrachte, ihre Kraft. Er wartete, bis die Legislatur von Californien ausfand, daß er nicht der richtige Mann sei, jenen Staat im Senate zu vertreten. Wenn er wirklich meinte, daß ich ihm ungebührliche Vorschläge gemacht, so hätte er mich damals, als ich vor zwei Jahren vor dem Unter-Kommittee des Senates für Indianer-Angelegenheiten, um meine Angelegenheit vorzubringen, erschien, denunziren sollen. Aber das that er natürlich nicht, denn damals gab es noch manches zu thun in Californien.

Wenn im Kongreß je Drohungen angewandt wurden, um die Gesetzgebung zu beeinflussen, so ist das von den W. C. T. U. geschehen, als sie die Kongreß-Mitglieder beeinflußten, die Bill zur Abschaffung des Verkaufs von geistigen Getränken in den Restaurants des Hauses und des Senates, und die Bill gegen die Armee-Kantine zu passiren. Durch bloße Drohungen, daß sie am Stimmkasten geschlagen würden, wurden Kongreß-Mitglieder und Senatoren gezwungen, gegen ihre bessere Ueberzeugung und gegen ihren Willen für diese Maßregeln zu stimmen. Wenn irgend eine katholische Organisation für irgend eine Bill, für die sie sich interessirte, irgend etwas Aehnliches thun würde, so würde unter diesen Leuten ein Geschrei und ein Geheul entstehen, daß man es von Jacksonville bis nach Dawson hören könnte."

Vorrechte des hl. Nährvaters Joseph.

Wie die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria der ehrw. Dienerin Gottes Maria von Jesu, Aebtissin des Klosters der unbefleckten Empfängniß zu Agreda, offenbarte, ist die Fürsprache des hl. Joseph ein überaus mächtiges und wirksames Mittel des Heils. Gott der Herr hat ihr hohe Privilegien und Vorrechte verliehen zu Gunsten derer, die ihn geziemend als ihren Fürsprecher anrufen. Auf seine Fürbitte erlangen sie: 1) die Tugend der Keuschheit und den Sieg bei sinnlichen Versuchungen; 2) mächtige Gnadenhilfe, den Stand der Sünde zu verlassen und zu Gottes Freundschaft zurückzukehren; 3) besondere Gunst der Gottesmutter und eine wahre Andacht zu ihr; 4) die Gnade eines guten Todes und Schutz gegen Satan in der Todesstunde; 5) bei andächtiger Anrufung des Namens Joseph mächtige Hilfe gegen die bösen Geister auch jederzeit im Leben; 6) Gesundheit des Leibes und Hilfe in verschiedenen Nöthen.

— Gibt es ebenere, glattere und offenere Straßen, als jene auf den Stadtplätzen? und doch gleitet man auf diesen oft aus, fällt auch auf ihnen; so groß ist die menschliche Schwäche. Segneri.

(Für den „Sendbote".)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

oher kommen die Greise und Greisinen bei den Kleinen Schwestern der Armen? In welcher Lebensstellung waren sie vor ihrem Eintritt in's Altenheim?

Das Werk der Kleinen Schwestern, still und geräuschlos, bietet dem Beobachter die verschiedensten Lebensbilder. Leute in allen Lebenslagen kommen zu ihnen, nachdem sie in der Welt die mannigfachsten Erfahrungen gemacht haben. Dort ist der Hafen, in welchem sich so viele bergen, die auf dem Weltmeere den schwersten Stürmen getrotzt, oder auch an Leib und Seele Schiffbruch gelitten haben. War dem einen das Leben ein sehr bewegtes und ereignißvolles, bei dem andern glitt es ruhig und stille dahin; andere wiederum führten einen erbaulichen und geordneten Wandel, aber das Unglück hat sie getroffen.

Alle Klassen der Gesellschaft

sind da vertreten. Man findet dort Leute, die früher reich waren und ein behagliches, ja luxuriöses Leben geführt haben. Andere haben von Staatsgeldern gelebt, und verschiedene Aemter an höheren Schulen, in der Verwaltung oder in der Armee inne gehabt. Andere waren arme Schlucker und sind niemals auf einen grünen Zweig gekommen. Die meisten jedoch gehörten der Arbeiterklasse an. Bankiere, Professoren, große und kleine Geschäftsleute, Handwerker, Landleute, selbst Offiziere und gewesene Beamten — alle leben wie Brüder miteinander, theilen ein gemeinsames Loos und sind die lieben Greise der Kleinen Schwestern. Wittwen ohne Stütze, Näherinen, Wäscherinen, Mägde, Büglerinen, Kleidermacherinen, Mütter, die ihre ganze Habe an ihre Kinder abgetreten haben und jetzt von denselben verlassen sind — solche findet man in der Abtheilung für die Frauen.

Eine langsame, aber mächtige Umwandlung erfolgt bei diesen alten Leuten. Das Leben war für sie hart, die Zukunft gestaltete sich düster, das Alter ist gekommen mit seinen Schwächen und Gebrechlichkeiten. Für sie gibt es kein Lächeln des Glückes; die Hoffnung ist dahin und die Noth ist eingetreten und untergräbt nach und nach ihre Existenz. Dann öffnet sich das Zufluchtshaus der Kleinen Schwestern und ladet die Schiffbrüchigen, die Gescheiterten zum Eintritt ein, mit der Versicherung eines sanften, friedlichen und sorglosen Lebensabends. Sie finden hier wieder eine Familie und fühlen bald, daß man sie liebt, und daß Alles geschieht, sie glücklich zu machen. Der Einfluß der barmherzigen und aufopferungsvollen Schwestern, der Umgang mit andern Greisen, die fröhlich und zufrieden sind, die Rückkehr zur Religion, die

ihnen Hoffnung und christliche Ergebung predigt, bringen ihre Wirkung hervor. Bald klären sich die Gesichter auf, die Traurigkeit verschwindet, die frühere Munterkeit kehrt zurück. Die Greise fangen von Neuem an zu leben und stecken sich für die übrigen Lebenstage als Ziel den Himmel, nach welchem sie streben.

Die gute Ordnung des Hauses vollendet das Werk. Man gewöhnt sich an die Regelmäßigkeit, an Anstand, an gutes Benehmen. Gehet hin in ein Haus der Kleinen Schwestern; ihr findet dort Musterbilder von schönen, munteren und heiteren Greisen. — Bei der Begräbnißfeier des Kardinals Guibert fanden sich die Greise der sechs Häuser von Paris ein, unter der Führung eines Generalvikars, der aus freier Wahl ihr Hausgeistlicher geworden. Sie wurden in den Saal, neben den Abgeordneten und Senatoren, eingelassen und schritten hinter dem Trauerwagen. Das Volk sah sie vorbei gehen und unter dem Eindruck ihrer würdigen und anständigen Haltung, frug man sich: „Wer sind denn die schönen Greise?" Und den Ordner des Zuges konnte man sagen hören: „Machet Platz den Greisen der Kleinen Schwestern der Armen — der Adoptiv-Familie des Kardinals!"

Ein abenteuerliches Leben.

Vaillancourt, geboren anfangs des letzten Jahrhunderts, begleitete im Jahre 1826 Simpson, den Gouverneur von Quebec, als Führer auf der Expedition nach dem fernen Westen. Bei seiner Rückkehr von der großen Reise begegnete der junge und kühne Canadier einem Indianerstamm an den Quellen des Mississippi. Für wenige Geldmünzen und paar Krüge Branntwein erhielt er einen ungeheueren Strich Landes, auf welchem jetzt die Städte St. Paul und Minneapolis stehen. Eine Zeit lang suchte er seine Besitzungen vortheilhaft zu verwerthen; hatte aber das Unglück, daß ihm Alles geraubt wurde, und im berauschten Zustande wurde er auf ein Floß gebunden und den Wellen des großen Flusses überlassen. An einer verlassenen Stelle an's Ufer geschwemmt, begab er sich nach St. Louis. Darauf gelangte er nach vielen Abenteuern mit französischen Soldaten nach Algier, zur Zeit als dieses Land erobert wurde. Im Jahre 1848 finden wir ihn in Paris, wie er auf einer Barrikade kämpft. Nach einiger Zeit kehrte er nach Canada und dann nach St. Paul zurück, wo er fand, daß sein Eigenthum in fremde Hände übergegangen, wovon ein Theil mit Häusern bedeckt war. Bitter getäuscht, ging er auf neue Abenteuer aus, und nach einer langjährigen Wanderung kam er schließlich wieder nach St. Paul, wo er, gezwungen durch sein hohes Alter, durch Noth und körperliche Gebrechen, die Kleinen Schwestern der Armen um Aufnahme bat, von deren Heim aus man das reiche Mississippi-Thal überblicken kann. Dort, in einem Armstuhl sitzend, konnte er seine früheren Besitzungen überschauen und ohne seinem Verlust eine Thräne nachzuweinen, pflegte er zu sagen: „Dem sei nun, wie ihm wolle; Gott ist gegen mich gut gewesen; denn aus vielen Abenteuern und Gefahren hat er mich hierher geführt, um meine letzten Tage in Frieden zu beschließen, wo ich entschlossen bin zu bleiben, und wo ich Hoffnung auf Dinge hege, die dauerhafter sind."

Der Einsiedler.

Im Jahre 1862, als eben das Haus der Kleinen Schwestern der Armen zu Beziers in Frankreich eröffnet war, ging ein alter Mann von 84 Jahren, der in einer elenden Dachkammer wohnte, und von allen verlassen war, zu einer Marktfrau und bat sie, ihn nach dem Altenheim zu bringen, da er selber nicht wisse, wo dasselbe sei. Als er ankam, war die Oberin nicht zu Hause; er aber wollte nicht fort, da er versicherte, er würde Aufnahme finden. Man hatte Mitleid mit dem ehrwürdigen Greise und man nahm ihn auf. „Jetzt bin ich glücklich," sagte er. „Ich werde dieses Haus nicht mehr verlassen, es sei denn, um in den Himmel einzugehen, und zwar in kurzer Zeit." Sogleich wurde ein Bett besorgt und in Eile hergerichtet, da es an vielen Dingen fehlte. Am folgenden Tage gab er den Schwestern den Schlüssel zu seiner Dachkammer mit der Weisung, aus einem alten Kasten 200 Franks für das Haus zu nehmen. Dies hatte er sich erspart. An den ersten zwei Tagen war er von der Freude, ein Heim gefunden zu haben, fast überwältigt, und sprach von seinem baldigen Tode. Am dritten Tage blieb er im Bett und versicherte, sein Ende sei nahe. Ein Arzt und ein Priester besuchten ihn; sie glaubten aber nicht an eine Gefahr. Während der Nacht, nachdem die Schwester sich entfernt hatte, überzeugt, daß keine Gefahr sei, legte er die Arme in Kreuzesform über die Brust und sagte zu den andern: „Seid meinetwegen nicht beunruhigt; denn ich habe mich schon lange auf den Tod vorbereitet." Am folgenden Morgen fand man ihn in derselben Lage, aber in die letzten Züge greifend. Der Ausdruck seines Gesichtes fiel den Schwestern und den alten Leuten sehr auf. Er starb, und man legte ihn in ein Grab, das er hatte machen lassen und in welchem er, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, die letzte Ruhestätte finden wollte.

Wer war dieser Mann? — Er war immer sehr fromm gewesen, und, wie ein Freund versicherte, hatte er das Gelübde der Keuschheit gemacht. Mehrere Jahre war er bei den Christlichen Schulbrüdern gewesen und hatte dann auf dem Berge Caprimonte ein Einsiedlerleben geführt, während er den Pilgern Gastfreundschaft gewährte und theils von Almosen lebte, theils von einer Pension, die ihm die Brüder gaben. Als er in Folge seines hohen Alters und seiner Körperschwäche den Berg nicht mehr besteigen konnte, kehrte er in die Stadt zurück, wo er ein Büßerleben führte und sein Brod bettelte, während er seine Nachtruhe in einer armseligen, allen Winden ausgesetzten Dachkammer, auf einem Lager von Stroh fand. Von aller Welt verlassen und verachtet, kam dieser Mann, um seine letzten Tage im Hause der Kleinen Schwestern zuzubringen. Sein Leben in Gott und sein friedlicher Tod ließen bei den Schwestern den Eindruck zurück, daß er nur gekommen sei, bei ihnen zu sterben und ihnen ein Fürbitter im Himmel zu sein.

Verschiedene Lebensbilder.

In einem Seehafen versahen zwei Männer, die dem Anscheine nach nicht dem gewöhnlichen Stande angehörten, die Stelle eines Pförtners in dem Heim der Schwestern. Ihre Mitsoldaten hatten ihnen den Eintritt erwirkt; denn

die beiden Herren waren Kapitäne in ihrem Regiment gewesen und hatten dem Lande daheim und in den Kolonien gedient. Da sie sich aber an einem Aufruhr betheiligt hatten, so waren sie degradirt und aus der Armee entlassen worden, ohne Pension und ohne Hoffnung für die Zukunft. Als das hohe Alter an sie herantrat, hatten sie bei den Schwestern Unterkunft gefunden.

In einer großen Stadt war einer von den Insassen des Altenheims ein kleiner Mann, mit grau melirtem Bart, der im Hof mit der Miene eines hohen Beamten auf und ab ging. „Hochwürden," sagte derselbe zu einem Priester, „es sind dies ausgezeichnete Schwestern, und ich habe nichts als Lob für sie; aber diese alten Leute! Mit ihnen kann ich nicht von Literatur, Geschichte, von Reiseerlebnissen reden, wie zum Beispiel mit Ihnen, Hochwürden." Der Geistliche frug ihn, was ihn veranlaßt habe, in's Altenheim zu gehen. „Nun," erwiderte er, „im Alter von 25 Jahren war ich Unterpräfekt und hatte alle Aussichten, mit dreißig Präfekt zu werden; aber unglücklicher Weise wurde die Regierung, der ich diente, gestürzt, und ich blieb derselben treu, da ich hoffte, sie werde wieder an's Ruder gelangen. Unterdessen wurde ich, um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, Weinhändler, indem ich meine frühere Bekanntschaft mit vornehmen Familien in Rechnung brachte. Hohes Alter und Krankheit nöthigten mich, das Geschäft aufzugeben, und nachdem mir meine Freunde eine Zeit lang hilfreiche Hand geleistet, erlangten sie mir Eintritt in diese Anstalt." Der Unterpräfekt beschloß auch dort sein Leben.

Maria Jouet, 97 Jahre alt, war die älteste Insassin des Hauses zu Blois in Frankreich, und der Liebling Aller. Geboren in der Vendée, hatte sie während der französischen Revolution viel Gutes gethan. Verfolgte Priester hatte sie im Keller versteckt, Geld und Kleider hergegeben, um Verwundete zu verpflegen und Flüchtlinge zu verkleiden, um so ihr Entkommen zu ermöglichen. Sie besaß eine außerordentliche Stärke des Charakters; Wittwe und Mutter von sieben Kindern, von denen zwei Priester waren, hatte sie alle zum Grabe geleitet. Zuletzt hatte sie beim jüngsten Sohne, Pfarrer einer kleinen Landgemeinde, Wohnung genommen, und nach seinem Tode, da er Alles, was er besaß, zu wohlthätigen Zwecken verwendet hatte, wurde sie eine Zeit lang von Priestern in der Nachbarschaft mit Geldmitteln unterstützt, worauf dieselben ihr den Eintritt in das Heim der Kleinen Schwestern besorgten. An ein etwas bequemeres Leben gewöhnt, konnte sie sich zuerst nicht ganz in die neuen Verhältnisse zurechtfinden; aber ihr starker Glaube setzte sie in Stand, Alles so zu nehmen, wie es kam, und selbst auf die kleinen Rücksichten zu verzichten, wie alte Leute sie gerne haben. Ihre Bescheidenheit und liebevolle Freundlichkeit gewann ihr die Achtung und Zuneigung Aller, und wie konnte sie so vieles Interessante aus den früheren bewegten Zeiten erzählen!

Es ist albern und verkehrt, lieber die schlechten Sitten der Vorgesetzten nachahmen, als die durch sie verkündeten Gebote Gottes befolgen zu wollen; gleich als wenn ein Wanderer auf seinem Wege Halt machen zu müssen glauben wollte, weil die steinernen Wegweiser, die ihm den Weg zeigen, nicht selbst mit ihm gehen. St. Augustinus.

(Für den „Sendbote".)

Schlimme Zeiten.

Von P. Saget.

War oft hören wir heutzutage den Ausspruch: Schlimme Zeiten! und leider sind die Klagen, die sich daran anknüpfen, nur zu gerechtfertigt; denn wenn wir Umschau in der Welt halten, dann tritt es uns klar und deutlich vor Augen, daß es in fast allen Kulturländern der Erde recht traurig aussieht, und daß sich immer mehr Zustände entwickeln, die auf uns sehr deprimirend einwirken müssen. Ueberall begegnen wir einem unverkennbaren moralischen Niedergange und einer alle Schichten der Gesellschaft durchdringenden Korruption, die sich beide auf die mannigfachste Weise kundgeben und besonders in der sich fortwährend steigernden Zunahme verwerflicher Handlungen und Verbrechen aller Art zu Tage treten. Die Zeitungen sind in der Gegenwart mit Berichten angefüllt, welche keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß das moralische Empfinden, das Pflichtbewußtsein, das Rechtlichkeitsgefühl und die Gewissenhaftigkeit in weiten Kreisen des Volkes stark geschwunden sind und die bösen Gelüste und Leidenschaften eine solche Herrschaft erlangt haben, daß man nur noch mit Furcht und Bangen in die Zukunft blicken kann. Zahlreiche Vorkommnisse im sozialen Leben sind so geartet, daß wir bei ihrer näheren Betrachtung unwillkürlich an die Worte Schiller's aus dem „Lied von der Glocke" erinnert werden, die er im Hinblick auf die Greuel der ersten französischen Revolution niederschrieb, und die besagen: „Nichts Heiliges ist mehr, gelöst sind alle Banden frommer Scheu."

Und in der That! Wir leben inmitten einer furchtbaren Revolution, die in der zivilisirten Welt gewaltige Verheerungen anrichtet und Tausende und Abertausende in's Verderben stürzt. Diese Revolution, welche die sogenannte „Aufklärung" hervorgerufen hat, offenbart sich vor Allem in dem fanatischen Kampfe gegen die religiös-sittliche Weltanschauung, deren vornehmste Vertreterin die katholische Kirche ist. In enger Verbrüderung haben sich die verschiedenartigsten glaubensfeindlichen Elemente zusammengefunden, um der erhabenen Kulturmission des Christenthums ein Ende zu machen, und wohin wir auch unsere Blicke wenden mögen, überall sehen wir diese Elemente an der Arbeit, um dem Volke die Lehre Jesu Christi zu nehmen und dasselbe für eine Lebensauffassung und Weltanschauung zu gewinnen, deren Kern das Streben nach dem Besitze und dem Genusse irdischer Dinge ist. Gar Vieles ist durch solches Thun bereits erreicht worden, und erschreckend groß die Zahl derjenigen, welche sich zu jener Lebensauffassung und Weltanschauung bekennen, die das Ich auf den Thron erhebt, von dem Thorheit,

Verblendung und Bosheit die Majestät Gottes „beseitigt" haben, wie im Jahre 1793 die bluttriefenden Schreckensmänner der schon einmal von uns erwähnten französischen Revolution, indem sie durch ein Dekret Gott den Herrn förmlich „absetzten".

Wir können uns daher nicht darüber wundern, wenn Recht, Sitte, Tugend und Gewissen mehr und mehr aus den Herzen der „Aufgeklärten" schwinden, und wenn einerseits die Hab- und Genußsucht mit ihrer Gefolgschaft: den Verbrechen, anderseits die Trostlosigkeit und die Verzweiflung zur Geißel der Menschheit werden; denn, was bleibt dem Menschen, der von Gott und der Religion losgelöst ist, anders, als der Drang, sich das kurze Leben so angenehm, als irgend möglich, zu machen, und schließlich, wenn er seine Gelüste und Leidenschaften aus dem einen oder anderen Grunde nicht mehr befriedigen kann, die Skorpionen-Peitsche der Verzweiflung, die ihn zur Selbstvernichtung treibt.

Das ist ein entsetzliches Fazit, eine grauenerregende Quittung, die der gottlosen Weltanschauung unserer Tage ausgestellt wird! Aber trotzdem wollen ihre Vertreter, Verbreiter und Verherrlicher es nicht erkennen, wie schwer die Menschheit leidet unter dem „Segen" der „Aufklärung"; denn immer mehr schüren sie den Haß gegen die Religion, immer frivoler gehen sie zu Werke, um den Einfluß der Kirche Christi zu vernichten und ein modernes Heidenthum zu schaffen, das sittlich auf einem viel tieferen Niveau steht, wie dasjenige der grauen Vorzeit. Schon in der Gegenwart hat dieses Heidenthum in weiten Kreisen Platz gegriffen, und wir hören und lesen deshalb Dinge, die man im zwanzigsten Jahrhundert nicht für möglich halten sollte. Aber, was ist erst in der Zukunft zu erwarten, wenn dieser „Kulturfortschritt" andauert und sich weiter entwickelt? Was wird aus der heranwachsenden Jugend, die man dort, wo man die Macht und Herrschaft über die Schule und die Erziehung an sich gerissen hat, von der religiös-sittlichen Weltanschauung vollständig fernhält, und sie statt dessen von früh auf daran gewöhnt, das Leben zu „genießen"?

Uns erfaßt ein tiefes, unsagbares Weh, wenn wir die Perspektive sehen, die sich da vor uns eröffnet; denn es läßt sich nichts Schlimmeres vorstellen, als die menschliche Gesellschaft ohne Gottesglauben und ohne religiöses Empfinden. Selbst der größte „Freigeist", der erklärt; für sich keiner Religion zu bedürfen, muß zurückschaudern, wenn er das Bild der Verkommenheit sich ausmalt, daß die Gesellschaft darbietet, nachdem sie gottlos geworden und damit alle wahre sittliche Kraft verloren hat; denn dort, wo die Trostlosigkeit des Nichts als das Ende des Menschseins gilt, sind alle Schranken, die zur Sicherung der Sitte und Ordnung aufgerichtet werden, in sich morsch und faul, so stark und fest sie von Außen auch erscheinen mögen, und darum sagte eines Tages Maximilian Robespierre, das Haupt der Schreckensmänner der französischen Revolution: ein Volk ohne Religion werde zu einer Bestienhorde und lasse sich nicht regieren; deshalb müsse man, wenn es in Wirklichkeit keinen Gott geben würde, einen solchen erfinden, um ihn zur Leitung der Gesell-

schaft zu benützen. Dieses frivole und verwerfliche Wort beweist, was aus der „Kulturmenschheit“ ohne Gott wird, und daß alle „Aufklärung“ nicht dazu im Stande ist, die Völker sittlich zu erheben und zu veredeln. Wäre die moderne „Bildung“, wie sie von den Feinden der Religion und der katholischen Kirche insbesondere besorgt wird, thatsächlich so gut und werthvoll für die Gesellschaft, als man uns glauben machen will, so müßten wir gar Schönes und Begeisterndes vor uns sehen; aber, was wir schauen, ist ein sehr bedenkliches Zeugniß für die Güte dieser „Bildung“, und wir können bei dem besten Willen nicht anders, wir müssen sie, und gerade sie für die schlimmen Zeiten verantwortlich machen, in denen wir leben. Sie ist die Quelle des moralischen Niedergangs und der Korruption mit allen diesem Uebel anhaftenden Folgen, und so lange sie ihren unheilvollen Einfluß auf die Menschen ausübt, werden die traurigen Zustände, die wir beklagen, nicht verschwinden, sondern sich immer verderblicher gestalten. Möge man das endlich überall erkennen und es sich angelegen sein lassen, dem furchtbaren Uebel zu steuern, das der gesammten Kulturwelt Leben und Kraft raubt, sie unfähig macht, wahrhaft Gutes und Schönes zum Wohle Aller zu vollbringen!

Die Taschenuhr des Papstes.

Der Hl. Vater, Papst Pius X., hat auch als Papst die einfache Lebensweise und die einfachen Gewohnheiten, die ihn als Dorfpfarrer, Bischof und Patriarchen ausgezeichnet haben, beibehalten. Das beweist auch die folgende Geschichte:

Ein Kardinal stattete neulich dem Hl. Vater einen Besuch ab und sah, als der Papst seine Taschenuhr herausnahm, um zu sehen, wie viel Uhr es sei, daß der Hl. Vater eine an einem Schuhriemen befestigte billige Nickeluhr trug. Der Kardinal zog sofort seine kostbare Taschenuhr, die an einer goldenen Kette hing, hervor, und bot sie dem Papste als Geschenk an, gleichzeitig die Taschenuhr des Papstes als Gegengeschenk erbittend. Da überflog das Antlitz des Papstes ein herzgewinnendes Lächeln, das sich dem Gedächtnisse jedes seiner Besucher unauslöschlich einprägt, und er bemerkte: „Diese alte Taschenuhr ist gut genug für mich. Meine Mutter hatte sie mir geschenkt, doch hatten ihre sauer zurückgelegten Ersparnisse nur knapp gereicht, um diese Uhr zu kaufen, zum Ankauf einer Kette hatte das Geld gemangelt und gab mir deshalb eine meiner Schwestern einen Schuhriemen, um die Uhr daran zu befestigen. Ich selbst war über dieses Geschenk so erfreut, daß ich meiner Mutter versprach, die Uhr so lange zu tragen, als sie die Zeit anzeigen sollte.“ Der Papst hat seit dieser Zeit keine andere Taschenuhr besessen und sagt, daß er auch niemals eine andere Taschenuhr tragen werde, da seine eigene, billige Uhr für ihn als Andenken an seine Mutter einen unschätzbaren Werth habe.

— Was den Judas an Jesus kettete, war nicht das Gold der Liebe, sondern die Liebe des Goldes. Veith.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

VIII.

Feierlich ist die Prozession mit dem allerheiligsten Sakramente zu Ende geführt. Diese Veranstaltung, auf die so Viele ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, ist vorüber. . . . Aber wie? Hat der Heiland denn auf keinen dieser armen Kranken einen Blick der Gnade und des Erbarmens geworfen; ist keiner, dem er seine göttliche Macht gezeigt? War es umsonst? „O Herr, warum, warum bist Du von uns gegangen, und hast uns auch nicht einen Strahl Deiner göttlichen Allmacht zurückgelassen zu unserem Troste, zur Stärkung unseres Glaubens, zur Bekehrung der Sünder?"

Noch geben wir uns solchen traurigen Gedanken hin, da entstand urplötzlich eine mächtige Bewegung im Volke. Alles drängt nach einem gewissen Punkte; Alles läuft zusammen; wirre Stimmen werden laut: „Eine Heilung, eine Heilung!" Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigt sich der Schaaren. Und wirklich: ein Weib, etwa fünfunddreißig Jahre alt, das auf einem Rollwägelchen herbeigeführt worden war, sie ist aufgestanden, sie geht; sie geht ohne irgend eine Stütze, ohne irgend welche Hilfe. Wir drängen uns hinzu, wir wollen Alles mit unseren eigenen Augen sehen. Kräftige Ellbogenstöße und ein klein wenig Grobheit, die der Herr gewiß verzeihen wird, bringen uns an das gewünschte Ziel; ja, jetzt sehen wir es mit unseren eigenen Augen; eine dicke, wohlbeleibte Person, wohl vom vielen Liegen und Sitzen so rund geworden, die wir früher auf ihrem Wägelchen gesehen, die sehen wir jetzt gehen. Sie geht wirklich; und Niemand hält sie; wirklich Niemand. Im Gegentheile; die Brancadiers (Krankenträger), an solche Szenen gewöhnt, halten mit kräftigen Befehlen und derben Stößen Alle zurück, die die Kranke berühren wollen; Alle müssen sehen, daß sie allein geht; und sie schreitet rüstig weiter; immer glauben wir, jetzt und jetzt müsse sie sich anhalten, nach ihrem Wagen begehren; aber nein; sie geht. Ringsum sieht man theils erschreckte, theils gerührte Gesichter. Urplötzlich beginnt eine kräftige Stimme den Lobgesang: „Magnifikat!" Und begeistert fallen die Schaaren, an die lateinischen Gesänge wohl gewöhnt, ein: „Magnificat anima mea Dominum!" „Hoch preise meine Seele den Herrn!" Wirklich ist die Auferstandene bis zur Grotte gelangt! Das Gitter wird ihr geöffnet und sie wird hineingelassen; denn sonst liefe sie Gefahr, erdrückt zu werden.

Etwa zehn Minuten bleibt sie betend drinnen, dann führt man sie hinaus. Im Triumph wird sie auf ihren ehemaligen Krankenwagen, für sie jetzt ein Siegeswagen, gehoben und ein halbes Dutzend spannt sich bereitwilligst vor, um

diejenige, der Unsere Liebe Frau so große Gunst erwiesen, im stürmischen Laufschritte fortzuführen — wohin denn? Natürlich in das Aerztebureau. Forschenden Blickes schaut einer der Aerzte dem herannahenden Zuge entgegen; er empfängt die Geheilte, und kaum ist sie im Innern des Bureaus verschwunden, so schließen sich unbarmherzig die Thüren, während draußen einem Bienenschwarme gleich, das Volk unruhig hin und herwogt. Wir wollen nicht abwarten, was die ärztliche Untersuchung in diesem speziellen Falle für ein Resultat ergibt; die Aerzte werden ihres Amtes, so sind wir überzeugt, mit der größten Gewissenhaftigkeit walten und werden entscheiden, ob in diesem Falle eine derartige Heilung natürlicherweise zu erklären ist oder nicht und sie werden ihr Urtheil und das Ergebniß ihrer Untersuchungen im „Journal de la Grotte" und in den „Annales" veröffentlichen; dort wird es Jeder lesen können, Freund und Feind; und sollte einer gar zu sehr vor Ungeduld brennen, o so kaufe er sich doch die letzte Nummer des „Journal de la Grotte", dort auf der Esplanade steht ja gerade ein Verkäufer, begierig, seine Waare anzubringen und er wird in dieser Nummer erfahren, daß das Aerztebureau in den letzten vierzehn Tagen in der Lage war, fünf Heilungen, die theils in der Piscine, theils bei der Prozession stattfanden, als solche zu konstatiren, die über natürliche Kräfte hinausgehen, er wird diese Fälle ausführlich beschrieben finden sammt allen wünschenswerthen Daten; und zum Schlusse wird er noch eine Bemerkung vorfinden, daß noch mehrere andere Heilungen vorgefallen seien, die sich aber mangels ärztlicher Zeugnisse einer näheren Diskussion entziehen.

Wir lassen also, wie wir schon oben erwähnt, die Aerzte ruhig ihres Amtes walten, und gehen lieber zur Grotte, knieen dort nieder und danken aus Herzensgrunde dem Herrn, daß er sich gewürdigt, uns heute ein sinnfälliges Zeichen seiner Macht und Güte zu geben; Tausende haben es gesehen, und werden hingehen und es erzählen weit und breit, und der Ruhm Unserer Lieben Frau wird wieder erhöht werden und der Glaube wird bei Manchem wieder stärker werden, die Hoffnung fester, die Liebe inniger. (Fortsetzung folgt.)

Der glücklichste christenlehrpflichtige Knabe in der Welt ist der 14jährige Rudolfo Furnari in Rom. Er hat den Preis, den der Hl. Vater für das Auswendiglernen des großen Bellarminischen Katechismus ausgesetzt hatte, errungen. Es bewarben sich über 300 Knaben, die Besten der Christenlehrschüler aus allen Pfarreien Roms, darum. Seit undenklichen Zeiten sind auch gewisse Zeremonien mit der Ueberreichung des Preises verbunden. Unter Leo XIII. kamen sie in Vergessenheit, Pius X. hat sie wieder in's Leben gerufen. Am Ostermontag wurde der kleine Rudolfo Furnari mit der päpstlichen Kutsche von einem Kämmerer des Hl. Vaters abgeholt. Als er die Treppe zu den Gemächern des Papstes hinaufstieg, präsentirte die Schweizergarde das Gewehr. Durch den Kardinalvikar von Rom wurde er dem Papste vorgestellt, der ihm eigenhändig den Preis und den apostolischen Segen gab. Nachher speiste er an der Tafel des Kardinalvikars. Rudolfo Furnari ist der Held des Tages unter den Kindern Roms und mit recht.

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Durch eigenthümliches Zusammentreffen schloß sich Probst im Jahre 1832 einem Manne an, der in der katholischen Schweiz wohlbekannt war und später nach Amerika ging, wo er ein unsterbliches Andenken hinterlassen hat. Es war dies P. Franz Sales Brunner, apostolischer Missionär und Gründer der Klöster der Kongregation vom Kostbaren Blute in unserm Staate Ohio. Geboren den 10. Januar 1795 zu Mümliswil, einem Dorf des Kantons Solothurn, in der Schweiz, wurde er mit seinen Brüdern, nach dem Tode seines Vaters, den Benediktiner-Vätern in dem benachbarten Mariastein zur Erziehung übergeben, in deren Orden er am 11. Juli 1812 trat und im Jahre 1819 zum Priester geweiht wurde.

Nachdem er zehn Jahre als frommer, eifriger Priester zur allgemeinen Erbauung und zum Heile der Seelen in Mariastein zugebracht hatte, glaubte er einem höheren Berufe folgen und Gott auf eine strengere Weise dienen zu müssen. Er trat deshalb im Jahre 1829 in das Kloster der Trappisten in Oelenberg, nicht fern von seiner Heimat, blieb jedoch nicht immer dort, sondern hielt sich eine Zeit lang in Holland auf, in einem Trappisten-Kloster, wo er die holländische Sprache erlernte. Als nun im Jahre 1830 die französische Juli-Revolution ausbrach, wurden die Trappisten in Oelenberg nach allen Richtungen zerstreut und das Land, welches die Ordensmitglieder zusammenhielt, wurde gewaltsam aufgelöst. P. Brunner erhielt die Erlaubniß, auszutreten und beschloß nun, im Auslande Missionär zu werden.

Auf seiner Romreise im Jahre 1832 stellte er sich dem Papste Gregor XVI. zur Verfügung und erwartete nun, nach China oder nach Afrika gesandt zu werden. Der Papst bestimmte ihn für China, änderte aber plötzlich noch in der letzten Stunde, als die anderen Missionäre im Begriffe standen abzureisen, seine Absicht. P. Brunner war demnach wohl zum apostolischen Missionär ernannt, welchen Titel er bis zu seinem Tode behielt, aber Gott hatte ihn nicht für die beiden erwähnten Welttheile bestimmt, sondern für Amerika. Zunächst kehrte er nach seinem Heimatlande, der Schweiz, zurück, hielt Missionen in verschiedenen Gegenden, mehrere Jahre lang, bis er im Jahre 1838 in die Kongregation vom Kostbaren Blut trat, die er nach Deutschland und Amerika verbreitete. Er kam am Neujahrstage 1844 in Cincinnati an und begab sich von dort nach dem ihm angewiesenen Wirkungskreis in St. Alphons und Umgegend.

Wir kommen jetzt dazu,

das Zusammentreffen des P. Franz Sales Brunner mit Herrn Probst

näher zu erklären. Schon vor seiner ersten Reise nach Rom im Jahre 1830 hatte P. Brunner das theilweise verfallene Schloß Löwenberg bei Ilanz im Kanton Graubündten, das dem Grafen de Mont gehört hatte, anfangs gemiethet und später angekauft, worin er in Verbindung mit Probst eine Erziehungsanstalt für katholische Knaben eröffnete, um dadurch die Jugend Graubündtens, die damals im Unterrichte sehr zurück war, zu einer in wissenschaftlicher und religiöser Hinsicht den Anforderungen der Zeit entsprechenden Bildung zu führen. Hier begann die eigentliche pädagogische (erzieherische) Laufbahn des Professors Probst. Die Anstalt blühte schnell auf; die jungen Romanen*) lernten ungemein leicht die deutsche Sprache und machten auch sonst erfreuliche Fortschritte; da wurde die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Anstalt bald aufgehoben, und das Schloß Löwenberg fiel einer andern Bestimmung anheim. Wie man sagte, war die Unbeständigkeit des P. Brunner, und ein vielleicht übertriebener Religionseifer desselben die Ursache. Der Sachverhalt ist aber dieser. Es war die Absicht des P. Brunner, daß dies eine durchweg katholische Anstalt und unabhängig von der weltlichen Behörde sein sollte. Die letztere dachte aber anders, und als die blühende Anstalt ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, schickte sich dieselbe an, das Institut unter ihre Aufsicht zu nehmen. Da nun Vater Brunner sah, daß der Zweck, den er bei der Gründung der Lehranstalt im Auge hatte, so nicht erreicht werde, entließ er die Schüler ohne weiteres und gab dieses Unternehmen auf. In dieses Schloß Löwenberg, das ganz romantisch auf einem hohen Felsen, umgeben von kleinen prächtigen Gärten liegt, zog sich bald darauf die fromme Mutter des P. Brunner mit einigen Genossinen zurück und gründete die Versammlung der Schwestern vom Kostbaren Blut.

In jener Zeit dachte man im katholischen Bünden ernstlich daran, das Schulwesen zu verbessern und eine Kantonsschule zu errichten. Das geschah; die Anstalt kam in die alte ehrwürdige Abtei Disentis, die Wiege der bündnerischen Freiheit, und Probst erhielt den Ruf als

Rektor der Kantonsschule,

den er nach manchen Bedenklichkeiten annahm. Es war allerdings keine leichte Sache, auf Grund einer äußerst mangelhaften alten Klosterschule eine Anstalt zu errichten, die den Bedürfnissen der Zeit entspräche. Doch gelang es dem rüstigen, unverdrossenen und unermüdlichen Streben des neuen Rektors, unter großen Schwierigkeiten und Hindernissen ein vollständiges Gymnasium mit Realschule und Lehrerseminar in's Leben zu rufen, was von dem damaligen Erziehungsrath auch dankbar anerkannt wurde. Fünf volle Jahre leitete Probst diese Anstalt, in der ein wahrhaft christlicher, katholischer Geist herrschte, und die dann nach Chur verlegt und zum großen Leidwesen der Katholiken

*) Romanen sind Einwohner von Graubündten, die sich der romanischen oder churwälschen Sprache, verwandt mit dem Italienischen und Französischen, bedienen.

mit der protestantischen Kantonsschule vereinigt wurde. Wie sehr die Thätigkeit des Rektors in Anspruch genommen war, geht daraus hervor, daß er die verschiedensten Doktrinen (Zweige der Wissenschaft), wie Religion, Geschichte, Mathematik, deutsche und französische Sprache und Literatur vortrug.

Im Frühjahr 1838 siedelte Probst nach Rorschach am Bodensee über und errichtete dortselbst eine Erziehungsanstalt, die in kurzer Zeit aufblühte, und auch von auswärtigen Zöglingen besucht wurde. Es war dies die Glanzperiode des pädagogischen Wirkens Probstes. Seinen Schülern, die meistens in dem herrlich gelegenen ehemaligen Kloster Mariaberg wohnten, war er nicht blos Lehrer, sondern auch Vater, Freund und Rathgeber, und wußte sich ihre Liebe und Dankbarkeit zu erwerben, wovon er noch späterhin mannigfache Beweise erhielt. Dabei war er als Prediger und Katechet thätig, und wurde namentlich in der Pfarrkirche von Rorschach gerne gehört. Sieben Jahre lang leitete er die Anstalt, als sie dem Radikalismus zum Opfer fiel, worauf Probst sich eine kurze Zeit in Rapperswyl aufhielt.

Es ist nicht bekannt, in welchem Jahre Probst nach Amerika ging. Wie wir aus dem Folgenden noch ersehen werden, ist er Ende 1849 oder Anfangs 1850 nach Cincinnati gekommen. Wie es heißt, folgte er einem sehr ehrenvollen Rufe des damaligen Bischofs J. B. Purcell, und in Cincinnati eröffnete sich dem thätigen Manne ein neues und großes Feld für seinen Eifer. Er wirkte eine Zeit lang als Hilfsgeistlicher an der St. Philomena Kirche, indem er predigte, katechisirte und vielleicht auch Schule hielt, bis er

Redakteur des „Wahrheitsfreund“

wurde, zur selben Zeit als Herr Jos. A. Hemann die Herausgabe übernahm. In der ersten Nummer des XIV. Jahrganges (Donnerstag, den 5. September 1850) richten beide ihr Wort an die Leser des „Wahrheitsfreund“. Ein Auszug aus beiden Artikeln wird unsere Leser interessiren, besonders die Cincinnatier. Herr Joseph A. Hemann sagt in seiner Adresse „Ein Wort des neuen Herausgebers an die geehrten Leser“: „Schon vor 13 Jahren fühlte man hier in Cincinnati das Bedürfniß einer deutschen katholischen Zeitschrift, und so wurde im Jahre 1837 durch die schönen Bemühungen des hochwst. Herrn Henni, jetzt Bischof von Milwaukee, damals Pastor an der hl. Dreifaltigkeits Kirche zu Cincinnati, vom hiesigen St. Aloysius Waisenvereine der Wahrheitsfreund in's Leben gerufen. Bis zum Jahre 1843 war der St. Aloysius Waisenverein Herausgeber des Wahrheitsfreundes, worauf dann Herr Lehmann das schön angefangene Werk auf's eifrigste fortführte, und so ist der Wahrheitsfreund trotz vielseitigen Verfolgungen zu einem anerkannten Rufe unter einem weit verbreiteten Leserkreise herangewachsen.

„Mit der ersten Nummer des XIV. Jahrganges übernehme ich nun die Herausgabe eines Blattes, welches schon seit mehreren Jahren so segensreich gewirkt hat, und dessen Verbreitung allen Katholiken deutscher Zunge in den Vereinigten Staaten besonders am Herzen liegen muß. . . . Da ich auf meiner letzten Reise nach Europa die günstige Gelegenheit benutzte, mit der besten katholischen Literatur in eine nähere Verbindung zu treten, und schon früher mit eigener Lust und Liebe für die Erziehung der Jugend in Cincinnati thätig

war, so ließ ich es mir auf meiner Reise besonders angelegen sein, nach den besten pädagogischen Werken und Zeitschriften mich umzusehen, wodurch ich in den Stand gesetzt zu sein glaube, den W. Fr. für die Leser recht angenehm und nützlich zu machen.

„Ich verspreche mir dieses um so mehr durch meinen Redakteur, Herrn Professor J. Probst, der schon bei seiner Ankunft in Cincinnati vom früheren Herrn Redakteur des W. Fr. in No. 40 des XIII. Jahrganges vom 6. Juni 1850, als Verfasser mehrerer gediegenen pädagogischen Schriften dem Publikum vorgeführt und als Theolog und Geschichtskenner auf's Freundlichste begrüßt wurde.

„Da der bisherige Redakteur, Herr Böckling, mit dem früheren Herausgeber seine Stelle niederlegte, so war mir nichts von größerem Werthe, als an dessen Stelle einen Mann zu ermitteln, der zugleich Theolog ist, und als solcher längere Zeit gewirkt hat. Die Vorsehung wollte es, daß ich ihn fand.

„Herr Professor Probst hat schon in Deutschland unter den katholischen Schriftstellern einen nicht unbedeutenden Platz eingenommen, als Pädagog (Erzieher) ist er in seinen Leistungen, als Rektor der Kantonal-Schule in Graubündten, Schweiz, mit allgemeiner Achtung beehrt worden. Ein Werk über die Kontroverspunkte der katholischen Kirche ist noch zu frisch im Andenken, als daß man seine Tüchtigkeit, die Interessen der katholischen Bevölkerung Amerikas zu wahren, unter dem entferntesten Grunde bezweifeln könnte.

„Alles dieses, geehrte Leser, ermuthigt mich, alle katholischen Deutschen der Vereinigten Staaten zu bitten, durch ihre rege Theilnahme zu zeigen, daß sie bereit sind, ein Werk zu unterstützen, das Alle angeht, u. s. w. — Ihr ergebener Freund Joseph A. Hemann."

Probst sagt in seinem Artikel

„Was wir wollen":

„Bereits sind 13 Jahre verflossen, seit der hochwst. Bischof Henni in Milwaukee, damals Pastor an der hl. Dreifaltigkeits Kirche in Cincinnati, den ‚Wahrheitsfreund' in's Leben rief, und durch unermüdete Thätigkeit und regen Eifer erhielt. Durch dieses Unternehmen hat sich jener edle Prälat die Katholiken in den Vereinigten Staaten zum innigsten Danke verpflichtet; denn dadurch wurde der katholischen Kirche deutscher Zunge auch ein Organ zu Theil, wodurch sie sich in diesem großen Lande leichter mittheilen, und die häufigen Angriffe, die gegen ihre Lehren und Gebräuche gemacht wurden, abwehren konnten. Der ‚Wahrheitsfreund' war in den ersten Jahren seines Bestehens einigermaßen die Stimme des Rufenden in der Wüste; allein die Stimme ertönte so laut, so kräftig, so wahr und überzeugend, daß derselbe nicht leer verhallte, sondern bei Vielen, die eines guten Willens waren, den gewünschten Anklang fand. Der Wahrheitsfreund wurde unter seinem thätigen und umsichtigen Begründer, wie unter den Herren Oertel und Böckling das Band, das die deutsch redenden Katholiken gleichsam zu einer Familie umschlang und auf das Innigste verband, sie gegen feindselige Angriffe in Schutz nahm, und in ihrem Glauben befestigte. . . .

„Mit dem vierzehnten Jahrgang ist, wie aus dieser ersten Nummer zu ersehen, der Wahrheitsfreund sowohl in Rücksicht des Eigenthümers oder Herausgebers, als des Redakteurs in andere Hände gekommen, und es geziemt sich daher wohl, daß wir unsern geneigten Lesern sagen, was wir wollen und beabsichtigen. Wir könnten uns eigentlich ganz kurz fassen und sagen: Wir wollen und beabsichtigen blos das, was das Ziel unserer Vorgänger war. Diese Aussage mag allerdings für den neuen Eigenthümer und Herausgeber unseres Blattes genügen; allein der neue Redakteur findet sich bemüßigt, ein weiteres Wort über seine Ansichten und Absichten im religiösen und politischen Gebiete zu sprechen, damit Jedermann genau weiß, wessen Geistes Kind er ist, und was von ihm zu halten und zu erwarten sein möchte.

„Schon seit einer Reihe von Jahren im Dienste der Schule und Kirche in meinem Vaterlande, der Schweiz, gearbeitet, verließ ich jüngst mein schönes Vaterland, hoffend auf gewisse Zusicherungen gestützt, im fernen Amerika, in einem Lande, wo die Freiheit sowohl in religiöser als in politischer Hinsicht nicht ein bloßer Name ist — an des majestätischen Ohios Gestaden, einen Wirkungskreis zu finden, um für das eigentliche Wohl der katholischen Kirche, die mir aus mehr als einem Grunde am Herzen liegt und mir überaus theuer ist, nach meinen schwachen Kräften mit der Hilfe dessen, der in den Schwachen mächtig ist, thätig zu sein. Ein solcher Wirkungskreis scheint mir nun durch die Uebertragung der Redaktion des Wahrheitsfreundes zu Theil zu werden, indem ich dadurch Gelegenheit habe, wöchentlich zu Tausenden von Katholiken zu reden, und dieselben zu ermuntern, ihrer Kirche stets getreu zu sein und sich als würdige Glieder derselben zu betragen, u. s. w.

„Und nun entbiete ich zum Schlusse allen geneigten Lesern des Wahrheitsfreundes, vom Lorenzenstrome, wo der Niagara donnert, bis da, wo der riesenhafte Mississippi sein Gewässer mit denen des Ozeans vermischt, von der belebten Küste des Ostens bis in den dunkeln Urwäldern des Westens, meinen aufrichtigen herzlichen Brudergruß; ja, ich grüße Euch Alle als Brüder und Schwestern; denn uns umschließt Alle ein schönes Band der Eintracht und der Liebe — wir wollen uns nicht schämen, einander gegenseitig zu grüßen mit dem schönen, frommen Christengruße: Gelobt sei Jesus Christus! — J. N. Probst."

Von den

Leiden eines Redakteurs

wußte auch Probst ein Liedchen zu singen, zwar nicht gerade nach der Melodie, in der solche Jeremiaden gewöhnlich angestimmt werden, sondern in Folge seiner Stellung den deutschen Tageblättern gegenüber, die mehr oder weniger katholikenfeindlich waren. Und zwar die Polemik, die sie gegen ihn führten, war nicht von der Art, wie von dem ersten Redakteur Vater Henni, gegen den „Apologeten" begonnen und später von seinem Assistenten, P. Ludwig Huber, O. F. M., fortgeführt wurde, wie das gewiß unverdächtige Zeugniß eines Nichtkatholiken, des Verfassers von „Cincinnati in Wort und Bild", klarlegen wird. Derselbe sagt: „Die Kontroverse mit dem ‚Apologeten' erregte seiner Zeit großes Aufsehen in der kirchlichen Gelehrtenwelt Amerikas, und hat seitdem wohl ihres Gleichen hier nicht mehr gefunden. Es war keine rohe Katz-

balgerei, untermischt mit den üblichen Schimpfereien, sondern eine wirklich gelehrte Polemik, basirt auf sachgemäßes wissenschaftliches Studium. Jene Kontroverse führte unter den Deutschen Cincinnatis eine lebhafte Theilnahme an den beiderseitigen Erörterungen herbei."

Was derselbe Verfasser später bemerkt, „nicht nur war das Grundprinzip Henni's, daß die Religion zur Hebung der menschlichen Sittlichkeit, nicht aber zur Anschürung von Haß und Fanatismus dienen sollte, sondern auch die Auswahl der Artikel anderer Schriftsteller gab dieser Anschauungsweise kräftigen Ausdruck", das kann sicherlich nicht von den Gegnern Probstes, zur Zeit als er Redakteur war, gesagt werden. Der „Hochwächter", dem auch Oertel in seiner „Kirchenzeitung" öfters gehörig heimleuchtete, wie auch andere deutsche Blätter, unseligen Andenkens, brachten damals gehässige Artikel gegen die katholische Kirche, ja sogar gemeine persönliche Beleidigungen und Beschimpfungen von Redakteuren katholischer Zeitungen. Gegner solchen Kalibers fertigte Probst ein- für allemal ab, mit der folgenden „Erklärung" in der 5. Nummer des XIV. Jahrganges: „Was der Unterzeichnete in der ersten Nummer des W. Fr. vom 5. September erklärt hat: ‚sich nicht nur stets einer leidenschaftlichen, gemeinen Polemik zu enthalten, sondern auch bloße, persönliche Beschimpfungen von gemeiner, schmutziger Quelle herrührend, mit gebührender Verachtung unbeachtet zu lassen,' wird hier noch ein Mal aber das letzte Mal wiederholt. Wenn aber elende Kreaturen in Mistblättern wider den Unterzeichneten, allen Anstand, ja alle Humanität verletzend, mit bloßen Beschimpfungen und Verhöhnungen zu Felde ziehen wollen, so mögen sie es immer thun; sie werden keiner Erwiderung gewürdigt werden, und zwar unter Anderm schon aus dem Grunde, um ihnen kein Bekanntwerden, das sie nicht verdienen, zu geben. — Professor J. Probst."

Es muß anders werden.

Darin sind die meisten Menschen einig: „Es muß anders werden!" Arme und Reiche, Alte und Junge, Männer und Weiber. Und sie haben recht. Aber was muß anders werden? Darüber ist man weniger einig. „Die Reichen müssen anders werden!" rufen die Armen. „Die Armen müssen anders werden!" rufen die Reichen. „Die Männer taugen nichts" rufen die Weiber. „Die Weiber taugen nichts!" rufen die Männer. Kurz: der Eine beschwert sich über den Andern, und während man aufeinander schimpft, geht's in den alten Geleisen weiter. Man klagt über schlechte Zeiten, und lebt lustig darauf los in Saus und Braus. Man hält Reden über das Zurückgehen des Familienlebens, und lebt lieber auswärts als in der Familie. Man höhnt über die Narrheit der Mode und macht sie selber mit. Man schimpft über die allgemeine Verschwendungssucht und lebt selbst verschwenderisch. Man beklagt sich über Unehrlichkeit und ist selber nicht ehrlich. Fürwahr, es muß anders werden nicht außer dir, sondern in dir. Es sind nicht die andern Menschen, die anders werden müssen, sondern du selbst bist es!

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

P. Heinrich Richter, S. J. — Eine Lebensskizze. — Seine Sehnsucht, Missionär zu werden. — Seine Ankunft in Südamerika. — Mehrere Märtyrer aus der Gesellschaft Jesu. — P. Richter's segensreiches Wirken. — Schilderung der außerordentlichen Mühseligkeiten, denen dieser Missionär unterworfen war. — Seine fast unbegreiflichen Arbeiten. — Seine abgetödtete Lebensweise. — Erfolglose Mission bei den Xiberos. — Verrath eines rothhäutigen Judas. — Ermordung des P. Richter's und Anderer. — Briefe des P. Heinrich Richter. — Seine Reise von Spanien nach Columbia. — Ein knauseriger und grober Proviant-Meister. — Eine Hungerkur. — Die Reise den breiten Magdalenen-Strom hinauf. — Der Puma, von den Eingeborenen Löwe genannt. — Die Karaiben am linken Ufer im Bündniß mit Holländern und Engländern. — Indianer werden durch den hl. Franz Xaver zur Unterthänigkeit zurückgeführt.

Bevor wir mit den Briefen des

P. Heinrich Richter, S. J.,

beginnen, wollen wir einen kurzen Lebensabriß dieses Missionärs geben, was leider nur bei wenigen von den deutschen Missionären in Südamerika geschehen kann.

Geboren zu Koslow im Jahre 1653, war Heinrich Richter kaum sechzehn Jahre alt, als er sich dem Dienste Gottes in der Gesellschaft Jesu widmete. Schon während seiner theologischen Studien und zur Zeit, als er in den Jesuiten-Kollegien Böhmens als Lehrer wirkte, sehnte sich sein Herz nach den Missionen unter den Heiden. Indem er sich dem süßen Verlangen hingab, dem Herrn auf dem rauhen Pfade der apostolischen Laufbahn zu folgen, hoffte er, einst gewürdigt zu werden, für den Namen Jesu sein Blut zu vergießen. Im Jahre 1684 trat er in die beschwerliche Mission am Amazonen-Strome ein, wo vor ihm schon mehrere Väter der Gesellschaft Jesu unter den Keulen und durch die Pfeile der Wilden den Martyrertod gelitten hatten. So hatten die Barbaren unter Andern den P. Franz de Figueroa in der Nähe des Guallaga-Flusses, im Jahre 1667 den P. Pedro Suarez im Lande der Abijiras und im Jahre 1677 den P. Augustin de Hurtado im Lande der Andoas ermordet.

Zunächst wirkte P. Richter unter den wilden Volksstämmen von Los Maynas. Späterhin wurde er zu den heidnischen Indianern gesandt, welche längst dem Strome Ukayale wohnten. Zwölf Jahre lang wirkte er hier mit solch' einem Erfolge, daß man dort neun zahlreiche Christengemeinden zählte, die er sämmtlich gebildet hatte, und in denen die Gläubigen in großer Sittenreinheit und Frömmigkeit lebten. Man dürfte sich schwerlich einen Begriff machen von der Mühe, die er sich gab, um die verschiedenen Sprachen der dort leben-

den wilden Völkerschaften zu erlernen und um den Geist und die Herzen derselben mit den Grundsätzen des Evangeliums zu durchdringen. Während jener zwölf Jahre machte er mehr als vierzig große Missionsreisen längst dem Strome; die geringste dieser Reisen hatte eine Länge von mehr als sechshundert amerikanischen Meilen; dabei mußte er in dichte Urwälder eindringen und über manche heftig strömende Flüsse hinübersetzen. Man begreift kaum, wie ein einziger Missionär, der unter zahlreichen Gläubigen die Seelsorge auszuüben hatte, noch Zeit finden konnte, solche weit auseinander liegende Gegenden zu bereisen, und zwar auf Wegen, die so beschwerlich waren, daß man sich oft glücklich schätzen mußte, wenn man in einem ganzen Tage nur zwei Meilen zurückgelegt hatte.

Hinsichtlich seines Lebensunterhaltes rechnete P. Richter auf allen seinen Reisen nur auf die göttliche Vorsehung; nie wollte er einen Vorrath an Lebensmitteln mit sich führen. Er reiste meistens mit nackten Füßen über Pfade, die mit Dornen und Stacheln überstäet waren, ohne Rücksicht auf die Stiche unzähliger giftiger Insekten, deren Biß nicht selten bösartige, selbst lebensgefährliche Geschwüre verursachte. Oft war er von den nothwendigsten Kleidungsstücken entblößt, so daß er halb nackt gehen mußte, oder daß er sich selbst ein äußerst rauhes Kleid von Baumrinden und Palmzweigen anfertigen mußte. Doch genügten ihm diese mit dem apostolischen Leben in jenen Gegenden verbundene Abtödtungen nicht; er fügte noch andere freiwillige hinzu, hielt strenge Fasten, lebte auf den weitesten Reisen nur von wilden Kräutern und Wurzeln, und glaubte eine reichliche Mahlzeit zu halten, wenn er irgend einen kleinen Fisch hinzufügen konnte.

Mit einem heiligen Tode und mit der Martyrer-Krone sollte ein so abgetödtetes, beschwerliches Leben belohnt werden. Schon oft war die Bekehrung der Xiberos versucht worden, doch immer vergebens. Dieser äußerst grausame Stamm bewohnte ein unzugängliches Gebirge. Um sie zu unterwerfen, hatten die Spanier versucht, in ihrer Gegend die Stadt Sogrona zu bauen, wurden aber durch Grausamkeiten jener Völkerschaft öfter genöthigt, das Unternehmen aufzugeben und die Stadt zu zerstören. Don Matthias, Graf von Leon, Präsident des königlichen Rathes von Quito, ein Mann von unternehmendem Geiste und von großem Eifer für die Bekehrung der Heiden, kam auf den Plan zurück, Missionäre zu den Xiberos zu schicken. Er theilte seine Ansichten dem Vize-König von Peru und dem Bischof von Quito mit, und erhielt ihre volle Zustimmung. Man wandte sich an die Obern der Gesellschaft Jesu, um sich erprobte Missionäre zu erbitten, die wohl im Stande wären, ein so schwieriges und gefährliches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Um jedoch den Missionären einigen Schutz zu bieten, sollten einige bekehrte Indianer sie begleiten. P. Richter und P. Kaspar Vidal wurden zu diesem Unternehmen ausersehen. Obschon diese Missionäre, durch Erfahrungen belehrt, sich wenig Hoffnung auf Erfolg machten, hielten sie sich für die Mühsale, die ihrer warteten, durch das Verdienst des Gehorsams hinreichend belohnt.

Wie sie vorhergesehen hatten, so ging es. Eine fünfjährige, äußerst

schwere Arbeit blieb fast ganz fruchtlos. Die Indianer, die sie begleiteten, wurden der vielen beschwerlichen Reisen zu Lande und auf den Flüssen überdrüssig; sie fingen an, sich zu beklagen und zu murren. Heimlich schickten sie Boten nach Quito, daß man sie zurückrufe oder daß man wenigstens an die Stelle des unermüdlichen P. Richter einen andern, sehr alten Missionär schicke. Da man aber auf ihre Bitten nicht einging, so beschlossen sie, sich selbst des unliebsamen Missionärs zu entledigen, und um den Schein der Empörung von sich abzuwenden, suchten sie einigen umher wohnenden Wilden ihren Haß mitzutheilen und durch diese die Mordthat ausführen zu lassen.

Gott ließ es zu, um das Verdienst des Martyrers noch zu vermehren, daß der Indianer, der an der Spitze der Verschwörung stand, ein solcher war, auf dessen Treue P. Richter am meisten rechnen durfte. Der Haupträdelsführer war nämlich ein junger Indianer, Heinrich mit Namen, den der Missionär schon in der zartesten Kindheit zu sich genommen und mit väterlicher Sorgfalt erzogen hatte. P. Richter betrachtete denselben als seinen geliebten Sohn in Christo; er hatte ihm bei der Taufe seinen eigenen Namen gegeben, behielt ihn stets bei sich, ließ ihn mit sich essen und verwandte ihn sogar zu apostolischen Arbeiten. Der Treulose aber vergaß alle diese Wohlthaten, trat an die Spitze einer Anzahl Indianer, die er verführt hatte, wartete auf eine Gelegenheit, das Verbrechen auszuführen, als nämlich P. Richter sich zu den Piros begab, um denselben das Evangelium zu verkünden, ereilte den Missionär auf dem Wege dorthin und versetzte seinem Vater und Meister den ersten Schlag, der das Zeichen zu seiner Ermordung wurde. Die Mörder tödteten zu gleicher Zeit zwei Spanier, die sich in der Begleitung des Missionärs befanden, begaben sich dann zu den Chipes, und ermordeten dort den ehrwürdigen Don Joseph Velasquez, einen Weltpriester, den sein Seeleneifer seit mehreren Jahren angetrieben hatte, sich der Missionsthätigkeit der Jesuiten anzuschließen.

So starb im Jahre 1695 eines glorreichen Todes P. Heinrich Richter, der aus einer fernen Gegend des kalten Nordens hinübergesiedelt war in eine brennende südliche Gegend, wo er mehr als 10,000 Heiden zum katholischen Glauben bekehrt und ihnen den Weg zum Himmel gezeigt hatte.

Die Berichte des P. Heinrich Richter, S. J., sind in einer kräftigen Sprache geschrieben und man stößt da auf Ausdrücke, die vor zweihundert Jahren wohl mehr gebräuchlich waren, als in unserer verfeinerten Zeit, und die dem Leser wohl etwas derb vorkommen mögen; da wir aber wissen, daß der Missionär ein heiligmäßiger Mann war, so wollen wir uns nicht weiter darüber aufhalten. Seine Briefe sind aus mehreren zusammengezogen, wobei wir alles Ueberflüssige, wie Adresse, Grüße u. s. w. weglassen. Da die Missionäre aus Europa, welche sich in die spanischen Kolonien in Südamerika begaben, durchwegs über Spanien zogen, so schildert P. Richter in seinem ersten Schreiben von Popayan in Westindien vom 16. Juni 1685 die Reise von Spanien nach der Neuen Welt.

„Ich berichte hiermit," schreibt er, „daß am 4. September 1684 unser Provinz-Prokurator von Neu Granada, P. Emmanuel Rodriguez, in Sevilla

(Spanien) endlich angelangt ist. Nachdem er dort das Nöthige für die Reise eingekauft hatte, brachen wir nach sechs Tagen von dannen auf und kamen den 13. September nach Cadiz (an der südwestlichen Küste von Spanien), wo derselbe sammt unserm lieben Bruder Hans Just und dem Magister Kaspar Vidal, einem Spanier, von einer Krankheit, die 50 Tage währte, überfallen wurde. Wir hatten allda zur Linderung unsers aus Mitleid gefühlten Schmerzes den freudigen Trost, die drei aus unserer böhmischen Provinz nach dem westindischen (südamerikanischen) Reich Chili (sprich Tschili) bestimmte Missionäre anzutreffen, sammt ihren Reise- und Amtsgefährten aus Oesterreich und Wälschland (Italien), ja mit ihnen auf einem Schiff bis nach Cartagena in Amerika (in Columbia) zu fahren, auf welchem wir insgesammt am 24. September 1684 Abends um elf Uhr unter Segel gegangen und aus dem Hafen von Cadiz ausgelaufen, den 10. Oktober an den Kanarischen Inseln vorbeigefahren sind, am 13. November die Matalinische Insel (Martinique) erblickt und am 28. desselben Monats nach einer durchgehends glücklichen Schifffahrt die Stadt Cartagena erreicht haben.

„Unterwegs ließ unser Prokurator es uns an nichts fehlen; dagegen hatten die nach Chili segelnden Missionäre von ihrem widerwärtigen Proviant-Meister zu leiden, der ein gleich karger und grämiger alter Mann war, indem er mit ihrer Geduld nicht zufrieden, während er sie Hunger und Noth leiden ließ, anstatt ein so saures Leben mit freundlichen Worten zu versüßen, ihnen einen Verweis nach dem andern mit ‚schifferichtem' Unglimpf gab. Doch hat Gott ihnen die Gnade verliehen, seine ungestüme Sparsamkeit mit geistlichem Starkmuth zu ertragen. Wir fingen bereits an, die indianische Armuth mit Lust zu verkosten, da wir unserer drei mit einem Messer bei dem Essen uns behalfen und nichts anders als Regenwasser tranken. Nichtsdestoweniger waren wir immer noch frisch und gesund, was wir nächst der Gnade Gottes dem immerwährenden Hunger zuschrieben, welcher der beste Arzt so vieler Krankheiten ist. So manchem Murrenden, der es sich herausnimmt, über Kost und Kleidung zu klagen, möchte ich wünschen, daß er eine Zeit lang in Wirklichkeit an sich erfahre, wie wir in Spanien und auf dem Wege gehalten wurden, und noch werden. Was gilt's? Solche Burschen würden erkennen, daß sie im Hinblick auf unser Traktament (Behandlung) nicht nur keinen Mangel leiden, sondern an allem Nothwendigen leicht Ueberfluß genießen. Jedoch, was dem Leibe abgeht, das ersetzt der Vater der Barmherzigkeit mit einem so überschwänglichen Trost, daß wir mit keinem Menschen in der Welt tauschen möchten.

„Zu Cartagena nahmen wir von unsern Mitbrüdern Abschied, und begaben uns am 15. Dezember auf unsere so langwierige als mühselige Reise. Wir fuhren in einem großen Weidling oder Kahn auf einen Meerbusen, gingen dann zwei Tage zu Land, bis wir bei dem großen Fluß Magdalena am 21. desselben Monats ankamen. Dort bestiegen wir wiederum einen Kanoe oder Weidling und fuhren gegen den Strom, der sich gleich einem Meer so weit ausgebreitet hatte, daß wir öfters weder Ufer noch Land antrafen, sondern mitten auf dem Fluß in unserm Schifflein unter einer unzähligen Menge von

Schnaken übernachteten. Am 28. Dezember langten wir in unserm Kolleg zu Mompos an, und erneuerten dortselbst unsere Gelübde.

„Am 4. Januar 1685 gingen wir wieder auf's Schiff, und trafen unterwegs viele große Krokodile, allerhand Schlangen, grausame Tiger und Löwen an, welche letztere in Amerika ziemlich klein und zahm sind, daß man sich vor ihm nicht viel zu fürchten hat, wohl aber vor den Karaiben oder Menschenfressern, die noch wilde Heiden sind und am Ufer rechter Hand den Fremden auflauern, so daß auf ihrer Seite Niemand landen darf. Da hingegen das linke Ufer gegen Brasilien hin von denjenigen grausamen Heiden bewohnt wird, welche ebenfalls Karaiben heißen, und mit den Holländern und Engländern in solch' engem Bündniß stehen, daß sie ihnen ihre Töchter zur Ehe geben, und zwar als Austausch für europäische Gewehre, die sie gegen Christen gebrauchen, wie unsere Gesellschaft unlängst gegen Mitte des letztverwichenen Monats Oktober im Orinoker-Land erfahren hat, da die Karaiben unvermuthet in dasselbe eingefallen sind und mit holländischen Gewehren drei Missionäre unserer Gesellschaft grausam ermordet haben.

„Im erwähnten Orinoker-Land hat sich ein merkwürdiges Wunder mit dem Bild des hl. Franz Xaver zugetragen. Denn als die Zeit herannahte, daß sie dem Könige von Spanien den jährlichen Zins zahlen sollten, faßten sie den Beschluß, von Sr. Katholischen Majestät sich loszusagen, und an der Ausführung ihres Vorhabens hinderte sie nichts anders, als die Ehrfurcht gegen den hl. Franz Xaver und dessen Gnadenbild, von welchem sie bekannten, daß er ihr Beginnen mißbillige. Sie nahmen sich vor, jenes Bild zu verbrennen, wurden aber durch eine geheime Gewalt davon abgeschreckt. Weil sie desungeachtet das spanische Joch abschütteln wollten, fanden sie es rathsam, das Land zu verlassen; allein auf der Flucht begriffen, überraschte sie ein so schreckliches, von Donner und Blitz begleitetes Ungewitter, daß ihrer viele sich entschlossen, nach ihrem früheren Wohnsitz zurückzukehren. Aber eine alte Hexe, um solches zu hintertreiben, beredete eine ganze Familie die einmal ergriffene Flucht in das Gebirge fortzusetzen, und ihr als einer sicheren Wegweiserin zu folgen. Kaum waren sie auf der Reise in einen Wald gekommen, als eine überaus große Schlange sich um das alte Weib schlang und sie erbärmlich erwürgte, so daß alle übrigen in der größten Eile davon, und in ihre Wohnungen zurück liefen; wodurch meines Erachtens der gütige Gott diesem undankbaren Volk zu verstehen geben wollte, daß er die wankelmüthige Undankbarkeit der Indianer mißbillige, wenn sie so leichtfertiger Weise ihre Seelenhirten verlassen, nachdem diese nur in der Absicht, ihre Seelen zu retten, sich so lange Zeit tausenderlei Lebensgefahren und Drangsalen ausgesetzt haben; unter welchen nicht die letzten die weiten und gefährlichen Reisen sind, welche die Patres als gute Hirten, um ihrer Schäflein willen, über Berg und Thal, durch Wildnisse und Ströme unternehmen; mithin oft ihr Leben für dieselben drangeben müssen."

— Schön zu geben ist schwer, und nöthig ist oft das Verweigern. Schöne Weigerung ist schon ein halbes Geschenk.

(Für den „Sendbote".) (Nachdruck verboten.)

Priester und Offizier.

Erzählung aus der französischen Revolution, von Fr. Krafft.

(Schluß.)

3. Das Wiedersehen in der Fremde.

Graf von Mirail hatte mit seiner alten Mutter in einem versteckten Seitenthale der Lahn, im derzeit kurtrierischen Lande unweit Koblenz, einen Zufluchtsort und eine zweite Heimat gefunden: ein idyllisch gelegenes Mühlengehöfte, dessen Mühlenrad von einem jäh niederstürzenden Gebirgsbache Tag und Nacht in Bewegung gehalten wurde, barg Mutter und Sohn, und diese Weltabgeschiedenheit sowohl wie die hingebende, treue Obsorge der wackern Müllersleute um ihre Pflegebefohlenen schützte die Emigranten lange Zeit vor Entdeckung und weiterer Verfolgung.

Indessen sollten die Folgen der Vertreibung von Haus und Vaterland, der Strapazen der Flucht und des Grames ob des entsetzlichen Bürgerkrieges, der in grauenhaftem Wüthen die Erde des schönen Frankreichs mit dem Blute seiner besten Kinder tränkte, an Graf und Gräfin v. Mirail nicht spurlos vorübergehen. Die Gräfin siechte wie eine zarte Blüthe dahin, die aus heimischen Boden in fremdes Erdreich verpflanzt ward. Sie wurde still und stiller, bleich und bleicher, war zuletzt nur mehr ein Schatten ihres früheren Ichs. Sie ging in der liebenden Sorge für ihren Sohn und in der Vorbereitung für das Jenseits völlig auf.

An einem schönen Sommerabende entschlief sie in den Armen ihres priesterlichen Sohnes sanft und gottergeben. Ein Gebet für ihr Kind, die Bitte um Segen für die guten Müllersleute und um Erbarmen für Frankreich waren die letzten Laute, die von ihren welken Lippen zum Himmel aufstiegen. Im Garten, unter blühendem Holderbusche, dessen Blätter von dem niedersausenden Gießbache bethaut wurden, fand sie eine bleibende Ruhestätte: zwei rauhgehobelte Bretter, in Kreuzform zusammengehalten und mit Namen und Herkunft der Verblichenen groß beschrieben, bezeichneten dieselbe.

Marzell v. Mirail aber hielt getreulich, was er der Mutter dereinst versprochen: mit allen Mitteln, mit Schriften und Geldbeträgen, die er in reichlicher Weise bei der Flucht vom Schlosse mitgenommen, arbeitete er gegen die Verwüster Frankreichs und des Christenthums, und mancher arme Verfolgte entging durch Marzell's Beihilfe dem Elende und dem Untergange in der Fremde. Er unterhielt mit den Emigranten, die sich in dem benachbarten Koblenz befanden, solange dies noch nicht in den Händen der Revolutionäre, weitgehende Beziehungen, und von dort erstreckte sich seine helfende Hand weit über's ganze Land.

Allein das rauhere Klima der neuen Heimat und die stets sich erneuernden Gramesquellen ob des unaufhaltsam fortschreitenden Verderbens in Frankreich erschütterten bald auch die Gesundheit des jungen Priesters: er verfiel einer schweren Krankheit und zuletzt der kräfteverzehrenden Schwindsucht. Seine Gesichtsfarbe wurde gelb, seine hohe, schlanke Gestalt beugte sich vornüber. Trotz alledem verlor der junge Priester die Heiterkeit des Gemüthes nicht: still und freundlich, gütig und herzlich gegen seine Umgebung, äußerst wohlthätig gegen die Armen, war er der Engel des ganzen weltfernen Thales und wurde von den Müllersleuten fast abgöttisch verehrt.

So kamen und gingen die Tage, die Monate, die Jahre. Die Revolution hatte mittlerweile auch deutsche Gaue in Mitleidenschaft gezogen; das ganze linke Rheinufer war in ihrer Gewalt. Die sieche Gestalt Marzell's wurde nun öfters von schlimmen Hustenanfällen erschüttert und noch öfter auf's Schmerzenslager geworfen. Betend saß der kranke Priester eines Nachmittags am Grabe seiner Mutter, als der Müller, zitternd und schreckensbleich, zu ihm hinstürmte. Er war in Berufsgeschäften im nächsten Städtchen an der Lahn gewesen und wider alles Erwarten früh heimgekehrt.

„Herr Graf, Herr Graf!" stieß er fast heraus.

„Nun, mein Freund?"

„Gefahr, Unglück! Die Franzosen, die Revolutionstruppen," keuchte der getreue Mann abgerissen.

Eine unwillkürliche Bewegung ließ Marzell von Mirail ein wenig zusammenfahren; allein im nächsten Augenblicke hatte er seine Ruhe schon wieder zurückerlangt, und mit sicherer Stimme forschte er weiter: „Die Franzosen, die Revolutionstruppen, was — ist's mit denen?"

„Sie beschränken sich nicht mehr auf den Besitz des linken Rheinufers, wie seither; sie sind seit gestern von Koblenz aus auch auf die rechte Seite des Stromes vorgedrungen und hausen schon im unteren Lahnthale. Im Städtchen, wo ich eben war, ist man voller Bestürzung."

„Im unteren Lahnthale, und im Lahnstädtchen ist man bestürzt?"

„Ja, die Truppen stehen unter Feldmarschall Moreau. Dieser selber soll zwar nicht grausam sein, aber die Soldaten sengen, rauben und sollen auch vor Mord nicht zurückschrecken."

„O Gott, diese Verblendeten!" rief Marzell schmerzbewegt aus.

„Und am schlimmsten sollen sie mit — — —" der Müller seufzte tief auf und stockte.

„Sprechen Sie sich nur aus, mein Freund," bat der Priester mit trübem Lächeln. „Ich ahne, was mitzutheilen Ihnen so schwer fällt."

„Am schlimmsten — sollen sie" — ein unterdrückter Schluchzer klang aus den gebrochenen Worten des Müllers heraus — „mit den — Emigranten — verfahren —, auf — die sie — sto—ßen."

Ein weher Seufzer hob die kranke Brust Marzells v. Mirail. „Ja, ja, das wird wohl die Wahrheit sein," hauchte er. „Meine Landsleute sind noch immer nicht besser geworden: sie verfolgen gute Kinder der Kirche und des Staates noch gerade so wie früher." Sein Haupt sank tief auf die kranke

Brust herab, — der Gedanke an die Unverbesserlichkeit seiner Landsleute quälte ihn mehr als die eigene Gefahr.

Der Müller weckte ihn aus seinem Nachdenken, indem er ihm sanft die Hand auf's Knie legte: „Herr Graf!"

„Mein lieber Freund?" Nur mit Mühe hob der Kranke sein Haupt zu dem Fragesteller empor.

„Alle Emigranten verlassen bei dem Durchzuge Ihrer wilden Landsleute die hiesige Gegend — — —" Der Brave kam vor Seelenbewegung nicht weiter; er bedeckte das Gesicht mit der Rechten, um die zwei heißen Tropfen zu verbergen, die ihm die Sorge um den geliebten Kranken aus den Augen preßte.

Marzell v. Mirail griff nach der Linken des Müllers und hielt sie fest umschlungen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Freund," bebte es von seinen Lippen, „und ich danke Ihnen für Ihre Anhänglichkeit an mich. Aber ich kann und will nicht mehr weiter fliehen vor meinen Landsleuten: einen sterbenden Mann werden dieselben wohl auch nicht mehr belästigen."

„O, Herr Graf, Herr Graf!" Der Müller beugte sich nieder und drückte die fleischlose Hand des Edelmannes an seine hochschlagende Brust: vor höchster Erregung war er keines weiteren Wortes fähig.

„Beruhigen Sie sich, mein lieber, guter Freund," bat Marzell, „und tragen Sie keinen Schmerz um mich! Ich werde bald ausgelitten haben und dort oben vereinigt werden mit meinem Mütterchen und vielen anderen Lieben, die mir im Tode vorausgegangen sind. Dort oben aber gibt es keine Verfolgung und kein Elend mehr, und ich werde den Heiland bitten, Ihnen die große Liebe zu vergelten, die Sie uns hier erwiesen."

* * *

Unruhige Tage kamen nun für die Müllersleute und Marzell: fast täglich zogen die feindlichen Truppen durch das Lahnthal und hausten daselbst nicht gerade manierlich. Oft genug kamen flüchtige Lahnbewohner und suchten in dem versteckt liegenden Seitenthale, in dem Mühlengehöfte Schutz gegen die wilden Revolutionshorden. Marzell von Mirail mußte jetzt das Zimmer hüten; er lag beständig auf einem Ruhebette und glich in seiner Geduld und Gottergebenheit einem Heiligen.

Da wurde eines Tages der Zug der Revolutionstruppen durch das Lahnthal besonders stark und da die vielen Menschen dort nicht mehr Unterkunft und Beköstigung finden konnten, so wurden sie truppweise auch in die Seitenthäler vertheilt. Auch unsere Müllersleute sollten Einquartirung erhalten, und so verlegten sie, in Todesangst um den kranken Emigranten, dessen Aufenthalt in ein verstecktes Zimmer der Mühle.

Man hatte diese „Umquartirung" kaum zu Wege gebracht, als die französischen Soldaten auch schon anrückten. Wild und zügellos drangen dieselben in den Mühlhof ein und stellten unter schrecklichen Drohungen die ausschweifendsten Forderungen. Der Müller sah sich bereits im Geiste geplündert und beraubt und bat höflich, ihm Zeit zu lassen: er werde ihren Wünschen so gut als möglich gerecht werden. Allein hiermit war den verwilderten Revolutionstruppen nicht gedient; mit dem Rufe: „Wir wollen nicht warten, wir wer-

den uns selber holen, was wir brauchen," drängten sie die wehrlosen Müllersleute bei Seite, um in die Ställe und den Garten zu stürmen und Eßwaaren herbeizuschleppen. Im Hühnerstalle kreischte bereits das bestgemästete Federvieh unter den Mordhänden der rohen Söldlinge jäh auf, von dem Viehbestande führte man das feistesste Rind zum Schlachten heraus, als plötzlich vom Garten her ein furchtbarer Tumult erschallte, der den Müllersleuten fast das Blut in den Adern stocken ließ.

„Das Grab einer Aristokratin," tobte es dort wild durcheinander, „einer Emigrantin und Verrätherin des Vaterlandes! Aber wehe ihren Freunden, wehe den Elenden, die es gewagt, den Befehlen der Revolution zu trotzen und die Verrätherin bei sich aufzunehmen!"

Einige von den Auffindern der letzten Ruhestätte der Gräfin v. Mirail sprangen soeben aus dem Garten, schrieen wuthentbrannt auf die Müllersleute ein und bedrohten sie mit Waffe und Faust, als diesen in der höchsten Noth unerwartete Hilfe kam: unter dem Eingangsthore zur Mühle erschien ein junger, ernster Offizier, und schon sein Erscheinen ließ das ungestüme Schreien, die frechen Reden und Drohungen der zügellosen Soldaten verstummen. Mit durchdringendem Blicke maß der Offizier seine Untergebenen und sagte nachdrücklich: „Welcher Ungehorsam! Welche Insubordination! Ist es nicht ausdrücklicher Befehl unseres Feldherrn, sich fernzuhalten von jeder Rohheit und Ausschreitung? Sofort verlaßt Ihr insgesammt den Hof und kehrt in's nächste Dorf zurück! Ich selber werde hier Quartier nehmen!"

„Herr Kapitän," wagte einer der Soldaten zu erwidern, „der Besitzer dieser Mühle ist ein Freund von Emigranten, er — — —"

„Schweig," unterbrach ihn sein Vorgesetzter, und während seine Linke gebietrisch auf den Ausgang des Hofes deutete, verließen die Soldaten mit rollenden Augen zwar und knirschenden Zähnen, aber doch sofort die Mühle.

Der Offizier aber wandte sich zu den Müllersleuten: „Verzeihen Sie die Ausschreitungen unserer Soldaten; sie sind durch das lange Kriegsleben etwas verwildert — aber Sie werden nicht mehr von ihnen belästigt werden."

Der Müller stammelte gerührt seinen Dank, indeß der Offizier fortfuhr: „Aber was ist's mit der Anschuldigung des Soldaten, Sie seien ein Freund von französischen Emigranten? Welcher Emigrant befindet oder befand sich bei Ihnen?"

Dem Müller stockte der Athem, — er stotterte einige nichtssagende Ausflüchte.

„Nun?" bat der Offizier noch nachdrücklicher. „Drücken Sie sich deutlicher aus. Wer wohnte bei Ihnen?"

„O, Herr Kapitän," stöhnte der Müller in höchster Angst um den kranken Grafen, „es handelte sich in den Aussagen des Soldaten um eine Todte, um eine Gräfin, die hier starb und deren Grabmal die Söldner zufällig entdeckten."

„Und wie hieß diese Gräfin?"

„Adelaide v. Mirail, Herr Kapitän!"

Ein leiser, unterdrückter Schrei des Offiziers — derselbe verfärbte sich und taumelte einige Schritte rückwärts.

„Adelaide von Mirail," brach es von seinen erbleichenden Lippen, „Adelaide von Mirail, sagt Ihr?"

„Ja, Herr Kapitän."

Des Offiziers Brust arbeitete gewaltig, — er hatte Mühe, sich vor den erstaunten Müllersleuten soweit zu sammeln, daß er fragte:

„Und hatte diese Gräfin — nicht auch einen Sohn bei sich, Marzell mit — Namen?"

„Ja, Herr Kapitän."

„Und ist der etwa auch gestorben?" Die Augen des Fragestellers weiteten sich; wie um die Antwort so schnell als möglich zu erhalten, beugte er seinen Oberkörper jäh zu dem Müller nieder.

Dem Müller lief es eiskalt über den Rücken: der Offizier war so eigenartig! Brachte ihn am Ende gar der Haß gegen die verfehmten Landsleute so sehr außer Fassung? Er würgte an einer ausweichenden Antwort:

„Herr Kapitän — Herr —"

Allein der Offizier fiel ihm in's Wort und schrie fast: „Ist Marzell v. Mirail etwa auch gestorben?"

„Nein, Herr Kapitän," zagte es nunmehr aus des Müllers Munde.

„Gott sei Dank!" Der Offizier athmete auf, wie von Zentnerlast befreit. „Und können Sie mir vielleicht auch noch den Aufenthalt des jungen Grafen angeben?" fragte er weiter.

Der Müller mochte nun ahnen, daß solch' hohes Interesse des Offiziers an der gräflichen Familie kein Ausfluß von Haß sei, sondern daß andere Verhältnisse hier obwalteten, und versetzte deshalb: „Bitte, folgen Sie mir!"

In den nächsten Minuten stand der Offizier auf der Schwelle des Krankengemaches. Weit aufgerissenen Auges, unter hörbaren Athemzügen, blieb er eine Sekunde lang wie an die Stelle gebannt und schaute auf die abgezehrte dem Tode nahe Gestalt auf dem Ruhebette. Als diese aber beide Hände nach ihm ausstreckte und leise rief: „Kamille, Kamille!" da stürzte jener unter tiefem Aufstöhnen der Brust auf den Leidenden zu, fiel auf seine Kniee nieder, preßte die zwei abgezehrten Händen an sein Antlitz und schluchzte wie ein Kind. Einige Minuten herrschte feierliches Schweigen in dem Gemache — die Müllersleute hatten sich rücksichtsvoll zurückgezogen, — bis Kamille Rouquet sein Gesicht aus den Händen des Freundes emporhob und hervorschluchzte: „O, Marzell, Marzell! So müssen wir uns wiedersehen?"

„Es war und ist Gottes Wille so!" entgegnete der Kranke mild.

„O Frankreich, verblendetes Frankreich!" fuhr Kamille schmerzbewegt fort. „Du stößest deine besten Kinder von dir fort und gibst sie dem Verderben preis!"

Der junge Graf horchte auf. „Wie?" meinte er. „Du beklagst das Thun unseres Vaterlandes und stehst doch in seinen Diensten?"

„Deine Frage ist berechtigt, mein theurer Freund. Aber höre den Grund zu jener Dienstleistung, und Du wirst nicht mehr hart über mich urtheilen."

Groß richteten sich die Augen Marzells auf den Freund, als dieser einen Schemel zu dem Ruhebette rückte, sich darauf niederließ und begann:

„Du weißt, daß ich, wie die meisten französischen Offiziere außerhalb Paris, indirekt gezwungen wurde, aus dem Dienste des Königs in denjenigen der Revolution zu treten. Denn alle Kameraden, die sich dessen weigerten, erfuhren die schlimmste Verdächtigung als ‚Feinde der Freiheit', und die meisten von ihnen mußten das Schafott besteigen. Allein dieser Umstand hätte mich nicht in den Reihen der Revolutionstruppen, die von den Pariser Machthabern zu den gräßlichsten Schandthaten gezwungen wurden, zurückgehalten. Es war etwas anderes, was mich hielt — das Andenken an die Mahnungen, die uns Deine edle Mutter damals als Anspornung zum Fleiße auf der Freitreppe Eures Schlosses gab — —"

„Ah," unterbrach ihn Marzell unter tiefem Aufathmen.

„Auf andere Weise konnte ich jene Mahnungen, Religion und Vaterland gegen ihre Widersacher zu vertheidigen, nicht befolgen, als daß ich inmitten jener Schandmenschen verblieb, um die armen Verfolgten soviel als möglich vor ihnen zu schützen. Und dies gelang mir denn auch in vielen Fällen: manchem armen Verurtheilten habe ich Erleichterung in den Leiden und religiösen Trost in meiner Eigenschaft als wachthabender Offizier der Gefängnißsoldaten vermittelt, und später im Kriege manche Familien, ja ganze Ortschaften vor Plünderung und Elend bewahrt."

Mit Mühe richtete sich der Kranke empor. „Kamille," flüsterte er bewegt, „Gott segne Dich!"

„So hat der Segen Deiner edlen Mutter," fuhr Kamille fort, „gar vieles Gute zu Wege gebracht, ja sogar ihren Tod überdauert." Er fuhr mit der Hand über die Augen bei der Berührung des Todes von Marzells Mutter. „Und jetzt," schloß er seinen Bericht, „brauchst weder Du noch Deine guten Gastfreunde des weiteren etwas zu fürchten von unsern Landsleuten: ich werde Sorge tragen dafür."

„Du guter, guter Kamille," — der Kranke griff abermals nach der Rechten des Freundes — „welchen Dank sind wir Dir schuldig! Zuerst retteteſt Du uns in der Heimat vom Blutgerüste und hier in der Fremde vor Entehrung."

Der Offizier winkte mit der Rechten ab: „Nur ein winziges Entgelt für die großen Wohlthaten, die ich von Euch empfangen. Doch nun erzähle mir auch, mein Lieber, Näheres von Euren Schicksalen."

Dies war schnell geschehen, da außer der Flucht von Schloß Mirail in's Lahnthal, dem stillen Leben hierselbst und dem Hinscheiden der Gräfin nur wenig zu berichten war.

Nachdem Marzell von Mirail seine Geschichte beendet, erhob sich Kamille. „Ich muß nun für heute scheiden," verabschiedete er sich, „da meine Person unter unsern Soldaten im nächsten Dorfe nöthig ist, um Ausschreitungen zu verhüten. Adieu, Gott schütze Dich!"

„Dich ebenfalls, Kamille!"

Der Offizier besuchte noch das Grab seiner Wohlthäterin, betete daselbst und verabschiedete sich in freundlicher Weise auch von den Müllersleuten.

* * *

Im ganzen Umkreise des Mühlengehöftes verlautete nichts von Ausschreitungen der französischen Revolutionstruppen; dagegen wußte man manches von dem Seelenadel und der Menschenfreundlichkeit eines jungen Offiziers zu berichten. Kamille Rouquet hielt eben strenge Zucht unter seinen Leuten und schützte Jedermann vor ihren Unbilden, so viel er vermochte. Täglich eilte er zum Mühlengehöfte, zum Freunde, — allein er war eigentlich nur zum Abschiednehmen gekommen: Marzell v. Mirail schritt mit Riesenschritten der Auflösung zu und verhauchte endlich, vier Tage nach Kamilles Ankunft, friedlich und ruhig in den Armen des Freundes sein Leben. Neben der Mutter fand er seine letzte Ruhestätte. — — —

Kamille Rouquet erwies sich auch im weiteren Verlaufe des Krieges auf dem rechten Rheinufer als edler Schützer der Schwachen und Bedrängten, — sein Lob hallte noch jahrzehntelang im Munde der Lahnbewohner wider. Nach Schluß des Krieges verblieb er in Koblenz und verwaltete dort, so lange es französisch war, ein Staatsamt. Auch nachdem diese schöne Rheinstadt wieder deutsch geworden, behielt er sie als Wohnsitz bei, — und vor Allem deshalb, um den Ruhestätten der Gräfin und des Grafen von Mirail nahe zu sein, die er mit einem prächtigen Denksteine zieren ließ. In Koblenz und Umgegend war er als der „stets höfliche, feine und edelmüthige Franzose" bekannt, und in seinem Testamente verlangte er die Bestattung im Mühlgarten neben dem Freunde und der Wohlthäterin.

Traurig aber wahr.

In B—l verließ vor einigen Jahren ein Trinker seine Familie und verschwand, ohne daß man weiß, wo er jetzt ist. Was hat er zurückgelassen?

Hier ist sein Erbe:

Drei Kinder, gestorben bei ihrer Geburt;

Zwei Kinder, gestorben mit 1 Jahr 6 Monaten.

Unter den Lebenden:

Ein Kind ist tuberkulös;

Ein Kind hat epileptische Anfälle;

Ein Kind ist skrophulös im schlimmsten Grade;

Ein Kind ist in seiner körperlichen Entwickelung zurückgeblieben.

Was im Laufe von 8 bis 9 Jahren für diese Familie aus öffentlichen Mitteln bezahlt werden mußte, hat jetzt die Summe von 4800 Mark erreicht. Das jüngste Kind ist aber erst 7 Jahre alt.

Welches Interesse haben doch alle Stadtverwaltungen, alle Armenbehörden, diejenigen Bestrebungen thatkräftig zu unterstützen, welche sich gegen den Mißbrauch geistiger Getränke mit all' seinen unüberseh baren wirthschaftlichen Schädigungen wenden!

— Das Leben in dem Elternhause ist die Morgenandacht für den späteren Werktag des Lebens.

☞ Paſſende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktiſche Erlebniſſe werden mit Dank für dieſen Abſchnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptſächlich bitten wir die hochw. Diözeſan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adreſſire: "SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Die geiſtliche Kommunion.

Von Dr. Fr. Frank.

(Schluß.)

Um uns in dieſem guten Vorſatze zu beſtärken, und insbeſondere unſeren Eifer zum Empfange der geiſtlichen Kommunion noch mehr anzufachen, wollen wir dann auch eine Anzahl von Gäſten einladen, von denen bekannt iſt, daß ſie durch ein beſonders heftiges Verlangen nach der Speiſe der Seelen, durch beſonders eifrige Uebung der geiſtlichen Kommunion ſich ausgezeichnet haben. Von ihnen können wir auch hören, wie wohlgefällig dem göttlichen Heilande die eifrige Uebung der geiſtlichen Kommunion iſt, und wie er dieſelbe oftmals ſchon auf wunderbare Weiſe belohnt hat. — Unter dem grauſamen Kaiſer Diokletian lag der hl. Biſchof und Martyrer Klemens von Ancyra mit einer Anzahl von Chriſten im Kerker, die ein großes Verlangen nach dem allerheiligſten Sakramente hatten. Da der Biſchof es ſehr beklagte, daß er das hl. Meßopfer nicht darbringen und das Verlangen der Chriſten ſtillen könne, erſchien plötzlich zu ihrem Erſtaunen und zu ihrer großen Freude ein Engel, und überreichte dem Biſchofe eine Anzahl von hl. Hoſtien, die er den Chriſten austheilte.

Der hl. Raimundus Nonnatus, Mitglied des Ordens zur Loskaufung der Gefangenen in Spanien, wurde wegen ſeiner großen Verdienſte um die Befreiung von Chriſtenſklaven und der vielen dabei erduldeten Martern von dem Papſte Gregor IX. zum Kardinal der römiſchen Kirche ernannt. Auf dem Wege nach Rom erkrankte er und verlangte ſehnlichſt nach der hl. Kommunion. Da kein Prieſter kam, um ſein Verlangen zu erfüllen, das immer heftiger wurde, erſchienen Engel im Kleide ſeines Ordens und reichten ihm das allerheiligſte Sakrament.

In den Jahrbüchern des Franziskanerordens wird erzählt, wie zwei Laienbrüder einmal am hl. Gründonnerſtage die hl. Kommunion nicht empfan-

gen konnten, weil sie auf der Reise waren. Als sie am Nachmittage in das Kloster kamen, waren ihre Mitbrüder soeben zu Tisch gegangen. Unbekümmert um leibliche Nahrung und körperliche Erholung, begeben sich die zwei Brüder sogleich in die Kirche an den Altar, wo das hochwürdigste Gut nach kirchlichem Gebrauche aufbewahrt wurde, und klagen und seufzen, daß sie ihren göttlichen Heiland heute nicht in ihr Herz aufnehmen dürften. Da öffnet sich plötzlich die Thüre des Tabernakels, und es tritt ein wunderschöner Jüngling heraus, welcher sagt, er sei Christus. Er reichte den zwei Brüdern die hl. Kommunion und verschwand sogleich wieder im Tabernakel. Zum Zeugnisse, daß der Vorgang keine Täuschung war, hatte Christus dem Boden der Kirche seine Fußtapfen eingeprägt, die zum Andenken an die wunderbare Thatsache mit eisernen Stäben vergittert wurden.

In der Lebensgeschichte der hl. Juliana von Falkonieri lesen wir, daß sie auf ihrem Sterbebette wegen körperlicher Leiden ihren göttlichen Heiland im allerheiligsten Sakramente nicht empfangen konnte. Um ihrem sehnlichen Verlangen nach dem Heilande einigermaßen zu entsprechen, wurde gestattet, daß das allerheiligste Sakrament auf ihre Brust gelegt werden durfte. Aber kaum war das geschehen, so war auch die hl. Hostie schon verschwunden. Der göttliche Heiland hatte in ihrem Herzen Wohnung genommen, und zum Zeichen seiner Anwesenheit dem Herzen das Bild der Hostie eingeprägt, wie man nach Julianas Tode sich durch Augenschein überzeugte. Etwas Aehnliches erzählt der gelehrte Salmeron von einem Ordensmanne, der es auf seinem Sterbebette schmerzlich beklagte, daß er das allerheiligste Sakrament nicht empfangen konnte. Als man auf sein dringendes Verlangen eine hl. Hostie auf sein Bett legte, damit er seinem Heilande in der Brodsgestalt seine Verehrung bezeigen könnte, war die hl. Hostie plötzlich verschwunden, und der Kranke freute sich ungemein, daß sein lieber Heiland auf wunderbare Weise in sein Herz gekommen war.

Auch ein Laie, der in einem Kloster Diener war, sah auf ähnliche Weise sein sehnliches Verlangen nach dem göttlichen Heilande belohnt. Er kniete eines Tages in der Kirche, als die Ordensleute die hl. Kommunion empfingen, und wurde von Trauer und Schmerz erfüllt, daß er dieses großen Glückes beraubt war, und seinen göttlichen Heiland nicht mit den Ordensbrüdern empfangen durfte. Da erfüllt der göttliche Heiland selbst sein Verlangen, schwebt vom Altare her und legt ihm eine hl. Hostie auf die Zunge. Die Anwesenden erstaunen, da sie die hl. Hostie auf der Zunge des glücklichen Klosterdieners sehen, und als der die Kommunion spendende Priester sich überzeugte, daß ihm eine Hostie auf dem Altare fehlte, war kein Zweifel, daß der göttliche Heiland selbst dieselbe vom Altare genommen hatte.

Ich habe von einem Manne in Nürnberg erzählt, daß er an Festtagen die geistliche Kommunion mit einer gewissen Feierlichkeit zu empfangen pflegte. Eines Tages, fügt Scaramelli, dem die Erzählung entnommen ist, seinem bezüglichen Berichte bei, geschah ein Wunder. Denn siehe da! Der fromme Mann fühlte, wie ihm die hl. Hostie wirklich gereicht wurde, während seine

Seele von himmlischer Freude überströmte. — Vogels, Zwiegespräche mit Jesus. Laumann-Dülmen. —

Zweimal erhielt der hl. Jüngling Stanislaus Kostka durch Vermittelung der Engel das allerheiligste Sakrament. Einmal zu Wien, als er schwerkrank die letzte Wegzehrung dringend verlangte, dieselbe aber nicht empfangen konnte, weil sein irrgläubiger Hausherr es nicht duldete. Der Kranke rief inbrünstig die hl. Jungfrau Barbara um ihre Fürbitte an, und die Heilige kam mit zwei Engeln, welche ihm das allerheiligste Sakrament brachten. Das andere Mal befand er sich auf der Flucht von Wien nach Dillingen. Unterwegs trat er in eine Kapelle mit dem sehnlichsten Verlangen, seinen lieben Heiland zu empfangen. Auch jetzt erschienen Engel und reichten ihm die hl. Kommunion.

Der hl. Bischof Thomas von Villanova erzählt von einer frommen Ordensfrau, daß sie eines Tages die hl. Kommunion nicht empfangen konnte. Da sie mit Seufzen und Thränen nach ihrem Heilande verlangte, erschienen plötzlich zwei Hände, die eine hl. Hostie hielten und sie ihr auf die Zunge legten, wodurch die Bitterkeit ihres Herzens in die süßeste Freude verwandelt wurde. Lohner, Biblioth. I, s. v. Euchar.

Von der hl. Katharina von Siena lesen wir in ihrer Lebensbeschreibung, daß der göttliche Heiland mit seinen eigenen Händen ihr seinen hochheiligen Leib in der Brodsgestalt verborgen reichte, um ihr großes Verlangen nach ihm zu stillen. Der P. Gregor von Rimini aus dem Orden des hl. Augustin, ein gelehrter Professor der Theologie, erklärte vor einer zahlreichen Versammlung zu Rom, daß, wenn er das Glück hatte, in Gegenwart Katharinas das hl. Meßopfer darzubringen, mehrere Male die hl. Hostie selbst die Patene verließ und sich auf die Lippen der Heiligen legte.

Dreimal hat auch die hl. Jungfrau Maria Magdalena von Pazzis zur Belohnung ihres heißen Verlangens nach dem allerheiligsten Sakrament dasselbe aus den Händen des göttlichen Heilandes selbst empfangen. Einmal erschien der hl. Albertus aus dem Karmeliterorden, dem auch Maria Magdalena angehörte, und reichte ihr zur Stillung ihres brennenden Verlangens die hl. Kommunion.

Nicht selten geschah es, daß zur Stillung ihres geistigen Hungers und Durstes die sel. Benvenuta durch den hl. Erzengel Gabriel, die hl. Franziska von den hl. fünf-Wunden durch den hl. Erzengel Raphael die hl. Kommunion empfingen. Als die letztere einmal förmlich nach dem allerheiligsten Sakramente schmachtete, sah man auf einmal eine hl. Hostie in das Zimmer hereinfliegen, die sich der Heiligen auf die Zunge legte. In der Kirche geschah es öfters, daß sie auf diese Weise die hl. Kommunion empfing. Ott, Euchar. 580 ff.

Schließlich wollen wir nun auch die kleine Imelda Lambertini von Bologna noch als Tischgenossin einladen und kurz erzählen, was auf ihrem Grabsteine zu Bologna von ihr geschrieben steht. Imelda war noch ganz jung schon in den Dominikanerorden aufgenommen worden. Sie hatte eine ganz außerordentliche Sehnsucht nach dem Empfange der hl. Kommunion. Da sie

aber erst elf Jahre zählte, wollte der Beichtvater sie nicht zulassen, sondern schob ihre erste hl. Kommunion immer weiter hinaus. So oft sie die Nonnen zum Tische des Herrn hingehen sah, weinte sie untröstlich. Einmal beklagte sie sich bei einer solchen Gelegenheit freimüthig bei ihrem göttlichen Bräutigam darüber, daß ihr allein dieses Glück noch immer vorenthalten werde. Siehe! da sah man plötzlich eine von den hl. Hostien durch die Luft zu ihr geflogen kommen und über ihrem Haupte schwebend verbleiben. Die Anwesenden nahmen das als Fingerzeig von Oben, daß der Beichtvater sie damit wirklich kommuniziren solle. Er that es mit aller Ehrerbietung, und der Empfang, womit dieses Kind seinen himmlischen Bräutigam zum ersten Male aufnahm, war ein so inniger und liebeglühender, daß es — ein glückseliges Brandopfer der Liebe — augenblicklich als Leiche zu Boden sank, und seine Seele sich auf ewig mit dem Herrn vereinigte.

Das sind zwölf Tischgenossen, die wir nur betrachten dürfen, um sofort, durch ihr gutes Beispiel ermuntert, ein starkes Verlangen nach dem Himmelbrode in unserem Herzen zu empfinden und den Vorsatz zu machen, daß wir die geistliche Kommunion recht oft empfangen wollen. Wir wollen sie Morgens empfangen, wenn wir unser Morgengebet verrichtet haben, indem wir unseren hl. Schutzengel bitten, an den Altar hinzuschweben und den göttlichen Heiland uns zu bringen. Bei der hl. Messe wollen wir mit dem Priester geistlich kommuniziren, wenn wir das heiligste Sakrament nicht wirklich empfangen können. Mittags soll die leibliche Nahrung uns daran erinnern, daß auch unsere Seele Nahrung nöthig hat, und wir wollen davon Veranlassung nehmen, die Kommunion geistig zu empfangen. Wenn wir unter Tags die gute Meinung erneuern, oder wenn wir als Ehrenwächter des göttlichen Herzens Jesu auf die Wacht ziehen, sei es, daß wir im Geiste oder wirklich das Gotteshaus besuchen, wollen wir auch bei diesen Gelegenheiten niemals versäumen, die fromme Uebung der geistlichen Kommunion vorzunehmen. Abends wollen wir unser Gewissen erforschen und die geistliche Kommunion als letzte Wegzehrung empfangen, um uns reisefertig zu machen, weil wir in der Nacht plötzlich vor Gottes Richterstuhl gerufen werden können.

Dabei will ich aber nicht versäumen, auf jenen besonderen Umstand aufmerksam zu machen, der sich mir auch bei der Aufzählung der Tischgenossen, die wir einladen sollen, um durch ihr Beispiel einen starken geistigen Hunger zu erlangen, unwillkürlich aufgedrängt hat. Der göttliche Heiland hat durch Wunder gezeigt, wie wohlgefällig ihm die eifrige Uebung der geistlichen Kommunion ist. Er hat es gezeigt, indem er denjenigen, welche die geistliche Kommunion mit großem Eifer übten, die wirkliche Kommunion selbst mit eigenen Händen, oder durch Engel oder auf andere wunderbare Weise gespendet hat. Jedenfalls wollte er uns durch diese Thatsache auf die wichtige Wahrheit aufmerksam machen, daß wir die geistliche Kommunion hauptsächlich als eine Vorbereitung auf die wirkliche oder sakramentale Kommunion betrachten, und die geistliche Kommunion fleißig üben sollen, um die wirkliche Kommunion recht würdig und mit großem Nutzen zu empfangen.

Zum goldenen Jubiläum des Zentral-Vereins.

I.

Einladung zur 50. General-Versammlung des Deutschen Römisch-Katholischen Zentral-Vereins von Nord-Amerika.

An die Herren Beamten und Mitglieder der dem D. R.-K. Zentral-Verein angeschlossenen Vereine!

Werthe Vereinsmitglieder!

Fünfzig Jahre sind es, daß durch den Schutz der heiligsten Familie, „Jesus, Maria und Joseph", unser echt katholischer und deutscher Zentral-Verein in so erhebend großartiger Weise besteht, trotz aller Kämpfe und Anfeindungen selbst von Kreisen, wovon man es nie hätte erwarten sollen. Treu seinem lobenswerthen Zwecke, — einzutreten für unseren hl. katholischen Glauben und für die Pflicht des katholischen Gatten und Vaters, zu sorgen für die lieben Seinigen in Krankheit und selbst über das Grab hinaus, — haben die Mitglieder ein halbes Jahrhundert in diesem selbstsüchtigen und glaubenslosen Lande, ein so großes Beispiel der christlichen Tugenden gegeben, daß selbst die Gegner des Zentral-Vereins dieses lobend anerkennen müssen. Die seeleneifrigen Hirten haben stets ihr Bestes hierzu beigetragen und ihnen gebührt unser wärmster Dank und unsere unwandelbare Treue. Diese unsere Stellung unseren Mitbürgern in der großartigsten Weise zu veranschaulichen, findet in der alten deutschen, katholischen Stadt Cincinnati, Ohio, vom 10. bis 13. September, unser goldenes Jubiläum statt. Soll dieses Jubiläum ein würdiges, unseren D. R.-K. Zentral-Verein ehrendes und ihm nützendes werden, so müssen die Mitglieder desselben Alles aufbieten, daß diese Versammlung aller Welt imponirt und unsere Einigkeit, unseren Glauben und unsere Liebe und Treue gegen unsere hl. Kirche in der großartigsten Weise kund gibt.

Wenn Logen u. s. w. kein Opfer scheuen, nur aus eigennützigen und oft verwerflichen Beweggründen, bei solchen Gelegenheiten ihre Grundsätze so großartig wie nur möglich darzuthun, dann sollten wir, die katholischen deutschen Männer des Zentral-Vereins, an diesem Ehrentage uns gewiß von Herzen freuen, wo wir auf die großen Opfer unserer Stifter und Vorfahren zurückschauen. Wir sollten dieses dadurch bekunden, daß auch nicht ein einziger Verein es unterläßt, einen Delegaten zu senden und, daß sogar viele, viele Mitglieder mit Stolz an diesem unserem Jubelfeste Theil nehmen.

Die Mitglieder, die nicht kommen können, werden gewiß um so freigebiger zu der goldenen Jubel-Gabe an unsern glorreichen Hl. Vater Pius X. beisteuern, da ja die Größe der Gabe auch die Größe unserer Liebe bekundet.

In der zuversichtlichen Hoffnung, daß jeder Verein unseres großen Zen-

tral-Vereins, durch Entsendung eines Delegaten seine Pflicht erfüllt und an den sehr wichtigen Berathungen unseres goldenen Jubiläums regen Antheil nimmt und dessen Bestand zu sichern hilft, rufe ich mit freudigem Herzen: Auf nach Cincinnati, zum goldenen Jubiläum des D. R.-K. Zentral-Vereins!

Im Auftrage unseres Präsidenten, zeichnet in brüderlicher Liebe und mit herzlichem Gruße

Euer Sekretär,

Peoria, Ill., 1. Juni 1905. P. J. Bourscheidt,

II.

Die Vorarbeiten für die Feier des goldenen Jubiläums des D. R.-K. Zentral-Vereins, verbunden mit einem Katholikentage in großem Maßstabe, welche Feier vom 10. bis zum 14. September in Cincinnati, Ohio, abgehalten wird, sind rüstig im Fortschreiten. Die lokale Festbehörde scheut keine Mühen, um die Feier zu der größten in der Geschichte des Zentral-Vereins zu machen. Freiwillige Subskriptionen bilden den Konventionsfond; daß echte Begeisterung für die gute katholische Sache herrscht, ist am besten dadurch bewiesen, daß schon in einer der ersten Versammlungen des allgemeinen Fest-Kommittees vom Finanz-Kommittee die schöne Summe von $1258.60 eingehändigt wurde. Das Finanz-Kommittee ist noch fleißig an der Arbeit.

Die große Katholikenversammlung findet am Sonntag Abend, den 10. September, in der historischen Musikhalle statt. Landesbekannte Redner in deutscher und englischer Zunge werden da die Sache unserer Kirche hochhalten, und wird zur selben Zeit der jetzt im ganzen Lande unter den Mitgliedern des Zentral-Vereins gesammelte goldene „Petrispfennig" einem Vertreter des Hl. Vaters eingehändigt werden.

Am Nachmittage desselben Tages wird eine Parade der katholischen Männer durch die Hauptstraßen der Stadt stattfinden. Dieses wird die großartigste öffentliche Kundgebung katholischer Männer sein, die je im Staate Ohio stattgefunden. Alle Gemeinden Cincinnatis und Umgegend, einschließlich Covington, Newport und Dayton, Ky., werden sich in corpore mit Musikkapellen, Fahnen, Flaggen und Abzeichen daran betheiligen. Ein besonderes Parade-Kommittee, mit Großmarschall Wm. Witte an der Spitze, ist bereits emsig an der Arbeit.

Die Unterstützungs-Vereine von Covington, Newport, Bellevue und Dayton, Ky., beschlossen, an der Jubiläumsparade in corpore Theil zu nehmen und Musikkapellen dafür zu engagiren. Herr Rudolph Tensing wurde als der Repräsentant der Kentuckyer Städte in den Vorstand des Fest-Kommittees erwählt.

Die Eröffnungsfeier findet statt mit einem levitirten Hochamte, coram Archiepiscopo, in der altehrwürdigen Hl. Dreifaltigkeits Kirche, am Sonntag Morgen um 10 Uhr;

Am Montag Morgen ist levitirtes Hochamt in der St. Michael Kirche;

Am Dienstag Morgen ist levitirtes Hochamt in der St. Antonius Kirche;

Am Mittwoch Morgen ist feierliches Seelenamt in der St. Franziskus Kirche;

Am Donnerstag Morgen levitirtes Danksagungsamt in der St. Josephs Kirche.

Die Geschäfts-Sitzungen werden abgehalten in der Hl. Dreifaltigkeits Halle.

Ordnungsliebe.

Wer in der Stille beobachtet, der muß staunen, wie im Leben vieler Familien aller praktische Eintheilungs- und Ordnungssinn verloren geht, und ist dies gewiß auch ein Zeichen der Zeit. Wenn aber Ordnung fehlt, so ist die Schuld beinahe ganz allein der Frau zuzuschreiben. Freilich wird das bei der Erziehung unserer Töchter so ziemlich außer Acht gelassen. In manchem Hauswesen arbeitet die Frau unermüdet, aber sie weiß nichts einzutheilen, daher trifft man nirgends Ordnung, und Ordnung ist die halbe Arbeit.

Vom Morgen bis zum Abend wird geschafft und des andern Tags beginnt man wieder, und so geht es fort, ohne daß man fertig wird. Mag ein Hauswesen groß oder klein sein, die Arbeit kann man so eintheilen, daß täglich Alles rein und ordentlich dasteht.

Betrachten wir uns solch' eine emsige, aber ohne System arbeitende Frau. In aller Frühe wirthschaftet sie schon im Hause herum, legt ein Stück bald an diesen, bald an jenen Ort, läuft von einer Stube zur andern, kommt mit knapper Noth zum Frühstückmachen, das in den Städten gleich in Kaffeeschenken geholt wird. Der Mann kommt Mittags von seiner Fabrik- oder Feldarbeit oder aus einem anderen Geschäfte heim, findet aber kein trauliches Heim; die Betten sind noch nicht gemacht, die Frau selbst ist noch nicht frisirt oder ordentlich angekleidet, die Kinder natürlich nur nothdürftig versorgt. Das Essen wird oft schnell, ohne Fleiß bereitet; der Mann, dem es wenig mundet, eilt wieder fort, und wenn er Abends heimkehrt, findet er denselben Zustand, nur vielleicht insoweit äußerlich aufgeräumt, daß Manches in Ecke oder Kasten geschoben wurde, um es dem Blicke zu entziehen. Darf es manche Frau wundern, wenn der Mann nicht gern zu Hause ist und die Kinder lieber bei anderen Leuten und auf der Gasse sind?

Wie wenig mehr Wäsche und Kleider ausgebessert werden, ist kaum glaublich; ja, es ist so weit gekommen, daß man ausgelacht wird, wenn man seine eigene Wäsche ausstückelt.

Man darf nur ruhig beobachten, wie die Lumpensammlerin die besten Stücke erhält, weil man keine Zeit hat, ein Band oder Häftchen einzunähen oder einen Riß zu stoppen.

Die Lumplerin will verdienen und verkauft an die Tröblerin, von dieser aber kauft wieder die denkfaule, träge Hausfrau, weil sie Alles schnell fer-

tig haben will, sie kann entweder nicht nähen, oder es ist ihr zu unbequem, hinzusitzen; sie wird ja doch nicht fertig. Wie oft hört man: „Ach, das ist zerrissen! das werfe ich weg.“ Mit ein wenig Faden und in ein paar Minuten Zeit, die man unnütz verplaudert oder auf andere Art vergeudet hat, wäre der Schaden für lange Zeit wieder gut gemacht. Wie kann aber eine Mutter den Kindern Ordnung lehren, wenn sie selbst nie fertig wird und ihre Arbeit den ganzen lieben Tag nicht einzutheilen versteht?

Wie kann eine solche Mutter ihren eigenen Seelenzustand kennen lernen? Sie findet vor allzu vieler, durch ihr planloses Treiben vermehrter Arbeit nie die Zeit, in ihr Inneres Einkehr zu halten. Manche auch sind ausschließlich mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie am besten die Mittel erringen können, den Luxus derer, die ihre Bewunderung oder ihren Neid erregen, nachzuahmen. Das Denken solcher Hausfrauen ist oft so wenig geordnet, wie ihr Hauswesen, sie übersehen ganz und gar, daß durch ihre Unordnung im Hause der Wohlstand sich mindert, weil gar Vieles verschleudert wird oder zu Grunde geht.

Ein Opfer der gottlosen Schule.

Ein Vorkommniß aus der jüngsten Zeit ist zu bezeichnend für den Geist der gottlosen französischen Staatsschule, als daß wir hier dessen Erwähnung umgehen dürfen. Vaillant, das Haupt der französischen Sozialistengruppe in der Kammer, besitzt in Saint Monde eine prächtige Villa, in welcher durch Einbruch viele Kostbarkeiten gestohlen wurden, während Vaillant sich in einer Badestadt befand. Damit nicht seine guten Vermögensverhältnisse bekannt würden, hütete sich Vaillant den Diebstahl anzuzeigen; er erschien auch weder vor dem Untersuchungsrichter, noch vor Gericht, um darüber Zeugniß abzulegen. Er durfte ja den Brüdern und Genossen kein Aergerniß geben. Nach einiger Zeit entpuppte sich Bory als einer der Diebe, als Gesinnungsgenosse Vaillant's. Bory war in der Staatsschule erzogen worden, mithin über religiöse Begriffe erhaben, aber entschiedener Freidenker und Sozialist. Vor Gericht machte er folgendes interessante Geständniß: „Allen denjenigen, welche im Schulunterrichte das Heil erblicken, sage ich, daß sie Elende und Betrüger sind, sofern sie den damit Ausgestatteten keine Versorgung zusichern. Die Stellen werden bei gleicher Befähigung stets denjenigen verliehen, welche am meisten Beschützer haben. Um Ackersmann oder Maurer zu werden, genügt es, zahlen zu können und es ist Tollheit, einem Kinde den Kopf mit Algebra, Latein und Griechisch zu füllen, wenn er nur — Latrinen-Reiniger werden soll. Mit solcher Thorheit schafft Ihr ihm nun Bedürfnisse, die es nicht befriedigen kann. Ihr macht aus ihm einen Menschen, der seinen Beruf verfehlt hat. So ist es auch mir ergangen. Das einzige, was mich hätte zurückhalten können, die Religion, ist mir nicht geboten worden.“

Offenbar enthalten diese Worte eine bittere Pille, aber auch eine zutreffende Belehrung aus dem Munde eines Opfers der Neuschule. Natürlich sind die Staatsmänner und Tagesbeherrscher dergleichen Aufklärungen nicht zugänglich.

Die weibliche Mode vom religiösen Gesichtspunkte.

Die modernen Damen beschönigen die unschönen Ausschreitungen ihrer Putzsucht mit der Mode, und manche fesche Nadlerin vertheidigt ihr freches Erscheinen sogar wohl mit Gesundheitsrücksichten. Aber die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus, jener in seinem 1. Briefe 3. 3, dieser im 1. Briefe an Timotheus 2. 9, fordern nichtsdestoweniger von der Frauenwelt die gerade gegentheilige Sitte der Ehrbarkeit und Eingezogenheit. Als Grund führt der hl. Cyprian an, der echte Frauenadel bedürfe keiner künstlichen Schmuckbehelfe, sondern sei an sich schön und liebenswürdig. Das nämliche antwortete der hl. Hilarius seiner Tochter Abra, welche sich versucht fühlte, geputzt zu sein wie ihre Gefährtinen. Sie verlangte Perlen und er versprach ihr eine solche von so hohem Werthe, daß sie im Besitze derselben nie krank sein, nie alt werden, nie sterben werde. Aber er fügte hinzu, daß sie, um diese Perle zu besitzen, alle übrigen nothwendig verachten müsse, da sie so schön und so kostbar sei, daß sie immer nur allein sein wolle, die weibliche Züchtigkeit.

Mit welchem Gewissen können daher christliche Frauen nach übertriebenem Putze streben? Wie dürfen sie den Ausschreitungen der Mode huldigen, ohne Gefahr zu befürchten? Sie sollen mir doch Rechenschaft geben, sagt der hl. Gregor der Große, warum die Schrift, welche so sorgfältig die Gründe der Verdammung des bösen Reichen bezeichnet, diese beiden hervorhebt, daß er reich gekleidet war und täglich köstlich speiste; sie sollen mir antworten, ob sie eine andere Absicht als Eitelkeit haben oder warum sie so wenig auf ihren Anzug sehen, wenn sie zu Hause sind und sich von Niemand beobachtet wissen. Du bist kostbar gekleidet, sagt der hl. Cyprian, du bist geziert und geputzt wie eine Nymphe, du gehst auf den Straßen in leichtfertigem Gewande und ziehst überall die Augen der thörichten Männerwelt auf dich, du entlockst Wünsche und Seufzer aus der Tiefe ihres Herzens und nährst die Gluth ihrer Sinnenlust, du gießest Oel in das Feuer ihrer Begierden und redest dir ein, selbst sehr unschuldig zu sein? Ich will, daß du nicht nur nicht dich verderbest, sondern auch das Verderben anderer nicht für gering achtest, denen du keinen geringeren Schaden durch dein unbesonnenes Gehaben zufügest, als wenn du ihnen Gift zu verschlucken gäbest oder einen Dolch in die Brust stießest; aber nach dem allen möchtest du mir zumuthen, zu glauben, du seiest keusch? Ich werde nie daran glauben, und wolltest du es im Ernst behaupten, deine unzüchtige Kleidung würde dich Lügen strafen.

Vielleicht läßt sich einwenden, daß zwischen dem angeborenen Drange, zu gefallen, und Ausschreitungen der weiblichen Mode ein ehrbarer Mittelweg liege. Nein, nein, entgegnet darauf der hl. Chrysostomus, täusche dich nicht und suche nicht sogar noch uns mit schönen Worten zu bestechen. Es ist unmöglich, daß ihr so sehr auf eueren Leib bedacht seid und zugleich auch für euere Seele sorgen könnt. Wie wolltet ihr an sie denken, da ihr all' euer Augenmerk auf das Aeußere richtet, ganz in Eitelkeit schwimmt und so durch

die Last unzähliger Sünden zu Boden gedrückt werdet? Der hl. Hieronymus erzählt von der hl. Paula, daß sie zu sagen pflegte, die gezierte Schönheit des Leibes verrathe den sicheren Schmutz der Seele. Daher warnt der hl. Cyprian: Frauen und Jungfrauen, die weise sind, sollen auffallende Kleidung, welche nur Unzüchtigen zusteht, wie die Pest fliehen; denn es ist unmöglich, daß diejenigen, welche sich in Seide und Scharlach kleiden, mit dem gekreuzigten Jesus bekleidet sind. Vielmehr muß man, wo Geld, Perlen und Edelsteine verschwenderisch zur Schau gestellt werden, nothwendig vermuthen, daß da der wahre, eigentliche, echte Schmuck des Leibes und der Seele fehlt. Anderseits berichtet der hl. Gregor von Nazianz von den herrlichen Tugenden seiner geliebten Schwester Gorgonia. Niemand sah sie je ihre Kleider mit Flitter behängen oder ihre Haare künstlich drehen. Nie bediente sie sich eines Schönheitsbehelfes, um ihr Gesicht angenehmer erscheinen zu lassen oder anderes zu zeigen, als was ihr die Natur gegeben hatte. Sie glaubte, dies komme nur Weibspersonen von übelem Rufe zu; denn Frauen, welche die Ehre zur Empfehlung hätten, brauchten keine andere Empfehlung als die, welche ihre Seele schmückt.

Töchter unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche! Bedürfte es zu den Lehren der Heiligen eines Beispieles, welche weibliche Ehrbarkeit und keusche Eingezogenheit ist jener der Jungfrau zu vergleichen, welche Gottes Engel als die Gnadenvolle begrüßte? Und doch sagen die alten Ueberlieferungen eines Nicephor, Cedrenus u. A. ausdrücklich von ihr, daß sie immer nur ein Kleid von ungefärbter Wolle trug. Die Legende des heiligen Rockes von Trier berichtet auch, daß sie, wie Klemens von Alexandrien das starke Weib der „Sprichwörter" (31. 21) zum Zeugen anruft, eigenhändig für die Hl. Familie die Kleider spann und webte. Oder glaubst du, katholische Hausfrau, daß die Königin des Himmels auf Erden stundenlang vor dem Spiegel zubrachte? Und willst du, katholische Mutter, wenn du dich schmückst, nur deinem Manne gefallen, warum möchtest du auf Besuch, zur Unterhaltung, in Gesellschaft ausgehen, blos um mit dem Schmucke gesehen zu werden? Meinst du, katholische Jungfrau, daß ein verständiger Mann dich eher zum Weibe erwählt um des Ueberflusses willen von Putz und Plunder, von Feschheit und Frechheit, die ihn voraussichtlich zu Grunde richten und dich mehr unenthaltsam als treu zeigen?

Welch' unnützere Selbstverdemüthigung kann es in aller Welt geben, als die freiwilligen Sklavenketten einer so unsteten Laune, wie der Mode? Wieviel durch abgeschmackte Tändelei verlorene Zeit wird dem Haushalte und den religiösen Pflichten entzogen? Wie unverantwortliche Vorbilder zweckloser Vergeudung und begründeter Sittengefahr haben Dienerschaft und Kinder vor Augen? Wer ermißt den Neid und Spott des von Aergernissen gekränkten Nächsten? Fürwahr: überzeugte, innere Religiösität würde der Pomp der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens alsbald mit Füßen treten, wie es den Erlösten Jesu Christi ziemt.

— Mitleid ist zuweilen nur lackirte Schadenfreude.

(Für den „Sendbote".) (Nachdruck verboten.)

In der Tannenwirthschaft.

Von C. Arand.

I.

Groß und schön gelegen, hatte das schwäbische Pfarrdorf Grabbach eine Anzahl stattliche, vermöglicher Bauersleute zu Einwohnern, welche noch nach dem guten alten Brauch: mit Gebet, Arbeit und Sparsamkeit ihren Lebensgang durchmachten. In der Nähe des Dorfes befand sich ein großes, herrschaftliches Gut, das dem Grafen B. gehörte und auf welchem eine landwirthschaftliche Musterwirthschaft in jeder Hinsicht geführt wurde. Man war in Grabbach stolz auf die vornehme Nachbarschaft; denn diese wirkte in vielen Dingen aneifernd auf die Landwirthe ein.

Eine prächtig ehrwürdige Kirche von werthvoller Bauart, sowie ein in der Mitte des Pfarrortes stehendes Rathhaus verschönten den Anblick Grabbachs. In der Nähe des Rathhauses befand sich ein ausgedehntes Anwesen, die Tannenwirthschaft mit Bierbrauerei und Oekonomiegebäuden, zu welchen ein großer Hof, viele Aecker, Wiesen und Waldungen gehörten. Der Besitzer von alledem, ein stattlicher Mann, im Alter Ende der dreißiger Jahre stehend, war seit einigen Wochen zum zweiten Male verheirathet. Dem Peter Graub — so hieß der reiche, stolze Mann — waren von seiner ersten Frau zwei Kinder, ein Knabe von zehn und ein Mädchen im Alter von sechs Jahren hinterlassen worden, die er sehr liebte. Der Knabe hieß Fritz, das Mädchen Marie.

Eines Abends befand sich das neuverheirathete Ehepaar allein in der Wohnstube, was bei Peters vielseitiger Beschäftigung selten möglich war. Er ergriff daher auch die Gelegenheit, mit seiner Frau über Dinge zu sprechen, die ihm sehr nahe standen: „Du weißt, liebe Rese, daß man meine erste Wirthin in Grabbach ‚die gute Terese' nannte. Es freut mich, daß Du den gleichen Namen hast, und ich denke eben, so einen schönen Beinamen kannst Du Dir auch erwerben, Du brauchst nur in die Fußstapfen Deiner Vorgängerin einzutreten."

Das volle, blühende Gesicht der neuen Tannenwirthin erstrahlte vor heller Lust und Freude.

„Das werde ich Dir zu erleben geben, Peter, daß man auch mich gut heißen kann. Ich weiß ja aus meiner Jugendzeit, wie wohl es den Armen thut, wenn der Reiche ihm etwas zukommen läßt."

„Daran sollst Du aber doch nicht mehr denken, meine Rese! Du möchtest Dich durch die Erinnerungen an Deine Jugendzeit betrüben. Und das thäte mir gerade leid. Freude sollst Du von nun an in meinem Hause haben und

das sichere Gefühl, Dich in der Reihe der Großbäuerinen Grabbachs zu befinden."

Diese Rede gefiel der Tannenbäuerin sehr. In ihrem Herzen hüpfte der Hochmuth bereits stark in die Höhe. Sie wußte es nur zu gut, daß ihre frischrothen Wangen, ihre schönen, blauen Augen und ihre große, kräftige, wohlgeformte Gestalt den reichen Wittwer so bestochen hatten, um ihn zu bewegen, sie zur Mitbesitzerin seines Reichthums zu machen.

„Sollst auch darin mit mir zufrieden sein, Peter. In dieser Hinsicht stell' ich meine eigene Person mit großer Sicherheit."

„Recht so, meine Rese! Deine Güte aber kannst Du vor Allem an Deinen zwei angetretenen Kindern beweisen. Diesen armen Geschöpfen vermag ich so wenig väterliche Sorgfalt zu schenken, weil ich allenthalben streng beschäftigt bin. Ersetze Du ihnen Vater und Mutter."

„Aber Peter! Die Geschwister sind doch nicht arm. Ihrer harrt ja Geld und Gut in Hülle und Fülle."

„Und doch brauchen sie Deine Güte, Rese! Ich hab' Dir's ja alleweil, schon vor unserer Hochzeit gesagt: Ein Mutterherz möcht' ich für die Geschwister bringen, ein recht warmes, fürsorgendes Mutterherz. So wie meine Nachbarin, die Gregorbäuerin ihren angetretenen Kindern das Herz geöffnet hat, würde es mich auch von Dir freuen; diese Frau wird darum auch allgemein geachtet."

Ueber Reses Gesicht flog ein Schatten. Die Gregorbäuerin gefiel ihr nicht. „Dieses betige Weib werde ich nicht nachahmen," dachte sie still bei sich. An einem aufrichtig *christlichen* Sinn und an *christlicher* Liebe fehlte es der hochmüthigen Rese ganz und gar.

„Gerecht müssen wir sein, so gut dies fehlbare Menschen vermögen. Aber bei Kindern braucht es mehr als Gerechtigkeit. Da gehört Liebe her und barmherzige Nachsicht," ergänzte Peter seinen Zuspruch an die Stiefmutter seiner Kinder.

Die beiden jetzt herzueilenden Kinder enthoben die junge Ehefrau einer diesbezüglichen Antwort. Sie näherten sich den Eltern, um ihnen irgend eine Kinderwichtigkeit zu erzählen. Rese hörte die Geschwister aufmerksam an. Sie ging sogar auf ihren Gedankengang ein und brachte es so fertig, daß Fritz und Mariechen von ihrer Schüchternheit förmlich aufthauten und ganz heiter wurden.

Peter begab sich in die Gaststube. Dort saß der Gregorbauer, sein nächster Nachbar und Pathe seiner Kinder.

„Da schau hin," rief er, die Thüre nochmals öffnend und auf die fröhliche Gruppe zeigend. „Da schau hin, wie die Dreie einander verstehen. Sind sie nicht gerade wie für einander bestimmt?"

„Ich hoff', daß die Rese aufrichtig ist," antwortete Gregor.

„Wär' nicht übel, wenn sich mein Weib verstellen würde. So etwas könnt' ich nicht glauben und nicht begreifen."

„Ja — wenn die neue Tannenwirthin sich den Zuspruch des Pfarrers

am Hochzeitstage gemerkt hat, — dann weiß sie was ihre Pflicht ist. Er stellte sie ihr so klar vor die Augen, daß es auch uns Zeugen warm um's Herz wurde."

„Sie hat sich den Zuspruch gemerkt," versicherte Peter mit einer Zuversicht im Tone seiner Stimme, die beruhigend wirken mußte.

„Geb' Gott, daß dem so sei."

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du hast, Gregor," rief Peter, ein wenig gereizt. „Hast selber die zweite Frau, die Deinen Kindern aus erster Ehe die volle Mutterliebe zukommen läßt. Warum bist g'rad D u auf die meine so ängstlich; fast möcht' ich sagen mißtrauisch?"

„Weil ich als Taufpathe Deiner Kinder eine besondere Zuneigung für die Geschwister habe; aber auch eine christliche Verpflichtung. Nun, wenn Deine zweite Rese eine so gewissenhafte Mutter ist, wie meine Margret, so gratulire ich Dir nochmals."

„G'rad wie bei Euch soll's bei uns gehalten werden. Da wird später einmal kein Mensch bemerken können, welches Reses eigene und welches ihre angetretenen Kinder sind."

Gregor machte sich freilich dabei die Gedanken: „dazu fehlt es der neuen Tannenwirthin zu sehr an der Furcht Gottes." Aber er schwieg und ging.

Die Wirthschaft zu den Tannen hatte schon deshalb eine berühmte Gangbarkeit, weil Grabbach an der Heerstraße lag, die von der ersten Residenzstadt des Landes H. nach der zweiten führte. Die verschiedenen Fuhrwerke, welche da passirten, hielten fast ausnahmslos ihre Einkehr in derselben, um Erquickungen für Menschen und Thiere zu nehmen. Es gab somit für die Wirthin immer viel Geschäft, jedoch auch stets eine gute Einnahme. Die schöne Rese hatte daher seit ihrer Verheirathung fortwährend über eine Menge Geld zu verfügen, welche sie größtentheils für ihre eigenen sich mehr und mehr steigernden Bedürfnisse verwendete. Sie machte auch Extraersparnisse, die sie ihrem nach Verlauf von einem Jahre erhaltenen eigenen Sohne auf die Seite that.

Der Gregorbauer befand sich an einem Wintertage in seiner großen Stube. Durch die leicht mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben schaute er angelegentlich auf die Straße hinaus. Seine Bäuerin bemerkte den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Sie näherte sich dem ernsten Manne und sagte in bedauerndem Tone: „Was die Tannenwirthin sich neumodisch aufputzt! Ich hielt sie letzthin wahrhaftig für eine noble Stadtfrau."

„Ha! Wenn die Frau Graub ihre Händ' und Füß' gut verdeckt, so ist auch gar kein Unterschied mehr zwischen ihr und einer Städterin," gab der Bauer zurück. „Sie versteht z. B. den großen neuen Pelzkragen, sowie die schöne, warme Pelzkaputze großartig zu tragen."

„Derob klatschen ja auch alle Dorfweiber mit größtem Neid," meinte die Bäuerin.

„Und i ch, ich würde ihr die ganze Hoffart von Herzen gönnen. Frau Rese ist bei der heurigen, geradezu unmenschlich strengen Kälte damit ausgezeichnet geschützt. Aber es thut einem im Herz drinn weh, wenn man das

arme Mariele, das so schüchtern hinter der stolzen Mutter hertrippelt, so sehr frieren sieht. Schau' nur Weib, wie es in dem leichten Kattunkleidle, ohne jeglichen Umschlag vor Kälte zittert."

„Ach, das arme, schwächliche Mädel!" jammerte die Gregorbäuerin. „Bis zum Ende des Dorfes muß es so mitlaufen und die Einkäufe dann nach Hause schleppen, welche die Tannenwirthin macht. Hör' mal Mann: Alles spricht davon, wie schlecht die Kinder des Peter aus erster Ehe behandelt werden."

„Das ist ja g'rad mein Kummer. Kaum sitzt die einst so arme Person ein paar Jährchen in dem warmen, reichen Nest da drüben, fängt sie schon an die übernommenen Mutterpflichten an den angeheiratheten Kindern zu vergessen. Die Dienstboten sagen sogar aus: Seitdem die Wirthin ein eigenes Kind habe, seien ihr die zwei andern verhaßt. Sie lasse dieselben über die ohnedies schwachen Kräfte arbeiten und gebe ihnen aus purem Neid zu wenig Kost. Rese kann es nicht ertragen, daß den ersten Kindern das ganze Anwesen zufällt, und doch ist dies eine ganz gerechte Sache. Es stammt ja von ihrer Mutter her. Der Peter brachte verhältnißmäßig wenig Vermögen hin."

„Aber warum sagt man dies Alles dem Vater der Kinder nicht? Er hat sie doch so lieb."

„Gehabt," fiel Gregor seiner Frau in's Wort. „Jetzt aber ist er blind. Die hübsche, ihm Alles nach ihrem Plan und Willen vorspiegelnde Rese hat ihn nun ganz in ihrer Gewalt. Er glaubt ihr die unsinnigsten Dinge."

„So wäre es um so mehr Deine Pflicht, mit dem Peter ein ernstes Wort zu sprechen."

„Angedeutet habe ich ihm schon manches Mal, wie es in seiner Abwesenheit zugeht in seinem Hause, aber ich hab' ihm keine Freud' damit gemacht."

„So sprich klar und offen mit ihm," rief die Frau.

„Das soll geschehen. Es ist meine Pathenpflicht," versprach Gregor.

Noch am Abend desselben Tages begab sich der Gregorbauer in die Tannenwirthschaft hinüber. Zufällig traf er den so vielseitig beschäftigten Besitzer der Wirthschaft allein in der Gaststube an.

„Grüß Gott, Nachbar!" rief Graub, mehr erstaunt über den seltenen Gast als erfreut. „Kommst auch da herüber! Und — noch dazu bei diesem strengen Wetter!"

„Gelt! Das sieht mir nicht gleich! Recht hast schon, Dich zu verwundern, wo ich so gerne zu Haus bin. Und richtig ist's auch, es haust ein Schneesturm da draußen, daß man eigentlich keinen Hund über die Gasse jagen sollt; viel weniger einen Menschen. Die Eisnadeln treibt der Wind einem in's Gesicht und um die Ohren. Mich haben heut' nur Deine zwei Kinder erbarmt, der Fritz und die Marie, Deine — Rese — —"

„So! So! Deshalb kommst Du heute Abend noch daher. Spar' Dein Erbarmen für etwas Anderes auf, Gregorbauer! Ich laß meine gute Rese nicht alleweil verdächtigen von Dir."

Mit diesen hastig und heftig gesprochenen Worten nahm das von Gregor gewollte Gespräch ein jähes Ende; denn Peter Graub hatte die Stube verlassen

und kam nicht wieder in sie zurück, so lange der unwerthe Gast da war. Gregor ließ sein Bier stehen und ging heim.

„Hinter diese Leute muß unser Herrgott kommen, Margret! Unser einer richtet nichts aus," berichtete er seiner bestürzten Bäuerin. „Da bleibt nichts zu machen, als für die Waislein zu beten, und — zuletzt — den gesetzlichen Weg zu betreten, so gerne ich dem Graub'schen Ehepaar diese Schand erspart hätte."

Der Gregor verbrachte eine unruhige Nacht. Mehr aber der Tannenwirth. Seine Frau hatte das kurze Gespräch der beiden Männer belauscht und war nun fast außer sich vor Zorn über den Nachbar und auch auf ihre Stiefkinder. Weinend klagte sie: „Es kann ja gar nicht anders sein, als daß mich Fritz und Marie bei dem bösen Nachbar anschwärzen, sonst würde er mich nicht so verfolgen."

„Ich glaub's nicht, daß die Geschwister etwas Unwahres über Dich aussagen, Rese!" beschwichtigte Peter.

„So bist Du gar der Ansicht, die zwei sagen die Wahrheit, wenn sie sich über mich beklagen?"

„Gewiß nicht, liebe Rese! Das meine ich schon gar nicht, sondern ich will sagen: die Kinder beschweren sich nicht einmal bei mir, viel weniger denn bei andern. Also haben sie auch keinen Grund dazu."

„Zum Fleiß und zur Sparsamkeit halte ich sie an, das ist das ganze Leid, das ich ihnen zufüge."

„Aber Du weißt doch, daß mir dies vollständig recht ist," tröstete Peter, und Du mußt auch wissen, wie ich ganz auf Deiner Seite steh'!"

Freilich wußte sie dies; aber auch das wußte sie, daß sie mit ihren Thränen bei dem Peter viel mehr ausrichtete, als mit heftigen Vorwürfen. Darum jammerte sie unbeirrt weiter. „Welch' unglückliches Weib bin ich doch! Man sollte halt nicht zu Stiefkindern hinheirathen, und wenn die Partie auch noch so verlockend wäre." Peter hatte seine größte Noth, bis er die ihm so sehr liebe Rese beruhigt wußte, und sie endlich die rothgeweinten Augen schloß.

„Morgen will ich ihr eine besonders große Freude machen," dachte er bei sich, dann überließ auch er sich der Nachtruhe, soweit dies der heftige Sturm eben zuließ. (Fortsetzung folgt.)

Wir gehören nicht uns, sondern Gott; deßwegen sind wir kein dankbarer Baum, wenn wir nicht alle Früchte ihm allein geben. „Alle neuen und alten Aepfel, mein Geliebter! habe ich dir aufbewahrt." (Hohelied 7, 13.) Die alten Aepfel sind die Werke der Natur, die neuen die Werke der Gnade. Wie sie nun immer seien, so sollen wir sie alle Christus, als unseren geliebten Herrn, aufbewahren. Segneri.

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Frau Susanna Schramm, gestorben am 16. April 1905, Mitglied des Zweiges der St. Peters-Gemeinde zu Chicago, Ill.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Enzyklika des Heiligen Vaters über den Unterricht in der christlichen Lehre.

Den ehrw. Brüdern, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfen, Bischöfen und übrigen Ordinarien der Orte, welche mit dem apostolischen Stuhle Frieden und Gemeinschaft haben.

Pius PP. X.

Ehrw. Brüder, Heil und apostolischen Segen!

In überaus herber und schwieriger Zeit hat der geheime Rathschluß Gottes Unsere Wenigkeit zum obersten Hirtenamte über die gesammte Heerde Christi erhoben. Denn schon lange umschleicht der Feind selbst die Heerde und stellt ihr mit tückischester Schlauheit nach, so daß jetzt eben besonders jenes eingetreten zu sein scheint, was der Apostel den Aeltesten der Kirche von Ephesus vorher verkündete: „Ich weiß, daß .... reißende Wölfe unter euch kommen werden, die der Heerde nicht schonen.“ (Akt. 20,29.) — Alle noch von Eifer für die göttliche Ehre Getragenen forschen nach den Ursachen und Gründen dieses Sinkens der Sache der Religion; indem die einen diese, die anderen jene anführen, schlagen sie, ein Jeder nach seiner Meinung, zum Schutze und zur Wiederherstellung des Reiches Gottes auf Erden, verschiedene Wege ein. Uns, ehrw. Brüder, scheint es, obgleich Wir das übrige nicht verwerfen, denen am meisten beipflichten zu sollen, nach deren Urtheil sowohl die gegenwärtige Erschlaffung der Herzen und sozusagen Schwachsinnigkeit als auch die daraus entspringenden sehr schweren Uebel hauptsächlich aus der Unwissenheit in religiösen Dingen herzuleiten sind. Dies stimmt offenbar mit dem, was Gott selbst durch den Propheten Oseas gesprochen hat: „... Und keine Erkenntniß Gottes ist im

Lande, Fluchen, Lügen, Morden, Stehlen, Ehebrechen hat überhand genommen, und eine Blutschuld reicht an die andere. Darum wird trauern das Land, dahinschmachten jeder Bewohner." (Os. 4, 1 ff.)

Und in der That, daß in dieser unserer Zeit sehr viele im christlichen Volke sind, die sich in der äußersten Unwissenheit der zum ewigen Heile zu wissen nothwendigen Dinge befinden, ist eine allgemeine und — ach, es ist leider wahr — keine unberechtigte Klage. Wenn Wir jedoch vom christlichen Volke sprechen, so verstehen Wir darunter nicht etwa blos das gewöhnliche Volk, oder die Menschen der niederen Klasse, welchen häufig eine gewisse Entschuldigung für ihre Unwissenheit deshalb zu Gute kommt, weil sie dem Befehle unduldsamer Herren unterstehend, kaum für sich und ihre eigenen Interessen Zeit finden können, sondern auch und ganz besonders jene, welche, obzwar des Geistes und der Bildung nicht ermangelnd, in profaner Gelehrsamkeit vollauf beschlagen sind, aber in Hinsicht auf die Religion ganz auf's Gerathewohl und unverständig dahinleben. Es ist schwer zu sagen, in welch' dichten Finsternissen diese oft eingehüllt sind; und was noch mehr zu beklagen ist, sie liegen ruhig darinnen. Ueber den höchsten Urheber und Lenker aller Dinge, Gott, über das Verständniß des christlichen Glaubens fällt es ihnen fast gar nicht ein, nachzudenken. Darum aber wissen sie auch nichts, weder von der Menschwerdung des Wortes Gottes noch von der vollkommenen Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes durch ihn; nichts von der Gnade, die doch das vorzüglichste Hilfsmittel zur Erlangung der seligen Ewigkeit ist, nichts von dem erhabenen Opfer oder von den Sakramenten, durch die wir die Gnade selbst erlangen und bewahren. Was aber an Bosheit und Schändlichkeit der Sünde innewohnt, wird in keiner Weise beachtet; daher auch nicht die mindeste Sorgfalt, sie zu meiden oder abzulegen: und so geht es bis zum letzten Tage, so daß der Priester, damit nicht auch die Hoffnung auf das Heil verloren gehe, die letzten Augenblicke der Dahinsterbenden, welche am meisten zur Erweckung der Liebe zu Gott verwendet werden sollten, dazu gebraucht, um summarisch die Religion beizubringen: wenn nicht etwa, was fast gebräuchlich geworden ist, der Sterbende so sehr an schuldbarer Unwissenheit leidet, daß er die Mühewaltung eines Priesters für überflüssig erachtet und meint, mit sorglosem Gemüthe, ohne im mindesten sich mit Gott ausgesöhnt zu haben, den schrecklichen Weg in die Ewigkeit gehen zu können. Daher hat Unser Vorgänger, Benedikt XIV., mit Recht geschrieben: „Wir versichern dies, daß ein großer Theil jener, welche zu den ewigen Peinen verdammt werden, dieses Unglück für immer erleiden wegen der Unwissenheit der Geheimnisse des Glaubens, welche sie nothwendig wissen und glauben müssen, um unter die Auserwählten aufgenommen zu werden." (Instit. 26, 18.)

Weil dem nun so ist, ehrw. Brüder, was werden wir uns also wundern, wenn jetzt die Sittenverderbniß und Verschlechterung der Lebensgewohnheiten so groß ist und täglich wächst, nicht, sagen Wir, unter den barbarischen Nationen, sondern gerade in den Völkern, welche den christlichen Namen tragen? Paulus nämlich, der Apostel, schrieb an die Epheser mit folgenden Worten: „Hurerei aber und jede Unreinigkeit oder Geiz werde unter euch nicht einmal

genannt, wie es Heiligen geziemt, noch Schamlosigkeit, noch thörichtes Gerede." (Ephes. 5, 3 ff.) Allein dieser Heiligkeit und Scham, welche die Begierlichkeiten zügelt, hat er die Erkenntniß der göttlichen Dinge zu Grunde gelegt: „So sehet zu, Brüder! wie ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Unweise..... Darum werdet nicht unverständig, sondern verstehet, was der Wille Gottes ist." (Ephes. 5, 15 ff.)

Und offenbar dies mit Recht. Denn der menschliche Wille besitzt nur sehr wenig mehr von jener ihm von Gott dem Urheber selbst eingepflanzten Liebe zum Edlen und Rechten, durch welche er zum nicht schattenhaften, sondern wahrhaft Guten gleichsam hingerissen wurde. Durch das Verderbniß der Erbsünde verschlechtert und wie Gott, seines Schöpfers vergessend, wendet er seine ganze Neigung dahin, daß er die Eitelkeit liebt und die Lüge sucht. Dem irrenden und durch schlechte Begierden verblendeten Willen ist also ein Führer nöthig, der ihm den Weg zeige, damit er auf die verlassenen Pfade der Gerechtigkeit wieder zurückkehre. Der Führer aber, nicht anderswo hergeholt, sondern von Natur her mitgegeben, ist der Geist selbst: wenn dieser des echten (germana) Lichtes entbehrt, wird das eintreten, daß der Blinde den Blinden führt und beide in die Grube fallen. Der heilige König David sagte, als er Gott wegen des Lichtes der Wahrheit lobte, womit er den Geist der Menschen erleuchtet hat: „Gezeichnet ist über uns das Licht Deines Angesichtes, o Herr!" (Ps. 4, 7.) Was dann aus dieser Schenkung des Lichtes erfolgte, fügte er hinzu mit den Worten: „Du hast Freude geschenkt in meinem Herzen," die Freude nämlich, durch die unser Herz erweitert, den Weg der göttlichen Gebote eilt.

Daß dem so ist, wird dem Beobachter leicht verständlich. Ueber Gott nämlich und über das, was wir als seine unendlichen Vollkommenheiten bezeichnen, gibt uns die christliche Weisheit weit besseren Aufschluß, als es die Forschung bezüglich der Naturkräfte vermag. Was noch? Sie gebietet uns zugleich, den höchsten Gott selbst durch die Pflicht des Glaubens zu verehren, die dem Geiste obliegt, der Hoffnung, welche Sache des Willens, der Liebe, welche Sache des Herzens ist. Und so stellt sie den ganzen Menschen in den Dienst jenes höchsten Urhebers und Lenkers. Gleicherweise ist es nur die Lehre Jesu Christi allein, welche die echte und vortreffliche Würde des Menschen erschließt, nämlich, daß er der Sohn des himmlischen Vaters ist, der im Himmel ist, nach seinem Bilde geschaffen und mit ihm ewig und selig leben soll. Aber aus dieser Würde eben und ihrer Kenntniß folgert Christus die Pflicht der Menschen, sich gegenseitig als Brüder zu lieben, hier so zu leben, wie es Kindern des Lichtes geziemt: „nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Streit und Eifersucht." (Röm. 13, 13.) Ebenso befiehlt er, wir sollen all' unsere Sorge auf Gott werfen, weil er ja für uns Sorge trägt; er befiehlt, den Dürftigen mitzutheilen, wohlzuthun denen, die uns hassen, die ewigen Interessen des Geistes den flüchtigen Gütern dieser Zeit voranzustellen. Damit Wir aber nicht Alles in's Einzelne berühren, wird nicht in der Lehre Christi dem sich zu stolz erhebenden Menschen die Demuth des Geistes, welche die Quelle wahren Ruhmes ist, angerathen und

vorgeschrieben? „Wer .... sich selbst erniedrigt .... der ist der größte im Himmelreich." (Matth. 18, 4.) Aus ihr lernen wir die geistliche Klugheit, die uns vor der Klugheit des Fleisches bewahrt; die Gerechtigkeit, durch die wir Jedem sein Recht zuertheilen; die Stärke, durch die wir bereit sind, Alles zu erdulden und mit aufrechtem Muthe für Gott und die ewige Seligkeit leiden; die Mäßigkeit endlich, durch die wir entweder die Armuth für das Reich Gottes lieb gewinnen, ja sogar auch im Kreuze noch uns rühmen, die Schmach für nichts haltend. Es steht also fest, daß von der christlichen Weisheit nicht nur unser Verstand sein Licht entleiht, durch das er die Wahrheit erlangt, sondern auch der Wille seine Gluth empfängt, damit wir zu Gott emporgehoben und mit ihm durch die Uebung der Tugend vereint werden.

Weit entfernt allerdings sind Wir davon, daraus die Behauptung zu folgern, daß Verkehrtheit des Herzens und Verderbtheit der Sitten nicht mit religiösem Wissen verbunden sein können. O möchte das nicht mehr als zu viel die Erfahrung beweisen! Dennoch behaupten Wir, daß, wo der Geist in den dichten Finsternissen der Unwissenheit befangen ist, keineswegs rechter Wille oder gute Sitten sein können. Denn wenn Jemand mit offenen Augen einherwandelt, so könnte er freilich vom rechten und sicheren Wege abirren: wer jedoch an Blindheit leidet, dem steht die Gefahr sogar sicher bevor. — Dazu kommt: Die Verderbtheit der Sitten bietet, wenn nur das Glaubenslicht nicht völlig erloschen ist, noch die Hoffnung auf Besserung; wenn beides, Sittenverderbniß und Erlöschen des Glaubens aus Unwissenheit, so wird kaum eine Möglichkeit der Heilung sein, und der Weg zum Verderben steht offen.

Weil demnach aus der Unwissenheit in Religion so viele und so schwere Schäden herkommen; andererseits aber, weil die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der religiösen Unterweisung so groß ist, denn vergebens würde man die Erfüllung der christlichen Pflichten von einem Menschen hoffen, der sie nicht kennt, so handelt es sich nunmehr um die Untersuchung, wem es zusteht, diese höchst verderbliche Unwissenheit von den Seelen fernezuhalten und mit einer so nothwendigen Kenntniß die Herzen zu durchdringen. — Diese Sache, ehrw. Brüder, unterliegt keinem Zweifel: Dieses höchst wichtige Amt obliegt Allen, welche wie immer Hirten der Seelen sind. Diese sind zweifelsohne nach der Vorschrift Christi gehalten, die ihnen anvertrauten Schäflein zu kennen und zu weiden; dieses Weiden ist aber vor Allem: Lehren; so verhieß nämlich Gott durch Jeremias: „Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen und sie werden euch mit Weisheit und Lehre weiden." (Jer. 3, 15 ff.) Daher sprach auch der Apostel Paulus: „Nicht zu taufen hat mich Christus gesandt, sondern zu lehren," indem er nämlich damit ausdrückte, daß jene, welche gesetzt sind, in irgend einer Form die Kirche zu regieren, vor Allem die Pflicht haben, die Gläubigen für die heiligen Geheimnisse zu unterweisen.

Beim Lobe dieser Unterweisung des Längeren zu verweilen und zu zeigen, welch' hohen Werth sie vor Gott hat, halten Wir zwar für überflüssig. Gewiß hat das Erbarmen, das wir den Armen in der Linderung ihrer Bedürfnisse erweisen, großes Lob von Gott. Aber wer wird es leugnen, daß weit größeres der Eifer und die Mühe hat, wodurch wir nicht vergängliche

Interessen den Leibern, sondern den Herzen ewige durch Lehre und Ermahnung verschaffen? Nichts in der That Erwünschteres, nichts Angenehmeres könnte Jesu Christo, dem Erretter der Seelen, geschehen, der von sich durch Isaias bekannt hat: Den Armen das Evangelium zu verkünden, hat er mich gesandt.

Hier jedoch ist es besser, ehrw. Brüder, das Eine zu verfolgen und zu betonen, daß keinem Priester irgend ein wichtigeres Amt obliegt, keiner durch ein engeres Band verpflichtet wird. Denn daß im Priester zur Heiligkeit des Lebens die Wissenschaft beigesellt werden solle, wer wird es leugnen? „Die Lippen .... des Priesters werden die Wissenschaft bewahren." Und wirklich fordert die Kirche diese auf's Strengste bei denen, welche zum Priesterthum geweiht werden sollen. Wozu dies aber? Weil nämlich das christliche Volk von ihnen die Kenntniß des göttlichen Gesetzes erwartet und Gott sie zur Mittheilung derselben bestimmt hat: „Und das Gesetz werden sie aus seinem Munde holen: weil er ein Bote des Herrn der Heerschaaren ist." Deshalb sagt der Bischof, wo er bei der heiligen Weihe die Kandidaten des Priesterthums anredet: „Es sei eure Lehre die geistige Arznei für das Volk Gottes; sie seien umsichtige Mitarbeiter unserer Ordnung; damit sie in seinem Gesetze Tag und Nacht sinnend was sie gelesen haben, glauben, was sie geglaubt haben, lehren."

Wenn es keinen Priester gibt, von dem dies nicht gilt, was werden wir dann von denen urtheilen, welche mit dem Namen und der Gewalt von Seelsorgern (curiones) ausgestattet, das Amt von Seelenführern kraft ihrer Würde und gewissermaßen eines eingegangenen Vertrages versehen? Diese sind in gewissem Sinne den Hirten und Lehrern beizuzählen, welche Christus gegeben hat, damit die Gläubigen nicht mehr Kinder seien, welche hin- und herfluthen und von jedem Winde der Lehre hin- und hergetrieben werden durch Schalkheit der Menschen, sondern Wahrheit üben in der Liebe und zunehmen in allen Stücken in ihm, der das Haupt ist, Christus.

Darum spricht die heilige Synode von Trient, wo sie von den Seelenhirten handelt, aus, daß dies ihre erste und größte Amtspflicht sei, das christliche Volk zu lehren. Deshalb befiehlt sie ihnen, wenigstens an den Sonn- und größeren Feiertagen über die Religion zum Volke zu predigen, zur Zeit des Adventes jedoch und der Quadragesima täglich, oder wenigstens dreimal in der Woche. Und nicht blos dies: denn sie fügt hinzu, daß die Pfarrer verpflichtet sind, wenigstens an jenen Sonn- und Festtagen persönlich oder durch andere in den Glaubenswahrheiten die Kinder zu unterrichten und sie zum Gehorsame gegen Gott und die Eltern zu unterweisen. Wenn aber die Sakramente zu spenden sind, befiehlt sie, daß die darauf Vorzubereitenden über ihre Kraft in leichter und volksthümlicher Sprache belehrt werden sollen.

(Schluß folgt.)

Die Herz-Jesu-Andacht in Metz. — Es dürfte wenige Städte in Deutschland geben, in denen die Andacht zum göttlichen Herzen so gepflegt wird wie in Metz. Die Herz-Jesu-Bruderschaft besteht seit Langem an der Kathedrale. Außerdem wurden zu Ostern des vorigen Jahres in den einzelnen Pfarreien

ein „Herz-Jesu-Verein für Männer" gegründet, der den Zweck verfolgt, das hlst. Herz Jesu durch praktische Ausübung der Christenpflichten zu verehren. Die Mitglieder versammeln sich alle Monate einmal in der Kirche, nehmen gemeinsam an der Frohnleichnamsprozession Theil u. s. w. Die Frauen haben eine ähnliche Vereinigung und halten am ersten Freitag die ewige Anbetung. Zu allen Stunden des Tages finden sich Gläubige vor dem ausgesetzten Allerheiligsten ein. Abends 8 Uhr kommen nach vollendeter Tagesarbeit auch die Männer und die Kirchen sind dann ganz angefüllt. Es wird zum Schlusse eine deutsche und französische Predigt gehalten und der feierliche Segen ertheilt. Der Einfluß der bereits etwa 2000 Mitglieder zählenden Männervereinigung macht sich im öffentlichen Leben der Pfarrgemeinden in sehr wohlthuender Weise geltend.

Die Eröffnung des eucharistischen Kongresses in Rom. — Am Himmelfahrtstage, an welchem der eucharistische Kongreß eröffnet wurde, zelebrirte der Papst in der St. Peters Kirche die hl. Messe. Es waren in der Basilika rund 50,000 Personen anwesend. Unter den Priestern, die dem Papste voranschritten, befanden sich auch der Erzbischof Patrick J. Ryan von Philadelphia, der Bischof John Janssen von Belleville, Jll., der Bischof Eugene A. Garvey von Altoona, Pa., der Bischof Richard Scannell von Omaha, Nebr., und der Bischof Philipp J. Garrigan von Sioux City, Jowa.

Programm des eucharistischen Kongresses. — Das vollständige Programm für den Anfang Juni in Rom abgehaltenen eucharistischen Kongreß war folgendes: Donnerstag, den 1. Juni, Pontifikalmesse des Hl. Vaters in der Basilika von St. Peter. In den Nachmittagsstunden Feier in St. Johann im Lateran, Ansprache von Msgr. Radini-Tedeschi, Bischof von Bergamo, feierliche Vesper. — Freitag, den 2. Juni, Morgens 9 Uhr: In der Apostelnkirche feierliche Eröffnung des Kongresses durch den Kardinalvikar Respighi, Nachmittags im Lateran Rede des Msgr. Heylen, Bischof von Namur. — Samstag, den 3. Juni, Morgens in der Apostelnkirche: erste Sektionssitzung: Die eucharistischen Kongresse und die Presse. — Sonntag, den 4. Juni, Morgens halb 8 Uhr: hl. Messe und Generalkommunion, ausgetheilt vom Kardinalvikar. Darauf päpstliche Audienz und Ansprache des Hl. Vaters an die Kongreßmitglieder. — Montag, den 5. Juni, Morgens: Zweite Sektionssitzung in der Apostelnkirche: Die eucharistischen Bruderschaften und Vereinigungen. — Dienstag, den 6. Juni, Morgens dritte Sektionssitzung: Der eucharistische Kultus. Nachmittags: Feierliche Prozession unter Vorantragung des hl. Sakraments durch Papst Pius X. in der Peterskirche. Dann Te Deum und Ertheilung des Segens mit dem Allerheiligsten durch den Hl. Vater.

Die Sitzungen des Kongresses wurden Freitag, den 2. Juni, in der Apostelnkirche von dem Kardinalvikar Respighi in Gegenwart von ungefähr 6000 Personen feierlich eröffnet. In seiner Ansprache machte der Herr Kardinal aufmerksam, daß in der Basilika des hl. Johannes im Lateran der Tisch aufbewahrt werde, auf dem unser Herr Jesus Christus das letzte Abendmahl gefeiert hat, und empfahl den Vorschlag, daß in der ganzen katholischen Kirche eine Sammlung abgehalten werden sollte, um für diesen Tisch eine kostbare Einfassung besorgen zu können. Der hochw. Franziskanerpater Fleming hielt im Verlaufe der Sitzung eine Ansprache, in der er den Gefühlen der englisch sprechenden Katholiken zum eucharistischen Kongresse Ausdruck gab und vorschlug, den nächsten eucharistischen Kongreß in London abzuhalten.

Am 6. Juni wurde der feierliche Schluß des Kongresses vorgenommen. Der Hl. Vater, Papst Pius X., wurde in einem unter dem Papste Pius VII. angefertigten Tragstuhle, der jedoch seit dem Einmarsche der Piemontesen nicht

mehr benützt worden ist, von der Sixtinischen Kapelle in feierlicher Prozession in die St. Peters Kirche getragen. Alle in Rom anwesenden Kardinäle und über 300 Kirchenfürsten hatten sich im Dome eingefunden und waren 20,000 Andächtige zugegen, denen der Hl. Vater den Segen spendete.

Wien. — Hier besteht eine in besonderer Weise dem hlst. Herzen Jesu und der schmerzhaften Mutter geweihte freie Vereinigung der „Krankenfreundinen". Die Mitglieder haben sich die schöne Aufgabe gestellt, arme, verlassene Kranke in den zahlreichen Spitälern und Versorgungshäusern der Großstadt aufzusuchen, um ihnen geistliche und zeitliche Hilfe zu verschaffen. Der letzte Jahresbericht enthält des Erbaulichen und Tröstlichen viel. Die Mittheilungen über die Thätigkeit einzelner Frauen sind in doppelter Hinsicht lehrreich. Einmal zeigen sie, wie erfinderisch die wahre, dem göttlichen Herzen entflammende Liebe ist, wenn es sich darum handelt, dem Nächsten wohlzuthun. Sodann gewähren sie auch Einblick in das Wirken der Gnade: die Gnade verbindet sich mit den verschiedensten äußeren Anlässen und oft braucht es nur etwas Geschick und Eifer von Seiten guter Menschen, um ihr den Weg zu dem Herzen der Sünder zu bahnen. Die „Krankenfreundinen" sind wirklich das, was sie nach ihrer „Weihe an's hlst. Herz Jesu" sein sollen und wollen: „Gehilfinen der göttlichen Barmherzigkeit."

Immakulata-Feier in der Rheinprovinz. — Am 14. Mai wurde in vielen Städten und Orten der Rheinprovinz eine erhebende Feier zu Ehren der Dogmaerklärung der Unbefleckten Empfängniß Mariä mit feierlichen Gottesdiensten und Prozessionen abgehalten. So wurde die Festlichkeit in **Köln**, Aachen, Honnef, Wipperfürth, Odenkirchen, Velbert, Erkelenz, Düsseldorf und anderswo gehalten. Meistens fand am Abende eine weltliche Feier statt.

Neuer Gebetsverein. — Im April wurde in Rom bei der Kirche des hl. Marzellus ein Gebetsverein der schmerzhaften Mutter Maria zur Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen feierlichst durch ein Triduum eingeführt.

Drei hl. Messen am Armenseelentage. — Es mag nicht allgemein unter dem katholischen Volke bekannt sein, daß vor mehr als 25 Jahren Papst Pius IX. angegangen wurde, den Priestern der ganzen Kirche das Privilegium zu gewähren, am Allerseelentage nach einander drei hl. Messen zu lesen. Pius IX. erwiderte, daß die hl. Kongregation der Riten sich mit der Sache befassen würde, der Wunsch einer großen Anzahl von Bischöfen müsse diesem aber vorhergehen. Im Jahre 1886 schlossen sich mehr als 1000 Bischöfe obigem erneuertem Gesuche an Leo XIII. an, welcher dann der hl. Kongregation die Sache zur Untersuchung übergab. Im Jahre 1897 wurde die erbetene Erlaubniß für Südamerika und die Antillen ertheilt. Bei der Gelegenheit des internationalen eucharistischen Kongresses, welcher jetzt in Rom abgehalten wird, soll Papst Pius X. ersucht werden, das Privilegium für die ganze Welt zu erweitern. Nach der großen Anzahl der Kardinäle, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, welche die Petition unterzeichnet haben, zu schließen, wird die Ertheilung obiger Erlaubniß für möglich gehalten. So mag der Allerseelentag jene Auszeichnung, daß jeder Priester drei hl. Messen lesen darf, mit dem hl. Christfest theilen.

Die Privilegien des Skapulieres unserer Lieben Frau vom Berge Karmel. — Um an der e r s t e n Gnade, nämlich der eines guten Todes und der Bewahrung vor der Hölle Theil zu haben, muß man der Karmelitenbruderschaft angehören, das Skapulier beständig tragen, ein frommes, christliches Leben führen und im Augenblicke des Todes wirklich mit dem Skapulier bekleidet sein. — Allerdings bewahrt schon das Streben, ein frommes, christliches Leben zu führen, vor der Hölle; aber die endliche Beharrlichkeit im Guten bleibt immer noch eine ganz eigene Gnade, welche die allerseligste Jungfrau,

den Mitgliedern des Karmeliter-Skapuliers mit besonderer Sorgfalt zu bewirken bestrebt ist. — Um an der zweiten Gnade, nämlich des sog. sabbatinischen Privilegiums, d. h. der baldigen Befreiung aus dem Fegfeuer, theilhaftig zu werden, muß man, außer der Beobachtung der obengenannten Bedingungen, die standesmäßige Keuschheit bewahren und, wenn man lesen kann, alle Tage die sog. kleinen Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau beten, wie sie im römischen Breviere enthalten sind. Unter diesen Tagzeiten ist das ganze Offizium zu verstehen, nämlich die Nokturn des Tages, nebst den Laudes und den andern Horen. Statt dessen gilt jedoch das gewöhnliche Breviergebet für die Priester und die dazu verpflichteten Ordenspersonen beiderlei Geschlechtes, wie auch die kleinen Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau für die, welche dieselben zu beten sonst verpflichtet sind. Kann man nicht lesen, so muß man alle von der Kirche vorgeschriebenen Fasten beobachten und zudem noch an allen Mittwochen und Samstagen vom Fleischessen sich enthalten, es sei denn, das Weihnachtsfest falle auf einen dieser Tage. — Es ist ein Irrthum, wenn man meint, als ob anstatt aller übrigen Verpflichtungen sieben „Vater unser" und sieben „Gegrüßet seist du, Maria" gebetet werden müssen. Allerdings kann sie der bevollmächtigte Priester dafür gelten lassen. — Beringer.

Selig- und Heiligsprechungen. — Die „Stimmen aus Maria-Laach" bringen einen interessanten Artikel aus der Feder Sr. Eminenz des Kardinals Andreas Steinhuber „über die schwebenden Selig- und Heiligsprechungen". Aus demselben geht hervor, daß die heilige Kirche auch heutzutage noch die „fruchtbare Mutter der Heiligen" ist und noch immer das Merkmal der wahren Heiligkeit an sich trägt. Die Zahl der zur Zeit in Rom anhängigen Prozesse beläuft sich auf 287, wobei die unlängst abgeschlossenen miteinbegriffen sind. Sie gehören zwei verschiedenen Ordnungen an. Bei einem kleinen Theile, nämlich bei 23, handelt es sich um die Heiligsprechung solcher, die bereits als Selige von der Kirche anerkannt sind. Davon sind sehr nahe am Ziele: der Redemptorist Klemens Hofbauer, der Marist Peter Chanel und die selige Margaretha Maria Alacoque. Der Zielpunkt der anderen Prozesse ist die Seligsprechung. — Was die Lebenszeit der 287 Diener Gottes angeht, so fällt bei 130 das Todesjahr in's 19. Jahrhundert. Dem Stande nach sind nur 13 Laien, 35 gehören dem Weltklerus an, alle übrigen 239 dem Ordensstand. Kardinal Steinhuber fügte dieser Thatsache die Bemerkung hinzu: „Es sind somit annähernd fünf Sechstel derjenigen, die einst dem christlichen Volke als Leuchten und Vorbilder vollkommener Nachfolger Christi erscheinen sollen, Angehörige des Ordensstandes. Mit Recht betrachtet die heilige Kirche den Weg der evangelischen Räthe als den Weg, der zu vollkommener Uebung der christlichen Tugenden und zur Heiligkeit führt, und das Ordensleben als die Blüthe christlichen Wandels und als einen überaus mächtigen Ansporn zu reinem, heiligen Leben für alle Kinder der Kirche." — Es ist selbstverständlich, daß jene Orden und Genossenschaften, welche die übrigen an Alter und insbesondere an Zahl der Mitglieder übertreffen, in erster Reihe stehen. Der Orden des hl. Franziskus mit seinen verschiedenen Zweigen und Familien zählt z. B. nicht weniger als 75 Prozesse. Die nächste Stelle nimmt die Gesellschaft Jesu ein mit 41 Prozessen. Ueberraschend ist der Unterschied des Geschlechtes. Es trifft nur etwa 80 auf das weibliche Geschlecht, also ein schwaches Drittel der Gesammtsumme. — Unter den Seligsprechungs-Prozessen, die sich dem Ende nahen, befinden sich auch mehrere von ausgezeichneten Herz-Jesu-Verehrern, z. B. des ehrw. P. Joh. Eudes, des P. Anchieta und des P. Klaudius de la Colombière aus der Gesellschaft Jesu. Hoffen wir zu Gott, daß sich unsere diesbezüglichen Erwartungen bald erfüllen.

Die Kapelle deutscher Nation in Loreto. — Wie die meisten der Katholiken wohl schon öfter gelesen haben, wurde von dem Bischof von Loreto, unter Gutheißung und Segen Leos XIII., den verschiedenen Nationen je eine der großen Kapellen der Kathedrale als besondere nationale Andachtsstätte für alle Zeiten unter der Bedingung angeboten, die so nothwendige Wiederherstellung und Ausschmückung vorzunehmen und die Kosten hierfür durch freiwillige Gaben aufzubringen. — Der deutschen Nation wurde die mittlere Kapelle, die Chorkapelle des Domkapitels, übergeben und ist die Restaurirung derselben nahezu vollendet. Die Wände und das Gewölbe sind in ganz einzig schöner Art durch die Meisterhand des Professors Ludwig Seitz mit einem reichen Zyklus von Bildern, die sich auf das Leben Maria beziehen, geschmückt. Auch das Glasgemälde des Fensters ist nach einem Entwurf desselben Malers in sehr gelungener Weise ausgeführt. Ein deutscher Kunsttischler Gieffers in Rom hat schöne, reich geschnitzte Chorstühle geliefert; es fehlt nur noch der päpstliche Thron, der Belag des Fußbodens und ein nicht geringer Theil der Mittel zur Zahlung sowohl der noch auszuführenden als auch theilweise der bereits ausgeführten Arbeiten.

Im Namen des Kommittees, welches das große künstlerische Werk zu leiten und zu gutem Ende zu führen übernommen hat, bitte ich die Katholiken deutscher Zunge und insbesondere die Mitglieder der Bruderschaft vom hl. Haus und alle Rompilger, welche Loreto besucht haben, noch einmal ihre opferwillige Hand zu öffnen und eine kräftige letztmalige Gabe zu spenden. — Unsere liebe Frau wird für eine solche Kundgebung kindlicher Verehrung reiche Vergeltung und Segen von ihrem göttlichen Sohne für die Geber erflehen. — Die Beiträge bitte ich an B. Herder, 17 S. Broadway, St. Louis, Mo., oder an die Redaktion dieser Zeitung zu senden.

Karl Fürst zu Löwenstein.

Kleinheubach, im März 1905.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Mai 1905 bis 1. Juni 1905 sind von 140 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	4,423,922	12. Abtödtungen	702,127
2. Rosenkränze	908,938	13. Werke der Nächstenliebe	299,708
3. Kreuzwege	157,892	14. Werke des Eifers	135,945
4. Heilige Kommunionen	18,677	15. Verschiedene Gebete	2,390,286
5. Geistliche Kommunionen	739,817	16. Trostgespräche u. Belehrungen	1,723,909
6. Gewissenserforschung	481,712	17. Leiden oder Trübsale	99,881
7. Stunden der Arbeit	770,092	18. Selbstüberwindungen	148,282
8. Stunden des Stillschweigens	1,505,911	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	1,055,345
9. Fromme Lesungen	729,667	20. Verschiedene gute Werke	6,379,757
10. Gelesene Messen	31,021		23,759,731
11. Angehörte Messen	1,052,842		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Diözese Buffalo.—10. April. Heilige Familie Gemeinde, Buffalo, N. Y.
Erzdiözese Chicago. — 18. April. St. Hyacinth Gemeinde, Chicago, Ill.
Erzdiözese Cincinnati. — 12. April. St. Katharina Gemeinde, Westwood, Cincinnati, O.
Diözese Columbus. — 28. April. Allerh. Sakraments Gemeinde, Newark, O.
Diözese Covington —10. April. St Patrizius Gemeinde, Covington, Ky.
Diözese Helena. — 6. April. St. Josephs Heimath, Helena, Mont.
Diözese Monterey und Los Angeles.—27. April. St. Thomas Apostel Gemeinde Los Angeles, Cal.
Diözese Leavenworth. — 10. April. St. Johannes Hospital, Leavenworth, Kans.
Diözese Louisville. — 6. April. St. Georgius Gemeinde, Louisville, Ky.
Diözese Newark.—10. April. St. Philip Neri Gemeinde, Newark, N. J.
Erzdiözese Philadelphia.—15. April. St. Johannes Gemeinde, Oneida, Pa.
Diözese Springfield. — 14. April. Herz Jesu Gemeinde, West Brookfield, Mass.
Diözese Springfield.—14. April. St. Marien Gemeinde, Brookfield, Mass.

Aggregationen 13; Gemeinden 11; Heimath 1; Hospital 1.

Rundschau.

Den 12. Juni 1905.

Auf kirchlichem Gebiete fallen uns die zahlreichen Besuche der kirchlichen Oberhirten unseres Landes beim Hl. Vater besonders auf. Dieser Zug nach dem Mittelpunkte der Christenheit, von wo aus frisches Leben und eifriges Wirken für das Heil der Seelen sich ergießt, sollte unter den Mitgliedern der Kirche freudige Gefühle erregen und auch die engere Zusammengehörigkeit befestigen. Mögen die zahlreichen Versammlungen der kirchlichen Vereine und Verbände, welche in letzter Zeit abgehalten wurden und die in Bälde stattfinden werden, ebenfalls mithelfen, die katholische Einigkeit zu befestigen und das kirchliche Leben befruchten.

Rom. — Das Konsistorium soll wiederum auf unbestimmte Zeit verschoben worden sein.

Ein Motu Proprio des Hl. Vaters ist am 8. Mai erschienen, in welchem der Papst die Wichtigkeit des Unterrichtes der Jugend bespricht und besonders die Thätigkeit der Ursulinerinen hervorhebt. Da diese bisher unabhängig lebten, sei das Breve Leos XIII. vom 21. Juli 1899 ergangen, das eine Untersuchung anregte, ob nicht eine Vereinigung mit dem Zentralsitz Rom zu ermöglichen sei. Sechzig Häuser hätten in mündlicher Abstimmung am 28. November 1900 ihre Zustimmung erklärt. Dieser Zusammenschluß sei approbirt worden durch Dekret der Kongregation der Bischöfe und Ordensleute vom 17. Juli 1903. Pius genehmigte dies Dekret am 14. September 1903 und bittet, andauernd bemüht zu bleiben, daß nicht beigetretene Häuser sich anschließen möchten. Auf die Ursulinerinen setzt er für die Zukunft die größten Hoffnungen. Die Statuten sind nochmals geprüft und Kraft apostolischer Autorität bestätigt worden. Der Papst ersucht die Bischöfe, sie möchten zögernde Häuser veranlassen, der Vereinigung beizutreten.

Am 21. Mai traten unter dem Vorsitz Sr. Eminenz des Kardinals Serafino Vanutelli die Bischöfe Istriens, Dalmatiens und Carnioliens zu einer Konferenz zusammen. Hauptgegenstand der Berathungen bildete die slawische Liturgie. Papst Leo XIII. hatte im Jahre 1887 den katholischen Montenegrinern dieselbe zugestanden, die Slawen der österreichisch-ungarischen Monarchie baten auch um die Konzession. Auf den direkten Wunsch des Kaisers Franz Joseph, der darin eine panslawistische Agitation erblickte, versagte der Hl. Vater diesen Wunsch. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die Konferenz

Entschlüsse dahin fassen wird, daß die in Dalmatien und Istrien in manchen Kirchengemeinden geduldete Verwendung der slawischen Liturgie bleibt, daß aber keine weiteren Zugeständnisse gemacht werden. Dem Vernehmen nach würden die Slowenen einer Einführung der lateinischen Sprache in ihren liturgischen Andachtsübungen weit weniger Schwierigkeiten machen, als die Kroaten, die anscheinend schwer sich zu einer Verständigung herbeilassen wollen.

In der am 29. Mai abgehaltenen Sitzung des Kongresses der slawischen Bischöfe, unter denen bisher eine Einigung in liturgischen Fragen nicht zu Stande kam, erschien unerwartet der Papst, gab mit energischen Worten seiner Meinung Ausdruck und verlas Bestimmungen, die er befolgt zu sehen wünscht.

Am 14. Mai wurde im vatikanischen Thronsaal, in Gegenwart des Hl. Vaters durch den Sekretär der Ritenkongregation, Titular-Erzbischof Panici das Dekret verlesen, durch welches die heroischen Tugenden des verehrungswürdigen Fra Gabriele dell' Addolorata aus dem Orden der Passionisten anerkannt werden.

Der Papst empfing am 20. Mai in seiner Privatbibliothek Redakteur Muth und Professor Falk, welche Herren ihm von Prälat Dr. Baumgarten vorgestellt wurden. Ersterer überreichte die ersten Bände der von ihm redigirten Zeitschrift Hochland und berichtete über Tendenz und Verbreitung derselben. Im Verlaufe des Gespräches wurde auch der Name Fogazzaros genannt, wodurch sich eine höchst interessante Unterhaltung entspann. Der Papst schenkte Herrn Muth drei Medaillen (von Gold, Silber und Bronze) in Plüschetuis. Von Professor Falk, Ehrendoktor der Universität Münster und Diözesanarchivar von Mainz, nahm der Hl. Vater dessen sämmtliche Werke (12 Bände wissenschaftliche und 18 Bändchen Kinderschriften) entgegen. Großes Interesse zeigte Papst Pius namentlich an dem letzten Werke des Professors, an dem auf der Basis von Deharbe reformirten Katechismus, worin er durchblätternd wohl fünf Minuten lang las und dann äußerte: „Mi piace, perche capisco tutto." (Er gefällt mir, da ich alles darin verstehe.) Auf Grund der Rezension dieses Katechismus in der „Civiltà Cattolica" belobte er das Unternehmen des Verfassers in der herzlichsten Weise. Dann sagte er: „Ich will wenigstens für Italien einen Einheitskatechismus schaffen, daran sind wir bereits am Arbeiten, und Ihr Katechismus wird dabei zu Rathe gezogen werden." Auch Professor Falk erhielt drei Medaillen zum Geschenk.

Am 22. Mai kam eine internationale Pilgerschaft von Marienkindern unter der Führung des Fräuleins Lorenzina Mazè de la Roche aus Turin nach Rom. Am 25. Mai wurden sie vom Hl. Vater empfangen und einige Tage später führten sie eine Kantate zu Ehren der unbefleckten Empfängniß bei der Lourdesgrotte im Garten des Vatikans aus.

Das Generalkapitel der Barmherzigen Brüder bestätigte den bisherigen Generalprior P. Kassian Gasser, dasjenige der Vallombrosianer den bisherigen Generalpräsidenten Abt Cäsarius Ciacamella.

Zum General der regulären Laterankanoniker wurde Pater Johann Strozzi erwählt.

Der hochw. P. Bernard Sylvestrelli wurde am 8. Mai bei dem in Rom stattgefundenen Generalkapitel zum General-Oberen der Passionisten erwählt.

Der Generalprior des in der Türkei thätigen Ordens der Konventualen hat die französische Regierung, die sich geweigert hatte, bei der Hohen Pforte zu Gunsten des Ordens zu interveniren, davon verständigt, daß sich die Missionsanstalten des Ordens unter das Protektorat der italienischen Regierung gestellt haben.

Die Suspendirung ab ordine des hochwst. Erzbischofs Lancia di Brolo von Monreale aus dem Orden des hl. Benedikt erfolgte wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten bei der Weihe zweier dortiger Priester und zwar in Folge eines Berichts des apostolischen Visitators P. Bresciani von den Redemptoristen. Der demissionirende Erzbischof von Syracusa wohnt mit seiner Schwester seit einigen Tagen in Rom. Derselbe gab seine Demission in Folge eines für ihn peinlichen Prozesses vor den kirchlichen Gerichten.

Zu Palermo in Sizilien werden Schritte gethan, um ein Missionsseminar zur Heranbildung von Priestern für die ausgewanderten Sizilianer zu gründen.

Die Hauptniederlassung der Oblatenväter zu Ehren der unbefleckten Jungfrau, welchen die Seelsorge an der herrlichen Basilika auf Montmatre in Paris oblag, ist nach der Vertreibung durch die französische Regierung nach Rom verlegt worden.

Der Benediktinerorden zählt gegenwärtig nach dem „St. Benedikts Boten" ungefähr 6000 Mitglieder in 16 Kongregationen mit 155 Klöstern. Davon sind 3076 Priester, 676 Kleriker, 1435 Laienbrüder, die übrigen sind Novizen und Postulanten. Das ergibt einen Zuwachs von 992 Personen seit der letzten Zählung im Jahre 1898. Zieht man in Betracht, daß die schwarzen Benediktiner im Jahre 1880 erst 2765 Mitglieder hatten, so steht man vor der erfreulichen Thatsache, daß sich ihre Zahl in 25 Jahren verdoppelt hat. Berücksichtigt man noch die andern Zweige der großen Benediktinerfamilie, so zählen die Kamaldolenser 241 Mitglieder, die Vallombrosaner 60, die Zisterzienser und Trappisten zusammen 4677, die Silvestriner 95, die Olivetaner 122, die Mechitaristen 152. Sämmtliche Mönche, welche die Regel des hl. Benedikt bekennen, erreichen ungefähr die Zahl von 11,280. Rechnet man noch die Benediktinerinen, deren es etwa 10,700 gibt, hinzu, so bekommt man die runde Ziffer 22,000 von solchen, die unter der Benediktinerregel leben.

In Rom hörte am 31. Mai das katholische Tagesblatt „La Vera Roma" aus Mangel von Unterstützung zu erscheinen auf. Leider dauert es lange, bis die braven Katholiken einsehen, daß zur Herausgabe einer Zeitung oder Zeitschrift das Lesen allein nicht hinreicht, sondern, daß man die Presse unterstützt durch promptes Bezahlen des schuldigen Abonnementgeldes, durch Anzeigen in den Blättern und durch Empfehlung derselben.

Der hochw. Abt-Generalprokurator der Olivetaner, O. S. B., P. Bernard Felici, starb zu Rom am 20. Mai.

Italien. — Auf dem Monte Fasce bei Genua war im Jahre 1900 eines der Hochkreuze errichtet worden, welche die Katholiken Italiens aus Anlaß der Jahrhundertwende auf einer Anzahl von weithin sichtbaren Höhen aufpflanzten. Das Kreuz bestand aus Eisen und war in einen Marmorsockel eingelassen. Bubenhand hat in der Nacht vom 12. auf den 13. April dieses Zeichen der Erlösung völlig zertrümmert und aus dem Stein ein Stück geschlagen. Greulich sind die Folgen der neueren Verkommenheit. Wer ist Schuld daran? Hoffentlich nicht die Eltern.

P. Ludwig Canali von Parma, früheren Ordensgeneral der Franziskaner und später Titular-Erzbischof von Ptolomais, starb am 21. April in seiner Vaterstadt Parma im 69. Lebensjahre.

Am 2. Juni starb zu Piacenza der dortige Bischof, der hochwst. J. B. Scalabrini, in seinem 65. Lebensjahre. Seit 1876 war er Bischof. Seinem unermüdlichen Wirken verdanken die Italiener dieses Landes sehr viel, indem er sich mit großem Eifer um ihre geistliche Sorge bemühte.

Deutschland. — Die 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wird in Straßburg vom 20. bis 24. August abgehalten werden.

Die Zustände im bremischen Protestantismus werden grell beleuchtet durch die nachstehende Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung“: Großes Aufsehen erregt es in Bremen, daß der Senat die von Pastor Mauritz an der Domgemeinde vollzogenen Taufen als ungültig erklärt hat. Die offizielle Taufformel lautet: „Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Pastor Mauritz benutzte von 1900 bis 1903 dafür folgende Taufformel: „Ich taufe dich im Aufblick zu Gott, den wir mit Jesus Vater nennen.“ Seit 1903 faßte er die Formel so: „Ich taufe dich im Aufblick zu Gott dem Alleinen, in dem wir leben, weben und sind, welchen die christliche Kirche als Vater, Sohn und heiligen Geist bekennt.“ Diese beiden von Pastor Mauritz gebrauchten Formeln sind jetzt als ungültig erklärt worden, und es verlautet, daß die betreffenden Kinder, es mögen etwa 400 sein, vom Primarius des Domes nachgetauft werden sollen. Unter den betroffenen Familien herrscht natürlich große Aufregung. Man ist der Meinung, daß die im guten Glauben vollzogenen Taufen nicht für ungültig erklärt werden könnten und daß der Täufling nicht unter einem Irrthum des die Taufe Ausführenden leiden dürfe. Hier wird auch an den Fall des oldenburgischen Pastors Partisch erinnert. Dieser war überhaupt kein Theologe und auf Grund von Urkunden, die er gefälscht hatte, angestellt worden. Die oldenburgischen Behörden haben sämmtliche von Partisch vollzogenen Amtshandlungen einfach für gültig erklärt. Man sagt nun, was damals den Taufen eines Schwindlers gegenüber möglich war, das solle doch gegenüber den Amtshandlungen eines Geistlichen, der nur aus innerer Ueberzeugung die überlieferten Formeln abgelehnt habe, erst recht möglich sein. Durch das Vorkommniß wird die schon vorhandene große Unruhe in der bremischen Kirche nur noch vermehrt.

In Württemberg schienen die Kirchenfeinde in letzter Zeit auch auf die Trennung von Kirche und Staat hinzuarbeiten. In der zweiten Kammer gelangte nämlich ein Antrag des Nationalliberalen Hieber zur Annahme, worin die Staatsregierung ersucht wurde, der Kammer eine Denkschrift vorzulegen, in der die rechtlichen und finanziellen Verhältnisse des sogenannten (!) Kirchengutes, die auf demselben ruhenden Verbindlichkeiten des Staates, sowie die Frage der Ausscheidung des Kirchengutes vom Staatskammergute dargelegt werden. Kultusminister von Weizsaecker hatte nach Darlegung der großen Schwierigkeiten, die der Ausarbeitung einer solchen Denkschrift gegenüberstehen, die Forderung gestellt, daß in einer Kommission zunächst darüber Beschluß gefaßt werden sollte, nach welchen Grundsätzen die Denkschrift überhaupt auszustellen sei, und hatte an die Ausscheidung des Kirchengutes die Schlußfolgerung geknüpft, daß ihr die Trennung von Staat und Kirche folgen würde. Die Kammer scheint sich indeß seither eines Besseren besonnen zu haben, denn nach einer Kabelmeldung vom 2. Juni hat sie eine sich in derselben Richtung bewegende Gesetzvorlage zwecks Zulassung konfessionsloser Volksschulen mit riesiger Mehrheit abgelehnt.

Arbeit für den protestantischen „evangelischen Bund“ in Hülle und Fülle gäbe es in Altona. Nach den eben erschienenen statistischen Jahresübersichten der Stadt Altona starben im Jahre 1904 daselbst 1113 Kinder unter 5 Jahren, davon waren 522 Kinder christlicher Eltern nicht getauft! Diese letztere Zahl würde aber noch viel größer sein, wenn nicht äußere Gründe, Schulbesuch, „Konfirmation“, die in Schleswig-Holstein nach alten dänischen Gesetzen eine Bedingung der Schulentlassung für protestantische Kinder ist, u. s. w., viele Eltern veranlaßten, ihre Kinder taufen zu lassen. Wie es aber mit der religiösen Erziehung der Kinder solcher Eltern aussieht, darüber kann sich Jeder ein Urtheil bilden. Wie wäre es, wenn sich hier der „Evangelische

Bund" ein Arbeitsfeld suchen würde, anstatt sich immer mit den Katholiken und deren Kirche und Glauben zu beschäftigen?

Der prächtige Dom in Fulda wurde am 4. Juni von einer Feuersbrunst heimgesucht. Das Feuer brach im Nordthurm aus und erstreckte sich auf den Südthurm; beide Thürme brannten aus und die Glocken wurden durch die Hitze zum Schmelzen gebracht. Glücklicherweise blieb die Kirche vom Feuer verschont. Der Dom wurde in den Jahren 1704 bis 1712 erbaut und die Front zierte zwei Thürme von je 70 Meter (1 M. = 39 Zoll) Höhe.

Die deutschen Niederlassungen der Weißen Väter in Trier, Marienthal (Luxemburg) und Haigerloch (Hohenzollern) bilden nun eine Provinz, deren erster Provinzial der Dr. P. Jos. Froberger ist. Als Arbeitsfeld fallen der neuen Provinz die drei apostolische Vikariate Deutsch-Ostafrikas: Tanganjiko, Unianjambe und Süd-Nyanza zu.

Zu Bautzen in der Lausitz ist der hochwst. Ludwig Wahl, apostolischer Vikar für Sachsen, aus dem Leben geschieden. Er war am 7. September 1831 in Waldsee, Diözese Rottenburg, geboren, und im Jahre 1890 zum Bischof geweiht.

Am 26. April starb in Paderborn der älteste Vikar der dortigen Kathedrale, hochw. Ferdinand Müller, in seinem 75. Lebensjahre. — Am 4. Mai verschied der hochw. Pfarrer Jos. Esser von Bottenbroich in seinem 65. Lebensjahre. — Zu Eiserherz entschlief ebenfalls am 4. Mai der hochw. Rektor Albert Jos. Kessels im 50. Jahre seines Lebens. — Zu Thalerweiler verschied am 9. Mai der hochw. Pfarrer Heinrich Eidmann im 60. Lebensjahre. — Der emeritirte hochw. Pfarrer Jos. Breuer starb zu Düren im 73. Lebensjahre. — Kürzlich entschlief der hochw. Pfarrer Franz Fenn zu Dettelbach in seinem 84. Jahre des Lebens. Es war ihm nicht mehr vergönnt, der 1150jährigen Feier des Martyriums des hl. Bonifazius beizuwohnen. — Am 14. Mai starb zu München der hochw. J. B. Wirthmüller, Dr. der Theologie, Moralprofessor an der Universität, im Alter von 71 Jahren. Er schrieb mehrere gelehrte Werke. — Zu Altoberndorf, Württemberg, verschied am 9. Mai der dortige hochw. Pfarrer Friedrich Eisele im Alter von 55 Jahren. — Am 17. Mai starb zu Wissel bei Cleve der hochw. Pfarrer Ferdinand Fassin, 68 Jahre alt. — Der hochw. Pfarrer Augustin Hüsing von Gescher ist am 21. Mai im Alter von 64 Jahren gestorben. — Zu Westkirchen bei Warendorf starb in seinem 75. Lebensjahre der hochw. Pfarrer Adolf Winkler. — Am 30. April starb zu Ravensburg in Württemberg Dr. Alois Borchert, Redakteur des Pastoralblattes von Ermland. Derselbe war ein bedeutender Gelehrter und Verfasser vieler Schriften. — Der hochw. Dr. Karl Holder, Professor an der Universität zu Freiburg in der Schweiz, starb zu Bitschweiler, Elsaß, erst 39 Jahre alt. — Am 3. Mai starb zu Münster die Oberin der armen Klarissen, Schwester Maria Theresia (Maria Reigers), welche seit 1879 als Aebtissin vorstand, im 66. Jahre ihres Lebens. Zur Nachfolgerin wurde am 11. Mai die ehrw. Maria Antonia (Tecklenborg) gewählt.

Oesterreich-Ungarn. — Der Hl. Vater hat die Gnadenkirche am heiligen Berge bei Przibram in Böhmen mit Breve vom 21. Januar zu einer Basilika erhoben. Basilika im liturgischen Sinne ist eine Kirche, welcher wegen ihrer hervorragenden Bedeutung besondere Auszeichnungen zu Theil geworden sind. Diese Basiliken werden nach ihrer Würde eingetheilt in „größere" und „kleinere" Basiliken. Zu der ersten Klasse gehören die vier römischen Patriarchalbasiliken: St. Johannes im Lateran, St. Peter im Vatikan, St. Paul und Maria Maggiore. Zu den „kleineren Basiliken" gehören in Rom nur neun Kirchen und außerhalb Roms nur eine kleine Anzahl von Kirchen,

z. B. die Wallfahrtskirche zu Lourdes, die Kathedrale zu Lucera in Italien, St. Jakob in Sizilien und die Kirche des hl. Franziskus zu Assisi. Es ist das somit eine große Auszeichnung, welche der Gnadenkirche am heiligen Berge zu Theil wurde. Diese Gnadenkirche ist die erste Basilika in Böhmen, ja die erste in Oesterreich. Um diese Auszeichnung entsprechend zu würdigen, wird eine dreitägige Feierlichkeit stattfinden, und zwar am 2., 3. und 4. Juli.

Am 17. Mai wurde zum neuen Abte von Michaelbeuren der hochw. P. Wolfgang Stockhammer erwählt.

Aus Anlaß der jüngst stattgehabten Abtwahl im Stifte Michaelbeuern bringt die „Salzburger Chronik" folgende interessante Daten über das Stift: Stift Michaelbeuern wurde gegründet um das Jahr 757, zuerst bei Waging in Otting, und wurde um 785 nach Michaelbeuern (an der Grenze zwischen Salzburg und Oberösterreich) übertragen; bei den Einfällen der Ungarn verwüstet, erstand es 978 wiederum; die Stiftskirche wurde am 18. Juli 1072 vom Patriarchen Sieghard von Aquileja eingeweiht. Das Stift hat eine hübsche, ungemein stille Lage, da es von Salzburg etwa sechs Stunden entfernt ist, von der Station Lamprechtshausen eine Stunde. Dermalen zählt es nur fünfzehn Konventualen. Stiftspfarren sind: Dorfbeuern, Lamprechtshausen, Mülln, Perwang, Seewalchen (letztere zwei in der Linzer Diözese), Loibesthal und Oberfulz in der Wiener Erzdiözese. Das ehemalige Augustiner-Eremitenkloster in Mülln ist erst seit 1835 mit Michaelbeuern vereinigt.

In Gran ist der hochw. Herr Joseph Boltizar, Generalvikar des Erzbisthums Gran, Weihbischof von Milasen und päpstlicher Hausprälat, gestorben. — Zu Waitzen starb der hochwst. Titularbischof Joseph Csavolszky, Abt des hl. Kreuzes von Telki. Der Name des Bischofes noch seines Titularsitzes Ozero sind in der Gerarchia von 1905 nicht verzeichnet. — Zu Breitenstein starb der hochwst. Abt Vinzenz Motschi aus Dürrnberg-Mariastein. Er wurde im Jahre 1900 Abt von Mariastein, der jetzt nach Dürrnberg (Oesterreich) seinen Sitz verlegt hat. Er erreichte ein Alter von 66 Jahren. — Am 15. Mai starb in Wien der hochw. Pfarrer, Ehrendomherr und geistlicher Rath Joseph Kurz im Alter von 76 Jahren. — Am 11. Mai starb im Stifte Mattsee der hochw. Kapitular Franz Pimpl im 79. Lebensjahre.

Frankreich. — In Paris tagte am 5. Mai der Kongreß der Diözesan-Werke, der unter dem Patronat des Kardinal-Erzbischofs Richard von Paris steht. Sein Vorsitzender war der Abbé Odalin, der Generalvikar der Diözese. Die Aufgabe des Kongresses war, die Ziele und Thätigkeit der Presse, die Organisirung von Pfarrvereinen, die Unterstützung armer Kirchen und den freien Unterricht zu behandeln. Nach eingehenden Erörterungen wurden folgende Punkte besonders festgestellt: die Katholiken sollten den Kampf aufnehmen gegen den Liberalismus, gegen die schlechte Presse und schlechte Literatur. Kauf und Lektüre dieser Sachen sollte verboten sein, dagegen die gute und anständige Presse unterstützt werden durch Abonnement, Inserate, Informationen u. s. w. Ein Vertheidigungsausschuß solle in Paris gebildet werden, um die verleumderischen Angriffe der Presse gerichtlich zu verfolgen. In jedem Arrondissement solle ein Sekretariat gegründet werden zur Verbreitung guter Presse und Literatur. Der Kongreß sprach sich für die Nothwendigkeit des Apostolats auch außerhalb der Kirche aus, für Vorträge und für enges Zusammenarbeiten der Vortragsleiter, Redner u. s. w. — Dies Werk der Erhaltung und Vertheidigung verdiente sicher alle Unterstützung. Was will es aber viel bedeuten gegen die rücksichtslosen Mächte der Zerstörung? Nach der neuesten Statistik sind in Verfolg des Gesetzes gegen den Kongregationsunterricht vom Jahre 1904 2025 Anstalten dauernd und 539 einstweilen oder theilweise geschlossen. Von den für immer geschlossenen Schulen ge-

hörten 790 den christlichen Schulbrüdern. Wieviel jahrzehntelange segensreiche Arbeit ist hier mit einem Federstrich zerstört!

Die französischen Generalräthe setzen ihre Berathungen fort und in den letzten Tagen haben sich wieder mehrere sehr entschieden und zum Theile mit eingehender Begründung für die Aufrechterhaltung des Konkordats ausgesprochen. Auch die Petitionsbewegung für das Konkordat dauert fort. Ein Zwischenfall aus dieser sehr starken Bewegung wird von mehreren französischen Blättern mitgetheilt und besprochen, der an das Unglaubliche grenzt: In Toul erhielt eine alte hilflose Wittwe von der Gemeinde monatlich zehn Franken Unterstützung. Nun aber hat ihr die Stadtverwaltung diesen ihren Lebensunterhalt entzogen, weil sie eine Petition für Aufrechterhaltung des Konkordats in verschiedene Häuser trug und die Bewohner zur Unterzeichnung aufforderte. Der Stadtrath von Toul verurtheilt also eine Stadtangehörige zum Hungertode, weil sie ein Recht ausübte, das die französische Verfassung jedem der Landeskinder ausdrücklich gewährt! — Daß der König von England vor seiner Abreise von Paris der englischen Abtheilung des Vinzenzvereines fünfhundert Franken sandte, hat Aufsehen in Frankreich erregt, wo es jetzt der Brauch ist, die katholischen Wohlthätigkeitsvereine in jeder Weise zu bedrängen.

Der Kultusminister Bienvenu-Martin richtete im Hinblick auf die Trennungsvorlage nach seiner erfolglosen direkten Aufforderung an die Pfarrer nunmehr ein Rundschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe, in welchem diese aufgefordert werden, ein genaues Inventar der Kircheneinrichtungsstücke und insbesondere jener Gegenstände vorzunehmen, die historischen Kunstwerth haben. Die Bürgermeister sollen dieser Inventuraufnahme beiwohnen und das Recht haben, ein Verzeichniß aller Gegenstände für das Gemeindearchiv anfertigen zu lassen.

Die Anhänger des Trennungsgesetzes stehen auf dem Standpunkte, daß die Kirchengebäude, nachdem die Revolution sich ihrer bemächtigt, Staatseigenthum geworden seien, daß also auch die Republik gar keine Veranlassung habe, die Kathedralen und Kapellen an die Kirchengemeinden abzutreten. Die Linke behauptet weiter, daß der Staat gegenüber allen gottesdienstlichen Gebäuden, auch denen, die nach dem Konkordat errichtet sind, sowie gegenüber allen den Kirchen sonst gehörigen Grundstücken wie Presbyterien, Seminaren, Bischofsresidenzen u. s. w. auch deshalb berechtigt ist, als Eigenthümer aufzutreten, weil er die meisten Opfer für die Erbauung gebracht hat. Leider liegen keine statistischen Angaben über diese Frage aus jüngster Zeit vor; die letzte Berechnung über den Antheil an den Kirchenbaukosten datirt aus dem Jahre 1864. Es seien da nur einige Zahlen herausgegriffen. In der alten Provinz Anjou wurden von 1843 bis 1863 193 Kirchen und Kapellen neu aufgeführt oder restaurirt. Zu den Unkosten trug der Staat 698,000 Franken bei, die Gemeinden 2,130,950, die Kirchenfabriken 3,243,729, private Wohlthätigkeit 3,194,531 Franken. Im Departement Maine-et-Loire zahlte der Staat im Laufe von 20 Jahren etwa 57,000 Franken, während die Gemeinden über 252,000, die Kirchenvermögen über 140,000 und Privatleute über 115,135 Franken beitrugen. Man sieht, wie begründet der Anspruch des Staates darauf ist, sich als Eigenthümer aller dieser Gebäude zu betrachten!

Die französische Deputirtenkammer nahm am 9. Mai betreffs der Trennung von Staat und Kirche den Artikel an, wonach der Staat diejenigen Kirchengüter an sich reißt, die dem Konkordat gemäß die Regierung zu religiösen Zwecken hergab, dagegen bleiben private Schenkungen im Besitz der Kirche.

Die bevorstehende Trennung von Kirche und Staat in Frankreich hat eine eigenthümliche Situation geschaffen, indem Weihnachten, Ostern und

andere Festtage, an denen der Franzose hängt, unter dem Trennungsgesetz abgeschafft werden. Dies hat den Abgeordneten Gerault Pichard veranlaßt, um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, ein Amendement einzubringen, wodurch diese Hauptfesttage unter neuen Namen fortdauern sollen. Ostern soll künftig als „Frühlings-Blumenfest", Mariä Himmelfahrt als „Herbst- und Ernte-Fest", „Allerheiligen und Allerseelen" als „Memorial-Tage" und Weihnachten als „Familienfest" bekannt sein und gefeiert werden.

Die Verfolgung der Kirche in Frankreich wird immer ärger und die Zahl der Bischöfe und Priester, denen die ihnen vom Staate garantirten Bezüge gesperrt worden sind, immer größer. In einer der letzten Sitzungen des französischen Senates lenkte bei Berathung des Kultusbudgets der Marquis de Carne die Aufmerksamkeit auf die traurige Thatsache, daß einem Erzbischofe, 12 Bischöfen und vielen Pfarrern das Staatsgehalt entzogen ist, und daß ein Erzbisthum und sieben Bisthümer unbesetzt sind. Der Admiral von Cuverville theilte mit, daß allein im Departement Finistere 89 Priestern das Gehalt entzogen worden ist und in den meisten Fällen durch reine Willkürakte.

Die „Freidenker" kündigen einen neuen internationalen Kongreß für Anfang September zu Paris an, welcher im Vergleiche mit ihrem letzten Kongreß in Rom eine Weiterentwickelung in dem Sinne bedeutet, daß er nicht mehr blos eine antipapale Spitze hat, sondern eine antireligiöse überhaupt, weil ihr Pariser Programm die totale Superiorität der Laienmoral über die katholische proklamirt. Was die menschliche Gesellschaft vom Freidenkerthum zu erwarten hat, läßt eine Aeußerung schließen, welche der Professor der Pathologie an der Universität von Buenos Ayres und Direktor des Archivs für Psychiatrie und Kriminalogie daselbst jüngst bei einem Interview gemacht hat, wie der „Fracassa" wohlgefällig berichtet: Es gebe keine Gleichheit unter den Menschen. Die christliche Liebe habe der Menschheit mehr geschadet als genützt. Wozu die Prätension, die Neger von San Vincenzo für die Zivilisation zu gewinnen, nachdem sie den Affen doch näher stünden als wir? Besser wäre es, sie langsam aussterben zu lassen, nachdem sie doch nicht dazu veranlagt seien, den Kampf um's Dasein erfolgreich zu führen. — So der argentinische Freidenker, und so sehen also die Phrasen von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit in Wirklichkeit aus.

Am 13. Mai starb zu Auch der dortige Erzbischof, der hochwst. Matthäus Viktor Balain, Mitglied der Gesellschaft der Oblaten von der Unbefleckten Empfängniß, in seinem 77. Lebensjahre. Die Zahl der Sadisvakanzen in Frankreich ist nun zwölf, nämlich, Ajaccio, Bayonne, Chartres, Dijon, Laval, Nevers, Saint-Jean-de-Maurienne, Vannes, Versailles, Reims, Agen und nun Auch.

Die Generaloberin der Schwestern vom Guten Hirten, die ehrw. Mutter Marie, ist zu Angers gestorben. Ihr Familienname war Berger. Sie erreichte ein Alter von 81 Jahren.

Spanien. — Der junge spanische König wurde am 30. Mai in Paris durch eine Bombe, welche ein verkommenes glaubensloses Subjekt auf ihn zu werfen suchte, angegriffen. Dieses ist eine Frucht des Unglaubens.

In der Nähe des Schlosses, in dem der hl. Franz Xaver das Licht der Welt erblickte, ließ die Prinzessin von Villahermosa ein großartiges apostolisches Kollegium zur Ausbildung von Missionären erbauen. Es steht unter der Leitung der Jesuiten und wird von 25 Studenten besucht.

Der vielgenannte Erzbischof Nozaleda von Valencia hat auf sein Amt resignirt, ein Opfer schmählicher und gewissenloser Hetze des liberalen Antiklerikalismus. Der Dominikaner-Pater Nozaleda, ein geistig hochstehender und sittlich unangreifbarer Mann, war bis zum Verlust der Philippinen

Erzbischof von Manila, wo er eine große Thätigkeit im Erziehungswesen entfaltete. Der Haß der Antiklerikalen verfolgte ihn und die religiösen Orden schon damals, und als die Inseln verloren gegangen waren, und die Lüge kolportirt wurde, die Orden seien daran schuldig, mußte Nozaleda als Hauptgegenstand des Angriffes herhalten. Da die Katholiken Spaniens über keine weitverbreitete Presse verfügen, konnte die gegnerische Presse ruhig behaupten, was sie wollte. Die Regierung ernannte nun Nozaleda zum Oberhirten von Valencia, einer von jeher unruhigen und theilweise stark sozialistischen Stadt. Jetzt gingen die Beschuldigungen erst recht los. Die Regierung untersuchte, aber Nozaleda wurde glänzend gerechtfertigt. Der spanische Episkopat richtete einmüthig ein ehrendes Schreiben an ihn, und so übernahm er schließlich doch sein Amt. Da die Verhetzung aber auch jetzt nicht aufhörte, und selbst scharfe Verurtheilungen von Blättern wie des Madrider „Pais" (nebenbei gesagt, das größte Schwindelblatt Spaniens) die Massen nicht belehren zu können schienen, glaubte jetzt der verfolgte und verleumdete Erzbischof sein Amt in die Hände des Hl. Vaters zurücklegen zu sollen.

Die Madrider „Correspondencia Militar" meldet, daß in Madrid eine prachtvolle protestantische Kapelle erbaut werden soll. Die Kosten des Baues würden aus der Privatschatulle des Kaisers Wilhelm bestritten werden, der bereits der deutschen Kolonie in Madrid den Auftrag ertheilt hätte, mit den Bauarbeiten zu beginnen. Das Blatt fragt, welche Haltung die Regierung dem gegenüber einzunehmen gedenke. — Da war Kaiser Wilhelm sicher nicht gut berathen, als er zu diesem Schritte sich entschloß. Nicht einmal bei der Majorität der Liberalen, geschweige bei den „Klerikalen" wird Kaiser Wilhelm mit diesem Kapellenbau sich ein Bildchen einlegen.

Schweiz. — Am 8. Mai waren es 100 Jahre seit dem Raube des Klosters St. Gallen.

Am 5. Mai starb in Einsiedeln der hochwst. Abt Kolumban Brugger, O. S. B., erst 50 Jahre alt. Zum Nachfolger wurde am 30. Mai der hochw. Stiftsdekan Dr. Thomas Ag. Bossart, O. S. B., erwählt. Er steht in seinem 46. Lebensjahre.

Zu Zürich starb am 11. Mai der hochw. Anton Portmann, Theologieprofessor und Subregens am Priesterseminar zu Luzern, in seinem 58. Lebensjahre.

England. — Die Zahl der Konversionen vom Protestantismus zum Katholizismus betrug in England im Jahre 1904 rund 8500 Personen. Die Zahl der Priester und Pfarreien in London hat im verflossenen Jahre ebenfalls zugenommen. Es sind namentlich viele verfolgte französische Ordensleute in England eingewandert, wo sie sich dem Missionswesen hingeben.

Rußland. — Die guten Folgen des Toleranzerlasses für das katholische Leben in Rußland zeigen sich bereits, wie folgende Meldung aus Warschau berichtet: Die katholischen Bischöfe Graf Szembek von Mohilew, Ropp von Wilna und Jaczewski von Lublin unternehmen jetzt auf Grund des Toleranzediktes des Zaren ausgedehnte Visitationsreisen in ihre Diözesen, was sie bisher ohne ausdrückliche Zustimmung der Gouverneure nicht thun durften, in Folge dessen die bischöflichen Visitationen zur Vermeidung unliebsamer Konflikte mit den Behörden in der Regel ganz unterblieben. Ueberall werden jetzt von der katholischen Bevölkerung umfassende Vorbereitungen für den feierlichen Empfang ihrer Bischöfe getroffen. Nach Zamosc und Chelm werden zu diesem Zwecke aus Warschau Sänger und Musikkapellen berufen. So wie in Podlachien und Chelm melden sich nunmehr auch in Wilna viele Tausende für den russisch-orthodoxen Glauben früher zwangsweise angeworbener Personen zum Wiedereintritt in die katholische Kirche.

Wir haben uns bis jetzt im „Sendbote" mit politischen Angelegenheiten nicht beschäftigt, doch müssen wir berichten, daß Rußland eine starke Demüthigung von Seite der Japaner erlitten hat, indem seine ganze Seemacht vernichtet wurde und es nun um Frieden nachsucht.

Serbien. — Am 1. Juni starb zu Belgrad in Serbien der hochwst. Erzbischof Johann B. Krapac in seinem 62. Lebensjahre. Er wurde Erzbischof am 20. Januar 1904 und war auch Auxiliarbischof von Sagabria.

Japan. — Im verflossenen Jahre 1904 hat in Japan die Taufe nach römisch-katholischem Ritus an über 20,000 erwachsene Personen gespendet werden können. Drei Professoren der Landes-Universität in Tokio sind katholische Konvertiten und trugen durch Herausgabe von Kontroversschriften viel zur Zerstreuung von Vorurtheilen gegen das katholische Christenthum unter den gebildeten Klassen bei.

Wie der in Japan als Missionär thätige P. Steichen meldet, beruht die auch hierzulande verbreitete Mittheilung, daß auch katholische Feldgeistliche die japanischen Soldaten auf dem Kriegsschauplatz begleitet haben, nicht auf Wahrheit. „Unsere wiederholten Bitten," so schreibt er, „einen oder mehrere unserer Priester auf unsere Kosten auf den Kriegsschauplatz zu schicken, um dort unsern zahlreichen katholischen Soldaten und Krankenwärtern den Trost der Religion zu bringen, wurden von der Regierung abschlägig beschieden, trotz aller Versicherungen, daß dieselben ob Ausländer oder Eingeborene in keiner Weise religiöse Propaganda treiben würden. Blos buddhistische und schintoistische „Priester" erhielten die Erlaubniß mitzuziehen. Das beweist, daß wir in Japan thatsächlich noch nicht anerkannt, sondern blos geduldet sind."

Missionen. — Der Verein zur Verbreitung des Glaubens hat während des verflossenen Jahres die Summe von $1,352,017.07 für die Erhaltung der Missionen eingenommen. Die Erzdiözese Boston hat die größte Summe, $83,029.24, beigesteuert, darnach folgt das Erzbisthum Lyon mit $80,383.64. Unsere Leser wissen sicherlich, daß von dieser Summe ein großer Theil auch den Missionen in den Vereinigten Staaten zugeflossen ist.

Die Genossenschaft der afrikanischen Missionen haben in ihren Missionen in West-Afrika 3 Bischöfe, 2 apostolische Präfekten, 180 Priester, 100 Schwestern, 3 Kollegien, 47 Schulen, Waisenhäusern und Hospitäler für Aussätzige. Der Bezirk umfaßt 30,000 katholische Neger.

Am 28. Mai wurde im Missionshause St. Michael zu Steyl eine größere Aussendungsfeier abgehalten, nachdem schon am vorhergehenden Sonntage im Missions-Schwesternhause eine gleiche Feier stattgefunden hatte. Es wurden für Südschantung 9, für Togo 6, Neuguinea 5, die verschiedenen Diözesen in Süd- und Nordamerika 13 Priester bestimmt. Ihnen schließen sich 14 Laienbrüder und 28 Missionsschwestern an. Unter letzteren sind die ersten sechs Steyler Missionsschwestern, welche in die chinesische Mission reisen.

Zum Bischof von Lahore, Indien, wurde der hochw. Estermans vom Hl. Vater ernannt. Derselbe wirkt schon seit 16 Jahren in der englischen Mission.

Nach einem am 30. Mai im Kapuzinerkloster Königshofen eingelaufenen Telegramm des hochw. P. Venantius, Superior der Mission auf Ponape (Ost-Karolinen), hat ein Wirbelsturm daselbst alles zerstört. Der Sturm hat unter den Missionären kein Menschenleben gefordert. Genauere Nachrichten fehlen und werden erst mit nächster Schiffsgelegenheit eintreffen.

In Tibet wurden kürzlich vier Missionäre von den Einwohnern ermordet. Man weiß nur vorläufig die Namen von drei: Mussot, Bourdonnec und Soulie.

Kürzlich starb Msgr. Ant. M. Jos. Usse, Mitglied der Pariser Missionsgesellschaft, apostolischer Vikar von Nord-Birmanien (seit 1893) und Titularbischof von Selge, in seinem 44. Lebensjahre. Als Missionär wurde er von Eingeborenen einmal gemartert und beinahe getödtet.

Der hochw. P. Franz Jaeger, O. M. I., wurde am 2. März zu Aminuis in Deutsch-Südwestafrika von den Hottentotten ermordet.

Canada. — Der hochwst. Bischof Alexander MacDonnell von Alexandria in Canada starb am 29. Mai in seinem 72. Lebensjahre. Er war der erste Bischof dieses im Jahre 1890 errichteten Bischofsitzes.

Philippinen. — Nach dem soeben veröffentlichten Zensus der Philippinen befinden sich auf den Inseln 7,635,426 Einwohner, von denen der größte Theil katholisch ist. Die Schulen, 3000 an Zahl, werden von 800,000 Kindern besucht. Nur 12 Prozent sind Pfarrschulen, 55 Prozent sind staatliche und die übrigen Privatanstalten.

Vereinigte Staaten. — Ein schönes Beispiel wahrhaft apostolischen Wirkens gibt der hochwst. Bischof Michael Tierney von Hartford, Conn. Dieser 1843 errichtete Bischofssitz umfaßt den ganzen Staat Connecticut, der, wie alle Neu-England-Staaten in den letzten Jahrzehnten großen Zuzug canadischer Franzosen, sowie Einwanderer aus allen Ländern Europas erhielt. Um dem großen Mangel an fremdsprachigen Priestern abzuhelfen, läßt der hochwst. Bischof zwei Seminaristen in Rom studiren, vier in Bologna, Italien, und sechs in Piacenza, Italien, fünf in Löwen, zwei in Paris, vier in St. Brieux, Frankreich, vier in Eichstätt in Bayern, zwei in Freiburg in der Schweiz, einen in Lemberg und fünf in Tarnow, in Oesterreichisch-Polen, zehn in Canada und die übrigen fünfzehn auf Vereinigten Staaten Seminaren. Er erhält auf diese Weise einen einheimischen und doch vielsprachig gebildeten Klerus und wird allen vernünftigen Anforderungen seiner sehr gemischten Heerde genügen können. In allen staatlichen Straf- und Besserungsanstalten, in den Hospitälern und Armenhäusern des Staates Connecticut ist regelmäßig katholischer Gottesdienst. Auf Wunsch des hochwst. Bischofs Tierney haben sich die französischen Missionspriester von La Salette in Hartford niedergelassen und halten jahrein jahraus Missionen unter den Franzosen des Staates. Deutsche Gemeinden gibt es in Hartford, Bridgeport, Meriden, New Britain, New Haven und Waterbury. Möge dem im besten Mannesalter stehenden Bischof noch eine recht lange, segensreiche Wirksamkeit beschieden sein.

Das Leo-Haus für deutsche Einwanderer, welches unter der Leitung des St. Raphael Vereins steht, soll nach einem anderen Theile der Stadt New York verlegt werden. Um die nöthigen Mittel zu erlangen, hat der hochw. Urban C. Nageleisen, der jetzige Leiter der Anstalt, die Ausgabe von Zertifikaten angeregt. Dieselben lauten auf $10.00 und können vom Leiter gekauft werden. Für den Betrag, welcher nicht verzinsbar ist, kann man im Leo-Hause selbst logiren, oder Freunde unterbringen, bis der Betrag für Logie und Mahlzeiten verbraucht ist. Es sollen 15,000 derartige Zertifikate herausgegeben werden. Man wende sich um Näheres zu erfahren an hochw. Urban C. Nageleisen, 6 State Str., New York, N. Y.

Der Hl. Vater hat den Sekretär der apostolischen Delegation in Columbien, Msgr. Solari, zum Auditor der Nunziatur Brüssel ernannt. Msgr. Caroli wurde zum Auditor der Delegation Washington ernannt.

Zum Bischofe der neuerrichteten Diözese in Wisconsin wurde Msgr. Aug. F. Schinner ernannt.

Der hochw. C. P. Grannon, Rektor der katholischen Universität, hat am 7. Juni einen kurzen Bericht über den finanziellen Stand der Anstalt ver-

öffentlicht. Unter den Einnahmen, welche sich im Ganzen auf $339,047.32 beliefen, befindet sich wiederum ein Geschenk von $5000.00 von dem hochw. A. H. Walburg aus der Erzdiözese Cincinnati, zur Errichtung eines Lehrstuhles der deutschen Sprache. Letzterer hat somit $15,000.00 geschenkt. Die zweite Kollekte für die Universität belief sich auf $113,513.40.

Todtentafel. — In das Gebet unserer Leser empfehlen wir alle seit des letzten Monates verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates, der Herz-Jesu-Bruderschaft und der Sühnungskommunion. Ferner bitten wir der dahingeschiedenen Priester und Ordenspersonen eingedenk zu sein. Von der hochw. Geistlichkeit starb: Hochw. T. P. Elliott, am 7. Mai zu Mansfield, Mass.; hochw. J. L. Sterling, im Mai zu Washington, D. C.; hochw. W. J. Madden, im Mai zu Oakland, Cal.; hochw. L. Metayer, am 22. Mai zu Albany, Ore.; hochw. P. J. D. Waldron, O. S. A., am 27. Mai zu Philadelphia, Pa.; hochw. J. H. Fitzgerald, im Mai zu Hudson, N. Y.; hochw. W. Fierle, von Jonia, Mich., am 4. Juni zu Detroit, Mich.; hochw. P. Franz Meyer, O. S. B., am 30. Mai zu Charlotte, N. C.; hochw. Dominik Dühmig, Pfarrer von Avila, Ind., am 3. Juni zu Rome City, Ind.; hochwst. John Canon O'Hanlon, welcher von 1845 bis 1852 in St. Louis wirkte, am 15. Mai zu Sandymount, Irland; hochw. A. Bohn, früher in der Diözese Indianapolis, am 31. März zu Rexburg, Idaho; hochw. J. A. Vassalo, von Summit, N. J., am 4. Juni zu Newark, N. J.; hochw. H. Kiffmeyer, am 10. Juni zu Cincinnati, O.; hochw. J. Delveaux, am 8. Juni zu New York, N. Y.; hochw. J. Harty, im Juni zu Pawtucket, R. I.

Eigene, nicht fremde Geduld rettet unsere Seelen.

Einige wollen ihr Heil wohl wirken durch Geduld, aber nicht durch eigene, sondern durch fremde. So machen es jene Skrupulanten, die, unvermögend ihre Beschwerden ihres unruhigen Gewissens zu ertragen, den ganzen Tag über die Geduld ihres Beichtvaters durch abstoßendes, unnützes, unerträgliches und oftmals, aber fruchtlos verbotenes Geschwätz ermüden; denn ihr Vorhaben ist es keineswegs, sich dem Gehorsam zu fügen, sondern sich selbst zu befriedigen. So machen es auch Ordenspersonen, die selig werden wollen durch die Geduld, welche, wie sie sagen, ihren Obern fehlt, die niemals das rechte Maß zu halten wüßten. So sucht der Ehemann durch die Geduld seines Weibes, das Weib durch die Geduld des Mannes selig zu werden. Und auf diese Weise benehmen sich die Meisten, die sehr wohl erkennen, wie schön die Geduld an Anderen sei, an sich aber dieselbe nicht wollen. Das ist nicht die rechte Regel. „In eurer — nicht in fremder — Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen." (Luk. 21, 19.) Segneri.

Nicht ohne Ursache liebte Jesus die Demuth so innig; denn er wußte wohl, daß, sowie der Stolz die Grundlage aller Sünde ist, so die Demuth das Fundament alles Guten und alles Heiles sei. Ohne dieses Fundament hat kein Gebäude Bestand. Vertraue also auf keine Tugend oder irgend ein Werk ohne die Demuth. Hl. Bonaventura.

Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote" veröffentlicht werden. Die Redaktion.

Chicago, Ill., V. '01. Ich war mit einem sehr schlimmen Bluthusten behaftet, für den die Aerzte anscheinend keine Heilmittel wußten. Als ich aber im „Sendbote" las, daß der hl. Gerard Majella, C. SS. R., in solchen Fällen angerufen wird, that ich desgleichen und ließ auch hl. Messen lesen, auch für die Armen Seelen, und erhielt bald darauf die völlige Gesundheit. Dem hl. Majella sowie den Armen Seelen sei hiermit öffentlich im „Sendbote" gedankt, mein Versprechen gemäß. L. N.

Stapleton, Ill., 4. V. '05. Ich wünsche wegen empfangener Hilfe in zwei Anliegen meinen herzlichen Dank auszusprechen. Das erste Anliegen betraf mich selbst. Als ich auf einem Stuhl stand um eine Arbeit zu verrichten, schlug derselbe um und ich glaubte durch den verursachten Fall eine schwere Verletzung mir zugezogen zu haben. Ich wandte außer den gewöhnlichen Mitteln auch das Gebet an, indem ich zum göttlichen Herzen Jesu und zur Fürbitte der seligsten Jungfrau, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der Armen Seelen meine Zuflucht nahm mit dem Versprechen, die Erhörung im „Sendbote" zu veröffentlichen. Ich wurde schnell erhört. — Das zweite Anliegen betraf meine Kinder. Weil eine ansteckende Krankheit in unserer Nachbarschaft ausbrach, hatte ich große Angst. Um meine Familie vor der Ansteckung zu bewahren, beteten wir vier Monate lang täglich den Rosenkranz, ich ließ eine hl. Messe lesen und nahm wiederum meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu und den Heiligen. Auch in diesem Anliegen fand ich Erhörung. Deshalb möchte ich hiermit meinen Dank aussprechen. K. S.

Chicago, Ill., 11. V. '05. Als ärztliche Hilfe in einem Fußleiden nicht zu helfen schien, ja das Uebel sich zu verbreiten schien, und ich mich in einem hochgradigen nervösen Zustand befand, so nahm ich ebenfalls meine Zuflucht zum vertrauensvollen Gebete, verehrte den hl. Apostel Judas Thaddäus, den hl. Joseph, den hl. Antonius, und versprach Almosen für die Armen Seelen und Veröffentlichung der Erhörung. Mein Gebet wurde erhört, der Fuß ist wieder besser und die Krankheit verbreitete sich nicht. Deshalb möchte ich hiermit meinen innigsten Dank aussprechen und alle Leidende ermuntern, ebenfalls ihre Zuflucht zum Gebete zu nehmen. N. N.

New York, N. Y., 12. V. '05. Als unser Kind schwer erkrankt war und wir befürchten mußten, es zu verlieren, nahmen wir auch unsere Zuflucht zum Gebete und empfahlen das Anliegen der seligsten Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius, mit dem Versprechen, drei hl. Messen lesen zu lassen und die Erhörung zu veröffentlichen. Dieses wollen wir hiermit mit herzlichem Dank thun. T. S.

Hermann, Mo., 15. V. '05. In einem gewissen Anliegen, in Krankheit, nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu. Ich versprach Veröffentlichung im „Sendbote" und betete mit Vertrauen. Meine Bitte wurde erhört. A. M.

Escanaba, Mich., 27. V. '05. In einer gefährlichen Krankheit nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zur lieben Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und den Armen Seelen, und versprach, wenn meine Bitte erhört würde, es im „Sendbote" zu veröffentlichen. Tausendmal Dank dem hlsten Herzen Jesu, den lieben Heiligen und den Armen Seelen für die Erhörung meiner Bitte. Schw. M., O. S. F.

San Francisco, Cal., V. '05. Als ich in großer Lebensgefahr war, nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und gelobte es im „Sendbote" zu veröffentlichen, wenn ich über die Gefahr hinweg komme. Das göttliche Herz Jesu hat geholfen. M. B.

St. Thomas, Mo., 4. VI. '05. Damit unsere Tochter, die kränklich war, ihre erste Kommunion gut machen würde, bat ich um den Beistand der Mutter Gottes, durch deren Fürbitte uns die Gnade von ihrem göttlichen Sohne ertheilt werden möchte. Für die Erhörung möchte ich hiermit danken und auch andere aufmuntern, in ihren Anliegen zum Gebete ihre Zuflucht zu nehmen. B. L. K.

Minonk, Ill., 6. VI. '05. Wir möchten hiermit Danksagung machen dem hlsten Herzen Jesu, der seligsten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den Armen Seelen für eine große Gunstbezeugung

die wir durch dieselben erlangt haben. Die Gunstbezeugung war wirklich außerordentlich.
S. M. C., O. S. F.

Hartwell, O., VI. '05. Dem hlsten Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Erhörung in mehreren Anliegen, die wir im „Sendbote" empfohlen hatten. Besonders für guten Erfolg einer Operation und Erhörung und Hilfe in zwei besonderen Anliegen.
A. S. v. hl. F.

Town Lake, Wis., 4. VI. '05. Seit ungefähr drei Jahren beteten wir um den Verkauf eines Stückchen Landes, hielten mehrere Andachten, ließen beten und hl. Messen lesen, besonders zum hlsten Herzen Jesu, zu Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und für die Armen Seelen und versprachen 25 hl. Messen für die Armen Seelen im Falle der Erhörung, und Veröffentlichung im „Sendbote". Diesen genannten Heiligen sei viel tausendmal Dank gesagt, unsere Bitte wurde erhört.
Ein Abonnent.

Cincinnati, O., 6. VI. '05. Ich hatte seit längerer Zeit Verhärtung der Augen. Der Arzt versuchte sie zu erweichen mit Medizin, aber es schien vergebens. Er sagte, daß eine Operation nothwendig wäre, um das Auge zu retten. Ich bat um Verschiebung der Operation bis ich eine Novene gemacht hatte. Der Arzt sagte, die Novene wäre gut: wenn die Augen besser würden ohne Operation, so sei es eine sehr auffallende Thatsache. Ich machte eine Novene zur Unbefleckten Empfängniß und gebrauchte das Wasser von Lourdes und machte mehrere Versprechungen von hl. Messen und Wallfahrten. Am achten Tage der Novene trat eine Besserung ein. Der Arzt erklärt jetzt, daß die Augen vollständig besser sind. Dank sei dir, o Maria, meine liebe Mutter, für die Gnade, die du mir von Gott erfleht hast. Denn es hat sich bewahrheitet, was der hl. Bernard von dir sagt, daß es noch niemals gehört worden ei, daß Jemand zu dir seine Zuflucht nahm und verlassen worden sei. T. L.

New York, N. Y., 6. VI.'05. Ich nahm in drei Anliegen meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, und zu den Armen Seelen, ließ eine hl. Messe lesen zu Ehren der hl. Familie und versprach Veröffentlichung im „Sendbote". Ich wurde in allen drei Anliegen erhört, trotzdem ich für das eine Anliegen schon sehr lange gebetet habe. Man muß blos ausharreu. Ich sage deshalb meinen herzlichen Dank für die gütige Erhörung. O möchten doch Alle ihre Zuflucht zu diesen mächtigen Helfern nehmen. Hochgelobt sei Jesus Christus und seine unbefleckte Mutter Maria!
Frau A. J.

Auburndale, Wis., 9. VI. '05. Ein schrecklicher Orkan, der in der Nacht vom 3.—4. d.M. über diese Gegend dahinfegte, ließ mich das Schlimmste für die kirchlichen Gebäude dieser Gemeinde befürchten. In dieser Noth gelobte ich dem Herzen Jesu öffentliche Danksagung wenn es zu keiner Katastrophe komme. Gott sei Dank und dem Herzen Jesu; es wurde nur unbedeutender Schaden angerichtet, obwohl nicht weit von der katholischen eine norwegisch-lutherische „Frame"-Kirche mitsammt dem Thurme flach auf den Boden hingestreckt wurde. W. H.

Erie, Pa., 9. VI. '05. Vor längerer Zeit hatte sich mein Mann zweimal am Fuß und Bein verletzt. Es schien selbst nach dem Urtheile des Arztes in beiden Fällen sehr gefährlich zu sein. In meiner Angst nahm ich meine Zuflucht zum hlsten Herzen Jesu, zur allerseligsten Jungfrau Mariä, zum Prager Jesukind und zu den hl. Joseph, Antonius und den 14 Nothhelfern, und zu den Armen Seelen. Ich versprach ebenfalls Veröffentlichung. Mein Gebet wurde erhört, wofür ich meinen Dank ausspreche. Frau H. B. D.

St. Louis, Mo., 10. VI. '05. Ich war von Dezember bis April sehr leidend, und alle Mittel des Arztes schienen vergebens zu sein. Da nahm ich meine Zuflucht zu Mariä von der immerwährenden Hilfe und hielt eine neuntägige Andacht und ließ zu Ehren des hl. Antonius und des hl. Gerard Majella eine hl. Messe lesen. Am Ende der Andacht fühlte ich erhört zu sein und fühle mich seither wohl. Auch in vielen anderen Angelegenheiten fand ich Erhörung. M. A. S.

Kurze Danksagungen: E. R., Alum Bridge, W. Va., Wiederfinden eines verlorenen Gegenstandes. — J. S., Browerville, Minn., Hilfe in Erkrankung der Kinder am Scharlachfieber. — E. H., Quincy, Jll., Erlangung einer guten Arbeitsstelle. — Frau E. S., Chili Station, N. Y., Heilung eines wehen Fußes. — A. S., Evansville, Ind., glückliche Entbindung. — A. M. S., Milwaukee, Wis., verschiedene Anliegen. — Frau K. H., Defiance, O., wichtiges Anliegen. — Frau J. W., Grafton, Nebr., Genesung aus schwerer Krankheit. — M. H., Chicago, Jll., Erhörung in einer wichtigen zeitlichen Angelegenheit. — M. S., Brooklyn, N. Y., Erhörung in Krankheit und anderen Anliegen. — M. W., St. Louis, Mo., Hilfe in einer beschwerlichen Lage. — M. D., Grinnell, Kans., besonderes Anliegen und Heilung von Ohrenleiden.

— Das Glaubenslicht ist ein göttliches Zeugniß, durch welches uns im Innern unseres Herzens gesagt wird: So ist es, zweifle nicht.

Redaktionsschluß am 17. Juni 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat Juli 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Die geistlichen Uebungen.

Besondere Meinungen.

1. **Samstag.** Oktav des hl. Johannes des Täufers. 143,073 Danksagungen; Entsagung; dringende Anliegen einer religiösen Genossenschaft; feste Gesundheit für mehrere Priester, um ihren Pflichten gut nachzukommen; nach Meinung.
2. **Dritter Sonntag nach Pfingsten.** Mariä Heimsuchung. 82,173 Bedrängte; Vertrauen zu Maria; Erlangung des Gehöres für mehrere Leidende; Befreiung von Herzklopfen; passende Arbeitsstelle für viele Leser; Bekehrung der leichtsinnigen Jünglinge und Jungfrauen.
3. **Montag.** Leo II., Bek., Papst (683). 103,636 Kranke; Geduld; Herstellung des Friedens zwischen Nachbarn; guter Verkauf eines Hauses; Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften; die Bekehrung vieler unmäßiger Personen.
4. **Dienstag.** Bertha, Wittwe (723). 112,031 verstorbene Mitglieder; Gebet für die Verstorbenen; größerer religiöser Eifer in vielen katholischen Familien; Genesung mehrerer kranken Schwestern; die dringenden Anliegen eines Priesters.
5. **Mittwoch.** Anton M. Zaccaria, Bekenner und Ordensstifter der Barnabiten (1539). 38,137 Lokalbündnisse; Einigkeit; die Gründung von Jünglingsvereinen in verschiedenen Gemeinden; sichere Erkenntniß des Berufes und Mittel und Wege ihm zu folgen.
6. **Donnerstag.** Romulus, Mart. 36,528 Direktoren; Eifer; Mittel zur Vollendung eines Klosters; Bekehrung verschiedener Personen; Glück und Segen im Ehestande; Wiedererlangung ausgeliehenen Geldes; nach Meinung. 4)
7. **Erster Freitag.** Cyrillus und Methodius, Bischöfe, Apostel der Slaven (848—881). 66,215 Beförderer; Klugheit; Erfolg in einem Unternehmen zu Ehren des hlst. Herzens Jesu; richtige Erziehung der Kinder; die Kirche in den slavischen Ländern. 1)
8. **Samstag.** Elisabeth, Königin, Wittwe (Portugal, 1336). 207,713 Verstorbene; Gedanken an den Tod; Heilung mehrerer Fallsüchtiger; die Dienstmädchen in unsern Städten; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten.
9. **Vierter Sonntag nach Pfingsten.** Märtyrer von Gorkum (1572). 154,761 Gnade der Beharrlichkeit; Gebetseifer; Geduld in häuslichen Widerwärtigkeiten; eine Zeitschrift zu Ehren des hlst. Altarssakramentes; die Arbeiter in den Fabriken.
10. **Montag.** Sieben Brüder, Märt. (150). 198,944 Jugend; Gehorsam; feste Gesundheit für die Mütter; dringende Anliegen eines Arztes; Beseitigung von Aergernissen in vielen Gemeinden; nach Meinung.
11. **Dienstag.** Pius I., Papst, Mart. (157). 188,194 erste Kommunion; Andacht; Erlangung lohnender Arbeit für viele Personen; Hilfe in bedrängter Lage; die Bekehrung der Flucher; Bewahrung vor Sturm und Ungewitter.
12. **Mittwoch.** Johann Gualbert, Abt, Bek., Ordensst. (Vallombrosa, 1073). 96,645 Eltern; häuslicher Friede; Erfolg in den Studien; die Bekehrung der Zornmüthigen; Gottes Segen für die Ernte; mehrere besondere Anliegen.
13. **Donnerstag.** Anakletus, Papst, Mart. (90). 75,247 Familien; häusliche Andacht; wahre Andacht der Schulkinder in Anhörung der hl. Messe; die Kirche in Frankreich und Oesterreich; nach Meinung. 4)
14. **Freitag.** Bonaventura, Bisch., Bek., Kirchenl. (O. F. M., 1272). 49,323 Versöhnungen; Demuth; Verbreitung der guten Zeitungen und Bücher; friedliche Beilegung eines Erbschaftsstreites; die richtige Erziehung der Waisen; die Missionen unter den Indianern.
15. **Samstag.** Heinrich, Bek., Kaiser (1024). 92,630 Arbeit und Mittel; Gottvertrauen; Heilung einiger Geistesverwirrter; die Missionen unter den Negern; besondere Anliegen mehrerer Priester.
16. **Fünfter Sonntag nach Pfingsten.** Skapulierfest. 121,350 Geistliche; Rettung der Seelen; die Anliegen einer Schwesterngenossenschaft; gute Berufe für den Ordensstand; Bekehrung der Spötter und Lästerer. 3)

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2 Zweiter Grad; 3. der Suhnungskommunion; 4, der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

17. **Montag.** **Alexius,** Bek. (417). 260,446 Religiosen; Pflichteifer; die Erzdiöcese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien und Niederlassungen der Benediktiner; die würdige Beobachtung der kirchlichen Vorschriften. 6)
18. **Dienstag.** Kamillus, Bek. (1604). 57,859 Seminaristen und Novizen; Liebe zur Armuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Missionen der Dominikaner; die Ausbreitung der Rosenkranzbruderschaft.
19. **Mittwoch.** Vinzenz von Paul, Bek., Ordensstifter (Lazaristen und Barmherzige Schwestern, 1660). 50,846 Erkenntniß des Berufes; Dankbarkeit; die Erzdiöcese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen, Missionen und Schulen der Franziskaner; die Ausbreitung des Dritten Ordens.
20. **Donnerstag.** Hieronymus Emilianus, Bek., Ordensstifter (Sowasla, 1537). 47,585 Pfarreien; Fortschritt im Guten; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster und Niederlassungen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft. 4)
21. **Freitag.** Prazedes, Jungfr. (164). 38,937 Schulen; bessere Kenntniß der heiligen Religion; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Norbertiner; die Verbreitung der Sodalitäten.
22. **Samstag.** Maria Magdalena. 41,992 Obere; Beharrlichkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Ausbreitung des Gebetsapostolates. 5)
23. **Sechster Sonntag nach Pfingsten.** Apollinar, Bisch., Mart. (81). 42,557 Missionen und geistliche Uebungen; Seeleneifer; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die Verbreitung der Kreuzwegandacht.
24. **Montag.** Franz Solanus, Bek. (O. F. M., 1610). 44,445 Vereine; Opferwilligkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft.
25. **Dienstag.** Jakobus der Aeltere, Apostel (44). 134,794 Bekehrungen; gutes Beispiel in Handel und Wandel; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; die bessere Theilnahme an den katholischen Vereinen.
26. **Mittwoch.** Anna, Mutter der seligsten Jungfrau. 26,625 Sünder; Flucht der Gefahren; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die eifrige Haltung der kirchlichen Feiertage.
27. **Donnerstag.** Pantaleon, Mart. (303). 50,602 Unmäßige; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Föderation der katholischen Vereine. 4)
28. **Freitag.** Nazarius und Genossen, Märt. (1. Jahrh.). 125,057 geistliche Gnaden; Hochschätzung des Glaubens; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen der übrigen geistlichen Genossenschaften; die katholische Universität in Washington.
29. **Samstag.** Martha, Jungfrau (88). 103,874 zeitliche Gnaden; Weltverachtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Schwestern-Genossenschaften; die beharrliche Uebung des häuslichen Gebetes.
30. **Siebenter Sonntag nach Pfingsten.** Abdon und Sennen, Märt. (250). 115,159 verschiedene Anliegen; Genügsamkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Hospitäler und Altenheime der Schwestern-Genossenschaften.
31. **Montag.** Ignatius, Bek. und Ordensstifter (Jesuiten, 1556). Die Anliegen der Bischöfe; Eifer für Gottes Ehre; die Erziehung der Indianer und Neger. 5)

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

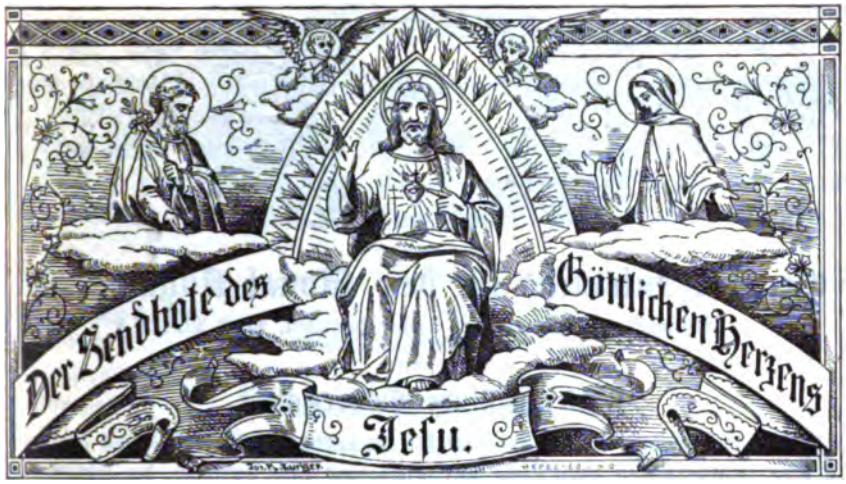
Im Besonderen opfere ich sie Dir auf für die Gnade, gute geistliche Uebungen zu machen.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.



Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 8. **32. Jahrgang.** **1905.**

Am Feste Mariä Himmelfahrt.

Du holde Blume, auserkoren,
Des Himmels schönste Zier zu sein,
Du Magd, die Gott den Herrn geboren,
Dir muß ich Lob und Liebe weih'n!

Heut' schmücket dich die Siegeskrone,
Hoch schwebst du über Erdenschmerz,
Die Mutter sinket ihrem Sohne
Für alle Ewigkeit an's Herz.

Und Friedenspalmen um dich wehen,
Und Harfen tönen wunderbar,
Ich sehe dir entgegen gehen
Des ganzen Himmels sel'ge Schaar.

Die Wonne, die kein Aug' geschauet,
Den Klang, der keinem Ohr erscholl,
Das Glück, dem Herzen nie vertrauet,
Genießest du nun ganz und voll.

Hienieden auch zu deinen Füßen
Im Staube liegt ein Sünderherz,
Mit dieser Liebe dich zu grüßen,
Ach, schaue huldvoll niederwärts!

Du wallst im Licht, wo Engel gehen,
Wenn einstens ich im Tod erbleich;
O Mutter, deinen Sohn zu sehen,
Auch gnädig mir die Hände reich.

Margaretha Mirbach.

General-Intention für den Monat August 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Die christliche Gutherzigkeit.

Es ist leichter von der Gutherzigkeit zu sprechen, als dieselbe zu definiren. Gutherzigkeit und Liebe sind nicht eins und dasselbe, da letztere eine weitere Ausdehnung hat als erstere. Liebe kann man zu Gott und Menschen haben, aber gutherzig sein gegen Gott kann man nicht, wohl aber gegen Menschen. Gutherzigkeit ist Liebe gegen den Menschen, aber in vorzüglicherem und höherem Maße.

Die Gutherzigkeit als christliche Tugend hat in der Liebe Gottes ihren Grund, woraus dieselbe hervorgeht, und wiederum in der Liebe Gottes ihr Vorbild erkennt und ihren Trieb findet; hieraus geht dann hervor die Liebe zu den Menschen, woraus sich dann die Gutherzigkeit gegen dieselben ergibt. Im praktischen Leben fordert diese christliche Gutherzigkeit vor Allem Geduld und Nachsicht. Hierin ist Jesus unser schönstes Muster und Vorbild. Niemand kam ihm je an Herzensgüte und Milde gleich. Ja, Jesus war während seines ganzen Lebens die Güte und Freundlichkeit selbst, in seinem ganzen Benehmen, in seinem ganzen Wesen.

Die wahre Gutherzigkeit hat nichts Rauhes, nichts Ungeschliffenes, nichts Ungereimtes, nichts Abgeschmacktes, nichts Ungerechtes an sich: denn eine Güte, die solche Früchte erzeugt, hat nichts gemein mit der wahren Güte, welche ihr Ideal in Gott findet, welcher die ewige Liebe und Güte ist.

Wenn wir nun die Gutherzigkeit in dieser hier beschriebenen Weise recht erwägen, so werden wir leicht einsehen, daß eine solche Gutherzigkeit Opfer kostet und fordert.

Was hat die Gutherzigkeit nicht schon Alles zu Stande gebracht! Dieselbe macht einmal vor Allem den Menschen selbst glücklich, der sie übt, und dann macht dieselbe auch Andere glücklich, die mit einem solchen Menschen in Berührung kommen. Eine wahre, christliche Gutherzigkeit überwindet Alles. Wie viele Seelen sind nicht schon für Gott gewonnen und für den Himmel gerettet worden! Und wodurch? Durch Herzensgüte. Was oft die Beredtsamkeit und Reichthum nicht bewirken konnten, hat die christliche Gutherzigkeit zu Stande gebracht. Durch diese sind Tausende Sünder bekehrt und die Zahl der Sünder verringert worden, und durch eben diese Herzensgüte werden wir am leichtesten und ehesten wahre Nachfolger Jesu, der umherging, überall Gutes thuend.

Viele Räthsel und zahllose Schwierigkeiten würden gelöst und beseitigt,

wenn die Menschen es nur verständen, von der wahren, christlichen Herzensgüte sich leiten zu lassen.

Ein Jeder wirke in seinem Kreise auf solche Art und Weise, daß er sich und Andere glücklich mache durch wahre Gutherzigkeit. Das heißt dann auch in Wirklichkeit befolgen das Gebot des Herrn: „Habet Liebe zu einander."

Die General-Intention für den Monat September wird sein: Die Geistlichkeit.

Zustände in Frankreich.

Wie es in Frankreich an manchen Orten unter dem Landvolke in religiöser Beziehung aussieht, kann man aus Folgendem ersehen: Eric Besnard, der im Auftrage einer Zeitung die französischen Bischofssitze bereist, um Urtheile über die Trennung der Kirche vom Staate zu sammeln, verfiel in der Umgegend von Séez, dem Bischofssitze der Orne, auf den Gedanken, auch den ersten besten Landmann über die Sache zu befragen. Er traf auf einen Schafhirten, der über seine Frage zuerst sehr erstaunt war, dann aber doch bewies, daß er sich eine Meinung gebildet hatte. Er sagte: „Wir müssen immer Pfarrer haben für die Kinder und für Handel und Gewerbe. Ich kann das ruhig sagen, denn ich gehe nie in die Kirche. Meine Kirche ist die Schafhürde. Ich will aber einen ‚Pfaffen' für meine Kinder haben. Als ich klein war, hatte ich weder vor Vater noch vor Mutter Furcht, aber ich ängstigte mich vor Gott und dem Teufel. Die Kinder sind noch immer so, wir brauchen daher einen Pfaffen, damit er ihnen vom Teufel und vom lieben Gott spricht. Sonst würden sie ihre Eltern todtschlagen. Mit der Trennung würde man da keine Geistlichen mehr haben, wo sie am nöthigsten sind, nämlich auf den Dörfern, wo der Gottesdienst den Handel in Gang bringt. Am Sonntag macht man sich schön, um in die Messe zu gehen, und dafür gibt eine Familie immer etwa zwanzig Franken aus. Für das Landvolk bildet die Messe das Theater. Sie ist die einzige Zerstreuung. Es wäre besser, man würde die Pfarrer in den Städten abschaffen, wo die Leute Geld haben und in's Theater gehen können, als auf den Dörfern. Hier würde man sich langweilen und noch mehr betrinken. Die Regierung soll meinetwegen die Trennung vornehmen, aber zugleich die Städte zwingen, die Geistlichen in den Dörfern zu bezahlen, welche nicht die Mittel dazu haben."

Derartige Zustände hätten nicht eintreten können, wenn der Klerus Frankreichs den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen verstanden hätte. Der französische Klerus, obwohl persönlich durchaus achtungswerth, hat zum guten Theil allen Einfluß verloren, weil er sich auf Kirche und Sakristei beschränkt, um die sozialen Dinge sich nicht kümmert, die Leute an sich herankommen läßt anstatt an sie heranzugehen. Der Hirte soll die Schafe aufsuchen, nicht die Schafe den Hirten.

— Halbes ist meistens nur Viertel und oft sogar noch weniger.

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat.

August.

Freundesliebe des göttlichen Herzens Jesu, indem er seine theuerste Mutter uns zur Mutter gab.

Bedenken wir doch öfters, wie Jesus in seinem sterblichen Leben auf Erden den größten Trost an seiner guten Mutter fand. Zwar wollte er aus Liebe

zu uns auf so Vieles verzichten, z. B. ein freudenvolles, bequemes Leben; verzichten auf den Trost der Freundschaft und Gesellschaft, verzichten auf Ehre vor der Welt. Vielmehr hat er sich die Schmerzen, die Entbehrungen, die Trostlosigkeiten, die Erniedrigungen gleichsam als Erbtheil auserwählt. Eines jedoch wollte er sich gewähren, auf Eines nicht verzichten. Es stand in seiner Macht, sich eine Mutter zu wählen, wie er sie wünschte. Und da hat er sich eine herzensgute und heilige Mutter auserwählt, eine Mutter, so gut, so opferwillig, wie nie ein Kind eine solche gehabt hat und haben wird. Daraus können wir sehen, wie sein Herz uns liebt; denn diese seine gütige Mutter hat er uns auch in Wahrheit zur Mutter gegeben. Wir müssen ja auch in unserem Leben auf so Vieles verzichten, — auf die Augenlust, die Fleischeslust, die hoffärtige Lebensart, wie sie die Kinder der Welt lieben. Es fällt uns bisweilen schwer, wenn wir als treuer Freund Jesus auf dem rauhen Wege nachfolgen, uns selbst verleugnen und das Kreuz täglich ihm nachtragen sollen. Aber seien wir getrost! Wir sollen es nicht schlechter haben, als er, unser göttlicher Meister und Freund. Als wahrer Freund will er Alles mit uns gemein haben und Alles mit uns theilen, will seine herzensgute Mutter uns ganz zu eigen hingeben. Sie soll auch unser Trost sein in allen Lagen unseres Lebens, besonders in der Stunde unseres Todes. Die öftere zuversichtliche Anrufung derselben und vertrauensvolle Hingabe an sie gereicht ihm zu besonderer Freude.

Als Jesus sterbend am Kreuze hing, war schon Alles für uns geopfert. Nur Eins war ihm noch geblieben, nämlich seine liebe Mutter Maria. Sie stand mit anderen frommen Frauen und mit seinem Lieblingsjünger Johannes unter dem Kreuze. Und diese seine theure Mutter wollte er nun auch für uns hingeben und sie uns gleichsam schenken, damit sie unsere Mutter würde. Vor seinem Tode, aus Liebe zu uns, hat er sie uns anvertraut. Wir waren nämlich zugleich mit allen gläubigen Seelen in der Person des hl. Johannes unter seinem Kreuze zugegen. Dieser sein Lieblingsjünger vertrat damals unsere Stelle. Nun ersuchte er seine gute Mutter, die ihm im Leben

o treu in Allem beigestanden hatte, um einen letzten Liebesdienst und bat sie, ns als ihre Kinder zu betrachten. Er hatte am Kreuze nichts mehr frei als eine Augen und seinen Mund. Mit seinen Augen blickte er nun voll inniger iebe seine Mutter an und seinen Jünger und uns mit ihm und er sprach mit einem Munde: „Weib, sieh' deinen Sohn! Sohn, sieh' deine Mutter!" Durch diese Worte goß er in ihr Herz eine wunderbare Liebe zu uns, eine roße Sorge für unser leibliches und unser ewiges Wohl. Und diese Liebe nd Sorge ist jetzt, wo sie als gekrönte Königin im Himmel zu seiner Rechten hront, gewiß nicht geringer geworden, sondern hat im höchsten Maße zugeommen. Er hat sie mit so großer Macht gekrönt, daß sie in alle Anliegen elfen kann. Er hat sie gekrönt mit großer Weisheit, so daß sie alle unsere ngelegenheiten einsichtsvoll ordnen kann, und mit großer Liebe, so daß es hrem Herzen unermeßlich wohl thut, wenn sie uns in unserem Anliegen helen kann. Wohlan denn, in allen Gefahren und Versuchungen, in allen Zweieln und Nöthen richten wir den Blick empor zu Maria, unserer und Jesu ütigsten Mutter. Und wären wir Sünder, ja die größten Sünder — Maia ist ja die besondere Zuflucht der Sünder.

Jubelfeier des 1150. Todestages des hl. Bonifazius in Fulda.

Glänzend gestaltete sich die vom 4. bis 11. Juni in Fulda zu Ehren des großen Apostels der Deutschen, des hl. Bischofs und Martyrers Bonifazius, abgehaltene Jubelfeier. Hier befindet sich das Grab des großen Missionärs, und gerade hier wollte sich das katholische Volk Deutschlands zusammenfinden, um Zeugniß abzulegen, daß das Wort, das er verkündet, in ihren Herzen ungeschwächt ortlebt und hier am Grabe des ersten Bischofes für Deutschland wollte der eutsche Episkopat und die katholische Bevölkerung erneut den Beweis erbringen, daß sie ein enges, unzertrennbares Band umschließt.

Um die Jubelfeier zu einer würdigen Thatsache zu machen, wurde die Ausschmückung des alten ehrwürdigen Domes und der ganzen Stadt Fulda eit Monaten durch rege Aneiferung von Seite des hochwst. Bischofes Adalert betrieben. Es wurde eine sog. Via Triumphalis errichtet, welche sich von er bischöflichen Wohnung bis zum Bonifazius-Denkmal ausdehnt. Eine esondere Aufmerksamkeit beanspruchte die Estrade, welche auf dem Domplatz richtet wurde. In ihrer Mitte stand die Statue des hl. Sturmius, des ründers der Stadt Fulda, eines Lieblingsschülers des hl. Bonifazius. Die-

selbe hatte einen zweifachen Zweck; einmal diente sie der am Sonntag (4. Juni) stattgefundenen Reliquienverehrung und auf der anderen Seite sollte sie bei Ueberfüllung des Domes für die Darbringung des hl. Meßopfers unter freiem Himmel benützt werden.

Für die Theilnehmer wurde eine herrlich ausgestattete Festschrift herausgegeben.

Es betheiligten sich aus dem Episkopat nahezu 33 Kirchenfürsten, darunter drei Kardinäle, Kopp, Fischer und Katschthaler, vier Erzbischöfe, von Freiburg, von Utrecht, von Bamberg und von Westminster, 17 Bischöfe, Weihbischöfe und Apostolische Vikare, ein Ordensgeneral, ein Erzabt und zahlreiche Aebte. Außerdem waren viele Mitglieder des katholischen Adels und hervorragende Persönlichkeiten erschienen. Aus allen Gauen Deutschlands hatten sich viele katholische Laien eingefunden.

In dem geräumigen und der Peterskirche in Rom nachgebildeten Gotteshause waren die Plätze im Chore für die Kardinäle und Malteserritter bestimmt. Vor der Kommunionbank waren senkrecht zu derselben die Plätze für die Bischöfe, Weihbischöfe und Aebte aufgestellt. Im Mittelschiff fand sich eine Abordnung höherer Offiziere des in Fulda garnisirenden Artillerieregimentes, sowie zahlreiche Ordensleute, Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner u. s. w. Das Pontifikalamt zelebrirte der Kardinal Kopp und die Festpredigt hielt nach dem Evangelium Bischof Dr. Korum. Er entwarf ein Lebensbild des hl. Bonifazius, zu dessen Nacheiferung in der Freude des Schaffens und der Treue des Bekenntnisses er aufforderte. In den Vordergrund seiner Ausführungen schob der Festprediger den Hinweis, daß der Hl. Stuhl mit der Entsendung des hl. Bonifazius keine irdischen Vortheile und die Aufdrängung einer fremden Gewalt erstrebt habe, sondern einzig die Förderung des Seelenheiles derjenigen, welchen mit dem katholischen Glauben christliche Kultur und christliche Gesittung gebracht werden sollte. Die Festpredigt klang aus in eine Bitte an den hl. Bonifazius, den Völkerhirten denselben Glaubenseifer zu erflehen, wie er ihn beseelt habe.

Während des Pontifikalamtes in dem Dome wurde für die außenstehende Menge auf der Estrade eine hl. Messe durch den Apostolischen Präfekten, P. Nachtwahl, dem zwei Negerknaben ministrirten, gelesen.

Die Verehrung der Reliquien erfolgte am Sonntag Nachmittag. Unter dem Altare der Krypta liegt in dem steinernen Sarkophag blos ein Theil der Reliquien des hl. Bonifazius; die meisten sind dem Sarge entnommen und haben an anderen Stätten Aufnahme gefunden. Der Dom enthält u. A. als Reliquien einen Theil vom Haupte des Heiligen, den Dolch, mit welchem er erstochen wurde, und seinen Hirtenstab. Außerdem birgt die hl. Stätte noch andere Reliquien. In einer feierlichen Prozession wurden diese Heiligthümer an den Ort getragen. Dieselben befinden sich in Glasschreinen: das Haupt der hl. Lioba, von Oblaten getragen, das Haupt des hl. Sturmius, von Franziskanern getragen, die Bonifaziusbücher, der Stab, der Dolch, ein Arm und zuletzt das Haupt des hl. Bonifazius von Dechanten getragen, alle von den Malteserrittern als Ehrenwache eskortirt.

Weit über 40,000 Menschen sanken bei Anblick dieser hochgeschätzten Heiligthümer auf die Kniee. Gegen 5 Uhr war die Feier beendet.

Am Abende fand eine Festversammlung im Stadtsaale statt. In der Festversammlung sprach nach dem Bischof von Fulda Justizrath Dr. Schmitt (Mainz) über das Thema: „Der hl. Bonifazius, ein leuchtendes Vorbild des katholischen Mannes." In privater, öffentlicher und kirchlicher Beziehung ist der hl. Bonifazius für uns katholische Männer ein Vorbild. Er war durchdrungen von dem Bewußtsein, daß die katholische Kirche im Besitze der wahren Lehre ist. Seine kindliche Hingabe hielt ihn aber nicht ab, in freien Dingen seine eigene Meinung zu vertheidigen, sowohl dem Hl. Stuhle gegenüber wie auch den Fürsten gegenüber. Er wurde geleitet von dem Satze: Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, und er scheute sich nicht, den Fürsten ungeschminkt die Wahrheit zu sagen, wenn etwas faul war. Die Fürsten nahmen ihm das nicht übel, denn sie wußten, daß die Autorität der Kirche ihre eigene Autorität stützte. Zwar will man uns aus der Liebe zum Hl. Vater einen Vorwurf machen und nennt uns Ultramontane. Schon 1150 Jahre vor Erfindung dieses Wortes war der hl. Bonifazius ein Ultramontaner in dem Sinne, in dem wir es sind, und wir wollen bleiben, wie wir sind, bis zum letzten Athemzuge. Man soll uns den Beweis erbringen daß wir unsere Vaterlandsliebe verletzt hätten. Vaterlandsliebe zu haben, ist nicht schwer, wenn man verhätschelt wird, wir haben sie aber stets trotz aller Verfolgungen besessen. Das haben unsere Bischöfe im Kulturkampfe gezeigt. Sie haben nicht eine Revision ihrer monarchischen Gesinnung vollzogen, wie andere, denen es einmal nicht nach ihrem Wunsche ging. Im Weiteren führt Redner aus, daß der Katholik in der heutigen Zeit in den Kampf des öffentlichen Lebens hineingehöre und auf allen Gebieten namentlich auch auf dem der Wissenschaft in erster Reihe stehen müsse. Mit unseren andersgläubigen Mitbürgern wollen wir im Frieden leben, wir respektiren ihre Ueberzeugung, wie wir unsere respektirt wissen wollen. Das soziale Feld ist so groß, daß wir uns nicht anzufeinden brauchen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß uns dasselbe christliche Band verbindet, das unsere Väter vor der Trennung verbunden hat.

Nach dem Vortrag der Papsthymne von Thielen durch den Sängerchor des Priesterseminars sprach Reichstagsabgeordneter Gröber über die Organisation der deutschen Katholiken im achten und zwanzigsten Jahrhundert. Es war ein berechtigter Zug, wenn vor wenigen Wochen ein Jubel durch die Lande gegangen ist über den Dichter der Freiheit, Schiller. Aber Schiller hat nur Ideale auf dem Gebiete des Natürlichen gehabt, darum ist der Mann, dessen Andenken wir feiern, in kultureller Beziehung viel höher zu bewerthen, weil seine Ideale auf dem Gebiete des Uebernatürlichen lagen. Der Protestant Leo sagt in seiner Geschichte, daß Bonifazius für Deutschland mehr gethan habe, als je ein Reicher und daß sein Wirken die erste Schöpfung Deutschlands gewesen sei. Uns aber ist der hl. Bonifazius mehr: er ist unser geistiger Vater! Im Weiteren legt Redner die organisatorische Thätigkeit des hl. Bonifazius dar; gerade auf seiner Organisationsgabe beruhe sein Erfolg. Seine Or-

ganisation habe die Grundlage gebildet für die spätere politische Einigung und Einigkeit Deutschlands. Was Bonifazius that, hat er im Auftrag des Hl. Stuhles gethan. Deutschland verdankt seine Einigung Rom! Durch die Reformation wurde unser Reich zerrissen; zwar hat uns Gott die deutsche Einigung wiedergebracht, aber innerlich sind wir noch zerrissen, weil vielfach der Unglaube an dem Marke unseres Volkes nagt, der schlimmer ist als der frühere heidnische Unglaube, ein Unglaube, der von der materialistischen Philosophie ausgegangen ist. Der Liberalismus hat das Zerstörungswerk begonnen, der Sozialismus will es vollenden. Daher muß der Glaube dem Volke wiedergewonnen werden. Aus diesem Grunde hat der Hl. Vater das Programm aufgestellt: Omnia instaurare in Christo! Es muß wieder eine christliche Staats- und Gesellschaftsordnung geschaffen werden. Es ist kein Zufall, daß der Kampf um die Volksschule ein so heftiger ist, er ist die Konsequenz der Entwicklung. Wir fordern aber, daß auch der Gymnasiast mehr als zwei Stunden Religionsunterricht erhält. Der Gebildete weiß von Religion oft noch weniger als der Volksschüler. Ferner sollen die Hochschulen eine Pflanzstätte des Glaubens und nicht des Unglaubens sein. Aber auch für das spätere Leben muß gesorgt werden, in der Schule könne nicht Alles gemacht werden. Daher ist eine Volksapologetik nothwendig. Der Arbeiter muß geschützt werden, der liberale Grundsatz von der freien Konkurrenz muß beseitigt werden und an seine Stelle die christliche Auffassung treten, die dem Arbeiter menschenwürdige Bewegungen gewähren will. Redner geht die Organisationen der Katholiken, wie den Bonifaziusverein, den Volksverein u. s. w. durch und mahnt alle katholischen Organisationen, im innigen Zusammenhange mit der Kirche und dem Episkopat thätig zu sein. Die weiteren Ausführungen galten der Rechtfertigung der christlichen Gewerkschaften, die unbedingt nothwendig seien, wenn man praktische Erfolge erzielen wolle. Durch das Programm, das wir Katholiken verfolgen, dienen wir nicht nur der Kirche, sondern auch dem theuren Vaterland. Der katholische Glaube schließt die Vaterlandsliebe nicht aus, sondern in sich ein: Treu zur Kirche, treu zum Vaterland!

Sodann nahm das Wort zu einer bedeutsamen Ansprache Kardinal Kopp, der, anknüpfend an die Bemerkungen des Vorredners, über die Trennung im Glauben ausführt: Wir alle wissen und beklagen es tief, daß die Einheit und die Einigkeit der deutschen Stämme seit etwa 400 Jahren zerrissen ist, daß das deutsche Volk getheilt ist an der Verwirklichung der hohen Ideale, welche der hl. Bonifazius ihm gestellt hat. Es ist das Gottes Fügung und Gottes Rathschluß, und es ist seine Sache, den passenden Augenblick zu bestimmen, wo sein Lob und sein Preis wieder erklingt in einer einzigen Zunge. Noch stehen wir leider im vollen Kampfe. Kaum erst haben wir die Waffen gesenkt, die wir für unsere heiligsten Güter zu schwingen genöthigt waren; nur ein Theil unseres früheren Besitzstandes ist uns wieder geworden, wir haben unsere Wünsche und Ansprüche einschränken müssen aus Liebe zur Eintracht und zur Einigkeit mit unseren Mitbürgern. Und trotzdem zeigt sich Unfriede überall; trotzdem müssen wir erfahren, daß das innerste Glaubensgebiet unserer

Lehre, daß die innersten Einrichtungen und Gebräuche unseres katholischen Lebens entstellt, verdreht und mit Einmischungen bedroht werden. Welchen Menschenfreund, welchen Patrioten muß es nicht mit tiefer Betrübniß und mit banger Sorge erfüllen, wenn er sieht, wie so viele Hände am Werke sind, die Zerrissenheit noch mehr zu erweitern. Nicht nur der Unglaube zehrt am Marke des deutschen Volkes, sondern noch mehr der Unfriede, der nicht nur an seinem Marke zehrt, sondern es verzehrt. Wir wollen wenigstens nicht schuld daran sein, wir wollen Geduld und Verträglichkeit üben. Und wir wissen: es gibt immer noch Kreise, abgesehen von einer weisen Staatsleitung, welche den geistigen Zusammenhang mit dem Erbe des hl. Bonifazius festzuhalten wünschen, welche den Unfrieden als das Verderben des Vaterlandes verdammen.

Nach der Versammlung fand auf dem Domplatze ein großartiges Feuerwerk unter dem Geläute der Glocken und dem Donner von Böllerschüssen statt.

So verfloß der erste Tag und Niemand ahnte, als der Dom herrlich im Dunkel der Nacht in bengalischer Beleuchtung erglänzte, daß ein schneller Wechsel in der Stimmung der Festtheilnehmer innerhalb weniger Stunden eintreten würde. Nach einem Tage, auf den alle mit dem Gefühle hoher Befriedigung und Genugthuung zurückblickten, plötzlich um die Mitternachtsstunde das Feuersignal, das Brandläuten der Glocken und der gellende Ruf: Unser Dom brennt! In den Hotels, wo die fremden Gäste noch im Austausch ihrer Gedanken über die Eindrücke des Tages weilten, verstummt das Wort, Alles stürzt gleich den Eingesessenen Fuldas hinaus und sieht, daß eine hohe Feuergarbe weit hinauf zum Himmel aufsteigt. Heute können wir sagen: Gottlob, der Dom ist gerettet, das Nationalheiligthum ist erhalten! Dieser Gedanke beherrschte die Stimmung der Festtheilnehmer, als am nächsten Morgen im Dome die Feier fortgesetzt wurde. Der Dom war bis auf den letzten Platz gefüllt. Episkopat, Adel u. s. w. nahm an dem Pontifikalamt Theil wie am vorhergehenden Tage.

Worte des Dankes waren es, mit denen die Festpredigt des Bischofs Keppler von Rothenburg anhub. Dann erinnerte er daran, daß heute der Todestag des hl. Bonifazius sei, heute vor 1150 Jahren erlitt er den Martertod. Seiner eigentlichen Festpredigt legte Bischof Keppler die Worte zu Grunde: Liebet eure Brüder und betet für sie, liebet euer Vaterland und betet für dasselbe. Die Gefahren für Glauben und Sitten haben sich verhundertfacht. Es ist nöthig, daß die Brüder zusammenstehen. Man hat es dem hl. Bonifazius verübelt, daß er sein Missionswerk mit Rom verband, und das ist der Grund, weshalb man ihm in Deutschland zum Theil die Anerkennung versagt. Und doch war im hl. Bonifazius Liebe zum Vaterland und zu Rom innig verbunden. Zwar hat er keine deutsche Nationalkirche geschaffen, sie würde ihn auch nicht lange überlebt haben, sondern er stellte seine Gründung sicher durch ihre Verbindung mit dem Mittelpunkt der Kultur, mit Rom. Was hört man heute? Katholisch und germanisch vertrage sich nicht, und daher sei der Kampf gegen Rom nöthig. Hiergegen müssen wir protesti-

ren. Wir haben nie etwas in uns gefühlt von einem Widerstreit der Liebe zum Vaterlande und zu unserer Kirche. Wir sind deutsche Katholiken und katholische Deutsche! Beides zusammen macht unser Wesen und unsere Lebensaufgabe aus. Wir wissen nicht, was uns mehr schmerzt, wenn man uns Katholiken die deutsche Gesinnung verdächtigt oder wenn man uns als Deutschen unsere Religion verdächtigt. Los von Rom! Gegen Rom! Das ist der Ruf, der erschallt. Hl. Bonifazius, wir bleiben deine Söhne und Töchter, wir fahren fort dem Vaterland zu dienen. Wir beklagen den Bruderzwist zu einer Zeit, wo Einmüthigkeit geboten wäre. Hier gibt es kein anderes Mittel, als das Gebet für das Vaterland.

Das waren in Kürze die leitenden Gedanken der Festpredigt.

Am Montag Nachmittag fand eine geschlossene Versammlung des Bonifaziusvereins statt. Im Laufe des Vormittags hielt auch der Augustinusverein eine Versammlung ab.

Als am ersten Festabend am Dome Feuerwerk abgebrannt wurde, flog ein Funke einer Patrone in eines der im nördlichen Thurme vorhandenen Dohlennester und zündete. Das Feuer glimmte weiter und gegen 12 Uhr stand der ganze Helm dieses Thurmes in hellen Flammen. Den angestrengten Löscharbeiten gelang es, um 2 Uhr des Feuers Herr zu werden und jede Gefahr zu beseitigen. Die von Frankfurt und Kassel telegraphisch herbeigerufenen Feuerwehren brauchten nicht in Thätigkeit zu treten. Außer einigen nicht erheblichen Beschädigungen des Daches und des Thurmes hat der Dom keinerlei Schaden erlitten. Die in dem nördlichen Thurme untergebrachten Hosanna- und Bonifaziusglocken sind unbrauchbar geworden. Der Feuerschaden beläuft sich auf $10,000.

Trotz dieses traurigen Vorfalles nahm die Festwoche ihren ungestörten Fortgang. Es erschienen von Nahe und Ferne zahlreiche Pilgerzüge und es herrschte große religiöse Begeisterung. Am 9. Juni traf der Nunzius von München, Msgr. Caputo, unter dem Geläute der Glocken in einem von der Landgräfin Anna von Hessen zur Verfügung gestellten Vierergespann am Bonifazius-Denkmal ein, wo der Herr Bischof den hohen Gast willkommen hieß. Er wies auf die hehren Bande hin, die seit den Tagen des hl. Bonifazius Fulda mit dem Hl. Stuhle verknüpfen. Der Nunzius erwiderte auf die Worte des Herrn Bischofs, es sei ihm eine große Freude, das Grab des Apostels der Deutschen zu besuchen. Se. Exzellenz wurde hierauf mit den pontifikalen Gewändern bekleidet und in feierlicher Prozession, woran sich der Franziskanerkonvent, die Stadt- und Domgeistlichkeit, die Alumnen des Priesterseminars und die Kommittees für die Jubelfeier betheiligten, zum Dom geführt.

Den Schluß der Feste bildete die Versammlung des deutschen Episkopates am Grabe des hl. Bonifazius.

Nicht weniger als 104,300 Pilger erschienen in Fulda in der Zeit vom 3. bis 11. Juni.

— Das Fasten ist die Mutter der Gesundheit, sowie das Wohlleben die Mutter der Krankheit ist. Hl. Hieronymus.

Mariä Himmelfahrt auf der Insel Sardinien.

Das Fest der Himmelfahrt Mariä wird auf ganz Sardinien mit großer Feierlichkeit begangen. Die Feier dieses Festes hat ein ganz eigenartiges Gepräge, wie es sonst nirgends auf dem italienischen Festlande zu finden ist. Die Mutter Gottes wird nämlich nicht dargestellt in dem Akte ihrer Aufnahme in den Himmel, sondern auf dem Sterbelager ruhend, wie sie sich anschickt, ihre makellose Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückzugeben. Bei den zu diesem Zwecke dienenden Statuen sind nur Haupt und Hände aus Holz geschnitzt, während der übrige Leib nach Art der Puppen hergestellt ist. Im Allgemeinen ist in den sardinischen Kirchen bei den vielen Madonnen- und Heiligenstatuen, mit denen dieselben geschmückt sind, die Holzschnitzerei vorwiegend. Am Tage Mariä Himmelfahrt wird nun die Statue der Madonna auf einer zeltartigen Tumba zur Verehrung der Gläubigen aufgebahrt. In reicheren Gemeinden gewährt dieselbe mit den silberverbrämten Drapirungen und den funkelnden Juwelen, Edelsteinen und dem mannigfaltigen buntfarbigen Flitterwerk einen wahrhaft augenblendenden Anblick, so recht nach dem Geschmacke der Südländer, denen grelle Licht- und Farbeneffekte über Alles gehen. Zur Vollziehung ihres Huldigungsaktes steigen die Gläubigen die zwei Stufen, die an der Tumba angebracht sind, hinauf und küssen die mit silbergestickten Sandalen gezierten Füße der Statue. Zur Ausschmückung derselben werden zum Theil die zahlreichen Exvotos verwendet, zum Theil stellen die Pfarrkinder weiblichen Geschlechtes für diese Zeit ihre Schmuckstücke leihweise zur Verfügung. Wenn die Statue dann prozessionsweise herumgetragen wird, so gewährt es einen wahrhaft imponirenden Anblick.

Eine spezielle Erwähnung verdient wegen ihrer Originalität noch die sogenannte processione dei candelieri (Leuchterprozession), die alljährlich an diesem Tage in Saffari und den umliegenden Dorfschaften abgehalten zu werden pflegt. Die Prozession findet statt in Erfüllung eines Gelöbnisses, das die Bewohner in schweren Zeiten ablegten, um von der furchtbaren Geißel der Pest befreit zu werden. Soviel in einem Orte Handwerkerbruderschaften vorhanden sind, eben so viele Leuchter figuriren bei der an dem Feste veranstalteten Prozession. Diese hölzernen Leuchter von riesigem Umfange werden von den Vorstandsmitgliedern der einzelnen Zünfte getragen, während jeder einzelne Zunftgenosse ein farbiges Band in der Hand hält, das mit dem vorderen Ende oben an dem Leuchter befestigt ist. Je nach der Zahl der Mitglieder, welche dem Leuchterträger ihrer Zunft folgen, sind diese Bänder natürlich von verschiedener Länge, doch sorgt man dafür, sie eher zu lang als zu kurz werden zu lassen, um den Theilnehmern der Prozession die freie Bewegung zu sichern und das Zerreißen der Bänder zu verhüten. Wenn die Zahl der sich an der Prozession betheiligenden Zünfte groß ist, so gewährt dieselbe einen außerordentlich malerischen Anblick, und die Leuchter mit den niederhängenden bun-

ten Bändern machen den Eindruck von wandelnden Zelten. Zur Erhöhung der Wirkung tragen dann noch viel die originellen prunkvollen Kostüme aus der Zeit Karls V. bei, bestehend aus einem Wams von Korduanleder, kurzen Hosen und Schnallenschuhen und dem charakteristischen spanischen Hute. Jedem Leuchterträger ist sodann noch ein Querpfeifer und ein Tambour beigegeben, die etwas frembartig klingende Stücke zum Besten geben, die jedoch keineswegs eines eigenthümlichen Reizes entbehren. In der That sind auch die berühmten Sechzehntakten aus Meyerbeer's Afrikanerin nichts Anderes als eine dieser Prozessionsmelodien, mit denen der sardische Tenor Mario Decandia den Meister bekannt machte. An dieser Prozession betheiligen sich ausschließlich Laien, während der Klerus gänzlich fernbleibt.

Wie an allen wichtigen Festtagen auf Sardinien fehlt es auch an Mariä Himmelfahrt nicht an dem obligaten Pferderennen, und am Abend bilden die zum gestirnten Nachthimmel sausenden Raketen und bunten Feuerwerkskörper die Freude der kleinen und großen Kinder des sardischen Eilandes.

Der hl. Alphonsus Rodriguez,

Laienbruder der Gesellschaft Jesu.

Alphonsus Rodriguez, ein durch seine Tugenden hervorragender Laienbruder der Gesellschaft Jesu, war am 15. Juli 1531 zu Segovia, Spanien, geboren. Er studirte einige Jahre im Jesuitenkollegium zu Alkala, führte nach dem Tode seines Vaters dessen Kaufmannsgeschäft weiter und trat in den Ehestand. Als ihm aber 1564 Frau, Kinder und Mutter gestorben waren, widmete er sich ganz den Uebungen der Frömmigkeit; er betete besonders gern den Rosenkranz, lernte bald auch die Betrachtung, und machte vorzüglich das Leiden Christi zum Gegenstand derselben. Seit dieser Zeit wurde er vieler himmlischen Heimsuchungen gewürdigt und verrichtete schwere Bußwerke. Am 31. Januar 1571 erhielt er zu Valenzia in der Eigenschaft als Laienbruder die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu und kam schon im Juli desselben Jahres in das kurz vorher begonnene Kollegium Monte Sion zu Palma auf der Insel Majorka, welches er nie mehr verlassen sollte. Hier, wo er seine ersten (5. April 1573) und seine letzten Gelübde (5. April 1585) ablegte, brachte er sein Leben zu allgemeiner Erbauung in Ausübung jeder Tugend eines vollkommenen Ordensmannes zu; mehrere Jahre war er mit verschiedenen häuslichen Arbeiten beschäftigt, dann seit 1580 Pförtner des Kollegiums, bis er 1640 wegen Alters und Gebrechlichkeit von diesem Amte theilweise befreit werden mußte. Mit himmlischem Starkmuth siegte er über jahrelange schwere Versuchungen und offenbare Gewaltthätigkeiten des bösen Feindes, beobachtete jede Regel mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, war ein Muster heldenmüthigen Gehorsams und

pflegte nicht nur während der Gebetszeit, sondern ohne Unterlaß den vertraulichsten Umgang mit Gott. Vielen wurde er durch sein Beispiel, seinen erleuchteten Rath und sein Gebet ein Führer im geistlichen Leben, und nicht wenige verdankten ihm, daß sie ihren Beruf zum Priester- oder Ordensstand erkannten und ihm folgten.

Eine innige geistliche Freundschaft verband den hl. Alphons Rodriguez mit einigen seiner Ordensbrüder, deren Missionsberuf ihm von Gott geoffenbart wurde; der bekannteste derselben ist der hl. Petrus Klaver. In den

Der hl. Alphons Rodriguez den Rosenkranz betend.

letzten zwei Jahren hatte Alphons sehr schwere körperliche und geistige Leiden zu bestehen. Am 28. Oktober 1617 aber befreite ihn eine Verzückung von allen seinen Schmerzen, bis er in der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober mit dem Rufe: „Mein Jesus!" aus derselben erwachte und eine halbe Stunde später eines gottseligen Todes starb. Von Leo XII. wurde er am 12. Juni 1825 selig und von Leo XIII. im Januar 1888 heilig gesprochen.

— Wenn du reich werden willst, so suche nicht dein Vermögen zu vergrößern, sondern deine Begierden zu vermindern.

Sklaverei zu erhalten, damit sie den herrschenden Klassen auch weiterhin ein williges Ausbeutungsmaterial bieten."

„Der heutige Religionsunterricht ist aber auch unsittlich (?), da er die Unduldsamkeit heranzüchtet und Ketzer schafft sowohl im Lager der Geschorenen wie auch der Gescheiteten. Wir müssen uns ferner gegen ihn wenden aus pädagogischen Gründen. Kein einziger Unterrichtsstoff steht vom pädagogischen Standpunkte aus so sehr in Widerspruch zu allen Ergebnissen und Lehren der Wissenschaft, wie der Religionsunterricht in seiner heutigen Form. An die Stelle der Bibelsprüche und Psalmenlehre sollte ein vernünftiger Moralunterricht treten. Für das Diesseits sollte die Schule in erster Linie sein, für das Jenseits mögen die Eltern privatim ihre Kinder erziehen (!). So nothwendig und selbstverständlich diese Forderungen auch seien, hätten sie doch mit Ausnahme der Sozial-Demokraten keine Freunde und Fürsprecher gefunden. Ganz besonders kläglich habe sich namentlich der Liberalismus zur Schulfrage gestellt, indem er letzthin den Schulkompromiß mit den Konservativen geschlossen habe. Die Liberalen seien eben in Weltuntergangsstimmung, und aus dieser katzenjämmerlichen Stimmung heraus flüchteten sie sich und ihre Greisenhaftigkeit neuerdings mit Vorliebe in einen religiösen Mystizismus, der sich bei ihnen ganz sonderbar ausnehme. Aber auch der Liberalismus huldige eben der Erkenntniß, daß die Religion ein vorzügliches Mittel sei, um den Arbeitern auf das Jenseits zu vertrösten und damit seine Ansprüche an das Diesseits herabzuschrauben."

Also solche Leute, Männer und Frauen, im sozialistischen Staate werden die Kinder erziehen, die Schulen leiten und führen; Schulen ohne Religion, ohne Religionsunterricht; Schulen mit einem „vernünftigem Moralunterricht"! — Was wohl diese einfältige Gafferin unter „vernünftigen Moralunterricht" versteht, oder damit eigentlich meint und will?! Vielleicht, wenn eine wie sie so dummes Zeug zusammenschwätzt, man ihr nicht in's Gesicht lacht, oder auch in's Gesicht spuckt! — Könnte wohl so einem sozialistischen Ranken einfallen! Ja, wäre am Ende nicht einmal so ganz unpassend! Denn, denke dir, lieber Leser, so eine „sozialdemokratische Frauenkonferenz"! Klingt das nicht recht sonderlich, oder gar widerlich? Und dann beklagte eine Rednerin „die fortgesetzte Verkümmerung des Vereins- und Versammlungsrechtes, die in die Erscheinung trete, sobald eine proletarische Frau den Mund aufmache." — Nun freilich, wenn das Gebiß dieser ungläubigen und religionslosen, nach „vernünftigem Religionsunterrichte" gebildeten Frau nicht schöner und einladender aussieht, als ihr Gewissen, Herz und Seele, dann würde sie schon besser daran thun, schon ihrer selbst wegen den Mund nicht aufzuthun!

Dann wird sie sich auch nicht verschnappen! — Erst spöttelt sie über den „religiösen Mystizismus" der Männer und Liberalen, „der sich bei ihnen ganz sonderbar ausnehme"! Demnach sind also die liberalen Männer doch noch um ein Haar besser als diese sozialistischen Frauen! — Endlich stellt sie, wenn auch wohl unbewußt, oder ohne zu wollen, der Kirche und der Religion das herrliche Zeugniß aus: „Aber auch der Liberalismus huldige eben der Erkenntniß, daß die Religion ein vorzügliches Mittel sei, um die Arbeiter auf das Jenseits

zu vertrösten und damit seine Ansprüche auf das Diesseits herabzuschrauben." Natürlich verdreht sie die Wirksamkeit und den Einfluß der Religion, aber sie zeigt auch klar und deutlich, was das für eine Erziehung gebe, wenn „die Eltern ihre Kinder privatim für das Jenseits erziehen mögen"!

Wahrhaftig, „wo der Teufel nichts ausrichtet, schickt er ein altes Weib" — mitunter auch ein jüngeres!

Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert.

Die Wahrheit des Wortes an der Spitze hat so recht ein Arbeiter bewiesen, der sich kürzlich verheirathet hatte. Beide Eheleute lebten in schöner Zufriedenheit, denn sie war eine junge, tüchtige Frau, und er war bereit, sein gesellschaftliches Leben so einzurichten, wie seine Frau es wünschte. Sie wußte wohl, daß ihr Mann etwas locker sei, daß er früher dem Schnaps ergeben gewesen, glaubte aber, ihn durch ihren Einfluß an die Häuslichkeit fesseln zu können. Sind doch schon viele Leute ganz anders geworden, nachdem sie sich verheirathet. Und der Mann versprach auch Alles. Es dauerte eine geraume Zeit, ohne daß er auch nur daran dachte, seine gewohnten Kneipen aufzusuchen. Er hatte ihren Unsegen ja kennen gelernt und sich und seiner Frau heilig gelobt, diese Stätten zu meiden. Doch der Versucher trat an den Mann heran. „Deine Frau hat Dich auch gar zu sehr unter dem Pantoffel!" so sagten seine leichtlebigen Kameraden. „Ein Gläschen wirst Du doch mit uns trinken dürfen!" Er ging mit. Ein Gläschen hätte ja wohl nichts geschadet, aber aus dem einen wurden, ach, sehr viele, und schließlich war der Rausch fertig. Die Frau erwartete den Ausgebliebenen in großer Angst und mit Thränen. Am andern Morgen, als die bösen Geister des Rausches wieder so einigermaßen verschwunden waren, gelobte er seiner Frau, es solle nicht wieder statthaben; einmal sei keinmal!

Es ging nun eine ganze Zeit in's Land, ehe der Vorsatz eines guten Tages doch wieder umgestoßen wurde. „Deine Alte hat Dir das neulich wohl sehr krumm genommen," so höhnten die Verführer. Der Mann wollte zeigen, daß er Herr im Hause sei. Er ging also mit, und wieder kam er mit einem schrecklichen Rausch nach Hause. Wieder erfaßte ihn die Reue, als er am andern Morgen seiner Frau unter die Augen treten mußte. Er gelobte wiederum, nicht in die Kneipe gehen zu wollen, aber es kam auch der Tag, der den Mann seinen guten Vorsätzen ungetreu sah! Wieder waren die Kameraden schuld, aber sie hatten lange nicht die Schwierigkeit wie das erste Mal zu überwinden. Er bedurfte nur eines leisen Anstoßes; er hatte selbst einen unwiderstehlichen Trieb, wieder einmal einen Abend so zu verbringen, wie er es früher gar so gethan hatte. So geht es ja, wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt, so nimmt er die ganze Hand. Der Mann gelobt jetzt nichts mehr. Er fühlt sich ja zu schwach, seinen guten Vorsätzen treu zu bleiben, und nun sagt er seiner Frau, er habe ein Recht in die Kneipe zu gehen, sie gönne ihm nichts und übrigens habe er zu reden. Genug, die Frau ist unglücklich, der Mann geht dem Säuferelend entgegen, Friede und Freude sind von ihrem Hause gewichen!

Altes und Neues aus Florida.

Vom Redakteur.

(Schluß.)

Hochw. Karl H. Mohr, O. S. B., Abt, St. Leo, Fla.

Nachdem nun die mit g
Ankündigungen in Gang geb
Niederlassung unter deren
derer Obsorge stand, wurde au
Eigenthum des Gründers der
lonie die auf den geograph
Karten verzeichnete Ortschaft
Leo, eine Meile von San An
begonnen, und ein Kollegium
Erziehung von Knaben err
welches einige Jahre hindurch
Leo Military College hieß.
Kollegium wurde am 14. Se
ber 1890 eingeweiht. Dasselbe
auf einer kleinen Anhöhe, vo
aus man nach Westen den sd
Jovita Lake sieht, zu dessen
die Bodenanschwellung sich senk
man eine herrliche Aussicht au
waldreiche Umgebung genießt.
breite Allee, die nach dem
führt, ist mit Lebenseichen beg
unter deren schattigem Laubdach man einen erquickenden Spaziergang
während des Tages Hitze machen kann. Neben dieser Allee steht, zwische
Abtei und dem kleinen See ein großes Kreuz, unter dessen Schaden die
storbenen Mitglieder der Niederlassung auf den Ruf der Auferstehung wo
Damit nicht in Erfüllung geht, was der originelle Hansjakob in seiner G
lung „Der Vogt auf Mühlstein" sinnig sagt: „Die Wellen der Liebe sch
in der Regel jedes Jahr schwächer an unsere Gräber." Hier wird jeder
belnde an seinen dahingeschiedenen Mitbruder erinnert. Von dem
Thurme, der sich im Mittelbau des geräumigen Abteigebäudes befindet,
leider vorläufig aus Holz errichtet worden ist, erblickt man nach Norde
ausgedehnten Orangenanlagen des Dr. Joseph F. Corrigan, Bruder
verstorbenen Erzbischofs Corrigan von New York, und im Süden und
entzücken die urbar gemachten Flächen und die dichten Wälder von Ki
Fichten und Eichen das Auge, das auch Palmettos und sonstige halbtro
Gewächse erkennt. Sehr charakteristisch für die südlichen Gegenden, wi
auch in Louisiana beobachteten, sind die mit dichtem herabhängenden
verschleierten Lebenseichen. Diese Moose gehören zu den sogenannten
pflanzen und üben einen zerstörenden Einfluß durch ihre üppige Wuch
auf den auserwählten Pflanzen aus.

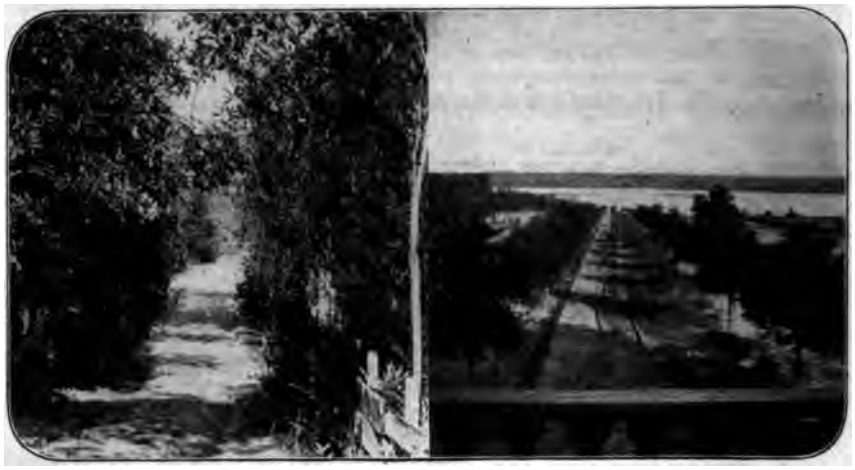
St. Leo Abtei und Kollegium, St. Leo, Pasco Co., Fla.

Auf der Anhöhe, von wo dieser Anblick sich darbietet, liegt das St. Leo Kollegium, womit die Hauptniederlassung der Benediktiner in Florida verbunden ist. Dieselbe wurde am 17. September 1894 zu einem eigenen unabhängigen Priorate erhoben und der hochwst. Karl H. Mohr zum Prior erwählt. Das Kollegium wird selbst von Zöglingen aus Cuba besucht und bildet gleichsam eine Oase in diesem Staate, dessen Einwohner mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben, und denen die intensive Pflege der Religion noch nicht möglich ist. Selbst einige Protestanten haben ihre Söhne der Anstalt anver-

St. Thomas Kirche, St. Thomas, Fla. St. Josephs Kirche, St. Joseph, Fla.

traut, die sich durch exemplarische Ordnung und Anspornung zum Studium auszeichnet. Sowohl auf die Ausbildung des Geistes, als auch der Seele wird besondere Sorgfalt gelegt. Diese Anstalt verdient die kräftigste Unterstützung und wie es scheint, wird sie ihr auch im Verhältnisse zur spärlichen Zahl von Katholiken in Florida in vermehrter Theilnahme geschenkt. Ueberhaupt liegt das staatliche Schulwesen in Florida sehr im Argen und nur den Bemühungen der Katholiken, speziell der Schwesterngenossenschaften kann man einigen Fortschritt zuschreiben.

Die Mitglieder der Abtei üben mit unermüdlichem Eifer ihre Wirksamkeit aus sowohl nach Innen durch Leitung des Kollegiums als durch Missionsarbeiten in wenigstens zwanzig Stationen. Nicht allein unter den wirklichen Katholiken wird in den entlegenen Missionsstationen die Seelsorge ausgeübt, auch zur Unterweisung und Bekehrung von Nichtkatholiken werden von



Durch den Wald in Florida. Vor der Abtei in St. Leo, Florida.

einem Benediktinerpater einzelne Gegenden regelmäßig besucht. Derselbe holte sich bei den Missionären für Protestanten den nöthigen Unterricht, um diese beschwerliche und wichtige Arbeit mit Erfolg zu verrichten. Die Fürsorge der hochw. Benediktiner erstreckt sich auch auf die schwarze Bevölkerung, die wohl schwach und stets wandernd von Ort zu Ort ist. Letzteres rührt her von der Beschäftigung. Weil manche unserer Leser vielleicht noch nie etwas von der Gewinnung des Harzes und des Terpentins gehört haben, so wollen wir dieses hier einschalten. Es erklärt, warum die Neger ihre Wohnungen in dieser Gegend häufig verlassen. Harz und Terpentin wird gewonnen aus dem Safte von Kiefern, die in den Südstaaten wegen der geeigneten Bodenbeschaffenheit und der Temperatur in zahllosen Exemplaren wachsen. Zu diesem Zwecke wird in einer solchen Waldung und in einem größeren Bezirke in der Nähe der Waldungen eine Kolonie Neger eingerichtet. Dieselben wohnen in armseligen kleinen Holzhäusern, die nur eine Thüre, aber keine Fenster

haben. Die Arbeiter behacken die Bäume ungefähr ein Fuß oberhalb der Wurzel drei Zoll tief und höhlen dann diesen Theil nach der Wurzel hin aus, um den ausströmenden Saft aufzufangen. Die Rinde wird dann meistens an zwei Seiten des Baumes nach oben hin gegen zwei Fuß von dem Baume losgelöst und abgeschält. Die harzige Substanz fließt nun in ziemlichem klebrigen Zustande an dem Baste des Baumes herunter in die Grube, aus welcher die Neger täglich während sieben Tagen den Saft in Fässer schöpfen, die sie nach der Rafinerie bringen, welche sich bei ihrer Kolonie befindet. Nach sieben Tagen wird wiederum ein Theil der Rinde entfernt und die Prozedur wiederholt sich. Die Bäume werden so behandelt, bis das Abfließen sich nicht mehr bezahlt. Daß diese abgezapften Bäume ein schlechteres Holz liefern, wie die übrigen, ist selbstverständlich. Nach vollendeter Ausbeutung eines größeren Waldbezirkes wird die ganze Kolonie nach einer anderen Gegend verlegt, um einen neuen Wald zu bearbeiten.

Phosphatminen, Holden, Fla.

Privathaus, benützt als Kapelle, Holden, Fla.

Es ist erstaunlich, wie tief eingewurzelt die Abneigung gegen alles Katholische in den Gemüthern der Bewohner von kleinen und scheinbar von der Welt abgeschnittenen Dörfern ist, ja, man findet die haarsträubendsten Bücher unter denselben, wodurch förmlich der Haß gegen die katholische Religion genährt wird. Darum werden die Bemühungen der Missionäre nicht reichlich durch Konversionen belohnt. Trotzdem ist die Arbeit der Benediktiner in Florida eine sicherlich Gott wohlgefällige und die St. Leo Abtei bildet gleichsam eine Station in dieser Gegend von Florida, von wo aus das Evangelium verbreitet werden soll. Gebet und Arbeit gehen deshalb auch Hand in Hand.

Nebenbei sind die Brüder des Ordens stets beflissen, durch Urbarmachung der Ländereien und durch sorgfältige Bebauung der Aecker den umherwohnenden Ansiedlern das Beispiel echter Kultur zu geben. Dabei herrscht ein tiefer religiöser Geist der Frömmigkeit, der trotz den großen Schwierigkeiten und erdrückenden Sorgen den Muth belebt und Gottes reichsten Segen verdient.

Im Jahre 1902 wurde das Priorat zur Abtei erhoben und zum ersten Abte wurde der frühere Prior, der hochwst. Karl H. Mohr, erwählt, welcher mit unermüdlichem Eifer mit seiner Schaar von 10 Priestern, 3 Klerikern und 14 Brüdern die religiöse Bestimmung einer Abtei ausübt. Arbeit ist für Alle in Hülle und Fülle vorhanden, sowohl in der Abtei, in dem Kollegium und auf den Missionen. Um unseren Lesern ein kleines Bild der Gegend und der Missionen zu geben, haben wir diesen Artikel mit einer Anzahl von Darstellungen versehen. Die Abbildungen zeigen uns, daß mit Ausnahme des Abtei- und Kollegiumsbaues, die Kapellen noch recht ärmlich sind, wie leider in den meisten Plätzen des Südens, wo die katholische Kirche noch ein großes Feld ihrer Wirksamkeit hat. Unter den Abbildungen stellt eines die Gegend dar, in welcher man das sogenannte Phosphat gräbt, woraus hauptsächlich Phosphor gewonnen wird. Diese Minen liegen zum Theil in Citrus County, welches auch von den hochw. Benediktinern missionirt wird. Uebrigens hat die Vereinigten Staaten Regierung bis jetzt nur 1820.85 Quadratmeilen von Florida geologisch untersucht. Es sind sieben zusammenhängende Quadrate, Arredondo (1890), Ocala (1893), Tsala Apopha (1893), Dunellon (1891 und 1894), Panasofftee (1893), Citra (1893) und Williston (1893). Ein Quadrat, Tsala Apopha, liegt in Citrus County und scheint vielversprechend zu sein.

In kirchlicher Beziehung bildet der Staat Florida, mit Ausnahme des westlich vom Appalachicola Flusse gelegenen Theiles die Diözese St. Augustine, deren Oberhirt seit 1902 der hochwst. William John Kenny ist. Der Bezirk westlich von dem obengenannten Flusse gehört zur Diözese Mobile. Außer den Missionsniederlassungen und Stationen der Jesuiten und Benediktiner gibt es noch Gemeinden in Ocala, Palatka, Orlando, Mandarin Settlement, Armstrong, Daytona, Gainesville, Tallahassee, Jacksonville, St. Augustine und Fernandina mit ansässigen Weltgeistlichen. Die Mission in Fernandina ist besonders bemerkenswerth, weil hier im Jahre 1597 der Missionär Michael de Auñon den Martyrertod erlitt. Die Diözesangeistlechen werden in Irland ausgebildet, da ein Seminar fehlt. Dr. Ed. A. Pace, welcher an der katholischen Universität zu Washington angestellt ist, gehört dem Bisthume St. Augustine an.

Wo katholisches Leben blüht, darf man auch die Früchte dieser Lebenskraft mit Recht erwerben. Unter den vorzüglichen Andachten unserer Zeit, die vielfach verflacht und in's Materielle versunken ist, kann die Andacht zum hlst. Herzen Jesu nicht fehlen. Wir fanden in den Gemeinden der Jesuiten und Benediktiner durchgehends, daß dieselbe eifrig gepflegt wird. Recht erbaulich und tröstlich waren die Berichte, mit welchem Eifer die ersten Monatsfreitage durch zahlreichen Empfang der hl. Sakramente gefeiert werden. Auch in St. Augustine waren wir in der Kathedrale Augenzeuge, wie innig und lebendig der Eifer sich bekundete. Es ist sicherlich ebenfalls in den anderen Gemeinden der ausgedehnten Diözese der Fall, wie man mir bezüglich der Städte Fernandina und Jacksonville versicherte.

In Jacksonville, St. Augustine und Tampa fiel uns ebenfalls das har-

monische Einverständniß der Columbusritter mit den geistlichen Behörden auf. Wir erkannten daraus wirklich die Nothwendigkeit solcher Vereine, die in Florida dem Freimaurerwesen entgegenwirkten. Denn leider hat sich ein großer Theil der Abkömmlinge spanisch-cubanischer Familien diesem kirchen- und staatsfeindlichen Geheimwesen in die Arme geworfen. Tampa und Jacksonville waren nämlich vor dem letzten amerikanisch-spanischen Kriege, der den Stempel der Ungerechtigkeit in der Geschichte tragen wird, die Brutstätten der Freibeuterei, deren Führer die Freimaurer waren. Mögen die Columbusritter niemals der Kirche untreu werden, und allen unnöthigen Firlefanz vermeiden.

Französische Kulturblüthen.

Dieser Tage wurde der Abbé Cosson vor den Richter geladen und inquirirt unter der Anklage, daß er eine geheime Schule leite. Der Angeklagte hat sich einen hohen Ruf erworben durch den vortrefflichen Vorbereitungsunterricht für die Aufnahme in Saint Cyr, den er mehrere Generationen hindurch ertheilte. Nun ist er ein Greis von 75 Jahren und sucht sich sein kärgliches Brod durch Ertheilung von Mathematikstunden zu verdienen. Dies aber brachte den hochverdienten alten Priester und Lehrer vor Gericht.

Der Bürgermeister von Autigny im Departement Seine-Inferieure, Herr Faucon, wurde vom Präfekten seines Amtes entsetzt, weil er die Kreuze in der Schule gelassen hatte. Er schrieb darauf einen offenen Brief an den Präfekten, in welchem er sagt: „Ich habe das Opfer meines Amtes gebracht zu Ehren desjenigen, der aus Liebe zu uns die schmachvollste Hinrichtung erduldet hat, dessen Macht und Güte wir bewundern, der uns in unseren Leiden aufrechterhält. Ich habe es gethan, weil ich nicht zurückschrecke vor dem Zorne einer Behörde, die Befehlen gehorcht, welche ihr in geheimen Konventikeln ertheilt werden, und von Männern, die sich ihrer selbst schämen, wie ihr Verstecken zeigt. Ich wollte, Herr Präfekt, es wäre mir möglich, Ihnen tiefen Respekt auszudrücken. — Der abgesetzte Bürgermeister von Autigny Faucon. — Nachschrift: Es ist doch noch ein Kreuz in der Schule: am Halse meines kleinen Sohnes."

Was hat jenes so berühmte Weib, das in der Hl. Schrift stark genannt wird, so gar Großes gethan? Zog sie etwa hinaus auf's Schlachtfeld, wie Debora, um bewaffnete Heere zu versprengen? oder durchbohrte sie einen Sisara, wie Johel? oder schlug sie gleich der Judith einem Holofernes das Haupt ab? Bei näherer Betrachtung bestanden all' ihre Großthaten im guten Spinnen — „ihre Finger erfaßten die Spindel," — in Herbeischaffung von Wolle und Flachs und Unterhaltung der Lampe während der Nacht. „Ihr Licht erlischt nicht des Nachts." (Sprichw. 18, 19.) Und das war hinreichend, sie heilig zu machen. Sie verrichtete ihre Geschäfte gut, oder besser gesagt ausgezeichnet.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Der hochw. Vater Ketcham vor dem Unterkommittee des Senates. — Seine Erklärung über Kontrakt-Schulen. — Ein aufsehenerregendes Dokument. — Zustimmung der Indianer. — Ein ernster Appell von Vater Ketcham. — Bedenklichkeiten des Senator Teller. — Offene Erklärung des Indianer-Kommissärs. — Die protestantische Hampton Schule auf's Tapet gebracht. — Lob der katholischen Indianer-Schulen aus gegnerischem Munde. — „Non-sectarianism" in den Schulen. — Die ganze Angelegenheit der Oeffentlichkeit übergeben. — Mannhafte Erklärung des Präsidenten Roosevelt. — Alle feindlichen Gesetzesvorlagen gestrichen. — Nothwendigkeit des Indianer-Bureaus.

Aurelio Montojo, Mexikaner, Ganado, Arizona.

Nachdem sowohl die Administration als auch das Bureau für katholische Indianer-Missionen, und indirekt die katholische Kirche, wie ich das ja in meinem letzten Artikel berichtet, durch allerlei lügenhafte Entstellungen und boshafte Verdrehungen der Thatsachen (selbst der protestantische Repräsentant Sherman aus New York sagte in einer Rede im Kongresse in dieser Beziehung: „Es ist mir nicht bekannt, daß jemals so viele falsche Berichte und Angaben durch die tägliche, wöchentliche und monatliche Presse im ganzen Lande verbreitet wurden, wie über diesen Gegenstand") in ein sehr schiefes Licht gestellt worden, und in Folge dessen die A. P. A.'s wieder lebensfähig zu werden schienen, verlangte der hochw. Vater Ketcham, Direktor des Bureau für katholische Indianer-Missionen, vor dem Unterkommittee des Senates erscheinen zu dürfen, um da an berufener Stelle den Thatbestand klar zu legen, und seinen Standpunkt und seine Handlungsweise, so wie die der Administration, zu vertheidigen. Seine Bitte wurde gewährt und am 3. Februar erschien er vor dem Senats-Kommittee, bestehend aus den Senatoren Stewart (Vorsitzender), Clapp, McCumber, Dubois und Teller; der ehrenwerthe Francis E. Leupp, Indianer-Kommissär, war ebenfalls zugegen. In einer längeren Darlegung setzte der hochw. Vater Ketcham die ganze Angelegenheit auseinander und führte die Gründe an, worauf dieselbe fußte. Dann fuhr er fort: als die Regierung der Vereinigten Staaten die verschiedenen Denominationen zur Mitwirkung in der Zivilisation der Indianer eingeladen, und die katholische Kirche dieses Angebot mit Freuden angenommen, und mit großem Erfolge gewirkt, hätte sie nicht geglaubt, daß einmal die Zeit kommen würde, wo die Regierung zu ihr sagen würde: „Ihr habt euere Arbeit gut gemacht, aber die Regierung der Vereinigten Staaten bedarf euer nicht mehr; ihr werdet euere eigenen Schulen unterhalten, oder dieselben aufgeben." Er müsse bekennen, wir glaubten nicht, daß das eine gebührende Vergeltung für das Geld, das wir verausgabt, und für die Leben, die wir in diesem Werke praktisch geopfert, und für den Eifer, mit dem wir es unternommen. Als man aber zuletzt entschieden, daß keine Bewilligungen mehr für solche Schulen gemacht würden, hätten wir uns gefügt.

Hier unterbrach ihn Senator Teller mit der Bemerkung, das sei gar nicht die Frage; was er gern wissen möchte, sei, wie er zu dem Gelde gekommen, während doch keine andere Denomination, der kleine lutherische Krämpel ausgenommen, es habe erhalten können; auch wolle er wissen, unter wessen Autorität das geschehen sei. Er habe ja gesehen, daß Bischof Hare behauptet, der Indianer-Kommissär habe entschieden, es sei ungesetzlich, der Sekretär des Innern habe entschieden, es sei ungesetzlich, und der Generalanwalt habe entschieden, es sei ungesetzlich.

Darauf erklärte Vater Ketcham, daß Bischof Hare zwei ganz verschiedene Fragen verwechsele; genannte Herren hätten entschieden, es sei ungesetzlich, den die Missions-Schulen besuchenden Kindern Rationen zu geben, nicht aber die

Daghanazi „Langer Schnurbart," Navajo Silberschmied nebst Familie.

Emily, Gattin und Tochter, Nachbarn der Mission in St. Michaels, Ariz.

Indianer-Gelder zum Unterhalte dieser Schulen zu verwenden. Sodann setzte er auseinander, wie er die Indianer-Gelder durch den Präsidenten Roosevelt erlangt hatte. Als er den Brief des Generalanwaltes vorlesen wollte, sagte ihm Senator Teller, er möge denselben einfach den Dokumenten beifügen. Vater Ketcham bestand jedoch darauf und sagte, der Präsident selbst habe ihn autorisirt, denselben vorzulesen. Man war nicht wenig erstaunt über dieses Schriftstück; man fragte, ob das wirklich den Dokumenten beigefügt werden solle; ob dasselbe früher nie veröffentlicht worden; ob der Indianer-Kommissär und der Sekretär des Innern eine Kopie desselben erhalten. Vater Ketcham antwortete einfach, der Sekretär des Innern sei ja zugegen gewesen, als das Schriftstück dem Präsidenten und dem Kabinete vorgelegt wurde.

Darauf kam die Rede auf die Einwilligung der Indianer zu einer solchen Verwendung ihrer Gelder. Vater Ketcham zeigte, daß die Osage- und Quapaw-Indianer bei einer Versammlung ihres ganzen Stammes darum nachgesucht und daß zwei Drittel des Menominee-Stammes ein diesbezügliches Gesuch unterschrieben. In Bezug auf die North Cheyenne- und Sioux-Indianer habe das Indianer-Departement verlangt, daß nur jene, die ihre Kinder in unsere Schule schickten, eine derartige Bittschrift unterzeichneten, obwohl es ein Leichtes gewesen, die Unterschriften der 8000 katholischen Sioux-Indianer zu erlangen. Bezug nehmend auf die Rechtsfrage und die Proteste der von den protestantischen Missionären irregeleiteten und aufgestachelten Sioux-Indianer, zeigte Vater Ketcham, daß, wenn wir keine Schulen auf der Sioux-Reservation hätten, die Kinder, die jetzt unsere Schulen besuchten, die Regierungs-Schulen besuchen würden, die ja ebenfalls von den Indianer-Geldern unterhalten würden. Senator McCumber machte darauf die Bemerkung, das Geld zum Unterhalte der katholischen Schulen sei aus dem allgemeinen Fond genommen, wodurch dieser Fond verringert worden, ohne daß die übrigen

Frachtwagen durch die Navajo-Reservation. Winterlandschaft, St. Michaels, Ariz.

Indianer daraus einen Vortheil gezogen. Diesem erwiderte Vater Ketcham mit der treffenden Bemerkung, ein solches Mißverhältniß habe ja seit Jahren zwischen den Regierungs-Schulen und den katholischen Schulen bestanden: das Geld der katholischen Indianer sei zum Unterhalte der Regierungs-Schulen verwendet worden, ohne daß die katholischen Indianer daraus irgend einen Vortheil gezogen. Außerdem wies er an der Hand herbeigezogener Statistiken nach, daß die Indianer-Kinder in den katholischen Schulen bedeutend billiger erzogen werden als in den Regierungs-Schulen, und daß die Sioux-, Osage- und Menominee-Indianer in Folge dessen jährlich die bedeutende Summe von $62,116.80 ersparen. Zudem würde es die Indianer ungefähr $200,000.00 kosten, die nöthigen Gebäulichkeiten zu errichten. Das war ein ordentlicher Trumpf! Auch zeigte er, daß, wenn die katholischen Schulen geschlossen würden, die Regierungs-Schulen keinen Raum für die katholischen Indianer-Kinder hätten.

Dann fuhr er fort: „Die Bürde, die wir tragen, ist eine sehr schwere. Die Kirche verausgabt jährlich nicht weniger als $200,000.00 — Geld, das

von dem Volke kollektirt wird; einiges davon wird von einer oder von zwei wohlhabenden Personen beigesteuert, aber wenigstens die Hälfte wird von sehr armen Leuten gegeben. Die Bürde ist eine sehr schwere. Wir glauben, es sei nur gerecht, daß solche Fonds zu unserer Unterstützung verwendet werden. Wir haben dieses Werk unternommen, und aus dem Berichte des Indianer-Kommissärs erhellt, daß, wenn wir die 6000 Indianer-Kinder aufgeben, die Regierungs-Schulen keine Räumlichkeiten hätten, um dieselben unterzubringen. Es will mir scheinen, daß, da wir solch' heroische Anstrengun-

Eine Navajo Familie.

gen gemacht, mit der Regierung mitzuwirken, die Handlung des Präsidenten, wodurch er uns gestattete, diese Fonds zu gebrauchen, nur als ein billiges und gerechtes Verfahren betrachtet werden sollte. Ich möchte die Herren dieses Kommittees sehr ernstlich bitten, dieser Bill keine Bestimmung beizufügen, wodurch diese Handlung des Präsidenten ungiltig gemacht würde. Ich wende mich an euch im Namen der 12,000,000 eurer katholischen Landsleute, im Namen der katholischen Indianer dieses Landes, im Namen aller rechtlich denkenden Menschen, mögen sie was immer für einer Religion oder keiner Religion

angehören. Wir fühlen, daß das Siegel eurer Mißbilligung unserem Werke nicht aufgedrückt werden sollte, sondern vielmehr, daß jede Ermuthigung, die uns möglicher Weise gewährt werden kann, uns gegeben werden sollte. In materieller Beziehung hat die Kirche von diesem Werke keinen Gewinn zu hoffen. Jedes Jahr verwendet sie Schätze und opfert Leben für dieses Werk aus den erhabensten Motiven der Religion und der Menschenliebe. Sie sucht die Wohlthaten der Zivilisation auf ein Volk auszudehnen, welches von der Erde verschwinden muß, und nur eine Spur zurücklassen kann, und welches der Kirche nie von materiellem Nutzen sein kann. Ich bitte euch, uns eher Ermuthigung als Entmuthigung zu bieten. Was wir für uns selbst verlangen, das sollen auch alle anderen haben. Als Direktor des Bureau für katholische Missionen habe ich immer versucht, mit den Angehörigen anderer Denominationen und Religionen harmonisch zu wirken. Herr Leupp, der Indianer-Kommissär, der hier zugegen ist, und Andere können bezeugen, daß ich selbst dieses Jahr mit dem Methodisten-Prediger, der hier ist, um die Kirchen des Indianer-Territoriums zu vertreten, ernstlich mitgewirkt habe, um für die Indianer Prohibition zu erlangen. Oft kam Herr Brosius zu mir und bat mich bezüglich gewisser für das Wohl der Indianer beabsichtigter Maßregeln um meine Mitwirkung. Dieselbe wurde immer freudig gewährt; und als Bischof Hare um die Rationen bat, thaten wir was wir konnten, um dieselben zu erlangen. Und jetzt, da eine Maßregel wie diese, welche die katholischen Missionen berührt, vor das Land tritt, sind wir überrascht und fühlen uns mehr oder weniger verletzt, daß diese Leute sich jetzt zur Opposition gestalten. Was wir verlangen, davon hat die lutherische Kirche schon Gebrauch gemacht; und alle anderen Kirchen hätten davon Gebrauch machen können, wenn sie gewollt hätten, und kein katholischer Indianer hätte dagegen protestirt."

Hierauf fragte Senator Teller, ob er es für angebracht halte, diese Frage wieder zu eröffnen? Angenommen, sie würden bestimmen, daß der Sekretär des Innern die Indianer-Gelder so gebrauchen könne, würde das nicht eine Erörterung und eine Aufregung hervorrufen, die weder für die Indianer noch für sonst Jemand heilsam und vortheilhaft sein würde? Mit anderen Worten, wäre es nicht besser, wenn er (Vater Ketcham) bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Meinung, verzichte, als daß sie versuchen sollten, ihm das gesetzliche Recht zu geben? Wenn sie versuchen sollten, ihn dazu zu autorisiren, würde das im Senate und im ganzen Lande eine Diskussion hervorrufen, die nicht besonders heilsam sein dürfte.

Darauf sagte Vater Ketcham, er bitte den Senat nicht darum, irgend etwas zu thun; er bitte vielmehr darum, daß der Senat nichts in der Sache thue.

Als Senator Teller bemerkte, er fürchte, der Brief von Bischof Hare werde die Gemüther sehr aufregen, da er ein eifriger Befürworter für die Erziehung der Indianer sei; derselbe möge nicht immer der weiseste der Menschen gewesen sein, aber er sei sicherlich so eifrig wie irgend Jemand im Lande; erwiderte ihm Vater Ketcham, ohne irgend einen Tadel gegen Bischof Hare

sprechen zu wollen, glaube er, daß Andere, welche nicht weniger als Bischof re und seine Leute gethan, ebenfalls berücksichtigt werden sollten.

Vielleicht unbewußt, gab sodann der Indianer-Kommissär den wahren und dieser ganzen Erbitterung an, indem er sagte: „Der Grund hiervon diesem und einigen anderen Fällen liegt darin, daß, als der Kongreß den brauch öffentlicher Gelder zum Unterhalte von religiösen Schulen untersagte, meisten anderen Kirchen ihr Eigenthum entweder durch Verkauf oder Ge- enk an die Regierung abtraten, oder ihre Schulen schlossen, oder in sehr nigen Fällen, Maßregeln trafen, dieselben auf eigene Faust hin weiter zu ren. Die katholische Kirche unterhielt aber, bis vor Kurzem, ihre Schu- auf eigene Kosten." Dann fragte er Vater Ketcham, ob er oder seine che irgend eine Einwendung gegen die Individualisirung der Indianer- lder zu machen hätten, sodaß jeder Indianer für sich entscheiden könne, wie n Geld für die Erziehung seiner Kinder verwendet werden solle. Vater tcham hatte dagegen nichts einzuwenden. (Eine diesbezügliche Bill lag ar zur Zeit vor dem Kongreß, wurde jedoch nicht passirt.)

Adobe Fabrikation zu St. Michaels, Ariz.

Seinen letzten Trumpf spielte Vater Ketcham aus, als er ihnen vorhielt, n mache alljährlich eine Geldbewilligung für die Indianer- und Neger- hule zu Hampton, trotz der "settled policy" der Regierung, und trotzdem Indianer-Kommissär seit mehreren Jahren auf die Thatsache hingewiesen e, daß dieses eine religiöse Schule sei und nicht unter der Obhut der Re- rung stehe; das Volk scheine jedoch gegen eine derartige Geldbewilligung ie Einwendung gemacht zu haben, und wir fühlten die Neigung, nicht so r unter den Gesetzgebern, als unter einer gewissen Volksschichte, gegen unsere beiten zu diskriminiren. Der Vorsitzende bemerkte hierzu, in keiner De- te sei auch nur angedeutet worden, daß die Thätigkeit der Katholiken unter Indianern keine gute sei; dieselbe sei die allerbeste; die katholische Kirche in der Lage, Besseres zu leisten als andere Kirchen, da sie aufopferungs- lige Katholiken habe, die sich diesem Werke umsonst widmeten, und keine dere Kirche könne solche Leute aufweisen, welche gewillt seien, gerade der ten Sache wegen, und in einem solchen Maße wie die Katholiken, ihr Leben ter den Heiden zuzubringen.

Selbst Senator Teller gestand, daß unser Wirken unter den Indianern ein gutes sei. Als er Sekretär des Innern gewesen, habe er freudig anerkannt, daß wir ausgezeichnet gewirkt. Er glaube nicht, daß irgend Jemand ihm den Vorwurf machen könne, er habe gegen die Katholiken diskriminirt, obwohl er nicht Katholik sei. Er habe uns und alle Anderen auf jede Weise ermuthigt, so viele Kinder als möglich für ihre Schulen zu gewinnen, und er habe versucht, so viel Geld als möglich für sie zu erlangen.

Als die Rede auf den religiösen Unterricht kam, der ja natürlich in unseren Schulen ertheilt wird, sagte Vater Ketcham, man habe bei der Aufnahme der Indianer-Kinder in unsere Schulen nie die Bedingung gestellt, daß dieselben katholisch werden müßten.

Senator Teller erwiderte, wir hätten sehr viele Schulen eröffnet, in denen wir nicht verlangten, daß die Kinder katholisch würden, aber sie würden es doch, und wir hätten nichts dagegen. Dazu machte Vater Ketcham die sehr treffende Bemerkung, viele Kinder träten in die Regierungs-Schulen ein als Katholiken, und verließen sie als Protestanten; er könne das beweisen; noch in den letzten Monaten seien von Priestern Klagen eingelaufen, daß katholische Kinder in verschiedenen Regierungs-Schulen in protestantischen Kirchen aufgenommen worden. Der Gottesdienst werde in diesen Schulen von diesem oder jenem Prediger geleitet; und wenn eine Schule selbst einen sogenannten konfessionslosen Gottesdienst habe, so sei derselbe sicherlich nicht katholisch. Nach dieser Erklärung machte Senator Teller das interessante Geständniß, alle konfessionslosen, baptistischen, methodistischen, oder presbyterianischen Schulen könnten wohl füglich als Sektenschulen betrachtet werden, und die Indianer-Kinder verließen diese Schulen wohl ohne alle religiösen Ideen.

Zum Schlusse verlangte Vater Ketcham, daß seine Erklärungen der Oeffentlichkeit übergeben würden, da ja auch die Erklärungen jener, die uns vor dem Senats-Kommittee feindlich entgegengetreten, der Presse übergeben worden. Man fand dieses sein Verlangen, daß die Kirche wieder in das rechte Licht gestellt werde, nur gerecht; und noch an demselben Tage veröffentlichten die Zeitungen der Hauptstadt nicht nur die Ausführungen des hochw. Vater Ketcham, sondern auch das Gutachten des Generalanwaltes und die Gründe, worauf es sich stützte. Ja, am folgenden Tage veröffentlichte Präsident Roosevelt seinen Brief an den Sekretär des Innern, worin er erklärte: „Da es gesetzlich gestattet sei, das Gesuch der Indianer zu gewähren, so seien diese, seinem Urtheile gemäß, nach moralischem Rechte, ohne Frage berechtigt, das Geld, das ihnen zukomme, für die Erziehung ihrer Kinder in den Schulen ihrer Wahl verwenden zu lassen. Nach seiner Meinung sei es recht und billig, daß die Wünsche der Indianer respektirt würden, wenn sie verlangten, daß ihr eigenes Geld — nicht das Geld des amerikanischen Volkes — zum Unterhalte gewisser Schulen, in die sie ihre Kinder zu schicken wünschten, verwendet werde. Das Indianer-Departement werde fortfahren dieses zu thun, wenn nicht der Kongreß das Gegentheil bestimme, oder die Gerichte entschieden, daß die Entscheidung des Generalanwaltes irrig gewesen." Das klang echt rooseveltianisch und setzte der Agitation einen ordentlichen Dämpfer auf.

Allerdings konnte Senator Bard von Californien es nicht unterlassen, im Senate der Bewilligungsbill ein Amendement beizufügen, wodurch die Verwendung der Indianer-Gelder zum Unterhalte für Missions-Schulen verboten wurde; aber Senator McCumber von Nord-Dakota fügte diesem Amendement ein weiteres Amendement bei, das den einzelnen Indianern die Bestimmung überließ, ob ihr Geld für diesen Zweck verwendet werden solle. Das Amendement passirte den Senat, trotzdem besonders Senator Morgan aus Alabama eine heftige Rede gegen den letzten, den Katholiken günstigen Theil desselben, hielt. Im Konferenz-Kommittee wurden jedoch beide Amendements wieder gestrichen. Also, ein Sieg auf der ganzen Linie! Die Indianer-Gelder werden also nach wie vor zum Unterhalte dieser Schulen verwendet werden. Kein Wunder, daß man auf gegnerischen Seite das Bureau für katholische Indianer-Missionen mit seinem äußerst fähigen Direktor verächtlicher Weise eine "church lobby" nennt. Aber der hochw. Vater Ketcham vertheidigt sich auf treffende Weise, indem er schreibt: „Das Bureau für katholische Indianer-Missionen ist nothwendig nicht so sehr wegen Geldbewilligungen (appropriations), die ja die reine Mythe sind und überhaupt nicht in Frage kommen, auch nicht wegen der Indianer-Gelder, sondern vielmehr deswegen, weil der Druck protestantischer Feindseligkeit gegen die katholischen Indianer-Missionen in der Hauptstadt so stark empfunden wird, daß, um die katholischen Missionen und Missionäre in ihrem Wirken, und noch mehr um die Rechte der religiösen Freiheit der Indianer selbst zu schützen, irgend eine Organisation — eine "lobby", wenn's beliebt — unterhalten werden muß, um im Kampfe mit protestantischer Bigotterie jeden Zoll streitig zu machen, sonst würde das ganze indianische Missionswerk unter den Hufen einer manipulirten Regierung erdrückt werden.

Wie thöricht wäre es, wenn ein Baum, des Wartens überdrüssig, vor der Zeit sprossen und blühen wollte. Er würde bald verwelken und müßte, während die übrigen zur Frühlingszeit in erfreulichem und zierlichem Flore prangen, schmucklos dastehen. Das Nämliche wird auch uns begegnen, wenn wir jetzt schon in dem Zustande sein wollten, der nur den Seligen im Himmel eigen ist. Wir sind nicht hier, um uns allein zu freuen, sondern auch um zu arbeiten und leiden. Segneri.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen unserer und der Liebe Gottes. Wir fühlen uns bewogen, Jemanden zu lieben, weil er gut ist; Gott wird zur Liebe bewogen, nicht weil Jemand schon gut ist, sondern weil er ihn gut machen will. Gott ist der erste Grund alles Guten, und so kann nichts vor ihm gut sein. Wenn ein Bildhauer einen Wald durchwandert und einen Baum sieht, so gefällt ihm daran nicht das Rauhe, Unpassende und Formlose, sondern das, was er mit geschicktem Meißel daraus formen will. Dasselbe thut Gott, ja noch viel mehr; denn er gibt dem ungeformten Klotze das Vermögen, sich bearbeiten zu lassen, was der Bildhauer nicht geben kann. Unsere Liebe zum Nächsten beruht aber auf anderen Gründen, die von seiner Liebe selbst verschieden sind. Segneri.

(Für den „Katholik".)

Die kleinen Schwestern der Armen.

Von P. K. S. O. P. M.

Nicht allein besteht der Zweck, den die Schwestern in ihrem Liebeswerke befolgen, darin, daß sie für die leiblichen Nöthen ihrer Pflegebefohlenen sorgen, sondern auch, daß sie ihnen

geistlichen Beistand

leisten und sich bestreben, sie zu einem tugendhaften Leben anzuleiten. Die Seele bedarf ja der Pflege noch mehr, wie der Leib, und da das Wohl derselben die ganze Ewigkeit betrifft, so können die Schwestern in dieser Hinsicht nicht gleichgiltig sein. In allen Häusern haben daher die Insassen die beste Gelegenheit, ihre religiösen Pflichten pünktlich zu erfüllen; wo es angeht, befindet sich im Hause ein Kaplan, obwohl dafür gesorgt wird, daß die Anstalt nicht gleichsam zu einem Kloster wird. Das christliche Leben ist weise geordnet, und die Uebung der Frömmigkeit wird erleichtert, so daß, wiewohl einige nur das thun, was unbedingt nothwendig ist, eine große Anzahl an den Hauptfesten die hl. Sakramente empfängt, und einige wirklich fromm werden. Dies sind Angelegenheiten der Seele und des Gewissens und bleiben der Neigung jedes Einzelnen überlassen. Die Greise finden in der Religion einen unerschöpflichen Quell des Trostes; sie werden wieder aufgerichtet und zur Führung eines christlichen Lebenswandels ermahnt und ermuthigt.

Ein alter Mann in Sevilla, der lange Jahre hindurch der Religion fern geblieben war und unter dem Einflusse dieser Liebesthätigkeit zurückkehrte, sagte: „Niemals habe ich solche barmherzige Liebe gesehen. Wir arme, alte Leute, von der Welt verachtet, wir sind hier der Gegenstand von Aufwartungen und Aufmerksamkeiten, wie wir es in unserer Familie nie gewesen." Und die heilsame Einwirkung des Altenheims weiter genießend, wurde er ein Muster für die andern.

Ein Greis, Freidenker und ausgezeichneter Zahnarzt, der in Versen und Prosa gegen Ordensleute in den gelesensten Zeitschriften seiner Einbildung freien Lauf gelassen, fiel in eine der beschämenden Unpäßlichkeiten, die den Menschen wieder zum Kinde machen. Unfähig sich zu bewegen, verlassen von den Genossen seiner Gottlosigkeit, sah er die Schwester zu sich kommen, die ihm seine Wunden verband, sein Gesicht wusch, sein Haar ordnete, ihm Speis und Trank darreichte. Dieser Anblick erschütterte den Freidenker. Nachdem er gebeichtet, ließ er dem Priester seine Sammlung von Reden und Gedichten bringen, die sämmtlich gegen die Religion gerichtet waren; sie wurden verbrannt und er starb, mit dem Kruzifix in der Hand, das er andächtig küßte.

Im Jahre 1885 spendete der hochwst. Herr di Rendi, apostolischer Nun-

zius, den Greisen beiderlei Geschlechtes von den Pariser Häusern das hl. Sakrament der Firmung. Er wandte das Gleichniß im hl. Evangelium auf sie an, und nannte sie

die Arbeiter der elften Stunde.

Wie viele kehren auf diese Weise, dank der Barmherzigkeit Gottes, auf ihrer Lebensneige in den Dienst des göttlichen Hausvaters zurück! Unvergeßlich war der Anblick dieser 35 Greise, wie sie zum Empfang der hl. Firmung hintraten. Einer von ihnen hatte eben seine erste hl. Kommunion gefeiert, mehrere hatten nach 40, 50, 60 Jahren zum ersten Male wieder die hl. Sakramente empfangen; eine Frau hatte das Alter von 90 Jahren erreicht. Die einen, die noch bei Kräften waren, gingen von selbst; andere, kränklich und schwächlich, kamen daher, auf einen Stock gestützt, oder in einem Rollstuhl; andere wiederum waren blind und taub. So traten sie in Festkleidern, von den Kleinen Schwestern unterstützt und geführt, zum Bischof, der ihnen die Firmung spendete. Dieses Bild erinnerte in der That an das Evangelium.

Solche Bekehrungen zu Gott und einem christlichen Lebenswandel verursachen den guten Schwestern eine besondere Freude.

Man staunt darüber, daß diese sanfte und bescheidene Schwestern einen solchen Einfluß auf die alte Leute ausüben, deren Vorleben und Charaktere so verschieden sind. Die Behandlung derselben ist eine mütterliche, gegründet auf einer unermüdlichen Nächstenliebe, das Resultat langjähriger Erfahrungen, und beschränkt sich auf ein kluges Verfahren, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wird ein neues Haus gegründet, so trägt man dafür Sorge, eine Anzahl von alten Leuten auszuwählen, die für den Geist der Anstalt und die Beobachtung der Hausregeln empfänglich sind. Kömmt nun ein neuer Insasse dazu, so gesellt sich derselbe diesen bei, und folgt ihrem Beispiele. Er geht mit ihnen in die Kapelle und setzt sich mit ihnen zu Tische. Er legt sich zur Ruhe und erhebt sich mit ihnen; er begibt sich dorthin, wo diese hingehen, und so lernt er die Hausordnung kennen und einhalten. Er spricht ehrerbietig mit den Schwestern und unterwirft sich ihren Anordnungen, da er sieht, daß die andern es auch thun. Hie und da geschieht es zwar, daß allzu große Freiheiten beschränkt und leidenschaftliche Ausbrüche gedämpft werden müssen; denn einige kommen, die gewisse Ungezogenheiten, z. B. den Hang zum Trunke, an sich haben. Zur Strafe wird ihnen dann der Ausgang untersagt, der ihnen sonst ein- oder zweimal im Monat gestattet wird, um Verwandte und Freunde zu besuchen, oder durch die Stadt zu wandern. Die alten Leute halten was auf diese Begünstigung, wie wir auf gewisse Freiheiten, und fühlen sehr empfindlich die Entziehung derselben.

Einige Beispiele

werden es klar legen, auf welche sanfte und milde Weise die Schwestern ihre Pflegebefohlenen zurechtweisen. — Ein alter Wilderer hatte bei ihnen Aufnahme gefunden, der ein großer, starker Mann war, aber seinen Zorn nicht beherrschen konnte. Nach mehreren Uebertretungen der Hausregeln ging er einmal so weit, daß er der Oberin Grobheiten machte. Diese hielt es für

Pflicht, ihn zurechtzuweisen. Sie wartete eine günstige Gelegenheit ab, und sagte dann in aller Ruhe: „Das war nicht recht von Dir gehandelt, Martin; Du bist ein Mann, und wir sind nur Frauen. Was wird aus uns werden, wenn statt uns zu schützen und zu vertheidigen, Du gegen uns auftrittst?" Dem alten Landstreicher, der einen strengen Verweis erwartet hatte, wurde es bei dieser sanften Zurechtweisung wunderlich zu Muthe; er ließ den Kopf hängen und hielt sich eine Zeit lang fern. Die Krisis dauerte eine ganze Nacht, hatte aber eine heilsame Wirkung. Am folgenden Morgen kam er zur Oberin und sagte: „Gute Mutter, Sie werden in Zukunft bei mir keinen Anlaß mehr zur Klage finden. Da Sie mich nicht bestraft haben, so werde ich es selber thun." Ein ganzes Jahr lang verzichtete er auf seinen Ausgang, und durch dieses heldenmüthige Opfer wurde er einer der unterwürfigsten und sanftesten Insassen des Hauses.

Schwerer wurde es einem alten Soldaten, der dreißig Jahre lang Tambour war. Er war ein netter alter Mann, höflich und immer lustig, aber bei seinen Ausgängen vergaß er sich. Er pflegte nämlich seine alten Kameraden zu besuchen, und mit ihnen trank er Branntwein, das eine Glas auf's andere; stets kam er angeduselt nach Hause. Die Folge war, daß ihm eine Zeit lang die Erlaubniß auszugehen entzogen wurde. Durch ihren sanften Einfluß vermochte ihn die gute Mutter dazu, daß er nach einem Spaziergange von wenigen Stunden zurückkehrte. Da ließ er sich wieder eines Tages von seinen Kameraden verleiten, über den Durst zu trinken. Seines Zustandes wohl bewußt, anstatt in's Haus zu gehen, setzte er sich draußen auf eine Bank und wartete, bis die Schwestern zur Vesper in die Kapelle gingen. Dann wollte er es wagen. Soeben kam der Kaplan über den Hof, und der alte Tambour, wie es seine Pflicht erheischte, erhob sich, um den Priester militärisch zu begrüßen, wie er es gegen seine Offiziere zu thun pflegte. Aber o weh! er machte eine tiefe Verbeugung; als er aber sich wieder aufrichten wollte, stürzte er der Länge nach hin. Der Kaplan half ihm gütig wieder auf die Beine, während der alte Mann mit rührender Dringlichkeit sagte: „Aber Sie dürfen der guten Mutter nichts davon sagen!" — Auf diese Weise,

durch Liebe und Geduld

werden Neuankömmlinge, auch die widerspenstigen, gewonnen und unterwerfen sich bald den Gebräuchen des Hauses. Einige wenige Worte, in Ruhe gesprochen, eine sanfte Ermahnung, einige kleine Vertrauensämter und Anstellungen sind starke Anregungsmittel in der Leitung dieser alten Leute, die liebevoll und mütterlich, aber mit fester Hand geführt wird. Ihr Edelsinn und das Beispiel ihres Opferlebens verleihen überdies den Schwestern eine gewisse Autorität über die Insassen, von welchen sie nur eine gute Aufführung und Einhaltung der Hausordnung erwarten. Diese werden des heilsamen Einflusses gewahr und fügen sich gerne in die neuen Verhältnisse. Seltsam, oder auch nicht! Die Schwestern behaupten, daß sie mit Männern leichter fertig werden, als mit Frauen. Diese sind mehr nervös, kleinlicher und empfindlicher im täglichen Umgange. Desungeachtet gewöhnen sie sich nach

und nach aneinander, leben miteinander in Frieden und sind so glücklich, als man unter Umständen erwarten kann. An Dankbarkeit fehlt es auch nicht, die sich in der Bereitwilligkeit äußert, kleine Arbeiten zu verrichten, und in dem Interesse, das die alten Leute an den Schwestern und ihrem Werke nehmen.

In einem Hause der Kleinen Schwestern im Süden herrschte eine Zeit lang die Streitsucht. Die Vergrößerung des Heims hatte die Schwestern veranlaßt, zu viele auf einmal aufzunehmen, und dadurch wurde der Friede gestört. Die Oberin berieth sich zuerst mit ihren Schwestern, ließ dann den Tonangeber unter den Streitenden kommen und erklärte ihm, wenn nicht bald Friede würde, so sähen die Schwestern lieber, daß die Zanksüchtigen das Haus verließen, als noch länger so die christliche Liebe verletzen. Der Rädelsführer ging unter einem Vorwande hinaus, um die Sache ernstlich bei sich zu erwägen, eilte dann zu seinen Gefährten, verwies ihnen auf's Nachdrücklichste ihr bisheriges Betragen, ihre Zänkereien; dann bat er sie seinerseits um Verzeihung und vergab einem Jeden von Herzen. Angetrieben durch sein Beispiel reichten die alten Männer einander die Hände und versprachen, in Zukunft in schönster Harmonie leben zu wollen. Der Friede kehrte in's Haus zurück; die Frauen folgten dem Beispiele der Männer, und nirgends konnte man alte Leute finden, die sich besser aufführten.

Ehrung katholischer Klosterfrauen durch Anglikaner.

Der neue Gouverneur von Canada, Lord Grey, besuchte vor Kurzem mit Lady Grey die bei Montreal gelegene Mädchenerziehungsanstalt „Villa Maria" der Nonnen von Unserer Lieben Frau. Nach Mittheilung canadischer Blätter dankte er beim Abschiede herzlich für die freundliche Aufnahme und lobte „den Geist der Nächstenliebe", den er im Kloster gefunden und der „einen sehr tröstenden Gegensatz zur Selbstsucht des modernen Lebens" bilde. „Es machte mir große Freude," fuhr der Gouverneur fort, „daß Sie mir dankten für die wenigen Dienste, die ich, als ich Vertreter der Regierung Sr. britischen Majestät in Rhodesia war, den Dominikanerinen erweisen konnte als schwaches Entgelt der Aufopferung und der fortwährenden Wohlthaten, welche sie englischen Ansiedlern in jenen fernen Gegenden erwiesen. Obwohl ich einem anderen Religionsbekenntnisse angehöre, freue ich mich, meine Verehrung für die Nonnen in Ostafrika auszusprechen und der liebevollen Dankbarkeit Ausdruck zu geben, welche sie in den Herzen aller dortigen Protestanten erweckt haben." — Während in einer Kolonie des protestantischen England französischen Klosterfrauen eine so glänzende Anerkennung durch die oberste weltliche Autorität zu Theil wird, verfolgen die Freimaurer-Regierungen in den französischen Kolonien die französischen Nonnen mit allen Mitteln, welche Haß und Bosheit nur ersinnen können!

— Was manchen Leuten an Gründen für ihre Meinung abgeht, das suchen sie durch Wuth zu ersetzen.

Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

IX.

Recht und würdig ist es, daß wir nach solchen Erlebnissen, nach derartigen Vorkommnissen den Abend nicht vorübergehen lassen, ohne durch eine glanzvolle Manifestation derjenigen unsere Ehrfurcht und unseren Dank zu zeigen, auf deren wundermächtige Fürbitte Lahme gehen, Blinde sehen und Stumme reden. Darum auf zur Lichterprozession!

Das goldene Tagesgestirn ist bereits hinter die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen verschwunden, nicht ohne durch einen letzten Kuß das goldene Kreuz am Thurme der Basilika in funkelndem Scheine aufleuchten zu lassen; und die Schatten hereinbrechender Dämmerung senken sich über die hochberühmte Gnadenstätte Mariens. Da strömen von allen Seiten die Schaaren andächtiger Pilger, die nach der Sakramentsprozession ihre Wohnungen aufgesucht, um sich durch einen kleinen Imbiß zu stärken, auf's Neue zum alten Felsen Massabielle zusammen, dort bei dieser gesegneten Grotte ist ja immer und immer wieder der Ausgangspunkt, der Mittelpunkt jeglichen Gottesdienstes in Lourdes; die Grotte ist sozusagen das große Herz von Lourdes, durch das die belebenden Pulsschläge der Andacht Tausenden von Pilgern vermittelt werden. Jeder von den Pilgern trägt diesmal eine Kerze in der Hand, an die in praktischer Art ein Papierschirm befestigt ist, damit Niemand durch das abtropfende Wachs belästigt werde. Hunderte und Hunderte stehen schon um die Grotte umher; da, um 8 Uhr, beginnt der heilige Rosenkranz. Kaum ist er beendigt, so flammt es von allen Seiten auf, binnen wenigen Minuten wogt und wallt rings um die Grotte ein Meer von Flammen; die Lichterprozession setzt sich in Bewegung.

„Laudate, laudate, laudate Mariam!" schallt es in frischer, froher Melodie.

Längst schon haben sich die Ersten in Bewegung gesetzt, aber eine Viertelstunde vergeht, eine halbe Stunde und noch immer harren bei der Grotte solche, die ob des Riesenandranges sich nicht anschließen konnten, endlich, endlich können auch sie weiter schreiten und ihre Lieder mit denen der Anderen vermischen. Aber wie sie um die Ecke der Piscinen kommen — was ist das, was für ein blendender Lichtstrahl trifft ihr Auge? — Die breite Front der Rosenkranzkirche, die Basilika und der schlanke hochragende Thurm, Alles flimmert in einem unbeschreiblich schönen Lichtgefunkel. Tausende und Tausende von elektrischen Lichtern in allen Farben sprühen und glitzern, daß das Auge wie festgebannt sich nicht wegwenden kann von dem berückenden, wundersamen

Schauspiel. Und droben am Thurme in roth und grün und gelb das große funkelnde Monogramm Unserer Lieben Frau von Lourdes, und was das schönste ist, der Thurm, eingesäumt von zahllosen Glühlichtern, die die kühne Spitze in einem unbeschreiblich zarten Grün aufblitzen lassen.

„Laudate, laudate, laudate Mariam!“ schallt es bei diesem Anblick froher, heller, stärker! Das Herz jubelt und frohlockt und beglückwünscht im Stillen die hehre Gottesmutter zu solcher Ehre, zu solcher Huldigung.

Weiter schreitet der lange Zug, da bietet sich eine neue Ueberraschung: die herrliche, überlebensgroße Statue Mariens, die auf dem großen Platze vor der Rosenkranzkirche hocherhoben auf einem Steinsockel weit und breit zu sehen ist, funkelt und flimmert im Dunkel der Nacht, daß ein unwillkürliches „Ah!“ den Lippen des Zuschauers entfährt. Um das erhaben schöne, mit einer Goldkrone gezierte Haupt ein Kranz von zwölf starken, elektrischen Flammen. Und rund um die ganze Gestalt ein Kranz von riesigen, metallenen Goldranken, deren zahllose Rosen wieder nichts Anderes sind als leuchtende Flammen. O, Maria, wie schön bist du! ruft es in unserem Herzen.

Ja wahrlich:

Schön ist's, wenn die Gärten blühen,
Wenn die Alpen röthlich glühen,
Schön ist's, wenn in dunkler Nacht
Mild erglänzt der Sterne Pracht; — —
Doch schöner wohl, als alles dies,
Bist du, Maria, im Paradies! — — —
D'rum tausendmal sei uns gegrüßt,
Die du die schönste Mutter bist.

Und in all' die Pracht und all' den Kerzenschein leuchtet ruhig und majestätisch wie ein Stern aus dunkler Nacht, ein großes, leuchtendes Kreuz von der hohen Bergesspitze des nahen Grand Jer — ein Sinnbild des Sieges, den das Kreuz errungen; erhöht über die ganze Erde, leuchtet es auch dann noch, wenn ringsum schwarze Schatten die Gefilde umhüllen.

(Schluß folgt.)

Rosenkönigin.

Vom hl. Medardus, Bischof von Noyon, welcher von 475 bis 545 lebte, wird uns berichtet, daß er in einem Orte seiner Diözese, Salency, die Sitte einführte, daß am 8. Juni eines jeden Jahres dasjenige Mädchen, welches von den Bewohnern des Dorfes einstimmig als das tugendhafteste und sittsamste bezeichnet wurde, einen aus weißen Rosen geflochtenen Kranz und eine Geldspende erhielt. Das Fest bekäm den Namen: „Rosenfest“, und das gekrönte Mädchen den Titel: „Rosenkönigin“ (rosière). Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — vielleicht auch heute noch — befand sich in der Kirche zu Salency ein Gemälde, das erste Rosenfest darstellend, wie der hl. Medardus seiner vor ihm knieenden Schwester, welche die erste Rosenkönigin gewesen sein soll, den weißen Rosenkranz auf's Haupt legt. Ludwig XIII., zu dem die Kunde von diesen Rosenfesten gedrungen, interessirte sich auf's lebhafteste dafür und suchte dieselben auch an anderen Orten Frankreichs einzuführen, doch ohne nachhaltigen Erfolg.

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Flegeljahre der deutschen Presse könnte man füglich die Jahre von 1848 angefangen bis in die sechziger hinein nennen; und eben in den Jahren 1849 und 1850, als Probst in Cincinnati weilte und den „Wahrheitsfreund" redigirte, trugen die ungeschliffenen Polemiken der täglichen deutschen Zeitungen Cincinnatis viel dazu bei, daß sie den besser gesinnten Deutschen verleidet wurden, und viele der letzteren schafften die deutschen Zeitungen ganz ab und hielten sich englische. Bei den Katholiken, besonders den katholischen Geistlichen, standen die fünf damaligen deutschen Tageblätter nicht im besten Ansehen, weil sie gelegentlich Aufsätze veröffentlichten, welche anstößig waren. Das gab zu wiederholten Versuchen Anlaß, ein tägliches katholisches-politisches Blatt zu gründen. Herr Joseph A. Hemann ließ sich überreden, daß der geeignete Zeitpunkt für die Begründung eines derartigen Blattes gekommen sei; und am 12. Oktober 1850 erschien der „Cincinnati Volksfreund", herausgegeben und redigirt von Joseph A. Hemann.

Aufsätze und Artikeln für

die deutsche Presse

wurden in den erwähnten Jahren (1849 und 1850) hauptsächlich von den sogenannten „Achtundvierzigern" geliefert, politischen Flüchtlingen, die aus Deutschland vertrieben, massenweise nach Amerika auswanderten. Da kamen denn alle möglichen Doktoren und Advokaten; halb und ganz Studirte, denen die Revolution in Deutschland ihre Studien unterbrochen hatte; Beamte, die ihre Stellung verwirkt hatten; Leute, die alles Erdenkliche gelernt hatten, nur nicht das, was man in Amerika brauchen konnte. Diese wurden mit offenen Armen und dem größten Wohlwollen aufgenommen. Zahlreiche Vereine zu ihrer Unterstützung wurden gegründet; aber einestheils wurden ihrer zu viele, um alle unterstützen zu können, anderentheils zeigten viele davon für all' das Gute schnöden Undank; denn sie kamen, ganz eingenommen von ihren revolutionären Ideen, litten keinen Widerspruch und geriethen nicht nur mit der rauhen amerikanischen Wirklichkeit, sondern auch mit ihren ansässigen und bereits praktisch ernüchterten Landsleuten in heftigen Konflikt. Die Flüchtlinge mußten leben, und zum Leben vor Allem gehört die Arbeit, und so mußten sie ein Handwerk lernen.

„Aber die größte Anziehungskraft übte die Presse," sagt der schon erwähnte Verfasser von „Cincinnati in Wort und Bild", „und weil nicht deutsche Zeitungen genug vorhanden waren, um alle die wirklichen und werdenden

Literaten zu beschäftigen, so verlegten sich viele auf die Gründung von neuen Blättern, die damals wie Pilze aus der Erde schossen. Es ist merkwürdig, welche Regsamkeit auf diese Weise plötzlich in die deutsch-amerikanische Presse kam. Die Flüchtlinge waren sammt und sonders von einem außerordentlichen Schreibdrang beseelt. Wer selbst keine Zeitung hatte, oder nicht an einer Zeitung angestellt war, der schrieb Einsendungen, oder Korrespondenzen für Blätter, deren Tendenz ihm zusagte, oder mit deren Redakteuren er befreundet war. Und diese Arbeiten wurden nicht etwa gegen Honorar, sondern aus reiner Liebe zu irgend einer Sache geliefert, oder in Folge eines Dranges sich auszusprechen. — Mit den Achtundvierzigern, die als Redakteure an Zeitungen angestellt wurden, hatten die Herren Herausgeber anfänglich ihre liebe Noth. Erstens verstanden die Neueingewanderten nur wenig oder gar nichts von amerikanischer Politik, oder von der Geschichte (oder Religion, können wir beifügen), und machten daher die eklatantesten Schnitzer, und zweitens wollten sie sich durchaus nichts sagen, ändern oder streichen lassen. Die Einmischung eines Eigenthümers, oder eines bloßen ‚Typen-Besitzers', wie sie ihn nannten, erschien ihnen als ehrenrührige Herabsetzung der Redaktions-Majestät. Die Idee, daß nicht der Angestellte, sondern der Anstellen das Recht habe zu sagen, wie er sein Blatt gehalten haben wolle, wollte ihnen durchaus nicht in den Kopf, und es kam darüber zu manchen ernsten und komischen Kämpfen."

Da ist es leicht zu erklären, daß in jenen „guten alten Zeiten" in den deutschen Blättern Aufsätze erschienen, die heutzutage keine deutsche Zeitung mehr aufnehmen würde, und die Herrn Probst zu Ausdrücken wie „elende Kreaturen in den Mistblättern", „allen Anstand, ja alle Humanität verletzend" verleiteten. Die Achtundvierziger vergriffen sich nicht nur an der katholischen Kirche, sondern auch an den Institutionen unsers Landes, die ihnen nicht frei genug erschienen, nannten Amerika „Malerika" und „das Land des Humbugs und des Materialismus", wodurch sie die Amerikaner in Harnisch brachten, die in derben Aeußerungen ihrem Zorne Luft machten. Auf einen solchen Artikel der Pittsburger „Evening Tribune" erwidert Probst unter

Kompliment.

„Es ist in der That eine höchst traurige Erscheinung, daß man eine solche Sprache in einer Stadt führen darf, wo ein sehr großer Theil der Bevölkerung Deutsche sind. Aber es ist auch eine eben so traurige Erscheinung, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten zu einer so schmählichen Entehrung eine nicht geringe Veranlassung geben. Man nehme nur z. B. einige deutsche Blätter aus hiesiger Stadt (Cincinnati) und man wird finden, daß besonders wieder in letzter Zeit — vor der Wahl — alle persönliche Angriffe, Beschimpfungen u. s. w. zu Tage befördert werden, für die unsere deutsche Sprache nur Ausdrücke zu finden weiß. Es handelt sich dabei heutzutage nicht mehr um Grundsätze, nein um Personen, und derjenige, der am besten schimpfen und schmähen kann, ist Meister. Die Deutschen scheinen sich besonders darin zu gefallen, wenn sie Andern, zumal ihren Landsleuten, Ehre und guten Namen rauben können, scheinen dadurch, daß sie Andere verleumden, ihre eigene Person

um so höher stellen zu wollen. Wir ehren Jedermanns Ansichten, wenn sie aus reiner Seele, aus Ueberzeugung hervorgehen; aber elende Schimpfereien, Ehrabschneidungen sollten unter Bürgern eines freien, gemeinschaftlichen Staates, am allerwenigsten unter uns stattfinden .... Wir sollten uns einander hilfreiche Hand bieten, damit wir Andern nicht Gelegenheit geben, unsere gegenseitige Fehler und Schwachheiten — die wir als Menschen Alle haben — im grellsten Lichte zu zeigen. Aber, geehrte Leser, findet bei uns nicht gerade das Gegentheil statt? Die heiligsten Bande der Freundschaft werden verletzt, man ist Freund, so lange es zeitliche Vortheile erheischen, trägt aber später kein Bedenken, die größten Geheimnisse zu offenbaren, welche den früher so geliebten Freund für diese Zeit nothwendig unglücklich machen müssen. Man bedenkt nicht, daß Ehrabschneidungen und Verleumdungen auf den Verbreiter ein schlechtes Licht werfen, ihn bei seinen Mitmenschen verdächtigen, daß er auch späterhin bei Andern so handeln wird, dadurch also alles Zutrauen, allen Glauben verliert; sondern fröhnt nur seinen elenden Leidenschaften. So geht es bei einzelnen Personen, so bei Familien, so bei Gesellschaften, Gemeinden u. s. w., und viele Zeitungen stehen in dieser Beziehung oben an. Diejenigen aber, welche solche Blätter unterstützen, sind nicht viel besser als die Herausgeber solcher Zeitungen selbst, denn sie zeigen dadurch, daß es noch viele Deutsche gibt, welche ihr Vergnügen daran finden, daß wir uns gegenseitig schimpfen, lästern, verleumden u. s. w. Man lese eine solche Zeitung nicht, selbst nicht aus Neugier, und es wird sich bald zeigen, daß solche Blätter, die im Schimpfen und Schmutzartikeln mit einander wetteifern, ferner nicht mehr bestehen. Verabscheuet diejenigen, wertheste Leser, welche Streit und Zwietracht unter den Deutschen zu verbreiten suchen, welche niederreißen, ehe sie etwas Besseres aufgebaut haben, und auf diese Weise das Ihrige dazu beitragen, uns in den Augen unserer amerikanischen Mitbürger verächtlich zu machen," u. s. w.

Die Katholiken waren jedoch der Ansicht, daß solche zahme Zurechtweisungen nicht viel nützen, auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil und Probst solle es machen wie „Papa" Oertel, der in seiner Kirchenzeitung besonders gegen den „Hochwächter" mit grobem Geschütz in's Feld zog, wodurch er sich, selbst bei den Gegnern Achtung abrang und auch in Cincinnati einen großen Leserkreis gewann, obwohl er sein Blatt in Baltimore herausgab. „Einer aus den 5000 Abonnenten" des W. Fr. tröstete jedoch Herrn Probst durch ein Schreiben, das ihm „von ehrenwerther Seite" zukam und das uns einen Einblick in die Leiden des Redakteurs einer katholischen Zeitung gibt. In demselben heißt es: „Mit großer Befriedigung sieht jeder urtheilsfähige Leser auf Ihre Haltung in Hinsicht auf die Schmähartikel so mancher antichristlicher Blätter, welche ihr Gift gegen Sie, als Redakteur eines Blattes, welches, weil katholisch, auch ganz im Interesse der Wahrheit geschrieben ist, ausspeien. Eben das Licht der Wahrheit ist es, welches jene Nachteulen von Schmutzblättern nicht ertragen; warum? weil ihre Werke das Licht scheuen, welches sonnenklar darthut, daß es schamlose Buben sind, welche die Freiheit der

Presse dazu mißbrauchen, um mit aller Frechheit die Religion des Fleisches und des stupidesten Unglaubens ungescheut in die Welt hinaus zu publiziren. — Sie haben allerdings Recht, sich mit Menschen in keine Kontroverse einzulassen, welche von Vorurtheil, Bier- und Branntweindampf und angeborener Beschränktheit so umnebelt sind, daß sie kaum die Lösung eines Einwurfes, in den sie sich einmal eingerannt, zu fassen im Stande sind und die, wo sie auch ihr Unrecht klar erkannt, viel zu schlecht sind, dasselbe einzugestehen, da es im Gegentheil ihr Handwerk ist, vorsätzlich zu verleumden und zu lügen .... Sie schimpfen freilich zuerst als Wölfe gegen die Priester, als Hirten der Schafe, doch gelänge es ihnen, diese zu entfernen oder zu feigen Miethlingen zu machen, dann wehe der ganzen Heerde! Jeder wahre Amerikaner verachtet und verabscheut von Herzensgrund solche Auswürflinge der alten Lügenwelt." Er gibt Probst den Rath: „Warten Sie klug, bis das Lügenmaß voll ist zur gerichtlichen Entgeltung. Sie sollen deshalb nicht auf jene Rechte verzichten, welche der Staat gegen ehrenrührerische Skribenten seinen Bürgern gewährleistet."

Ganz unerwartet erschien am 26. Dezember 1850 im W. Fr. ein

„Kurzes Abschiedswort",

mit welchem Probst seinen Austritt aus der Redaktion ankündigt: „Als ich vor vier Monaten die Redaktion des Wahrheitsfreundes übernahm, glaubte ich nicht, daß ich veranlaßt würde, dieselbe in so kurzer Zeit wieder niederzulegen; allein Umstände und Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß diese mich bestimmen, von der Redaktion des mir wegen seiner religiösen Tendenz stets werthen Blattes zurückzutreten. Weil jene Umstände und Verhältnisse blos persönliche sind, und das größere Publikum nicht interessiren, so finden dieselben hier auch keine nähere Erklärung. Möge es meinem Nachfolger besser als mir gelingen, jenes Ziel, das ich mir vorgesetzt hatte, zu erreichen .... Erreicht der W. Fr. nur dieses Ziel, so ist es gleichgültig, wer seine Spalten füllt. Nach diesem Zwecke werde auch ich, wenn auch in einem engern und bescheidenern Wirkungskreise mit Gottes Hilfe ferner streben. So nimm denn, geneigter Leser, mein letztes Wort in Liebe auf, wie ich dasselbe in Liebe niederschrieb. — Prof. J. Probst."

Wie es scheint, kann man zwischen den Zeilen lesen, daß Probst nicht im allerbesten Einvernehmen mit dem Herausgeber stand, und die gleichfolgende Notiz ist nicht allzu zart abgefaßt: „Hochw. Herr Peter Kröger, Pfarrer an der St. Paulus Kirche, übernimmt mit der nächsten Nummer die Redaktion, und der Erfolg wird zeigen, daß der W. Fr. auf das neue Jahr keinen nachtheiligen Wechsel gemacht hat. Wir enthalten uns daher weiteren Bemerkungen und lassen in der nächsten Nummer den neuen Redakteur selbst sprechen. — Joseph A. Hemann."

Der „ehrenwerthe Herr Professor Probst", wie Vater Kröger ihn in der folgenden Nummer des W. Fr. nennt, schüttelte den Staub Cincinnatis ab und begab sich in seinen „engeren und bescheideneren Kreis" nach Oldenburg, Indiana. Dort wirkte seit dem Jahre 1844 der seeleneifrige Priester, Franz

Joseph Rudolf, und traf gerade Anstalten, eine Genossenschaft von Schwestern vom Dritten Orden des hl. Franziskus zu gründen. Auf sein Ersuchen war in demselben Jahre P. Ambros Buchmaier, ein Franziskaner-Missionär in New York, nach Europa gereist, um sich nach Schwestern für die zu gründende Genossenschaft umzusehen und im Dezember kehrte derselbe mit Schwester Theresia nach New York zurück. Diese kam am 6. Januar 1851 in Oldenburg an und am folgenden 21. April wurden die drei ersten Postulantinen eingekleidet. Da kam Probst nun eben recht, Vater Rudolf nahm ihn mit offenen Armen auf, und wies ihm ein Zimmer in seiner bescheidenen Wohnung an. Probst, ein frommer und religiöser Mann, war gerne bereit, Unterricht zu ertheilen und andere Pflichten zu erfüllen. Zunächst gab er den Schwestern Anleitungen in der Pädagogik (Erziehungskunst), die ihrerseits froh waren, daß ihnen Gelegenheit geboten wurde, sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, die sie aus Büchern, woran sie keinen Ueberfluß hatten, kaum schöpfen konnten.

Auch in einer andern Hinsicht leistete ihnen Probst einen großen Dienst. Als er zu Rorschach in der Schweiz weilte, lernte er eine junge Dame, Namens Theresia Dreer, kennen, die mit trefflichen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet war, und von der er in Erfahrung gebracht, daß sie gesonnen sei, in den Ordensstand zu treten, aber hinsichtlich der Genossenschaft, in die sie eintreten wollte, noch keine Wahl getroffen hatte. Probst schrieb ihr von Oldenburg aus, und lud sie ein, in diese junge Genossenschaft zu treten, indem er mit beredten Worten schilderte, wie viel Gutes sie in diesem Lande und im Kreise der Schwestern wirken könnte. Nachdem sie nun ihren Beichtvater um Rath gefragt und seine Zustimmung erhalten hatte, reiste sie nach Amerika, einzig zu dem Zweck, um als Ordensfrau zur Ehre Gottes und zum Wohle des Nächsten zu wirken. In die Genossenschaft aufgenommen, erwies sie sich als eine tüchtige Schwester, und von 1860 bis 1872 leitete sie als ehrw. Mutter die Genossenschaft mit großer Umsicht.

Heimkehr.

Wie es scheint, ging Probst schon in demselben Jahre (1851) nach Cleveland, O., wo er als Professor der Theologie zum großen Segen Vieler wirkte. Er erwarb sich das unbedingte Vertrauen seiner geistlichen Obern, lehrte Dogmatik, Moral und Homiletik, predigte in deutscher, französischer und englischer Sprache, und fühlte sich in diesem neuen Wirkungskreise so wohl, daß er in demselben so lange als nur immer zu verbleiben gedachte. Gleichwohl konnte er der Einladung des Abtes vom Kloster Mariastein und dem Heimatsgefühl, das damit rege geworden, nicht widerstehen, und so kehrte er nach siebenjährigem Wirken in Amerika nach seinem Vaterland zurück. Auch der Wunsch, nach einem vielbewegten Leben in klösterlicher Ruhe und Abgeschiedenheit seine letzten Tage zuzubringen, trug zu diesem Entschlusse nicht ein Geringes bei.

Aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht. Er fühlte sich unbehaglich, vielleicht mehr als das, und schon nach Verlauf eines Jahres verließ er Mariastein, um in Einsiedeln die bescheidene Stelle eines Real- oder Sekundarlehrers

anzunehmen. Nachdem er vierthalb Jahre dieselbe bekleidet hatte, zog er sich nach dem freundlichen Zug zurück, wo er in der Einsamkeit den Wissenschaften lebte. Hier verfaßte er sein letztes Werk: „Eusebia, ernste Betrachtungen über die tiefen Wahrheiten der christlichen Religion" (Augsburg, 1864), das in Deutschland und in der Schweiz von katholischen Kreisen freudig begrüßt wurde. Vorher hatte er außer seiner Konversionsschrift noch andere Werke veröffentlicht: Jugendschriften, Andachts- und Lehrbücher.

Er starb am 24. Juli 1882 im Kloster Heiligkreuz, Pfarrei Cham, Kanton Zug, an Altersschwäche. — Auf unsere Anfrage erhielten wir von jenem Kloster folgendes Schreiben: „Herr Abbe Joh. Probst. In Heiligkreuz eingetreten den 16. April 1877. Er führte hier ein stilles zurückgezogenes Leben. Er gab theils den Schwestern, theils den Institutstöchtern englische und französische Stunden; hie und da hielt er in der Kirche eine Predigt. Nach ganz kurzer Krankheit starb er hier an Altersschwäche, den 24. Juli 1882, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten. — Institut hl. Kreuz."

Der Arbeitstag Papst Pius' X. schildert der römische Korrespondent des „Figaro" folgendermaßen: Pius X. steht früh auf, setzt sich bald an die Arbeit und bleibt gern ohne jede Störung dabei. Er sitzt bis 10 Uhr und oft bis 11. Uhr an seinem Schreibtisch, und dann gewährt er die nöthigen Audienzen. Während früher der Staatssekretär zwischen 9 und 10 Uhr in Audienz empfangen wurde, kommt er jetzt später, damit die Vormittagsarbeit nicht unterbrochen wird. Kardinal Merry del Val stellt sich erst gegen 12 Uhr zum Bericht ein und es kommt manchmal vor, daß der Papst den Staatssekretär zu Tisch zieht, um mit ihm weiter über geschäftliche Angelegenheiten zu sprechen. In diesem Falle wohnt nur Msgr. Bressan, der Geheimsekretär Pius' X., der Mahlzeit bei und betheiligt sich an der Unterhaltung. Die Nachmittags-Audienzen finden dann früher statt, damit der Papst über einen längeren Abend verfügen kann, aber nicht um spazieren zu gehen und sich zu erholen; denn schon um 4 Uhr zieht er sich in sein Arbeitszimmer zurück, in dem er bis 9 Uhr bleibt. Seine einzige Ruhe besteht in dem Lesen des Breviers. Man kann sagen, daß jetzt die einzige Erholung Pius' X. mit der Stunde des Abendessens beginnt. Dann wird nicht mehr von Geschäften gesprochen. Die gewöhnlichen Tischgenossen sind Msgr. Bressan und Msgr. Pescini. Von Zeit zu Zeit läßt der Papst seine beiden Schwestern kommen, die natürlich hocherfreut sind, wenn sie ganz vertraulich wie früher mit ihrem Bruder eine Stunde bei Tisch verbringen können. In der letzten Zeit ist es zwei- oder dreimal vorgekommen, daß Pius X. an einem schönen Morgen, ohne Jemand vorher zu benachrichtigen, seinen Mantel genommen, die Thüren, deren Schlüssel er hat, selbst geöffnet und einen einsamen Spaziergang in den vatikanischen Gärten gemacht hat. Wenn die Wachen ihm folgen wollten, hat er ihnen befohlen, auf ihrem Posten zu bleiben; den Personen, die er traf, machte er mit der Hand ein freundschaftliches Zeichen und setzte dann seinen Weg mit der Miene eines Menschen fort, der glücklich ist, einen Augenblick der Freiheit zu genießen."

(Für den „Sendbote“.)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. U. S., O. F. M.

Schilderung eines südamerikanischen Gewittersturms. — Die Gefahren einer plötzlichen Ueberschwemmung. — Ein Beispiel. — Ein Missionär und Begleiter von der Fluth überrascht. — Sie retten sich auf Bäume, werden aber von wilden Thieren und vom Hungertode bedroht. — Mit Lebensgefahr schwimmt der Missionär zu seinen Begleitern, um sie auf den Tod vorzubereiten. — Fünf derselben sterben. — Der Missionär behält zeitlebens eine schmerzliche Wunde. — Fortsetzung des Berichtes von P. Heinrich Richter, S. J. — Rachsucht der Orinoker. — Der Missionär, P. Fiol, verhindert ein barbarisches Vorhaben der Orinoker-Weiber. — Wie diese sich gerächt haben. — Die Karaiben fallen ins Land, um vier Missionäre umzubringen. — Grausame Ermordung von drei Jesuiten-Patres. — Glückliches Entkommen des vierten Missionärs.

Wenn P. Heinrich Richter bemerkt, daß die Missionäre in Südamerika auf weiten und gefährlichen Reisen durch Wildnisse und Ströme oft ihr Leben drangeben müssen, so ist das keineswegs übertrieben, wie unsere Leser aus den bereits von uns gelieferten Schilderungen und Beispielen ersehen konnten. Die Gefahren in den Wildnissen und Urwäldern, von Seiten wilder Menschen und Thiere, waren nicht viel schlimmer als die auf dem Meere und auf Flüssen. Missionäre berichten von plötzlichem Anschwellen der Ströme, von ausgedehnten Ueberschwemmungen, in Folge der schrecklichen Gewitter mit blendenden Blitzen, betäubenden Donnerschlägen und förmlichen Wolkenbrüchen. Die folgende farbensatte Beschreibung von einem Tropenreisenden wird uns ein anschauliches Bild von den furchtbar tobenden Sturm- und Gewittererscheinungen geben, die oft genug den tropischen Regenguß begleiten.

Dichte Wolkenmassen thürmen sich beim Anzug der Gewitter am fernen Horizont auf, umlagern die Riesenfeste des Gebirges, wälzen sich mit Windeseile immer massiver übereinander und umhüllen alsdann bleierngrau und schwer das weite Firmament. Immer tiefer senken sich die grauen Massen; wie ein Segeltuch fallen sie vom Himmel nieder; Nebel und Rauch umqualmen die Erde. Bedrückende Angst und Schwere lähmt alle Zungen und Glieder; nur das dunkle, trübselige Geheul des Brüllaffen wirbelt und gurgelt aus der tiefen Nacht des Waldes. Ein seltsames, gespenstiges Brausen und dumpfes Grollen geht durch den Wald, obgleich kein Lufthauch seine Wipfel bewegt, kein Blättchen sich regt; die bange Vorahnung eines schweren Verhängnisses liegt in der Luft, und jeder Nerv tastet und lauscht gespannt nach ihrer Botschaft aus. — Da löst sich plötzlich lawinenartig eine blendende Feuermasse aus den hängenden Wolkenschläuchen, begleitet von einem Donnerschlag, der Wald und Berg erzittern macht. Das gewaltige erschütternde Schauspiel hebt an; es rollt

und kracht, heult und berstet durch alle Höhen und Tiefen. Eben vom Brande der Lüfte geblendet, wird das Auge fast erschreckt von der dicken Finsterniß. Selbst die nächsten Dinge verschwinden; eine feste, schwarze Hand liegt auf den Augen. Wieder und wieder berstet der schwarze Luftball und schleudert die Feuerbrände in die dicke Nacht hinein; von Blatt zu Blatt funkelt die Gluth; von Gipfel zu Gipfel schlägt die Lohe; tausendzüngig leckt und züngelt die feurige Schlange über Himmel und Erde. Das ist kein Blitzen mehr, sondern ein wallendes Feuermeer, und kein Ende findet der rollende Donner. Immer kehrt er aus grollender Ferne laut dröhnend zurück; immer kracht und klirrt und wirbelt er hinter dem spaltenden Dreizack her. Schutz suchend drängen sich die Lagergenossen unter dem schwankenden Laubzelt zusammen; auch dem Muthigsten erstirbt das Wort auf den Lippen; von seinem Sitze schnellt der eine empor, der andere sinkt zusammen, wie vom Keulenschlag getroffen; Hilferufe steigen zu allen Heiligen auf, und die zitternde Hand schlägt ohne Aufhören das beschwörende Kreuz.

Der erste Tropfen fällt. Mit mächtigen Stößen packt der Sturm den Wald und schüttelt den Riesenwipfel wie bewegliche Wellen, und wühlt in der Laubfluth wie in einem flüssigen Meer, und schlägt das ganze knirschende Waldgehänge wie stöhnenden Gischt und Schaum zusammen. Die Wolkenschleusen öffnen sich; rauschend und prasselnd schlägt der strömende Regen nieder, und das wankende, schwankende grüne Gezelt vermag nicht, die stürzende Last zu tragen; die Erde nimmt die Menge des fallenden Wassers nicht auf in ihre überfließende Poren und Becken; alle Gefälle sind überfüllt; bahnlos wälzt und stürzt sich die reißende Fluth von Tiefe zu Tiefe. Das ist kein Regen, wie ihn der Norden kennt — es löst ein Meer sich aus den Wolken los; die Luft ist Wasser, Wasser wird die Erde; in Schlammfluth wandelt sich der feste Boden. Die Wurzeln lösen sich, Riesenstämme stürzen krachend wie zertrümmerte Säulen zusammen; unterwühlte, feste Uferschollen treiben, losgerissen, als schwimmende Inseln den rauschenden, schäumenden Strom hinab; donnernd rollen die Trümmer der Waldfeste, losgelöste Felswürfel, durch die gesprengten Bahnen; Verderben und Entsetzen jagt die Furie der Verwüstung vor sich her. In das Brausen der Lüfte und Branden des Wassers mischt sich das Angstgeschrei des Gethiers; ein wildes, grausiges Orchester spielt die Weisen zu dem wilden Reigen auf; heulend und winselnd, ächzend, grollend und donnernd trägt das aufgescheuchte Echo das grausige Getöse weiter durch die gährende Gründe. Das winzige Schutzdach nimmt der Sturm spielend, wie ein wirbelndes Blatt, vom Boden auf; dem schutzlosen Mann zittern die Kniee; der Ruf zu den Heiligen verhallt unter den brüllenden Wetterschlägen; mitten im Chaos steht hilflos, ein winziger Spielball, der Mensch.

Der Aufruhr schweigt, Friede kehrt und Ruhe und Heiterkeit des Himmels zurück, und herrlich, doppelt herrlich nach der wilden und doch erquickenden Sturmesnacht steigt der Tropenmorgen empor. Dunkel und Nebel sind zerronnen, Licht durchwallt das tiefste Thal; von allen Wipfeln gleitet der goldene Glanz und träuft von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt bis auf das zitternde Gras am Waldessaum, und wieder lächelt diese zauberhaft schöne

Landschaft so friedlich, so freundlich, als ob sie nie die Schrecken der Sturmesnacht geschaut. —

Folgendes Beispiel aus der Missionsgeschichte Südamerikas gibt uns zwar in schmuckloser Sprache, aber ein nicht weniger anschauliches Bild von den Gefahren einer plötzlichen Ueberschwemmung, die in jenen Ländern nicht zu den seltenen Erscheinungen gehört. Ein Missionär reiste einst in Begleitung einiger neubekehrten Wilden durch eine Ebene, die zwei Flüsse von einander trennte. Plötzlich schwollen die Flüsse so an, daß die Ebene überschwemmt wurde. Der Missionär, weil solches öfters vorkam, wunderte sich nicht darüber und glaubte, er würde dabei keine besondere Beschwerde zu bestehen haben, und höchstens bis an den Gürtel im Wasser gehen müssen. Doch die Fluth hob ihn bald in die Höhe, und um sein Leben zu retten, sah er sich genöthigt, einen Baum zu ersteigen. Dasselbe thaten auch seine Begleiter. Die Neubekehrten aber brauchten nicht die Vorsicht, die höchsten Bäume zu wählen und wurden sehr bald vom Wasser erreicht. Das Jammergeschrei dieser Unglücklichen, die bis zu den höchsten Zweigen hinanklettern mußten, um den steigenden Wogen zu entfliehen, drang zu den Ohren des Missionärs, der mit seinem Katecheten auf einem hohen Baume in Sicherheit war. Alle aber waren erschöpft und in Gefahr zu verhungern, da sie keinerlei Vorräthe mitgenommen hatten. Ein furchtbarer Sturm mit gewaltigem Regen, Donnern und Blitzen und heftigem Winde vermehrte noch die Schreckniſſe einer solchen Lage. Man erblickte im Wasser Tiger, Löwen und viele andere wilde Thiere, die von der Ueberschwemmung waren ereilt worden, sowie auch alle Arten von Schlangen und Nattern. Eine Schlange von ungeheuerer Größe wand sich um einen Ast des Baumes, worauf der Missionär sich befand, welcher sich schon gefaßt hielt, von dem Ungeheuer verschlungen zu werden, als das Gewicht des Thieres den Ast brach, den es umfaßt hatte, worauf es in's Wasser fiel und sich gegen eine andere Seite wandte.

Mehr als zwei Tage waren schon verflossen, seit die Reisenden so zwischen Tod und Leben schwebten; der Sturm raste in einem fort, das Wasser stieg höher und höher, als plötzlich gegen Mitternacht der Missionär beim Leuchten der Blitze einen seiner Indianer auf sich zuschwimmen sah. Dieser Wilde, der auch kein anderes Licht hatte, den Weg zu finden, schrie, als er sich nahe genug bei seinem geistlichen Vater glaubte, mit lauter Stimme, drei Katechumenen (welche sich auf den Empfang der hl. Taufe vorbereitet hatten) und drei Neugetaufte seien dem Tode nahe, und die einen baten um die Taufe, die andern um die Lossprechung. Der Missionär war nicht mehr jung, aber noch rüstig und des Schwimmens kundig. Von apostolischem Eifer getrieben, besann er sich nicht einen Augenblick; er band seinen Katecheten, der sich vor Schwäche nicht mehr halten konnte, an einen starken Ast des Baumes, hörte ihn dann Beicht und stürzte sich hierauf in's Wasser, dem Indianer zu folgen, der ihn rief. Er kam trotz der Wogen und der Baumäste, die meistens mit Dornen bewaffnet waren, wovon einer ihm den Schenkel ganz durchstach, bis zu den Katechumenen, die er kaum getauft hatte, als sie vor Schwäche in's Wasser fielen und ertranken. Hierauf schwamm er zu den drei Neugetauften,

erweckte mit ihnen einen Akt der Reue und ertheilte ihnen die Lossprechung; zwei von ihnen starben unmittelbar nachher. Als dieses geschehen war, kehrte er zu seinem Baume zurück, und kam noch gerade zur rechten Zeit; denn das Wasser reichte seinem Katecheten schon bis an den Hals. Er band ihn sofort los und half ihm einen höheren Ast zu ersteigen. — Gegen Abend desselben Tages begann das Wasser zu fallen. Sobald der Missionär den Fuß auf die Erde setzen konnte, wollte er die Indianer aufsuchen, die er noch lebend zurückgelassen hatte; allein sein Schenkel, worin der Dorn geblieben war, schwoll immer mehr an, und war so schmerzhaft, daß er sich genöthigt sah, nach einigen Schritten inne zu halten. Man mußte ihn nach der nächsten Mission tragen, wo er gepflegt wurde. Doch konnte er nicht vollkommen geheilt werden, und zweiundzwanzig Jahre hindurch, die er noch lebte, behielt er eine schmerzhafte Wunde; nichtsdestoweniger trat er wieder seine apostolische Wirksamkeit an.

Es wird jetzt Zeit, daß wir auf den Bericht des P. Heinrich Richter über die Ermordung von drei Jesuiten im Orinoker-Land zurückkommen. Die Veranlassung dazu gibt er im Folgenden an: „Die Orinoker, besonders die Weiber, sind so rachgierig, daß sie eine empfangene, oder auch ihren Vorfahren zugefügte Unbill über fünfzig Jahren ahnden und rächen werden, und zwar mit solcher Grausamkeit, daß sie einander tödten und gefangen nehmen; die Gefangenen aber den angrenzenden Karaiben verkaufen, welche dieselben mästen, und auf ihren Haupt-Festtagen als ihre besten Leckerbissen gesotten oder gebraten verzehren. Solchem rasenden Gebrauch zu Folge trug es sich zu, daß in der Mission des seligen P. Ignaz Fiol das gesammte Weibervolk einer Gemeinde sich fest vorgenommen hatte, wegen einer uralten Beschimpfung eben auch das weibliche Geschlecht einer andern Orinoker-Völkerschaft bei der Nacht zu überfallen, zu fangen und an die Karaiben zu verhandeln, und alle Anstalten zu diesem Hexenzuge waren schon getroffen. Gegen ein solches Unterfangen hat aber der erwähnte P. Fiol so scharf geprebigt und alle Mittel angewendet, einen solchen unchristlichen, ja unmenschlichen Brauch abzuschaffen, daß nicht allein jener Weiberkrieg unterblieb, sondern auch Vorsorge getroffen wurde, daß fernerhin die Orinoker-Weiber den Karaiben keine Gefangene mehr verkaufen durften.

„Es ist eine offenbare und erdichtete Lüge, daß ein spanischer Soldat einen vornehmen Indianer ermordet und den Landes-Inwohnern dadurch zu diesem Priestermord Anlaß gegeben habe. Denn die spanischen Krieger sind erst im Monat November mit einem italienischen Jesuiten im Lande angelangt, während die Missionäre schon vorher Mitte Oktober massakrirt wurden, nicht von den Einwohnern oder Orinokern, welche die Patres ungern verloren, sondern von den Karaiben, die von jenen Orinoker-Weibern aufgewiegelt waren, die ihnen keine Gefangene mehr liefern durften. Die Karaiben fielen mit einem großen Haufen, von welchen viele mit zwei Pistolen im Gürtel und einem Säbel in der Hand bewaffnet waren, da sie mit den Holländern und Engländern verbündet waren, unversehens in das Gebiet der Orinoker, nicht um den Indianern dortselbst zu schaden, sondern nur die vier Jesuiten, die auf vier ver-

schiedenen Missionen und Dorfschaften weit von einander entfernt waren, umzubringen. Zu diesem Ende, damit der Streich nicht fehlschlüge, haben sich die Karaiben in vier starke Rotten vertheilt, deren jede zu gleicher Zeit und in derselben Stunde einen Missionär tödten sollte; den Orinokern aber drohten sie, ihr Land mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn sie die Patres beschützen oder sie warnen würden; sie versprachen hingegen, daß sie ihnen kein Leid zufügen wollten, wenn sie sich ihnen weder widersetzen, noch das Geheimniß verrathen würden.

„Sie zogen also aus, eine jegliche Schaar nach dem bestimmten Ort, und am Abende vorher schickten sie Spione voraus, um den Weg und alle Umstände genau auszukundschafen. Die Sache ging ihnen mit drei Missionären nach Wunsch; denn sie nahmen dieselben gefangen, warfen ihnen einen Strick um den Hals; schleppten sie auf recht barbarische Weise auf der Erde umher, hackten ihnen Arme und Beine ab, zerfetzten mit dem Säbel ihre Leiber und ließen sie in ihrem Blute liegen. Sie schlugen ihnen auch die Köpfe ab und nahmen dieselben mit, um aus den Hirnschalen Trinkbecher zu machen. Die Namen der drei Marthyrer sind: P. Ignaz Fiol aus Majorka, P. Kaspar Pöck oder Beck aus der oberdeutschen, und P. Ignaz Tobast aus der flandrischen Provinz, welcher letzterer kurz vorher aus Europa in diese barbarischen Länder gekommen war. Gebe Gott, daß, nachdem wir viele Seelen in diesen Ländern gewonnen haben, unsere Arbeiten mit demselben Lorbeerkranz gekrönt werden.

„Der vierte Missionär war ihnen zu gescheit; da nämlich die Spione so laut miteinander geredet haben, so hat er ihr Vorhaben am Abende vorher entdeckt. Er setzte sich um Mitternacht auf sein Maulthier und ritt heimlich in einen endlosen dichten Urwald davon, in welchem er ohne eine andere Nahrung als Wurzel und Kräuter zu genießen, hundert Tage lang umherirrte, bis er wieder unter die Leute kam. Die Karaiben waren mit dem Blute der drei Priester noch nicht zufrieden gestellt, sondern plünderten auch die Kirchen und Wohnungen aus; der eine legte ein Meßgewand, der andere eine Albe an, gingen dann wieder auf ihre Nachen und beim Abzuge thaten sie aus ihren Pistolen etliche Freudenschüsse, um sich damit ihrer schönen That zu rühmen. Die Gewehre zu diesem Mord haben die Holländer hergegeben.

„An der Wahrheit dieses Berichtes, den ich von dem P. Prokurator besagter Missionen selbst vernommen habe, darf Niemand zweifeln."

Der Müßiggänger ist nicht nur eine unnütze Last der Erde, nicht blos ein unfruchtbarer Baum, der seine Stelle nicht werth ist; er ist zugleich ein schädliches Gewächs, das den gesunden, nützlichen Gewächsen der Erde Saft und Boden wegstiehlt; er ist ein krankes Glied an dem Leibe der menschlichen Gesellschaft, das die gesunden Gliedmassen ansteckt und weiter nichts als Verderben und Zerrüttung fortpflanzt, indem es die Güter der Erde und des Lebens der verschlingenden Vergnügungssucht opfert. Er ißt nie sein verdientes Brod; denn ohne Arbeit verdient man sich keines. Sailer.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Der Geizige.

Eine rheinische Sage. Von Fr. Krafft.

Vor vielen, vielen Jahren war's, da lebte am schönen Rheinstrome in fruchtreicher Ebene ein gar wohlbegüterter Mann, der zugleich Kübler oder Faßhauer war. Markig, fast reckenhaft war seine Gestalt, und wenn er mit den Gesellen vor der Werkstatt seines Handwerks waltete, da krachten unter seinen Axthieben die Holzstämme, die zu Faßspeichen zerstückelt wurden; da erklangen Beil, Hobel und Hammer so gewaltig, daß die ganze Nachbarschaft erdröhnte. Und der unverdrossene Fleiß des Meisters trug auch goldene Früchte. Von Woche zu Woche mehrten sich die Bestellungen neuer Fässer; im ganzen Umkreise erstanden sich die Winzer ihre Traubenbottiche und Weinfässer bei jenem Kübler. Dieser schmunzelte; denn Jahr um Jahr wuchs sein Besitz an baarem Gelde, an wohlgelegenen Wiesenbreiten oder Fruchtäckern, an rebenbestellten Abhängen.

Bei solchem Gelingen seiner Hände Arbeit hätte man wohl denken sollen, daß der Kübler gerne von seinem Ueberflusse an Arme und Dürftige abgegeben, daß er eine offene Hand für Noth und Elend gehabt! Leider war dem nicht so. Des fleißigen und gewandten Meisters Herz hing zu sehr an Geld und Gut, und die Mehrung dieses Besitzes war seine einzige Freude, sein höchster Stolz. Aus Geiz hieß er meist die Armen ohne Gaben von sich weggehen; aus Geiz ließ er sogar sein altes Mütterchen, nachdem es sein Leben lang für den Sohn sich abgemüht und nunmehr siech und arbeitsunfähig geworden war, darben an Nahrung und Kleidung.

* * *

Es war an einem sonnenklaren Oktobertage. In der Werkstatt des Faßhauers ging es heute besonders lebhaft und fleißig her; man arbeitete mit allen Kräften und mit Aufbietung des besten Könnens an einem Riesenfasse, das ein einflußreicher Fürst vom Rheine bestellt, und das vor der heurigen Ernte noch abgeliefert werden mußte. Denn der Traubensegen versprach in diesem Jahre besonders groß zu werden: auf den Rebenhängen und an den Häuserwänden blinkten die prächtigsten Trauben goldklar oder purpurgleißend aus dem grünen Weinlaube hervor, und dazu schien die Sonne noch Tag für Tag so heiß auf das rheinische Land hernieder, daß die Rebfrüchte immer saftreicher aufquollen und zu edelster Reife gediehen.

Des Meisters Gesicht glühte vor Arbeitsfreude und stolzer Hoffnung auf die Zukunft. Nicht blos, daß die Bestellung des heimatlichen Fürsten seinem Stolze schmeichelte und seinen Namen noch klangreicher machen mußte in rheinischen Gauen; nein, er gedachte auch, das Riesenfaß mit eigenem feurigsten

Weine zu füllen und diesen edlen Rebensaft dem Fürsten zum Verkaufe anzubieten.

Welche Aussichten für die Zukunft! Des gold- und ehrsüchtigen Mannes hoffnungtrunkener Blick schweifte bald zu dem Rebhügel hin, der unweit seines Hauses weithin vor dem Blicke sich dehnte und Trauben in so reicher Fülle bot wie seit Menschengedenken nimmer, bald über das Riesenfaß, an dessen letzten Reifen die Gesellen jetzt eben dröhnend hämmerten.

In diese hoffnungsfrohen Gedanken fuhr auf einmal — wie ein dunkler Wolkenschatten über eine sonnengoldene Flur — eine leise, klagende Stimme:

„Erbarmen," klang es an des Faßhauers Ohr, „habt Erbarmen, Meister, und laßt einer armen, durstigen Frau einen frischen Trunk reichen!"

Der Meister schnellte um. Eine tiefgebückte Bettlerin, in ein faltenreiches, zerschlissenes Gewand gehüllt und auf einen rauhen Krückenstock gestützt, stand zitternd vor ihm und ließ flehend ihren Blick auf ihn ruhen. Um ihr Haupt wand sich ein dichter Schleier, der auch ihr Gesicht beinahe vollständig verhüllte. Einen Augenblick durchrieselte den Meister ein Gefühl des Mitleides. Allein schon im nächsten Momente schüttelte er diese edle Rührung von sich ab und fuhr die Bettlerin an:

„Schert Euch Eures Weges! Bei mir gibt's Fässer und keine Getränke!"

„O, nur einen einzigen Schluck Weines für meine lechzende Zunge!" flehte rührend die Bettlerin; „nur einen Tropfen von Eurem Ueberflusse!"

„Nein! Ich hab' andere Verwendung für meinen Rebensaft, denn für Bettelweiber!"

Die Gestalt der Bettlerin fuhr etwas empor; allein sie bezwang sich und wurde eindringlicher:

„Nun, dann fleh' ich nur um einen Schluck Wasser, Meister! Ich bin elend und so verschmachtet, daß meine Füße wanken."

Aus der arbeitharten Faust des Faßhauers sank klirrend der Hammer zu Boden; zornig trat er einen Schritt näher an die Bettlerin.

„Fort mich Euch!" drohte er. „Ich will nicht gestört sein. Ich hab' andere Sachen zu thun, als mich mit einer Landstreicherin herumzuzanken."

Seine Augen funkelten, seine Rechte wies energisch auf die Straße, die dem Rheine entlang lief. Da reckte die Bettlerin jäh ihre Gestalt empor — der Krückstock polterte auf die Erde, und herab sanken auch die Hüllen des Schleiers und Mantels; eine leuchtende Gestalt stand vor dem entsetzten Meister, voll jugendlicher Anmuth und Schönheit, umflossen von einem rheingrünen Gewande und geschmückt mit einem Kranze von Wasserrosen. Ihr herrliches Haupt war hoch erhoben, ihre weiße, schlanke Rechte gegen den hartherzigen Geizhals drohend ausgestreckt.

„Weh' Dir!" hub sie mit klangvoller, erhobener Stimme an, „weh' und abermals wehe Dir! Deine Lieblosigkeit gegen Deine Mutter und die Armen schreit zum Himmel empor und schreckt sogar uns Wasserfeen aus dem stillen Grunde des Rheines auf. — Der Rhein, unser Element, der Dir so viel Nutzen und Segen gespendet, soll Dir fürderhin nicht mehr ersprießlich sein; keine gedeihliche Feuchtigkeit wird er mehr Deinen Saaten und Reben spenden. Ver-

dorren und verderben sollen sie Dir, und nicht einmal dieses stolze Faß, an dem Du arbeitest, soll das stärkende, reinigende Naß des Flusses trinken! Vergeblich und segenlos sei fürderhin Deiner Hände Werk, ruhe- und glücklos Deine Seele, bis Dein Herz sich milder gestaltet für Mutter und Arme, bis Deine Gesinnung den Stolz und Uebermuth verloren hat!"

Ihr blitzendes Auge drohte den Geizhals zu durchbohren, ihre zarten Hände machten eine rasche Bewegung des Unsegens über den Meister, über das Faß und die ganze Besitzung. Dann that sich mit einem Male eine lichte Wolke vom Rheine her auf, hüllte die hohe Gestalt der Wasserfee in ihre wallenden Schleier und führte sie zurück in das feuchte Element.

Halbstarr vor Staunen und Schrecken standen Meister und Gesellen da und schauten nach der Stelle, wo die Rheinfee verschwunden war. Indessen fand der Faßhauer zuerst wieder die Fassung; er schüttelte, wie wenn er etwas Unliebsames von sich losrütteln wolle, und lachte halb grimmig, halb höhnisch vor sich hin. Sein Hammer sauste wie toll auf das Riesenfaß nieder, indeß er wegwerfend rief, obgleich in seiner Stimme noch immer ein offenbares Grausen bebte:

„Spuk, leerer Spuk, von unholden Wesen getrieben, die neidisch sind auf mein Glück! Aber ich schere mich nimmer daran und pfeif' auf solche Drohungen!"

Gerade in diesem Augenblicke kam sein altes Mütterchen an einem Stocke herangehumpelt. Wie elend und vergrämt sie aussah! Wie ärmlich schlotterten ihr die zerschlissenen Kleider um den schlechtgenährten, hinfälligen Körper! Aber trotzdem war ihre Liebe zu dem harten Sohne nicht erloschen; sie hatte den Vorgang mit der Rheinfee vom Fenster ihres kümmerlichen Aushaltestübchens mit angesehen und warnte nun den Meister mit flehenden Gebärden:

„Mein Sohn, mein Sohn, höre auf die Stimme Deiner besorgten Mutter! Die Drohung der Rheinfrau, die schon des öfteren Bösewichte bestraft und gute Menschen belohnt hat, wird an Dir in schreckliche Erfüllung gehen, wenn Du Deines Herzens Härte nicht milderst, wenn Du nicht besser wirst gegen die Armen und kindlicher gesinnt gegen mich, Deine alte, gramgebeugte Mutter."

Thränen rannen ohne Aufhör aus der Greisin Auge, heiße, bittere Thränen; — den eisenharten Sinn des geizigen Sohnes vermochte dies noch immer nicht zu rühren.

„Ei, sieh da!" brummte er. „Kaum daß ein Klageweib fort, erscheint ein zweites. Und das eine ist eine ebenso schlimme Hexe wie das andere. Sofort mit Dir in's Haus, daß ich Dein Gejammer nicht mehr anzuhören brauche!"

Schluchzend schlich das greise Mütterchen von dannen. Ihr Sohn aber rief großspurig, als eben der letzte Hammerschlag auf das Faß niedergefallen war:

„So, das Faß ist fertig! Und nun sofort zum Rheine damit zur Spülung! Schon in der nächsten Minute wird sich's finden, welche Thorheiten die Rheinhexe uns vorgeschwatzt hat."

Mit vieler Mühe rollten die Gesellen das schöne Faß an den Rhein, bis an das Flußbett. Aber o Grausen! Die grünen Wellenfluthen, die melodisch

murmelnd zu Thal rollten, theilten sich urplötzlich zur Rechten und Linken von dem Fasse ab, um nach Umfließung desselben wieder zusammenzustoßen und ihren Weg fortzusetzen; kein Tropfen netzte das Werk des Geizhalses, Welle auf Welle schlüpfte vorbei, wie in scheuer Furcht vor der Berührung mit dem Fasse. Den Meister überrieselte es eisig, aber sein Trotz blieb ungebrochen.

„Tiefer in den Fluß hinein!" schrie er die Gesellen an; „das Wasser ist am Ufer nicht hoch genug zur Spülung des Fasses!"

Die Gesellen schoben das Faß tiefer in das Flußbett, aber überall huschten die Wellen scheu daran vorüber; es blieb leer und trocken, wie wenn es auf dem Lande befindlich. Den Gesellen wurde ihre Arbeit unheimlich; sie zogen das Faß an's Ufer und baten ihren Brodherrn, eine andere Arbeit beginnen zu dürfen. Ueber diesen aber war plötzlich ein unbändiger Zorn gekommen: er fluchte und wetterte, daß es das Gerausche der Rheinwogen fast überschallte, und versuchte immer wieder die Spülung seines Fasses in den grünen Wellen des Stromes, — stets vergeblich.

Da übermannte den harten Mann plötzlich ein furchtbares Grausen, eine peinigende, düstere, angstschwüle Stimmung; wie irr ruhte sein Blick auf dem unheimlichen Fasse, mit geheimem Grauen schaute er von diesem immer wieder auf die üppigen Wellen des Stromes, die schwatzend, wie höhnend, an Meister und Meisterwerk vorbeitanzten. Schon sank die Nacht auf Berg und Thal und Fluß hernieder; schon wallten lange, weiße Nebelgebilde über die Wasser hin, und noch immer verharrte der Faßhauer in seiner peinvollen Stellung am Rheine. Erst als Mond und Sterne ihre Silberlichter auf die Wellen niederrieseln und wie irrende, flimmernde Gedanken vor den Augen des angst- und zweifelgepeitschten Mannes einherzucken ließen, da stürmte er, wie von unsichtbaren Geistern gejagt, heimwärts.

Allein der nächste Morgen sah dasselbe Schauspiel: still, in sich gekehrt, voller Tiefsinn und Schwermuth, stand der Meister am Rheinesstrande bei seinem Lieblingsfasse. Ein paar Mal hatte er noch die Spülung versucht, aber stets mit derselben Erfolglosigkeit, wie anfänglich. Und Tag um Tag, Woche für Woche verharrte nun der Meister am Rheine bei seinem Fasse; mochte der Regen vom Himmel niederströmen oder die Sonnenstrahlen mit verzehrender Gluth auf ihn niederbrennen, — sinnend und grübelnd, voller Grauen und Herzenselend stand der Kübler an jener Schreckensstelle. Sein Haar erbleichte, seine Züge verfielen, die reckenhafte Gestalt beugte sich vornüber.

Und sein Handwerk? Ohne Segen, ohne das Auge und die Mithilfe des Meisters ging es stets mehr abwärts; das ehedem rastlose Schaffen und Hämmern in der Werkstatt war verklungen; Lehrbube und Geselle lehnten faul und müßig in der Thüre und spöttelten über ihren Herrn am Rheine. Kein Auftrag, keine Bestellung lief mehr ein, da Jedermann den Meister für fluchgetroffen erachtete und seine Berührung scheute. Vergeblich und segenslos, wie die Rheinfee es vorhergesagt, wurde wirklich des Küblers Handwerk, und selbst der reiche Ernteseegen ging, da nicht zur rechten Zeit eingeheimst, fast völlig zu Grunde.

Das Alles focht aber den Meister nicht an: sein Platz blieb nach wie vor

bei dem Unglücksfasse, seine Traurigkeit drohte ihm das Herz zu zerdrücken. Und Niemand kam dem Armen zu Hilfe; Jedermann scheute ihn wie verderbenbringendes Feuer.

Nur ein Herz schlug noch immer für ihn; ein Herz litt mit ihm und sorgte sich um seine Rettung — das Herz seines alten, verkannten, verkümmerten Mütterchens. Nimmer hatte sie aufgehört, ihn zu bestürmen, ihn anzuflehen, er möge doch die Härte seines Gemüthes in Milde und Güte umwandeln, um sich derart die Huld der Rheinfee wieder zu gewinnen. Allein stets waren ihre Worte machtlos vom Herzen des Sohnes abgeprallt; keine Reue ob der Vergangenheit, keine weichere Gesinnung zog ein in seine Seele.

Und der Herbst verrann, um dem Winter Platz zu machen, und noch immer stand der Meister am Rheine neben seinem nunmehr eisglitzernden Fasse. Die Wogen des Stromes führten Eisschollen und hauchten eine erstarrende Kälte aus.

Doch siehe da! In ihrem ärmlichen Kleide, bebend vor Frost und Schwäche, wankt des Meisters Mütterlein daher. Es ringt die Hände zum Rheinstrome und fleht mit schwacher Stimme:

„O hehre Fee des Stromes! Du bist, wie bekannt, mildherzig und gut! So habe denn auch Mitleid mit einem zerrissenen Mutterherzen! Verzeihe meinem Sohne, heile ihn von seinem Schwermuthe, gieße ihm Milde und Menschenliebe in die Seele! Sollte aber seine Seelenhärte noch weitere Sühne erheischen; sollte dein Zorn gegen ihn noch mehr Leiden verhängen müssen, so triff mich damit, laß mich leiden für meinen Sohn!“

Die Höhe der Seelenerregung, die Kälte und Schwäche hatten die Kräfte der Greisin erschöpft; sie sank langsam an ihrem Stocke zur Erde nieder, nicht ohne auch in dieser elenden Lage noch einen Blick der Liebe und Beschwörung auf ihren Sohn zu werfen. Diesem war es bei jenem Opfersinne der Mutter glühendheiß zum Haupte gestiegen; sein Herz begann heftig zu pochen, und eine nie empfundene Wärme, ein Hochgefühl für die gute Mutter, stieg in ihm auf, wie er es seither nie empfunden. Also für seine Unkindlichkeit, seine Härte und Herzlosigkeit hatte sie nur Liebe, so große Liebe, daß sie sein eigenes Leiden tragen wollte! Er athmete tief auf, — eine brennende Reue klopfte an seine Seele, — zum ersten Male seit langer, langer Zeit.

Mit dem Ausrufe: „Mutter, Mütterchen!“ stürzte er auf die niedergesunkene Greisin zu, hob sie empor und hielt sie warm und weich an sein Herz gepreßt. „Mutter, Mütterchen, Verzeihung, Verzeihung!“ rief der Meister, während ein Strom heißer Thränen auf die Greisin niederrann.

Diese schlug langsam die Augen auf, die ihr vor Kälte und Mattigkeit zugefallen waren, und blickte ihr Kind glückselig an.

Den Meister durchschauerte es wonnig: wie Eis unter dem Gluthblicke der Sonne, so schmolz unter jenem liebevollen Augenaufschlage des Mütterchens das letzte Harte und Unliebsame seines Herzens zusammen und rann in immer stärkeren Tropfen aus seinen Augen herab; zugleich fühlte er auch sein ganzes Wesen von der seitherigen Schwermuth und Niedergeschlagenheit frei werden; in neuem Reize, in rosigem Schimmer erschien ihm das Leben. Und er hauchte

alle jene Glücksgefühle auf das selig in seinen Armen ruhende Mütterchen hernieder, flüsterte ihr zu, wie er sie nun zeitlebens als guter Sohn ehren und lieben, und wie er auch gegen darbende Mitmenschen mildthätig und freigebig sein werde.

Da rauschte es plötzlich vor Mutter und Sohn auf, und vor dem freudetrunkenen Auge des Meisters spielte sich eine wundersame Szene ab: Die klaren Wogen des Stromes schwollen sachte über das Ufer, umspülten mild und weich das Riesenfaß und tränkten es bis zum Rande. So war der Bann der Rheinfee gelöst von jenem verhängnißvollen Fasse, aber auch der Bann des Geizes und der Herzenshärte war für immer gewichen von des Meisters Seele; mit glückseligem Gefühle der Kindesliebe trug er vorab sein Mütterchen zur Pflege nach Hause und ward ihr zeitlebens ein guter, ja, der beste Sohn.

Und die Armen, die Darbenden? Sie fanden in dem Winzer und Faßhauer, in dessen Haus auch alsbald wieder geordnete Verhältnisse und mit diesen neuer Wohlstand, neuer Ueberfluß einzog, einen väterlich besorgten Berather und Helfer in allen Lebenslagen, auf den sie mit Liebe, ja mit Bewunderung hinblicken.

„Sie haben meinen Vater beschimpft.“

Ein heiligmäßiger Mann mußte auf seiner Reise aus Mangel an Platz sich neben den Kutscher auf den Bock setzen. Dieser stieß, seiner alten, schlechten Gewohnheit folgend, alsbald heftige Flüche und Gotteslästerungen aus.

Sogleich wies ihn der Heilige kräftig zurecht und gab ihm eine scharf Ermahnung. Der Kutscher wurde zornig, ließ die Pferde halten und schrie laut über die ihm zugefügte Beschimpfung.

„Unglückseliger!“ antwortete der Heilige mit Würde. „Sie haben mich beleidigt. Sie haben meinen Vater beschimpft, und wer gibt Ihnen das Recht, meinen Vater so zu behandeln?“

„Ihren Vater?“ sagte der Gotteslästerer, der über diese Worte noch mehr stutzte, als vorhin bei der Zurechtweisung.

„Ja, gewiß,“ versicherte der Heilige, „Gott ist mein Vater und der Ihrige; warum also schmähen Sie ihn, wie Sie es soeben gethan haben?“

Der Kutscher stotterte einige Entschuldigungen, sah aber sein Unrecht ein und besserte sich.

Ach! wie oft verdienten ähnliche Gotteslästerer, körperlich und geistig gezüchtigt zu werden! Halten wir nur das Bewußtsein unserer Kindschaft recht lebhaft in unserer Seele, damit wir wenigstens nicht gleichgültig werden gegen die Lästerungen und Beleidigungen unseres Vaters, und entschädigen wir ihn nach Kräften durch Akte der Anbetung, Liebe, der Demuth und des Gehorsams!

— Vertrauen zu Gott bringt Rath vom Himmel, der so sanft niederthaut, wie der Regen aus den Wolken. Ant. Perez.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: **"SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Die Berufswahl der Kinder.

Nach Beendigung jeden Schuljahres stehen viele Eltern vor der schwierigen Frage: „Was soll aus unserm Sohne werden, damit die getroffene Wahl des Berufes seiner Befähigung und seinem Fortkommen entspreche?" Die Berufsfrage ist nach allen Seiten hin beleuchtet und besprochen worden und auch wir haben diesen Stoff schon häufig genug abgehandelt. Bei den jetzigen Zeitverhältnissen ist die Frage eine besonders schwierige geworden und es heißt durchaus nicht „Wasser in's Meer tragen", wenn man auf dieses für so viele Eltern interessante Thema wieder zurückkommt. Die Berufswahl kann für viele Eltern und ihre Kinder verhängnißvoll werden, denn die menschliche Eitelkeit übt gar oft einen traurigen Einfluß auf die Entschließungen aus. Sogar auf dem Lande tritt dies hervor. Es heißt dort: „Der Sohn muß in die Stadt." Er darf bei Leibe nicht das Geschäft des Vaters erlernen, nicht „Bauer" werden. In den Städten heißt es dagegen ebenso häufig beim Gewerbetreibenden: „Mein Sohn soll es besser haben, wie ich, mein Sohn soll sich nicht abrackern und plagen und in kleine Verhältnisse sich schicken müssen; er soll und muß es besser haben! Darum muß er Kaufmann, Fabrikant, Techniker, höher gestellter und besser bezahlter Beamter u. s. w. werden, der sich nicht so zu beugen nothwendig hat u. s. w." Denn leider ist die ehrliche Handarbeit in Stadt und Land vielfach und sehr unberechtigt in Verruf gerathen und daraus hat sich eine „moderne Krankheit", das Bestreben nämlich, herausgebildet, die Kinder und dadurch sich selbst in eine nach den „modernen, aber nicht christlichen Ideen" höhere Rangordnung einzugliedern. Das „Geschäft des Vaters" zu erlernen ist in Stadt und Land „altbacken" geworden; höher hinaus wollen Viele mit ihren Kindern, gleichviel, ob es ihnen selbst oder den Kindern zum Segen gereicht, gleichviel, ob der Geldbeutel dazu

langt, oder ob die Kinder nach ihrer geistigen Befähigung zum höhern Studium überhaupt sich eignen! Die Sucht, die Kinder in eine „höhere Rangstufe", als sie die Eltern einnehmen, zu bringen, entspringt neben der modernen Mißachtung der Handarbeit auch einer falschen Scham vor dem eigenen Stande! Und doch gibt es nichts Schöneres, als wenn der Sohn den Beruf des Vaters fortsetzt; denn er kommt da in der Regel in ein gemachtes Bett, in eine Existenz, die sich der Vater oft hatte mühsam aufrichten müssen. Das Bestreben unserer Zeit, die Kinder vor harter Arbeit zu schützen und sie womöglich „wissenschaftlich" ausbilden zu lassen, ist auch unwirthschaftlich. Viele Eltern wählen für ihre Kinder häufig genug Berufe, welche so hohe pekuniäre Opfer erfordern, daß sie dieselben auf die Dauer nicht bringen können; dadurch entsteht der Stand der sog. „Halbgebildeten", welche weder für's Gelehrtenfach, noch für den Handwerker-, landwirthschaftlichen und Arbeiterstand taugen. Denn für's Gelehrtenfach haben sie zu wenig Kenntnisse erworben und für den Arbeiterstand dünken sie sich, weil die Erlernung zu spät kommt, zu „fein" und wollen deshalb auch nichts mehr lernen.

Es ist eine durchaus irrige Behauptung, daß dem Handwerke besonders durch den Kampf mit der Großindustrie der goldene Boden vollständig entzogen sei. Beinahe jeder Handwerker, der etwas Tüchtiges gelernt hat, wird heute sein Fortkommen finden, gleichviel ob er Schneider, Schuster, Schreiner, Bäcker, Metzger u. s. w. ist. Dabei kann nicht geleugnet werden, daß es auch unter den Handwerkern „Halbgebildete" und „Pfuscher" gibt, welche sich dem oben genannten Proletariat der „Halbgebildeten" zur Seite stellen können. Was man lernt, muß man eben voll und ganz lernen. Sich des Handwerks zu schämen, soll und braucht sich Niemand. Daher mögen Eltern und Vormünder sich den Fall wohl überlegen, zu welchem Stande sie ihre Kinder und Pflegebefohlenen zu bestimmen gedenken. Im Handwerker- und Bauernstande hat der Staat die Wurzeln seiner Kraft, wenn sie auch vom „Zahn einer liberalen Zeit", in welcher allerlei „Talmi-Freiheiten" als echt goldene gepriesen werden, auch etwas angegriffen sind. Der Handwerkerstand, wenn in lebensfähige Innungen gegliedert, ist auch eine ernste und rechte Schule der Erziehung, welche kein Staat, ohne sich selbst zu schaden, entbehren kann. Ein blühender Handwerkerstand bewahrt die Familien- und Standesehre heilig, er vererbt sie von Vater zu Sohn, von Meister zu Geselle, von Innung zu Innung. Für unsere Handwerkerverbände gilt in sittlicher Beziehung das Gesetz der Solidarität — und in dieser Gemeinschaft wächst ihre Kraft. In dieser sittlichen Solidarität — Gemeinschaft, wie sie in unserm Bauern- und Handwerkerstande noch besteht, liegt aber für Staat und Familie ein ungeheurer Segen. Man bringe also das Handwerk wieder zu Ehren und das geschieht am sichersten durch die Zuführung tüchtiger junger Kräfte als Lehrlinge, besonders aus denjenigen Ständen, die sich bisher für's Handwerk zu gut gedünkt hatten. Dann wird auch der in kräftige Innungen gegliederte Stand der Handwerker wieder zu einem — wie er es verdient, hoch geachteten, welchem der goldene Boden des Wohlstandes nicht fehlen wird, erwachsen. Es heißt nicht umsonst: Nur ein wohlhabender Mittelstand bleibt ernst genug, das Leben auch von sei-

ner ernsten Seite anzusehen. Ein wohlhabender Mittelstand hat nicht das Ziel, sich nur ein angenehmes Leben zu schaffen, sondern er bewahrt die Rücksicht auf seine Entstehung und Fortkommen, die ganze Entwickelung der Menschheit, und er bewahrt sie nicht nur für sich, er bewahrt sie auch für die übrigen Stände des Volkes; er prägt den Charakter dieses seines Strebens der ganzen Gesellschaft auf. Wenn daher der wohlhabende Mittelstand (der Stand der Handwerker und mittleren Landwirthe) untergeht, dann geht der ernsthafte wissenschaftliche Sinn im Volke zu Grunde, dann finden wir Luxuswirthschaft und Luxuskultur. — Und daß dieses der Zug der Zeit ist, wird Niemand verkennen. Daher gilt es, den Mittelstand durch Zuführung der besten Elemente aus dem Mittelstande zu kräftigen. Daher führe man dem ehrlichen Handwerke wieder die besten Kräfte zu, denn diese sind gerade gut genug, um dem Handwerk seinen goldenen Boden zu erhalten. Gott segne das ehrbare Handwerk!

Turnerweisheit.

Der Turnverein „Milwaukee" hat dem dortigen „Herold" zu Folge einstimmig und ohne Widerspruch beschlossen:

„Die Förderung der Sittlichkeit, und des Guten ist nicht abhängig vom Glauben an eine Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode, sondern die Erziehung und Veredelung des Menschengeschlechts vollzieht sich nach vernünftigen, wissenschaftlichen Prinzipien."

Dieser epochemachende Beschluß war das Ergebniß einer längeren Debatte, in welcher die andere Seite auch nicht einen Vertreter fand.

Aber selbst wenn sämmtliche Turnvereine des Landes einstimmig und ohne Widerspruch beschlössen, daß „die Förderung der Sittlichkeit und des Guten (sic!) nicht abhängig vom Glauben an eine Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode" sei, so würde dadurch weder das Naturgesetz noch das Faktum aus der Welt geschafft, daß dieses Gesetz, wie alle Gesetze, zu seiner Durchführung einer genügenden Sanktion bedarf, die irdische Sanktion aber unvollkommen und deshalb ungenügend ist.

Es ist eine Erfahrungsthatsache, daß der Wille des Menschen, will man anders nicht seine Freiheit aufheben, nur durch die Aussicht auf Güter oder Uebel wirksam zur Beobachtung der Gesetze angetrieben werden kann. Die vom Gesetzgeber bestimmten Güter oder Uebel aber heißen Belohnungen oder Strafen.

Nun ist es ja richtig, daß mit dem Naturgesetz, dessen beständige Beobachtung dem Menschen mitten unter den Verlockungen des Bösen so viele und schwere Opfer auflegt, schon in diesem Leben eine gewisse Sanktion verbunden ist. Sie führt schon hier auf Erden zu manchen Gütern, während die Uebertretung ihrer Natur nach manche Uebel im Gefolge hat. We-

sentlich hängen mit der Gesetzeserfüllung zusammen die Tugend und das Bewußtsein gethaner Pflicht. Naturgemäß ergeben sich aus ihr leibliches Wohlergehen, während Unmäßigkeit und Zügellosigkeit Schmerzen und Krankheiten nach sich ziehen. Moralisch aber folgen der Tugend die Achtung, Liebe und Freundschaft der Menschen.

Allein diese natürliche Sanktion des Naturgesetzes ist keineswegs vollkommen. Oft geht es den Bösen im diesseitigen Leben gut, während die Guten im Elend schmachten — eine Wahrnehmung, die bekanntlich schon vor dreitausend Jahren dem Propheten zum Steine des Anstoßes zu werden drohte. (Ps. 72.) Während der Gewissenlose triumphirt und sich der Ungerechtigkeit rühmt, wird der Unschuldige mit Füßen getreten. Dieses Bild wiederholt sich auf jeder Seite der Weltgeschichte. Sollte es wirklich für die Ruchlosen, die auf Erden allen Strafen entgehen, keine Sühne im Jenseits geben?

Diese natürliche Sanktion ist auch ungenügend. Oft muß man seiner Pflicht die größten irdischen Vortheile, ja das Leben opfern. „Man denke an den egyptischen Joseph im Hause Putiphars, an die keusche Susanne, an den greisen Eleazarus, und die Makkabäer, die mit dem Tode ihr treues Festhalten am Gesetze büßten. Mit einem Wort hätte Thomas Morus sich, aus Kerker und Banden befreien und alle seine Ehrenstellen wiedererlangen können. Wenn es keine Sanktion im Jenseits gibt, was hätte dann alle die christlichen Märtyrer abhalten sollen, dem Verlangen ihrer Verfolger zu willfahren und so ihr Leben zu retten? Etwa die Unschönheit der That? Die Furcht vor dem kategorischen Imperativ? Oder die Wahrung der eigenen Würde? Oder die Furcht vor der öffentlichen Meinung oder den Gewissensbissen? Ich glaube, jeder Unbefangene fühlt die Armseligkeit solcher Beweggründe in so feierlich ernsten Augenblicken, wo die höchsten Güter auf dem Spiele stehen und es sich um Sein oder Nichtsein handelt." (Cathrein, Moralphilosophie, I. 356.)

Wird gegen diese altüberlieferte, durchaus vernunft- und erfahrungsgemäße christliche Auffassung geltend gemacht: es sei eine Entwürdigung der sittlichen Ordnung, sie durch Strafe und Belohnung, also auf die Beweggründe der Furcht und Hoffnung zu stützen; — so hat darauf schon Thomas von Aquin mit der Gegenfrage geantwortet: Ist es etwa entwürdigend, daß die Uebertretung der Staatsgesetze mit Strafen geahndet wird? Und ein neuerer Philosoph bemerkt dazu: „Gleichwie der menschliche Gesetzgeber bei der Androhung der Strafen keineswegs beabsichtigt, daß die Untergebenen aus bloßer Furcht handeln sollen, sondern vielmehr wünscht, daß sie aus höheren, edleren Beweggründen die Gesetze beobachten: so versieht auch Gott das Naturgesetz mit einer Sanktion keineswegs in der Absicht, daß man nur, oder wenigstens hauptsächlich, durch Furcht und Hoffnung zum Guten getrieben werde. Er wünscht vielmehr, daß wir aus vollkommenen Beweggründen handeln, z. B. aus dem Beweggrund der Liebe und der Pflicht. Die Guten werden dies auch meistens thun. Aber die große Masse der Menschen wird in Anbetracht ihrer Schwäche und Sündhaftigkeit sich dazu nicht zu erschwingen

vermögen. Und doch muß der Beobachtung des Gesetzes durch Beweggründe nachgeholfen werden, welche für alle Menschen passen."

Von der Religion ganz abgesehen, ist es ein trauriges Zeichen der Zeit, daß in einem aus zahlreichen, gebildet sein wollenden Männern bestehenden Turnverein nicht mindestens die gesunde Vernunft einen Vertreter findet.

Die Stunde der Versuchung.

Folgende wahrheitsgetreue Geschichte wird dem „Wiener Tageblatt" mitgetheilt, die vermöge ihres ergreifenden Abschlusses allgemeines Interesse erregen dürfte: Die Söhne des in Wien wohnenden Grafen B. hatten einen Hofmeister, einen sehr netten, gebildeten, jungen Mann, den man in der gräflichen Familie mit großer Zuvorkommenheit behandelte. Unter Anderem hatte ihm der Graf, ein leidenschaftlicher Sammler von alterthümlichen Sachen, einmal seine Schätze gezeigt und unter diesen fiel dem Hofmeister besonders eine goldene alte Taschenuhr in's Auge, die durch ihre kostbare Arbeit einen Ehrenplatz in dem Glasschrank verdiente. Kurze Zeit darauf stand der Hofmeister wieder vor dem Schranke, in dem die gesammelten Alterthümer aufbewahrt wurden, aber diesmal allein. Er hatte sich heimlich in das Gemach des Grafen geschlichen und, wenn er auch zögerte — denn sein Gewissen mahnte ihn laut, abzustehen von dem ersten schlechten Schritte seines Lebens — seine Hand griff nach der goldenen Uhr und barg sie in der Rocktasche. Der junge Mann war nämlich in großer Geldverlegenheit; er stand in Wien allein, hatte keinen Freund, der ihm helfen und rathen konnte, zur Seite und faßte nun den verhängnißvollen Plan, sich die Uhr anzueignen — nur auf kurze Zeit; er wollte sie verpfänden, am Ende des Monats auslösen und dann wieder an ihren Platz legen. Er verpfändete also die Uhr, deren Abgang dem Grafen nicht auffiel, löste sie am Ersten des Monats aus und begab sich sogleich mit der Uhr in der Tasche in die gräfliche Wohnung, in der Absicht, in einem günstigen Augenblick das entwendete Stück in den Kasten zu legen. Zu seiner Ueberraschung ließ indeß der Graf den Hofmeister zu sich bitten und theilte ihm mit, daß er mit seiner Familie eine dreimonatliche Reise nach Italien antrete und den Hofmeister während dieser Zeit beurlaube. Mit dem Ausdrucke seiner Zufriedenheit und Anerkennung über die Leistungen des jungen Lehrers näherte sich der Graf seinem Alterthümerschrank und sagte: „Um Ihnen einen Beweis meiner Erkenntlichkeit zu geben, bitte ich Sie die Taschenuhr, die Ihnen so gut gefallen hat, als Andenken anzunehmen." Bei diesen Worten wollte der Graf die Taschenuhr aus dem Schranke nehmen, fand sie jedoch nicht. Man mag sich die Empfindungen vorstellen, von welchen der unglückliche junge Mann in diesem Augenblick bestürmt wurde. Der Graf entdeckte nun, daß die Uhr fehle .... Es wurde

eine Untersuchung eingeleitet, und schließlich der Kammerdiener unter dem Verdachte des Diebstahls verhaftet. Der beurlaubte Hofmeister wagte es weder die Uhr in der Wohnung des Grafen zu hinterlegen, noch ein Geständniß abzulegen, wandte sich jedoch nach einigen Tagen schrecklichster Gewissensbisse an einen Advokaten, dem er reumüthig sein Vergehen bekannte, um Rath. Der Advokat konnte in Berücksichtigung aller von dem jungen Manne vorgebrachten Umstände nur den einen Ausweg empfehlen, sich an einen Priester zu wenden und ihm nach Ablegung der Beichte die Uhr mit der Bitte zu übergeben, sie dem Grafen zurückzustellen — selbstverständlich ohne den zerknirschten Sünder zu verrathen. Der Hofmeister that, wie ihm gerathen wurde. Der Graf gelangte in den Besitz der Uhr und verfügte sofort, daß dieselbe dem Erzieher seiner Söhne als Geschenk übermittelt werde; gleichzeitig erfolgte die Enthaftung des unschuldigen Kammerdieners. Dieser wurde nun vor einigen Tagen beauftragt, dem Hofmeister die Uhr zu überbringen. Als der Bote jedoch in die Wohnung des jungen Mannes kam, erfuhr er, daß sich dieser im Krankenhaus befinde — er war in Folge der Aufregungen und Gewissensqualen irrsinnig geworden ....

Vom Lügen der Kinder.

„Mein Kind lügt! — wie kommt es nur dazu?“ So frägt bestürzt und bekümmert manche Mutter und trägt doch oft die meiste Schuld daran, daß ihre Knaben und Mädchen lieber mit schlau ersonnenen Ausflüchten sich aus der Patsche helfen, anstatt irgend ein Versehen ehrlich einzugestehen. „Wie die Alten sungen — so zwitschern die Jungen.“ Die Kinder hören, daß die Mutter vor einem ungelegen kommenden Besuche sich verleugnen läßt, anstatt die wahre Auskunft zu geben: sie sei nicht zu sprechen. Sie achtet nicht der Gegenwart der Kinder, wenn sie hinter einer Person her, der sie eben die schönsten Dinge in's Gesicht sagte, in wegwerfender oder lästernder Weise redet. Wie oft sucht sie mit Hilfe der Kinder irgend etwas vor dem Gatten zu vertuschen oder etwas von ihm zu erreichen. Wie häufig werden die Kinder selbst belogen, indem man ihnen bei Anfällen von Trotz und Ungezogenheit goldene Berge verspricht, Wunderdinge zusagt, die nie Wahrheit werden. Man droht ihnen mit allem Möglichen, oder richtiger Unmöglichen, was passiren wird, wenn, — oder man läßt sie an Bekannte, den Lehrer u. s. w. irgend eine erlogene Botschaft ausrichten, die den Zweck hat, den Eltern oder den kleinen Boten selbst eine Unannehmlichkeit zu ersparen. Und lügt das Kind dann einmal aus eigenem Antriebe, dann ist der Aerger und die Bestürzung groß: „wie kommt mein Kind nur zum Lügen?“ Daran, daß eben die Jungen zwitschern wie die Alten singen, daran denken Letztere in solchen Fällen nicht.

— Wir machen keine neuen Erfahrungen. Aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen.

Wehe dem, der sich gegen seine Eltern versündigt!

Von einem Priester wird eine Begebenheit mitgetheilt, welche in ergreifender Weise schildert, wie der Fluch Gottes auf solchen Kindern ruht, welche sich an ihren Eltern versündigen. Sie lautet wörtlich wie folgt:

Ich habe in der Zeit des pfarramtlichen Wirkens eine Familie kennen gelernt, an die ich noch immer nicht anders, als mit einem wehmüthigen Schauder denken kann. — Zwei alte Männer, welche Brüder waren, hatten ehemals ihre Mutter theils aus Gefühlslosigkeit, theils aus Geiz, im eigentlichen Sinne zu Tode hungern lassen. Freilich geschah das nicht so geradezu; in dem Falle würde man sie wohl beim Kopfe genommen haben. Auch hatten sie wohl die Absicht nicht, ihre Mutter um's Leben zu bringen, sondern man gab ihr so wenig und so schlecht zu essen, daß sie endlich vor Schwäche starb. — Klagen mochte die alte Frau nicht, und es würde ihr auch nichts geholfen haben, denn es wäre zum Prozeß gekommen und die Behandlung wäre noch schlimmer geworden. Von nun an wich aller Segen von beiden Söhnen. Beide hatten sich in einem Dorfe verheirathet; Beide plagten sich mit ihren Weibern und ihren Kindern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und aßen Kartoffeln mit Salz, um sich durchzubringen. Aber es half Alles nichts; Sparen, Geizen, Arbeiten bei Tag und Nacht, Alles war vergebens. Beide Brüder waren und blieben sehr arm. Einer von ihnen, wenn ich nicht irre, der Aelteste, war ein roher, ruchloser Mann, der Ehre darin suchte, vermessene und gottvergessene Reden zu führen und mit schmutzigen und gotteslästerigen Späßen die Gesellschaften zu unterhalten.

Lieber Leser, ich habe ihn sterben gesehen. — Schrecklicher ist mir noch nie etwas vorgekommen! Er saß in einem Lehnsessel, starrte vor sich hin, als wenn er die ganze Hölle vor sich hätte und unter verzweifeltem Brüllen hauchte er die Seele aus. Er hinterließ eine Tochter, eine brave und rechtschaffene Frau. Sie hatte einen armen, einfältigen Mann geheirathet, der aber, nachdem sie viele Kinder geboren hatte, sich hinlegte und starb, wodurch sie eben nichts verlor. Wie sich die arme Frau plagte; um sich und ihre Kinder durchzubringen, das ist unbegreiflich. Sie arbeitete sich zu Tode, ihre Kinder geriethen an den Bettelstab und Haus und Güter in fremde Hände. Ihr einziger Bruder war genau ein so vergessener Mensch wie sein Vater. Auch er starb schrecklich und seine Frau und seine Kinder mußten betteln. Das ist die Geschichte des einen Sohnes der zu Tode gehungerten Mutter, nun auch die Geschichte des andern.

Dieser Greis war kein schlechter, sondern im Grunde ein gutmüthiger Mann, nur daß er gern prahlte und großthat. Seine Frau war auch ein einfältiges Weib, aber doch eine treue, fleißige und gute Hausmutter. Alle ihre Kinder, ein einziger Sohn ausgenommen, waren recht brave, ungemein fleißige und ich darf wohl sagen, gottesfürchtige Leute. Aber das half Alles nichts. Die Eltern arbeiteten sich zu Tode und kamen nicht zum Sattessen. Der älteste Sohn hatte sich in's Haus verheirathet und eine vortreffliche Frau

bekommen. Beide plagten sich Tag und Nacht, aber sie konnten nicht so weit kommen, daß sie satt Brod gehabt hätten; mit Kartoffeln mußten sie sich noch helfen.

Die älteste Tochter heirathete einen geschickten Mann; aber was half's? Sie arbeiteten sich zu Tode und ihm habe ich selbst noch, als er mir mit seinem Bettelsack begegnete, ein Almosen gegeben. Die Kinder sind in die weite Welt gegangen, wohin, das weiß ich nicht.

Der zweite Sohn war ein elender Mensch. Er strotzte von Stolz, ging aus Stolz in keine Kirche, und kein Mensch konnte begreifen, worauf er sich etwas einbildete. Kurz, er lebte und betrug sich so, daß ihm, als er starb, ein ehrliches Begräbniß versagt wurde. Wo die zweite Tochter hingekommen, das weiß ich nicht. Sie war ein besonders gutes, christliches und ehrliches Mädchen.

Der älteste Sohn quälte sich indessen mit seiner Frau durch allen Jammer hindurch. Nach und nach fing das Haus an, ihm über dem Kopf zusammenzufallen; denn er hatte nicht so viel übrig, daß er es ordentlich repariren lassen konnte. Endlich kam er auf den Einfall, diesen Jammerplatz zu verlassen und sich auf einem andern Platz ein neues Haus zu bauen. Gegen alles Vermuthen fand der gute Mann Kredit. Er brach das alte Haus ab, baute ein neues, und nun gelang ihm Alles: er fand Glück und Segen, und „da, wo seine Großmutter vor Hunger starb, wuchsen nur Dornen und Disteln".

Wer sieht hier nicht die Erfüllung der göttlichen Drohung? Denn wenn Gott auf dem Berge Sinai den Kindern, die ihre Eltern ehren, langes Leben auf ihrem väterlichen Erbe verheißt, so folgt aus dem Gegensatze, daß diejenigen, die ihre Eltern mißhandeln, keinen Segen, sondern Fluch finden sollen, und daß der Herr auf diese Weise die Missethaten der Väter heimsucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. —

Obige Geschichte gibt ein warnendes Beispiel und dient zugleich als Beleg von der Wahrheit und Göttlichkeit der Hl. Schrift.

Ein edles Herz.

Ein Pfarrer erzählt aus seinem Leben Folgendes: Als junger Mensch hatte ich in Folge meiner Heißblütigkeit, die wohl die Säfte im Körper hastiger umtreiben und verzehren mochte, als es bei andern Menschenkinder der Fall ist, eine krankhafte Anlage zum Heißhunger, und ich durfte nie eine größere Wanderung zu Fuß unternehmen, ohne etwas Brod zu mir zu stecken, um mir beim Eintreten der Erschöpfung die Kräfte wieder auffrischen zu können; denn es ist bekannt, daß in solchen Fällen ein einziger Bissen Brod, zur rechten Zeit genossen, die Gefahr sofort zu beseitigen vermag. Die Gefahr selbst aber ist eine so große und ich kenne nichts Entsetzlicheres, als die Empfindung des plötzlich ausbrechenden Heißhungers.

Nun war ich eines Tages von D. aus nach der Universitätsstadt gegangen, um mir zum Zwecke des Examens noch einige Bücher zu holen; hatte in

der Stadt verschiedene Freunde besucht, dies und das besorgt, und darüber vergaß ich, als ich gegen Abend den Rückweg antrat, plötzlich die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel.

Der Weg von der Stadt bis nach dem Dorfe ist zwar nicht allzu lang. Ein gesunder kräftiger Mensch kann ihn ohne Schwierigkeit in drei Stunden, mit Sommer noch in kürzerer Frist zurücklegen.

Es war Winter. Der Weg lag ziemlich hoch mit Schnee bedeckt, dessen Kruste so angefroren war, daß sie dem Tritt des Wanderers nur halben Widerstand entgegensetzte, und den Fuß in der Regel einsinken ließ. Ein solcher Weg erschwert das Gehen ungemein. Da noch überdies der Wind mir in's Gesicht wehte, und wiederholt den Mantel zurück warf, so wurden mir die Bücher, die ich bei mir trug, bald genug zur Last.

Noch hatte ich nicht die Hälfte des Weges hinter mir, so brach mir der Angstschweiß aus allen Gliedern, und ich fühlte an Zunge und Gaumen eine Trockenheit, die ich nur zu gut als Symptome des nahenden Heißhungers kannte.

Ich suchte in allen Taschen und bemerkte zu meinem Schrecken, daß ich nichts bei mir hatte, um der Gefahr vorzubeugen. Ein Wirthshaus gab es auf dem Wege nicht. Ich ging langsamer, aber mit jedem Schritte nahm die Mattigkeit zu. Ein furchtbarer Durst stellte sich ein, ein Brennen und Kneipen der entsetzlichsten Art wühlte durch meine Eingeweide: mein Gehirn glühte fieberhaft; der Blick umflorte sich, und ohnmächtig sank ich auf den Schnee hin.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß ich auf einem Brückengeländer des Straßengrabens, unter mir eine zusammengeschlagene wollene Pferdedecke, und vor mir halb über mich gebeugt stand eine kräftige, derbe Fuhrmannsgestalt, mit väterlichem Wohlwollen auf mich blickend.

„Wird's besser?" fragte er mich, als ich ihn anschaute. „Der Heißhunger hat Euch gekriegt; ja, ja, ich kenne das. Hier nehmt noch einen Bissen Brod und dann einen Schluck aus der Flasche da; das wird's thun!"

Dabei hielt er mir die Flasche hin, ließ mich trinken, fühlte mir Stirne und Wangen an, bot mir noch mehr Brod und war froh, als er sah, daß ich mich wieder erhob und wieder Kraft zum Gehen und Stehen zeigte.

Wie mechanisch griff ich in die Tasche und holte ein Geldstück heraus, um es dem prächtigen Manne, ohne den ich eine Beute des Todes gewesen wäre, in die Hand zu drücken.

„Was," sagte er fast barsch, „Geld? Geld für einen Dienst, den jeder Christ um Jesu willen seinem Mitmenschen schuldig ist? Nichts da!"

Beschämt erwiderte ich: „Aber dann nennt mir doch Euern Namen, damit ich doch weiß, wem ich die Rettung meines Lebens zu verdanken habe."

Und was antwortete der schlichte Fuhrmann? „Junger Mann," sagte er, „wißt Ihr denn vielleicht, was für einen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?" Dabei schlüpfte er mir die Hand, nahm seine Pferdedecke und ging zum Wagen, um weiter zu fahren, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Der richtige Schluß.

Ein reicher Bankier zu *** machte Bankerott, das heißt: er zahlte seinen Gläubigern nichts. Drei Leute, die bei ihm Geld eingelegt hatten, trafen sich darnach und klagten ihr Unglück.

„Mich hat der Mann um 30,000 Gulden gebracht," jammerte der erste. — „Mich hat er gar um 50,000 Gulden d'ran gekriegt," klagte der zweite. — „Ich habe glücklicherweise nur 7 Gulden bei ihm verloren," sagte der dritte.

„Wie ist denn das möglich?" riefen die zwei wie aus einem Munde. „Sie haben ja 45,000 Gulden bei ihm stehen gehabt!"

„Jawohl, aber ich habe mein Geld früher von ihm zurückbegehrt, und er hat es mir anstandslos ausbezahlt."

„Da müssen Sie ja Wind bekommen haben, daß es mit dem Menschen schlecht stand. Da hätten Sie uns auch was davon sagen können."

„Nun, ich dachte, Sie hätten es so gut in der Zeitung gelesen wie ich."

„Was, in der Zeitung hat es gestanden, daß der Mann Bankerott machen wird? In welcher denn?"

„Nun in der „. . .' las ich von dem Manne."

„Ja, wo stand denn das? Wir lesen doch auch diese Zeitung, und so etwas wäre uns doch aufgefallen, aber nicht mit einer Silbe ist davon Erwähnung gemacht, daß es mit dem Manne schlecht stehe."

„Nun, das steht auch nicht darin, aber ich habe es aus etwas geschlossen."

„Und das wäre?"

„Ich las, daß unser liebenswürdiger Bankier zu *** bei Gelegenheit des Begräbnisses eines Selbstmörders sowie bei andern Anlässen Reden gehalten hat, worin er seine Gottlosigkeit ganz und gar den Zügel schießen ließ."

„Das haben wir wohl auch gelesen, aber was hat das mit unserer Angelegenheit zu thun? Es kann ein Mensch ein Freigeist sein und an keinen Gott glauben, ja selbst die eigene Geistlichkeit und Kirche verhöhnen, dabei aber kann er doch ein redlicher Mensch sein."

„So dachte ich nicht. Ich meinte, ein Mensch, der sich offen rühmt, an keinen Gott und keinen Teufel zu glauben und darin eine Ehre sucht, über Kirche und Geistliche zu spotten, ist zu aller Schlechtigkeit fähig. Um nicht sein Opfer zu werden, ging ich zu ihm und begehrte mein Geld unter dem Vorgeben, daß ich es anderweitig benöthigte."

„Hätten Sie uns doch auch aufmerksam gemacht," meinten die Beschädigten.

„Ja, das durfte ich nicht thun. Sie hatten mich als Klerikalen ausgelacht und sich gedacht: Der Mensch ist ein Dummkopf, der in seiner Beschränktheit Alles für schlecht hält, was nicht katholisch ist."

Was die zwei dazu gesagt haben, wird nicht erzählt. Vielleicht dachten sie sich, es wäre doch gescheidt gewesen, wenn sie es so gemacht hätten, wie jener. — Und du wirst auch gescheidt thun, lieber Freund, wenn du einem Ungläubigen und Religionsspötter nicht zu viel Vertrauen schenkst.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

In der Tannenwirthschaft.

Von E. Arand.

II.

Auf der stürmischen Winternacht folgte ein ebensolcher Morgen. Peter Graub war schon in aller Frühe aus den Federn gesprungen. Die Landstraße mußte gebahnt werden. Er hatte hierzu die Pferde zu stellen. Den Bahnschlitten hielt die Dorfgemeinde. Sein erster Roßknecht wurde zu diesem Geschäft befohlen. Von da ging's in die Brauerei. Es war sehr lebendig dort. Er hörte Lärm und Jammer von der entgegengesetzten Seite her an seine Ohren schlagen. „Was gibt's denn hier?“ fragte er.

„Der Brauergehilfe Xaver ist in den Schacht gestürzt. Dort liegt er ohnmächtig,“ hieß es.

Alles sprang planlos durcheinander. Peter eilte in das Wohnhaus zurück, um belebende Tropfen zu holen. Auf dem Wege dahin hielt ihn der zweite Roßknecht auf:

„Tannenwirth! Der Bahnschlitten kommt nicht über die breite Schlucht hinaus, weil dort ein fremdes Fuhrwerk mehr als meterhoch im Schnee steckt. Man muß Männer zum Schneeschaufeln hinschicken, um den Wagen auszugraben.“

„Komm' mit,“ befahl Peter. „Man darf auch die Pferde in der beißenden Kälte nicht so lange stehen lassen; sie möchten sonst Schaden nehmen.“

Seine Rese kam ihm schon entgegen. Sie war wieder heiter und nickte ihm freundlich zu.

„Rese!“ rief er. „Sorge dafür, daß einige Männer zum Schneeschaufeln nach der breiten Schlucht eilen. Es ist jedenfalls Gefahr im Verzug. Und – dieser Frohndienst ist heut' an uns.“

Schon war er wieder fort, um sich vor Allem um die Lebensrettung des verunglückten Brauknechts zu bemühen. Erst nachdem der Mann für Seele und Leib soweit als möglich geborgen und mit Allem versehen war, was der herbeigerufene Arzt verordnet hatte, begab Peter sich geschwind zum Morgenimbiß in die Wohnstube.

Rese erklärte ihm, es sei wegen dem eingeschneiten Gefährt Alles besorgt, daß er sich darum weiter nicht zu kümmern brauche.

„So eine tüchtige Person mag man auch noch schimpfen,“ knurrte er mit den Gedanken an den Gregorbauer vor sich hin.

Daß sein Sohn Fritz, um einen Taglöhner zu ersparen, ebenfalls aus dem warmen Bett herausgenommen, in alte, verwaschene, durch des Knaben Wachsthum überall zu eng und zu klein gewordene Drillichkleider gesteckt und

mit einer großen Schneeschaufel versehen, von seiner Frau mitgeschickt worden war, wußte Peter ja nicht. Er fragte auch gar nicht nach den Geschwistern, weil er sie noch im Bett wähnte und nachher glaubte er sie doch beide in der Schule zu haben.

Rese hatte es dem Jungen scharf anempfohlen: „Bis es Zeit ist für die Schule, mußt Du zurück sein."

Fritz eilte mit seiner Schaufel hinaus auf die Straße, sich mühevoll durch die Schneewehen fort arbeitend an Ort und Stelle und schloß sich dort den Arbeitern an.

„Wie, Fritz! Hast keine Handschuhe an, keine Mütze auf dem Kopf und kein warmes Tuch um den Hals?" fragten die gutgeschützten Männer den Knaben.

„Ich muß mich doch abhärten," antwortete Fritz mit Ueberzeugung.

„Aha! So härtet die Tannenwirthin ihre Stiefkinder ab," spotteten die Männer.

Der Junge arbeitete so fleißig an der Befreiung der Eingeschneiten, daß er in der Leistung einem Manne nur wenig nachstand. Die eisige Kälte verspürte er währenddem nur in den Händen. Am Körper hatte er sich warm gearbeitet. Nachdem das fremde Gefährt freigelegt war, schwang sich Fritz, in der Absicht, so rascher nach Hause zu kommen, auf den Bock desselben. Die von der Kälte steifgewordenen Pferde zogen jedoch nur langsam an und trappten ebenso langsam weiter. Die kalte Luft wehte nun erst recht schneidend um den mangelhaft gekleideten Knaben herum, so, daß sich ein eisiger Duft auf seine Haare und Augenbrauen legte und die schneeschweren Kleider fest zusammenfroren. Bis man vor der Tannenwirthschaft Halt machen konnte, war Fritz weiß wie ein Schneemann und steif wie eine Holzpuppe. Peter Graub sah die Kutsche anfahren. Er sprang herbei, um die Gäste zu begrüßen, und ihnen beim Aussteigen Hilfe zu leisten.

„Fritz!" rief er tadelnd. „Bist denn Du auch dabei gewesen? Und die Schule? Du weißt doch, die darf nicht versäumt werden."

Der Junge war starr und steif vor Kälte. Peter mußte ihn vom Bock herunterheben.

Ein Blitz des Zornes durchzuckte den Vater. „Und so leicht angezogen bist Du. Wart' Bube! Ich will Dir heimlich davongehen! Ein andermal setzt es für so einen dummen Streich Hiebe ab für Dich."

Fritz ließ die ganze wohlgemeinte Schelte stumm über sich ergehen. Er hatte Mühe genug, sich bis in's Wohnzimmer zu bewegen. Dort setzte er sich auf die Ofenbank. Neben derselben stand eine zierliche Kinderbettstelle, in welcher Fritzens kleiner, hübscher Stiefbruder sich rosige Bäcklein herschlummerte.

„Mach' daß Du aus der Stube hinauskommst," schrie Rese ihn hier an, „Du verbreitest ja eine Kälte um Dich herum, daß sich mein Büble drinn verkühlen könnt'. Geh' in Deine Kammer hinüber und hol' Dir Deine Schulsachen; bist so wie so schon zu spät daran. Also rasch in die Schule gesprungen."

Fritzchen schleppte sich in seine Kammer. Hier erreichte er gerade noch sein Bett, auf welches er stöhnend niedersank. Die Besinnung verließ ihn, vollständig bewußtlos lag er nun da.

In der Wirthsstube ging es jetzt recht lebhaft zu. Die fremden Gäste ließen sich warme Speisen und Getränke zubereiten und sie erlabten sich daran bis zur vollen Erholung von dem Schneeunglück. So streng es die Tannenwirthin nun hatte, so sah sie doch ab und zu geschwind nach ihrem schmucken Kleinen. — Das Kind war aufgewacht und lachte mit seinem freundlichen Gesicht die Mutter an, während es vor Lust und Jubel in die runden Händchen patschte.

Rese rief ihren Mann herbei. „Peter, komm' doch geschwind herein. Kannst ja gleich wieder an die Arbeit."

Er kam, sowie sich die Gäste entfernt hatten.

„Schau' unser herzig, nettes Büble wieder einmal an! Ist es nicht das prächtigste Kind weit und breit?" sagte sie. „Grad das Antonele macht mich froh und stolz. Anders möcht' ich oft schier nimmer da sein."

„Freilich, Rese! Freilich haben wir einen prächtigen Jungen und er freut mich über alle Maßen. Nicht um die ganze Welt gäbe ich ihn her," erklärte Peter. „Aber ebensowenig ließe ich Dir von irgendwem ein Unrecht zufügen."

Mit weinerlicher Stimme rief die Mutter: „Und dieser liebe Schatz schwebte vor einer halben Stunde etwa beinahe in Lebensgefahr."

„Wieso, Rese?"

„Der Fritz hätte ihn um ein Haar erkältet."

„Der Fritz!" Jetzt fiel ihm der Knabe wieder ein, dessen Kleidung und erbärmliches Aussehen. „Was trieb er denn? Und wie kommt es, daß er zu dem Schneeschaufeln entwischen konnte und noch dazu so unzureichend angezogen?"

Da Rese nicht antwortete, fragte Peter weiter: „Hat der Junge Strafe verdient?"

„Ach, thue ihm nichts, Peter! Ich hab' ihn aus dieser Stube gewiesen, das soll seine Strafe sein. Er mußte sich auch gleich umkleiden, sonst hätt' ich ihm hier ein Ausruhen wohl gegönnt."

Diese fürbittende Entschuldigung that dem Peter überaus wohl. Er rief gerührt: „Rese! Du bist eine gute Seele."

„Gelt! Trotz der bösen Meinung unseres lieben Nachbars kann ich gut sein."

Peter schickte sich zum Gehen an.

„Du, Mann! Wart' noch ein wenig," rief Rese schmeichelnd. Peter blieb stehen. „Weißt, weil ich g'rad d'ran denk', sag' ich's Dir nochmal, dem Tonele sollteſt Du halt das Anwesen verschreiben, sonst muß das Büble später bei fremden Leuten Umschau halten. Der Fritz und die Marie aber kriegen doch immerhin noch Vorausvermögen genug. Schau', den guten Fritz müßt einer grad bedauern, er würde ja ein alter Mann, bis er unsere Sachen beläm'. So jung können wir zwei nicht in das Altenstüble hinüber sitzen, der Bub' ist ja schon volljährig, ehe wir an's Aufgeben denken. Bis jedoch der Anton

groß geworden ist, steht die Sache ganz anders. Bis dahin wird's halt grad recht für uns alle."

„Hab' diesen Plan freilich schon oft von Dir gehört, Rese. Aber er geht nicht so leicht durch, wie Du glaubst; Du weißt ja, daß das ganze, große Geschäft sammt dem Hof von meiner ersten Frau herstammt. Ich heirathete die einzige Tochter des Besitzers und," —

„Und jetzt bist Du Besitzer, kannst mit Deiner Sach' machen und thun wie Du willst."

„Halt ein, gerecht muß der Mensch doch sein, Rese."

„Das ist ja gerade meine Absicht. Der Fritz kann von uns einmal Geld haben soviel er braucht, um einen großen Hof zu erheirathen. Muß er aber warten, bis wir zwei alt genug sind, so kriegt er kein Mädchen mehr mit Geld; dann bleibt das Vermögen für unsern Jüngsten jedoch so klein, daß er kaum etwas anzufangen weiß. Und das wäre doch auch ungerecht."

Peter besann sich. Der Plan seiner Frau leuchtete ihm nun doch ein. „Na!" sagte er. „Ich muß so wie so heut' auf's Rathhaus; es ist Gemeinderathssitzung. Da will ich 'mal sehen, was ich fertig bring'."

Peter ging. Und — er brachte Reses Wunsch mit vielen Mühen und Kämpfen fertig. „So," sagte er bei sich, „das ist jetzt g'rad die große Freud', die ich meiner Rese heut' hab' machen wollen; den Gewissensbiß aber, den ich Fritzens wegen bei der Verhandlung erlitten hab', werd' ich wohl wieder heil kriegen."

Unter diesem Selbstgespräch kehrte er nach Hause zurück. Die Rese richtete eben das kräftige Mittagessen her. Schon setzte sie die dampfende Suppe auf den Tisch, als der Peter eintrat. Rasch schritt er auf sie zu, ihr mit leiser Stimme in's Ohr flüsternd: „Jetzt ist Dein Wille geschehen."

Rese strahlte vor Freude. „Recht so," rief sie, „nun schaff' ich noch einmal so gern in Haus und Wirthschaft; denn jetzt weiß ich, für wen es geht."

Freilich dachte Peter, das hätte seine Frau auch schon vorher gewußt, aber er wollte sich nicht darüber ausdrücken.

Der Vater vermißte bei Tisch den Fritz. „Wo ist der Bub'? Warum geht er nicht her?" rief er strenge.

Niemand wußte Bescheid. Die Stiefmutter des Knaben dachte nach. Sie hatte ihn auch vergessen.

„Ah! Vielleicht ist er in seiner Kammer geblieben. Blos weil er die Kleider hat wechseln sollen, schickte ich ihn hin." Nach kurzer Pause fügte sie hinzu: „Ob er's wohl that?"

Daß sie dem Knaben absichtlich kein trockenes Gewand gegeben, brauchte hier Niemand zu wissen.

„Schau' nach Mariele!" befahl Peter noch strengeren Tones. Das ebenfalls vor Frost zitternde Kind blickte ängstlich auf die hart und laut auflachende Mutter.

„Geh'," drängte der Vater, ohne der Rese Zeit zur Einwendung zu lassen.

Merkwürdig. Wo nahm der Vater, der seine Kinder soeben des Eigenthumsrechtes der werthvollen Heimat beraubt hatte, heute die Aufmerksamkeit

für dieselben her? Er betrachtete das flugs hinwegeilende Mädchen vom Kopf bis zu den Füßen. Fast entrüstet sagte er zu seiner Frau: „Hör' mal, Rese! Das Kind friert ja zum Erbarmen. Gib ihm doch warme Kleidungsstücke zum anziehen! Es steckt heut', bei der grimmigen Kälte, in viel zu leichtem Gewand."

Rese starrte ihren Mann an, als wollte sie sagen: „Du unterstehst dich, so etwas zu verlangen." Er aber hielt den Blick fest aus. Jetzt nach der großen Freude, die er ihr gemacht, durfte er es hoffentlich wagen, für die Kinder aus erster Ehe auch ein wenig fürsorglich zu sein.

Laut aufweinend stürzte im nächsten Augenblicke Mariechen in die warme Stube herein.

„Vater! Vater!" rief es. „Der Fritz wird wohl todt sein. Er liegt starr auf seinem Bett und gibt auf mein Rufen keine Antwort."

Peter eilte an des Knaben Bett. So schnell wie möglich entledigte er den jugendlichen, eiskalten Körper seines noch immer steif gefrorenen Anzuges und that überhaupt Alles, was er konnte, um den armen Patienten zu erwärmen.

„Vater! Der Fritz hat noch nichts zu essen gehabt. Die Mutter schickte ihn nüchtern zum Schneeschaufeln hinaus," wagte Marie zu sagen. Die fast tödtliche Angst um den Bruder öffnete dem sonst so überaus schüchternen Mädchen den Mund.

„Noch nichts im Magen!"

Der Gewissensbiß wurde tiefer in Peters Herz. Er fragte, nachdem man dem Knaben etwas heiße Milch eingeflößt und Fritz wieder bei Besinnung war, nach Manchem, und verhörte sogar die Dienstboten über den Hergang des Ganzen. Und — nun erfuhr er klar und deutlich, wie unbarmherzig seine schöne, lachende Rese mit diesen Kindern umging.

Arzt und Seelsorger mußten zu dem Fritz gerufen werden.

„Welch' ein Unglückstag," hieß es. „Zuerst der Brauknecht verunglückt, und dann der Sohn."

Peter aber brach ein über das andere Mal unter schweren Seufzern in die nur für die Rese verständlichen Worte aus: „O, könnte ich doch nur diesen *einen* halben Tag meines Lebens rückgängig machen!"

Frau Graub suchte sich zwar von der Schuld an Fritzchens Unglück mit der ihr eigenen Beredtsamkeit möglichst frei zu sprechen; doch fand sie dieses Mal bei ihrem Manne keinen Glauben. Die furchtbare Zerstörung, welche der Unfall an dem gutmüthigen, hübschen Fritz angestellt und die bleichen, mageren Wangen seines vernachlässigten Töchterleins, bewiesen ihm das Gegentheil. Er konnte es sich selbst nicht verzeihen, den Kindern so wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Fritz büßte drei Fingerspitzen ein und von den Ohrmuscheln fiel das Fleisch größtentheils ab. Die Frostbeulen an Händen und Füßen schmerzten ihn sehr. Es brauchte eine lange Zeit, bis sich der Knabe wieder erholt hatte.

Der stolze und doch feige Peter Graub litt furchtbar unter dem Bewußtsein, von allen Bewohnern Grabbachs als der schwache Pantoffelheld angesehen zu werden, der es im Vertrauen auf seine Frau und im Drange seiner viel-

seitigen Beschäftigung nicht einmal bemerkt hatte, wie diese Frau mit ihren Stiefkindern umging. Am meisten schämte er sich vor seinem Nachbar Gregor. „Der Pathe sah heller als der Vater. Da ist freilich die Gregorbäuerin eine tausendmal bessere Stiefmutter, als meine Frau. Die liebt und fürchtet aber halt Gott und hält seine Gebote, — und die Meine, die hat kein Gewissen."

Bei dem letzten Gedanken bekam er wieder einen schmerzenden, mahnenden Stich in's eigene Herz.

Die Rese lief an ihm vorbei. Sie schaute ihn an, als wollte sie sagen: „Ich weiß, daß Du zu stolz bist, um nochmals auf's Rathhaus zu gehen und die Sache abermals umschreiben zu lassen." Sie kannte ihn. Zu stolz war er — und — namentlich zu feige, — einen gemachten groben Fehler einzugestehen.

Der Blick der Empörung gegen sie, der er in Allem zu Willen gewesen, und die ihm sein Vertrauen so schlecht gelohnt, genirte sie noch viel weniger als sie sich den Anschein gab. Sie machte vielmehr im Stillen jetzt schon weitere Pläne, wie sie ihren Mann auch fernerhin bethören könne.

Allerdings gelang es ihr nie mehr Peters Vertrauen in dem Maße wieder zu gewinnen, wie sie es bis dahin besessen hatte. Das fühlte Frau Graub selbst in den guten Stunden des Alleinseins mit Peter heraus. Mehr denn je verlegte sich Rese daher von da an auf Heimlichkeiten vor ihm. Und mehr denn je haßte sie ihre Stiefkinder, die nach ihrer verschrobenen Ansicht die Ursache der inneren Verstimmung ihres Mannes gegen sie waren.

Trotz der vielen Geschäfte, die sich fort und fort um Peter Graub häuften, unterließ er es nie mehr, sich öfters nach den zwei armen Kindern gründlich umzusehen, von deren Mutter seine große Wohlhabenheit stammte.

Diese Aufmerksamkeit führte ihn denn auch immer wieder auf die Spuren der Falschheit und Bosheit seiner Frau.

Somit kam er aus dem Aerger und Verdruß und aus den Zänkereien mit seiner Frau nicht mehr hinaus. Der Gram zehrte an dem kräftigen Manne. Peter kränkelte. Ein Leberleiden untergrub langsam aber sicher seine Lebenskraft.

Gar oft sagte Peter zu seinem Nachbar Gregor, der ihm nun ein treuer und werther Freund geworden, wenn dieser vom Umtrieb des Hofes und von dem Aufschwung des ganzen Geschäftes sprach:

„Mich freut all' mein Hab und Gut nicht mehr. Sogar die Freude an meinem jüngsten Sohne, dem ihr in Allem gleichenden Anton, ist mir durch die Rese vergällt. Sie erfüllt alle seine Wünsche und richtet ihn zur Hinterlist und Falschheit ab!"

Es war so, wie Peter sagte. Anton wuchs unter dem Einflusse Reses zu einem bösen Jungen heran. Derselbe machte sich aus dem ernsten, häufig ärgerlich gestimmten Vater nicht viel. Er hielt sich stets an die Mutter, die ihn verherrlichte und verwöhnte wie und wo sie nur konnte. Als er größer wurde und Kenntniß von dem Stiefverhältniß durch Rese erlangte, hielt er ganz nach

der „gerechten" Mutter Anschauungen, die Ansprüche des Vaters für Fritz und Marie, für eine Zurücksetzung seiner hochwichtigen Person und er bereitete den Geschwistern dieserhalb manch' bittere Stunde.

Der Friede des Hauses, der Familie und des Herzens war für immer dahin in der Tannenwirthschaft. Das verbitterte Oberhaupt der Familie war unnachsichtlich streng geworden. Auch gegen die Dienstboten und Braugehilfen verhielt Peter sich oft streng bis zur Unerträglichkeit. Das hatte zur Folge, daß er einen häufigen Dienstbotenwechsel bekam, den man früher in der Tannenwirthschaft nicht gewöhnt gewesen.

Je mehr Peters Krankheit den Verfall seiner Kräfte bewirkte, desto unglücklicher fühlte er sich. Zwar erhielt er nach und nach eine Stütze an Fritz. Der fleißige Knabe war zu einem tüchtigen, stattlichen und kräftigen jungen Manne herangewachsen, der es sich angelegen sein ließ, den Vater zu schonen und ihm Verdruß zu ersparen, wo immer es Gelegenheit gab.

Wie oft stellte er sich vermittelnd und mildernd zwischen den von Anton schwer gekränkten Vater und den boshaften Gegenstand von dessen Aerger! Es gelang ihm auch manchmal, den Vater zu besänftigen und Beide zu beruhigen.

Seine Schwester Marie hatte sich nicht in dem Maße entwickelt, wie Fritz. Sie war unter den beständigen Schikanen, Strafen und Bosheiten, von Seiten ihrer Stiefmutter ein bleiches, schwächliches Mädchen geblieben, das keine Fröhlichkeit und keine Lebensluft zeigte.

Marie hing mit zärtlicher Liebe an ihrem Vater. Die Hinfälligkeit des auffallend rasch alternden Mannes erfüllte sie mit Angst und Sorge. Im stillen, inbrünstigen Gebet flehte sie zu Gott um Erhaltung des theuren Lebens.

Frau Rese hingegen bemerkte in der großen Gehässigkeit gegen ihren Mann und gegen ihre Stiefkinder den körperlichen Zerfall des Ehemannes viel zu spät.

Sie befand sich eines Tages für ein paar Stunden mit ihrem bildhübschen Anton allein in der bekannten Nebenstube, in welcher seit Jahren fast alle Zänkereien des ganzen Hauses Graub ausgefochten wurden.

„Der Vater gefällt mir nicht," sagte sie mit einem Seufzer zu ihrem Lieblinge.

„Mir auch nicht, so ein grätiger Mensch," entgegnete dieser rasch.

„Ich mein' seinen Gesundheitszustand," gab Rese zurück. „Für uns zwei wär's zu früh, ihn zu verlieren. Ich muß mich um den Mann wieder mehr kümmern, ihn besser pflegen und warten."

„Der wird schön erstaunt sein, wenn er auf einmal von seiner Frau gepflegt wird," rief der jetzt achtzehnjährige Junge spöttisch zurück.

Verdrießlich blickte Rese in das lustige Gesicht Antons. „Schade wär's um ihn!" rief sie heftig.

Dieser rief ihr im gleichen Tone zu: „Nun soll's auf einmal schade sein um den Alten! Geh', Mutter, das ist nicht Dein Ernst."

„Mein vollkommener Ernst ist es," versicherte die Mutter. „Der Fall

käm' grad Deinetwegen zu früh. In drei bis vier Jahren könnt' ich mich drein fügen. Bis dann müßtest Du aber ein fertiger Mann sein, der dem Umtrieb so gut vorstehen kann, wie es der Vater verstand."

Anton lachte laut auf. „So schwer schaffe ich einmal nicht, Mutter! Da laß ich schon lieber den Fritz hin."

„Schaffen sollst Du auch nicht," verhieß Rese. „Aber das Geschäft verstehen und richtig die Arbeiten befehlen, sollst Du lernen. Paß drum gut auf! Deinem Vater aber will ich doch von jetzt an das Leben zu verlängern suchen bis — Na, er darf halt keinen ernstlichen Verdruß kriegen, sonst wird's gleich schlimmer mit ihm. Merk' Dir dies auch Du, Anton! Es ist ja nur um Deinetwillen, daß er noch länger da sein soll."

Nach diesem Gespräch suchte Rese den kranken Peter auf. Zu ihrem nicht geringen Aerger fand sie den Fritz bei ihm. Groß und kraftstrotzend stand der Sohn vor dem in seinem Lehnsessel in sich zusammengesunkenen Vater. Rese hörte gerade, wie Peter mit leiser Stimme sagte: „Fritz! Ich bin ein gebrochener Mann, der vor der Ewigkeit steht. Und ich habe etwas gut zu machen an Dir, wenn ich in meinem Gewissen wieder ruhig werden soll."

„So! So! Um diese Zeit ist es," schrie Frau Graub, alles Andere vergessend, dazwischen. „Sag' mal, Peter, welche Bosheit Dich heute wieder anwandelt. Möchtest wohl mich und den Anton enterben und verdrängen. Das gänge Dir vielleicht ohne Gewissensbisse vorbei."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Büchertisch.

Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago.

The Senior Lieutenant's Wager and other Stories. Stories by the Foremost Catholic Writers. 1905. 8vo, 256 Seiten. Preis, geb.: $1.25.

Dreißig Erzählungen von durchschnittlich 6 bis 12 Seiten bilden den Inhalt des Unterhaltungsbuches, das seinen Titel von dem ersten Beitrage erhalten hat. Nur sechs männliche Federn haben zu diesem Werke beigetragen. Obgleich nicht alle Arbeiten von derselben Güte und Durcharbeitung sind, denn die erste Erzählung ist ziemlich schwach, so wird der Leser doch manche Perle darin entdecken, die er in einer wohlverdienten Ruhe- oder Mußestunde bewundern kann.

Von B. Herder in St. Louis, Mo.

Die Herz-Jesu-Litanei. Geistliche Erwägungen. Von Peter Hagg, S. J. Zweite, neu bearbeitete Auflage von Martin Hagen, S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild. 1905. 16o, VIII+382 Seiten. Preis, geb.: 3 M. 30 Pf.; brosch.: 2 M. 60 Pf.

Nachdem die Herz-Jesu-Litanei in einer neuen approbirten Gestalt für die ganze K[illegible]rche genehmigt worden ist, kann eine nähere Erklärung der Anrufungen sehr erwünscht [illegible] ein. Weil es dem Verfasser selbst nicht mehr möglich war, diese Arbeit zu thun, hat P. Ha[illegible]gen, S. J., dieselbe in demselben Geiste und mit derselben Tüchtigkeit besorgt. Schon die erst[illegible] Auflage zeichnete sich durch korrekte Haltung und innige Frömmigkeit aus, und bot ein praktische Anleitung zur Verehrung des hlst. Herzens Jesu dar. Dieses kann ebenfalls vo dieser Neugestaltung gesagt werden. Der Inhalt dieser geistlichen Erwägungen läßt fi[illegible] leicht verwerthen zu Betrachtungspunkten oder auch zu Predigten über das Herz Jesu. Si[illegible] ist nicht allein für Priester und Ordenspersonen, sondern auch für Laien bestimmt.

Von M. H. Wiltzius Co., Milwaukee, Wis.

Die Schönheit der katholischen Kirche in ihren heiligen Zeremonien und äußer[illegible]en Gebräuchen während des Kirchenjahres nach Gregorius Rippel. Neu bearbeitet von Ig[illegible]taj

Riedle, Pfarrer in Endorf. Mit Druckgenehmigung des erzbischöflichen Ordinariates München-Freising. 8vo, VIII+560 Seiten. Preis, geb.: 60 Cts.

Es hieße Wasser in's Weltmeer tragen, wenn wir das vorliegende bewährte Hausbuch über die Gebräuche und Zeremonien der katholischen Kirche noch besonders loben wollten. Nur möchten wir hinweisen auf die gute Ausstattung dieser Volksausgabe, die trotz der Größe sehr billig ist.

Von der Custodie des heiligen Landes. Mt. Sepulchre, Washington, D. C.

Wie in Palästina neue Heiligtümer entstehen. Der Palast des Kaiphas und der Neue St. Petersgarten der PP. Assumptionisten auf dem Berge Sion. (Mit Plänen und Bildern). Von P. Urban Coppens, O. F. M. Aus dem Französischen. 8vo, 93 Seiten. Preis: (?)

Die französischen Assumptionisten-Väter, welche sich in Jerusalem niedergelassen haben, suchen mittelst einer eigenthümlichen Hyperkritik einige heilige Orte auf dem von ihnen erworbenen Grundbesitze zu konstatiren. Diesem Unterfangen, welches auf sehr schwachen Grundlagen ruht, tritt vorliegende Broschüre in aller Ruhe und siegreich an der Hand der Dokumente entgegen.

Von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff), in Graz, Oesterreich.

Die Heiligung des Tages. Ein Büchlein für alle, welche gut sterben wollen. Verfaßt von P. Anselm Kieweg, O. S. B. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Fr. Rupertus a S. Norberto, Karmeliterordens-Priester. Mit fürstbischöflicher Approbation und Erlaubniß der Ordensobern. 1905. Kl. 16o, 155 Seiten. Preis, brosch.: 1 M.; geb.: 1 M. 50 Pf.

Eine Sammlung von fünfzehn schlichten Betrachtungen oder Lesungen, die sich trotz ihrer Einfachheit durch solide Belehrung und kräftige Aufmunterung auszeichnen. Ordenspersonen und Laien können diese Anleitung zu einem geregelten frommen Leben mit besonderem Nutzen gebrauchen.

Von der Missionsdruckerei in Steyl, postl. Kaldenkirchen, in Rheinpreußen, Europa.

Führer zum Glück für Jungfrauen oder Hoher Wert des jungfräulichen Standes. Lehr- und Gebetbuch zum Gebrauche in der Welt und im Kloster von P. Heinrich Müller, S. V. D. 1905. 32o, 656 Seiten. Preis, geb.: 1 M. 50 Pf.

Vor Kurzem erschien in demselben rührigen Verlage das Buch: „Himmelsweg für Jungfrauen", welches hauptsächlich für jene bestimmt ist, die vor der Standeswahl stehen. Um auch jenen Jungfrauen, die mit Grund annehmen, daß sie nicht zum Ehestande bestimmt seien und für die es nur noch zweifelhaft ist, ob sie zum jungfräulichen Stande in der Welt oder im Kloster berufen sind, ein passendes Buch anzubieten, wurde das vorliegende Belehrungs- und Gebetbuch verfaßt. Es enthält passenden Unterricht, gediegene Belehrung sammt Hinweisung auf gute Vorbilder und eine reiche Auswahl von kräftigen Gebeten. Mit vollem Recht kann es als Lehr- und Trostbuch wegen seines Inhaltes und seiner Ausschmückung empfohlen werden.

Tributum quotidianum ad B. M. V. Immaculatam Dei Genitricem. Tägliche Huldigung an die unbefleckte Jungfrau und Gottesmutter Maria, um ihren mütterlichen Schutz im Leben und besonders in der Stunde des Todes zu erlangen. Psalmen und Gebete für jeden Tag der Woche. Herausgegeben von P. Johannes Schäfer, S. V. D. 1905. 32o, 160 Seiten. Preis, geb.: 50 Pf.

Dieses doppeltsprachige Andachtsbüchlein enthält eine Zusammenstellung von passenden Psalmen und Gebeten für jeden Tag der Woche, eine eigenartige Marienvesper und sonstige Gebete. Auf die Verrichtung der Psalmen sind vom Papst Pius IX. vollkommene Ablässe verliehen worden, da diese Andachtsweise schon längst von frommen Christen geübt worden ist. Man schreibt dieselbe, wohl mit Unrecht, dem hl. Bonaventura zu. Das Büchlein verdient Empfehlung besonders für Studirende und andere, die sowohl der deutschen als auch lateinischen Sprache sich bedienen.

Von Ferdinand Schöningh in Paderborn, Europa.

Bomben und Granaten zur Verteidigung des katholischen Glaubens für jung und alt. Von Hugo Wehner. 1905. Kl. 16o, 182 Seiten. Preis, brosch. für 25 Exemplare: 12 M. 50 Pf.; 50 Exemplare: 20 M.; 100 Exemplare: 35 M.

Abgesehen von dem absonderlichen Titel verdient diese Taschenapologetik Empfehlung, indem der Verfasser den Stoff in ein gutes Gewand gekleidet hat. Kurz, bündig und einleuchtend werden die Einwürfe behandelt. Es durchweht das Ganze ein volksthümlicher Ton, der dem Büchlein viele Freunde verschaffen sollte.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen — Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Enzyklika des Heiligen Vaters über den Unterricht in der christlichen Lehre.

(Schluß.)

Diese Vorschriften der heiligen Synode hat Unser Vorgänger Benedikt XIX. in seiner Konstitution Etsi minime so kurz zusammengefaßt und klarer definirt: „Zwei Pflichten vorzüglich sind von der Tridentinischen Synode den Seelsorgern auferlegt: Die eine, daß sie an Festtagen Predigten über die göttlichen Dinge an das Volk halten; die andere, daß sie die Kinder und alle Ungebildeteren in den Grundwahrheiten des Gesetzes und Glaubens unterrichten.“ — Mit Recht aber unterscheidet der höchst weise Papst diese zweifache Pflicht, nämlich Predigt zu halten, was man gewöhnlich die Erklärung des Evangeliums nennt und Christenlehre zu halten. Es mag nämlich vielleicht nicht an solchen fehlen, welche, bestrebt, sich die Arbeit zu erleichtern, sich einreden, daß die Homilie anstatt der Katechese gelten könnte. Wie irrig solche Ansicht ist, liegt dem Prüfenden klar zu Tage. Die Predigt, welche über das Evangelium gehalten wird, ist an diejenigen gerichtet, die schon in den Grundwahrheiten des Glaubens unterrichtet sind. Die katechetische Belehrung aber ist jene Milch, welche Petrus der Apostel von den Gläubigen als Milch ohne Falsch begehrt wissen wollte, gleichsam wie von neugeborenen Kindlein. — Dies nämlich ist das Amt des Katechisten: eine sei es zum Glauben oder zu den christlichen Sitten gehörige Wahrheit zur Behandlung aufzugreifen und sie von allen Seiten zu beleuchten; weil aber die Besserung des Lebens das Ziel des Unterrichtes sein soll, muß der Katechist einen Vergleich anstellen zwischen dem, was Gott zu thun vorschreibt und dem, was die Menschen in Wirklichkeit thun;

nach diesem durch passende Anwendung von Beispielen, die er, sei es der Hl. Schrift oder der Kirchengeschichte oder dem Leben heiliger Männer weise entlehnt hat, die Zuhörer überzeugen und ihnen vorführen, wie sie ihre Sitten einrichten sollen; den Schluß endlich mit einer Ermahnung machen, damit die Zuhörer die Laster verabscheuen und meiden, der Tugend folgen.

Wir wissen freilich, daß das Amt einer derartigen Darbietung der christlichen Lehre nicht Wenigen lästig ist, weil es gemeiniglich weniger geschätzt wird und vielleicht nicht der geeignete Weg ist, um sich das Lob der Menge zu verschaffen. Wir aber meinen, daß dies das Urtheil derjenigen sei, welche mehr vom Leichtsinne als von der Wahrheit geleitet werden. Den geweihten Rednern, welche aus aufrichtigem Eifer für Gottes Ehre entweder der Rechtfertigung und Vertheidigung des Glaubens oder der Verherrlichung der Heiligen ihre Mühe zuwenden, sträuben Wir Uns nicht, Unsere Billigung auszusprechen. Allein ihre Arbeit setzt eine Vorarbeit voraus, nämlich die der Katechisten; fehlt diese, dann fehlen die Grundlagen, und die das Haus bauen, bauen umsonst. Nur zu oft erreichen auch die gezierteſten Reden, welche von der zahlreichsten Zuhörerschaft mit Beifall aufgenommen werden, nur das Eine, daß sie die Ohren kitzeln, die Herzen durchaus nicht rühren. Hingegen ist die katechetische Unterweisung, wenn auch demüthig und einfach, jenes Wort, von dem der Herr selbst bezeugt durch Isaias: „Wie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht mehr dahin zurückkehrt, sondern die Erde tränkt und durchfeuchtet und fruchtbar macht, daß sie Samen gibt zum Säen und Brod zum Essen, so wird es auch mit meinem Worte sein, das aus meinem Munde geht; es wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern alles ausrichten, was ich will und Gelingen haben in dem, wozu ich es sende." — Aehnlich meinen Wir urtheilen zu sollen über jene Priester, die zur Beleuchtung religiöser Wahrheiten mühevolle Bücher schreiben, die es deshalb vollauf verdienen, mit vieler Empfehlung ausgezeichnet zu werden. Wie wenige aber sind es, die solche Bände studiren und daraus eine Frucht schöpfen, welche der Mühe und den Wünschen der Verfasser entsprechen? Die Ueberlieferung der christlichen Lehre aber, wenn sie richtig geschieht, wird jederzeit den Hörenden Nutzen bringen.

Denn (was sich zur Entflammung des Eifers der Diener Gottes nochmals zu bemerken empfiehlt) eine ungeheure und täglich zunehmende Zahl gibt es jetzt von solchen, die in Religion total unwissend sind oder von Gott und dem christlichen Glauben genau so viel wissen, daß es ihnen möglich ist, mitten im Lichte der katholischen Wahrheit nach Art der Götzendiener zu leben. Wie viele — ach! gibt es, von Kindern ganz abgesehen, unter den Erwachsenen, sogar auch unter den Bejahrten, welche die hauptsächlichsten Geheimnisse des Glaubens absolut nicht kennen; die, wenn sie den Namen Christus hören, antworten: „Wer ist es ...., damit ich an ihn glaube ....?" — Daher rechnen sie es sich für keine Sünde, Haß gegen andere zu säen und zu nähren, die ungerechteſten Bündnisse zu fördern, unehrliche Sachwalterschaften zu führen, fremde Güter durch schweren Wucher an sich zu ziehen und andere solche Verbrechen zu begehen.

Weil das Gesetz Christi nicht blos schändliche Werke, sondern auch den

bewußten Gedanken daran oder solche Begierde danach verbietet, daher kommt es, daß solche, die es nicht kennen, wenn sie auch aus irgend einem Grunde schließlich von obszönen Begierlichkeiten beiläufig sich enthalten, dennoch die sündhaftesten Gedanken führen, eben weil ihnen keine Religion beigebracht ist, die Sünden über die Haare ihres Hauptes vervielfältigend. — Es empfiehlt sich noch einmal zu wiederholen: Nicht blos auf dem Lande oder unter den kleinen nothleidenden Leuten sind sie zu begegnen, sondern auch und vielleicht häufiger unter den Höhergestellten und sogar unter denen, welche die Wissenschaft aufbläht, die in eitlem Vertrauen auf ihre Bildung die Religion verspotten zu dürfen wähnen und „jenes lästern, was sie nicht verstehen".

Nun, wenn vergebens eine Ernte gehofft wird aus einer Erde, die keinen Samen aufgenommen hat, wie könnte man dann wohlgesittete Nachkommen erwarten, wenn sie nicht zur rechten Zeit in der christlichen Lehre unterrichtet worden sind? — Mit welchem Rechte schließen wir, daß, nachdem der Glaube heutzutage so sehr ermattet ist, daß er in Vielen fast erstorben ist, die Pflicht der Uebermittlung der heiligen Katechese sei es nachlässiger erfüllt, sei es gänzlich unterlassen werden könnte? Thöricht wäre es, wollte sich Jemand, um eine Entschuldigung zu haben, damit ausreden, daß der Glaube uns durch ein Gnadengeschenk gegeben und in der heiligen Taufe zu Theil geworden sei. Freilich, zwar so viele wir in Christo getauft wurden, haben wir die Glaubensgnade erlangt; allein dieser höchst göttliche Same „wächst" nicht „empor" .... und „treibt" nicht „große Zweige", sich selbst überlassen und wie aus in ihm gelegener Kraft. Ist ja auch im Menschen von Geburt aus die Erkenntnißkraft: allein sie bedarf des mütterlichen Wortes, damit sie wie erweckt, wie man sagt, in den „Akt übergehe". Nicht anders geschieht es beim christlichen Menschen, der, wiedergeboren aus dem Wasser und dem Hl. Geiste, den empfangenen Glauben bei sich trägt; er bedarf aber der Unterweisung durch die Kirche, damit er durch sie genährt und vermehrt werden und Frucht bringen könne. Deshalb schrieb der Apostel: „Der Glaube kommt vom Hören, das Hören aber (geschieht) durch das Wort Christi"; um aber die Nothwendigkeit des Unterrichtes zu zeigen, fügt er hinzu: „Wie werden sie hören .... wenn Niemand ist, der predigt?"

Wenn aus dem bisher Gesagten erwiesen wird, wie hochwichtig die religiöse Belehrung des Volkes, so muß es Unsere oberste Pflichtsorge sein, daß die Vorschrift der „heiligen Lehre", welche, um mit Unserem Vorgänger Benedikt dem XIV. zu sprechen, die nützlichste Einrichtung zur Ehre Gottes und dem Heile der Seelen ist, stets in Kraft bleibe oder, wo sie außer Acht gelassen wurde, wiederhergestellt werde. — Willens demnach, ehrw. Brüder, dieser wichtigsten Pflicht des höchsten Apostolates zu entsprechen und damit ein und derselbe Gebrauch in so wichtiger Sache allenthalben herrsche; beschließen und befehlen Wir strenge kraft Unserer höchsten Autorität das Nachfolgende als in allen Diözesen zu beobachten und auszuführen:

1. Alle Pfarrer und überhaupt alle, welche die Seelsorge üben, haben an Sonn- und Festtagen im Jahre, keinen ausgenommen, eine ganze Stunde hindurch, die Knaben und Mädchen in dem, was Jeder zu glauben und

zu thun hat, um das Heil zu erlangen, aus dem Katechismusbüchlein zu unterrichten.

2. Dieselben haben zu ständigen Zeiten des Jahres die Knaben und Mädchen auf den würdigen Empfang der Sakramente der Buße und des Altars durch eine mehrtägliche ununterbrochene Unterweisung vorzubereiten.

3. Ebenso und mit ganz besonderer Sorgfalt sollen sie an allen Wochentagen der Quadragesimalzeit und, falls nöthig, auch an anderen nach den Osterfeiertagen durch geeignete Belehrungen und Unterweisungen die jungen Leute beiderlei Geschlechtes so unterrichten, daß sie das Heilige am Altare würdig zum ersten Male empfangen.

4. In allen und jeder einzelnen Pfarre soll eine Genossenschaft kanonisch errichtet werden, die man gewöhnlich die Kongregation der christlichen Lehre nennt. Dadurch werden die Pfarrer, besonders wo die Zahl der Priester gering ist, Laien als Helfer im katechetischen Unterrichte haben, die sich diesem Lehramte widmen, sowohl aus Eifer für die Ehre Gottes, als um die heiligen Abläße zu gewinnen, welche die römischen Päpste reichlichst gewährt haben.

5. In größeren Städten, besonders in jenen, wo Studien-Universitäten, Lyzeen, Gymnasien eröffnet sind, sollen Religionsschulen gegründet werden, um die Jugend in den christlichen Glaubenswahrheiten und Einrichtungen des christlichen Lebens zu unterrichten, nachdem sie die öffentlichen Schulen besucht, wo von der Religion keine Erwähnung geschieht.

6. Weil jedoch, besonders heutigen Tages, das erwachsene Alter nicht anders als das kindliche der religiösen Unterweisung bedarf: sollen die Pfarrer insgesammt und die übrigen Seelsorger nebst der gewöhnlichen Homilie über das Evangelium, die an allen Festtagen im pfarrlichen Gotteshause zu halten ist, zu einer mit Rücksicht auf die Volkszahl ihnen gelegener scheinenden Stunde, aber außer derjenigen, wo die Kinder unterrichtet werden, in ungezwungener und der Fassungskraft angepaßter Sprache eine Katechese an die Gläubigen halten. Dabei sollen sie sich des Tridentinischen Katechismus bedienen in der Ordnung, daß sie im Verlaufe von vier oder fünf Jahren die ganze Materie durchnehmen, welche vom Glaubensbekennnisse, von den Sakramenten, dem Dekaloge, dem Gebete und den Geboten der Kirche handelt.

Dieses setzen Wir, ehrw. Brüder, durch apostolische Autorität fest und befehlen Wir. Euch wird es nun zustehen, zu bewirken, daß es in der Diözese eines jeden von Euch ohne Aufschub und vollständig zur Ausführung gebracht wird; daß Ihr ferner darüber wachet und durch Euere Autorität vorsorget, daß das von Uns befohlene nicht in Vergessenheit gerathe oder, was auf dasselbe hinauskommt, nachlässig und ungleichmäßig erfüllt werde. Damit dies thatsächlich vermieden werde, müsset Ihr dieses emsig empfehlen und urgieren, daß die Pfarrer nicht unvorbereitet, sondern nach vorherig angewendeter fleißiger Vorbereitung die katechetischen Belehrungen halten; da sie nicht Worte menschlicher Weisheit reden, sondern, in Einfältigkeit des Herzens und Wahrhaftigkeit Gottes, das Beispiel Christi befolgen, der, obgleich er das von Festsetzung der Welt her Verborgene kundthat, dennoch Alles in Parabeln zu der Menge redete und ohne Parabeln nicht zu ihnen sprach. Das nämliche, wissen

wir, haben auch die vom Herrn unterrichteten Apostel gethan, von denen Gregor der Große sagte: „Sie sorgten gar sehr, den ungebildeten Völkern Verständliches und Faßliches, nicht Hohes und Schwieriges zu predigen.“ Was aber die Religion betrifft, sind die Menschen zur heutigen Zeit großentheils den ungebildeten zuzuzählen.

Wir wollen ferner nicht, daß aus solchem Streben nach Einfachheit Jemand für sich den Schluß ziehe, daß in diesem Gegenstande keine Mühe und keine Meditation nöthig sei: denn sie verlangt ja gerade noch eine größere als jede andere Art. Weit leichter ist es einen Redner zu finden, der viel und glänzend spricht, als einen Katechisten, der eine Belehrung hält, die nach allen Seiten lobenswürdig ist. Was für eine Gabe des Denkens und Redens also immerhin Jemand von Natur besitzt, dies halte er ja fest, daß er nie über die Christenlehre zu den Kindern oder zum Volke mit Frucht für den Geist reden wird, außer wenn er mit vieler Denkarbeit sich vorbereitet und ausgerüstet hat. Es täuschen sich ganz, welche, auf die Unerfahrenheit und Unbeholfenheit des Volkes rechnend, in dieser Hinsicht die Sache leicht nehmen zu können meinen. Im Gegentheil, je ungebildetere Zuhörer einer hat, um desto größeren Eifer und Fleiß muß er anwenden, um die erhabensten so sehr vom gemeinen Verstande entfernten Wahrheiten der schwächeren Fassungskraft der Unkundigen anzubequemen, denen sie ebenso wie den Verständigen zur Erlangung der ewigen Seligkeit nothwendig sind.

Nunmehr möge es gestattet sein, Euch, ehrw. Brüder, in diesem letzten Theile Unseres Briefes mit den Worten Mosis anzureden: Wenn Einer des Herrn ist, so schließe er sich mir an! Beachtet, Wir bitten Euch inständigst, was für ein Schaden den Seelen blos aus der Unkenntniß der göttlichen Dinge erwächst! Viel Nützliches vielleicht und geradezu Preiswürdiges ist von Euch in eines jeden Diözese zum Vortheile der anvertrauten Heerde eingerichtet worden; dennoch möget Ihr vor Allem mit aller nur möglichen Anstrengung, mit allem Eifer und aller Rührigkeit dafür sorgen und darauf dringen, daß die Kenntniß der christlichen Lehre in die Herzen Aller einkehre und sie tief durchdringe. „Ein Jeder,“ um uns der Worte Petri zu bedienen, „wie er die Gnade empfangen hat, dem Andern sie spendend, als gute Ausspender der vielfältigen Gnade.“

Euren Fleiß und Eure Bemühungen möge Euch durch die Fürsprache der allerseligsten Unbefleckten Jungfrau, der Apostolische Segen beglücken, welchen als Zeugniß Unserer Liebe und als Vorbedeutung der himmlischen Gnaden Wir Euch und dem Klerus und dem einem jeden anvertrauten Volke liebreichst ertheilen.

Gegeben zu Rom, beim hl. Petrus am 15. April 1905 im zweiten Jahre Unseres Pontifikats. Pius PP. X.

Brasilien. — Die Herz-Jesu-Andacht in Brasilien. Aus Lages, Brasilien, schreibt uns ein deutscher Franziskaner: Im Januar 1892 kamen die Söhne des hl. Franziskus aus der deutschen Ordensprovinz vom hl. Kreuz nach dem Hochlande des Staates St. Katharina in Brasilien, um in dem Städtchen Lages eine Residenz zu gründen. Am 21. Februar des-

selben Jahres kam ich nach Lages, um mit noch einem anderen Pater die Seelsorge in dieser ausgedehnten Pfarrei und einige Jahre später auch in den angrenzenden Pfarreien Curitybanos und Campos Novos zu übernehmen. Die religiösen Verhältnisse waren sehr traurige, die Sittenverderbniß sehr groß, ebenso die Unwissenheit in der Religion. Den Empfang der hl. Sakramente kannte man kaum; selbst die Ehe ward vielfach ohne vorhergegangene Beicht und Kommunion eingegangen. Diejenigen, welche in ihrem Leben schon einmal gebeichtet, hatten die hl. Sakramente vor 15 oder 20 Jahren bei Gelegenheit von Missionen, die von Priestern der Gesellschaft Jesu abgehalten worden waren, empfangen. Man kann sich die Lage denken, in welcher wir uns in Anbetracht dieses Zustandes des armen Volkes befanden, zumal auch die Freimaurer uns vielfache Schwierigkeiten bereiteten. Welche Vorurtheile gegen uns deutsche Priester und Ordensleute mußten überwunden werden! Doch im Vertrauen auf den Schutz des hlst. Herzens Jesu haben wir während dieser zwölf Jahre gearbeitet und — Dank sei dem hlst. Herzen Jesu gesagt! — nicht umsonst. Besonders hat das religiöse Leben nach der Einführung des Gebetsapostolates im Jahre 1896 einen erfreulichen Aufschwung genommen. Im selben Jahre wurde auch der Bau unseres Kollegs begonnen, der aber erst 1898 vollendet werden konnte. Vor zwei Jahren haben wir eine sehr schöne Statue des hlst. Herzens Jesu aus Deutschland kommen lassen. Dieselbe mußte, weil hier keine fahrbaren Straßen sind, auf einer Tragbahre fünf Tage lang getragen werden. Es war eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer sich die guten Leute herandrängten, um den göttlichen Heiland zu ehren und die kostbare Statue zu tragen. Der 8. Mai 1902 war ein Triumphfest für das hlst. Herz Jesu in Lages. Die ganze Stadt betheiligte sich, um in einer feierlichen Prozession das erhabene Bild des Welterlösers zu empfangen. Beim Anblicke der Statue wurde manches Auge feucht. Viele auffallende Gebetserhörungen haben die Andacht zum hlst. Herzen Jesu noch mehr befestigt; und sicherlich wird das hlst. Herz Jesu nicht nachlassen, auch in Zukunft an dieser Pfarrei die Verheißungen, welche es seinen Verehrern gemacht, zu erfüllen. Für die Seelsorge und den Unterricht in der Stadt, welche gegen 2000 Seelen zählt, ist nun wohl hinreichend gesorgt, da unser Orden hier ein Kloster nebst Kolleg und Pfarrschule hat und auch die Schwestern von der göttlichen Vorsehung, welche seit dem 18. August 1901 hier ein Kolleg eröffnet haben, segensreich wirken. Aber für das arme Volk, welches in den Wäldern und den Campos zerstreut wohnt, konnte leider bis jetzt noch keine geordnete Seelsorge eröffnet werden, eben weil die Pfarreien so groß und ausgedehnt sind. Damit man sich z. B. von der Ausdehnung der Pfarrei Lages einen Begriff machen könne, muß man, um von einem Ende der Pfarrei bis an das andere zu kommen, 6 bis 7 Tage zu Pferde reiten; fahrbare Straßen gibt es hier nicht. In dieser Riesen-Pfarrei wohnen gegen 23 bis 25,000 Katholiken. An verschiedenen Punkten habe ich Kapellen errichten lassen, um wenigstens den dringendsten religiösen Bedürfnissen abhelfen zu können. Aber Gott weiß, mit welcher Mühe und mit welchen Opfern und Schwierigkeiten dies verbunden war, da an manchen Orten die Leute wirklich arm sind, an anderen es am guten Willen fehlt, zum Bau der Kapellen beizusteuern. In der Serra von Serrito habe ich eine große Kapelle zu Ehren des hlst. Herzens Jesu bauen lassen. Dieselbe ist 11 bis 12 Stunden von Lages entfernt. Leider hat diese Kapelle noch viele Schulden; eine andere Kapelle ist im vorigen Jahre zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß Mariä gebaut und am 26. April eingeweiht worden. — Wir empfehlen diese Pfarrei Lages und die anderen Pfarreien, welche unserem Orden in St. Catharina anvertraut sind, den Mitglie-

dern des Gebetsapostolates und dem Gebete der frommen Leser des „Sendbote", damit die vielen Tausende, welche hier noch in der Unwissenheit und Sünde dahinleben, auch die Segnungen des hlst. Herzens Jesu empfangen.

Herz-Jesu-Kapelle zu Posen. — Am 3. Juni wurde in der Kathedrale von Posen eine vom Erzbischof v. Stablewski dem Dome geschenkte kostbare Herz-Jesu-Kapelle von dem Stifter eingeweiht. An der Feier nahm die gesammte Geistlichkeit der Stadt Posen, Vertreter der Domkapitels in Gnesen und eine große Menge Volkes theil. Am Sonntag wohnte der Herr Erzbischof dem Hochamte im Dome bei. In der Predigt, welche Domherr Dalbor hielt, dankte derselbe dem Oberhirten für das Geschenk, erinnerte dann an die Feier in Fulda, und berührte das Verhältniß zwischen Posen und Fulda. Nach der Predigt ertheilte der Erzbischof den päpstlichen Segen und einen vollkommenen Ablaß. Nach dem Hochamte begab sich der gesammte Klerus nach der neuen Kapelle, wo die von dem verstorbenen Erzbischofe, Kardinal Ledochowski vor über dreißig Jahren in schwerer Zeit erfolgte Weihe beider Erzdiözesen an das heiligste Herz Jesu feierlich erneuert wurde. Die Kapelle ist reich und künstlerisch ausgestattet. Die Wände sind wie der Altar von reinem Marmor; die Decke herrlich gemalt; zwei große Fresken fehlen noch. Die Bronzethore aus Münster und die großen Kandelaber sind Kunstwerke. Das eigenartige Herz-Jesu-Bild stellt den Erlöser dar, vor dem ein abgehärmter Pilger kniet. Das Herz des Heilandes leuchtet durch die Kleidung hindurch. Die Anlagekosten belaufen sich auf über 50,000 Mark. Nach der Feier fand im erzbischöflichen Palais ein Essen statt. Im Namen der Geistlichkeit sprach auf den Oberhirten Prälat Domprobst Wanjura, für die Laien Kammerherr Cegielski, im Namen der Familie des Erzbischofes ein Neffe desselben, Kammerherr Karl v. Stablewski. Der Zudrang der Gläubigen zum Dom war gewaltig.

Brüssel. — Die Einweihung der Herz-Jesu-Kirche in Brüssel. Vor einiger Zeit fand die feierliche Einweihung der provisorischen Herz-Jesu-Kirche auf dem Krekelberge in Brüssel statt, die später, nach Vollendung der National-Basilika, als Klosterkirche für die Patres Maristen dienen soll. Was der Feier einen besonderen Glanz gab, war der Umstand, daß der Kardinal-Erzbischof von Mecheln die Weihe vornahm und zwar in Gegenwart der höchsten Staatsbeamten und einer großen Schaar hochgestellter Persönlichkeiten. Der Maristenprovinzial P. Delouche hat mit dem Architekten Langerock die schönsten Dome Frankreichs, Italiens und Spaniens, sowie die Kathedrale von Karthago und Tunis besucht, um das geplante Nationalheiligthum zu einem möglichst prächtigen Bau zu gestalten. Man berechnet die Kosten auf sechs Millionen Franken, die Bauzeit auf fünf bis sechs Jahre.

Rom. — Der Hl. Vater und die Verehrung des hlst. Altarssakramentes. Auf Bitten Sr. Eminenz des Kardinals Perraud von Autun und mehrerer anderer Bischöfe hat der Hl. Vater gestattet, daß in der Namen-Jesu-Litanei nach den Worten: „Durch deine Himmelfahrt" eingefügt werde: „Durch deine Einsetzung des hlst. Altarssakramentes, erlöse uns, o Jesu!" Es werden in der Litanei die größten Wohlthaten des Erlösers aufgezählt: seine Menschwerdung, sein bitteres Leiden u. s. w. Deshalb ist es gewiß sehr angezeigt, daß man auch jenes Geheimnisses gedenke, das nicht umsonst „das Wunder der Wunder" genannt wird. Weil sich ferner gerade im hlst. Sakramente des Altares die Liebe des göttlichen Herzens zu uns am klarsten offenbart, ist die Erinnerung daran wohl geeignet, uns zum Vertrauen, und den Heiland selbst zum Erbarmen zu bewegen. Die Einführung der neuen Anrufung bleibt übrigens dem Belieben der Bischöfe überlassen.

Marianischer Kongreß. — Vom 12. bis 14. Juni wurde in Prag unter

großer Betheiligung ein marianischer Kongreß abgehalten. Am 12. Juni wurden in böhmischer Sprache gemeinsame Berathungen der Sodalitäten, der dritten Orden des hl. Dominikus und des hl. Franziskus und anderer Vereinigungen abgehalten. Abends fand die Eröffnungssitzung des Kongresses statt und zwar in deutscher und böhmischer Sprache. Am 13. Juni hielten nach dem Festgottesdienst bei der Denksäule Mariens auf dem Altstädter Ring am Vormittag die I. Sektion über marianische Kultformen und am Nachmittag die II. Sektion über marianische Tagesfragen eingehende Besprechungen durch Vorträge ab. Am 14. Juni wurden die Beschlüsse verlesen und mit Begeisterung gutgeheißen.

Papst Pius X. und der katholische Gesellenverein. — Am 13. Mai d. J. hatte ein hochverdientes Mitglied des Schutzvorstandes des katholischen Gesellenvereins zu Köln, Herr Justizrath Custodis, die hohe Ehre, mit seiner Familie in Privataudienz vom H. Vater empfangen zu werden. Nachdem der Papst mit sichtlichem Interesse angehört, was man ihm vom katholischen Gesellenverein erzählte, sagte er wörtlich:

„Ich ertheile dem ganzen Verein von Herzen meinen apostolischen Segen. Sagen Sie den jungen Handwerkern, daß sie während ihrer Arbeit Gott nicht vergessen sollen. Und weiterhin sollen sie daran denken, wie viel sie, die Jugend, den im Alter Ergrauten verdanken. Drum mögen sie, wenn sie auch in harter Arbeit durch ihrer Arme Kraft ihr tägliches Brod verdienen, dennoch nicht der Alten vergessen, die mit ihrem Verstand und ihrer Erfahrung ihnen hilfreich zur Seite stehen. Sie sollen doch immer eingedenk sein, daß die Jugend den Aelteren folgen und gehorchen soll."

„Wir sind überzeugt," bemerkt dazu das „Kolpingsblatt", „daß diese herrlichen, aus liebevoll besorgtem Herzen gesprochenen Worte unseres vielgeliebten Hl. Vaters auf alle, die unserem großen Verbande angehören, denselben tiefen Eindruck machen werden, den sie hervorriefen, als sie am Abend des 1. Juni den versammelten Mitgliedern des Kölner Gesellenvereins von dem heimgekehrten Rompilger bekannt gegeben wurden."

Christenlehre-Bruderschaft. — In der vorstehenden Enzyklika des Hl. Vaters werden recht eindringlich die Vereine und Bruderschaften empfohlen, die sich dem Unterrichte der Kinder und Jugend in der Christenlehre widmen. Die Gründung solcher Genossenschaften reicht zurück in die Zeit der kirchlichen Revolution vom 16. Jahrhundert. Unter diesen Vereinen ragte in Italien hauptsächlich die Stiftung der Väter der christlichen Lehre hervor. Der Gründer war der Mailänder Markus de Sadis Cusani, welcher im Jahre 1560 auf seinen Besitz verzichtete, sich nach Rom begab und hier sich mit mehreren gleichgesinnten, seeleneifrigen Männern vereinigte, um Kinder und Erwachsene in der christlichen Lehre zu unterrichten. Der damalige Papst Pius IV. war der Vereinigung sehr gewogen und der berühmte Kardinal Baronius betheiligte sich selbst am Unterrichte. Da die Zahl der Mitglieder sich sehr vermehrte, verband sich ein Theil zu einer geistlichen Genossenschaft mit gemeinsamer Lebensweise und ein Theil, der in der Welt lebte, bildete die Bruderschaft von der christlichen Lehre. Papst Paul V. erhob die Bruderschaft zu einer Erzbruderschaft, mit dem Sitze zu St. Peters zu Rom, ertheilte ihr zahlreiche Ablässe und die Vollmacht, andere Bruderschaften mit sich zu vereinigen und sie aller ihrer Vortheile und Gnadenschätze theilhaftig zu machen. Der gegenwärtige Sitz der Erzbruderschaft ist in der Kirche S. Maria del Pianto in Rom, wohin man sich wegen einer Aggregation zu wenden hat.

Die kanonische Errichtung dieser Bruderschaften steht beim Diözesanbischofe. Wenn in einem Bisthum nur eine dieser Bruderschaften mit der

Erzbruderschaft aggregirt worden ist, so brauchen sich die übrigen nicht besonders aggregiren zu lassen.

Da es unser Raum nicht erlaubt, alle Abläße im einzelnen anzugeben, so sehen wir davon ab und verweisen auf die Ablaßsammlung von Beringer.

Außerdem gibt es noch andere von Rom approbirte Christenlehre-Vereine, die hauptsächlich in Belgien verbreitet sind.

Portiunkula-Ablaß. — Dieser große Ablaß kann von der Vesper des 1. August bis zum Abend des 2. August gewonnen werden, wenn man folgende Bedingungen erfüllt: Reumüthige Beicht und würdige hl. Kommunion in irgend einer Kirche oder Kapelle und Besuch einer Kirche, welche das Privilegium des Ablasses besitzt. Bei diesen Besuchen verrichtet man Gebete nach Meinung des Hl. Vaters, wenigstens fünf Vater Unser und fünf Gegrüßet seist du Maria. Den Ablaß kann man für sich selbst einmal gewinnen und, so oft man die Besuche und Gebete wiederholt, für die Armen Seelen aufgeopfert werden.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Juni 1905 bis 1. Juli 1905 sind von 184 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	2,115,160	12. Abtödtungen	116,922
2. Rosenkränze	262,787	13. Werke der Nächstenliebe	242,649
3. Kreuzwege	85,286	14. Werke des Eifers	541,651
4. Heilige Kommunionen	91,636	15. Verschiedene Gebete	346,034
5. Geistliche Kommunionen	159,343	16. Trostgespräche u. Belehrungen.	1,673,290
6. Gewissenserforschung	394,254	17. Leiden oder Trübsale	61,176
7. Stunden der Arbeit	1,029,991	18. Selbstüberwindungen	124,906
8. Stunden des Stillschweigens	681,080	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	216,760
9. Fromme Lesungen	87,359	20. Verschiedene gute Werke	169,809
10. Gelesene Messen	10,212		8,642,683
11. Angehörte Messen	232,428		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Erzdiözese Cincinnati. — 26. Mai St. Karl Borromäus Gemeinde, South Charleston, O.

Diözese Cleveland.—25. Mai. St Stanislaus Gemeinde, Cleveland, O.

Diözese Davenport.—25. Mai. St. Marien Gemeinde, Riverside, Iowa.

Diözese Denver. — 13. Mai. St. Augustinus Gemeinde, Brighton, Colo.

Erzdiözese Dubuque. — 13. Mai. St. Clements Gemeinde, Bankston, Iowa.

Diözese Helena.—31. Mai Heiliger Erlöser Gemeinde, Meaderville, Mont.

Diözese La Crosse.—29. Mai. St. Josephs Gemeinde, Kendall, Wis.

Diözese La Crosse.—29. Mai. St. Johannes Baptist Gemeinde, Wilton, Wis.

Diözese Little Rock.—19. Mai. St. Ludwigs Gemeinde, Camden, Ark.

Erzdiözese Milwaukee. — 8. Mai. St. Johannes Gemeinde, So. Milwaukee, Wis.
Erzdiözese Milwaukee. — 29. Mai. St. Ludwigs Gemeinde, Fond du Lac, Wis.
Diözese Natchez.—16. Mai. St. Johannes Evangelist Gemeinde, Gulfport, Miss.
Diözese Nesqually.—10. Mai. St. Josephs Gemeinde, Pe Ell, Wash.
Diözese Newark. — 15. Mai. St. Anna Gemeinde, Jersey City, N. J.
Diözese Newark. — 15. Mai. St. Anna Schule, Jersey City, N. J.
Diözese Newark. — 29. Mai. St. Kassian Gemeinde, Upper Montclair, N. J.
Erzdiözese New York. — 19. Mai. St. Edwards Gemeinde, Florida, N. Y.
Diözese Sacramento.—12. Mai. St. Teresa Gemeinde, Auburn, Cal.
Diözese San Antonio.—29. Mai. St. Heinrichs Gemeinde, San Antonio, Tex.
Diözese Wichita. — 13. Mai. St. Josephs Gemeinde, South Mound, Kans.
Diözese Winona. — 5. Mai. St. Kasimirs Gemeinde, Wells, Minn.

Aggregationen 21; Gemeinden 20; Schule 1.

Rundschau.

Den 14. Juli 1905.

Während des vergangenen Monates haben unsere Wochenblätter von den zahlreichen Priesterweihen sammt den Primizen und den Schlußfeierlichkeiten der katholischen Kollegien und Akademien spaltenlange Berichte gebracht. Wir können in der Rundschau nur auf diese Thatsache hinweisen, weil es uns einfach unmöglich ist, auf dem zugemessenen Raum die vollständigen Berichte abzudrucken. Selbst die vielen Einkleidungen und Profeßablegungen in den religiösen Orden und Schwesterngenossenschaften können wir nur andeuten. Natürlich betrachten wir diese freudigen Ereignisse als Zeichen der fruchtbaren Wirksamkeit des katholischen Glaubens, welcher in unserem Lande blüht und sich immer herrlicher entfaltet.

Rom. — Am 13. Juni wurde eine Enzyklika des Papstes an die italienischen Bischöfe veröffentlicht. Die Enzyklika betrifft die Thätigkeit der christlich-demokratischen Katholiken und der Geistlichkeit. Der Papst ermuntert darin zur Begründung von Volksvereinigungen, um die sich alle anderen katholischen Verbände wirthschaftlichen Charakters scharen müssen, und fordert die Katholiken auf, sich an dem öffentlichen politischen Leben zu betheiligen, und zwar in einer der christlichen Zivilisation und dem materiellen Wohle des Volkes dienenden Weise. Der Papst erklärt, die Kirche habe stets bewiesen, daß sie die Fähigkeit habe, sich den der Zeit entsprechenden Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft anzupassen, wobei sie immer die Integrität des Glaubens und der Moral unversehrt aufrecht erhielt. Die Katholiken, welche wirthschaftlichen Vereinigungen angehören und an der öffentlichen Verwaltung theilnehmen, müßten immer von der Oberhoheit der Kirche abhängig sein, sollten hingegen, so weit rein weltliche Interessen in Frage kämen, die weitgehendste Freiheit genießen. Der Papst tadelt sodann diejenigen, welche diesen Grundsätzen nicht folgten und fordert die Geistlichkeit auf, sich von den Parteikämpfen fernzuhalten. Schließlich ertheilt der Papst den Bischöfen, der übrigen Geistlichkeit und dem italienischen Volke seinen Segen. Die Blätter heben die Bedeutung der Enzyklika hervor und stellen fest, daß diese praktisch der Aufhebung des Non expedit gleichkomme, indem sie die Katholiken ermächtige, in besonderen Fällen an der gesetzgeberischen Arbeit theilzunehmen.

Der den Anordnungen Papst Pius X. entsprechende Theil der sozialen Organisationen in Italien, die sogenannte „Zweite Gruppe", zählt 2432 Vereine. Darunter sind 744 Vereine zu gegenseitiger Hilfe, 21 Volkssekretariate,

835 ländliche Darlehenskassen, 154 Viehversicherungen, 170 Handwerker- und Arbeitervereine und 107 Konsumvereine. Weitaus der größte Theil dieser Organisationen gehört dem wirthschaftlich kräftigeren und rührigeren Norden der Halbinsel an.

Am 20. Juni wurden Verhandlungen abgehalten über folgende Selig- und Heiligsprechungsfälle: 1. Verehrungswürdigen Johann Nepomuk Neumann, C. SS. R., Bischof von Philadelphia, Ver. St.; 2. verehr. Franziskus von Neapel, O. F. M.; 3. verehr. Maria Michaela vom hlst. Altarssakramente; 4. verehr. Justinus de Jacolis, Vikar von Abessinien; 5. Andreas Soulos, Weltpriester, Stifter der Schwestern U. L. Frau zur Hilfe der Kranken. Am 24. Juni wurde in Gegenwart des Hl. Vaters selbst verhandelt über: Titularbischof Hermosilla von Miletopolis, apost. Vikar des östlichen Tonkin; 2. Titularbischof Valentin Borrio Ochoa, O. P., von Centurie, apost. Vikar des mittleren Tonkin; 3. D. Peter Almato, Priester; 4. Joseph Khang, alle Märtyrer in Tonkin.

Mitte Juni hatte der Patriarch des syrisch-maronitischen Ritus von Antiochien, Msgr. Elias Peter Hoyek in Begleitung vieler Würdenträger und Ordensobern eine feierliche Audienz beim Hl. Vater. Zuerst wurde der Patriarch selbst empfangen und darauf sein Gefolge.

Wir berichteten in der letzten „Rundschau" von der erzwungenen Resignation des Erzbischofs Lancia di Brolo von Monreale. Nun ist das Urtheil rückgängig gemacht worden, weil sich die Unschuld des gemaßregelten Erzbischofs herausgestellt hat. Man fand, daß sich die Anklage auf Verleumdungen seitens eines Theiles der Dombenefizianten, welche Nichtbenediktiner sind, stützte. Daher erhielt der vollständig Gerechtfertigte einen überaus feierlichen Empfang in seiner Erzdiözese.

Eine wichtige, schon unter Leo XIII. geplante Reform beginnt jetzt durchgeführt zu werden, nämlich die Verschmelzung der Pfarreien in Rom. Unter den 58 Pfarreien Roms gibt es mehrere, deren Seelenzahl kaum 1000 erreicht, während andere 30—40,000 haben. Die Reform zielt darauf hin, die kleinen Pfarreien aufzuheben oder sie zu vereinen und die Ausdehnung der großen zu vermindern. Diese Reform ist sehr zu begrüßen im Interesse der neuen, nach 1870 erstandenen Stadtviertel.

Pius X. hat den ersten Schritt zu einer praktischen Neueintheilung der römischen Pfarreien unternommen. Eine Bulle hebt die bei den Kirchen des hl. Thomas in Parione und der hl. Luzia bei Gonfalone bestehenden Pfarreien auf und vereinigt beide bei der großen Kirche U. L. Frau in Vallicella, welche vom hl. Philipp Neri erbaut wurde. Eine weitere Bulle erhebt die neuerbaute Kirche des hl. Joachim zur Pfarrkirche und weist ihr die in den neuen Stadttheilen der Prati di Castello gelegenen Theile der Pfarreien der Peterskirche, der Kirche Santa Maria in Traspontina, sowie des Monte Mario zu.

Kürzlich wurde zum General der Karthäuser der hochw. P. Renatus Herbanat erwählt. Die Wahl fand in der großen Karthause zu Farneta bei Lucca statt.

Der römische Generalvikar hat bestimmte Vorschriften bezüglich der weiblichen Ordensgesellschaften in Rom, welche Fremde beherbergten, erlassen. Nach denselben ist es durchaus verboten, in religiösen, von Schwestern geleiteten Häusern Laien männlichen Geschlechts zu beherbergen. Es wäre wünschenswerth, daß selbst nicht den Geistlichen Gastfreundschaft in genannten Häusern gewährt würde, da selbige in Kollegien oder in Männerklöstern, an denen es in Rom nicht mangelt, unterkommen können. Es ist nur erlaubt, alleinstehenden Frauen oder Mädchen, die zurückgezogen zu leben wünschen, und für die

es schwer halten würde, anderswo Quartier zu beschaffen, Unterkunft zu gewähren.

Der Hl. Vater hat vor Kurzem ein Zirkularschreiben erlassen, welches über die ausgeschiedenen Mitglieder der Genossenschaften von Religiosen handelt. Die eigentliche Säkularisation wird der Kongregation der Bischöfe und Regularen vorbehalten. Der Hl. Vater ist der Meinung, es sei besser, daß solche Ordenspersonen von den Gelübden befreit in der Welt leben, wenn sie nicht im Kloster ein Unterkommen finden können. Außerdem werden noch andere einschneidende Verfügungen über die neueren Kongregationen von Männern und Frauen erlassen werden.

In Rom gibt es 130 Klöster, von denen 94 sich der Schul- und Krankenpflege widmen.

In der Stadt Rom befinden sich 125 religiöse Schulen mit 32,000 Zöglingen und 50 öffentliche Schulen mit 31,000 Besuchern.

Der gelehrte Vize-Bibliothekar des Vatikans, Abt Cozza-Luzi von den griechischen Basilianern, starb kürzlich zu Bolsena. Derselbe war früher Abt des griechischen Klosters Grottoferrata, dankte ab und widmete sich darauf ganz gelehrten Studien, sowie der Arbeit in den Kongregationen, deren Konsultor er war.

Deutschland. — Nach der letzten Volkszählung betrug die Zahl der Katholiken in Deutschland 20,327,913, also 361 auf 1000 Einwohner. Verhältnißmäßig am stärksten ist die katholische Bevölkerung in Elsaß-Lothringen vertreten, dort entfallen nach dem statistischen Jahrbuche 762 Katholiken auf das Tausend. An zweiter Stelle steht Baiern mit 706, an dritter Baden mit 606. In sämmtlichen übrigen Bundesstaaten sind die Katholiken in der Minderheit: in Preußen sind von 1000 Einwohnern 351 katholisch, Hessen 305, Württemberg 300, Oldenburg 218, Bremen 60, Braunschweig 52, Königreich Sachsen 47, Hamburg 40, Sachsen-Weimar 39 u. s. w. Unter den preußischen Provinzen hat Posen die relativ stärkste Bevölkerung, nämlich 678 auf 1000. Dann kommt Rheinland mit 698 (ausschließlich des Hohenzollernlandes mit 949), Schlesien 550, Westpreußen 512, Westfalen 507. In der Minderheit sind die Katholiken in Hessen-Nassau mit 280, Ostpreußen 135, Hannover 131, Stadt Berlin 100, Sachsen 73, Brandenburg 52, Pommern 23, Schleswig-Holstein 22. Noch einige Ziffern für einzelne Städte: München 84 Prozent, Köln 81, Düsseldorf 73, Breslau 37, Frankfurt a. M. 30, Nürnburg 23, Hannover 8,8, Dresden 8, Magdeburg 6,3, Hamburg 4,3, Leipzig 3,6.

Nach der neuesten offiziellen Statistik bestehen im ganzen Königreich Bayern 7411 Schulen, 5238 katholische, 1925 evangelische, 161 simultane und 87 israelitische. Wundern muß man sich über die geringe Zahl der Simultanschulen. In Wirklichkeit sind die Schulen, in denen Kinder beider Konfessionen unterrichtet werden, sicher in der Mehrheit. Würde die Schulbehörde einmal die Zahl der reinen Konfessionsschulen, d. h. derjenigen, die nur von Kindern einer Konfession besucht werden, feststellen, so würde sich jedenfalls herausstellen, daß sie erheblich geringer ist als die der konfessionell gemischten Schulen.

In Württemberg wird derzeit ein neuer Vorstoß gegen den Katholizismus geplant. Die Regierung hat nämlich die sogenannte „Verfassungsreform" eingebracht. Dieselbe bezieht sich aber nur auf die Ständeversammlung. Es ist daher der Vorwurf nicht unberechtigt, daß man es mit einem Tendenzwerk zu thun hat. Die Vorlage hat unter Anderem den Zweck, die bisherige katholische Mehrheit in der Ersten Kammer durch eine protestantische zu beseitigen. Von einer Festlegung des konfessionellen Charakters der Volks-

schule, von der Gewährung der Gewissens- und Religionsfreiheit weiß diese „Verfassungsreform" leider nichts.

Im Jahre 1887 bis 1888 gab es 1123 katholische Theologen auf sämmtlichen Hochschulen, im Jahre 1903 bis 1904 aber 2253. Dagegen waren auf den deutschen Universitäten in den gleichen Jahren 4581 und 2136 evangelische Theologen. Die katholischen Theologen haben ihre Zahl verdoppelt, die evangelischen auf die Hälfte vermindert, so daß es jetzt mehr katholische als evangelische Theologen gibt. Dabei gab es 1900 mehr als 35 Millionen Evangelische in Deutschland und nur 20 Millionen Katholiken.

Der Verein vom hl. Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher hat nach seinem letzten Jahresbericht 496,417 Mark eingenommen und 462,186 Mark ausgegeben. Die Zahl der Hilfsvereine ist 2849 mit 127,056 Mitgliedern.

Die Springprozession von Echternach verlief beim schönsten Wetter ohne jeglichen Zwischenfall. Es nahmen 17,934 Personen daran Theil gegen 16,735 im Vorjahre und zwar: 1 Schweizer, 34 Fahnenträger, 2583 Sänger, 109 Geistliche, 11,587 Springer, 299 Musiker, 91 Feuerwehrleute, 25 Ordensschwestern, 3205 Beter.

Am 10. Juni verschied zu München der hochw. P. Heinrich Suso Denifle, Generaldefinitor des Dominikanerordens und Archivar des Apostolischen Stuhles, in seinem 62. Lebensjahre. Er war ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kultur- und Kirchengeschichte. Seine zahlreichen Werke in deutscher, lateinischer und französischer Sprache sind bahnbrechend. Auch populäre Schriften sind seiner Feder entflossen. Sein letztes Werk war über Luther und Lutherthum, das er leider nicht mehr vollenden konnte.

Dr. Paul v. Schanz, Professor an der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen, starb am 1. Juni zu Tübingen. Er war am 4. März 1841 geboren und seit 1876 Professor an der Universität. Sein Tod bedeutet für die katholisch-theologische Wissenschaft einen sehr großen Verlust. Seine zahlreichen gediegenen Werke werden noch lange einen Ehrenplatz in der katholischen Literatur einnehmen.

Herr Gerhard Stötzel, Mitglied des Zentrums im Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause, starb am 1. Juni zu Charlottenburg. Er war ein thatkräftiger Katholik, von kindlicher Frömmigkeit beseelt, und unermüdlichem Eifer und selbstlosester Pflichttreue arbeitend für die Sache des Volkes und seiner politischen Ueberzeugung. Die Katholiken Deutschlands, speziell von Essen, haben durch den Tod des 69jährigen Mannes einen großen Verlust erlitten.

Um die „Rundschau" nicht zu stark zu belasten, werden wir in Zukunft nur in Kürze das Dahinscheiden einzelner wegen ihres Alters, oder ihrer Stellung und Wirksamkeit hervorragender Geistlicher Deutschlands melden: Hochw. Joh. Phil. Molitor, 67 Jahre alt, am 4. Juni zu Allenz bei Mayen; hochw. Jos. Kuttenkeuler, Jubilarpriester, 80 Jahre alt, am 5. Juni zu Düsseldorf-Bilk; hochw. Franz Permanne, Dompropst in Augsburg, 75 Jahre alt, am 4. Juni in Krumbade, Bayern; hochw. Pfarrer Hubert Hoeveler, 74 Jahre alt, am 14. Juni zu Rommerskirchen; hochw. Domkapitular Ludwig Schrieber von Osnabrück, 73 Jahre alt, am 14. Juni in Bad Wildungen; hochw. Theodor Lindemann, 68 Jahre alt, am 17. Juni zu Düren; hochw. P. Ambrosius Kienle, O. S. B., 54 Jahre alt, am 18. Juni zu Beuron; hochw. Ehrendomherr Ignaz Waller, 68 Jahre alt, im Juni zu Colmar; hochw. Domherr und

Dekan des Domkapitels in Straßburg, Seraphin Schott, am 24. Juni zu Straßburg; hochw. Dr. Aemil Rückgaber, Professor zu Tübingen, am 15. Juni zu Stuttgart, Württemberg; hochw. Felix Roth, der älteste Priester der Diözese Rottenburg, 86 Jahre alt, am 27. Mai zu Ravensburg.

Oesterreich-Ungarn. — Die Direktionssitzung des Landesverbandes ungarischer katholischer Vereine hat am 15. Juni beschlossen, den diesjährigen ungarischen Katholikentag am 16. und 17. Oktober abzuhalten.

Die Konferenz der südslawischen Bischöfe Oesterreichs in Rom, in der die Frage zu entscheiden war, ob in ihren Diözesen die altslawische (glagolitische) Kirchensprache allgemein an Stelle der lateinischen treten soll, hat die Wünsche der Kroaten unbefriedigt gelassen. Die Vielheit der Nationalitäten bringt ein verwirrendes Unverständniß hervor, das von Mißtrauen und Verhetzung unterstützt und ausgenutzt wird.

Die Diözese Trient beging vom 22. bis 29. Juni die 15. Säkularfeier des Märtyrertodes des heiligen Bischofs Vigilius (26. Juni 405). Drei Kardinäle waren aus Anlaß der Feier nach Trient gekommen und zwar Ihre Eminenzen der Erzbischof von Mailand, Karl Andreas Ferrari, der Fürsterzbischof von Salzburg, Johann Katschthaler, und der Patriarch von Venedig, Don Joseph Calegari. Seit den bekannten Festen im Jahre 1863, die aus Anlaß der dritten Zentenarfeier des Konzils von Trient veranstaltet wurden, traf es nicht mehr, daß drei mit dem Purpur bekleidete Bischöfe in Trient weilten.

Zum Abte von Mariastein-Dürnberg wurde am 7. Juni der hochw. P. Augustin Rothenflue erwählt.

Am 11. Mai starb zu Agram ein hervorragender Priester, der hochw. Joh. B. Thalcié, in seinem 65. Lebensjahre. Seit 1867 war er Präbendar der Metropolitankirche in Agram. Er schrieb eine Menge wichtiger Werke über kroatische Kirchengeschichte und viele Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften.

Am 28. Mai starb zu Kolosca der Jesuitenpater Anton Strobl, welcher 36 Jahre lang Professor der Mathematik an dem dortigen Gymnasium der Jesuiten war.

Im Juni starb zu Preßburg der ehemalige Vize-Direktor des Pazmanlums, Domherr Joseph Bergmann, im Alter von 58 Jahren.

Frankreich. — Der „Temps" läßt sich aus Rom eine kleine Geschichte erzählen, für deren Wahrheit er sich verbürgt und die in jedem Falle interessant als Beitrag für die Stimmung im Vatikan ist. Ein französischer Prälat, bekannt als Heißsporn, hatte jüngst Audienz bei Pius X., wobei auch vom französischen Kulturkampf gesprochen wurde. „Wir erwarten nur ein Wort von Eurer Heiligkeit," so sagte da der Franzose, „um in die Arena hinabzusteigen. Eure Heiligkeit möge dieses Wort sprechen und wird uns zum Kampf bereit sehen." — „Mit den Kanonen?" fragte der Papst den etwas aus der Fassung gebrachten Prälaten. „Monseigneur, Schweigen ist Gold."

Nicht geringes Aufsehen erregt ein Artikel der „Times", der sich den Romhasser und früheren Ministerpräsidenten Combes auf's Korn nimmt und ihn wegen seiner Kulturkampfgelüste derb abfertigt. Combes, der seine literarischen Erzeugnisse über die Trennung von Staat und Kirche gerne in ausländischen Blättern liest, hatte einer englischen, vielgelesenen „Review" einen diesbezüglichen Artikel zugehen lassen. Die „Times" greift alle Thesen des Exministerpräsidenten als illiberal und atheistisch an und entkräftigt sie mit den gleichen Argumenten, wie es die katholischen Blätter thun. Das Blatt mit seiner Millionenauflage wird dem alten Kulturkämpfer noch schwere Sor-

gen machen, denn es kündigt das Erscheinen einer Artikelserie über das gleiche Thema an, die nach dem genannten Vorspiel nicht übel ausfallen dürfte.

In der französischen Kammer laufen immer neue Petitionen gegen die Trennung von Staat und Kirche ein. Ein großer Theil dieser Petitionen kommt aus Wahlbezirken, die im Parlamente durch Religionsfeinde vertreten sind — in einigen hat sich auf diese Weise die Mehrheit der Wähler gegen das Trennungsgesetz erklärt. Ueber diese den Vorkämpfern der Trennung äußerst unbequeme Erscheinung suchte sich der erste Vertrauensmann Combes' im gegenwärtigen Kabinet, Kultusminister Bienvenu-Martin, auf sehr einfache Weise hinwegzuhelfen. Er versicherte kürzlich zu Lens in einer Rede zur Vertheidigung des Trennungsgesetzes, daß die Unterschriften der Petitionen wider dies Gesetz „nur durch Drohung und Zwang" erlangt worden seien. Beweise für diese Behauptung zu geben, versuchte er begreiflicherweise nicht. Er hätte damit sich und seine Gesinnungsgenossen allzu lächerlich gemacht, denn alle Welt in Frankreich weiß aus den Erfahrungen der letzten Zeit, welche Partei es ist, die Drohung und Zwang anwendet, um die Leute zur Untreue gegen ihre Ueberzeugungen zu bringen und politische Vortheile für sich herauszuschlagen. Die sehr große Zahl der Unterschriften gegen das Trennungsgesetz aus bisher radikal wählenden Bezirken erklärt sich zur Genüge durch das mächtige Erwachen des religiösen Gefühles im französischen Volke, das seit einiger Zeit in vielen Gegenden Frankreichs stattfindet. Besonders letzte Ostern und Pfingsten waren die Anzeichen dieses Erwachens sehr auffallend. Die Kirchen füllten sich und selbst in den radikalsozialistischen Arbeitervierteln von Paris und dessen Umgegend drängte sich die Bevölkerung massenhaft zum Gottesdienste. Die Erstkommunionen der Kinder wurden diesmal besonders stark besucht und jedes vorher bekannte Erscheinen des greisen Erzbischofs in der Oeffentlichkeit verursachte einen ungeheueren Zufluß von Menschen, die dem Oberhirten ihre Ehrfurcht und Anhänglichkeit kundgaben.

Am 3. Juli beendete die französische Kammer die Berathungen bezüglich der Aufhebung des Konkordates und nahm das Gesetz mit einigen Abänderungen an. Das Gesetz wird nun dem Senat vorgelegt werden.

Um hinter seinen Kollegen in kulturkämpferischem Eifer nicht zurückzustehen, hat Maurice Berteaux, ehemaliger Wechselagent und jetziger Kriegsminister der Republik, angeordnet, daß die Kruzifixe, Christusbilder und religiösen Embleme aus den Räumen der Militärgerichte zu entfernen sind.

Am 20. Juni wurde noch einer der wenigen in Paris verbliebenen männlichen Orden vertrieben, derjenige der Picputianer, welcher während der Schreckenszeit der großen Revolution gegründet wurde. Seine Mitglieder sind thätig in Südamerika sowie auf den ozeanischen Inseln. Die Genossenschaft hat ihren Hauptsitz nach Brainele-Comte in Belgien verlegt.

Seinerzeit sagte Waldeck-Rosseau, daß im Besitze der Kongregationen eine Milliarde zu finden sei. Bis jetzt haben blos die Herren Liquidatoren und ihre Advokaten ihre Taschen zu füllen verstanden; so soll Millerand etwa 200,000 Franken Advokatengebühren bezogen haben. Aber für das „Volk", welches nach dieser Milliarde lechzte, schaute bis jetzt ein recht spärlicher Betrag heraus. So wurde letzthin das Kloster der Redemptoristen von St. Amand versteigert; es war auf 800,000 Franken veranschlagt; in der zweiten Versteigerung hatte die Regierung den Erfolg, einen Käufer für — 21,000 Franken zu finden. Die Kapelle der Dominikaner in der Straßburgerstraße zu Nancy, deren Bau 200,000 Franken kostete, erwarb ein Unternehmer auf Abbruch für — 1250 Franken! Zum nämlichen Preise verhandelte man die Kapelle vom hl. Herzen Maria in Nancy, welche 100,000 Franken gekostet

hatte. Die Gebäude, Gärten und Kapelle der Benediktiner in Yonne wurden für 30,000 Franken schließlich ausgeboten.

Frankreich, das die Jesuiten mit den übrigen Ordensleuten verjagte, hat wiederum einen Jesuitenpater, Leon Wieger, Missionär in Tsche-Ly, China, wegen seines Werkes über chinesische Sprache und chinesische Literatur ausgezeichnet.

Mitte Juni starben zwei französische Bischöfe, der von Digne (Niederalpen) und der von Frejus (Seealpen). Msgr. Johann Hazera, Bischof von Digne seit 1897, starb nach einer langwierigen Krankheit im 68. Lebensjahre. Msgr. Eugen Arnaud, Bischof von Frejus seit 1899, starb 71 Jahre alt, zu Brignolles.

Schweiz. — Zum achten Male fand eine St. Gallische Katholikentagung statt. Und der Besuch des Katholikentages zu Altstätten war imponirend. Etwa 6000 Männer und Jünglinge fanden sich in Altstätten ein.

Der katholische Erzbischof von Bucharest, Franz Xaver v. Hornstein, ist bei einem Besuche in seiner schweizerischen Heimat gestorben. Er war geboren am 9. März 1840 in Villars-sur-Fontenais bei Pruntrut (Berner Jura), Erzbischof von Bucarest seit 31. März 1896.

England. — Welcher Freiheit sich hier die katholische Kirche erfreuen darf, bezeugt auch die Thatsache, daß sich die Jesuiten in dem protestantischen England so frei bewegen dürfen, als befänden sie sich unter einer streng katholischen Bevölkerung. Dabei nimmt auch die Zahl der Mönchs- und Nonnenorden in England stetig zu. Während es im Jahre 1851 auf der britischen Insel nur 17 Mönchs- und 53 Nonnenklöster gab, betrug im Jahre 1899 die Zahl der Mönchsklöster 260 und der Nonnenklöster 557. Und heute ist eine abermalige Vermehrung zu verzeichnen. In Folge der Vorgänge in Frankreich haben sich zahlreiche Ordensschwestern und Mönche nach England geflüchtet und hier eine zweite Heimat gefunden. Es gibt jetzt nicht weniger als 303 Mönchs- und 756 Frauenklöster. Das könnte, so sollte man glauben, die Freunde des Protestantismus in England mit Besorgniß erfüllen. Eine Zeit lang schien es auch, als bereite sich ein Widerspruch in größerem Maßstab vor. Allein die Bewegung ist wieder zurückgegangen. Wie viel höher geht demnach der Weitblick der englischen Regierung gegenüber der Engherzigkeit in unserem deutschen Vaterland.

In England starben zwei Titularbischöfe, am 11. Juni der hochwst. Bischof von Milvis, Dr. J. Bellord, welcher von 1899 bis 1901 Apostolischer Vikar von Gibraltar war, und am 9. Juni der hochwst. Bischof von Flavias, Dr. Edmund Knight, welcher zuerst (1879) Weihbischof von Shrewsburg, nachher dreizehn Jahre lang eigentlicher Bischof war, bis er krankheitshalber sich zurückzog.

Am 26. Juni starb zu Liverpool Msgr. James Nugent, einer der bekanntesten katholischen Geistlichen Englands, in seinem 83. Lebensjahre.

Holland. — Zur Gleichstellung der konfessionellen Schulen wird aus Holland gemeldet: Der Senat hat am 22. Mai ein Gesetz beschlossen, welches bestimmt, daß die konfessionellen Universitäten bezüglich der Diplomertheilung den öffentlichen Schulen gleichgestellt sein sollen.

Die Wahl der neuen Abgeordneten in Holland hat nicht nur politische Bedeutung, sondern wird augenscheinlich auch die Stellung der Katholiken in eine gefährliche Stellung drängen. Es wurden für die zweite Kammer 48 Mitglieder der Regierungspartei und 52 Gegner derselben erwählt. Dr. A. Kuyper, welcher seit 1901 als Minister fungirte, reichte seine Resignation ein.

Missionen. — Aus dem jüngst erschienenen Jahresberichte pro 1904, über

die Thätigkeit der Franziskaner-Kustodie des Hl. Landes in Jerusalem, entnehmen wir, daß von den Franziskanern 81 Kirchen und Kapellen und in der Seelsorge rund 100,000 Katholiken bedient worden sind, denen das Wort Gottes in 12 Sprachen verkündet wurde. In 61 freien Schulen empfingen 5593 Kinder von 179 Lehrern und Lehrerinen Unterricht und 269 Kinder wurden in 3 Waisenhäusern erzogen; 1963 Kinder und 27 Erwachsene, die einer nicht christlichen Religion angehört hatten, wurden getauft. Ferner sind bei den ehrw. Vätern Franziskaner 408 Schismatiker zur katholischen Kirche übergetreten und 722 Paare kirchlich getraut worden. In 9 Pilgerhäusern erhielten 12,932 Pilger gastfreie Aufnahme und in den Klosterapotheken wurden über 50,000 Freirezepte ausgeführt. Sodann sind in fünf Städten neue Missionsstationen errichtet worden.

Die Missionen in den deutschen Schutzgebieten befinden sich in blühendem Zustande, wenn man die großen Schwierigkeiten bedenkt, mit welchen die Missionäre kämpfen müssen. Dieselben haben 106 Stationen mit 612 Priestern, Brüdern und Schwestern, 44,700 Christen, 442 Schulen mit 24,523 Schülern. Damit sind nicht eingerechnet die Karolinen- und Samoa-Inseln, und ebenfalls nicht Südwest-Afrika.

Der „Osservatore Romano" berichtet: Die chinesische Regierung hat dem verdienstvollen Religiosen Frater Efrem Giesen aus dem Franziskanerorden und apostolischen Vikar von Nordschantung die Mandarinenwürde verliehen. Frater Efrem gehört zur Ordensprovinz von Holland, wurde 1868 zu Amsterdam geboren, reiste in die Missionen ab im Jahre 1894 und wurde als Bischof konsekrirt 1902. Er zeichnete sich durch seinen unerschrockenen Muth aus in der Verfolgung, welche die Boxer in Szene setzten, und vertheidigte mit Heldenmuth sein Häuflein Neubekehrter. Dabei erhielt er einen Schuß in die Brust und einen Schwerthieb am Haupte, von dem er noch die Narben trägt.

Am 31. Mai wurden von den Katharinen-Schwestern aus Braunsberg vier per Dampfer Santos nach Rio de Janeiro und zwei per Dampfer Rio Grande nach Rio Grande do Sul in Brasilien eingeschifft, um unter den dortigen Deutschen Schul- und Krankenpflege zu üben. — Am 1. Juni fuhren drei Basilianerpatres und zwei Schwestern nach New York. Von dort reisen dieselben nach Canada, um ihren ruthenischen Landsleuten Seelsorge, Unterricht und Krankenpflege zu bringen.

Der Tod des Msgr. Simon Volonteri, Apostolischer Vikar von Honan in Süd-China, wird berichtet. Derselbe wurde im Jahre 1869 nach China gesandt, und leitete seit 1882 diesen Missionsbezirk. Er stand im 73. Jahre seines Lebens. (Dieses finden wir nicht in der „Gerarchia Cattolica" von 1905.)

Australien. — In Australien, wo die katholische Kirche große Fortschritte gemacht hat, wird im Monat September das dritte Plenar-Konzil des Landes stattfinden.

Argentinien. — Die Regierung von Argentinien hat den vier Bischöfen, welche sich demnächst nach Rom begeben, einen Reisezuschuß von 3000, beziehungsweise 2000 Dollars bewilligt. Es ist dies eine in unseren Tagen gewiß einzigartige Erscheinung, daß eine Regierung zu den Romreisen der Bischöfe Unterstützungen gewährt.

Brasilien. — Brasilien besaß seit mehr als zehn Jahren kein großes katholisches Blatt mehr. Zwar hatte man seit Einführung der Republik zweimal versucht, ein täglich erscheinendes auf der Höhe der Zeit stehendes Blatt zu schaffen, doch währte die Herrlichkeit stets nicht lange. Da griffen die deutschen Benediktiner von Bahia und darauf die von Sao Paulo, letztere unter

der Führung ihres Priors Michael Kruse ein und riefen zwei Preßorgane in's Leben unter dem Namen „Estandarte Cattolico", allerdings nur Wochenblätter, das eine für den Norden, das andere für den Süden. Dann kam mit dem Jahre 1905 die „Uniao" (Einigung). Sie erscheint täglich und steht den besten Organen der indifferenten oder feindlichen Presse ebenbürtig gegenüber. Sie verfügt über einen zahlreichen Stab tüchtiger Redakteure und Mitarbeiter. Die „Uniao" steht fest auf dem Boden der Republik und hält treu zu Papst und Episkopat. Bereits ein Vierteljahr hat sie sich als Führerin der Katholiken bewährt, und es steht zu erwarten, daß sie mit der Zeit immer festeren Fuß fassen und immer weiter sich verbreiten wird.

Columbia. — Die Nationalversammlung der amerikanischen Republik Columbia hat einstimmig die Regierungsvorlage angenommen, ein Gebäude zu erwerben, um es dem päpstlichen Delegaten als Residenz zur Verfügung zu stellen. Im Berichte der parlamentarischen Kommission, welche diese Vorlage zu untersuchen und zu berathen hatte, wird der segensreiche Einfluß des Hl. Stuhles auf Columbien dargelegt und die hohe moralische Bedeutung des Papstthums für die sittliche Kultur der Völker dankbar anerkannt.

Peru und Lima. — Msgr. Bavona, Apostolischer Delegat für Peru und Lima, hat ein Schreiben vom Papste für die Bischöfe des Landes erhalten. In demselben wird geklagt über die Verfolgung der Kirche von Seiten der Regierung von Ecuador, besonders über die Verhinderung der Besetzung der vakanten Bischofssitze durch die Regierung.

Vereinigte Staaten. — Am 21. Juni feierten die Jesuiten der Vereinigten Staaten den 100. Gedächtnißtag ihrer Rehabilitation im neuen Lande. Am 21. Juni 1805 ernannte Bischof Carroll von Baltimore P. Robert Molyneur zum Oberen der in den Vereinigten Staaten zerstreut wohnenden Jesuiten, nachdem er sich mit P. Gruber, dem in Rußland wohnenden Jesuitengeneral, in Verbindung gesetzt hatte. — Rußland war damals der einzige Staat Europas, der den Jesuiten Schutz und Obdach gewährte.

In Seton Hall College zu South Orange, N. J., wurde am 23. Juni unter dem Vorsitze des hochwst. Bischofs John Joseph O'Connor eine Diözesansynode abgehalten.

Der hochwst. Msgr. Joseph Rainer, Rektor des Priester-Seminars in St. Francis, Wis., ist vom hochwst. Erzbischof Seb. G. Meßmer zum Generalvikar der Erzdiözese Milwaukee als Nachfolger des nun zur Bischofswürde erhobenen hochwst. Aug. F. Schinner ernannt worden.

Zum General-Vikar der Diözese Brooklyn ist der hochw. Georg Kaupert ernannt.

Der hochwst. Bischof Nikolaus Chrysostomus Matz von Denver hat am 13. Mai 1905 ein sehr beachtenswerthes Schreiben über die Sammlung von Almosen durch Schwesterngenossenschaften erlassen. Er weist hin auf die Beschlüsse der Nationalkonzilien von Baltimore bezüglich dieses Punktes und gibt bestimmte Anweisungen, unter welchen er diese Sammlungen in Zukunft erlauben wird. — Wir möchten noch auf einen anderen Punkt hinweisen, der Beachtung verdient, wir meinen die Wäschereien und Schneidereien, die von einzelnen Schwesterngenossenschaften im Großen betrieben werden. In Frankreich und Spanien sind derartige Zustände als Mittel zur Hetze gegen die Orden benützt worden. Was dort möglich war, wird hier in unserem Lande auch eintreffen.

Das Appellationsgericht des Staates Kentucky hat eine für Katholiken wichtige Entscheidung abgegeben. In Brookville, Ky., hatten sich Katholiken, deren Kinder die Public-Schule besuchen, um einen Einhaltsbefehl gegen das

Bibellesen, Beten und Singen von religiösen Liedern an das dortige Gericht gewandt. Und als sie von diesem abgewiesen worden, wandten sie sich an das Appellationsgericht in Frankfort. Und dieses hat nun den Spruch des Bracken Kriegsgerichts bestätigt. Das Appellationsgericht gründet seine Entscheidung darauf, daß die katholischen Kinder nicht gezwungen worden seien, diesen Bibellesungen und religiösen Uebungen beizuwohnen. Die Bibel, sagt Richter O'Rear in seiner langen Entscheidungsschrift, ist an und für sich kein sektirerisches Buch (sehr richtig, wohl aber ist die in Public Schools verwendete King James Version ein solches — bemerkt dazu der „Milwaukee Excelsior"), und wenn es nur als „Lesebuch" benutzt wird und die Lehrer keine Erklärungen machen, ist das kein sektirerischer Unterricht.

Zur Feier des goldenen Jubiläums des R. K. Zentral-Vereins, welches vom 10. bis 14. September in Cincinnati, O., stattfinden wird, werden der Apostolische Delegat, Msgr. Falconio und Bischof McFaul erscheinen.

Die „Knights of Columbus" haben kürzlich in Los Angeles, Cal., ihre Versammlung abgehalten. Ihre Mitgliedschaft besteht aus 43,314 Mitglieder mit Versicherung und 82,569 ohne Versicherung, im Ganzen belief sich ihre Anzahl am 1. Januar 1905 auf 125,883. Auffallend war der Beschluß des Vereins, der aus den hervorragendsten Repräsentanten der katholischen Laien besteht, sich nicht an der Föderation der katholischen Vereine zu betheiligen.

Der hochwst. Herr Bischof Stariha von Lead, S. Dak., wohnte dem jährlichen Kongreß des Sioux-Indianerstammes in der Rosebud-Agentur bei, der am 1. Juli eröffnet wurde und mit dem diesmal religiöse Uebungen verbunden waren. Es waren über 40 Priester da, welche die Sprache der Sioux verstanden, um die religiöse Feier zu leiten. (Gerade vor Schluß der „Rundschau" erhielten wir einen längeren Bericht über diesen Indianer-Kongreß, den wir leider nicht mehr verwerthen können.)

Todtentafel. — Um das Gebet unserer Leser bitten wir für alle während des letzten Monates dahingeschiedenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Ferner möchten sie eingedenk der verstorbenen Mitglieder des Priester- und Ordensstandes sein. Aus der Reihe der Geistlichkeit starben: Hochw. Franz Schreiber, am 20. Juli zu St. Louis, Mo.; hochw. Thomas J. Monteverde, am 16. Juni zu Baltimore, Md.; hochw. J. Kelly, am 8. Juni zu Garryowen, Iowa; hochw. Dr. Jos. M. Feely, C. M., am 15. Juni zu Chicago, Ill.; hochw. Ludwig Hinssen, am 25. Juni zu Lincoln, Ill.; hochw. Maximilian Schmid, früher in Ashford, Wis., am 22. Juni zu Le Roy, Wis.; hochw. P. Th. P. Bresson, O. Praem., am 19. Juni zu Green Bay, Wis.; hochw. Jos. T. Moriarty, am 20. Juni zu Mechanicsville, N. Y.; hochw. P. J. Donovan, im Juni zu Bellows Falls, Vt.; hochw. P. Joseph Niermann, C. SS. R., am 3. Juli zu Denver, Col.; hochw. Patrick O'Reilly von der Diözese Natchez, am 30. Juni auf dem Meer; hochw. Thomas J. Foley, am 4. Juli zu Baltimore, Md.; hochw. Eug. Smyth, am 8. Juli zu Baltimore, Md.

— „Lernet von mir," spricht Jesus, „denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen."

— Es ist ein größeres Wunder, bei heftigen Gelegenheiten und Anlässen nicht in die Sünde zu fallen, als die Todten zu erwecken.

Hl. Bernardus.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Chicago, Ill., 23. VI. '05. Ich hatte mehrere große Anliegen, die ich dem hlst. Herzen Jesu und der Fürbitte Mariens und des hl. Joseph empfahl; mein Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Ich erhielt Alles, um was ich bat. Ich danke hiermit öffentlich im „Sendbote“ für die erlangten Gnaden. E. B.

Chicago, Ill., 21. VI. '05. In einem besonderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und versprach öffentliche Danksagung im „Sendbote“ und Opfer. Dem hlst. Herzen Jesu sei Dank, ich wurde erhört. P. K.

Morris, Ind., 23. VI. '05. Ich hatte ein besonderes Anliegen, da machte ich die Meinung, wenn ich erhört würde, es im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Dank dem göttlichen Herzen Jesu; ich wurde erhört. A. H. S.

Hartwell, O., 1. VI. '05. Dem hlst. Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Erhörung in fünf verschiedenen Anliegen, die wir im „Sendbote“ empfohlen hatten. A. S. v. hl. Fr.

Lakeville, Ind., 22. VI. '05. Als ich vor über einem Jahre die Zeit herannahen sah, wo mein ältestes Kind zur ersten hl. Kommunion gehen sollte und die Gefahr drohte, nicht auf dem Platze verweilen zu können, (wir sind nämlich Pächter auf der Farm), wo wir in der Nähe der Kirche und Schule waren, flüchtete ich zum hlst. Herzen Jesu, und zur Fürbitte der Armen Seelen, damit mein Sohn nicht dem Unterricht der katholischen Schwesternschulen entzogen werde, bevor seiner hl. Kommunion. Ich machte außerdem das Versprechen, falls ich Erhörung fände, es im „Sendbote“ zu veröffentlichen, und eine hl. Messe lesen zu lassen. Für die erhaltene Erhörung möchte ich hiermit meinen Dank aussprechen. Ich zeige hiermit auch an, daß ich oftmals in andern Angelegenheiten durch das hlst. Herz Jesu, durch die Fürbitte der Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius, des hl. Thomas von Aquin (Patron der katholischen Schulen) erhört wurde, wofür ich mich dankpreisend verpflichtet fühle. A. D.

Lucinda, Pa., ———. N. N., eine noch junge Person, die ihre Gesundheit völlig verloren und der kein Arzt Hilfe bringen konnte, nahm ihre Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und zur hl. Anna und versprach Veröffentlichung im Falle sie gesund würde. Sie wurde zusehends besser und ist jetzt völlig hergestellt, kann arbeiten wie zuvor und ist erfüllt von Dank gegen das hlst. Herz Jesu, zu dessen Ehre sie dieses veröffentlicht. B. S.

Dayton, O., 30. VI. '05. Mein Sohn war längere Zeit außer Arbeit, was mir sehr viel Kummer machte. Da wurde mir gerathen, doch eine neuntägige Andacht zu machen zum göttlichen Herzen Jesu. Ich fing sogleich an und wurde auch sogleich erhört, denn noch während meiner Andacht wurde meinem Sohne eine sehr gute Stelle angetragen. Ebenso auch ein Mädchen, das ich in mein Gebet einschloß, erhielt passende Arbeit, wofür ich dem Herzen Jesu öffentlich und herzlich Dank sage. H. S.

St. Cloud, Minn., 25. VI. '05. Dem hlst. Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Hilfe in fünf verschiedenen Anliegen.

Auch versprach ich eine hl. Messe zu Ehren des hlst. Herzens Jesu lesen zu lassen, eine Novene zu machen und es im „Sendbote" veröffentlichen zu lassen, falls meine Bitten erhört würden. Gott sei Dank! Meine Gebete sind erhört worden. S. E. E.

Kurze Danksagungen: A. B., Blue Island, Ills., Erhörung in einer Krankheit. — M. E. M., Meires Grove, Minn., glückliche Entbindung und sonstige Hilfe. — Frau A. F., Chester, W. Va., Osterkommunion. — H. H., Jersey City, N. J., glückliche Entbindung. — K. W., Delphos, O., lohnende Arbeit. — K. K., Chicago, Ills., besondere Bitte. — Frau F. B., St. Louis, Mo., Rettung eines nützlichen Hausthieres. — M. M., Cincinnati, O., Erlangung von Arbeit. — K. L., Philadelphia, Pa., glückliche Geburt. — T. B., Cincinnati, O., Erlangung von Arbeit. — Frau N., Somerville, Mass., Hilfe in drei Anliegen. — G. R., Newark, N. J., Befreiung eines Kindes von der Fallsucht und Erlangung von Arbeit. — K. W. W., Trenton, N. J., Hilfe in Rheumatismus. — N. N., Spielerville, Ark., Erlösung aus einer Gefahr.

Charakterstärke.

Wir sind im Leben sehr häufig geneigt für Stärke des Charakters das zu halten, was im Grunde genommen weit eher Schwäche zu nennen ist. Ein Mann, vor dessen Stirnrunzeln das ganze Haus zittert, bei dessen Nahen Kinder und Dienstboten scheu aus dem Wege gehen, ein Herrscher, der seinen Willen zur unbedingten Richtschnur seines Handelns macht, wird gewöhnlich stark genannt. Ersterer ist indeß nur ein Haustyrann, letzterer ein Despot und beide sind sehr schwach, denn sie haben sich selbst zu Sklaven ihrer ungezügelten Leidenschaft gemacht. Stärke des Charakters ist nur zu ermessen an der Kraft der Leidenschaften, welche überwunden, nicht an der Kraft derjenigen, welche zur Herrschaft gelassen werden. Mäßigung ist das höchste Resultat der Charakterstärke. Sehen wir Jemand bei einer ihm plötzlich zugefügten Beleidigung ruhig bleiben, und auf würdige Weise darauf antworten, so können wir ihm das Zeugniß eines starken Charakters geben. Sehen wir Jemand in Noth und Gefahr die Klarheit des Geistes bewahren, sehen wir einen von der Natur mit einer großen Reizbarkeit, mit heftigen Leidenschaften begabten Menschen und trotz mannigfacher Verlockungen die Bahn des Rechtes nicht verlassen, so haben wir ein Beispiel der Charakterstärke. Die eigentlichen geistigen Herren, denen wir von allen andern die Palme des Sieges zuzuerkennen haben, sind aber die, welche täglich wiederkehrende Prüfungen, welche die Nadelstiche des Lebens ertragen und still bleiben, nie die Welt wissen lassen, was sie leiden, und sich dabei die Kraft zur Thätigkeit, die Heiterkeit des Geistes erhalten. Eine große Charakterstärke gehört zum richtigen, maßvollen Handeln, eine noch weit größere zum geräuschlosen Dulden. Die eigentlichen Helden des Duldens sind aber nicht die Männer, sondern die Frauen. Und doch wagt man es, diesen die Charakterstärke abzusprechen, doch nennt man sie so häufig schwach, daß es kaum zu verwundern wäre, wenn sie, selbst daran glaubend, es würden. Die vermeintliche Schwäche ist gar oft die größte Stärke, wie nicht immer die die größten Helden sind, welche auf dem Schlachtfelde bedeckt mit Wunden und Ruhm sterben, sondern die, welche einsam und unbekannt für ihre Ueberzeugung sich opfern.

Redaktionsschluß am 17. Juli 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat August 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Die christliche Gutherzigkeit.

Besondere Meinungen.

1. **Dienstag.** Petri Kettenfeier. 76,008 Danksagungen; Wandel vor Gott; Verbreitung guter Zeitungen und Bücher; die Bekehrung der Zornmüthigen; Katechismusunterricht in einer Gemeinde; ein wichtiges Anliegen einer Schwesterngenossenschaft; ein besonderes Anliegen.
2. **Mittwoch.** Alphons Liguori, Bisch., Kirchenl., Ordensst. (Redemptoristen 1748). Portiunkulafest. 47,020 Bedrängte; Furcht Gottes; Heilung einiger Geistesverwirrter; Bekehrung der Spötter und Lästerer; Mittel zur Vollendung eines Klosters; mehrere kranke Ordenspersonen.
3. **Donnerstag.** Auffindung der Reliquien des hl. Stephanus (402). 64,152 Kranke; Geduld; verschiedene dringende Anliegen; Bekehrung verschiedener Männer, die sich verbotenen Gesellschaften angeschlossen haben; die Vereine einer Gemeinde. 4)
4. **Erster Freitag.** Dominikus, Bek., Ordensst. (Dominikaner O. P., 1221). 50,959 verstorbene Mitglieder; Gebetseifer; Friede und Eintracht zwischen naheliegenden Gemeinden; der Bau eines Klosters; nach Meinung. 1) 5)
5. **Samstag.** Mariä Schnee. 26,710 Lokalbündnisse; Andacht zur Mutter Gottes; dringende Anliegen mehrerer religiösen Genossenschaften; Glück und Segen im Ehestande; die Kirche in den romanischen Ländern.
6. **Achter Sonntag nach Pfingsten.** Verklärung Christi. 32,368 Direktoren; reine Absicht; feste Gesundheit für mehrere Priester, um ihren Pflichten gut nachzukommen; Wiedererlangung ausgeliehenen Geldes; Erfolg in den Studien; nach Meinung.
7. **Montag.** Kajetan, Bek., Ordensst. (Theatiner 1547). 131,057 Beförderer; Treue; Erlangung des Gehörs für mehrere Leidende; Befreiung vom Herzklopfen; Erfolg in einem Unternehmen zu Ehren des hlsten Herzens Jesu; mehrere besondere Anliegen.
8. **Dienstag.** Cyriakus und Genossen, Märt. (303). 285,371 Verstorbene; Gebet für die Armen Seelen; passende Arbeitsstellen für viele Leser; Heilung mehrerer Fallsüchtiger; Beseitigung von Aergernissen in vielen Gemeinden.
9. **Mittwoch.** Romanus, Mart. (258). 117,292 Gnade der Beharrlichkeit; Großmuth; Bekehrung der leichtsinnigen Jünglinge; die Dienstmädchen in unseren Städten; wahre Andacht der Schulkinder in Anhörung der hl. Messe; nach Meinung.
10. **Donnerstag.** Laurentius, Diakon, Mart. (259). 1,383,346 Jugend; Gehorsam; Herstellung des Friedens zwischen Nachbarn; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten; die Erziehung der Kinder in gemischten Ehen. 4)
11. **Freitag.** Philomena, Jungfr., Mart. (300). 77,375 erste Kommunion; Andacht; guter Verkauf eines Eigenthums; Geduld in häuslichen Widerwärtigkeiten; Bewahrung vor Sturm und Ungewitter; die Erziehung der Blinden.
12. **Samstag.** Klara, Jungf., Ordensst. (Klarissinen 1257). 70,189 Eltern; Pflichteifer; Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; Erlangung lohnender Arbeit für viele Personen.
13. **Neunter Sonntag nach Pfingsten.** Johannes Berchmans, Bek. (S. J., 1621). 69,808 Familien; häusliche Andacht; Bekehrung vieler unmäßiger Personen; die Gründung von Jünglings-Vereinen in verschiedenen Gemeinden; die Arbeiter in den Fabriken.
14. **Montag.****) Eusebius, Bek. (298). 32,372 Versöhnungen; Weltverachtung; größerer religiöser Eifer in vielen katholischen Familien; feste Gesundheit für die Mütter; die Anliegen einer Schwesterngenossenschaft.
15. **Dienstag. Mariä Himmelfahrt.**†) 36,012 Arbeit und Mittel; Gottvertrauen; Genesung mehrer kranken Schwestern; sichere Erkenntniß des Berufes und Mittel und Wege ihm zu folgen; dringende Anliegen eines Arztes; gute Berufe für den Ordensstand.
16. **Mittwoch.** Hyazinthus, Bek. (1257). 92,141 Geistliche; Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Missionen der Dominikaner; die andächtige Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse.
17. **Donnerstag.** Liberatus und Genossen, Märt. (483). 194,668 Religiosen; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Abteien, Priorate und Schulen der Benediktiner; die würdige Feier der katholischen Feste. 4)

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

**) Vigilfasttag. †) Gebotener Feiertag.

18. **Freitag.** Helena, Bek., Kaiserin (328). Agapitus, Mart. (275). 75,398 Seminaristen und Novizen; Vertrauen auf Gott; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.

19. **Samstag.** Ludwig, Bisch., Bek. (O. F. M., 1297). 45,455 Erkenntniß des Berufes; Kreuztragen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; die Ausbreitung des Dritten Ordens.

20. **Zehnter Sonntag nach Pfingsten.** Bernard, Bek., Kirchenl., Abt (1153). 23,447 Pfarreien; Friede; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Prämonstratenser (Norbertiner); die Verbreitung der Sodalitäten. 3)

21. **Montag.** Johanna Franziska von Chantal, Wittwe, Ordensstifterin (Heimsuchung 1641). 39,206 Schulen; Pünktlichkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die bessere Kenntniß der Glaubenswahrheiten. 5)

22. **Dienstag.** Timotheus, Mart. (180). 141,554 Obere; Großmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

23. **Mittwoch.** Philippus Benitius, Bek. (1285). 20,976 Missionen und geistliche Uebungen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Redemptoristen; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft.

24. **Donnerstag.** Bartholomäus, Apostel (71). 28,661 Vereine; Opfergeist; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Föderation. 4)

25. **Freitag.** Ludwig, Bek., König (1270). 120,797 Bekehrungen; Flucht der Gefahren; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; unsere katholischen Vereine.

26. **Samstag.** Zepherinus, Bisch., Mart. (219). 201,623 Sünder; Reue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die würdige Haltung der kirchlichen Feiertage.

27. **Elfter Sonntag nach Pfingsten. Herz Mariä Fest.** Joseph Kalasanz, Bek., Ordensst. (Schulbrüder, 1648). 70,532 Unmäßige; Reinigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Verbreitung der Kreuzwegandacht. 2)

28. **Montag.** Augustin, Bisch., Bek., Kirchenvater (430). 74,352 geistliche Gnaden; Hochschätzung der Gnade; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Missionen und Niederlassungen der übrigen männlichen Orden und Genossenschaften; die katholische Universität in Washington.

29. **Dienstag.** Enthauptung des hl. Johannes des Täufers. 55,196 zeitliche Gnaden; Demuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Schwestern-Genossenschaften; die höheren Schulen für die Jugend.

30. **Mittwoch. Rosa von Lima,** Jungfrau (O. S. D., 1617). 65,034 verschiedene Anliegen; Sanftmuth; die Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten der Schwestern-Genossenschaften; die Erziehung der Taubstummen. 6)

31. **Donnerstag.** Raimundus Nonnatus, Bek. (1240). Anliegen der Bischöfe; Eifer für Gottes Ehre; die Missionen für die Indianer und Neger. 4)

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

Im Besonderen opfere ich sie Dir auf für die Uebung der christlichen Gutherzigkeit.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatronin.

l des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

9. 32. Jahrgang. 1905.

Gnade.

Von Christoph Flaskamp.

Es dunkeln alle Wände,
Die Nacht ist ohne Schein,
Ich falte meine Hände
Und bin mit Gott allein.

Er hört mein wehes Schweigen,
Er weiß, wie sehr mir bang,
Und will sich zu mir neigen
Mit Worten voll Gesang.

Voll Liebe, voll Verzeihen
Will er mein armes Herz
Von seiner Schuld befreien
Und seinem Reueschmerz.

Unsichtbar seine Hände
Hebt er und segnet mich,
In's Dunkel meiner Wände
Senkt tief der Himmel sich.

(Aus „Dichterstimmen der Gegenwart", welche wir hiermit wiederum empfehlen. $1.50 für zwölf Hefte. Baden-Baden. Peter Weber, Verlagshandlung.)

General-Intention für den Monat September 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Die Geistlichkeit.

Das Gedeihen der Kirche ist nach der Heiligkeit ihrer Priester zu beurtheilen. Der Prophet Isaias hat gesprochen: „Wie das Volk, so der Priester." Das ist wahr; aber ebenso wahr ist auch: Wie der Priester, so das Volk; wie das Priesterthum in Mitte eines Volkes, so das Volk im Allgemeinen. Der Priester ist gleichsam eine Leuchte, eine Fackel von der Hand Gottes selbst angezündet, um die Seelenwelt zu erleuchten, und als solche kann ein wahrer Priester einen hellen Schein verbreiten, einen Glanz, den die Finsterniß der Gottlosigkeit und die Nacht des Unglaubens und der Laster zwar für eine kurze Zeit verdunkeln, aber nicht auszulöschen vermögen. Als Salz der Erde, wie Christus seine Apostel nennt, (Matth. 5, 13), bewahrt und schützt der Priester vor Fäulniß und Verderben Alle, die sich von diesem geistigen Salz der Erde durchwürzen lassen. In der Person des Priesters wird Jesus Christus auf's Neue dargestellt, und verweilt so gleichsam als ein anderer Christus bei den Mitgliedern seiner Kirche. „Er geht umher, Gutes thuend, Krankheiten heilend und Teufel austreibend." Christus setzt das große Werk der Erlösung fort, durch das Amt des Priesters.

Aus der Würde und der Stellung des Priesters ergeben sich die Pflichten des Priesters. Ein Priester muß ein Beispiel der Frömmigkeit geben, ist er ja durch seinen Stand „ein Mann Gottes"; er muß sein ein Muster und Vorbild in der Losschälung von allem Irdischen, er muß sein ein Mann der Pflicht und der Hingebung und Aufopferung, weil er ja jenen vorstellt und vertritt, der aus Liebe zu uns sich zum Schlachtopfer am Kreuze hingegeben; er muß endlich sein ein Mann der Liebe, weil er ja mit Christus und durch Christus die Stelle und das Amt „des guten Hirten" verwaltet.

„Aber," so äußert sich P. Ramière, „wenn die Heiligung des Priesters so nothwendig und unerläßlich ist zur Erneuerung und geistigen Wiedergeburt der Welt, wodurch wird dann eine solche Heiligung im Priester bewirkt? Wir antworten ohne Zögern: Dieselbe wird zu Stande gebracht durch eine wahre Andacht zum göttlichen Herzen Jesu; durch eine gänzliche, herzliche Weihe an dieses göttliche Herz, durch ernstes Bemühen, die Wünsche dieses liebevollen Herzens immer mehr und mehr kennen zu lernen, und durch ein ernstes Bestreben, dessen Wünsche zu erfüllen, eine solche Gleichförmigkeit unserer Wünsche und Meinungen und Interessen mit denen unseres göttlichen Meisters, macht den Priester zum wahren Freunde und Stellvertreter

Gottes. Erkenne daraus, warum die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu die vorzüglichste Verehrung und Andacht eines Priesters sein soll."

Die General-Intention für den Monat Oktober wird sein: Die Werke zum Besten der Jugend.

Katholische Katholikenfeinde.

Für viele gläubige Katholiken sind katholische Katholikenfeinde ein Räthsel, obgleich ihre Existenz sehr natürlich ist. Sie kommen in großer Zahl vor in dem überaus toleranten Amerika, wie in den romanischen Ländern Europas und Südamerikas. Und dennoch hört man häufig die Frage: Wie läßt es sich erklären, daß es in Frankreich und insbesondere in den romanischen Ländern so viele katholische Katholikenfeinde gibt? Die Antwort ist klar: Es gibt so viele Katholikenfeinde in der katholischen Kirche, weil es so viele schlechte Katholiken gibt. Das ist der einzige Grund. Warum hassen so viele Franzosen ihre eigene Religion? Antwort: Weil sie sehr schlechte Katholiken sind.

Wer keine Sonntagsruhe beobachtet; wer nie in eine Messe geht; wer zu Ostern weder beichtet noch kommunizirt; wer an Freitagen Fleisch ißt; wer in wilder Ehe lebt; wer in verbotene geheime Gesellschaften eintritt; wer dem Zweikinder-System anhängt; wer weder göttliche noch kirchliche Gesetze respektirt, der muß natürlich mit der Kirche auf gespanntem Fuße leben, wie jeder weltliche Verbrecher natürlich die Polizei haßt.

In diesem Falle befinden sich nun viele schlechte Katholiken, sowohl in katholischen als in gemischten Ländern. Das erklärt ihre feindliche Haltung gegen die Kirche.

Die Kirche kann ihren laxen Grundsätzen und Leidenschaften nicht nachgeben, ohne das Christenthum zu verleugnen. Sie aber wollen ihren Geist den Grundsätzen und Gesetzen der Kirche nicht unterwerfen, folglich ist Haß und Streit zwischen Beiden unvermeidlich.

Dies ist der tausendjährige Haß der Welt gegen die Kirche, den schon Christus den Aposteln angekündigt hat. Christus selbst wurde gehaßt, wie die Propheten des Alten Bundes, weil er das Leben der Weltmenschen als böös verurtheilte. So erging es auch den Aposteln und ihren Nachfolgern bis zur Stunde.

In dem Maße als die Bösen die Kirche ungerecht verfolgen und berauben, wächst auch ihr Haß gegen dieselbe, weil es natürlich ist, denjenigen zu hassen, dem man Unrecht zugefügt. „Facile est odisse quem laederis", hat schon ein heidnischer Philosoph gesagt. Hier ist der Grund des Katholikenhasses bei Protestanten. Sie haben die Kirche grausam verfolgt und beraubt, daher ihr Haß. Diese Erinnerung zwingt sie, ihr Unrecht entweder einzugestehen, oder zu leugnen und zu hassen.

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat.

September.

Das göttliche Herz Jesu — ein Freundesherz für die Armen.

Denken wir uns einen tapferen Feldherrn und Herrscher, der ein wahres Herz hätte für jeden Einzelnen der ihm untergegebenen Soldaten, der auch gegen den Geringsten derselben die innigste Theilnahme bewiese: wie würde er geehrt und geliebt sein vom ganzen Heere! Denken wir ferner, dieser Feldherr theilte mit seinen Untergebenen alle Mühen und Entbehrungen, er genösse keine andere Speise, keinen andern Trank, er hätte keine andere Kleidung und Schlafstätte, als die geringsten Soldaten: wie würden die Herzen aller braven Krieger ihm anhängen, wie würden sie unter solchem Feldherrn mit Freuden die größten Anstrengungen übernehmen! Nun, ein solcher Feldherr ist der Sohn Gottes. Er kennt und liebt auch die niedrigsten seiner Untergebenen, die an seiner Seite kämpfen gegen den bösen Feind und die böse Welt. Ja, er hat eine besondere Vorliebe gerade für die, welche die Welt so gern zurücksetzt und verachtet; er hat ein wahres Freundesherz für die Armen, wenn sie arbeitsam und genügsam sind und zuerst das Reich Gottes suchen.

Wie gern hatte er die Armen stets in seiner nächsten Umgebung? War nicht eine arme Jungfrau seine Mutter? War nicht ein dürftiger Handwerker sein Pflegevater? Hat er nicht die armen Hirten zu allererst an seine Krippe geladen? Hat er nicht arme Fischer zu seinen Aposteln erwählt und über drei Jahre stets mit ihnen verkehrt? Hat er nicht später mit besonderer Theilnahme gerade den Armen die Heilslehre verkündigt? Stand doch von ihm geschrieben, er würde gesandt werden, um den Armen (das Evangelium) die frohe Botschaft zu verkünden. Wie innige Theilnahme bewies er stets den Dürftigen? Wie hat er sie oft und herzlich ermahnt, auf Gottes Vorsehung ihr volles Vertrauen zu setzen in allen Nöthen und Sorgen, um Nahrung und Kleidung! Wie hat er sie versichert, sein himmlischer Vater könne sie nicht verlassen! Aus Liebe zu den Armen hat er wiederholt die Begüterten ermuntert, sie sollten reichlich Almosen geben, um sich Schätze für den Himmel zu erwerben. Um die Reichen wirksamer dazu anzutreiben, hat er ihnen die heilige Versicherung gegeben, sie würden in der Person der Hungrigen, der Durstigen und der Nackten ihn selbst speisen, tränken, kleiden; ja, Alles, was sie aus Liebe zu ihm den Geringsten gethan, würde er so ansehen

und belohnen, als hätten sie es ihm gethan; vor der ganzen Welt würde er sie ehren und preisen am jüngsten Tage. Aus Liebe zu den Armen ist er den Reichen mit einem guten Beispiele vorangegangen. Hat er nicht zweimal, weil ihn das hungernde Volk erbarmte, wunderbarer Weise Tausende mit wenigen Broden gesättigt? Aus Liebe zu den Armen wirkte er diese großen Wunder der Brodvermehrung. Dieselben sind deshalb im Evangelium verzeichnet, damit die Armen aller Zeiten es wissen und beherzigen, daß sie seine Lieblinge sind. Nur müssen sie zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen, selbst arbeitsam und genügsam sein, dann wird er sie nicht im Stiche lassen. Rufen wir ihn nur an zur Zeit der Noth, besonders knieen wir nieder mit Andacht vor dem Altare, wo er im hlst. Sakramente noch derselbe Armenfreund ist, wie ehemals. Klopfen wir beharrlich an sein Freundesherz und bedienen wir uns dabei der Worte des Evangeliums: „Freund, leihe mir drei Brode!" Zur rechten Zeit wird er uns erhören. Er prüfet zwar, aber auf die Dauer wird er seine Lieblinge nicht verlassen. Wenn er in seiner Vorsehung die verschiedenen Stände geschaffen und uns in seiner Weisheit dem Stande der Armen zugetheilt, so trösten wir uns damit, daß er, der Herrscher der Herrscher, selbst arm geworden ist, um ihr Loos erträglicher zu machen und der Welt zu zeigen, daß unverschuldete Armuth keine Schande sei.

Und wäre ein Reicher mit Schätzen der Welt überhäuft, hätte aber nicht den Schatz der Freundschaft Jesu, was nützt es ihm? Er muß schließlich Alles hier lassen. Aber der Schatz seiner Freundschaft geht mit hinüber in die andere Welt. Und dort wird Jesus Christus für die ganze Ewigkeit seinen theuren Freunden die unermeßlichen Reichthümer des Himmels als Eigenthum geben, er wird sie sättigen auf ewig mit allen Freuden, weil sie kurze Zeit aus Liebe zu ihm die Entbehrung der irdischen Güter ertrugen. „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Pilgerfahrt und Pastoration.

Ein kirchlicher Würdenträger in Rom erzählt, wie die Schweizerische Kirchenzeitung berichtet, in diesen Tagen folgende Anekdote, die so recht charakteristisch für Pius X. ist. Unlängst kam ein Pfarrer aus Oberitalien zum zweiten Male innerhalb Jahresfrist mit einem Pilgerzuge aus seiner Gemeinde und ihrer Umgebung nach Rom und zum Papst. Nach beendeter Audienz hielt der Papst den Pfarrer noch etwas zurück: „Du hast wohl keine Armen in Deiner Gemeinde, mein Sohn?" fragte ihn jetzt der Papst. „O ja, Hl. Vater, viele." — „Und Kinder in Deiner Gemeinde hast Du auch?" fragte der Papst weiter. „Gewiß, Hl. Vater." — „Dann, mein Sohn," sagte der Papst ernsten Blickes, „veranstalte weniger Pilgerzüge; verwende das Geld, das sie kosten, für die Armen Deiner Gemeinde und die Zeit, die sie brauchen, für mehr Religionsunterricht der Kinder. Dann machst Du dem Papst Freude." Sprach's und entließ den Pfarrer. Das ist Pius X.

Gedanken für die goldene Jubelfeier des Zentral-Vereins.

Leider wird das Opfer der eigenen Persönlichkeit von der Mehrzahl der Katholiken in dem stets andauernden Kampfe um die Erhaltung, Vertiefung und Verbreitung des katholischen Glaubens immer noch selten gebracht. An und für sich fehlt es uns gewiß nicht an religiöser Opferfreudigkeit; das beweisen besonders die zahllosen Sammlungen der letzten Jahre für Kirchenbauten, religiöse Anstalten und die vielen übrigen Missionsaufgaben; wir Katholiken lassen uns eben auch in dieser Hinsicht weder von den Protestanten, noch von den Israeliten, überhaupt von irgend einer Religionsgesellschaft übertreffen. Woran es aber recht häufig uns gebricht und worin manche Andersgläubige ein erhebendes Vorbild abgeben, ist das Aufgeben des alten Erbfehlers der Menschheit, der eigenen Gemächlichkeit, das energische Sichaufraffen und die Indienststellung sämmtlicher verfügbaren Kräfte von Seiten jedes einzelnen bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit zu Gunsten der so zahlreichen Interessen der Katholiken und des katholischen Lebens überhaupt.

Das wird vielen übertrieben erscheinen, erweist sich aber mehr und mehr als unbedingte Nothwendigkeit, nicht allein, um all' die grünen Zweige des gewaltigen Baumes unserer hl. Kirche bei den täglich an Schärfe zunehmenden Angriffen ihrer Feinde in der reichen Fülle zu erhalten, sondern auch, um so manchen lauen Katholiken endlich die Augen zu öffnen durch das erhebende Schauspiel einer immer allgemeiner und einheitlicher sich gestaltenden Bethätigung echter katholischer Ueberzeugungstreue in den Fragen des privaten wie öffentlichen Lebens. Die Zeit ist wahrlich ernst genug! Ueberall sehen wir die dahintreibenden Trümmer der traurigen gottlosen Schule und damit die im Gefolge stehende moralische Versumpfung der ehelichen Verhältniffe. Jedes kleine Nestchen unserer großen Republik birgt ein Sammelsurium von Sektirer aller Art, die durch Blättchen und Zettelchen den schwachen Katholiken angreifen und durch infame Lügen seinen Glauben verspotten und verhöhnen.

Diesen offenen, täglich sich mehrenden Herausforderungen wollen wir dadurch begegnen, daß wir uns wieder darauf besinnen, daß dem Katholiken, sowohl dem Manne wie dem Weibe, frühzeitig von dem Bischofe die Hände

aufgelegt werden zum Empfange der Gnadengaben des Hl. Geistes, besonders seiner göttlichen Kraft zum jederzeitigen freimüthigen und standhaften Bekenntnisse unseres erhabenen Glaubens und zur dauernden Stärkung im Kampfe für denselben bis zum letzten Lebenshauche. Wir sind damit alle Streiter Jesu Christi geworden und dürfen dieses Amt, besonders in der Gegenwart, in der mit dem blitzschnellen Fortschritte der Kultur auch die Aufgaben der Heiligung des Menschengeschlechtes theilweise sich umgestaltet haben und gewaltig gewachsen sind, nicht den Geistlichen allein überlassen. Zur vollen Ausfüllung dieser hehren Würde genügt es aber nicht, daß wir gewissenhaft unsere regelmäßigen religiösen Pflichten erfüllen, reichliche Almosen geben und sonstige Werke der Barmherzigkeit üben; nein, auch in dem religiösen Kampfe der Geister muß ein jeder in seiner Art und Weise und nach seinen Kräften an der Seite der Geistlichkeit und der übrigen Führer des katholischen Volkes mitkämpfen und, wo es immer gilt, mit freudigem Opfermuthe seine eigene Persönlichkeit in die Schanze schlagen. — In diesem Sinne mahnt auch schon der Völkerapostel: „Strenge dich an wie ein guter Soldat Jesu, denn der einen Kampf zu kämpfen hat, erhält den Siegespreis nicht, er hätte dann rechtmäßig gekämpft." (2. Tim. 2, 3 ff.) Tausendfach bietet sich dazu täglich Gelegenheit.

Der Katholik muß z. B. zunächst durch eifrige persönliche Antheilnahme an den religiösen Feierlichkeiten, Erscheinen auf den Versammlungen, z. B. der Föderation, der katholischen sozialen Vereinigungen, durch regelmäßige Antheilnahme an allen Wahlen im öffentlichen Leben, mögen auch die Aussichten der Katholiken dabei erscheinen wie sie wollen, durch Unterzeichnungen von Aufrufen für die katholische Sache, durch mannhafte Vertheidigung unserer religiösen Grundsätze gegenüber Angriffen jeglicher Art, überhaupt bei jeder öffentlichen Kundgebung des katholischen Lebens den Mindermuthigen ein Vorbild, „ein Schauspiel für die Welt, für Engel und für Menschen" geben und dabei vor keinem noch so großen Opfer zurückschrecken.

Ein jeder muß ferner unermüdlich thätig sein für die Verbreitung katholischen Denkens und Empfindens durch die Erzeugnisse der Presse, der fünften Großmacht. Er muß beispielsweise katholische Geistesprodukte und Zeitungen nicht allein mit seinem Gelde beständig und soweit nur immer möglich unterstützen, sei es auch nur dadurch, daß, falls ihm selbst sein Beruf nur beschränkte Zeit zum Lesen läßt, er ärmeren Katholiken, Hospitälern oder sonstigen Anstalten katholische Preßerzeugnisse zuwendet, sondern er muß auch deren Verbreitung in Freundeskreisen, Gast- und Bahnhöfen, Lesehallen, öffentlichen Bibliotheken persönlich betreiben; er muß weiter je nach seinen Mitteln katholische Werke bei gegebenen Anlässen, festliche Gelegenheiten an katholische Studenten, junge, wissenschaftlich thätige Katholiken verschenken, sich an katholischen Lesezirkeln betheiligen oder solche gründen helfen, auch, wenn er dazu Veranlagung besitzt, selbst die Feder zur Vertretung der katholischen Sache in die Hand nehmen und Vereinen zur Verbreitung katholischer Literatur und Kunst beitreten; anderseits hat er aber die Pflicht, Geistesprodukten, die un-

serer Religion, sei es offen, sei es versteckt, feindlich gesinnt erscheinen oder gar uns Katholiken bei jeder Gelegenheit Faustschläge in's Antlitz versetzen, unerbittlich den Weg versperren und geeignete Persönlichkeiten auf gehässige literarische Angriffe behufs deren schleunigen Zurückweisung und öffentlichen Widerrufes aufmerksam zu machen.

Damit ist aber für uns noch kein Ende erreicht, der Aufgaben sind gar zu viele! Wir wollen einige andeuten. Eine der hervorragendsten besteht zur Zeit in der Beseitigung der Zurücksetzung, die wir Katholiken unseres Glaubens wegen erleiden müssen. Gute Gelegenheit dazu bietet sich dadurch, daß tüchtige Katholiken auf frei werdende Stellen sofort aufmerksam gemacht und zum Wettbewerb ermuntert werden; talentvolle Schüler sind zum Studium anzueifern, jeder muß ihnen mit Rath und That unter die Arme greifen, sich für sie bei einflußreichen Leuten verwenden, damit sie nach ihrer Fähigkeit weitergebildet werden. Zur Erreichung dieses Zweckes sind Gründung von Vereinigungen zur Unterstützung der Studirenden nothwendig.

Auch das weibliche Geschlecht vermag, ganz abgesehen von seinem besonderen Wirken in den verschiedenen religiösen und charitativen Vereinen, in dem opferfreudigen Eintreten für die katholische Sache es den Männern gleich zu thun. Darin herrscht völlige Gleichberechtigung, bei derartigem Wirken ist gerade ein edler Wettstreit der Geschlechter am Platze.

Die Folgen eines derartigen Handelns müssen und werden überaus segensreich sein. Seit der Erschaffung der Menschheit sind unzählige Male die moralischen Kräfte durch eine einzige überlegene moralische Kraft geweckt und gestählt worden. Zu allen Zeiten hat das persönliche Beispiel bei der Mit- und Nachwelt stets die mächtigste Wirkung zu verzeichnen gehabt, und persönliche Opferfreudigkeit hat manchmal unüberwindlich erscheinende Vorurtheile besiegt. Aus dem Blute der Bekenner der ersten christlichen Jahrhunderte, deren Grabstätten in den Katakomben des ewigen Rom selbst den Atheismus mit stummer Bewunderung erfüllen, ist die Saat der Streiter Christi tausendfältig bis auf den heutigen Tag herangereift. Die Bekennerpflicht des Katholiken, die der göttliche Erlöser auch selbst mit den Worten festgesetzt hat: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist," ist immer noch die gleiche wie vor 1900 Jahren und wird für uns, wenn auch heutzutage mehr das geistige Blutzeugniß gebracht werden muß, bestehen bleiben bis an das Ende der Zeiten.

Die bevorstehenden Tagen der Katholikenversammlung in Cincinnati sollen nicht nur eine Heeresschau sein zur Parade, sondern eine Neubelebung der Katholiken deutscher Zunge, um diesen Aufgaben wiederum mit frischem Muthe sich zu unterziehen. Dazu gebe Gott seine Gnade und die Vollendung.

— Wer ein Laster hat, ist unzufrieden, wer mehrere hat, der ist mißvergnügt. Wer aber nur einige Tugenden besitzt, der schöpft daraus schon Vergnügen, und sein Vergnügen wächst in dem Maße, als er tugendhafter wird.

Hl. Franz von Sales.

Zur Beherzigung der katholischen Vereine in unserem Lande.

Papst Pius X. hat am 11. Juni eine wichtige Enzyklika über die katholische Aktion an die Bischöfe Italiens in italienischer Sprache erlassen, welche auch für die Vereinsmänner der Vereinigten Staaten bedeutungsvoll ist. Deshalb wollen wir auch die Hauptpunkte im „Sendbote" mittheilen.

Der Papst beginnt in durchaus milder und väterlicher Weise, indem er zu verstehen gibt, daß es ihm sehr am Herzen liege, seinen geliebten Söhnen Italiens auch ein Wort des Trostes und der Stärkung sagen zu können, nachdem er in früheren Schreiben, durch die Verhältnisse gezwungen, die der katholischen Aktion sich entgegenstellenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, gewisse undisziplinirten Tendenzen, welche sich zum größten Schaden der guten Sache breit zu machen suchten, hätte verurtheilen müssen.

Pius geht dann auf den Gegenstand selbst über, indem er darthut, was eigentlich unter dem Namen katholischer Aktion zu verstehen sei. In ganz allgemeinem Sinne bezeichnet dieser Name alles das, was auf die göttliche Mission der Kirche Bezug hat, Predigtamt, Heiligung der Seelen, Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit in geistiger und leiblicher Hinsicht. „Aber es gibt noch eine ganze Reihe unter die natürlichen Gesetze fallender Güter, mit denen die Mission der Kirche nicht in direktem Zusammenhang steht, die sich aber doch aus ihr gleichsam selbstverständlich ergeben", nämlich die, welche die christliche Zivilisation in der Gesammtheit aller ihrer Elemente bilden. Alles in Christo erneuern und mit aller Macht die Güter der christlichen Kultur in der Welt zu fördern suchen, überall und mit allen erlaubten Mitteln die antichristliche Zivilisation bekämpfen, das ist eigentlich die Obliegenheit der katholischen Aktion.

So verstanden, ist die katholische Aktion ganz eigentlich Sache des katholischen Laienthums. Immerdar hat die Kirche diese ihr von ihren guten Söhnen zugekommene Hilfe entgegengenommen, „wenn dieselbe auch, je nach den Zeitumständen, verschiedenartig gestaltet war". Nicht alles das, was in anderen Zeiten nützlich erschien, ist auch heute noch als nützlich und opportun zu betrachten. „Die Kirche hat während der langen Reihe der Jahrhunderte stets und in allen Fällen in klarer Weise die bewunderungswürdige Eigenschaft gezeigt, den wechselnden Verhältnissen sich anzupassen. Es fiel ihr nicht schwer — Integrität und Unerschütterlichkeit des Glaubens und der Moral natürlich immer hochhaltend — sich leicht in alles das hineinzufinden, was die Zeitverhältnisse und die neuen Erforderniss der Zivilisation an Zufälligem und Nebensächlichem mit sich brachten . . . . So bleibt auch die katholische

Aktion immer die gleiche, was ihre leitenden Grundideen und das Endziel betrifft, wenn sich auch passenderweise die äußeren Formen und die angewandten Mittel ändern."

Des Weiteren stellt dann der Hl. Vater Betrachtungen über die Bedingungen an, welche erfüllt sein müssen, damit die katholische Aktion wahrhaft wirksam sei. Vor allen Dingen erfordert sie Leute von katholischem Charakter und von Mannestugend. In zweiter Linie müssen die Werke, denen die Katholiken sich widmen, „von solch' hervorragender Wichtigkeit sein, den Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft so entsprechen, den materiellen und moralischen Interessen, zumal denen des Volkes und des Proletariats, so angepaßt sein, daß sie insgesammt von allen sowohl leicht begriffen als auch freudig bewillkommnet werden, während sie anderseits die Leiter der katholischen Aktion wegen der daraus sich ergebenden großen und herrlichen Früchte zum größtmöglichsten Eifer anspornen".

Die schwerwiegenden Probleme des heutigen Lebens erfordern prompte und sichere soziale Lösung, die Katholiken müssen sie finden und geltend zu machen wissen, „mit Hilfe energischer, thätiger, intelligenter, disziplinirter Propaganda, die sich der gegnerischen direkt gegenüberzustellen hat". Das höchste heutige Bedürfniß, von Leo XIII. in der Enzyklika Rerum novarum angedeutet, ist „die praktische Lösung der sozialen Frage auf Grundlage der christlichen Prinzipien".

Zu diesem Zwecke müssen die katholischen Arbeitskräfte sich vereinigen und mit vollkommener Einheit des Wollens und Zieles vorschreiten. „Zur Erreichung dieses Zieles hat sich, unter manchen in gleicher Weise lobenswerthen Werken, anderswo eine Einrichtung allgemeinen Charakters glänzend bewährt, die unter dem Namen Volksverein bestimmt ist, die Katholiken aller sozialen Stände an sich zu ziehen, vor allen Dingen aber die großen Volksmassen um einen einheitlichen Mittelpunkt der Aufklärung, Propaganda und Organisation zu sammeln." Dann wird mit großer Sachkenntniß ein Bild des Volksvereins entworfen, der auf diese Weise auf's Neue von der höchsten Autorität anerkannt wird, wie dies schon unter Leo XIII. der Fall war. Neben den Volksverein stellt Pius X. die Unione delle opere economiche — den Verein für wirthschaftliche Interessen —, der bereits gut organisirt ist und einen Bestandtheil der II. Gruppe des Kommittees für die Katholikenversammlungen ausmacht.

Dann geht der Hl. Vater zu einem anderen Punkte von größter Wichtigkeit über, den sicher alle in einem derartigen Dokument erwähnt zu finden hofften. „Die katholische Aktion," sagt er, „muß sich Geltung verschaffen durch alle jene praktischen Mittel, die ihr der Fortschritt des sozialen und wirthschaftlichen Studiums, die schon anderswo gemachte Erfahrung, die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, sogar das öffentliche Staatsleben an die Hand geben." Sie muß sich in Folge dessen „jener bürgerlichen Rechte bedienen, welche die heutigen Staatsverfassungen allen und demnach auch den Katholiken gewähren .... Jene Rechte sind verschiedener Art; sie gestatten sogar

direkt an dem politischen Leben des Landes Antheil zu nehmen vermittelst der Volksvertretung im Parlament. Schwerwiegende Gründe rathen uns ab, ehrwürdige Brüder, von jenen uns von unseren Vorgängern Pius IX. und Leo XIII. seligen Andenkens vorgeschriebenen Normen abzuweichen, wonach in Italien die Theilnahme der Katholiken an den Parlamentswahlen verboten ist. Nur ebenso schwerwiegende andere Gründe, die das höchste Interesse der Gesellschaft im Auge haben, welches um jeden Preis gewahrt werden muß, können veranlassen, daß in besonderen Fällen von dem Gesetze dispensirt werde, hauptsächlich wenn ihr, ehrwürdige Brüder, von der unbedingten Nothwendigkeit für das Heil der Seelen und für das höchste Interesse eurer Kirchen überzeugt seid und darum einkommt. Nun aber bedingt die Möglichkeit dieses unseres wohlwollenden Zugeständnisses, daß alle Katholiken sich in verständiger, ernster Weise auf das politische Leben vorbereiten, bis sie zur Theilnahme daran berufen werden."

Und dann räth Pius X. zur Bildung von Wahlvereinen, auch für das politische Leben. „Zu gleicher Zeit müssen die großen Prinzipien, von denen das Gewissen jedes Katholiken erfüllt ist, eingeprägt und in der Praxis befolgt werden. Er muß in jeder Lage als Katholik auftreten. Wenn er ein öffentliches Amt bekleidet, so muß er dies mit dem festen und ständigen Vorsatz verwalten, soviel er vermag, für das soziale und wirthschaftliche Wohl des Vaterlandes und namentlich des Volkes bemüht zu bleiben gemäß der christlichen Anschauungsweise, und gleichzeitig hat er die höchsten Interessen der Kirche zu vertheidigen, welche die der Religion und der Gerechtigkeit sind."

Nachdem der Hl. Vater das dreifache Zentrum der sozialen, wirthschaftlichen und politischen Aktion behandelt hat, empfiehlt er in Bausch und Bogen alle anderen Werke „verschiedener Art und verschiedener Organisation, die aber alle in gleicher Absicht für das Wohl der Gesellschaft und des Volkes in der einen oder anderen Weise bemüht bleiben und die für das Aufblühen der christlichen Zivilisation unter verschiedenen Gesichtspunkten thätig sind". Der Hl. Vater wünscht, daß sie sich mit einer gewissen Freiheit organisiren nach ihrem besten Dafürhalten, „da es nicht möglich ist, daß, wo viele Personen zusammenkommen, alle sich nach einer Schablone richten und sich unter eine einheitliche Leitung stellen".

Dann empfiehlt er die Abhaltung allgemeiner und partieller Katholikenversammlungen, „die als eine feierliche Kundgebung katholischen Glaubens und als gemeinsames Fest der Eintracht und des Friedens gelten sollen".

Weiterhin spricht er von dem Verhältniß der katholischen Werke zu der geistlichen Behörde: „Wenn man die Lehren, die wir im ersten Theile unseres Schreibens ertheilten, richtig erfaßt hat, so wird man leicht begreifen, daß alle jene Werke, die direkt auf das Hirtenamt der Kirche sich beziehen und die daher das Heil der Seelen bezwecken, bis in's kleinste hinein der kirchlichen Behörde und folglich auch der Autorität der Bischöfe unterstellt werden müssen .... Aber auch die anderen Werke, von denen wir gesprochen, sind hauptsächlich dazu geschaffen, wahre christliche Zivilisation in Christo zu

erneuern und zu fördern, und können in keinerlei Weise unabhängig von dem Rath und der Leitung der kirchlichen Behörde gedacht werden, ... noch viel weniger in offenem Gegensatz zu den kirchlichen Autoritäten." Jedoch soll diesen Werken „eine gebührende, schickliche Freiheit gewährt werden, indem auf sie die Verantwortlichkeit ihrer Thätigkeit hauptsächlich in irdischen, wirthschaftlichen Dingen und in jenen des öffentlichen Lebens in Verwaltung und Politik zurückfällt".

Indem der Papst noch kurz von der Unlenkbarkeit derjenigen spricht, die ohne die schuldige Achtung vor der Autorität „sogar offen gegen den Willen derselben" sich dazu hergeben, eine eigene katholische Aktion auf ihre Art zu treiben, geht er dazu über, von dem Antheil des Klerus bei der katholischen Aktion zu reden. Es herrscht dabei Gefahr, daß er „eine zu große Bedeutung den materiellen Interessen des Volkes entgegenbringt und darüber die viel wichtigeren geistigen seines Amtes vernachlässigt". Der Geistliche soll über allen Parteien und Interessen stehen und Alles zu verhindern suchen, was seine Person und Würde kompromittiren kann. „Er soll deshalb an Vereinen dieser Art (d. h. von wirthschaftlichem und politischem Charakter) keinen Antheil nehmen, wenn nicht nach reiflicher Ueberlegung, im Einverständniß mit seinem Bischof und nur in solchen Fällen, in denen sein Beistand frei von jeder Gefahr und von größtem Nutzen ist." Aber seinem Eifer sollen keine Zügel angelegt werden, er soll als wahrer Apostel Allen alles sein. „Er möge durch wirksame Propaganda in Wort und Schrift, auch durch direkte Mitarbeit in den eben erwähnten Fällen daran arbeiten, in den Grenzen der Gerechtigkeit und der Charitas die wirthschaftliche Lage des Volkes zu heben. Er fördere jene Einrichtungen, die dazu führen, vor allen Dingen diejenigen, die sich vornehmen, die Volksmassen gegen das verheerende Eindringen des Sozialismus zu schützen, und die das Volk zu retten trachten sowohl vor dem wirthschaftlichen als auch vor dem moralischen und religiösen Ruin."

Was die Sonne am Himmel, das ist die Kirche in diesem Jammerthale. — Jene kann von Wolken bedeckt, von Stürmen verfinstert, aber nicht vernichtet werden; — sie schreitet inmitten der Wolken und Stürme; überall hin brennendes, Alles durchdringendes Feuer ausspühend. Diese aber ist inmitten der veränderten Zeiten unverändert, ihr Schicksal ist die ewige Jugend, und wenn die Welt dem Scheine nach aus ihren Fugen geht, sie bleibt dennoch unerschüttert aufrecht, und möge der Sturm noch so fürchterlich wüthen, mögen die Wellen sausen, sie werden kraftlos brechen an jenem Felsen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. — Also steht die Sonne an dem Firmamente erhöht über die Welt, sie spendet Licht, Leben und Wärme der gesammten Natur. Munkay.

— Charakter ist, was die Menschen unterscheidet, er ist aus der Vermischung der Eigenschaften des Herzens, der Empfindungen und der Vernunft zusammengesetzt. Newville.

(Für den „Sendbote".)

Blicke in's moderne Weltgetriebe.

Von P. Saget.

Das moderne Weltgetriebe, wie wir es Tag um Tag vor uns sehen, ist so geartet, daß es dem gefühlvollen und warmempfindenden Menschen durchaus keine Freude bereitet, sondern ihn zu ernsten Betrachtungen und Erwägungen anspornt; denn was sich vor seinen Augen abspielt und vollzieht, läßt ihn erkennen, daß die Menschheit in einen unnatürlichen Zustand hineingerathen ist, in dem sie ihres Daseins auf Erden nicht froh werden kann, und der, je länger er andauert, desto unheilvoller für die Gesellschaft wird.

Die Welt ist gewiß auch in früheren Zeiten kein Paradies gewesen, aus dem Sorgen und Mühen, Kummer und Leid verbannt waren, und welches den Menschen alles das in reichster Fülle bot, was ihr Herz begehrte; aber es war doch ehedem gar Manches anders und besser, als wie in unseren Tagen, und da im Leben des Einzelnen und in dem der Gesammtheit jedes Ereigniß eine bestimmte Ursache hat, so ist es zweifellos, daß auch die gegenwärtigen Verhältnisse nicht etwa von Ungefähr herrühren, sondern sich in Folge des Zusammenwirkens verschiedener Faktoren herausgebildet haben.

Dies wird uns sofort klar, wenn wir uns das moderne Weltgetriebe genauer ansehen, als wie das im Allgemeinen geschieht, und nach der Ursache derjenigen Erscheinungen im sozialen Leben forschen, welche uns Anlaß zu oft bitteren, aber berechtigten Klagen geben, die uns mit Schmerz, Abscheu und Ekel erfüllen. Wir begegnen da vor Allem der Thatsache, daß ein sehr großer, ja, man kann sagen, der weitaus größte Theil der ziviliſirten Menschheit eine Lebens- und Weltanschauung angenommen hat, die nicht mehr dem wahrhaft Edlen und Erhabenen den ersten Platz einräumt, sondern das irdische Dasein als den Angelpunkt bezeichnet, um den sich Sinnen und Trachten, Wollen und Streben drehen muß, und sonach dazu drängt, diesem irdischen Dasein Alles zum Opfer zu bringen, um dafür als Lohn „Besitz und Genuß" zu erhalten. Die sogenannte „Aufklärung" und „Bildung" sind die Urheber jener Lebens- und Weltanschauung, und in demselben Maße, in welchem sie von ihnen verbreitet worden ist, hat sich in der Gesellschaft die Sucht nach dem Besitze und dem Genusse irdischer Güter ausgebildet und die Zufriedenheit bei den Menschen immer mehr vermindert.

Daher ist es denn nicht zum Verwundern, wenn die Welt in unserer Zeit einen riesigen Kampfplatz darstellt, auf dem das „Recht des Stärkeren" die

Losung ist, und Millionen als erbitterte Feinde einander gegenüberstehen, rücksichtslos alle erdenkliche Waffen gebrauchen, um mit deren Hilfe Beute zu machen. Hab und Gut zu vermehren, gilt als das Wichtigste auf Erden, da der Reichthum dasjenige Mittel ist, mit dem man in der modernen Gesellschaft Alles erreichen kann. Der Besitz verleiht Ansehen und Macht, und in dem Gedanken hieran scheut man nicht davor zurück, Recht und Gerechtigkeit vollständig außer Kurs zu setzen und die weniger Starken auszubeuten und zu unterdrücken. Aber dieses Thun, das in frivolster Weise betrieben, übt eine furchtbare Wirkung aus. Die Ausgebeuteten und Unterdrückten, denen „Aufklärung" und „Bildung" keinen Trost zu geben vermögen, erheben sich gegen ihre Vergewaltiger, schließen sich zusammen zu gemeinsamem Kampfe und schlagen Alles in die Schanze, um sich die Freiheit zu erringen, mit an den „Tafeln des Lebens" Platz zu nehmen. Auch sie wollen Besitz und Genuß, wie die Anderen, die für sich die Güter der Erde verlangen! In Folge dessen ein wildes Ringen, das uns mit Grausen erfüllt! Wo ist da die Zivilisation, wo der Kulturfortschritt, dessen Lob grimmer Hohn auf die unsagbar traurigen Verhältnisse bedeutet, die wir allüberall vor uns sehen?! Das Kampfgetöse straft die Verherrlicher der „Aufklärung" und „Bildung" unserer Zeit Lügen, und die moralische Verkommenheit auf der einen, die Verzweiflung auf der anderen Seite zeigt uns, welch' eine schreckliche Errungenschaft die als „Wahrheit" gefeierte moderne Lebens- und Weltanschauung für die menschliche Gesellschaft ist.

Brutale Egoisten, schamlose Schänder der Menschenwürde und Menschenrechte verbreiten als die Anhänger dieser Lebens- und Weltanschauung Jammer, Noth und Elend auf Erden, und wo diese zur Herrschaft gelangen, sind sie die Pfadbereiter der Verzweiflung, die Tausende in's Verderben stürzt.

Die Lehren der modernen „Aufklärung" und „Bildung" gehen darauf hinaus, daß der Mensch sich so viel Freude und Genuß, wie irgend möglich, verschaffen soll; und wenn er seine Wünsche, Gelüste und Leidenschaften nicht befriedigen kann, dann wird es ihm anheimgegeben, Selbstmord zu begehen und durch einen Vernichtungsakt die für ihn werthlos gewordene Schaubühne des Lebens zu verlassen.

Welch' ein Inhalt, welch' ein Ziel des modernen Weltgetriebes! Können wir uns etwas Entsetzlicheres denken, als das „Geschenk" der „Aufklärung" und „Bildung", die dem Menschen jede ideale Anschauung nehmen, die ihn zum Gladiatoren machen, der selbst, dem Tode geweiht, um ein Nichts seine Genossen mit wilder Kampfesgier angreift und in der Arena hinschlachtet? Nein, es ist unmöglich, uns etwas Grausigeres vorzustellen! Aber, was wir hier mit Abscheu und Ekel vor uns sehen, das ist das Weltgetriebe einer „aufgeklärten" Zeit, die von dem Gottesglauben, von der Religion, ihren Geboten und den Pflichten, die sie in gleicher Weise allen Menschen ohne Unterschied auferlegt, nichts wissen will und angeblich ihr Streben darauf richtet, die Menschheit glücklich zu machen!

Bedarf es da noch der Worte, um den Beweis zu führen, daß das größte,

ja das einzige Unglück unserer Tage die glaubensfeindliche „Aufklärung“ ist, und daß es andererseits kein Mittel gibt, um die Gesellschaft aus dem Elende, in das sie durch diese „Aufklärung“ hineingetrieben worden ist, zu erretten, als die Zuflucht zu dem Weltheilande, der das Gebot der Liebe verkündet? Nein; wer hören und sehen will, für den ist es offenbar, daß nur ein Weg aus dem Labyrinthe führt, in dem die mannigfachsten Gelüste und Leidenschaften gleichsam ein einziges Ungeheuer bilden, das mit wilder Gier den Frieden und das Glück der Menschheit vernichtet. Und dieser Weg ist der, den Jesus Christus uns zeigt, der Weg der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe! Auf ihm allein kann die Gesellschaft aus der Tiefe der ungläubigen Lebens- und Weltanschauung emporsteigen zu der Höhe idealer Gesinnung, die sich in der wahren Menschenliebe und in dem von ihr geleiteten Streben äußert, das Wohl der Gesammtheit zu fördern. Möge es darum unser Ziel sein, für diese Reformation mit Hingebung und Begeisterung zu wirken, damit neues Leben aus den Ruinen erblüht, die Thorheit, Wahn und Bosheit geschaffen haben. Das Bewußtsein, das Unserige für eine bessere Zukunft unseres Geschlechtes zu thun, wird uns Kraft und Stärke verleihen und uns Segen bringen.

Die bösen Männer.

„Maria,“ rief er, in's Haus tretend, bevor sein Weib Zeit fand, ein Wort zu sagen, „Maria, dieses Haus ist in einer schrecklichen Verfassung.“ — „Wieso, Heinrich —“ beginnt sie. „Mache keinen Versuch, Dich zu entschuldigen,“ unterbricht er sie. „Sieh' Dich in diesem Raum um. Ich wollte einen Freund mit nach Hause bringen, aber ich nahm davon Abstand, weil ich fürchtete, es in einer Verfassung zu finden, welche jetzt thatsächlich vorhanden.“ — „Wenn Du ein Wort gesagt hättest, Heinrich —“ — „Gesagt, gesagt! Weshalb hätte ich ein Wort sagen sollen? Weshalb muß Jemand, der sich rühmt, Herrin des Hauses zu sein, erst unterrichtet werden, damit sie herumläuft und erst die Dinge in Ordnung bringt? Und dieses Kleid! Es ist schändlich so herumzugehen zu dieser Tageszeit!“ — „Ich hätte es wechseln können.“ — „O, selbstverständlich! und wenn ich meinen Freund mitgebracht hätte, so hätte er sich zu einem kalten Essen niedersetzen können oder es wäre etwa zu Kohle verbrannt, und wir würden beide die Demüthigung gefühlt haben und hätten uns entschuldigen müssen. Das ist nicht recht, Maria! Nein, das alles paßt mir nicht!“ — „Heinrich! Ich bin wirklich empört darüber, wie Du mich kränkst.“ — „Gut so! Ich will, daß Du Dich ein wenig besserst. Ja, es ist ärgerlich — sehr ärgerlich.“ — Und als er nun mit seinem Lehnstuhl selbst an den Tisch gerückt war, kicherte er in sich hinein und murmelte: „Das haben wir wieder fein gemacht! Ich würde ja für mein Zuspätkommen selbst eine gehörige Portion bekommen haben, wenn ich nicht angefangen hätte. Ein gutes Verfahren!“

— Ein Sieg über sich selbst macht einen Großen noch größer als er ist.

Kornmann.

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer — Was?

Ohne weiteres wollen wir nun die sozialistische Rumpelkammer verlassen, und uns 'mal das katholische Museum anschauen. Der Hl. Vater Leo XIII. seligen Andenkens, hat ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die Welt zur Religion und Kirche zurückkehre. Die Kirche, und natürlich die katholische Kirche, bietet einzig und allein die richtige Lösung der sozialen Frage.

Die verschiedenen Irrthümer des Sozialismus sind uns nun zur Genüge bekannt, und jeder Leser wird wohl überzeugt sein, daß kein Katholik Sozialist sein kann. Katholizismus und Sozialismus sind miteinander unverträglich. Der Sozialismus strebt nach gefährlicher Umwälzung aller bestehenden Ordnung; und wenn er auch manches Gute an sich hat, so ist er doch nicht ausführbar, ausgenommen die Menschheit oder vielmehr die Menschen werden ganz andere Wesen wie sie jetzt sind und bisher waren. Die katholische Kirche und die christliche Religion hat aus wilden Völkern, aus Barbaren, gesittete und gebildete Menschen geschaffen; wo früher in uralten Zeiten wilde Gegenden und unkultivirte Wälder waren, schauen wir schon seit Jahrhunderten Länder und Gärten unter Kultur, herrliche, reiche Städte mit allen modernen Einrichtungen, kurz die Kirche und Religion hat Kultur und Zivilisation geschaffen, wo immer sie zur Geltung gekommen. Das ist eine geschichtliche Thatsache, welche nicht geleugnet werden kann; die Geschichte der Völker spricht zu deutlich, zu klar; die Thatsache ist so offenbar, daß nur ein Narr die Wahrheit bestreiten kann.

Leider ist aber die Menschheit zum großen Theil vom Wege der göttlichen Gerechtigkeit abgewichen; leider sind die Menschen zum großen Theil in ihren großartigen Errungenschaften zu übermüthig geworden; der Kamm ist der Menschheit zu stark gewachsen, ja geschwollen; sie trug die Nase zu hoch, und in ihrem Eigendünkel meinte sie, ohne Gott, ohne Kirche, ohne Religion fertig werden zu können. Allein, Völker und Nationen, welche der Kirche und Religion den Rücken drehen, laufen mit Riesenschritten dem Umsturz aller sozialen Ordnung entgegen. Verlassen und Leugnen der Kirche und Religion führt nothwendig zu Revolution. Ein kirchenfeindliches und ein religionsloses Volk ist einfach nicht mehr zu bändigen. Wie der Mensch den Christen auszieht und ablegt, zieht er das Vieh an; entblößt er sich des Christenthums, dann zeigt er die viehische Natur, und keine irdische oder weltliche Gewalt kann ihn mehr in Schranken halten. Ein Mensch, welcher die geistige

und kirchliche Gewalt und Auktorität mißachtet oder verachtet, kümmert sich verzweifelt wenig um die weltliche Gewalt, um staatliche Auktorität; höchstens können Kanonen, Pulver und Blei ihm noch ein bischen Respekt beibringen; Polizei und Kerker machen ihn nur noch verbissener und wüthender; er sinnt dann und brütet Rache. Ja, der Mensch ohne Religion wird in seinem Wahne, und besonders in seinem Rachegefühl geradezu ein Unmensch, gefährlicher noch als ein wildes Thier. Dieses folgt seinem Instinkte, man kann es bezwingen und bändigen, weil man eben seine instinktmäßigen Triebe weiß und kennt; man kann sich zum allerwenigsten davor hüten. Aber so ein gewissenloser und religionsloser Mensch ist heimtückisch und schlau, verkommen und verdorben, verwegen und endlich ganz desperat; man kann ihn nicht recht studiren, man kann ihm niemals trauen, denn wie sich die Gelegenheit bietet, scheut er vor der abscheulichsten Unthat nicht zurück!

Das Fundament einer geregelten und gesitteten menschlichen Gesellschaft, eines sittlich und moralisch geordneten Staates, hat man erschüttert, indem man das hl. Band der Ehe, das schöne Bild der Familie zerstörte. Und besser wird es nicht, bis die Menschen zu Gott und Kirche und Religion zurückkehren. Aber auch in dieser Hinsicht ist die nächste Zukunft nur dunkel, weil die Gottlosen die Jugend und die Schule in ihrem antireligiösen Geiste erziehen und leiten.

Das ist kurz gefaßt der Inhalt der Untersuchungen in der Rumpelkammer. Möge es sich jeder Katholik gesagt sein lassen; möge er die Stimme der warnenden Kirche hören und befolgen, nichts mit den sozialistischen Strebungen zu thun haben wollen; faustdick schreibe er sich hinter die Ohren: Ein praktischer Katholik kann kein Sozialist sein; Niemand lasse sich von den eitlen und glänzenden Versprechungen verführen; die sozialistischen Führer meinen es selbst nicht aufrichtig; ihre Versprechungen sind übertrieben und überspannt und sie wissen es selbst gut genug, daß ihre Pläne niemals ausgeführt werden können. Der Katholik bleibe in seiner Kirche, der Katholik halte sich an die Lehre und Grundsätze seiner Kirche! Und diese wollen wir nun erst im Allgemeinen und dann mehr auch im Einzelnen zur besseren Belehrung beleuchten und erklären.

Vor Allem muß man sich merken, daß die hl. Kirche nicht nur das geistige, sondern auch das leibliche Wohl des Menschen berücksichtigt. Weil der Mensch aus Leib und Seele besteht, so beschäftigt sich auch die Kirche mit beiden; sie umfaßt den ganzen Menschen, und befaßt sich deshalb für dieses zeitliche Leben und das ewige Leben; für das zeitliche Leben und Wohl insoweit es dienlich und förderlich ist für das ewige. Denn das irdische und zeitliche Leben und Wohl kann und darf nie als Endziel, sondern nur als Mittel zum ewigen Endziel, zur Erlangung der ewigen Bestimmung des Menschen betrachtet und auch angewandt werden. Jesus Christus hat die Kirche gegründet auf Erden, um der Welt ihr letztes und auch höchstes Ziel zu verkünden, die Menschen zu heiligen, und ihrer höchst erhabenen übernatürlichen Bestimmung in der Ewigkeit zuzuführen. Die Kirche ist die schönste, die

erhabenste und die vollendetste soziale Einrichtung für die Welt; die hl. Kirche ist das vollkommenste Muster, das herrlichste Vorbild aller sozialen Einrichtungen auf Erden.

Die Kirche lehrt, wie es Jesus Christus selbst erst der Welt verkündet hat, daß Gott der Vater aller Menschen ist, und daß alle Menschen seine Kinder sind. Darum hat Jesus Christus uns beten gelehrt: „Vater unser, der du bist in dem Himmel." Sie lehrt, die Kirche nämlich, daß alle Menschen vor Gott gleich seien und kein Ansehen der Person gelte. Aber sie ist weit entfernt, durch unnatürliche Gleichmacherei die bestehenden Theile und Abstufungen der menschlichen Gesellschaft aufzuheben, oder abzuschleifen, oder nur zu schwächen; im Gegentheil, sie stärkt, hebt und adelt dieselben, vereint alle in einer christlichen Demokratie, damit die Menschen ihr irdisches Ziel, vereint alle in der einen Kirche, damit sie ihr überirdisches Ziel erreichen können. „Die Menschen sind erschaffen nach dem Ebenbilde Gottes"; „alle Menschen beten zu einem Vater im Himmel"; „wir alle haben nur einen Vermittler beim Vater, Jesum Christum", das ist die Grundidee der christlichen Demokratie, der christlichen Lehre. Alle Menschen bilden eine große Familie, die hl. Kirche ist die geistige Mutter. Und wie die leibliche Mutter für das Wohl ihrer Kinder besorgt ist, das heißt für das geistige wie leibliche Wohl, so auch die geistige Mutter, die hl. Kirche.

Die Kirche lehrt aber nicht nur die Individuen, die Menschen, die Christen, die Bürger, sie lehrt auch den Staat. Ausgerüstet mit göttlicher Auktorität, ausgerüstet mit der göttlichen Sendung, allen Völkern das Evangelium zu verkünden, ist sie die Lehrerin aller Völker, ist sie auch Lehrerin der Staaten; und als göttliche Stiftung steht sie also auch über dem Staat; die kirchliche Auktorität ist eine höhere als die staatliche, mithin muß sich auch die staatliche Auktorität der kirchlichen unterwerfen, und muß sich der Staat in seiner Gesetzgebung dem kirchlichen und göttlichen Gesetze anpassen. Gottes- und Kirchen-Gesetze müssen das Muster der staatlichen sein. Einzig nur auf diese Weise kann die gottgewollte und gottgeplante Ordnung in der menschlichen Gesellschaft erreicht werden. An der Hand der Kirche, unter dem Schutze der Religion kann der Staat nur gedeihen, die Menschen, die Staatsbürger wahrhaft glücklich machen!

Die Kirche lehrt den Staat, daß der Mensch von Gott erschaffen und mithin auch für Gott erschaffen ist. Zuerst gehört der Mensch erst Gott. „Pro Deo et patria", „für Gott und das Vaterland", und nicht umgekehrt, sonst verdreht man die gottgewollte Ordnung. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", sagten schon die hl. Apostel vor den Richterstühlen der Heiden. Was von dem einzelnen Staatsbürger gilt, das gilt auch von der Familie. Bürger und Familie sollen durch den Staat auf Erden glücklich werden, das ist des letzteren Aufgabe. Die Kirche verbietet mit göttlicher Machtvollkommenheit dem Staate bei der Fürsorge für das irdische Wohl der Bürger sie zu verhindern, ihr ewiges Ziel, ihre ewige Bestimmung zu erreichen. Dies ist freilich das Allerwenigste, was die Kirche vom Staate ver-

langt. Die Kirche lehrt den Staat: zuerst sei nicht hinderlich in Erreichung des überirdischen Zieles der Staatsbürger, und willst du deine ganze Pflicht erfüllen, willst du deine ganze Aufgabe lösen, wie es Gott will und plant, dann mußt du auch noch den Bürgern helfen, Mittel und Wege an die Hand geben durch kluge und weise Gesetzgebung, ihr erhabenes, überirdisches Ziel zu erreichen. Denn es gibt selbst auf Erden kein wahres Glück, kein volles Glück, und selbst die größten und reichsten irdischen Güter hören dann auf, wahre und echte Güter zu sein, sobald sie den Menschen den Weg zum ewigen Glück, zu den ewigen Gütern, kurz, den Weg zum Himmel versperren.

Diese Lehre der Kirche zeigt einmal den Werth und die Bedeutung dieser Welt, dann aber auch die Würde des Menschen, der Familie und des Staates. Diese Lehre verkündet und bietet auch wahre Freiheit, „die Freiheit der Kinder Gottes"; „wahre Gleichheit und Brüderlichkeit", „liebe deinen Nächsten wie dich selbst"; sie zeigt dem Staate und der weltlichen Obrigkeit die richtige Stellung, „sind Stellvertreter Gottes und Gott verantwortlich"; sie lehrt auch die Bürger und ihre Kinder ihr richtiges Verhältniß zur Staatsgewalt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Ja, diese ganze Lehre ist schon ausgedrückt und wird dem kleinen Christen in seinen ersten Schuljahren beigebracht auf der ersten Seite, ja unter den ersten Fragen und Antworten des katholischen Katechismus: „Wozu bist du auf Erden?" — „Ich bin auf Erden, um Gott zu erkennen, Gott zu lieben, Gott zu dienen, um dadurch in den Himmel zu kommen."

Was schadet es, wenn dich die Menschen durch Verdemüthigungen gleichsam in deinem Thun und Lassen zur Null vernichtigen? Vertraue auf Gott, der diesen Nullen die Ziffern des Verdienstes vorsetzt, welche diese Reihe von Nullen dann zu Summen von unermeßlichem Werthe erheben.

Weninger.

Es gibt so wenige Menschen, die den Muth haben, groß im Guten, wie groß im Bösen zu sein. Ein wenig Ruchlosigkeit mit ein wenig Religion, etwas Ehrbarkeit und etwas Lüderlichkeit, eben so viel Bosheit wie Gutmüthigkeit; das ist ungefähr das Rezept, nach welchem die meisten menschlichen Charaktere gemischt sind. Jakobs.

Wer einen tüchtigen Streich führen will, der zieht vorher die Hand zurück. Es scheint da, als wäre es die Absicht, nicht dem Gegenstande, dem es gilt, einen Schlag zu versetzen, da ja die Hand sich von demselben zurückzieht; doch eben deshalb trifft der Schlag dann um so empfindlicher. — Aehnliches thun solche, die in Gesellschaften Anderen übel nachreden und doch nicht als ungerecht oder verleumderisch erscheinen wollen. Sie loben und preisen nämlich an jenem, dem der Streich der Nachrede gelten soll, irgend etwas Gutes, damit sie ganz unparteilich scheinen; dadurch wird aber dann die Wirkung der üblen Nachrede nur um so empfindlicher. Weninger.

Der selige Petrus Canisius, Priester der Gesellschaft Jesu.

Petrus Canisius, das erste deutsche Mitglied der Gesellschaft Jesu und eine ihrer größten Zierden, stammte aus der niederländischen Familie de Hondt und war zu Nymwegen im Herzogthum Geldern am 8. Mai 1521 geboren. — Nachdem Petrus zu Köln mit großem Erfolge Philosophie, Rechtswissenschaften und Theologie studirt hatte, wurde er im Jahre 1543 zu Mainz von dem Jesuitenpater Faber, dessen geistlichen Exerzitien er hier beigewohnt hatte, in die Gesellschaft Jesu aufgenommen; nach Köln zurückgekehrt, trat er öffentlich dem Orden bei, vollendete dort seine Studien und suchte nach erhaltener Priesterweihe durch eifriges Predigen der Verbreitung des Protestantismus Einhalt zu thun. Er erlangte dadurch ein solches Ansehen, daß er im Namen der Universität, des Domkapitels und der übrigen Geistlichkeit von Köln an den Kaiser Karl V. nach Worms geschickt wurde, wo er die im Jahre 1547 erfolgte Absetzung des abtrünnigen Kirchenfürsten Hermann von Wied bewirkte.

Während seines dortigen Aufenthaltes lernte ihn der Bischof von Augsburg, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, ein großer Freund der neu gegründeten Gesellschaft Jesu, kennen und sandte ihn, da er sich von seinen theologischen Kenntnissen und von seinem Eifer für die Sache der katholischen Kirche überzeugt hatte, im Jahre 1547 als seinen Theologen mit dem Pater Claudius le Jay nach Trient zu dem allgemeinen Konzilium. Als dasselbe nach Bologna verlegt wurde, kam er bei dieser Gelegenheit nach Rom, wo er von dem hl. Ignatius von Loyola für eine Mission nach Messina bestimmt wurde; von dort nach Rom zurückgekehrt, legte er im Jahre 1549 die vier Ordensgelübde feierlich in die Hände des Heiligen ab, und wurde dann, nachdem er zu Bologna die Doktorwürde erhalten, als Professor der Theologie nach der Universität Ingolstadt gesandt, wo er bald darauf auch zum Rektor und Vizekanzler erwählt wurde, zugleich aber auch das Predigtamt übernahm, und außerdem noch in andern Zweigen der Seelsorge, namentlich im Krankendienste, segensreich wirkte.

Im Jahre 1551 ward er dann, mit Genehmigung des Papstes und des hl. Ignatius, von Kaiser Ferdinand I. nach Wien berufen, wo er zum Hofprediger und zum Rektor der Universität ernannt wurde und dem in Oesterreich einbringenden Protestantismus kräftig entgegenwirkte. Zu wiederholten Malen wollte der Kaiser ihm das Bisthum zu Wien übertragen; er schlug dasselbe jedoch standhaft aus, mußte indeß von 1554 bis 1558 die Verwaltung desselben übernehmen. Um diese Zeit verfaßte er auch seinen berühmten Katechismus, welcher, sowie ein später von ihm verfertigter Auszug aus demselben, der kleine Katechismus genannt, ungemein viel Segen gewirkt hat, bis in die neueste Zeit unzählige Male abgedruckt und fast in alle Sprachen übersetzt worden ist.

Nachdem Canisius in Oesterreich das Kirchen- und Schulwesen in eine bessere Ordnung gebracht und viele Protestanten in den Schooß der Kirche zurückgeführt hatte, ward er im Jahre 1556 von dem hl. Ignatius zum ersten Provinzial seines Ordens in Deutschland ernannt, und erwarb sich nun um die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, sowie um die Weckung und Förderung des religiösen und kirchlichen Lebens in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ungemeine Verdienste. Unermüdet durchzog er die weiten Strecken von der Donau bis zum Rhein, von Polen bis nach Rom, errichtete in den wich-

Der selige Petrus Canisius in Verhandlung mit Karl V.

tigsten Städten Kollegien seines Ordens, nahm Theil an Reichstagen und Religionsgesprächen, predigte mit großem Erfolge und bewirkte zahlreiche Bekehrungen, besonders in Augsburg, welche Stadt fast ganz dem Protestantismus zugefallen war, bis sein am 21. Dezember 1567 zu Freiburg in der Schweiz erfolgter Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ende machte.

Außer seinen beiden Katechismen hat Canisius noch eine Menge anderer inhaltreicher Schriften verfaßt, welche ihm einen ehrenvollen Platz unter den berühmtesten Kirchenschriftstellern sichern. Die hervorragendsten Männer seiner Zeit haben ihn hochgeehrt und mit den Beinamen: Ketzerhammer, Säule

der nordischen Kirche, Apostel Deutschlands, Augustinus und Chrysostomus seines Jahrhunderts u. A. ausgezeichnet. Seine von Papst Gregor XVI. im Jahre 1843 eingeleitete Seligsprechung wurde am 20. November 1864 vom Papste Pius IX. vollzogen.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Von Cornwells nach New York. — „Marquette League." — Zweck und Rundschreiben derselben. — Ansprache an die Direktoren und Mitglieder der „Marquette-League." — Zweck meiner Reise nach dem Osten — Mission im Chin Lee-Thale. — Fehlschlag der Regierungs-Schulen. — Missionsthätigkeit unter den erwachsenen Indianern nothwendig. — Zöglinge der Indianer-Schulen. — Resultat. — Gehe und thue nicht desgleichen.

Frau und Sohn des Daghanizi.

Ich habe mich jetzt so lange bei der Indianer-Frage aufgehalten, daß ich fürchten muß, die geehrten Leser des „Sendbote" haben ganz vergessen, daß ich sie auf meiner Reise zu Cornwells in Pennsylvanien im Stiche gelassen habe. — Von Cornwells reiste ich nach der Stadt New York. Ich that dieses einestheils um einige gute Freunde zu besuchen, darunter den mehrfach in meinen Artikeln erwähnten Herr Stewart Culin, und Frau Emmett, eine Kousine der ehrw. Mutter Drexel, besonders aber um mit dem Präsidenten und einigen Mitgliedern der „Marquette League" bekannt zu werden. Diese „League" oder „Bund" wurde voriges Jahr von dem hochw. Herrn H. G. Ganß und einigen wohlhabenden Laien, unter den Auspizien des St. Vinzenz de Paula Vereines, gegründet.

Hauptzweck dieses Bundes ist, die katholischen Indianer der Vereinigten Staaten in ihrem heiligen Glauben zu erhalten, und den Indianern, die noch immer im Heidenthume leben, die Tröstungen unserer heiligen Religion zu bringen. Und dieser Zweck soll dadurch erreicht werden, daß die Mitglieder des Bundes

1) in jedem Versuche, die Indianer in geistiger, erzieherischer und industrieller Beziehung auf eine höhere Stufe zu erheben, und sie zu Christen und Bürgern heranzubilden, mit den Autoritäten der Kirche, besonders mit jenen, denen diese Aufgabe anvertraut worden, eifrigst mitwirken;

2) dadurch, daß sie dem Vereine zur Erhaltung des Glaubens unter den Indianer-Kindern die weiteste Verbreitung sichern, indem sie nicht nur Förderer dieses Vereines werden, sondern auch den Unterhalt der katholischen Indianer-Schulen als ihre Hauptaufgabe betrachten;

3) dadurch, daß sie, wenn möglich und thunlich, wenigstens einmal im Jahre, am besten im Monat Oktober, Kleidungsstücke, Schuhe und dergleichen, jenen Stämmen zuschicken, deren äußerste Armuth und Hilflosigkeit den Selbstunterhalt unmöglich machen;

4) dadurch, daß sie die nationale und Staats-Gesetzgebung, insofern sie die Rechte und das Wohl der Indianer berührt, überwachen und jede Bewegung fördern, die geeignet ist, deren Interesse zu schützen und deren Lage zu bessern;

5) dadurch, daß sie die hl. Kommunion und Gebet unserem Herrn als Akte nationaler Sühne für die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche die Indianer arm gemacht und in die Verbannung getrieben, aufopfern, und Gottes Segen auf die Arbeiten unserer Schulen und Missionäre, und die Bestrebungen der „Marquette League" herabflehen;

6) dadurch, daß sie durch die Presse, durch Vorlesungen, und vor Allem durch persönliche Agitation die Aufmerksamkeit des katholischen Volkes auf die Bedürfnisse unserer katholischen Missionen und Missionäre lenken, und

Bau einer Brücke nahe Fort Defiance, Ariz.

dadurch, daß sie die letzteren in der Gründung neuer Kapellen, in der Anstellung von Katecheten unterstützen und sich bemühen, deren Tüchtigkeit zu heben, deren Einfluß zu vertiefen und deren Arbeiten zu erweitern, um den Indianern die Kenntniß unseres heiligen Glaubens zu bringen.

Die „Marquette League" wendet sich vorzüglich an die wohlhabenderen Katholiken des Landes um freigebigere und edlere Unterstützung als die, welche in einem jährlichen Beitrage von 25 Cents zum Ausdrucke kommt; besonders sucht sie hinreichende Unterstützung, um folgende Zwecke zu erreichen:

1) ungefähr 2000 Kinder für die katholischen Schulen zu gewinnen, die sonst ohne Erziehung und ohne religiösen Unterricht aufwachsen würden: $70 das Jahr reichen hin, ein Kind zu unterhalten, zu kleiden und zu erziehen;

2) die Errichtung von 18 Kapellen, wo jetzt Hütten aus Baumstämmen

oder „Tepees" als Kapellen dienen, oder wo der Gottesdienst unter freiem Himmel gehalten werden muß: $1000 reichen hin, eine Kapelle zu bauen und auszustatten; der Gründer hat das Vorrecht, den Patron für diese Kapellen auszuwählen;

3) der Dienst von wenigstens 10 weiteren Indianer-Missionären, um die Kenntniß unseres heiligen Glaubens jenen Indianern zu bringen, welche noch immer im Heidenthum leben: $500 reichen hin, um einen Missionär zu unterhalten;

4) die Mithilfe von 20 indianischen Katecheten zu gewinnen, um die Kinder zu unterrichten und Laien-Gottesdienst an Plätzen zu halten, die so entlegen sind, daß sie nur einmal oder zweimal im Jahre von den Missionären erreicht werden können; diese Arbeit hat sich bewährt und sehr segensreiche Resultate aufzuweisen: $10 per Monat reichen hin, einen Katecheten zu unterhalten.

In einem Rundschreiben der „Marquette League" finde ich unter Anderem diese schöne Stelle: „Es ist nicht nöthig, das Unrecht, das man den Indianern zugefügt, hier aufzuzählen; wir haben ihm doch selten die Treue gehalten, ihn seines Erbgutes beraubt, kein Verbrechen, das auf seine Vernichtung hinzielte, unterlassen; und jetzt beschleunigt seine Berührung mit der sogenannten ‚höheren Zivilisation' seinen Untergang. Die Indianer-Frage, welche die Kirche, und nur die Kirche lösen kann, bildet eine Verantwortung, welche sie, die Kirche, nie vernachlässigt. Aber hat das katholische Laienthum auch seinen Theil gethan? Das Laienthum kann diese Verantwortung nicht unter dem Vorwande bei Seite schieben, daß die Geistlichkeit sich mit dieser Angelegenheit befassen solle. Die Missionäre thun ihren Theil, aber es ist die Pflicht der Laien, die Missionäre zu unterhalten. Eine Gleichgiltigkeit, welche nur das reinste Bettel austheilt, welche ruhig zusieht, wie 100,000 katholische Indianer ihr Leben in Armuth und Entbehrung fristen, und wie weitere 100,000 in Aberglauben und Heidenthum schmachten, zieht die Rache Gottes auf uns herab, und setzt uns dem Tadel der Nachwelt aus. Die amerikanische Föderation katholischer Vereine, der deutsch-katholische Zentral-Verein, die Herz-Jesu-Bruderschaft, und jetzt der internationale Kongreß des St. Vinzenz de Paula Vereines, haben das Feldgeschrei erhoben: ‚Der Indianer muß gerettet werden — Gott will es!' Es ist nun die Aufgabe der ‚Marquette League', dieses starke und wachsende Gefühl in energische und wirksame Handlung umzusetzen, und die Rettung der Seelen einer Rasse zu erzielen, der wir die Schuld katholischer Liebe, und eine nationale Sühne schulden. Zu keiner Zeit in unserer Geschichte war der Indianer mehr bereit, die katholische Lehre anzunehmen, als eben jetzt. Die Kirche allein kann seinen geistigen Hunger stillen, und ihm die Lehre der Industrie und des Selbstunterhaltes beibringen. Ihm zu Hilfe zu kommen, ist eine unabweisbare Pflicht. In zehn Jahren ist es zu spät. Innerhalb dieses Zeitpunktes ist das Geschick der Indianer entschieden. Durch Aufschub geht die schöne Gelegenheit vorüber, und die Seelen gehen verloren."

Das alles klingt vielverheißend, und versprach ich mir von meinem Be-

che wenigstens eine Kapelle für's Chin Lee Thal. Leider war ich etwas
: spät; als ich ankam, war die erste Kapelle so gut wie vergeben, und zwar
ich Dakota für die Sioux-Indianer; jedoch habe ich die Hoffnung noch nicht
fgegeben, von dem einen oder anderen der reichen Mitglieder der „Marquette
:ague" eine oder zwei von den in Aussicht genommenen 18 Kapellen zu
obern. Leider habe ich, wie so manche andere die Erfahrung gemacht, daß,
:nn der Mensch einmal eine Million oder so besitzet, er seinen Geldbeutel viel
ter zuschnürt als verhältnißmäßig ärmere Leute.

Am Tage nach meiner Ankunft in New York ging ich zum Präsidenten
r „Marquette League", Herrn E. Ehre, und stellte mich ihm vor. Derselbe
ar sehr freundlich und nahm großes Interesse an unserem Wirken unter den
avajos. Er drängte mich, eine Woche in New York zu bleiben, um bei Ge-
genheit der Direktoren-Versammlung eine Ansprache an dieselben zu halten.
h ließ mich nicht lange drängen, denn das war es ja, was ich vor Allem
inschte — Gelegenheit zu haben, den Direktoren und Mitgliedern der „Mar-
ette League" die Verhältnisse und Bedürfnisse unserer Mission klarzulegen.

Weaver Kohlenminen in der Nähe von Gallup, N. M.

Ich sagte den versammelten Herren unter Anderem, nichts hätte mir eine
ößere Freude bereiten können, als diese mir von ihnen gebotene Gelegenheit,
sonders da der Charakter unserer Mission, und die Verhältnisse, unter denen
ir lebten und wirkten, die Nothwendigkeit einer solchen Organisation, wie
e „Marquette League", sehr treffend veranschauliche. Ein Nomaden-Volk
i civilisiren und christlich zu machen, sei naturgemäß eine schwierige Auf-
ibe. Es sei einfach unmöglich, alle Navajos von unserer jetzigen Mission
is zu erreichen. Um den Navajos und unserer Aufgabe gerecht zu werden,
lten wir wenigstens vier Missionszentren mit residirenden Missionären, Ka-
llen und Schulen nebst Missions-Stationen haben, wo immer die Regierung
n Berieselungs-System baut, und wo eine größere Niederlassung sich bildet.
ch beabsichtige, eine solche zweite Mission im Chin Lee Thale, ungefähr zwei
eilen von der Mündung des Cañon de Chelly, und ungefähr 53 Meilen
n St. Michaels, unserer jetzigen Mission, zu gründen. Ich habe diese Lo-
lität wegen ihrer zentralen Lage, und weil sie sich vor allen anderen für eine
oße Ackerbau-Ansiedelung eignet, ausgewählt. Es befänden sich zur Zeit im
ndianer-Amte zu Washington Pläne und Voranschläge für ein Berieselungs-

System, welches die Regierung in Stand setzen solle, ungefähr 400 Navajo-Familien in jenem Thale anzusiedeln. Die Regierung habe uns daselbst vor ungefähr zwei Jahren ein Grundstück für Mission und Schule überlassen. Ich habe in der Nähe dieses Grundstückes einen alten, zerfallenen Indianer-Laden repariren lassen, so daß derselbe zeitweilig als Kapelle und Wohnung diene.

Der Hauptzweck meiner Reise nach dem Osten bestehe nun darin, das nöthige Geld zu erlangen, um auf dem uns von der Regierung zu diesem Zwecke übergebenen Grundstücke Kapelle und Wohnhaus zu bauen. Die katholischen Indianer-Schulen bildeten ohne Zweifel das Fundament für die Christianisirung der Indianer; aber wenn das in den Schulen begonnene Werk dauernde Früchte bringen solle, so müsse dasselbe durch anstrengende und andauernde Missionsthätigkeit draußen im Felde unter den Indianern ergänzt werden. Ich sei überzeugt, daß das Regierungs-System oft resultatlos bleibe, weil die Regierung nicht fähig zu sein scheine, über die Schulmauern hinauszublicken. Den von den verschiedenen Schulen zurückkehrenden Indianer-Schülern werde keine Gelegenheit geboten, das in den Schulen Erlernte auch praktisch anzuwenden; sie würden darin nicht unterstützt, ja nicht einmal dazu ermuthigt. Sich selbst überlassen, ohne Hilfsquellen — was hätten sie anderes thun können als wieder nach dem Blanket zu greifen und zu ihrer früheren Lebensweise zurückzukehren. Wenn das große Werk der katholischen Indianer-Schulen nicht umsonst sein solle, müßten wir darauf sehen, daß die Kinder, nachdem sie die Schule verlassen, ein gutes Heim in einer dauernden Niederlassung erhalten, daß sie üben, was sie gelernt, daß sie Gelegenheit haben, ihrer heiligen Religion nach zu leben, daß sie mit den Missionären in der Zivilisirung und Christianisirung ihrer Verwandten und Freunde und Nachbarn eifrigst mitwirken.

Obwohl wir nun im Lande einer fremden Zunge, in einem Lande von so großer Ausdehnung, im Lande der Beduinen Amerikas, fast mit unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen hätten, so hofften wir doch, mit der Gnade Gottes und der Unterstützung guter Freunde erfolgreich wirken zu können.

Man hatte meinen Ausführungen mit gespanntem Interesse gelauscht, und bestürmte mich mit allerlei Fragen. Zwei meiner Zuhörer gaben mir darauf ein annehmbares Geldgeschenk; aber wenn ich nirgends mehr erhalten, als im reichen, geschäftigen, geldhungrigen New York, so säße ich ordentlich auf dem Trockenen. Jedoch hoffe ich, daß der Same, den ich da ausgestreut, später Früchte bringt. Daß die Herren mich nicht so schnell vergessen, dafür werde ich Sorge tragen. Unterdessen muß ich halt versuchen ohne die Unterstützung meiner reichen New Yorker Freunde, mit Hilfe der zwar geringen, aber desto verdienstvolleren milden Gaben der Aermeren, unser Missionswerk fortzuführen und weiter auszudehnen. Ich hoffe, daß sehr viele der zwar armen, aber deßwegen um so freigebigeren Leser des „Sendbote" dem Beispiele meiner New Yorker Frunde n i c h t folgen werden.

— Du verlangst Wunder? Bekehre dich einmal ganz und du wirst Wunder genug an und in dir selbst sehen. **Weninger.**

Die katholische Kirche in Norwegen.

In alten Zeiten war Drontheim, eine schöne Stadt von jetzt 25,000 Einwohnern, der geistliche Mittelpunkt Norwegens. Sie enthielt in ihrem Dome das Grab des hl. Olaf, des Apostels der Skandinavier. Die Autorität des Erzbischofs von Drontheim erstreckte sich über zehn Bisthümer, wovon zwei sich in Irland und eines auf amerikanischem Boden, in Grönland befand. In den Unruhen der Reformation wurde die Ruhestätte des hl. Olaf entweiht, seine Kirche in Brand gesteckt. Die alte Religion wurde auf's Schärfste unterdrückt. Noch vor 70 Jahren waren die Gesetze nicht abgeschafft, die jeden auf norwegischem Boden betroffenen Priester der katholischen Kirche mit dem Tode bestraften und die Gläubigen, die ihre Religion offen bekannten, in den Kerker schickten. Vom Katholizismus war im Lande nichts geblieben als eine unklare Erinnerung und unverstandene Gebräuche bei den Volksmassen.

Religiöse Freiheit war es nicht, was die Norweger erlangten, als sie „das Joch der römischen Kirche" abgeworfen hatten. Sie waren unter die strengere und weniger ehrwürdige Glaubensherrschaft der Staatsgewalt gekommen. Haupt der Kirche wurde der König, Konzilium sein Rath und der Reichstag. Bischöfe und Pfarrer werden von der Regierung ernannt.

Aber diese Staatsallmacht hat den norwegischen Protestantismus nicht gegen sich selber schützen können. Das zersetzende Prinzip der freien Auslegung hat seine Wirkung gethan. Neben der Staatsreligion gibt es eine Menge von Sekten. Es finden sich dort sogar Mormonen. Bei den Lappen bestehen noch sehr starke Reste des Heidenthums. Auch fehlt es nicht an Atheisten.

Während die freie Auslegung die Glaubenseinheit zerstörte, untergrub die unbegrenzte Nachsicht des Lutheranismus die Sittlichkeit. Die in einer Reihe von Jahrhunderten durch die katholische Kirche großgezogene Sittenstrenge wich unter der Herrschaft des Protestantismus in vielen Gegenden nach und nach der Laxheit und manchmal sogar tiefer Verkommenheit. Oft blieb nichts von dem sittlichen Erbtheile der alten Zeiten zurück, als die äußere Schale puritanischer Bräuche. Manche Gemeinde würde sich unwiderruflich von ihrem Prediger abwenden, wenn sie ihn beim Klavierspiele oder beim Trinken eines Glases Bier ertappte — aber die ärgsten sittlichen Vergehen werden nachsichtig vergessen, wenn der Schuldige sich nur zu einem öffentlichen Sündenbekenntnisse bequemt.

1843 fiel das Gesetzesbollwerk, das mehr denn drei Jahrhunderte lang der katholischen Kirche den Eintritt in das Land gewehrt hatte. Es ward einem katholischen Priester die Niederlassung zu Missionszwecken in Christiania erlaubt. Dreizehn Jahre später eröffnete dieser Priester eine Kirche im Mittelpunkte der Hauptstadt. 1869 wurde das Land vom apostolischen Vikariate

von Schweden losgelöst und eine geistliche Präfektur für Norwegen errichtet. 1893 wurde dieselbe zum Vikariate erhöht. Heute gibt es von Christiania bis Hammerfest in Lappland, eine ganze Reihe katholischer Stationen, wo sich rings um die Kirche das Pfarrhaus, die Schule und das Krankenhaus erheben. Die Zahl der Katholiken ist noch gering, aber jedes Jahr nehmen die Bekehrungen zu und unter der protestantischen Bevölkerung, welche von der Missionsstation manche geistige Anregung empfängt, wächst das Verständniß für die katholische Kirche und die Zuneigung zu ihr.

Die gegenwärtigen Gesetze Norwegens sind mit ihrem freiheitlichen Geiste der Ausbreitung der katholischen Kirche günstig. Der von dem katholischen Seelsorger geschlossene Ehebund wird auch vom Staate anerkannt. Die Katholiken brauchen keine der für staatskirchliche Zwecke und für protestantische Gemeindeschulen auferlegten Steuern zu entrichten. Der katholische Bischof ist der einzige Gesetzgeber, das einzige Haupt und der einzige Inspektor der von den Katholiken errichteten Schulen. Der öffentliche Gottesdienst der Katholiken wird vom Staate nicht nur gestattet, sondern auch beschützt. Am Frohnleichnamstage zieht die Prozession mit dem hochwürdigsten Gute durch die Stadt, in den Straßen sind Polizisten in Galauniform aufgestellt und Protestanten streuen sogar Blumen.

Welch' freundliche Gesinnungen die katholische Kirche in Norwegen findet, zeigte sich unter Anderem, als der hochwst. Bischof von Eluſa, Msgr. Fallize, die Kapelle und das Spital zu Christiansund einweihte. Alle dortigen Behörden fanden sich dazu ein und wohnten nebst einem großen Publikum in ehrerbietiger Haltung der heiligen Handlung bei. Und als ein Gesetz über ausländische Gesellschaften gemacht wurde, das eine Bestimmung enthielt, welche die Vermögensverwaltung der katholischen Kirche in Norwegen erschwerte, genügte eine Bitte des Bischofs bei dem betreffenden Minister, damit dasselbe eine Klausel erhielt, welche das Recht der Katholiken wahrte.

Diese Gesinnungen gegen die katholische Kirche sind umso werthvoller, als die Norweger geistig sehr hoch stehen. Es gibt kaum ein Land in ganz Europa, wo mehr für die Schule geschieht, als hier. Leute, die nicht lesen können, sind in Norwegen kaum zu finden und selbst in der ärmsten Fischerhütte pflegt man eine Zeitung zu halten. Wanderlehrer ziehen von einem Dorfe, von einem entlegenen Hofe zum anderen und verbreiten die Kenntnisse der neuesten, für die Landleute anwendbaren Erfindungen und Entdeckungen auf landwirthschaftlichem und hausindustriellem Gebiete. Norwegen gewährt also das Schauspiel eines freigesinnten, auf der Höhe der modernen Kultur stehenden Landes, in dem die katholische Religion Fortschritte macht und auch bei den Nichtkatholiken höchster Achtung begegnet.

Ueber eines hat sich aber die katholische Kirche in Norwegen zu beklagen: sie leidet an großer Armuth. Denn die Anhänger, die sie findet, gehören fast ausschließlich den unteren, ärmeren Klassen an, die nicht viel beisteuern können. So vermag sie denn leider manche ihrer Aufgaben — Bau von Gotteshäusern, von Spitälern, von Waisenhäusern und Schulen — nur in ungenügendem Maße zu erfüllen.

(Für den „Sendbote".)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

Die Bedeutung des Werkes in Hinsicht auf das Seelenheil und seinen Nutzen für die Seele springt in die Augen; denn die christliche Gastfreundschaft richtet sich auf den ganzen Menschen, auf die Seele wie auf den Leib. Die Seele ist der edelste Theil, welche die beste Bestimmung hat. Während der Körper unter der Last der Jahre und dem langsamen Einwirken des Alters dahinsiecht, sucht die Seele, der unsterbliche Geist, sich von ihrer irdischen Hülle zu befreien und zu Gott, ihrem Anfang und Ende, zurückzukehren. Es handelt sich also darum, den Körper zu verpflegen und an die Seele zu gelangen, um sie zu retten. Die sittliche Besserung wird unbemerkt herbeigeführt und nimmt allmälig zu. Das Resultat ist erfreulich und übersteigt oft alle Erwartung. Es gibt freilich auch Ausnahmen, die aber selten sind.

Die bekehrten Säufer.

In einer nördlichen Gegend hatte man eine alte Frau aufgenommen, die der Schnappsflasche stark zusprach. Zwei Schwestern waren zu ihrer miserabelen Hütte, die sie selber „Fegfeuer" nannte, gekommen, um sie zu holen. Zwei oder drei Wochen lang, um ihr allmälig das Schnappstrinken abzugewöhnen, hatte man ihr jeden Tag einen Punsch gegeben, der aus Branntwein, Zucker und Wasser bestand. Das verwässerte Zeug behagte ihr aber nicht, da sie den Schnapps lieber ungemischt genommen hätte, und sie pflegte zu sagen: „Ich kann nicht einmal davon schmecken." Nach einiger Zeit gewöhnte sie sich doch daran und schien auch zufrieden zu sein, da man ihr mit der gänzlichen Entziehung des Getränkes gedroht hatte. Man hatte zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht, sie zur gänzlichen Entsagung zu bewegen; aber es hatte nichts geholfen. Da kam die Quatemberwoche, und als die Gute Mutter die Runde machte, ließ die alte Frau sie zu sich kommen und flüsterte ihr zu (weil die andern nicht wissen sollten, daß sie Branntwein trinke): „Ich habe meinen Punsch noch nicht bekommen." Die Gute Mutter benützte die Gelegenheit und sagte: „Aber, wissen Sie nicht, daß heute Fasttag ist? Und wollten Sie nicht aus Liebe zu Gott Ihren Punsch opfern?" Nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, sagte sie: „Jawohl, wenn es besser ist, so will ich ihn nicht nehmen." Man ermuthigte sie, traute aber ihrem Entschlusse nicht recht, der wohl nur jenen Tag dauern würde. Am andern Morgen aber sagte sie zur Kleinen Schwester: „Aus Liebe zu Gott will ich von nun an keinen Punsch mehr nehmen." — „Wie ist das?" — „Ich habe mir die Sache überlegt und dann bei mir gedacht: Was nützt es auch, in einem Kloster zu sein,

wenn man kein Opfer bringen will." Sie blieb ihrem Vorsatze treu, und selbst wenn sie unpäßlich war, wollte sie von ihrem geliebten Likör nicht verkosten.

Ein Landmann kam in einem bedauernswerthen Zustande in's Altenheim. Nach einigen Monaten hatte er sich von seiner Nervenschwäche und völligen Erschöpfung erholt. Er fing wieder an zu essen und in der frischen Luft zu arbeiten. Zu solchen, die sein Vertrauen gewonnen hatten, pflegte er zu sagen: „Ich hatte eine schöne Farm und reiche Felder; Felder und Farm sind im Trinken daraufgegangen — ein Pferdegespann, um das mich die Nachbarn beneideten; Pferde und Wagen wurden verkauft, um Schnapps zu bekommen — die beste Heerde von Kühen im Dorf und prächtige Weideplätze — alles ist hin! Jetzt trinke ich nicht mehr; die Schwestern haben mich bekehrt. Früher war ich immer traurig und niedergeschlagen, mir und andern unausstehlich und gereichte meiner Familie zum Verderben. Jetzt lache ich, fühle gut und bin glücklich — kurz, ich bin ein ganz anderer Mann geworden.

Für die Religion gewonnen.

Ein Gelehrter, der vier Sprachen beherrschte und viel wußte, nur nicht in der Religion, trat in das Altenheim der Schwestern ein. Nach seiner Gewohnheit studirte und beobachtete er jetzt besonders ihr Werk, welches ihm in seinem Alter und seiner Armuth ein Unterkommen gab. Als Protestant glaubte er, daß sich dieses Werk durch Renten hielt und den ihm bekannten Instituten glich, wo die Oberin die Herrin und die Schwestern die Angestellten der Anstalt sind. Er war daher auch sehr erstaunt, sie arbeiten und in den verschiedenen Aemtern hantiren zu sehen. Er sprach davon. Man legte ihm den Betrieb des Werkes und den katholischen Opfergeist auseinander. Der Mann kam dann bald zu seinem Entschluß. Er setzte sich seinerseits auch in den Dienst der Schwestern und der Greise und brachte den Rest seines Lebens nicht mehr mit Studiren, sondern mit Werken der Barmherzigkeit und der Religion zu.

Georg war ein Steinhauer, ein guter Mann im Sinne der Welt, dem aber Religion und religiöse Uebungen fremd und zuwider waren. Er hatte sein Leben in Steinlagern zugebracht, wo er revolutionäre Ideen in sich aufgenommen, während er in der Religion unwissend war, obgleich er wie ein Meister davon zu reden verstand. Dieser Mensch war ein Opfer der Umstände und gutherzig von Natur. Menschlicher Weise gesprochen, war er seiner Familie ein guter Vater gewesen. Nachdem er das Augenlicht verloren hatte, und nicht mehr arbeitsfähig war, klopfte er an die Thüre des Altenheims der Kleinen Schwestern. Diese hatten von ihm gehört und fürchteten sich nicht vor ihm; sie nahmen ihn mit christlicher Liebe auf und hegten die Hoffnung, ihm Gutes thun zu können. Allmälig gewann er das Heim, die Schwestern und die alten Leute lieb; und er konnte seine Sinnesänderung selber nicht erklären. „Früher war ich in der That ein Fanatiker," sagte er aufrichtig, „und hielt die Nonnen für die schlimmsten aller Frauen." Seine Irrthümer schwanden; er studirte die Grundsätze der Religion und fand schließlich in dem,

was er verabscheut hatte, sein wahres Glück. Nachdem er einige Jahre im Altenheim zugebracht, fiel er in eine Krankheit, die das Werk der Gnade vollendete; er dachte jetzt mehr an sein Seelenheil und sein letztes Stündlein, betete oft, und der es früher nicht verstehen konnte, warum Gott einige zum Leiden bestimmt, war jetzt der geduldigste und ergebenste aller Insassen des Hauses. Er versuchte auch seinem Sohne, dessen Unterricht er leider vernachlässigt hatte, Religion beizubringen, und um das Aergerniß, das er gegeben, gut zu machen, und sein Versprechen, das er gegeben, sich bürgerlich begraben zu lassen, zu widerrufen, bestand er darauf, daß der Priester ihm in Gegenwart seiner ganzen Familie die Sterbesakramente spendete.

Jakob Hühnerstall.

Es gibt Leute, welche es sich zum Studium machen, den Ursprung von Familien-Namen zu erforschen. Bei einigen Namen ist dieses auch leicht, nicht so bei andern, wie z. B. bei dem obigen. Wie nun einer zu diesem Namen gekommen ist, soll jetzt erzählt werden.

In New Orleans drunten war ein Mann, im Alter von 102 Jahren, dessen Lebenslauf zu dem Ungewöhnlichen gehört. Er wurde im Jahre 1776 auf hoher See auf einem englischen Schiff von deutschen Eltern geboren; verlor aber Vater und Mutter, ehe er sie kennen lernte. Von den Matrosen erzogen, brachte er den größten Theil seines Lebens auf dem Ozean zu. Als er 18 Jahre alt war, scheiterte das Schiff, auf welchem er geboren und erzogen worden, und ging mit Mann und Maus unter; nur er rettete sich mit einem Hühnerstall, auf welchem er sich über dem Wasser hielt und das Ufer erreichte. Bis dahin hatte er keinen Familiennamen, und nun meinte er, einen solchen sich beilegen zu müssen, da jedes andere Menschenkind einen Familiennamen habe, und da kam er zu dem Entschluß: weil der Hühnerstall ihn gerettet, so wolle er den Namen seines Retters annehmen und nannte sich Jakob Hühnerstall. Von Gott wußte er aber ebensowenig, wie von seinen Eltern.

Als er nun ein Zentenar, d. h. hundert Jahre alt geworden, dachte er an das Heim der Kleinen Schwestern, und entschloß sich, dasselbe 'mal in Augenschein zu nehmen. Bei seinem ersten Besuch fühlte er sich angezogen, erlitt aber eine arge Enttäuschung, als man ihm mittheilte, es sei keine leere Stelle da. „Wohlan denn," sagte der alte Hühnerstall, „der Ozean hat mir das Leben gegeben; der Fluß soll mir das Leben nehmen, wenn ich kein Brod mehr finde, es zu erhalten." Die Gute Mutter tröstete ihn: „Lieber Freund, Ihr schönes weißes Haar muß man in Ehren halten. Wie Sie mir sagen, hat Gott Ihnen keine Mutter gegeben; so will ich denn Ihre Mutter sein und Sie lehren, wie man zur Erkentniß Gottes gelangt." Tief gerührt erwiderte er: „Noch nie in meinem Leben, bis auf diesen Tag, habe ich Thränen vergossen; aber jetzt kann ich sie nicht zurückhalten." Nach seiner Aufnahme rief er sich die Ereignisse seines bewegten Lebens in's Gedächtniß zurück und gelangte zu dem Entschluß: da die Religion der Schwestern die wahre ist, so will ich sie annehmen. Er bat um Unterricht. Bald erklärte er: „Ich bin alt und kann zu jeder Stunde sterben; ich bedarf der Gnade Gottes." Auf sein inständiges Bitten

hin säumte der Kaplan nicht länger und ertheilte dem Hundertjährigen die hl. Taufe.

Das Mannweib.

Ein Wohlthäter der Kleinen Schwestern zu Xeres sagte eines Tages zu diesen: „Einer von meinen Arbeitern wird alt und kann nicht mehr viel schaffen. Ich wäre froh, wenn Ihr ihn aufnähmet.“ Bald trat eine Vakanz ein, und der Meister kam mit seinem Arbeiter zum Altenheim. „Es ist dies,“ sagte er, auf ihn weisend, „ein Weib, das ich gebracht habe, und nicht ein Mann.“ — „Um so besser,“ erwiderten die Schwestern, welche den Sinn seiner Rede nicht errieth en, „wir haben sanfte, ruhige Leute gern.“ — „Ihr habt mich nicht verstanden,“ sagte der erstere. „Sie ist eine Frau, als Mann verkleidet. Als sie zehn Jahre alt war, verlor sie die Mutter, und von jener Zeit an nahm sie männliche Kleidung an, und lebte wie ein Mann.“ — „Ja,“ bestätigte die Person, „ich ging in die Wirthshäuser, trank und rauchte wie ein Mann, und arbeitete wie ein solcher.“ Im Hause der Schwestern mußte sie wieder eine Frau werden, ihren männlichen Anzug sammt männlichen Manieren ablegen und ein weibliches Gewand anziehen, das ihr zuerst unbequem vorkam. Sie hielt sich aber tapfer und gehorchte wie ein Kind. Später sagte sie mit ungeheuchelter Freude: „Ich war dessen gewiß, daß ich Gott finden würde, wenn ich zu euch käme.“

So neigt sich das Leben des Menschen im Heim der Kleinen Schwestern zu Ende, unter dem wohlthätigen und kräftigen Einfluß der Religion, der christlichen Liebe und Barmherzigkeit. Dort lernt man die irdischen Dinge im rechten Lichte betrachten und auf die Ewigkeit hinblicken, mit ihren unsterblichen Hoffnungen und ihrer unvergänglichen Glückseligkeit. Von welchen wichtigen Folgen ist dieses, wenn man bedenkt, daß das Personal in ihren Häusern sich mehr oder weniger alle fünf Jahre erneuert! Greise von 70, 80 Jahren haben kein langes Leben vor sich; für sie ist das Werk der Schwestern die Vorbereitung auf einen guten Tod und auf den Weg zum Himmel.

Der Schutzpatron der Gärtner ist der hl. Fiakrius. In Straßburg-Rupprechtsau wird alljährlich sein Fest gefeiert, so auch diesmal am 2. September. Um 9 Uhr setzte sich der Zug der Gärtner mit Vereinsfahne und Musik von der Wohnung des weitberühmten Gartenbauinspektors Knetz in der Orangerie zur katholischen Kirche von Rupprechtsau in Bewegung. Hinter der Fahne gingen weißgekleidete Mädchen mit Frucht- und Blumenkörbchen, Knaben mit Gartengeräthen und Tragkörben voll Gartengewächsen. Diesen folgten vier Gärtner mit der Statue ihres Patrons, auf einer Tragbahre mit Blumen geziert. Andere Tragbahren bringen herrliches Obst und Gartenerzeugnisse. Endlich folgen die Brode, welche in der Kirche gesegnet und unter die Vereinsmitglieder, die in großer Anzahl den Schluß des malerischen Zuges bildeten, vertheilt werden. Möge sich die schöne Sitte noch lange erhalten zum Heile der Straßburger Gärtnerzunft.

ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes.

Von Alfred Hoppe.

(Schluß.)

X.

ben angekommen, nachdem wir die weitgedehnten Rampen, die zur Basilika führen, erstiegen, schauen wir noch einmal hinunter; da unten, da will das Leuchten und Wallen und Singen und Beten kein Ende nehmen; schon sind die Ersten im Zuge, nachdem sie längst die Rampen der Rosenkranzkirche abgegangen, und nachdem sie auch die breiten Wege der ausgedehnten Esplanade bis zum bretonischen Kreuze abgeschritten, auf dem großen Platze vor der Rosenkranzkirche angekommen, aber ch immer sind solche, die erst jetzt von der Grotte aufbrechen können, um esen ganzen großen Weg mit der Kerze in der Hand zu durchschreiten. Wir ätzen im Geiste diese ungeheuere Menge ab; es müssen wohl an die vierusend Personen sein. Wieder freut sich unser Herz ob solcher Wahrnehung, und freudig singen wir mit: „Ave, ave, ave Maria!"

Endlich ist der Zug zu Ende, es ist unterdessen schon gegen 10 Uhr bends geworden. Dichtgedrängt stehen nun die Tausende vor der Rosenanzkirche und singen zum wirkungsvollen Abschlusse dieser großartigen undgebung gemeinschaftlich das „Credo". Und wirklich, wenn irgendwo f der Erde dieser Credo-Gesang seine volle Berechtigung hat, so ist es in urdes, dem Orte der besonderen Gnadenerweisungen, dem Orte der under. — — — —

* * *

Vorüber sind die schönen Tage von Lourdes, vergangen wie ein Traum, rbeigezogen wie die eilende Welle des Gave; es ist uns, als müßten wir it Gewalt die Tage festhalten, in ihrem Laufe, denn noch verlangt unser rz hier zu bleiben, noch einen Tag wenigstens; oder, o, noch länger, noch viel nger; denn „hier ist gut sein, — hier laßt uns drei Hütten bauen!"

Aber umsonst; die gebieterische Pflicht erheischt das Abschiednehmen. o knieen wir denn noch einmal, zum letzten Male hin vor die Grotte, noch mal sucht unser Auge jenen Platz, den die Füße der Gebenedeiten berührt, ch einmal stammelt unser Mund Gebete und Bitten; noch einmal empfeh- wir uns und all' diejenigen, die uns so nahe stehen in diesem Leben, dem ütterlichen Schutze, der Huld und Liebe Mariens.

„Mutter, liebe Mutter, wie danken wir Dir für diese Tage der Seligkeit, r Wonne, die Du uns hier gewährt, wie danken wir Dir für die Gnaden, e Du heute ganz sicher unserer Seele mitgibst, wie danken wir Dir für Alles, as wir hier geschaut. . . ."

Die eiserne Nothwendigkeit reißt uns los von der so lieben Stätte: wir suchen unser Hotel auf, wir packen unsere Habseligkeiten ein; wir besteigen den Omnibus; ach, wie armselig, wie prosaisch, wie leer, wie kalt, wie öd erscheint uns doch alles dies! — wie irdisch und verächtlich, da wir doch soeben noch im Himmel zu sein vermeinten. Und draußen am Bahnhof erst; o, wie sehen wir uns da urplötzlich in den lärmenden Trubel irdischen Treibens mit hineingerissen!

Aber mag auch rings um uns herum Alles kunterbunt im wirren Trubel durcheinanderwogen, so soll in unserem Herzen drin ein Plätzchen unberührt und unverletzt der Allerseligsten geweiht bleiben. Und da uns schon die Eisenbahn entführt, wollen wir noch, rückwärts blickend, so lange es geht, das stille Heiligthum mit unseren Augen, mit unserem Herzen suchen. Bald ist der schlanke Thurm aus unserem Gesichtskreise verschwunden und nur der hohe Ger, das Wahrzeichen der Stadt Lourdes, winkt noch so traulich zu uns herüber. Wir wollen uns ihn merken, diesen hohen Ger, und ihn immer wieder suchen, ist er ja doch so leicht zu finden; eine schöne, sehr regelmäßige, etwas flache Pyramide. Schon sind wir in Tarbes; aber noch sehen wir ihn. „Dort liegt Lourdes! Adieu!" Noch eine halbe Stunde weiter, und noch immer ist er, allerdings schon ganz winzig, zu erblicken. „Adieu, du schöner Berg, du liebliche Stadt!" Schon müssen wir uns ein anderes Wahrzeichen suchen; den Pic du Midi, dessen schroffe Spitze weit aufragt über den hohen Ger; eine Stunde weit rast der Zug dahin, aber noch unterscheiden wir, scharf auslugend, das hochaufragende Horn des Pic du Midi: „Sei uns gegrüßt, liebes Lourdes!" — Nun aber geht es nur mehr mittels Opernglases, wir schauen aus, so scharf wir können; da — eine Biegung der Eisenbahn, und der Pic du Midi ist verschwunden für immer — „Lourdes, leb' wohl!" Doch, wie sagen wir? Für immer? — für immer? — O nein, o nein, gewiß nicht! Wenn Gott will, so sehe ich dich wieder, mein liebes, heiliges Lourdes! Wenn Gott will, so komme ich wieder, bald, bald, so bald es geht; o, wie freut sich mein Herz schon heute, daß wieder die glückliche Stunde kommen wird, wo ich, hinkniend am Felsen Masabielle, emporblickend zur weißen Statue aus ganzem Herzen rufen und beten werde: „Ave, ave, ave Maria!"

Bei einem öffentlichen Bankett äußerte sich kürzlich ein kirchlicher Würdenträger in einem Toaste auf die deutsche katholische Presse unter Anderem folgendermaßen: „So nothwendig ein Kruzifix in ein christliches Haus gehört, ebenso nothwendig gehört auch eine katholische Zeitung in eine jede katholische Familie. Mein Toast gilt demnach allen denen, die im Allgemeinen die gute Presse ohne Unterschied der Nation und Sprache unterstützen; allen denen, die, wie es der gegenwärtige deutsche katholische Staatsverband an's Herz legt, eine deutsche katholische Zeitung halten und ganz besonders denen, die durch Abonniren und Anzeigen nicht nur zum Fortbestehen, sondern auch zur künftigen Blüthe und den daraus hervorgehenden für Kirche und Staat segensreichen Früchten verhelfen. Allen diesen sei hiermit dargebracht ein dreifaches ‚Hoch!'"

(Für den „Sendbote“.)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. A. S., O. F. M.

Eine englische Dame von Geburt, durch die Gnade Gottes eine Konvertitin zur katholischen Religion, durch ihre Ordensprofeß eine Tochter der hl. Ursula, Gründerin des Ursulinen-Klosters und der Akademie in Brown County, Ohio, berühmt durch ihre Frömmigkeit und Erziehungstalent, dreißig Jahre lang Oberin derselben Genossenschaft, die sie zu ihrem hohen und heiligen Berufe heranbildete, war

Julia Chatfield,

deren Bekehrungsgeschichte und Lebensbeschreibung wir einem Werke entnehmen, das den Titel führt: "Fifty Years in Brown County Convent", und das anläßlich der Feier des goldenen Jubiläums des genannten Klosters im Jahre 1895 veröffentlicht wurde.

In der Stadt London am 18. September 1809 geboren, war Julia die älteste von sieben Schwestern, Töchtern des Charles Chatfield, Esq., und der Helena Vennor. Es war dies eine hervorragende Familie Englands; der Großvater hatte Warren Hastings als Sekretär in Indien gedient, und dort war sein Sohn Charles geboren. Dieser darauf bedacht, seinen Töchtern eine in jeder Hinsicht vollendete Erziehung angedeihen zu lassen, schickte sie, nachdem er sie zu Hause von tüchtigen Privatlehrern hatte unterrichten lassen, in das Ursulinen-Kloster von Boulogne-sur-mer, einer Seestadt in Frankreich, um sie in der französischen Sprache vervollkommnen zu lassen. Da Julia die älteste von der jugendlichen Schaar war, so vertrauten die jüngeren Schwestern Laura, Mathilda, Helena, Henrietta, Georgiana und Rosina, deren Alter von sieben bis neunzehn Jahren variirte, auf ihren guten Takt und weise Umsicht, um an der Stelle ihrer geliebten Eltern, die sie verlassen hatten, ihre Leitung und die Aufsicht über sie zu führen. Wie alle ihre Schwestern in der Beobachtung der anglikanischen Religionsform erzogen, und in den christlichen Lehren unterrichtet, welche jene Kirche noch beibehalten hatte, fühlte sich Julia in ihrer gleichsam angeborenen Frömmigkeit alsbald zu den Wahrheiten und Schönheiten der katholischen Religion hingezogen, als diese sich zum ersten Male ihrem empfänglichen Gemüthe darboten. Es kann hier überhaupt die Frage gestellt werden, ob ihr unschuldiges Herz und ihre reine Seele nach dem Empfange der Taufe, wenn auch in einer von der Kirche getrennten Sekte, falls dieselbe gültig gespendet wurde, nicht von jeher, wenn auch unbewußt, der wahren Religion angehört habe; denn in späteren Jahren sagte sie öfters, wie sie als Kind zum Empfange des Abendmahls in der anglikanischen Kirche zugelassen wurde, habe sie fest an die Gegenwart Christi im Sakrament geglaubt, und dasselbe als den Leib und das Blut Christi empfangen, während

ihre Schwester, die mit ihr zum Abendmahl ging, überzeugt gewesen sei, sie empfange nur ein Symbol, ein Sinnbild des Leibes Christi.

Es ward ihr daher nicht gar schwer, ihre Zweifel zu lösen und die Lehren der unfehlbaren Kirche anzunehmen. In einem der ersten Jahre ihres Verweilens zu Boulogne erkrankte plötzlich Rosina, das jüngste der kleinen Schaar, und Julia bestand darauf, daß sie von einem katholischen Priester bedingnißweise getauft werde. Vielleicht hatte sie es der Fürbitte dieses unschuldigen Kindes zu verdanken, daß sie die Gnade erhielt,

dem göttlichen Rufe

zu folgen, der sich ihr so deutlich zu erkennen gab, daß sie nicht länger säumen zu dürfen glaubte.

Da die Regeln der Akademie bestimmt verboten, eine Schülerin ohne Erlaubniß der Eltern in den Schooß der Kirche aufzunehmen, so schrieb Julia ihrem Vater, und setzte ihn davon in Kenntniß, daß sie an die Lehren der katholischen Kirche glaube, und überzeugt sei, in ihr allein das Heil ihrer unsterblichen Seele wirken zu können. Während der Brief auf dem Wege nach England war, fuhr der Vater über den Kanal nach Boulogne, um seine Töchter zu besuchen; folglich wußte er nichts davon, was sie ihm geschrieben. Er nahm seine Kinder auf einen Gang durch die Stadt mit, und Julia, die es sich nicht erklären konnte, warum er kein Wort über den Gegenstand, der ihr so nahe am Herzen lag, fallen ließ, und da sie ihre Besorgnisse nicht länger beherrschen konnte, so wagte sie an ihn die Frage: „Nun, Vater, was hast Du Dir gedacht, als Du den Brief gelesen?“ — „Welchen Brief meinst Du, meine Tochter?“ — In wenigen Worten theilte sie ihm mit, was sie ihm geschrieben, daß sie den ernstlichen Wunsch hege, zur katholischen Kirche überzutreten, die allein die Wahrheit lehre, und im folgenden Gespräch erkannte der Vater zu seinem Schrecken, daß es sich da nicht lediglich um einen Wunsch handele, sondern daß seine Tochter fest entschlossen sei, ihre Absicht auszuführen. In späteren Jahren sprach sie noch davon, wie ihr armer Vater bei dieser Wahrnehmung erblaßte und in den Straßen von Boulogne dahin taumelte, und wie sie und ihre Schwestern mit großer Entrüstung alsbald aus dem Kloster weggenommen wurden. Offenbar war er der Ansicht, wenn Julia dem gewinnenden Einflusse der Nonnen entzogen würde, so möchte sie nach und nach anderes Sinnes werden und das Religionsfieber, für das hielt er es nämlich, verlieren; und mitten in den Lustbarkeiten der Welt, in die er sie jetzt führen wollte, würde sie wohl ihre Absicht ganz aufgeben, an welcher sie jetzt mit solchem Eifer hing. Seine Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht; denn sie wandte sich wiederholt an ihn um seine Zustimmung. Schließlich wurde er bei ihrem beharrlichen Verlangen wüthend, verstieß sie, indem er erklärte, sie nicht länger als seine Tochter anerkennen zu wollen, und befahl ihr, das Haus zu verlassen. Doch war in seinem Herzen die Vaterliebe nicht gänzlich erloschen; denn unter der Hand traf er mit dem Obersten West von der britischen Armee die Vereinbarung, daß er sie als Gouvernante in seine Familie aufnehmen solle.

Am folgenden Sonntag wurde ihr die Familienkutsche zur Verfügung gestellt, mit der höflichen Andeutung, man erwarte von ihr, daß sie die Familie in ihrem Stuhle in der anglikanischen Kirche vertrete. Dem Anscheine nach der Weisung folgend, bestieg sie die Kutsche, innerlich jedoch entschlossen, dafür sorgen zu wollen, daß sie nicht wieder in eine solche Verlegenheit gerathe. Ueberzeugt davon, daß sie von Gott nicht nur zum Eintritt in die katholische Kirche, sondern auch

zum Ordensleben

berufen sei, faßte sie den Entschluß, in ihrem früheren Heim, im Kloster zu Boulogne, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Sie bat den Kutscher, sie an einer gewissen Stelle aussteigen zu lassen, und da sie befürchtete, nicht genug Geld für die Reise nach Boulogne bei sich zu haben, so ging sie in's Pfandhaus und verkaufte ihre Kämme von Schildplatt, die sie in den Haaren trug, und einige Juwelen, um sich die nöthigen Mittel zu verschaffen. Bald darauf verließ sie London und eilte über den Englischen Kanal nach dem heiß ersehnten Hafen der Sicherheit. Im Kloster zu Boulogne angekommen, warf sie sich zu Füßen der guten Mutter Ursula, und bat unter Thränen, sie als Kind aufzunehmen, jetzt, da Vater und Mutter sie nicht länger als Tochter anerkennen wollten. Die gute Oberin suchte ihr die Thränen zu trocknen und gab ihr die Versicherung, daß sie in der That ihre Mutter sein werde. Aus Gründen der Klugheit schrieb dieselbe an Herrn Chatfield, um sich bei ihm für seine Tochter zu verwenden; aber ihre Vermittelung wurde nicht angenommen. Er erklärte in bestimmten Ausdrücken, daß er sie nicht länger als seine Tochter betrachte, und sie könne nach eigenem Belieben handeln, ohne ihn zu fragen.

Diese Angelegenheit erregte in der Stadt Boulogne so großes Aufsehen, daß der britische Konsul, wie es scheint, durch den Vater vermittelst einiger Freunde dazu veranlaßt, von dem Falle Kenntniß nahm und in's Kloster schickte, um die Sache zu untersuchen, und falls von den Nonnen ein Druck ausgeübt werde, das Gesetz walten zu lassen, um das englische Fräulein aus ihren Händen zu befreien. Unterdessen hatte sich Julia kluger Weise in ein Landhaus in der Nähe der Stadt zurückgezogen, und wartete, bis sich die Aufregung gelegt hatte. Nach einigen Tagen kehrte sie in's Kloster zurück, um sich auf ihr größtes Lebensglück vorzubereiten. Sie war bald hinlänglich unterrichtet, und empfing die hl. Taufe aus den Händen des Kaplans der Schwestern, hochw. Herrn Amadeus Rappe, der später der erste Bischof von Cleveland, O., wurde; und darauf zögerte sie nicht lange, um die Aufnahme als Postulantin in die religiöse Genossenschaft nachzusuchen. Nach einem eifrigen Noviziat von zwei Jahren hatte sie am 17. August 1837 das Glück, die hl. Gelübde ablegen zu dürfen. Wenige Jahre nach ihrer Ankunft in Brown County, Ohio, betrauerte sie den Tod ihres lieben Vaters, dem sie sehr ergeben war, und hatte die Freude, daß bald nach ihrem Uebertritt eine leibliche Schwester ihrem Beispiele folgte und ebenfalls katholisch wurde. Ihre Mutter starb im Jahre 1862, nachdem sie schon lange vorher mit dem Lebensberuf ihrer Tochter sich versöhnt hatte. Sowohl der hochwürdige Herr Joseph Projectus Macheboeuf, der spätere erste Bischof von Denver, Colorado, wie

auch Vater Cheymol, der Kaplan der Ursulinen in Brown County, O., besuchten sie in London, und wurden von ihr mit allen Zeichen der Hochachtung empfangen.

Der nächste Lebensabschnitt Julias fällt mit der Geschichte der

Gründung des Ursulinen-Klosters in Brown County, Ohio,

zusammen, wie aus Folgendem zu ersehen ist.

Im Jahre 1838 reiste Bischof Purcell von Cincinnati von London nach Boulogne, und unter seiner Obhut begleiteten ihn zwei junge Damen, die jene berühmte Akademie in der letztgenannten Stadt besuchen wollten. Die Oberin nahm ihn gastfreundlichst auf und lud ihn ein, bei ihrem geliebten Kaplan, Vater Rappe, zu bleiben. Dieser Vorfall, so geringfügig an sich, war die Veranlassung, daß die Kirche in den Vereinigten Staaten drei eifrige Oberhirten, einen Erzbischof und zwei Bischöfe, erhielt, wie auch eine Schaar von tüchtigen Missionären, und daß ein Mutterkloster von Ursulinen gegründet wurde, das seine Zweige weit über dieses Land ausbreitete.

Die Reise des noch jungen und eifrigen Pionier-Bischofes des Westens war demnach von großem Segen für seine Diözese und die Religion im Allgemeinen. Nicht nur auf dem Festlande, sondern auch in seiner Heimat, in Irland, wurde er mit ausgezeichneten Ehren empfangen. Er stattete Rom seinen ersten Besuch ab, und Papst Gregor XVI. empfing ihn nicht nur mit allen Zeichen des väterlichen Wohlwollens, sondern gab ihm auch werthvolle Geschenke für seine Diözese. In der Charwoche lud ihn der Papst ein, ihm am Grünen Donnerstage bei der Fußwaschung von zwölf armen Pilgern zu assistiren. Der Bischof schilderte oft, wie der Papst auf den Knieen die Füße dieser armen Männer wusch und küßte, während er, der Bischof, das Becken mit Wasser hielt, und der König von Spanien dem Papste die Handtücher darreichte.

In Gesellschaft von vierzehn geistlichen Personen begab sich Bischof Purcell im Mai 1839 auf die Heimreise. Unter diesen waren Bischof Flaget von Bardstown, Ky., Vater McGill, später erster Bischof von Richmond, die hochw. Herren Lamy und Macheboeuf, welche vorher mehrmals den Wunsch ausgedrückt hatten, als Missionäre in's Ausland zu gehen, Vater Claudius Gacon, der eifrige Vater Cheymol, der dem letzteren als Kaplan der Ursulinen folgte; Vater Navarron, der in Clermont Co. eine Mission gründete, und endlich zwei Schwestern. Nach einer langweiligen Schifffahrt von 44 Tagen landeten sie am 22. August in New York, und machten die Reise nach Cincinnati in einem Kanalboot, wo sie im September ankamen.

Dem hochw. Herrn Macheboeuf ist es jedoch mehr als einem andern zu verdanken, daß die Ursulinen herüberkamen. Dieser hatte nämlich im Herbste des Jahres 1843 die Trauerbotschaft von dem Tode seines Vaters erhalten, und seine Geschwistern baten ihn dringend, da er der älteste sei, zu kommen und die Angelegenheiten der Familie zu ordnen. Er war jedoch nicht geneigt, die Missionen in den vier Counties im Nordwesten von Ohio, die er versah,

zu verlassen; seine Verwandten jedoch schickten ihm das Reisegeld und Bischof Purcell entschied endlich, daß er gehen solle, nicht nur zum Wohle seiner Familie, sondern auch seiner Missionen und der Diözese. Der Bischof sagte ihm, es sei in Brown Co. ein großes und schönes Stück Land geschenkt worden, um darauf eine Akademie zu errichten und er wisse nicht, woher er fähige Schwestern nehmen solle; er müsse sie von Europa kommen lassen. Er brauche ferner Priester und Studenten, wie auch Kirchengefäße und Gewänder für seine Missionen, und Macheboeuf könne das alles auf seiner Reise besorgen. Vater Rappe gab demselben ein langes Empfehlungsschreiben an die Oberin zu Boulogne, in welchem er in sie drang, die Offerte, ein Kloster in Ohio zu gründen, anzunehmen.

Demnach trat Macheboeuf im Juli 1844 seine Europareise an. Er begab sich direkt nach Boulogne, und die Oberin zeigte sich geneigt, Schwestern zu dem bewußten Zweck zu schicken, bat sich aber einige Tage Bedenkzeit aus, während welcher Macheboeuf mit dem Kaplan einen Abstecher nach London machte, um die Eltern der jungen englischen Damen der Akademie zu besuchen.

Darauf begab sich Macheboeuf nach der Stadt Beaulieu, in deren Nähe seine Heimat war. Hier befand sich ebenfalls ein Ursulinen-Kloster, das nach der französischen Revolution wieder eröffnet worden war. Unglücks- und Todesfälle hatten jedoch die Schwestern zu dem Entschlusse veranlaßt, sich aufzulösen und in verschiedene Klöster des Ordens zu vertheilen. Als nun die Kunde von der beabsichtigten Gründung in Amerika zu diesen drang, bot die Oberin Theresia der Oberin zu Boulogne einige Schwestern an, die in sich den Beruf fühlten, nach den amerikanischen Missionen zu gehen. Dies war aber in den Tagen der langsamen Postkutsche, und die Antwort kam erst am 10. September, die aber nicht sehr ermuthigend lautete — die Oberin zu Boulogne befürchtete, die vorgeschlagene Gründung nicht annehmen zu können. Da beschloß Macheboeuf, mit der Oberin zu Beaulieu persönlich zu reden und es gelang ihm, die Schwestern für seinen Plan zu gewinnen. Am 10. Januar 1845 begab er sich zum Bischof der Diözese, um seine Gutheißung und die nöthigen Papiere zu erwirken. Dieser war überrascht und nicht gerade geneigt, seine Zustimmung zu geben; schließlich willfahrte er dem Ansuchen, und Macheboeuf eilte nach Bordeaux, um die nöthigen Anstalten zur Abreise zu treffen.

Wie man die Fehler anderer gut machen soll.

„Haben Sie bemerkt, Herr Pfarrer," sagte die Haushälterin eines Geistlichen zu ihrem Herrn, „wie unandächtig dieser, wie schläfrig jener, wie zerstreut wieder ein anderer in der Kirche war?" — „Ja, ich habe es wohl bemerkt," antwortete lächelnd der fromme Priester, „und ich habe mich in Folge dessen bemüht, andächtiger als sonst zu sein, damit der liebe Gott weniger Acht auf seine arme Kinder haben sollte." So handelt ein gutes Herz, wenn es die Fehler seines Nächsten bemerkt.

(Für den „Sendbote“.)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Das Orinoker-Land. — Der Orinoko. — Beschreibung dieses großen Flusses in Venezuela. — Eine beschwerliche Fahrt. — Kapuziner-Missionen am Orinoko. — Reisebericht eines Deutschen. — Beschreibung des Landes, das der Orinoko durchströmt. — Eine Granitwand. — Ein Begräbnißplatz der Wilden. — Erdeffer. — Eine merkwürdige Ueberlieferung bei den Indianern. — Fortsetzung des Berichtes Richter's. — Die Missionäre werden für die Maranonen bestimmt. — Fortsetzung der Reise. — Schädliche Hitze. — Ein Volk, das sich nicht unterjochen ließ. — Zwei Dinge, die dem Missionär bei demselben gefielen. — Der Jaguar, der südamerikanische Tiger. — Schwere Erkrankung eines Missionärs. — Das Maulthier.

Das Orinoker-Land, das jetzige Venezuela, in welchem nach dem ausführlichen Bericht des P. Heinrich Richter, S. J., die drei Jesuitenpatres Fiol, Pöck und Tobast den Martertod erlitten, ist nach dem Fluß Orinoko benannt, der von West nach Ost fließt und sich in den atlantischen Ozean ergießt. Ehe wir den Bericht des genannten Missionärs wieder aufnehmen, wollen wir unsern geehrten Lesern eine Beschreibung dieses Flusses und des Gebietes geben, das er durchströmt.

Etwa 600 Meilen weit von seiner Mündung hat der Strom zur Zeit des Hochwassers eine Breite von 3 bis 5 Meilen. Beständig erhält er von rechts und links Zuflüsse. Von Westen ist vor allen andern der Meta zu nennen. Bei Atures bricht sich der Strom schäumend und tosend seine Bahn durch ungeheuere Granitfelsen. Es ist kein freier Wasserfall, sondern vielmehr eine lange Reihe kleiner Kaskaden (Wasserfälle), von denen die meisten nicht über 4 Fuß, die höchsten 12 Fuß messen. Dabei ist aber der immer noch über eine Meile breite Strom von den Klippen in eine Unzahl oft kaum 35 Fuß breiter Kanäle gespalten. Trotzdem wagen die Indianer im leichten Kanoe die tolle Fahrt über diese Fälle und Stromschnellen abwärts, und auch flußaufwärts überwinden sie die gefährlichste Stelle, indem sie mit Stricken den Kahn voranschleppen. Oft genug aber zerschmettert die Gewalt des Stromes an irgend einer Klippe den gebrechlichen Kahn, und die kühnen Schiffer müssen dann sehen, wie sie sich mit zerschundenen Gliedern aus dem Strudel retten. Zahllose Inseln und Klippen schränken den Fluß ein, so daß trotz seiner Breite nur ein Weg, 20 Fuß weit, offen bleibt. Der Fluß steigt von April bis Oktober und wird dann 30 bis 35 Fuß hoch; an einer gewissen Stelle wird er eingezwängt, so daß er eine Höhe von 120 Fuß erreicht. Die großen Ebenen, durch welche er fließt, sind dann großentheils überschwemmt.

Es ist eine mühsame Fahrt zur Regenzeit, und die Reisenden werden, von allen andern Strapazen zu schweigen, schrecklich von den Moskitos geplagt.

Welche Opfer mußten sich hier die Missionäre, besonders die guten Kapuziner gefallen lassen, welche das ganze Jahr und viele Jahre hindurch in dieser Wildniß ausharrten, um Seelen zu retten! Denn schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gründeten die Kapuziner von Aragonien unter der Leitung des P. Franziskus von Pamplona eine Mission in Venezuela. Sie begaben sich sodann, dreizehn an der Zahl, an die Küste von Kumana und übten unter den grausamen Völkerschaften des untern Orinoko eine so erfolgreiche Missionsthätigkeit aus, daß fünf Kaziken mit ihren Volksstämmen den christlichen Glauben annahmen. Einer von den Missionären wurde bei diesen Bestrebungen mit der Martyrerkrone belohnt. Später übernahmen die Kapuziner von Katalonien die Missionsthätigkeit im Osten des untern Orinoko.

Der berühmte Alexander von Humboldt befuhr vor hundert Jahren diesen Fluß und besuchte die verschiedenen Stationen. Ueberall wurde er gastfreundlich aufgenommen; Reis, Bohnen, Baumwolle, Zucker und Indigo fand er angebaut und alles gedieh; aber die großen Ameisen fielen in Wanderzügen über die Pflanzungen her und richteten traurige Zerstörungen an. Die Fahrt auf dem Flusse, der den großen Amazonen-Strom mit dem Orinoko verbindet, nennt Humboldt das beschwerlichste Stück auf seiner Reise. Hände und Gesicht waren von Insektenstichen geschwollen, und mit der Axt mußte man sich die Landung an den dichtbewachsenen Ufern bahnen und sich ein Lagerplätzchen erobern; denn auf dem Fluß erlaubten die Moskitos keine Nachtruhe. Und dann wollte das grüne, nasse Holz nicht brennen, und doch hatte man des Feuers zum Kochen und zum Schutze gegen wilde Thiere dringend nöthig. Nicht ohne Gefahr erklommen die Reisenden eine hohe und steile Granitwand am Ufer des Orinoko, wurden aber von der Berghöhe durch eine herrliche Aussicht belohnt; zu Füßen lag ihnen der breite, schäumende Strom, aus dessen Fluth viele Palmeninseln auftauchten; darüber hinaus endlose Grasflächen nach Westen zu; im Rücken ein schattiges Bergthal. In diesem einsamen Thale waren die Grabhöhlen, die Gruft eines untergegangenen Volksstammes; so schien es. An 600 wohlerhaltene Skelette, alle in viereckigen, aus Palmenblättern geflochtenen Körben, fanden sich da. Daneben standen über drei Fuß hohe und breite Urnen aus halbgebranntem Thon, deren Henkel Krokodile und Schlangen darstellten. Diese Urnen schienen die Gebeine ganzer Familien zu enthalten. Die Indianer sagten, es seien die Reste eines Stammes, der sich vor Kannibalen in diese Bergwildniß zurückgezogen habe und hier erloschen sei.

Bei Uruana waren die Otomaken, ein sehr tief stehender Indianerstamm, der mit Vorliebe große Mengen einer fetten Erdart verschlang. Solche Erdesser oder Geophagen finden sich auch am Amazonen-Strome, in Peru und an andern Orten Südamerikas. Bei den Wilden am Orinoko war eine Sage, welche an die Sündfluth erinnert. Auch diese weltverlorenen Stämme haben nämlich die Ueberlieferung von einer großen allgemeinen Fluth bewahrt. Nach den Tamanaken retteten sich ein Mann und Weib auf den hohen Berg Tamanaku; dieses Menschenpaar hat die Erde auf's Neue bevölkert. Die sonderbaren Bilder und Schriftzeichen, die sich hoch am obern Orinoko häufig

finden, erklären die Wilden dadurch, daß ihre Väter „zur Zeit der hohen Fluth“ in Kähnen zu jener Höhe gelangt seien. —

Im Folgenden schildert der Missionär seine Weiterreise durch Columbia nach Süden hin. „Den 31. Januar (1685),“ schreibt P. Richter, „langten wir in Honda an, nicht ohne Hoffnung, den drei erwähnten Blutzeugen in ihrem Wirkungskreise (im Orinokerlande) zu folgen, weil der ehrwürdige Pater Vize-Provinzial anfänglich im Sinne hatte, uns dorthin zu schicken, weswegen wir uns auch zwei Monate dort aufgehalten und die ganze Zeit mit Beichthören zugebracht haben. Danach aber meldete uns besagter P. Provinzial schriftlich, wir seien nicht für die Orinoker, sondern für die Maranonen bestimmt, worauf sich der P. Prokurator von der Glaubensstadt (oder Santa Fe) bei uns eingefunden hat, der Anstalten zu unserer Reise traf, welche wir auf Maulthieren durch ein unendlich langes und sehr sumpfiges Thal fortgesetzt und letzten März angetreten haben. Neunzehn Maulthiere, deren jedes dritthalb Zentner auf so beschwerlichen Wegen trägt, wurden theils mit unserm Bettzeug, Troß (Gepäck) und Gezelt, weil man unterwegs gar selten eine Wohnung antrifft, theils mit dem gehörigen Vorrath auf die Reise beladen, da man sonst nirgends was findet. In dem Thal ist die Luft bei Tage überaus heiß und so schädlich, daß, als P. Samuel Fritz einen Tag ohne Hut ritt, und nur mit einem Sonnenschirm, den ein Jeder über sich halten muß, bedeckt war, ihm am Abend das Gesicht gräßlich aufgeschwollen war und die Haut sich abgeschält hatte. Um so mehr muß man sich hierüber verwundern, da auf der einen Seite des Thales das hohe Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt ist. Fast jeden Tag mußten wir durch wenigstens zwei Flüsse bald reiten, bald mit den Maulthieren schwimmen, welche in dem Schlamm und Morast, den die Ströme und Regenbäche bilden, öfters stecken geblieben sind.

„Nach sechs Tagen nahmen wir unser Nachtlager zu Schipalo, einem Landgut, das unserm Kolleg in der Glaubensstadt angehört, wo wir drei Tage ausgeruht haben; unterdessen ist einer von unsern Knechten uns durchgegangen, weil wir auf keine Weise ihm erlauben wollten, ein liederliches Weibsbild mit sich zu führen.

„Den 9. April reisten wir weiter, und am 14. erreichten wir den großen Flecken Nagatayma. Die Völker des herumliegenden Landes, die sich niemals den Spaniern unterwerfen wollten, genießen noch heutigen Tages ihre Freiheit, eine kleine Steuer ausgenommen, die sie in Gold entrichten, welches sie ohne Mühe in ihrem Gebirg graben — doch unter der Bedingung, daß kein Weißer, das ist Spanier, sich beständig bei ihnen aufhalte, viel weniger sie beherrsche; denn dieses tapfere Volk regiert sich selbst und stellt seine eigenen Beamten an. Sie dulden also keinen andern Europäer bei sich, als den Pfarrer, der ein Lehrer der Hl. Schrift ist, den sie auch strafen, wenn er seiner Pflicht nicht nachkömmt. Zu meiner Belustigung habe ich hier zwei Dinge bemerkt. Und zwar das erste am 15. April, am Palmsonntag, als beim Gottesdienst die Passion von den Indianern auf lateinisch gesungen wurde, und das ganze Volk in größter Anzahl der Prozession beiwohnte, während der Fiskal oder Kirchenvater fleißig Acht gab, ob sich auch alle bei dem Gottes-

dienst einfanden, und blieb einer ohne genügenden Grund aus, so wurde er von ihm gepeitscht. Das andere aber am 16. April, als ich im Pfarrhof wahrnahm, wie der Pfarrer mit dem Fiskal eine zahlreiche Jugend in der Religion unterrichtete und beten lehrte, der Fiskal hingegen die Saumseligen und Nachlässigen mit der Ruthe abstrafte.

„Den 18. fuhren wir auf einem Kahn über den Magdalenen-Fluß, der das Land dermaßen überschwemmt hatte, daß unsere Maulthiere in zwei Tagen denselben kaum theils durchschwimmen, theils durchwaten konnten. Dieselbe Mühseligkeit hatten wir hernach bei dem Fluß Salbaria, als wir sammt allem Troß auf kleinen Schiffen hinüber fuhren, die unbeladenen Maulesel aber nachschwimmen ließen.

„Die Osterfeiertage brachten wir in aller Ruhe auf dem Landgut Villavizia zu. Solches ist ebenfalls dem Kolleg in der Glaubensstadt unterworfen, welches auf diesen zwei Gütern, deren eines obengenanntes Schipalo ist, über fünfzehntausend Stück des schönsten Rindviehs besitzt, und doch noch eine Schuld von siebenzigtausend Thalern hat. Die nächstgelegene Berge sind voll von Tigern, welche den Kälbern sehr nachstellen und großen Schaden anrichten. Der Bruder Haushalter hier erzählte uns, daß er innerhalb dreier Tage zwölf solche Bestien erlegt habe, was wir auch schließlich glaubten, nachdem er uns ihre schönen Felle gezeigt hatte."

Das größte amerikanische Raubthier ist der Jaguar, vom Missionär einfach Tiger genannt. Die Höhe an den Schultern ist etwas über zwei Fuß. Der Jaguar lebt einsam in dichten Wäldern, besonders in der Nähe von großen Flüssen. Durch Hunger getrieben, fällt er auch wohl in angebaute Gegenden ein. Er klettert und schwimmt ausgezeichnet, und stellt lebenden Thieren wie auch Fischen nach. Er ist so stark, daß er mit Leichtigkeit einen Ochsen oder ein Pferd tödtet und mitschleppt. Er springt gerne auf den Rücken seines Opfers, und bricht mit einem Ruck den Hals desselben; greift aber nicht den Menschen an, außer verfolgt oder von Hunger getrieben; aber dann ist er auch ein furchtbarer Gegner. Jetzt kömmt der Jaguar nur selten vor, aber noch vor hundert Jahren wurden allein aus Buenos Ayres alljährlich 2000 Felle versandt, die als Pelzwerk hochgeschätzt wurden.

„Den 30. April brachen wir von dort auf, und kamen nach drei Tagen zu Negua an, einer Stadt, wo wir ein Haus haben, das gleich allen andern aus Rohr, Holz und Koth zusammengefügt ist. Als wir ferner am 6. Mai den Fluß Magdalena noch einmal überfuhren, langten wir am 9. in der Stadt Plata an, wenn sie doch den Namen einer Stadt, und nicht viel mehr eines alten Rattennestes haben sollte; wo wir uns zehn Tage lang aufgehalten haben, theils deshalb, damit unsere ermatteten Maulthiere ausruhten, theils auch wegen unseres Obern, des P. Joseph Cases, welcher so schwer erkrankte, daß wir ihn versehen mußten. Der heilige Mann war einestheils selbst schuld an seiner Erkrankung, da er mit den Beschwerden einer so mühseligen Reise sich nicht begnügte, sondern seinen Leib noch auf verschiedene, selbst ersonnene Weise ohne Unterlaß peinigte, indem er während der ganzen Reise auf Felleisen schlief, ohne sich des Bettes zu bedienen, das ihm doch

nachgeführt wurde. Der P. Provinzial nahm sich der Sache ernstlich an, und befahl, er solle dortselbst liegen bleiben, bis er weiter gebracht werden könnte, und von P. Johannes Gastel und dem Magister Kaspar Vidal fleißig verpflegt werden. Wir hingegen mußten in Gottes Namen die Reise fortsetzen, und ich mittlerweile die Stelle des Obern vertreten. Wir verließen einander mit tiefgefühltem Schmerz, und hatten nun ein sehr hohes Gebirg vor uns, welches die solchen Weges gewohnten Maulthiere sammt ihrer Last über Klippen und Abgründe gleich Gemsen ohne Scheu hurtig hinanstiegen."

Das spanische Sprüchwort: „Der Fuß des Maulthiers ist ein Nagel", ist buchstäblich wahr. Die gefährlichsten von allen halsbrecherischen Wegen sind Pfade von Stufen oder großen Steinen, fast zwei Fuß hoch, und hier müssen die Maulthiere von Stufe zu Stufe hinaufsteigen oder hinabspringen. Nur ein Maulthier bringt das fertig, kein Pferd. Oder — in tausend Rinnsalen kömmt das Wasser den steilen oder an vielen Stellen lehmigen Weg herab, und hier beginnt das Maulthier zu zeigen, was es leisten kann und will. Das Thier setzt die vier Füße zusammen und gleitet, ohne zu zögern, dreißig und mehr Schritte hinab, und selbst wenn die schlimmste Stelle eine Biegung macht, kömmt es doch glücklich an, wo ein falscher Schritt es sammt dem Reiter zerschmettert in den unten tosenden Strom werfen würde. Zudem ist der Weg an manchen Stellen so schmal, daß die Maulthiere einander nicht ausweichen können. Dieselben lassen dann vorher einen lauten Warnruf ertönen, um die etwa entgegenkommenden Züge zu veranlassen, an breiteren Stellen zu halten, bis sie vorübergegangen sind. Ist der Ruf überhört und treffen sich zwei Thiere an unausweichbaren Stellen, so muß das eine entlastet und zurückgeführt, oder wenn auch dazu der Raum nicht ausreicht, unbarmherzig hinabgestürzt werden, um der größeren Schaar Platz zu machen.

Der Bilderstürmer.

In einem Orte des Kanton Saint-Brieux in Frankreich, Namens Langueux, lebte ein Gemeinderaths-Mitglied von sozialistischer Gesinnung. Er hatte ein Gut gekauft, auf welchem ein uraltes, hölzernes Kreuz stand, das von der frommen Gesinnung des früheren Besitzers Zeugniß ablegte. Dieses Kreuzzeichen war dem Manne ein Dorn in den Augen und er beschloß, dieses religiöse Monument zu vernichten; denn es konnte ihm bei seinen politischen Gesinnungsgenossen womöglich in den Verdacht des Klerikalismus bringen und das durfte nicht geschehen, weil er als Kandidat für die nächsten Wahlen aufgestellt war. Bewaffnet mit einer Hacke, begab sich der Herr auf's Feld, um selber mit eigener Hand das Zerstörungswerk zu beginnen. Er hackte den Boden um das hohe Kreuz herum auf, so daß dasselbe zu wanken begann. Während er das Kreuz mit der Hand stützen wollte, damit es nicht zu früh umfalle, stürzte ein schweres Muttergottesbild, das oben vor dem Heilande stand, von der Höhe herab auf den Schädel des Bilderstürmers, so daß dieser blutüberströmt zusammenbrach. Nur wenige Minuten noch und der Mann war eine Leiche.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Noth lehrt Beten.

Erzählung aus den bayerischen Alpen. Von E. Berus.

1. Die neuen Schloßbesitzer.

Schloß „Seestein“, gar prächtig am schönsten der oberbayerischen Seen gelegen, war vor einigen Wochen in den Besitz des hauptstädtischen Bankiers Perlmann übergegangen; die neuen Schloßleute waren auch schon, da eben die heiße Jahreszeit begann und der Aufenthalt in den Großstädten sehr unbehaglich wurde, dieser Tage in jenes Besitzthum eingezogen. Ein wundervoller Frühsommertag glühte über dem See und seinen herrlichen Ufern und ließ Schloß Seestein noch reizvoller erscheinen, als es an sich schon war: die prunkvolle Stirnseite des mächtigen Baus, dem See zugekehrt, blitzte rein und weiß wie Schnee aus thurmhohen Platanen hervor, und die schlanken Erker und Thürmchen, die noch über die Gipfel jener Bäume hinausragten, erinnerten fast an ein sagenumsponnenes Märchenschloß.

Soeben stiegen die Besitzer dieses köstlichen Anwesens die hohe Freitreppe des Schlosses hinab — Bankier Perlmann mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde, dem elfjährigen Egon.

„Ich will Dir unsern neuen Sommersitz jetzt persönlich zeigen, liebe Frau,“ bemerkte der Bankier im Herabsteigen; „hoffentlich gefällt er Dir und heilt Dich vollkommen von der Ueberreizung der Nerven, die Du Dir in München zugezogen. Sieh', welch' köstlicher Ausblick auf den See und seine Umgebung!“ sagte er dann; er hatte Frau und Sohn auf eine kleine Rampe dicht vor dem Schlosse geführt und lud sie mit einer Handbewegung zum Genusse des wundervollen Landschaftsbildes ein, das vor ihren Augen sich ausdehnte.

Der See, ruhig und blau schimmernd, flimmerte und glitzerte in den goldhellen Strahlen der Morgensonne; ab und zu schoß ein Fisch aus der Tiefe hervor, um einige Augenblicke auf der gleißenden Oberfläche sich zu sonnen und dann wieder jählings in den Seegrund niederzuschießen. Kähne und Nachen durchfurchten das Wasser, und in der Ferne sah man einen Dampfer flink die Wogen durcheilen.

„Hübsch, sehr hübsch,“ murmelte Frau Perlmann, während ihre etwas harten Gesichtszüge ein Lächeln der Befriedigung überflog; „ich glaube, hier wird mir's gefallen.“

Die drei stiegen die Aussichtsrampe wieder herunter und beschauten die gärtnerischen Anlagen um das Schloß herum: die uralten, gewaltigen Platanen, die wie zum Schutze um das Gebäude standen, die wohlgepflegten, buntblumigen Zierbeete, der melodisch plätschernde Springbrunnen direkt vor der Freitreppe — das alles machte den denkbar besten Eindruck.

„Und nun in unseren Park!“ bat der Besitzer; „wie hier, wirst Du auch dort viel Schönes und Angenehmes vorfinden, liebe Frau.“

Ueber kiesbestreute, schlangenartige Wege durchschritten Eltern und Sohn den großen Park; hübsche Baumgruppen, Zierbüsche und -Gesträuche, Teiche, von Schwänen und buntscheckigen Enten belebt, Wasserfälle und groteske Steingruppen boten für Aug' und Herz beständige Abwechselung und Freude, so daß selbst die sonst so anspruchsvolle Frau Perlmann in Rufe des Entzückens und voller Zufriedenheit ausbrach. Mit einem Male verdüsterte sich ihr Gesicht: „Was ist denn das? Was hat denn der Betteljunge hier in unserm Park zu thun?“ deutete ihre Rechte auf einen armen Knaben, der sich in der Nähe des Sees auf einer Bank niedergelassen.

„Wird halt ein Kind aus dem Nachbardörfchen Seeheim sein,“ wich der Bankier dieser aufgeregten Frage seiner Frau aus.

„Ein Bauern- oder Fischerjunge aus Seeheim in unserem Park?“ ereiferte sich die Frau noch mehr.

„Die früheren Besitzer von Seestein gestatteten eben dem Publikum den Zutritt zu den Schloßanlagen,“ erklärte Perlmann, „und da können wir doch auch nicht umhin — —“

„So, so,“ fiel ihm seine Frau giftig in die Rede, „das will ich doch sehen, ob wir nicht umhin können, Unbefugten den Zutritt zu unserm Eigenthume zu gewähren. Das fehlte gerade noch, daß ich mich jeden Tag über Leute ärgern sollte, die in unserm Park herumlungerten! Da würde meine Gesundheit viel eher geschwächt, als gestärkt. Und Parkbesucher, wie dieser bettelhaft aussehende Junge da,“ eiferte die Bankiersfrau spöttisch weiter, als ihr Mann nicht sofort eine Antwort auf ihre harten Auseinandersetzungen fand, „mit denen könnten wir Ehre einlegen, wenn wir Besuch aus München erhalten.“

Eben kamen die drei an dem Knaben vorbei. Obwohl ärmlich gekleidet, war er doch von tadelloser Reinlichkeit. Sein schmalgeschnittenes Gesichtchen wie sein ganzer überschmächtiger Körperbau verriethen Kränklichkeit, und der neben ihm liegende Stock deutete an, daß er zum Fortbewegen einer Stütze bedurfte. Mit Anstrengung schob er seinen Körper von der Bank herunter, stützte sich mit der Linken auf den Stab und rief mit freundlicher, demüthiger Stimme: „Grüß Gott, ihr Schloßherrschaften.“ So hatte er's gelernt zu Hause, und selbst Egon bekam von dem bescheidenen Kinde seine Begrüßung. „Grüß Gott auch Sie, junger Schloßherr!“ sagte er.

Bankier Perlmann erwiderte den Gruß mit dem landesüblichen „Grüß Dich Gott auch!“ während seine Frau nur kaum merklich mit dem Kopfe nickte. Egon dagegen lief nach Kinder Art sofort zu dem wohl gleichalterigen Kinde hin, um einige Fragen über Namen, Herkunft und Krankheit an ihn zu stellen.

Allein seine Mutter war wenig hiermit einverstanden: „Egon!“ durchschnitt mit schneidender Schärfe ihre Stimme die Luft.

„Nun, Mutter?“

„Komm' sofort hierher, zu uns zurück! Es schickt sich nicht, daß Du mit einem solchen Knaben sprichst oder gar verkehrst!“

„Aber ich wollte ja nur — —“

„Thu' was ich Dir sage, oder Du bekommst Strafe!“

Der Bankiersſohn verließ nun raſch den kranken Knaben, über deſſen Körper ein leiſes Beben lief, als er ſich wieder auf die Bank ſetzte und ſeufzte: „Ich bin ja halt nur der arme, kranke Peperl und er der Sohn des reichen Schloßherrn! Da will die Schloßherrin gewiß nicht, daß er mit mir ſpricht.“

„Er heißt Peperl,“ berichtete Egon bei ſeiner Ankunft den Eltern, „iſt in Seeheim da drüben zu Hauſe und hat am linken Beine die Zehrung.“

„Das arme Kind,“ bedauerte Perlmann, indeß ſeine Frau ärgerlich und gereizt Egon anfuhr:

„So, er hat am linken Beine die Zehrung, und Du ſcheuſt Dich nicht, in ſeine Nähe zu gehen! Wie leicht könnte da der Krankheitsſtoff auch Dich anſtecken und da hätten wir die Beſcherung! Daß Du Dich nicht mehr unterſtehſt, mit ihm zu ſprechen, hörſt Du!“

Egon brummte nur etwas vor ſich hin, als ſich den Blicken der drei ein weiterer allerliebſter, traulicher Anblick bot: in der Hut von vier mächtigen Lindenbäumen ſtand, nur durch einen kleinen Pfad vom See getrennt, eine ſchmucke Kapelle. Gar ſchlank und graziös hoben ſich ihre reinen gothiſchen Formen zu Lüften, und in ihrem durchbrochenen Thürmchen hing eine kleine Glocke.

„Unſere liebe Frau vom See,“ erklärte Perlmann den Seinen, „eine beliebte Andachtsſtätte der Umwohner.“

„Gehört die Kapelle auch noch zu unſerm Beſitz?“ fragte ſeine Frau leichthin.

„Jawohl, liebe Frau. Die früheren Beſitzer ließen ſie auf ihrem Grund und Boden zu Ehren der Mutter Gottes erbauen, als auf deren Fürbitte ein Mitglied der Schloßfamilie bei einem heftigen Seeſturme vom Tode in den Wellen gerettet wurde.“

„Fromme Leute,“ ſpöttelte die Bankiersfrau, die zwar auch katholiſch war, ihren Glauben aber nur wenig praktiſch ausübte. „Laß uns einen Blick hineinwerfen!“

Dies geſchah, und bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich die Lauheit der Schloßfrau im Glauben beſonders deutlich: kaum daß ſie ſich mit Weihbrunnen ein wenig beſprengte; ein frommes Gebet, wie dies üblich, ſprach ſie gar nicht, ſondern warf einen faſt ſpöttiſchen Blick auf die verſchiedenen Opfergegenſtände der frommen Landleute an den Wänden, wie bunte Bilder, Danktafeln u. ſ. w., und eilte dann ſofort vor den Hochaltar, den ein prächtiges Gemälde ſchmückte. Von Meiſterhand war dieſes Bild gewiß gefertigt, das die Geburt Chriſti darſtellte und beſonders die Figuren der Hl. Familie ſo ſchön und edel gab, daß es unwillkürlich Auge und Herz feſſelte. Für Kunſt und Malerei hatte Frau Perlmann ſtets großes Intereſſe.

„Wie kommt dieſes Kleinod der Malkunſt hierher?“ fragte ſie, indem ſie ſtaunend die wundervollen Bilder darauf betrachtete.

„Ein bedeutender Münchener Künſtler, der im Sommer ſtets an unſerem

malerischen See Skizzen und Bilder entwirft, hat es zu Ehren Marias hier gemalt und an die Kapelle vermacht."

„Das Bild ist wundervoll. Aber wenn die Kapelle unser Eigenthum, könnten wir da jenes prächtige Gemälde nicht auch vom Altare wegnehmen und in unser Schloß bringen lassen? Man könnte es ja in diesem Falle durch ein anderes, weniger künstlerisches Bild ersetzen lassen."

Perlmann schüttelte den Kopf: „Wird nicht angehen, liebe Frau! Das Bild ist von dem Maler für die Kapelle geschenkt und nicht für unser Schloß. Außerdem werde ich mich hüten, an dem Gotteshause etwas zu ändern: es würde dies einen Sturm der Entrüstung unter sämmtlichen Anwohnern des Sees heraufbeschwören, die mit großer Liebe an diesem Heiligthume hängen."

„Hm, hm," meinte Frau Perlmann, „Eigenthum bleibt Eigenthum, und mit diesem kann der Eigenthümer doch wohl machen, was er will."

Da „Unsere liebe Frau vom See" am Ende des Schloß-Anwesens lag, so kehrten Eltern und Sohn auf demselben Wege, den sie gekommen, nach Hause zurück.

Vor dem Muttergottesbilde.

Eines Tages machte ich dem göttlichen Heiland in einer Dorfkirche einen Besuch. Ungestört beten zu können, begab ich mich auf das Chörchen, wo die Herrschaften des nahen Schlosses ihren Platz hatten. Doch ich wäre auch unten in der Kirche ungestört gewesen, denn Niemand befand sich dort. — Nach einiger Zeit aber hörte ich die Thüre gehen und eine Person eintreten. Sie kam vor — an den Seitenaltar — mir schräg gegenüber, und somit konnte ich deutlich sehen, daß es die Kinderwärterin vom Schlosse war. Sie trug die 2½jährige Baroneſſe Maria auf dem Arme. Auf dem Altare, vor dem sie stehen blieb, war eine lebensgroße Marien-Statue. Die Bonne zeigte ihrer Kleinen die Mutter Gottes, sprach mit ihr — der kindlichen Fassungskraft angemessen — faltete ihr die Händchen und sagte, weil sie sich mit dem Kinde allein in der Kirche glaubte, ganz laut: „Nun sei recht lieb und bete recht schön! Sag' Deiner Nanny Alles hübsch nach: Lieb! Himm-Mamma! — Lieb' Himm-Mamma! — Mach' bave Maya — mach' bave Maya — aus mir — aus mir!" — So wurde noch etwa fünfmal abwechselnd gebetet. — Also: „Liebe Himmelsmutter, mach' eine brave Maria aus mir!" So hieß das erste Gebet, das die fromme Bonne ihrem Pflegling und Zögling vorsprach und lehrte. Ich war darüber so gerührt, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte, und wurde innerlich dringend gemahnt, mein Rosenkranzgebet, das ich begonnen hatte, ja recht andachtsvoll zu verrichten. Wie mögen dem in der Kirche gegenwärtigen Heilande die Andachten oder vielmehr die Herzen dieser Beiden wohlgefällig gewesen sein! Möge sich doch jede Mutter an dieser Kinderwärterin ein Beispiel nehmen!

— Wer Menschen kennen lernen will, muß sie nach ihren Wünschen beurtheilen. Coutelle.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: **"SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Neid.

Nichts ist am Menschen häufiger zu finden, aber nichts erscheint auch widerwärtiger als der Neid. Judas war auch von Neid über die anderen Jünger erfüllt, und der Neid trieb ihn schließlich zum Verrath an seinem Herrn und Meister. Das Laster des Neides ist deshalb so gefährlich, weil es sich überall, in die Paläste so gut, wie in die Hütte des Bettlers einschleicht.

Ein Mann reiste einst mit seinem Gefährten; sie waren sehr ermüdet und schliefen frühzeitig ein. Da träumte dem Mann, daß er in einen fürstlichen Palast eintreten wollte, in dessen Pforten ihm zwei Thiere begegneten, wovon das eine so fett war, daß es seinen Bauch auf der Erde nachschleppte, das andere so dürr, daß seine Gebeine klapperten. Der Mann fragte das magere Thier über die Merkwürdigkeiten am Hofe, und jenes antwortete: „Du wirst Wunderdinge sehen; Fechter, welche immer nur über die Schnur hauen; Fischer, welche nur mit faulen Fischen handeln; Schneider, welche die Ehre abschneiden und Schandflecken aufsetzen; Drechsler, welche verstehen eine Nase zu drehen; Fuhrleute, welche jeden hinter das Licht führen; Köche, welche die Suppe garstig versalzen; die Redlichkeit, welche wie der Palmesel, nur einmal im Jahre erscheinen darf — und zwar alles aus Neid." Der Mann fragte nun, weshalb es denn so abgemagert sei? „Ich nähre mich," erwiderte es, „von bloßer Liebe und die ist am Hofe so selten, daß ich Gefahr laufe, Hungers zu sterben. Mein Gefährte aber nährt sich vom Neid, und findet so großen Ueberfluß an Nahrung, daß er bald im Fett erstickt."

Der Mann träumte ferner. Er sah zwei beladene Männer. Der eine trug einen so schweren Sack, daß er fast unter der Bürde erlag, und der andere ein Körbchen so leicht, daß es der Wind wegblasen konnte. Er erfuhr, daß der eine den Neid, der andere die brüderliche Liebe geladen hatte.

Daniel galt alles bei dem König, und dieser befand sich wohl dabei, denn glücklich der Herr, welcher einen treuen Diener hat. Dennoch fiel Daniel plötzlich in Ungnade, und sein Herr befahl, ihn in die Löwengrube zu werfen. Was hatte er verbrochen? War er untreu, nachlässig, aufrührerisch? Keineswegs. Er war ein redlicher, rechtschaffener Mann. Ein Hofhund hatte ihn gebissen, eine Hofkatze ihn gekratzt, ein Hofpfeil ihn getroffen. Der Neid der Höflinge hatte ihn gestürzt.

Joseph träumte, daß er zu hohen Ehren gelangen, und selbst seine Brüder die Kniee vor ihm beugen würden. Das erfüllte seine Brüder mit Neid, und sie vergriffen sich an ihrem Bruder und verkauften ihn. Belisar, der Schrecken der Feinde, die Stütze des Reiches, mußte die Macht des Neides erfahren. Er war Sieger in drei Welttheilen gewesen, und zum Dank wurden ihm, nachdem der Neid ihn gestürzt hatte, die Augen ausgestochen, und der Held mußte sein Brod mit Betteln verdienen. Neid ist schon von Anbeginn der Welt gewesen. Kain schon beneidete seinen Bruder Abel, weil sein Opfer dem Herrn angenehmer war, und aus dem Neid ging der erste Brudermord hervor.

Häßlicher Neid! Der Neidige beklagt sich nicht über seine Armuth, wenn nur sein Nachbar nicht reicher ist; er fügt sich in sein Elend, wenn es seinen Nebenmenschen nur nicht besser geht; er will gern verachtet bleiben, wenn nur sein Nachbar nicht zu Ehren kommt; er duldet seine Mißgestalt, wenn nur sein Rivale noch häßlicher ist. Der Neid saugt aus Allem Gift und Galle.

Die Neidigen gleichen den Nachteulen, welche kein Licht ertragen können und von ihm geblendet werden; den Käfern, welche aus den Rosen sogar Gift und böse Säfte saugen; den Bäumen, welche alles ersticken, was in ihrer Nähe wächst; gewissen Fieberkranken, welchen alle Speisen bitter schmecken; den Fliegen, welche Menschen und Thiere nur immer an der wunden Stelle plagen. Jedes andere Laster gewährt vielleicht noch einen Genuß, der Neidige aber wird niemals seines Lebens froh; denn er trägt in sich einen Wurm, welcher stets an seinem Herzen nagt. Jedes andere Laster läßt sich doch noch verbergen; es gibt Heuchler, welche den Lämmern gleichen; Nüsse, die äußerlich schön scheinen, deren wurmstichiger Kern aber Ekel erregt. Der Neidige ist nicht im Stande, die Gefühle seines Herzens zu verbergen. Man merkt es an der fahlen Farbe des Gesichtes, den blassen Wangen, den düstern Augen. Daher fragte der Herr auch den Kain: „Warum ist Dein Angesicht so eingefallen?“

Es geschieht sehr oft, daß Manche durch Talente und Kenntnisse sich emporschwingen, und, wollte Gott, es geschähe immer! Nähme man immer bei Beförderungen nur auf Verdienste und nicht auf Reichthum und Geburt Rücksicht — die Sachen würden besser stehen. Aber wird dem Verdienste seine Krone zu Theil, dann erheben sich die Neider, sie schmähen und verkleinern, spielen Intriguen und Kabalen, um den wieder von der Höhe herunter zu reißen, auf die ihn Verdienst und Tüchtigkeit gebracht hat; so war es in alter Zeit und so ist es noch heute.

Der Arme gelangt wohl manchmal zu Glück und Reichthum. Niemand

achtete ihn früher, seine Habe füllte kaum den elenden Bettelsack. Doch ihm lacht die Sonne des Glücks, ihm wachsen die Flügel, mit denen er sich über andere erhebt — aber das erträgt der Neidhardt nicht. Schmähsucht, Spott und Hohn heftet sich an die Ferse des Glückskindes. Künstler haben durch ihre Meisterwerke Ruhm und Ehren erworben, aber der bloße Neid folgte ihnen, und die größten Helden, die auf Unsterblichkeit Anspruch haben, wurden durch den Neid gestürzt, in schmachvolle Verbannung, ja, in den Tod getrieben!

In Jakobs Heerde waren nicht alle Lämmer weiß, denn es gab sicher auch schwarze und gefleckte, in der Arche Noas befanden sich nicht lauter Papageien und Paradiesvögel, sondern auch Gimpel und Eulen. So auch die Natur in Hinsicht körperlicher Schönheit. Dem einen gibt sie ein schönes Antlitz, dem andern eine häßliche Larve, daher der Kern so vielen Neids unter den Menschenkindern. Als Asuerus sich eine Gemahlin wählen wollte, schickte er Gesandte aus, welche ihm die schönsten Mädchen zuführen mußten .... sie fanden die schöne Esther, und er erwählte sie zu seiner Gemahlin. Da erhob sich der Neid unter allen Töchtern des Volks, und die Schmähsucht folgte ihm auf den Füßen. Das, was vor vielen Jahrhunderten geschah, geschieht noch alle Tage. Jede beneidet ihre Schwester, jede will es ihr zuvorthun; jede sucht das, was die Natur ihr versagte, durch Kunst zu ersetzen. Hier steht Eine Stunden lang vor dem Spiegel; die Haare werden gezogen und geziert; eine Locke muß in die Höhe stehen, die anderen sich ausbreiten, wie der Schweif einer Bachstelze. Dort schnürt eine Andere ihren Körper, daß sie mehr Plagen erdulden, als die Israeliten in Egypten. Diese wäscht und färbt und zerrt die Haut, daß sie Ursache hätte sich zu beklagen, wie Bileames Eselin. Jene verschluckt Kreide, trinkt Essig, damit sie nicht zu dick oder zu mager, zu blaß, oder zu roth werde. Hier trippelt eine andere über die Straße und verzerrt bei jedem Tritte ihr Gesicht, weil sie ihre großen Füße in kleine Schuhe gezwängt hat. Und was werden nicht noch sonst für Thorheiten begangen, wie wird oft gesündigt gegen Körper und Gestalt, gegen Schönheit und Gesundheit, gegen Sitte und Moral; warum? aus Neid, aus blassem Neid. Der Neid verfolgt uns durch das ganze Leben, er ist der Ursprung aller Klatschereien und Bösartigkeit. Trage nur einen bessern Rock, als dein Nachbar — er wird bald darauf neidisch sein und sich einen noch bessern kaufen. Und geht es dir gut, lebst du besser als andere, erlaubst du dir etwas mehr als andere, so wirst du verdächtigt, als habest du dir die Möglichkeit nicht mit ehrlichen Mitteln erworben. Hat sich Jemand von armen Verhältnissen emporgearbeitet zum tüchtigen vermögenden Manne, so gibt es Tausende, die es ihm mißgönnen und nie verzeihen. Und thut er auch Gutes, machte er von seinem Gelde den besten Gebrauch — der Neid, die Klatschsucht läßt an ihm kein gutes Haar. Alle tüchtigen, hervorragenden Leute haben am meisten unter dem Neide zu leiden.

Der gewöhnlichste und häufigste aller Neide ist der Brodneid, der dem Konkurrenten nichts gönnt und ihn zu vernichten sucht. Ein Geschäftsmann

möchte den andern unschädlich machen, ein Handwerker den andern niederhalten — des Verdienstes, des Geschäftes wegen. Und dieser Neid arbeitet oft mit den schmutzigsten Waffen, mit unsauberen Mitteln. Lügenhafte Anzeigen, Verdächtigung und Verleumdung des geschäftlichen Nebenbuhlers, Ehrabschneidung, Preisschleuderei und öffentliche Angriffe und Reibereien, oft auch Schädigung von Gut und Eigenthum, Leben und Gesundheit — das sind die täglichen Erscheinungen und Früchte des Brodneides, der alle Stände, auch die wissenschaftlichen Berufe findet, und am meisten in kleinen Orten wohnt, wo der Eine weiß, was der Andere kocht und in der Tasche hat. Doch das wird nie anders werden. Der Neid ist mit dem ersten Menschen in die Welt gekommen und mit dem letzten Menschen wird auch der letzte Neidhardt begraben werden.

Ein Auftrag an die Gottesmutter.

Ein junger Mann, der schon lange den lieben Gott und seine heiligen Pflichten vergessen hatte, besuchte, im Begriffe, eine Reise nach Paris zu machen, aus Höflichkeit eine Dame, um sie zu fragen, ob sie vielleicht eine Bestellung habe. „Ich hätte schon einen kleinen Auftrag," erwiderte die Dame, „jedoch ich fürchte, er wird Ihnen lästig fallen." — „Durchaus nicht, Madame, ich bin zu jedem Auftrage gern bereit," antwortete höflich der junge Mann. „Nun wohl," fuhr darauf die Dame fort, „dann haben Sie die Güte, bei Ihrer Ankunft in der Hauptstadt in der Kirche N. D. des Victoires für mich ein Ave Maria zu beten." (Die Kirche N. D. des Victoires gehört zu den besuchtesten Gnadenkirchen von Paris.) Mit dem Versprechen, den Auftrag bestens zu besorgen, verließ der junge Mann die Dame und begab sich auf die Reise: der sonderbare Auftrag jedoch war nicht nach seinem Geschmack, da das Gebet längst bei ihm außer Gebrauch war. — Nach einem Aufenthalt von über einem Monat, nachdem er die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Paris kennen gelernt, wollte unser junger Herr sich zur Abreise rüsten: doch da fiel ihm ein, daß er den versprochenen Auftrag an die Mutter Gottes noch nicht ausgerichtet habe. So machte er sich denn auf den Weg zur Kirche, und im Gotteshause angekommen, läßt er sich auf eine Bank nieder, um nun das versprochene Ave Maria zu verrichten. Doch es dauert noch einige Zeit, ehe er sich des Gebetes seiner Kinderjahre wieder erinnert; endlich aber geht's doch wieder, — er betet, — nach langen Jahren wieder ein Ave Maria! .... Da plötzlich wird's ihm wundersam um's Herz; „Bitte für uns arme Sünder" —, er vergießt Thränen, Thränen inniger Reue! Maria hat für den armen Sünder Fürbitte eingelegt! Der Pfarrer der Kirche, der eben den jungen weinenden Mann erblickt hat, erräth gar bald die Ursache; er verhilft ihm zu einer guten Beichte und Kommunion und gibt ihm so den Frieden seines Herzens wieder. In seine Heimat zurückgekehrt, gilt der erste Gang der guten Dame, die ihm den Auftrag gegeben, und die in felsenfestem Vertrauen auf Maria des jungen Sünders Bekehrung begehrt hatte.

Hypnotismus.

Von P. Saget.

Unseren Lesern und Leserinen ist gewiß schon oft das Wort Hypnotismus in den Zeitungen zu Gesicht gekommen, aber die wenigsten von ihnen dürften bisher über das, was man eigentlich unter Hypnotismus versteht, Näheres gehört haben. Deshalb wird es ihnen angenehm sein, einige Mittheilungen in dieser Hinsicht zu erhalten.

Der Hypnotismus — das Wort stammt her von dem griechischen Hypnos: Gott des Schlafes, Sohn der Nacht und Zwillingsbruder des Todes — bedeutet einen künstlich herbeigeführten schlafähnlichen Zustand, in welchem die Thätigkeit des bewußten Denkens und Willens eingeschläfert ist, während die Sinnesorgane und ein ihm speziell zugehöriges Gebiet des Denkorgans weiter funktionirt. Der Hypnotismus, d. h. der künstlich in schlafähnlichen Zustand versetzte, ist der Sklave eines fremden Willens, zeigt sehr großen Nachahmungstrieb und dabei eine bedeutende Steigerung des Haut-, Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinnes und leicht herbeizuführende Ueberreizung der Muskelthätigkeit. Der Hypnotismus ist keine Entdeckung unserer Zeit, sondern schon längst — allerdings nur in beschränkten Kreisen — bekannt. Die ältesten Hinweise auf eine hypnotische Beeinflussung finden wir sowohl in dem als „Wunderland" bezeichneten Indien, wo die Fakire den Hypnotismus betrieben, als auch in dem durch seine Heilkünstler berühmten alten Egypten. Von den indischen Fakiren werden ganz fabelhafte Leistungen auf dem Gebiete des Hypnotismus berichtet, und wir selbst hatten schon wiederholt Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, daß Fakire, die sich in großen Städten produzirten, wirklich Erstaunliches durch hypnotische Beeinflussung bei fremden Personen zu Wege brachten.

Die alten Egypter besaßen eine „Cheks" genannte Berufsklasse, die sich mit dem Hypnotismus beschäftigte. Die Cheks ließen diejenigen Personen, welche sie hypnotisiren wollten, auf zwei sich kreuzende Dreiecke, die sie auf eine Platte zeichneten, so lange hinstarren, bis die Betreffenden in einen schlafähnlichen Zustand geriethen und dann vollständig willenlos den Anordnungen der Hypnotiseure Folge leisteten. Dieses Fixiren eines einzelnen Gegenstandes ist der Ursprung des Hypnotismus, der seit 1841 zuerst durch Braid wissenschaftlich untersucht wurde. Die alten Cheks bedienten sich aber nicht nur der zwei sich kreuzenden Dreiecke, die man auch heute noch des Scherzes halber Hühnern vorhält, welche dann in Folge des Hinstarrens auf die sich kreuzende Striche wie angewurzelt stehen und in lebloser Haltung so lange verbleiben, bis man sie wieder aus ihrer Stellung gewaltsam befreit, sondern sie wendeten beim Hypnotisiren auch Glaskugeln und Prismen an, genau so, wie es moderne Hypnotiseure thun.

Durch lange Fixirung der Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Sinneseindruck wird die totale Ermüdung oder Lähmung eines Gehirnstheils be-

wirkt und dadurch entsteht der schlafähnliche Zustand, in dem der Mensch die freie Willensbestimmung verliert.

Bekannt dürfte sein, daß man, wenn man des Nachts nicht zum Einschlafen kommen kann, sich nur ein großes O geistig vor Augen zu führen und längere Zeit diesem O seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen braucht, um den entbehrten Schlaf zu finden. Diese Thatsache läßt erkennen, daß auch zu anderer, als zur Nachtzeit, ein längeres Hinstarren auf einen bestimmten Gegenstand einen schlafähnlichen, den hypnotischen Zustand herbeiführen kann.

Auffallend aber erscheint es, daß der Wille eines Anderen den in den schlafähnlichen Zustand Versetzten so beeinflussen kann, daß der Hypnotisirte das thut, was jeder Andere von ihm zu thun verlangt. Wir sind Zeuge von Vorstellungen verschiedener Hypnotiseure gewesen, in denen frappirende Experimente mit Hilfe der Suggestion ausgeführt wurden. Die Hypnotiseure ließen eine Reihe von Personen, die sich dazu freiwillig angeboten, zunächst eine Zeit lang einen kleinen glänzenden Gegenstand, der ihnen in die Hand gegeben wurde, fixiren, dann machten sie leichte Handbewegungen, vor den auf Stühlen sitzenden Personen, forderten dieselben auf zu schlafen und redeten jedem einzelnen von ihnen darauf vor, daß er dieses oder jenes sei. Der eine wurde in einen Säugling verwandelt, der mit Behagen die ihm dargereichte Saugflasche leerte, der andere schob als Kindermädchen bedächtig einen Korbwagen mit einem Baby, und ein dritter setzte sich als Reiter auf einen Stuhl und ritt auf das Kommando des Hypnotiseurs durch den Saal. Eine Dame wurde auf das Geheiß des Hypnotiseurs zur Taschendiebin, indem sie einem Zuschauer das Portemonnaie aus der Tasche holte, eine andere benutzte ihren eleganten Hut als Kochtopf, und noch eine andere marschirte als schneidiger Lieutenant, den Schnurrbart drehend, über die Bühne. Dann wieder eine leichte Handbewegung des Hypnotiseurs und der Befehl zu erwachen, und die einzelnen Personen sahen sich erstaunt in der Situation, in welche sie durch den Willen des Hypnotiseurs gebracht worden waren. Wie das Alles möglich ist, dafür hat man bis jetzt noch keine hinreichende Erklärung. So viel aber weiß man, daß nicht jeder Mensch die Eigenschaft hat, die zum Hypnotisiren Anderer erforderlich sind oder zu sein scheinen. Auch in der Heilkunde wendet man die Hypnose oder das sogenannte Magnetisiren an. Das Letztere ist ein Prozeß, welcher durch eine Stärkung und Kräftigung der geschwächten Nerven des Patienten Heilung erstrebt. Die Beeinflussung auf das Nervensystem eines Menschen kann sich zeigen entweder in betäubender Form, d. h. der Patient verfällt unter der Manipulation in Schlaf, aber eine heilende Wirkung ist ausgeschlossen; oder in anregender Weise, dann ist die betäubende Wirkung meistens ausgeschlossen und eine Kräftigung des Nervensystems findet statt. Ueber den wirklichen Werth der Hypnose und des Magnetisirens können wir kein Urtheil fällen, wir halten aber dafür, daß er an sich nicht weit her ist, und daß die Erfolge, die damit erzielt werden sollen, meistens auf die Einbildung der Patienten zurückzuführen sind. Nach unserer Ueberzeugung sind Licht, Luft, Wasser und zweckmäßige Ernährung, Bewegung oder Ruhe die

wichtigsten Heilfaktoren, und an sie soll man sich daher auch halten und sie unter der Leitung eines erprobten Arztes auf sich einwirken lassen, wenn sich Krankheiten einstellen.

* * *

Eine dringende Warnung vor dem Hypnotismus erläßt der französische Gelehrte Jounet, indem er verlangt, daß Niemand sich hypnotisiren lassen solle, außer von einer Person, die in moralischer Beziehung als durchaus einwandfrei betrachtet werden könne. Die Wissenschaft hat den Beweis geliefert, daß die Hypnose eine mächtige Wirkung auf die Herzthätigkeit auszuüben vermag, und daß ihr Einfluß auf den Puls noch lange nach Beendigung des hypnotischen Zustandes erkennbar bleibt. Es ist zwar noch nicht erwiesen, daß ein Hypnotiseur das Herz eines Menschen überhaupt zum Stillstand bringen kann, aber die Pulsschläge können erheblich beeinflußt werden, und zwar, wie Jounet nach einigen Experimenten versichert, in beliebigem Grade, so weit es bei seinen Versuchen die Vorsicht zuließ. Somit kann es als sicher angenommen werden, daß der Blut-Kreislauf und die wichtigsten Organe des Körpers ernstlich durch die Hypnose aus ihrer ordentlichen Thätigkeit gebracht werden können, und die Möglichkeit einer Gefährdung der Gesundheit erscheint danach noch größer als nach der bisherigen Annahme.

* * *

Wie gefährlich hypnotische Experimente sein können, wenn sie von Laien durchgeführt werden, beweist der tragische Fall des Budapester Universitätshörers Koloman Riß. Der 22jährige junge Mann wurde in das Haus einer 34jährigen Wittwe im Eßterganer Komitat als Erzieher ihres Sohnes engagirt. Man beschäftigte sich viel mit Hypnose. Koloman Riß wurde als neues Versuchsobjekt freudig begrüßt. Er erwies sich als ein ausgezeichnetes Medium, mit dem man in der Hypnose Alles vornehmen konnte. Die Wittwe, die an ihm Gefallen gefunden hatte, benutzte nun seine Willensschwäche, um ihn während der Hypnose seiner in Budapest lebenden Braut abspenstig zu machen und an sich zu fesseln. Die mehrmals am Tage wiederholten hypnotischen Experimente waren jedoch von schädlichster Wirkung für Riß. Er magerte ab, litt an Schlaflosigkeit, verlor völlig den Appetit und ging wie bewußtlos umher. Als jedoch die Experimente durch mehrere Tage unterblieben, erwachte er aus dem Traumzustande, wurde sich des verhängnißvollen Spiels, das man mit ihm ihm trieb, bewußt und entfloh. Von Geldmitteln entblößt, mußte er zu Fuß nach Budapest zurückkehren.

Seine Verwandten erschraken, als sie seine furchtbare Veränderung bemerkten. Der junge Mann verweigerte jedoch jede Auskunft und verbrachte seine Tage, indem er vor sich hinstarrte oder Liebesbriefe an die Wittwe schrieb. Man nahm an, daß er unglücklich verliebt sei. Den wahren Sachverhalt entdeckte man erst, als die Wittwe ihn mit Briefen zu bestürmen begann, die ihn wieder in ihr Haus locken sollten, und in denen die hypnotischen Sitzungen mehrfach erwähnt waren. Nun begab sich sein Bruder nach der Ortschaft, wo Koloman Riß im Laufe von 14 Tagen geistig und körperlich ruinirt wurde. Er erstattete Anzeige bei der Bezirkshauptmannschaft, die gegen die Theil-

nehmer der hypnotischen Sitzungen eine Untersuchung einleiten ließ. Inzwischen verblödete der unglückliche Jüngling immer mehr, so daß er in ein Irrenhaus übergeführt werden mußte.

Die ewige Messe.

(Nach römischer Zeitbestimmung.)

Da die Sonne nacheinander die verschiedenen Theile des Erdkreises erleuchtet und die katholische Kirche Priester und Altäre in der ganzen Welt besitzt, so wird die Darbringung des heiligen Meßopfers niemals unterbrochen. In Asien wird um Mitternacht die heilige Messe gelesen, auch im Westen Chinas, im Königreich Siam, auf der Halbinsel Malakka und jenen Theilen Thibets, wohin die kühnsten Missionäre gedrungen sind. Um 1 Uhr Früh: In Bengalen, Pondichery, in Dacca und Calcutta, auf der Halbinsel Ceylon, in Madras und Mandura. Um 2 Uhr Früh: An den Ufern des Malabar, zu Massour, Goa und Bombay. Um 3 Uhr Früh: Im indischen Archipelagus auf der Insel Bourbon und Madagaskar. Um 4 Uhr Früh: In Persien, Aden, Palästina und in einem Theile des europäischen Rußlands. Um 5 Uhr Früh: In Polen, Oesterreich und Egypten u. s. w. Von 6 bis 12 Uhr: In Rom, Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England, Südamerika, Venezuela u. s. w. Um 1 Uhr Nachmittags: In Missouri, Texas und einem Theile von Mexiko. Um 2 Uhr Nachmittags: In Californien, Oregon und allen Plätzen an der Küste des Stillen Ozeans. Um 4 Uhr Nachmittags: In Oceanien in Gambien, auf der Insel Margaretha, wo alle Einwohner katholisch wurden, und auf den Marquisen. Um 5 Uhr Nachmittags: In Oceanien auf dem Archipelagus von Pomoton und Taiti; auf den Sandwichinseln, welche 400,000 Bewohner zählen, wovon bereits viele katholisch sind. Um 6 Uhr Abends: In Oceanien und auf vielen Inseln, wo vor nicht gar langer Zeit das Evangelium verkündet wurde, u. A. auf Samoa, Tonga, Wallis, Futana u. s. w. Um 8 Uhr Abends: In Oceanien in Neu-Caledonien, auf den Karolinen und Philippinen. Um 9 Uhr Abends: In Oceanien auf der Insel Viti, deren Bewohner Menschenfresser waren und sich erst kürzlich zum Katholizismus bekehrten. Um 10 Uhr Abends: In Oceanien in der Diözese Adelaide, in Südaustralien, auf den Molukken und Philippinen, in Asien, auf Korea und den Japaninseln. Um 11 Uhr Abends: In Oceanien in der Diözese Perth, im Osten Australiens und in der Diözese von Batavia in Asien, in China in den Städten Shanghai, Peking und Nankin.

So wunderbar genau erfüllt sich also vor unser Aller Augen, was der Prophet Malachias 500 Jahre vor Christus vorausgesehen und vorausgesagt hat mit den Worten: „Vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name herrlich werden unter den Völkern und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden." (Malach. 1, 10, 11.)

Ein Fehler, vor dem sich die Eltern hüten sollen.

Vielfach fehlen die Eltern dadurch, daß sie sich bei ihren Kindern gegenseitig die Achtung und Liebe rauben. Der Vater beklagt sich bei den Kindern über die Mutter, und die Mutter beklagt sich über den Vater. Und doch sollten Eltern in dieser Beziehung so vorsichtig sein, daß sie nicht einmal ihre Verwandten tadeln. Wenn nämlich in der Verwandtschaft des Vaters oder der Mutter nicht Alles so ist, wie es wohl sein könnte, so berührt das die Kinder unangenehm, und sie fühlen sich nach der Seite, wo sie die Mängel finden, weniger hingezogen. Spricht z. B. der Vater zu seinen Kindern darüber, daß in der Familie der Mutter diese oder jene Untugenden herrschen, so bekommen die Kinder eine Abneigung gegen die Familie derselben und unter dieser Abneigung leidet die Mutter selbst mit. Das zeigt sich hauptsächlich, wenn die Kinder größer werden. Sie sind weniger geneigt, die Fehler und Mängel, welche sie etwa an der Mutter entdecken, mit Rücksicht und Nachsicht zu beurtheilen. Sie denken gar leicht: „Wenn die Mutter solche Fehler an sich hat, so braucht man sich darüber nicht zu wundern, das steckt bei ihr im Blute. Ihre Eltern taugten nicht viel, von ihren Geschwistern hört man nicht viel Gutes, und die Mutter, nun ja, mit der Mutter hat es auch schon so etwas an sich.“ Das Ansehen der Mutter ist schwer geschädigt, und in demselben Maße hat sie auch ihren Einfluß auf die Kinder eingebüßt.

Noch mehr. Wenn Eltern sich gegenseitig herunterſetzen, oder wenn sie von der Verwandtschaft verächtlich sprechen, so schadet es der Familienehre, und das hat wiederum seine üblen Folgen. Es ist nämlich für Kinder ein erhebendes Gefühl zu wissen, daß sie aus einer braven Familie stammen, und dieses Gefühl trägt viel dazu bei, sie vor Fehltritten zu bewahren. Sie mögen eben in der Familie keine Ausnahme machen. Sie fühlen, daß sie sich ihres Namens schämen müßten, wenn sie auf bösen Wegen wandeln wollten.

Die Eltern müssen also nach Möglichkeit ihre Familienehre hoch halten. Der Vater muß nicht blos die Mutter, sondern auch die Verwandtschaft der Mutter in den Augen der Kinder zu heben suchen, und die Mutter muß dasselbe beobachten, wenn sie vom Vater und dessen Angehörigen spricht. Es ist ja schlimm genug, wenn auf der einen oder andern Seite Fehler vorhanden sind, die den Kindern nicht verborgen bleiben können. Da soll man nicht Oel in's Feuer gießen und das Uebel größer machen, als es schon ist. Man soll vielmehr, wo es angeht, zu entschuldigen suchen und möglichst viele gute Seiten hervorheben, damit die Mängel aufgewogen werden.

Ganz besondere Rücksicht sind Eheleute den Großeltern schuldig, denn da handelt es sich nicht blos um die Familienehre, sondern auch um die Beachtung des vierten Gebotes. Die Kinder sollen sehen, wie man Vater und Mutter ehren muß, selbst dann, wenn man schon zu Erwachsenen gehört. Aber wie

traurig sieht es da in manchen Häusern aus. Die Großeltern werden nur geduldet, zu sagen haben sie nichts. „Sie sind ja von der alten Welt und wissen nicht, was sich paßt und schickt.“ Man schämt sich ihrer und drängt sie bei Gelegenheit zurück. Man fährt sie mit harten Worten an und scheut sich nicht einmal, ihren Tod herbeizuwünschen. Die traurigen Folgen einer solchen Mißachtung der Großeltern können nimmer ausbleiben. So wie die Eltern sich leichtfertig über das vierte Gebot hinwegsetzen, so werden es auch die Kinder thun. Es mag ja sein, daß die Kinder zum 13. oder 14. Lebensjahre noch einigermaßen folgsam sind. Sie fühlen eben bis dahin zu sehr ihre Abhängigkeit von den Eltern. Sie wünschen mit Sehnsucht die Zeit herbei, wo sie frei und unabhängig werden, und wenn sie kaum aus der Elementarschule entlassen sind, dann wollen sie sich von ihren Eltern nichts mehr sagen lassen. Sie wollen selbstständig sein und keinen Oberherrn über sich haben, und diese Selbstständigkeit tragen sie überall zur Schau. Die Knaben treiben Rohheiten und Flegeleien, um zu zeigen, daß ihnen Niemand mehr etwas zu sagen hat. Sie besuchen die Wirthshäuser und führen da ein großes Wort, damit Jeder merke, daß sie zu den „Erwachsenen“ gehören. Sie wollen eben durchaus keine Kinder mehr sein, denn als Erwachsene haben sie nach dem Vorbilde von Vater und Mutter gegen die Eltern keine Verpflichtung mehr, sie sind ihnen weder Ehre noch Liebe noch Gehorsam schuldig, sie sind mit einem Worte vollständig frei und unabhängig. Sie sind „allen Vögeln entflogen“. Darum sucht denn auch der fünfzehn- bis sechszehnjährige Sohn „seinem Alten“, wie er sich wegwerfend ausdrückt, zu beweisen, „daß er nichts mehr zu melden hat“, und die vierzehn- bis fünfzehnjährige Tochter rümpft geringschätzend die Nase, wenn sie von ihrer „altmodischen“ Mutter spricht, „die nichts von Anstand und Bildung kennt“. Wer möchte auch solchen jungen Leuten zumuthen, daß sie sich um ihre Eltern kümmern! Vater und Mutter sammt ihren veralteten Ansichten sind für sie ein überwundener Standpunkt. Sie haben andere Grundsätze, nach denen sie leben, oder was auch häufig zutrifft, sie haben gar keine Grundsätze. Und in sehr vielen Fällen haben das die Eltern größtentheils durch das unwürdige Benehmen gegen die Großeltern verschuldet.

Wie es für die Kinder überaus verderbliche Folgen hat, wenn die Eltern eine Mißachtung gegen die Großeltern an den Tag legen, so ist es auf der anderen Seite von unberechenbarem Vortheile, wenn sie ihnen Ehre und Liebe erweisen.

Wo die Großeltern bei den Eltern im Hause wohnen, da bekommen sie am Tisch und überall den Ehrenplatz. Es ist den Eltern eine Freude, für sie immer das Beste zurückzulegen. Sie hören auf ihre Worte und zeigen den Kindern, daß sie großes Gewicht darauf legen. Und wenn sie auch die Großeltern nicht bei sich im Hause haben, so finden sie doch Gelegenheit, ihnen Liebe und Anhänglichkeit zu beweisen. Sie übersenden ihnen z. B. kleine Geschenke und überlegen mit den Kindern, was wohl für den Großvater oder die Großmutter passend sein möchte. Auf keinen Fall lassen sie die Großeltern Mangel leiden, wenn sie nur irgendwie in der Lage sind, diesem Mangel abhelfen zu können. Auch gegen die verstorbenen Großeltern erfüllen sie in bester Weise ihre Kindes-

pflichten. Sie erzählen den Kindern von ihnen immer nur Gutes. Sie beten fleißig für dieselben und halten auch ihre Kinder zum eifrigen Gebete für die Großeltern an. Dann und wann, je nachdem die Verhältnisse es gestatten, lassen sie eine hl. Messe für die Seelenruhe derselben lesen, und die Kinder werden ermahnt, dieser hl. Messe mit Andacht beizuwohnen.

Alles dieses macht auf die Kinder einen mächtigen Eindruck. Sie werden die Großeltern recht lieb gewinnen und damit wächst auch die Liebe zu den Eltern. Für diese Kinder steht das vierte Gebot nicht blos im Katechismus, sondern sie haben es alle Tage vor sich in dem Verhalten der Eltern gegen die Großeltern. Das Pflichtgefühl, den Eltern Ehre, Liebe und Gehorsam zu erweisen, geht bei ihnen in Fleisch und Blut über, und daher nehmen sie es mit in's Leben hinein.

Wenn Kinder die Liebe zu ihren Eltern im Herzen bewahren, und wenn sie sich der Pflichten gegen dieselben recht lebhaft bewußt sind, so kommt ihnen das besonders in den Jahren zu Statten, wo es auf die Zwanzig angeht. Da sehen sie, wie Alban Stolz so schön sagt, das kommende Leben für himmelblau und rosenroth an, und sie wissen nicht, welchen Wald von Versuchungen sie durchwandern müssen, und sie wissen nicht, was sie haben und verlieren können: die unsichtbare Krone der Unschuld, die nach dem Tode so herrlich glänzt und strahlt vor Gott; und sie wissen nicht, wie schwarz und tief der Abgrund ist, in den sie versinken können. Aber gerade dann, wenn sie mehr als je eines erfahrenen Rathgebers und eines treuen Freundes bedürfen, dann bekommen sie so leicht ein „hartes Gehör", daß sie nicht mehr auf die Mahnungen der Eltern hören mögen. Glücklich sind alsdann die Eltern, welche in dieser gefährlichen Zeit noch so viel Einfluß auf ihre Kinder haben, daß sie ihnen erfolgreich mit Rath und That zur Seite stehen können; glücklich die Kinder, welche in diesen Jahren so viel Liebe und Vertrauen zu ihren Eltern besitzen, daß sie deren Rath willig und treu befolgen!

Geduld im Leiden.

Eines Tages ging P. Libermann in Begleitung eines Seminaristen, welcher von schweren Leiden gequält war, über eine Brücke in Paris. Er suchte seinen Begleiter mit aller Milde seiner Worte und mit seinem engelgleichen Lächeln zu trösten. Dieser, mehr und mehr erregt, sagte endlich barsch zu ihm: „Diese Rathschläge sind gut zu geben, wenn man selber ruhig und glücklich ist. Man merkt es wohl an dem Ton Ihrer Stimme und an Ihrer Miene, daß Sie nie eine solche Prüfung durchgemacht haben." — „Ach, mein Theuerster," erwiderte ihm sein Tröster frei heraus, „ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie so geprüft werden, wie ich es wurde." (Bekanntlich litt er an Fallsucht.) „Wolle Gott, daß das Leben Ihnen nie so zur Last werde, wie mir! Kaum kann ich über eine Brücke gehen, ohne daß mir der Gedanke kommt, mich in's Wasser zu stürzen, um meinen Leiden dadurch ein Ende zu machen. Allein der Anblick des Gekreuzigten erhält mich aufrecht und macht mich geduldig."

„Man betrügt uns.“

Es wäre zu wünschen, daß die vorstehenden Worte aus dem Munde eines Arbeiters, der durch Krankheit an's Schmerzenslager gefesselt war, von all' denjenigen begriffen und beherzigt würden, welche gleich ihm ihr Ohr zu willfährig jenen falschen, ehrgeizigen Verführern leihen, welche die Arbeiter nur zu täuschen und zu betrügen suchen, um sich ihrer desto leichter zu ihren eigennützigen und religionswidrigen Zwecken bedienen zu können.

Wir wollen hier zur Beherzigung erzählen, unter welchen Umständen die obigen Worte: „Man betrügt uns“, gesprochen wurden.

Vor einiger Zeit wurde ein Arbeiter, welcher in einer jener heutzutage nur zu oft vorkommenden Werkstätten, die leider eine Schule der Gottlosigkeit und des Sittenverderbnisses sind, beschäftigt war, schwer krank. Es schien, als ob der Tod ihm schon nahe bevorstehe. Die Frau dieses Unglücklichen hatte in der Besorgniß, daß er nicht mehr genesen werde, schon wiederholt den Versuch gemacht, ihn an Gott zu erinnern und auf gute Gedanken zu bringen, aber ihre Worte waren immer ohne Erfolg geblieben, ja sie waren sogar die traurige Veranlassung geworden, daß ihr unglücklicher Mann Flüche und Gotteslästerungen ausstieß.

Glücklicherweise wurde der Kranke von einem gewissenhaften Arzte behandelt, der selbst religiös gesinnt war, was leider Gottes manchmal nicht der Fall ist.

Dieser Doktor begegnete dem Ortspfarrer und erzählte ihm von dem Kranken, bezeichnete dessen Zustand als gefährlich, ohne daß gerade alle Hoffnung verloren sei, machte aber darauf aufmerksam, daß es Zeit sei, daß der Kranke seine Rechnung mit dem Himmel mache.

Zugleich bemerkte der Arzt, es sei sehr fraglich, ob der Pfarrer etwas bei dem Patienten ausrichte, denn er kenne die Gesellschaft und Umgebung, in welcher derselbe gelebt habe. Es sei sicher, daß der Arbeiter viele Reden gehört habe, welche ihm nur Haß und Abneigung gegen die Priester einzuflößen geeignet waren. Auch sei ihm jedenfalls das Verlangen, seine religiösen Pflichten zu erfüllen, dadurch geraubt. „Doch Sie werden das besser kennen,“ schloß der Doktor, „und sicher thun, was Sie können, um den Unglücklichen zu retten.“

An demselben Tage noch machte der Pfarrer sich auf den Weg zu dem kleinen Hause, das der Doktor ihm gezeigt hatte.

Als die Frau des Kranken den Seelsorger kommen sah, gerieth sie in große Verlegenheit, weil sie die Gesinnung ihres Mannes nur zu gut kannte, um auf Besserung hoffen zu können. Wie wird er den Pfarrer empfangen? Wird er nicht grob antworten? Wird er nicht gar schimpfen und schmähen? so fragte sich das gute Weib.

Der Pfarrer bat sie jedoch, ihn nur zum Kranken zu führen.

„Guten Tag, mein Lieber,“ sagte der Seelsorger eintretend, „ich habe

vernommen, daß Sie krank sind und wollte Sie daher besuchen; wenn man leidet, so ist es doch immer ein Trost, Theilnahme zu finden.“

Der Kranke warf einen mißtrauischen Blick auf den Sprecher, und als er sah, daß es einer von denen war, die man ihm immer als die größten Feinde der menschlichen Gesellschaft und besonders der Arbeiter geschildert hatte, traute er seinen Augen nicht. War das wirklich ein Priester? Er blieb sehr mißtrauisch und beantwortete die theilnehmenden Fragen nur frostig und mürrisch.

Der gute Pfarrer achtete nicht auf den groben Ton, in dem der Kranke sprach, sondern fuhr fort, sich theilnehmend bei der Frau zu erkundigen nach dem bisherigen Verlaufe der Krankheit, nach den vom Arzte verschriebenen Heilmitteln und besonders nach etwaigen Wünschen und Bedürfnissen. Dann sprach er noch Muth und Hoffnung zu, wünschte gute Besserung und empfahl sich, indem er bemerkte, er werde sich erlauben, morgen seinen Besuch zu wiederholen.

In's Pfarrhaus zurückgekehrt, ließ der Pfarrer dem Kranken Erquickungen bringen, welche dieser ohne Zweifel gerne hatte, aber sich nicht kaufen konnte.

Diese Güte und Barmherzigkeit fing doch an, das verhärtete, vergiftete Herz des unglücklichen Arbeiters zu erweichen. Er dachte jetzt ruhiger nach über die Worte des Priesters und begann zu zweifeln, ob diejenigen, welche unabläßig ihm vorgeschwätzt hatten, die Priester seien Feinde des Volkes und an allen Uebeln schuld, nicht doch Unrecht und ihn betrogen hätten .... Am nächsten Morgen war er in diesem Punkte mit sich schon im Reinen, und sobald der Pfarrer in's Zimmer trat, rief der Kranke, so laut er konnte, ihm entgegen: „Herr Pfarrer, man betrügt uns. Ich weiß jetzt besser, wo unsere wahren Freunde sind. Vom Anfange meiner Krankheit an hat sich keiner dieser Schönsprecher hier bei mir sehen lassen, keiner hat sich darum gekümmert, ob ich gut gepflegt und versorgt sei, ob hier im Hause nichts fehle, — sie glaubten wohl, ich könne ihnen ja nichts mehr nützen. Sie allein, Herr Pfarrer, sind gekommen, mich zu besuchen, mich zu unterstützen, mir Muth einzusprechen und mich zu belehren, daß ich durch Geduld mir Verdienst sammeln könne; — ich bin Ihnen sehr dankbar, und wenn ich die Gesundheit wieder erlange, so verspreche ich Ihnen, daß ich nicht zögern werde, gewissen Herren in's Gesicht zu sagen, wer uns betrügt, und wer unser Vertrauen verdient.“

Der verlorene Sohn war bekehrt. Gott gab ihm die Gesundheit wieder und er hielt Wort. Er wurde ein wahres Muster eines christlichen, eines katholischen Arbeiters.

— Wenn wir, da uns Noth und Angst von allen Seiten umgeben, dennoch so gerne in diesem Leben verweilen; wann würden wir je nach den künftigen Gütern verlangen, wenn diese Trübsale fern wären?

Hl. Johannes Chrysostomus.

Papst Pius X. und das Mütterchen.

Am 21. Dezember 1904 hatte P. Raimund Netzhammer aus dem Kloster Maria Einsiedeln, zur Zeit Rektor des griechischen Kollegs in Rom, eine Audienz bei Papst Pius X. Von dieser konnte P. Raimund am genannten Tage folgenden Brief an seine Mutter, die Wittwe Brigitta Netzhammer in Erzingen (Amt Waldshut) senden:

„Vielliebes Mütterchen! Heute habe ich an Euch, meine liebe Mutter, einen sehr lieben und höchst ehrenvollen Auftrag zu erfüllen. Ich schreibe Euch nämlich im Auftrage und im Namen des Papstes Pius X. Gewiß für uns beide eine hohe Auszeichnung!

„Ihr habt mir im verflossenen August, als ich von Euch im lieben Vaterhaus in Erzingen Abschied nahm, an den Hl. Vater in Rom einen schönen Gruß aufgetragen und mich überdies gebeten, ihm zu sagen, daß Ihr jeden Tag für Papst Pius X. betet, der liebe Gott möge ihn aus den Händen seiner Feinde befreien. Ich habe Euch versprochen, Gruß und Auftrag ausrichten zu wollen.

„Heute nun, am Feste des hl. Johannes Evangelist, hatte ich das Glück, vom Hl. Vater in einer Privataudienz empfangen zu werden. Sobald der eigentliche Zweck meiner Audienz erfüllt war — ich dankte nämlich dem Papste für meine Ernennung zum Rektor des päpstlichen griechischen Kollegs —, so faßte ich ein Herz und sagte zum Hl. Vater, jetzt hätte ich noch einen Auftrag von meiner Mutter auszurichten, den sie mir am Tage meines Abschiedes mitgegeben. Was für einen Auftrag denn? fragte der Papst. Ich erwiderte nun ganz einfach und schlicht: Meine liebe Mutter, eine gute alte Bäuerin von 83 Jahren, läßt den Hl. Vater auch schön grüßen und ihm sagen, daß sie jeden Tag für ihn bete, auf daß der liebe Gott ihn aus den Händen seiner Feinde befreie.

„Der Hl. Vater hörte dies mit einer ungemein liebevollen Miene an. Hierauf schaute er mich fest an und sagte in einem feierlich ernsten Tone: Ich beauftrage Sie, sofort Ihrer Mutter in meinem Namen zu schreiben, daß ihr der Hl. Vater für den freundlichen Gruß von ganzem Herzen danke, daß der Hl. Vater die Mutter ebenfalls bestens grüßen lasse, daß er ihr den apostolischen Segen sende und ihr ein glückliches Neujahr wünsche und noch viele Jahre bester Gesundheit, auf daß sie sich noch lange der Liebe ihres Sohnes freuen könne. Dann schreiben Sie weiter, daß der Hl. Vater herzlich danke für das für ihn verrichtete Gebet und daß er sich auch fernerhin dem Gebete der Mutter empfehle, auf das er großes Vertrauen habe.

„Also, vielliebe Mutter, das ist der hohe Auftrag, den ich Euch vom Hl. Vater, vom sichtbaren Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, auszurichten habe. — Niemals hätte ich mir träumen lassen können, daß ich einmal vom Hl. Vater beauftragt würde, meiner lieben Mutter im Namen des Papstes das Neujahr anzuwünschen. Danken wir dem lieben Gott für die uns gewährte Freude; danken wir ihm aber auch, daß er der heiligen Kirche einen

Papst gegeben hat, der mit dankbarem Herzen auch einen Gruß annimmt, welcher von einfachen Bauersleuten kommt.

„Zum Schlusse grüße ich Euch mit der Liebe eines seiner Mutter ganz ergebenen Sohnes und bitte um Euer Gebet."

Zucht der Rede in der Werkstatt.

In einer Zeit schwerer Bedrängniß rief einst einer der besten und volksthümlichsten Deutschen, Ernst Moritz Arndt, seiner Nation zu, daß ihr nur geholfen werden könne, wenn sie die leichtfertige, lüsterne Rede verdamme, welche ihre edelsten Nationaltugenden seit Jahrhunderten verwüstet habe. Was hier von einem ganzen Volke gesagt ist, gilt auch für den Einzelnen. Und unsere Zeit macht es nöthig, immer wieder hieran zu erinnern, ohne Unterlaß darauf hinzudeuten, daß der Kampf gegen Lockerung der Sitten nicht nur nothwendig, sondern geradezu zur patriotischen Pflicht geworden ist. Dieser Kampfplatz bietet ein Feld, auf dem alle Parteien sich zu guter That vereinigen können. Die Quellen der Unsittlichkeit — wer kennt sie nicht? Man gehe durch die Straßen, in die Gesellschaft, sehe in die Wohnungen und Familien: fast überall träufelt das Gift herab; auch die Literatur und die Kunst sind vielfach Kanäle, durch die es in reine, für edles Menschenwerk erglühende Herzen einzieht. Auf diese Quelle hat man häufig genug hingewiesen. Ein wahrer Opferplatz für die Reinheit jugendlicher Herzen sind jedoch sehr oft die Werkstätten. Hier fehlt nicht selten jegliche Zucht der Rede. Wie der kaum der Volksschule entwachsene Knabe hier die ungereimtesten politischen Anschauungen täglich predigen hört, so füllt sich ihm auch ebenso häufig das Ohr mit lüsternen Gemeinheiten, die in manchen Werkstätten geradezu zu Redemünzen geworden sind! Der ältere Arbeiter, welcher sich ihrer bedient, ist selbst seit seinen Lehrjahren an solche seichten Scherze und lockeren Erzählungen gewöhnt worden. Auf den unverdorbenen Knaben an seiner Seite wirken derartige Unsauberkeiten geradezu furchtbar ein; um so schlimmer schließlich, je reiner das Kind von den Eltern erzogen ist, — und glücklicherweise gibt es auch in den ärmsten Kreisen noch genug Eltern, die auf die Sittenreinheit ihrer Kinder Gewicht legen. Die Folgen solcher Werkstattseinflüsse brauchen hier nicht näher erörtert zu werden, mit ihnen hat sich der Arzt und der Kriminalist nur zu oft zu befassen. Ein wiederholter Hinweis auch auf jene Quellen der Unsittlichkeit, die in den Werkstätten junge Herzen mit Schmutz überspülen, ist daher Menschenpflicht. Kein ehrbarer, braver Arbeitgeber sollte in seiner Werkstatt unsaubere Reden dulden, eine gewisse Redezucht sollte überall Werkstattsgesetz sein, denn starke und ehrenhafte Männer gedeihen auch im Handwerk auf reinem Boden.

— Sei wohlwollend und freundlich — zeige, auch wenn es dir Ueberwindung kostet, keinerlei Verstimmung in Widerwärtigkeiten — du wirst damit dich selbst und andere glücklich machen.

Naturreligion.

Ach was, Religion! Wenn der Mensch nur gesund ist!“ So habe ich einmal einen behäbigen Gastwirth sagen hören. Und als man ihm entgegnete: „Der Mensch ist aber nicht immer gesund, wie wird's dann, wenn er krank wird und sterben muß?“ — „Wer krank wird und ängstlich ist, wie es etwa mit dem Jenseits aussehen möchte, der kann ja immerhin die Tröstungen der Religion suchen. Was mich anbetrifft, so halte ich mich an meine Naturreligion, die weiter nichts vorschreibt als: ‚Thue Recht und scheue Niemand.‘ Um andere Gebote kehre ich mich nicht. Da hätte ich viel zu thun; ich esse, was mir schmeckt, und thue, was ich für recht und erlaubt halte. Und wenn es einmal mit mir zu Ende geht, dann kann ich mich ruhig hinlegen und sterben. Ich habe dann das Bewußtsein, mein Leben genossen zu haben.“ Der Mann hat aber doch nicht so ganz nach dem Grundsatze gehandelt: Thue Recht und scheue Niemand, weil das ohne wahre Religion sehr schwer ist. Eines Tages wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wegen Betrügereien, die er mit einem Kaufmann zum Nachtheile dessen Gläubiger verübt hatte. Und er legte sich auch nicht so ruhig hin, um zu sterben, wie er geprahlt hatte, sondern als in Folge der erwähnten Anklage bei ihm eine Haussuchung abgehalten wurde, da war der Herr Wirth mit seiner Naturreligion nirgends im Hause zu finden, bis man auf den Speicher kam. Dort hatte er sich aufgehängt. Das war das praktische Leben und Ende eines Mannes, der sich mit seiner Naturreligion brüstete und so gern das Wort im Munde führte: „Thue Recht und scheue Niemand.“ Ueber den Werth und Unwerth der wahren Christenreligion und der Naturreligion hat auch einmal ein wackerer Seekapitän in Paris, Namens Marceau, eine ganz einfache und unvorbereitete, aber sehr überzeugende und packende Rede in einer Arbeiterversammlung gehalten.

Als man den Kapitän aufforderte, eine Rede zu halten, wendete er ein, daß er das nicht könne, da er noch niemals eine Rede gehalten. Die Arbeiterversammlung aber, die eine christliche war, bestand auf ihrem Begehren und forderte den Kapitän auf, im Namen der Religion zu reden. Der schlichte, brave Seemann sprach nun zu den versammelten Arbeitern: „Meine Freunde! Es gibt ohne Zweifel Leute in Eurem Stande, die keine rechten Christen sind, welche die Religion nicht lieben. So wisset denn: auch ich bin einst gottlos gewesen, vielleicht hat Keiner das Christenthum mehr verachtet, wie ich. Aber das muß ich sagen: so lange ich kein Christ war, d. h. bis zu meinem fünfunddreißigsten Jahre, war ich durchaus unglücklich. Bis dahin, meine Freunde, habe ich nicht gelebt; denn was ich that, das heißt nicht leben. Ich trieb mich umher, oder vielmehr meine Leidenschaften trieben, zogen, stachelten mich, aber ich lebte nicht, ich war eine Maschine, kein Mensch. Aber jetzt ist es anders! Meine Freunde! Um den wahren Werth des Glückes, ein Christ zu sein, recht zu würdigen, muß man eine Zeit lang unter den Heiden,

unter den Wilden gelebt haben. Das wünsche ich all' den Leuten, welche da sagen: ‚Ach, was ist denn Besonderes an der christlichen Religion? Sie beschränkt den Geist und verdummt die Welt. Wir haben mit der Naturreligion und der Vernunftreligion genug.' Solch' einen Menschen möchte ich einmal sehen, wenn er sich sechs Monate unter den Wilden aufhält, und zwar unter den günstigsten Verhältnissen an dem Hof eines Königs, welcher aber sich nicht scheut, wie das mir vorgekommen ist, ihm in's Gesicht zu sagen: ‚Du siehst sehr wohlgenährt aus; o wie fett bist Du! Dein Fleisch muß sehr schmackhaft sein!' Das ist doch eine deutliche Sprache. Sie würde unseren Mann mit seiner Naturreligion doch bald bekehren, und er müßte sich sagen: ‚Wie froh wäre ich, wenn ich wieder in einem christlichen Lande mich befände, denn die Religion und die Zivilisation des Evangeliums ist doch besser als die Naturreligion. Diese Kannibalen könnten leicht den Einfall bekommen, aus mir einen schmackhaften Braten zu bereiten. Das scheint mit ihrer Naturreligion ganz in Einklang zu stehen.'" So sprach der wackere Kapitän aus seiner Erfahrung über die Naturreligion, und die Arbeiter klatschten ihm Beifall.

Die Macht des Gebetes.

In katholischen Orten herrscht noch der schöne Brauch, daß beim Angelus-Läuten alle den „Engel des Herrn" beten, und daß während dieser Minuten auch in Wirthshäusern die Unterhaltung verstummt. Zwei Nachbarn lebten schon lange miteinander in Unfrieden und vergällten sich oft durch Schimpfwörter gegenseitig das Leben. Sie machten im Zanke oft solchen Skandal, daß die Leute glaubten, der Streit werde mit Mord und Todtschlag enden. Eines Tages trafen sich beide an demselben Tische. Stumm saßen sie eine ganze Stunde da. Dann brach das Ungewitter los; das gegenseitige Beschimpfen und Verfluchen wollte kein Ende nehmen und auch die Mahnungen des Wirthes waren fruchtlos. Auf einmal warfen alle in der Wirthsstube die Karten auf den Tisch, entblößten das Haupt und bekreuzten sich. Nur die beiden feindlichen Nachbarn fuhren im Streite fort. Da rief ein bejahrter Mann: „Die Betglocke läutet!" Und nun wurde es still wie in der Kirche. Nach beendigtem Gebet stritten die beiden nicht weiter, sondern gingen miteinander friedlich nach Hause, reichten sich beim Abschied die Hände und lächelten. Am andern Morgen wechselten die zwei Nachbarinen freundliche Worte und der Friede war wiederhergestellt. Neugierig fragte ein Nachbar, wie es denn komme, daß sie so plötzlich einig geworden seien. „Das Gebet hat es vollbracht," war die rasche Antwort. „Wir beteten beide, während wir uns feindlich gegenüberstanden: Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Da mußten wir verzeihen, wenn wir von Gott Vergebung wünschten."

— Zufriedenheit mit dem Seinigen — Zufriedenheit mit seinem Loose — ist zwar ein großes, aber seltenes Glück der Menschen.

Kornmann.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

In der Tannenwirthschaft.

Von C. Brand.

(Fortsetzung.)

Peter bekam eine Schwäche. Fritz hielt sie für den eintretenden Tod. „Um Gotteswillen, Mutter, streite doch jetzt nicht mit dem armen Vater herum. Laß lieber den Herrn Pfarrer holen, damit der Kranke versehen wird für die Ewigkeit.“

„Hol' ihn selbst,“ gab Rese zurück; „ich weiche nicht von meinem Manne.“

Fritz eilte hinaus und schickte nach dem Seelsorger. Er selbst suchte seine Schwester Marie auf. „Marie, bereite Alles vor, der Vater braucht die letzte Wegzehrung, er ist im Sterben.“

Unter Weinen und Wehklagen befolgte Marie den Wunsch des Bruders.

Peter war indeß wieder zur Besinnung gelangt. Still sah er den Vorbereitungen des jammervoll aussehenden Mädchens zu. Er winkte dem Fritz zu sich her und flüsterte ihm zu: „Nimm Dich um die arme Marie an, so gut Du kannst. Sie ist am unglücklichsten daran, wenn ich todt bin.“

Rese hörte auch diese Worte. Sie wich nicht mehr von Peters Seite, bis der Pfarrherr kam.

Es war ein schweres Stück Arbeit für den Seelsorger, das Herz des armen Sterbenden zur vollen Versöhnung mit Gott zu bringen, weil er namentlich zur vollständigen Verzeihung der Unbillen, die ihm seine zweite Frau zugefügt, nur mit der größten Mühe gebracht werden konnte. Nachdem dies endlich geschehen, versammelte er seine ganze Familie um sich, um Abschied von jedem Gliede derselben zu nehmen. Zu seiner Frau sprach er eindringlich: „Rese, handle fortan gerecht an Deinen angeheiratheten Kindern! Gott ist unendlich gerecht. Vergiß das nie. Sei gut mit Marie. Du bist vielleicht noch einmal froh an ihr.“

Die tiefbestürzte Marie kniete an des Vaters Sterbelager nieder. Sie vermochte kein Wort zu sprechen. Der Schmerz schnürte ihr die Kehle zu.

„Mein Kind,“ flüsterte ihr Peter zu. „Ich habe Trost und Stärke gefunden durch den göttlichen Heiland im allerheiligsten Sakramente. Gehe zu ihm so oft Du Dich bedrückt und bedrängt fühlst; er wird Dich trösten und erquicken.“ Dann wandte er sich nochmals an seinen Aeltesten. „Fritz! Verzeihe mir und Gott wird Dich dafür segnen.“

„Vater!“ rief Fritz. „Du thatest sicher nur, was Du für recht hieltest.“

„Nein! Nein! Ich wußte wie unrecht ich that! Fritz, grolle mir deshalb nicht!“

„Dein Segen ist mir mehr werth als all' unsere Güter,“ betheuerte Fritz. „Gib Dich darum zufrieden, armer Vater und quäle Dich nicht länger. Mir

genügt das, was ich habe und was ich kann. Meine Liebe aber bleibt Dir für immer. Ich werde Dir darum auch niemals grollen."

Ueber des Sterbenden Gesicht ergoß sich ein Schimmer des Friedens und der Beruhigung.

Nun kam auch Anton in die Nähe. Der Bursche hatte sich gescheut, sich seinem sterbenden Vater zu nahen, weil er dessen Tod nicht sehen wollte.

„Mein armer Sohn!" flüsterte ihm der Vater zu. „Du erbarmst mich am meisten."

Die Rese saß neben ihm. Sie verstand den Sinn seiner Worte nicht und wollte schon aufjammern: „Jetzt siehst Du es ein, wie gar nicht gerne Du diesen Jungen hattest," als sie die leisen aber eindringlichen Worte vernahm: „Weil Du nicht gelernt hast, auch nur dem kleinsten Wunsche zu entsagen. Jeder Mensch kommt aber im Leben immer wieder in die Lage, in irgend etwas entsagen zu müssen. Werde daher anders, besser. Deine Mutter soll es Dich lehren und der liebe Gott wolle Dir dazu verhelfen."

Erschöpft sank der Kranke in die Kissen zurück.

„Du hast Dich überanstrengt!" schrie Rese. „Ruhe Dich lieber aus. Sprechen sollst Du nicht mehr."

Peter blickte seine Frau flehend an: „Sei gerecht und barmherzig. Versprich mir dies."

„Gewiß, gewiß, ich verspreche es Dir heilig und theuer!" rief Rese jetzt mit zitternder Stimme.

Peter aber richtete den Blick dankbar auf das neben dem Bette stehende Kruzifix. „Jetzt sterbe ich beruhigt," flüsterte er kaum noch hörbar, „Du wirst Wort halten und Gott ist nicht nur gerecht, er ist auch unendlich barmherzig. Er wird Euere Herzen lenken und retten, durch seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit." Alle segnend, verschied er.

III.

Jetzt war Rese Graub Alleinherrscherin auf dem großen, vielverzweigten Anwesen der Tannenwirthschaft-Brauerei und Oekonomie. Daß sie nun die Oberleitung ihrem Sohn Fritz überlassen mußte, war die einzige Verdemüthigung für sie. Wo und wie sie konnte, spornte sie daher den Anton zum Aufpassen an.

„Es ist nur Dein Nutzen," erklärte sie. „Den Fritz will ich überhaupt nur solange am Ruder wissen, bis Du etwas davon verstehst. Er leitet freilich das ganze Geschäft genau so wie der Vater es gemacht hat. Aber er scheint sich einzubilden, der große Besitzer zu sein. Das soll ihm ausgetrieben werden und zwar je eher, desto lieber."

„Laß ihn nur schaffen," meinte Anton. „Es steht mit seiner Einbildung nicht so schlimm als Du meinst; denn das wußte und fühlte der Fritz schon bei Vaters Lebzeiten, daß i ch Herr und Erbe von Allem bin," behauptete Anton. „Der Alte hat es ihm ja selbst gesagt und ihn noch auf dem Todtbette gebeten: ihm dieserhalb doch ja nichts bis in die Ewigkeit hinüber nachzutragen."

„Es ist wie Du sagst, und darum hängt er wahrscheinlich so oft den Kopf," lachte Rese auf. „Nun, das thut nichts zur Sach'. Du, Anton! An Fritz und an der Marie kannst Du dann Knecht und Magd haben, so lange Du sie brauchen kannst oder haben willst; denn die zwei können doch niemals eine Partie machen."

„Na! na!" meinte Anton. „Der Fritz ist doch ein stattlicher Bursche; der kriegt sicher einmal ein Mädchen, das er zu seiner Bäuerin machen kann. Es ist nur Schade, daß er so zerfetzte Ohren und an drei Fingern keine Spitzen mit Nägeln hat."

Rese wurde puterroth. Ihr Sohn erinnerte sie an eine böse That von früher. Dieser fuhr jedoch unbeirrt fort: „Bei der Marie ist's etwas Anderes. Die sieht aus wie eine abgestandene Milchsuppe, und steht den ganzen Tag über im Schmutz bis über die Ohren hinauf. Und das ist der Grund, warum der Fritz manchmal den Kopf hängt. Er sagt, wir lassen die Marie über ihre Kräfte arbeiten und Du, Mutter, zankest den ganzen Tag auf sie ein. Kurzum, Du haltest Dein dem sterbenden Vater gegebenes Versprechen nicht."

„Laß ihn schwätzen," rief Rese ärgerlich. „Das Mädel weiß ja doch sonst nirgends hin, und ich richte Dir an dem ungeschickten Ding, wenn auch mit Mühe und Noth, eine tüchtige Magd her. Der Fritz wird auch nicht so schnell ein Weib kriegen. Ich hab' ja die Nutznießung des Vermögens beider Geschwister so lange ich lebe. Da beißt ein etwa erhoffter Schwiegervater nicht leicht an. Aber nimm Dich jetzt ernstlich um den Betrieb des Anwesens an, und passe endlich überall gut auf, damit Du dem Fritz bald überlegen bist."

„Hier will ich nichts lernen, Mutter," erklärte Anton. „Laß mich nur gleich die Ackerbauschule und nachher die Brauakademie besuchen; denn ich bleibe kein simpler Bauer und auch kein einfacher Bierbrauer. Wenn ich dann zurückkomme, so wird eine Musterwirthschaft errichtet, daß die gräfliche Herrschaft mit der ihrigen zurückstehen muß."

„Das leuchtet mir auch ein, Anton!" rief Rese gespreizt. „Für so lange mag ja der bäuerische Fritz am Ruder bleiben, soweit es Dinge anlangt, die ich nicht vollbringen kann."

Die kluge Wittwe hütete sich daher wohl, ihrem Stiefsohn, so lange sie ihn so nothwendig brauchte, direkt mißliebig zu begegnen. Nur gegen die Marie vermochte sie sich nicht zu überwinden. Unverholen sagte sie zu ihrem Sohn:

„Diesem boshaften Mädchen kann ich nicht genug Schabernack anthun; denn es ist schuld daran, daß unser Eheleben keinen Frieden mehr fand; Du weißt es doch? Die Marie verschwätzte mich immer bei ihrem schwachen Vater."

Anton trennte sich bald darauf von der Mutter, um sich in der Ferne, auf der Ackerbauschule und nachher auf der Brauakademie auszubilden.

Die noch immer sehr hübsche, rothwangige und im Auftreten imponirende Wittwe kränkte die unscheinbare Stieftochter bei jeder Gelegenheit weiter, wo und wie sie nur immer konnte.

Marie flüchtete sich aber im Geiste zu dem göttlichen Heilande und zu ihrer hl. Namenspatronin, der Mutter Jesu. Das gab ihr ein so festes Vertrauen auf eine bessere Zukunft, daß sie sanft und ruhig blieb bei all' ihren vielen Leiden.

Wie oft sie noch Abends in die Kirche eilte, um dort vor dem Allerheiligsten in Andacht zu verharren, bis das Gotteshaus geschlossen wurde, das wußte Frau Rese gar nicht. Um jene Zeit war sie in der Regel mit den Abendgästen in der Wirthschaft beschäftigt, die sie mit Vorliebe selbst bediente. „Die unscheinbare Marie halte ich für unpassend zu dieser Arbeit," erklärte Rese, wenn Jemand nach der Tochter fragte. „Sie weiß ja nichts zu reden." Eines Tages kam einer der wohlhabendsten und geachtetsten Bürgersöhne des Dorfes zu ungewohnter Stunde in die Gaststube. Rese eilte dahinein. Mit strahlenden Augen sah sie den schönen, groß und kräftig gebauten jungen Mann an.

„Muß was Besonderes sein, das den Vinzenz Bruckner zu mir herführt," sagte sie. „Das ist sonst nicht die Stund', zu der er in's Wirthshaus geht."

„Gewiß nicht, Tannenwirthin! Und Ihr habt Recht. Ich möcht' was Wichtiges mit Euch reden."

Die Wittwe war fast verblüfft vor Freude. Blitzschnell zog es ihr durch den Kopf: „Der Vinzenz will dich heirathen." Sie fand dies für so selbstverständlich, daß sie ermuthigend zu ihm sagte: „Gelt Vinzenz, ich hab' mich gut erhalten? Alle Leute sagen es mir. Ich könnt' noch selbst heirathen und dem Anton thät ein verständiger Stiefvater nur gut. So ein Mann wie Du, der ihm Freund und Rathgeber sein möcht', der thät mir grad' gefallen."

„Aber Tannenwirthin! Ich bin doch zehn Jahre jünger als Ihr."

„O, wegen dem brauchst Dir keinen Kummer zu machen, ich kann mich neben jedes junge Mädchen stellen," meinte die Rese. Da der Vinzenz wie verlegen um sich schaute, drängte Rese ihn mit den Worten zur Aussprache: „Nur heraus mit Deinem Anliegen."

„Nun ja. Ich möcht' nämlich Euere Tochter Marie gerne zur Frau nehmen und halte somit bei Euch um das liebe Mädchen an," sagte Vinzenz nun festes Tones.

Die Tannenwirthin drehte sich wie im Wirbel im Ring um. „Geh', Viz! Mach' keinen so dummen Spaß!"

„Ist mir vollkommen ernst, Tannenwirthin!" behauptete der Freier.

Jetzt stieg der Wittwe ein Heidenzorn auf. „Frag' nur den Pfleger; der wird der dummen Person den Kopf zurecht setzen. So jung heirathet man doch nicht."

„Dem Gregorbauer ist es ganz recht, der hat sein Jawort augenblicklich hergegeben."

„So! So! Dem ist's recht. Freilich, so geht's, wenn der eigene Mann den größten Feind seiner Frau zum Pflegevater bestimmt. Wie dumm war ich doch, ihn anzunehmen."

„Der Mann meint's gut mit Euch und Eueren Kindern," betheuerte der Freier Mariens.

Außer sich vor Zorn kreischte Rese auf: „Von mir aus kannst die Marie

gern haben. Ich werd' die dumme Person g'rad einmal los dadurch. Nimm sie nur so bald wie möglich aus meinem Haus hinaus."

„Geschieht," tröstete Vinzenz Bruckner.

Sowie er fort war, reute es die Rese bitterlich, ihre Zustimmung gegeben zu haben. „Damit erweis' ich ja all' den verhaßten Personen nur einen Gefallen," sagte sie sich erbost über die gemachte „Dummheit". Sie eilte in die Küche hinaus, wo das bangende Mädchen beschäftigt war. Heftig schrie sie es an: „Der Viz möcht' wohl Dein Geld heirathen, um Deine schmale, häßliche Person ist es ihm ja nicht zu thun. Aber da brennt er sich gewaltig. Ich geb' keinen Pfennig heraus. Ich behalt' die Nutznießung von Deinem Vermögen so lang ich lebe. Dazu habe ich das Recht."

Rese setzte in der That alle Hebel in Bewegung, um die Heirath ihrer Stieftochter zu verhindern. Das gab für Marie eine unbeschreibliche Leidenszeit. Oft flüchtete sich das gepeinigte Mädchen noch Abends beim Aveläuten geschwind in die Kirche hinüber. Vor dem prächtigen Marienaltar kniend, sprach sie stark und fest ihre schöne Hoffnung aus: „Ich hoffe und baue unerschütterlich fest auf deine Hilfe, o liebe Mutter Gottes. Du wirst gewiß meine Fürbitterin bei Gott sein und dein göttlicher, liebreicher Sohn wird mir zu einer Heimat verhelfen." Maries Bitten wurden erhört.

Nach wenigen Wochen war Marie die Frau des braven, tüchtigen und gottesfürchtigen Bauers Vinzenz Bruckner. Er hatte der Frau Graub gezeigt, daß er nicht das Geld, sondern die Marie heirathen wolle.

Wie jubelte Fritz auf, die sanfte Duldnerin geborgen zu wissen. „Errettet! Erlöst!" rief er ihr zu.

„Dem göttlichen Herzen Jesu und meiner heiligen Schutzpatronin sei Lob und Dank dafür," erwiderte Marie glückstrahlend. „Ihnen hab' ich's zu verdanken."

„Sowie der Anton von der Fremde heim kommt, gründe auch ich mir einen eigenen Hausstand," erklärte Fritz.

Marie reichte ihm die Hand. Mit schwesterlich liebevollem Tone rief sie dem vielgeprüften Bruder scherzend zu: „Gute Nacht, Gregorbauer! Gelt, ich weiß, wohin Du ziehst. Unser guter Pathe und Pflegevater gibt Dir seine Aelteste?"

Fritz bestätigte Maries Vermuthung mit den Worten: „Ja! Ja! Der gute Gregorbauer sorgt väterlich für uns. Unsere arme Stiefmutter aber bekommt nun weder Knecht noch Magd an uns."

„Arme Stiefmutter. Fritz! Sag' so etwas nicht laut. Eine der reichsten Frauen des Dorfes a r m schelten. Die Mutter würde Dir's nie mehr verzeihen."

„Und doch ist sie zu beklagen," entgegnete Fritz. „Ihr Herzenssohn wird ihr nämlich einmal schwere Sorgen machen. Der benimmt sich auf der Brauereiakademie wie ein Millionär, hält sich Reitpferde und ein paar große Hunde. Auf der Ackerbauschule, die er vorher besuchte, soll Anton es fast noch toller getrieben haben. Hohe Spiele macht er und theure Weine trinkt er im Ueberflusse."

Marie seufzte laut auf. „Unser fleißiger, sparsamer Vater würde so etwas nie geduldet haben.“

Das Geschwisterpaar trennte sich für heute. Ein jedes aber betete noch besonders für den großartigen Bruder Anton und dessen verblendete Mutter.

Zur Hochzeitsfeier der Marie wurde der jüngste und eitelste Sohn des Graub'schen Hauses zurückerwartet. Er aber kam nicht. Nur kurz deutete er seiner Mutter an, daß er an einer Bauernhochzeit Theil zu nehmen keine Lust habe.

Frau Rese fand dies begreiflich, sah sie doch selbst hochmüthig auf die blasse, unscheinbare, aber still zufriedene Braut herab. „Da wär' ich doch alleweil noch eine andere gewesen,“ meinte sie stolz bei sich.

Die ganze Feier war ihr zu einfach. Es wurde jeder Prunk vermieden. Vinzenz Bruckner und seine Marie begnügten sich mit einer einfachen Zusammenkunft mit den Verwandten und einer mäßigen Bewirthung der Gäste. Die kirchliche Feier war ihnen die Hauptsache gewesen, und das Bewußtsein, vor Gottes Augen den Bund für's Leben geschlossen zu haben.

Bald nachher erschien Herr Anton Graub in der Heimat. Er überraschte die Mutter mit seiner Ankunft. Stolz, groß, schön und nach der neuesten Mode gekleidet, stand er eines Tages vor der Mutter und lachte sie zum Gruße mit fast gnädiger Herablassung an.

„Potz tausend noch einmal! Welch' großer eleganter Herr bist Du geworden!“ rief ihn die überglückliche Mutter an. „Wie ein Graf siehst Du aus!“

„Weiß ich,“ lautete die selbstbewußte Antwort.

„Und ich glaubte einen Augenblick lang, dieser Prachtmensch würde sich einen bäuerlichen Erzieher und Stiefvater gefallen lassen,“ sagte sich die Rese. Fast schämte sie sich vor sich selbst darüber. Es kam eine wahre Aufgeblasenheit über die verblendete Frau, als Anton ihr erklärte: „Mutter! Hier muß das ganze alte Nest abgebrochen und neu aufgebaut werden. Das Wirthschaftsgebäude, die Stallungen und die Brauerei muß nach meinem Geschmack hergestellt werden.“

„Dann wird's nobel,“ gewährte Rese dem befehlenden Vorschlag.

Die Bauleute kamen aus der Stadt heraus und es wimmelte bald von Stadtleuten um und in der Tannenwirthschaft.

Die Rese staunte nur, wie's jetzt zuging und die Grabbacher Bürger schüttelten die Köpfe ganz bedenklich dazu.

Herr Anton Graub hielt sich ein kostbares Reitpferd, Jagd- und andere schöne Wagen. Jagd- und Schützenfeste veranstaltete er, an denen auch die Bauherren Theil nahmen. Das war ein Leben und ein Treiben, wie man es in dem schlichten Grabbach ein für allemal noch nie gesehen und gehört hatte.

Mitten in diesen Trubel hinein fiel Fritzens Hochzeit mit der Tochter des Gregorbauers.

„Du mußt auswärts gehen mit Deinem Fest. Wir haben keine Zeit, dem Bauernvolk aufzuwarten, wo wir g'rad so viel vornehme Gäste zu bewirthen haben,“ bedeutete Frau Graub ihrem Stiefsohn.

Als die ganze Häusergruppe fix und fertig dastand, die Brauerei ihre

neuen Maschinen, das Oekonomiegebäude helle, mit hohen Bogenfenstern und das Wohn- und Wirthschaftsgebäude, das einem kleinen Palast glich, die kostbare, moderne Einrichtung hatte, die Anton sich aus der Stadt verschrieben, da konnte es sich die Rese nicht versagen, ihre Stiefkinder zur Besichtigung des Ganzen einzuladen. In all' den schönen Gelassen führte sie die Beiden herum und prahlte sie an mit all' der Pracht, die da herrschte.

Eben stützte die stolze Wittwe die bräunlichen Arme in die Hüfte und erklärte den verblüfften Geschwistern mit lauter Stimme: „Ich hätt' mir's freilich in meinem ganzen Leben nicht träumen lassen, daß mir mein Anton ein so herrliches Heim herstellen thät. Er war ja alleweil ein guter Bub, aber so viel Lieb's von ihm hätt' ich doch nicht erwartet."

Da — trat der Anton dazu und rief mit lachendem Munde: „Hör' mal, Mutter! Daherein paßt doch so eine altmodische, dicke Bauersfrau nicht, wie Du eine bist. Für Dich hab' ich das Hinterstüble hergerichtet. Deine eigenen besten Möbel stehen drinn. Da kannst ausruhen so lang Dein Leben noch währt."

Die Rese war todesbleich geworden. Sie konnte ziemlich lang keine Silbe sprechen. Endlich gelang es ihr die Worte hervorzustoßen: „Das mir? Und vor diesen da?"

Erst nachdem Fritz und Marie fort waren, brach der Sturm los.

Rese weinte und schrie: „All' das Zeugs da hast Du mir zu verdanken. Ich hab' Deinen Vater dazu veranlaßt, daß er Dir Haus und Hof und was drum und dran hängt, verschrieb und jetzt willst Du mich schon draußen haben."

„Aber Mutter! Die Sach' ist doch jetzt mein. So steht's geschrieben auf dem Rathhaus. Und daherein kommt nun eine feine, schlanke und moderne Frau, die dem Ganzen wohl ansteht, während Du jetzt ganz nett in das Altenstüble passend bist."

Die Rese sollte alt und unpassend sein, wo sie noch immer die hoffärtigste Person im Dorfe war.

Diese Reden von Anton waren wahre Dolchstiche für sie. Mit aller Gewalt, die sie besaß, wehrte sie sich dagegen. Aber es half Alles nichts. Sie mußte jetzt schon ausziehen und sich in den Altentheil niedersetzen.

Eine neue Herrin zog bald darauf in das Prachtgebäude ein. Anton hatte in der „schönen Fremde" eine Braut geholt, die ganz nach seinem Wunsch und Geschmack war.

Zur Hochzeit wurden großartige Vorbereitungen getroffen. Die Mutter des Bräutigams raffte sich trotz der tiefen Kränkung, die er ihr angethan und welche er täglich fortsetzte, zu einer auffallenden Geltendmachung ihrer eigenen Person auf. Sie schaffte sich vor Allem eine nagelneue Festkleidung an. Seide und Atlas sollten so hell um sie herumschillern, Gold und blitzende Steine die Pracht ergänzen, als könnte es des Glanzes nicht genug werden.

„Dem Anton will ich an seinem Hochzeitsfeste zeigen, welch' stattliche Mutter er hat und sein Anhang soll gleich merken, daß ich ebensowohl städtisch als bäuerisch auftreten kann. Nach der neuesten Mode soll Alles gemacht

werden. Die versteh' ich heute auch noch so gut wie ehedem und als die Andern." So redete die Rese fort und fort in sich hinein, bis Alles fix und fertig und der große Festtag erschienen war.

Am Hochzeitsmorgen fuhr Anton in reichgeschmückter Chaise nach der Stadt. Seine Mutter trat eben aus der Hinterthüre heraus, um nach dem Vorderhause zu gehen und dort nach der Köchin zu sehen, die extra für das heutige Fest eingestellt war, als der prächtige Wagen bespannt wurde. Stolz schaute sie auf die schönen, glänzenden Pferde und auf das ganze Gespann.

„Der Graf auf dem Schloß drüben dürfte sich freuen, ein solches Gefährt zu haben," konnte sie sich nicht enthalten zu sagen.

Anton saß bereits in demselben. Er neigte sich etwas nach der Mutter hin und sagte: „Sorge ja dafür, daß wir ein großartiges Festmahl bekommen. Ihr habt ja Zeit zur Zubereitung. Wir kommen vor Nachmittags zwei Uhr nicht zurück."

„Vor Nachmittags," wiederholte Rese. „Bist wohl nicht recht bei Dir, Anton! Du sollst doch mit Deiner Braut um zehn Uhr Vormittags in der Kirche eintreffen, und der ganze Festzug ist auch bis dahin bestellt."

„Wer sagt das?" fragte Anton. „Ich hab' hier beim Pfarrer keinen Gottesdienst bestellt, will auch keine Bauernhochzeit mit Kirchgang und dergleichen halten. Auf dem Standesamt waren wir, wie Du weißt, schon vor ein paar Tagen, das Weitere aber geht heut' in der Heimat meiner Braut vor. Unser Festmahl gilt zugleich als Einzugsfest für meine Frau. Sorge Du aber hauptsächlich dafür, daß es ausgezeichnet ausfällt. Du brauchst ja nicht mit am Tisch zu sitzen. Würdest Dich am End' doch bange fühlen und geniren."

Starr wie eine Bildsäule stand die entsetzte Rese da. Sie bemerkte es nicht, wie ihr Sohn davon fuhr, ohne auch nur noch ein einziges Mal nach ihr umzuschauen, obwohl ihre Augen nach dieser Richtung hin gewandt blieben bis — —

„Na, Nachbarin, was habt Ihr am heutigen Tag zu sinniren? Ihr seht g'rad aus, als ob Euch ein Unglück begegnet wär'," redete die Tannenwirthin ein Bauer des Dorfes an. Da die enttäuschte Frau nicht sogleich antwortete, fuhr der Mann fort zu reden: „Ich will mich gleich zur Morgensuppe herputzen. Der junge Herr Graub hat mich zwar nicht extra eingeladen, aber weil's halt einmal ja der Brauch ist bei uns, komm' ich doch."

Jetzt fuhr die Frau auf: „Bei uns gibt's keinen Brauch," stieß sie rauh hervor, um dem Manne sofort nachher den Rücken zu kehren. Mit schweren Füßen schleppte sie sich nach ihrem Stübchen zurück.

Da auf dem guten Sofa, auf dem sie früher so oft ihren Mann verhetzt hatte, lag ihr prächtiger Festanzug ausgebreitet. Bei seinem Anblick brach die stolze Rese in einen Strom von Thränen aus: „Die Schand! Die Schand! Keine Morgensuppe, keinen Festzug, keinen Festgottesdienst im Heimatsort!" Lange saß sie schluchzend auf einem der fest gepolsterten Sessel, die man ihr von ihrem früheren Hauswesen in das „Stüble" hereingestellt hatte. „Wegen den etlichen Jährle, die er unter den Herrenleuten zugebracht hat, so gegen allen Brauch und gegen die eigene Mutter zu handeln," klagte sie mit In-

grimm. Aber auch diese Klagen änderten nichts an der Sachlage. Rese sagte sich eben auch wieder, sie dürfe sich schon der Leute wegen nichts von ihrem inneren Zorn anmerken lassen. Da gab es keinen Ausweg. Sie begab sich nun doch wieder in das neue Haus hinein, empfing diejenigen Gäste, die indeß von selbst kamen und bewirthete sie nach altem Brauch und hergebrachter Sitte. Dabei brachte sie es mit ihrer bekannten Beredsamkeit fertig, Antons Benehmen so zu rechtfertigen, daß die Anwesenden mal scheinbar die Nothwendigkeit hiervon einsahen. So kam die Mittagszeit heran. Rese stand und ging auf glühenden Kohlen; denn jetzt mußte es auch noch heraus, daß Anton keinen seiner bäuerlichen Verwandten zu Tisch haben wolle. Dadurch wurden, trotz ihrer Redekunst, viele derselben schwer beleidigt.

Fritz und Marie halfen der Mutter insofern aus der Verlegenheit, als sie selbst zu ihr sagten: „Der Anton nahm nicht an unserem Hochzeitsmahl Theil, demnach kommen auch wir nicht dazu."

„Recht habt Ihr, ganz recht," gab Rese erleichterten Herzens zurück.

Die Geschwister lachten einander fröhlich an. „Jetzt hat uns die Mutter auch einmal in etwas Recht gegeben."

Als daher der vornehme Theil des Hauses mit seiner ganzen Sippe ankam, fand er das Haus gesäubert von allen nicht gewünschten Gästen. Selbst die Mutter des jungen Ehemannes kam nicht zum Vorscheine. Sie stand mit aufgestülpten Aermeln und in eine breite Küchenschürze gehüllt hinter dem Herde und hantirte darauf los, als gälte es eine hohe Herrschaft zu bewirthen, wobei sie selbstredend „unentbehrlich war". Was in ihrem Herzen vorging über diese neue schwere Kränkung, das wußte nur sie allein.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Büchertisch.

Alle angezeigten Bücher sind durch die Firma Benziger Brothers in Cincinnati, O., zu beziehen. **P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur.**

Von der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A. G. München-Regensburg.

Joh. Bapt. Scaramelli, S. J., Geistlicher Führer. Vierte, unveränderte Auflage bearbeitet von B. M. Winkler, Priester derselben Gesellschaft. Mit bischöflicher Approbation und Erlaubnis der Ordensobern. 1905. 16o, I. Band, XVI+506 Seiten; II. Band, VIII+452 Seiten. Preis, geb.: $2.70.

Vorliegende abgekürzte Ausgabe des vom Jesuiten Scaramelli († 1752) verfaßten „Geistlichen Führers" gebraucht eigentlich keine besondere Empfehlung. Der Verfasser war dreißig Jahre lang in den verschiedensten Orten in der Seelsorge beschäftigt und deshalb ausgezeichnet durch gründliche Kenntniß der verschiedenen Wege des inneren Lebens und durch reiche Erfahrung in der Seelenführung. In dieser Ausgabe des vorzüglichen Werkes wurden manche dem heutigen Zeitcharakter minder entsprechende Erzählungen ausgelassen, doch die ursprüngliche Eintheilung, Lehre und Beweisführung beibehalten. Obgleich die Arbeit nicht ausschließlich für Ordenspersonen bestimmt ist, so bleibt es doch für diese und für Priester hauptsächlich ein ausgezeichnetes Mittel zur Seelenleitung. Wir möchten deshalb vorliegende Ausgabe hiermit angelegentlichst empfehlen.

Glauben oder Schauen? Von Augustin Hiersch, Kaplan. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 1905. 16o, VIII+116 Seiten. Preis, brosch.: 10 Cts.

In volksthümlicher Sprache bietet der Verfasser dem Leser eine kräftige Aufmunterung zum treuen Festhalten an dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens. Als kurze Apologetik gegen die Angriffe der lauen und abgefallenen Katholiken verdient das zeitgemäße Büchlein die weiteste Verbreitung unter den Arbeitern in unsern Städten. Bei Gelegenheit von Missionen könnte es wegen seines geringen Preises zur Massenvertheilung benützt werden.

Herr, den Du lieb hast, der ist krank! Ein Trostbüchlein für Kranke von P. Hermann Koneberg, O. S. B., Religionslehrer bei St. Stephan in Augsburg. Dritte Auflage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 1905. 24o, XII+178 Seiten. Preis, geb.: 45 Cts.

Der alte Benediktinerpater Koneberg, welcher neben vielen Volksschriften auch das vorliegende Werkchen im leidenden Zustande verfaßte, spendet hier seinen kranken Mitmenschen eine gemüthvolle Gabe voll mitleidsvoller und tröstender Erwägungen. Das Büchlein verdient neben den vielen anderen Trostbüchern Beachtung in Krankenhäusern und Familien. Möge es sich viele neue Freunde verschaffen!

Führt die Kinder zu Maria! Ein Hauptmittel zur Erleichterung und Sicherung der christlichen Kindererziehung für Eltern, Seelsorger und Lehrpersonen von Martin Mühlbauer, erzb. geistl. Rat und Schulinspektor. Mit kirchlicher Druckgenehmigung und Empfehlung. 1905. 16o, VIII+412 Seiten. Preis, geb.: $1.35.

Bei Prüfung dieses Werkes findet man, daß es nicht nur eine methodische Anleitung zur Begründung, Vertiefung und Befruchtung der Andacht zur seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria darbietet, sondern daß der Verfasser ein vollständiges Andachtsbuch für Eltern und Lehrer zusammengestellt hat. Es leidet an Weitschweifigkeit und wird deshalb seinen Zweck kaum erreichen. Um zum Ziele zu gelangen, sollten die Anweisungen recht kurz und prägnant sein. Trotzdem wird es als Belehrungs- und Erbauungsbuch gute Dienste leisten. Eltern und Erzieher werden in demselben viele Fingerzeige erhalten, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Heilige Vorbilder für christliche Jungfrauen. Von Georg Patiss, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von P. Rupert Lottenmoser, S. J. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 1905. 16o, VIII+454 Seiten. Preis, geb.: $1.35.

Es sind dreißig Vorbilder, welche der Verfasser in sorgfältig gewählter Sprache und auf gediegener Grundlage jenen Jungfrauen vor Augen stellt, die sich weder dem Ordensstande widmen können, noch in den Stand der Ehe einzutreten vermögen. Diese Lebensbeschreibungen heben hauptsächlich jene Tugenden hervor, welche den weiblichen Personen vorzüglich zur Nachahmung verdienen empfohlen zu werden. Obgleich die Abhandlungen keine eigentlichen Vorträge oder Predigten sind, so kann doch ihr Inhalt leicht zu diesem Zwecke verwandt werden. Auch als Lektüre möchten wir das schön ausgestattete Buch allen Jungfrauen empfehlen.

Die Macht der Persönlichkeit im Priesterwirken. Von Franz X. Kerer, Pfarrer in Langengeisling. Motto: „Güte ist die größte Macht auf Erden." Weber, „Herbstblätter". 2. Auflage. 3. und 4. Tausend. 1905. Kl. 16o, VIII+114 Seiten. Preis, geb.: 50 Cts.

Dieses für Priester und Priesteramtskandidaten bestimmte Büchlein weist vorzüglich hin auf die Nothwendigkeit und hohe Wirksamkeit der Güte im priesterlichen Wirken. Es ist meistens aus Texten der hl. Schrift, aus den Werken der Kirchenväter und vielfach aus Werken der profanen Wissenschaft zusammengestellt. Als geistliche Lektüre zur Zeit der Exerzitien verdient es besondere Empfehlung.

Pius X. Seine Handlungen und seine Absichten. Gedanken und Anmerkungen eines Beobachters. Aus dem Italienischen übersetzt. 1905. 8vo, 54 Seiten. Preis, brosch.: 30 Cts.

Wir können uns mit solchen Broschüren nicht versöhnen, da dieselben gleichsam der höchsten Auktorität vorgreifen wollen. Um denselben einiges Gewicht beilegen zu können, werden dieselben gewöhnlich hochgestellten Persönlichkeiten zugeschrieben. Trotzdem können

dieselben nicht ernst genommen werden. Sie schlagen gewöhnlich wohlbekannte Mängel und Schäden breit, deren Abstellung sicherlich der kirchlichen Auktorität noch näher am Herzen liegt, als den anonymen Verfassern. Vorliegende Broschüre rührt augenscheinlich von einer gewandten und eingeweihten Persönlichkeit her und verdient insofern Beachtung.

Vorträge für Jungfrauenvereine. Von Joseph Ziegler, Stiftsdechant und bischöfl. geistlicher Rat. Zweite, verbesserte Auflage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 1905. 8vo, VII+123 Seiten. Preis, brosch.: 35 Cts.

Vorliegende Sammlung von 26 Ansprachen kommt einem Bedürfnisse entgegen und vermag den Leitern von Jungfrauenvereinen und Sodalitäten die zeitraubende Arbeit bei der Vorbereitung für solche Vorträge zu erleichtern. Ihr Inhalt wendet sich an das Herz der Zuhörerinen und die weise Anwendung der hl. Schrift und der Kirchenlehre nebst geeigneten Erzählungen geben den Anreden die Kraft zum Ueberzeugen und Anleitung zum Nachahmen. Der Herausgeber, welcher in seinem 90. Lebensjahre steht, bietet uns die reiche Frucht langjähriger Erfahrung und eifrigen Wirkens.

Von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Mayerhoff), in Graz, Oesterreich.

Die Heiligung des Tages. Ein Büchlein für alle, welche gut sterben wollen. Verfaßt von P. Anselm Kieweg, O. S. B. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Fr. Rupertus a S. Norberto, Karmeliterordens-Priester. Mit fürstbischöflicher Approbation und Erlaubniß der Ordensobern. 1905. 24o, II+155 Seiten. Preis, geb.: 45 Cts.

Dieses aszetische Büchlein rührt von einem tüchtigen Geistesmanne her, der uns in 15 kurzen Lesungen eine solide und praktische Anleitung zu einer frommen und wohlgeordneten Lebensweise in der Tagesarbeit entwirft. Zum Gebrauche für Ordenspersonen und heilsbegierige Christen und selbst für Seelsorger ist das werthvolle Werkchen sehr geeignet.

Von B. Herder in St. Louis, Mo.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Mit Textbildern, Tafeln und Karten. Gr. 8vo. 86. und 87. Heft. Von Seite 449—640 (doppeltspaltig) mit Beilagen: Landkarten (mit Text). — Landwirthschaft (Textbeilage). — Laokoon (Tafel). Lebensversicherung (Textbeilage). 88. und 89. Heft. Von Seite 641—800 (doppeltspaltig) mit Beilagen: Leonardo da Vinci, Abendmahl (Tafel). — Leuchtgas (Tafel mit Text und 6 Bildern). Das ganze Werk wird 180 Hefte, zu retail 30 Cts. für das einzelne Heft, oder 8 Bände geb. in Halbfranz, zu net $3.50 (per Band), umfassen.

Diese beiden Doppelthefte enthalten die einschläglichen Gegenstände von Lambrequin bis Livin. Das gut ausgestattete Werk gibt in aller Kürze zuverlässige Auskunft über Fragen aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, aus allen Zweigen der Wissenschaft, Geschichte, Geographie, Poesie, Malerei u. s. w. in unparteiischer Fassung. Daß der katholische Standpunkt auf das Gewissenhafteste bewahrt wird, ist selbstverständlich. Deshalb verdient das Werk eine Heimstätte in allen katholischen Bibliotheken und besser situirten Familien. — Wir möchten auch wiederum erwähnen, daß die Verlagshandlung eine hübsche Einbanddecke für die einzelne Bände liefert.

Von Felizian Rauch in Innsbruck, Tirol, Oesterreich.

1. **Des Christen vornehmstes Tagewerk, die hl. Messe.** Belehrung und Gebete. Separatabdruck aus dem Buche: Das hl. Meßopfer, eine bleibende Offenbarung des göttlichen Herzens Jesu von P. Franz Hattler, S. J. Mit fürstbischöfl. Approbation und Erlaubnis der Ordensobern. 31. bis 40. Tausend. 1905. 24o, 44 Seiten. Preis, brosch.: 1 Ex. 10 Pf.; 50 Ex. 4 M. 70 Pf.; 100 Ex. 9 M.

2. **Die öftere heilige Kommunion in ihren Wirkungen und Folgen.** Zur Belehrung und Erbauung des katholischen Volkes. Herausgegeben von einem Schuldner des Herzens Jesu. Mit fürstbischöflicher Approbation. Innsbruck. Druck und Verlag von Fel. Rauch. 1905. 24o, 16 Seiten. Preis, brosch.: 1 Ex. 8 Pf.; 100 Ex. 6 M.

3. **Praktische Anleitung zum würdigen Empfange der heiligen Kommunion.** Von Augustin Aigner, S. J. Vierte, unveränderte Auflage. Mit Genehmigung der Obern. 1905. 24o, 80 Seiten. Preis, brosch.: 1 Ex. 20 Pf.; 100 Ex. 18 M.

Schon öfter hat der „Sendbote" vorstehende gediegene Abhandlungen über das hl. Meßopfer und die hl. Kommunion seinen Lesern empfohlen. Wir möchten dadurch an der Verbreitung mithelfen. Fr. Pustet & Co. haben diese Broschüren v[illegible]

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Das Bild der schmerzhaften Mutter.

In der Nähe von Augsburg — so berichtet ein verläßlicher und glaubwürdiger Schriftsteller — lebte einst auf einem Schlosse ein Edelmann, der die Bewunderung Aller war, die ihn näher kannten. Er war ein liebenswürdiger Mann und Gatte, aber er hatte an sich etwas Eigenes, das Ursache gab zu mancherlei Urtheilen der Menschen. Schon am Tage seiner Vermählung, wo er seiner frommen Gemahlin die Schlüssel des Schlosses übergab, behielt er sich einen Zimmerschlüssel zurück und sagte: „So lange ich lebe, kannst und darfst Du dieses Zimmer nie betreten.“ Dieses Zimmer war ganz leer, ohne alle Zierde und Einrichtung; an den Wänden hingen Bilder von lauter heiligen Seelen, in der Vorwand war in der Mauer eine Vertiefung, die mit zwei großen Flügelthüren und einer eisernen Querstange vor denselben verschlossen war. Selten verging ein Tag, wo der herrschaftliche Besitzer nicht dieses Zimmer besuchte, und gewöhnlich kehrte er ganz verändert zurück. War er beim Hineingehen traurig, so kehrte er zurück heiter und getröstet; war er zuweilen etwas zu munter, so sah man ihn ernst zurückkehren; und je öfter er dahin ging, desto stiller, zurückgezogener und gottseliger wurde seine Lebensweise; daher seine Untergebenen, wenn sie ihn von Ferne kommen sahen, oft zu einander sagten: „Dort kommt unser heiliger Herr!“ So dachte nicht seine Gemahlin; denn mehr als einmal schlich sie ihm bis zu dem Zimmer nach; sie hörte deutlich das Aufrollen der Flügelthüren und bald darnach weinen, und so kam sie auf den Gedanken, daß (was in früheren Zeiten nichts Seltenes war) hier ein Gefangener sitze, der nur spärlich mit Wasser und Brod ernährt werde. Oft bat sie daher ihren Gemahl, ihr doch das Geheimniß dieses Zimmers zu entdecken, aber seine Antwort war ein unbesiegbares Stillschweigen.

Nach zwanzigjähriger Ehe erkrankte er. Nachdem er die Sakramente der Sterbenden empfangen hatte, sprach er zu seiner Gemahlin: „Nun ist es Zeit, Dir dieses Geheimniß zu entdecken; hier ist der Schlüssel, gehe hin, indeß will ich beten.“ Sie ging hin und öffnete die Flügelthüre: — sieh! da stand vor ihr ein hohes Kreuz und auf dem Kreuze in Lebensgröße der sterbende Erlöser; unter seinen Füßen stand die schmerzhafte Mutter in Thränen und im schwarzen Trauerkleide, mit einer Krone auf dem Haupte, mit dem Dolche im Herzen, mit einem Thränentuche in der Hand und mit einem Antlitze voll Liebe, des Schmerzes und der Wehmuth. Nun stelle man sich den Eindruck vor, den diese Ueberraschung auf das Herz der frommen Gemahlin machte. Sie sank auf ihre Kniee, denn sie ahnte, daß hier der Ort einer großen Bekehrung, ein Ort der Gnade sei, und ihre Ahnung täuschte sie nicht; denn als sie wieder zurückkehrte, sprach ihr Gemahl: „Bald wirst Du mich nicht mehr sehen, und wenn ich verschieden bin, so führe meine Kinder dahin und sage ihnen: dies ist der Ort, wo euer Vater sich bekehrt hat, wo er gelernt hat, die Sünde zu meiden, das Kreuz zu tragen und Gott zu lieben.“ Er scheute sich nicht, ihr zu bekennen, was für ein arges Leben er früher geführt habe und wie er nur durch diese Andacht zur schmerzvollen Mutter auf jenen Weg gekommen sei, auf dem sie ihn wandeln sah. Das Bild der schmerzhaften Mutter war für diesen Mann ein Schatz, denn seiner aufrichtigen und ausdauernden Andacht verdankte er seine Bekehrung von Sünden und Lastern und seine christliche Vollkommenheit.

Was lernen wir daraus? Etwa, daß in einem christlichen Hause sich ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes befinden solle? Immerhin, aber dies ist noch nicht das Eigentliche und Wahre, denn schon Jesus sprach: „Der Buchstabe tödtet, der Geist ist es, der lebendig macht.“ Das Eigentliche und Wahre ist: Willst du, lieber Leser, die mütterliche Liebe und Erbarmung der Mutter der Barmherzigkeit gewiß erwerben, so gedenke oft in heiliger Andacht des bitteren Leidens und Sterbens ihres göttlichen Sohnes und ihrer erduldeten Schmerzen und verabscheue mit allem Eifer die Ursache des Todes Jesu Christi und der Schmerzen Mariens. Das ist das beste Zeichen deiner Liebe zu Jesus und Maria; dann wird die schmerzhafte Mutter stets eine tröstende, hilfreiche und gütige Mutter sein. Besonders können aber wahre Verehrer der Schmerzen Mariens, wie sie dem hl. Evangelisten Johannes offenbarte, drei kostbare Gnaden erhalten: „Die erste ist ein Akt der Reue vor dem Tode, die zweite der Beistand der seligen Jungfrau im Tode selbst, und die dritte, daß man nach Gefallen irgend eine Gnade zur Ehre ihres Herzensleidens erlangen kann.“

— Gib dich nie dem Neide oder der Eifersucht hin. Beide Leidenschaften entspringen aus dem Stolze; sie erzeugen den Haß und machen uns immer schlechter.

— Wenn dir Jemand lästig wird, sei es durch seine Fehler oder durch seine Unterhaltung, so erinnere dich, wie sehr du Gott zur Last fällst durch deine vielen Sünden.

Ein Sieg des göttlichen Herzens.

Von den ungezählten Beispielen, welche uns den nicht hoch genug zu veranschlagenden Werth einer wahrhaft christlichen Erziehung in ihrem nachhaltigen, meistens entscheidenden Einflusse bei Gelegenheit von Versuchungen und Anwandlungen zum Bösen so recht klar vor Augen stellen können, möge hier eines Platz finden.

In einem hart an der österreichisch-bayerischen Reichsgrenze hinziehenden kleinen Querthale, inmitten einer geradezu unvergleichlich schönen Gebirgsnatur, breitet sich das einsame Alpendorf aus, wo sich die nachfolgende kleine Erzählung ihren Ursprung holte. — Es war an einem Sonntage im Monate Juni, eben war die Andacht zum Herzen des göttlichen Heilandes, welche durch den seeleneifrigen Ortspfarrer seit längerer Zeit eingeführt worden war, beendet und das junge Volk versammelte sich — einen alten Gebrauch nachahmend — zu geselliger Abendunterhaltung im Dorfkruge. Bald ging es lustig her und herrschte allenthalben fröhliches, ja ausgelassenes Treiben, als dasselbe plötzlich durch einen Streit zwischen zweien der jungen Leute in störender Weise unterbrochen wurde. Der Verdacht, es habe sein „Dirndl" — ein übrigens blutarmes Mädchen — die Gunst mehr dem Sohne des reichen Leitenhofbauern zugewendet, veranlaßte den jungen Grabinger, den einzigen Sohn einer armen Auslegerin, in drohender Haltung seinem vermeintlichen Nebenbuhler entgegenzutreten und es wäre wohl in der Folge zu einem in jener Gegend nebenbei erwähnt nicht gerade seltenen regelrechten Faustkampfe gekommen, hätten sich nicht die älteren und besonneneren Männer dareingelegt und die Streitenden auseinanderzuhalten gesucht. Doch war damit eben nur einem augenblicklichen Zusammenstoß der Beiden vorgebeugt, keineswegs aber der Gegenstand des Streites selbst behoben worden. Grollend verließ Grabinger die Stätte der Zerstreuung, nicht ohne seinem Partner noch einen nichts weniger als versöhnlichen Blick zugeworfen zu haben, während sich daselbst, ungetrübt durch diesen Zwischenfall bald wieder das vorherige muntere Leben entfaltete.

Bitterkeit im Herzen tragend, stieg indeß derselbe die einsame Bergstraße empor, bis zur Stelle, wo sich ein kleiner Nebenpfad abzweigt, den der heimkehrende junge Leitenhofbauer einschlagen mußte. Hier wollte er von diesem Verantwortung und Genugthuung fordern. — Ach, Unglückseliger, was hast du doch im Unverstande und in der Tücke deines Herzens für einen häßlichen Plan ausgeheckt? — O halte ein und kehre lieber zurück und reiche deinem Bruder die Hand zur Versöhnung! —

Majestätisch sank jetzt in glühender Röthe im fernen Westen die Sonne unter und am wolkenlosen Firmamente entglommen allmälig in heiliger Ordnung die Gestirne der Nacht. Alles athmete tiefe Ruhe, nur in dem tief erregten Gemüthe des verschmähten Liebhabers kochte die Flamme der Leidenschaft ungeschwächt fort. Wie langsam verging demselben heute die Zeit; da — jetzt

ertönte aus dem Thale helles Jauchzen, es waren die Aelpler, welche sich zum Heimwege anschickten. Noch eine geraume Zeit verstrich, bis die ersten Stimmen langsam näher und näher kamen; — jetzt erkannte der in fieberhafter Spannung hinter einem Gebüsch Harrende ganz deutlich die Gestalten des Leitenhofbauern und seines „Dirndls". Unwillkürlich ballte sich ingrimmig die Faust des Burschen, welcher gleichzeitig — um nicht zu frühe bemerkbar zu werden, doch nein, um vielmehr die göttliche Fügung, welche schon die Mittel, ihn vielleicht von einem Verbrechen zurückzuhalten bereit hielt, zu erfüllen — einige Schritte sich zurückzog. — Hier war an einem Bildstocke, wie man solche in Alpengegenden häufig findet, ein bekränztes Herz-Jesu-Bild angebracht; in heiliger Milde blickt das Auge des dorngekrönten Heilandes auf den Beschauer nieder, während die durchbohrte Hand auf das in unendlicher Liebe flammende Herz weist, darunter in schlichter Schrift die Worte standen: „Siehe, o Wanderer, dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat!" —

Wie ein Strahl eiskalten Wassers auf glühende Kohle, so wirkte dieses Bild — von Gottes heiliger Gnade zur Rettung ausgemittelt — auf das von Rachedurst erfüllte Gemüth des Jünglings und nun mit einem Male fielen demselben all' die Ermahnungen seiner lieben braven Mutter und des Seelsorgers ein, der da erst heute die Gläubigen so eindringlich aufgemuntert hatte, dem göttlichen Herzen nachzufolgen in Sanftmuth und Demuth des Herzens — und die geballten Fäuste öffneten sich und der bewegten Brust war es, wie wenn eine Zentnerlast von ihr genommen worden wäre, was sich in einem tiefen Aufathmen, wie aus einer Ohnmacht, kundgab, während sich den Lippen ein leises Dankgebet entrang.

Unter Geplauder waren unterdessen die beiden verliebten Leute vorübergezogen und deren Stimmen schon lange in der Entfernung verklungen, als der junge Grabinger noch immer das schlichte Bild des göttlichen Heilandes in nunmehr wieder gefundener Ruhe betrachtete, mit dessen allmäliger Hilfe er soeben einen so glänzenden Sieg über sich selbst davongetragen. — Hieraus erhellt, daß zum Wirken jeglichen guten Werkes, ja nur zum Fassen eines guten Gedankens Gottes heilige Gnade allerdings und absolut nothwendig ist, jedoch der Mensch selbst die aufrichtige Bereitwilligkeit, den Regungen derselben zu folgen, im Herzen tragen muß, welche eben nur durch eine Erziehung im Geiste des Christenthums gegründet und bewahrt werden kann. Von einem unreligiös erzogenen Gemüthe wäre im obigen Falle die Regung der Gnade entweder völlig unbeachtet gelassen oder doch unterdrückt worden und sonach ohne Wirkung geblieben.

Das Apostolat des Gebetes in Manila. — Wie der Diözesan-Direktor der Erzdiözese Manila auf den Philippinen berichtet, hat der dortige Verein 8030 Mitglieder und 154 männliche und 297 weibliche Beförderer. Die Spanier haben auf ihren Besitzungen es stets als Pflicht und Ehrensache betrachtet, für das Seelenheil ihrer Unterthanen zu sorgen. Dieses steht im Gegensatz zu der Geldwirthschaft, womit unsere Zeit sich brüstet. Was ist mehr werth, das Heil der Seele oder der Besitz von Geld?

Wallfahrtsort Dettelbach in Bayern. — Für die 400jährige Jubiläums-

feier der Entstehung der Wallfahrt Dettelbach in Bayern hat der Hl. Vater vom 13. August bis 1. Oktober einschließlich einen vollkommenen Ablaß gewährt. Diese Wallfahrt wurde von Bischof Lorenz von Bibra zu Ehren der schmerzhaften Mutter errichtet. Vom 24. September bis 1. Oktober wird durch eine Mission die Feier abgeschlossen werden.

Wichtige Punkte, welche bei Ablaßbewilligungen zu beachten sind: 1. Wenn es in den Ablaßbriefen heißt, daß ein vollkommener Ablaß an allen Festtagen des Herrn gewonnen werden kann, so sind darunter nur die Hauptfeste, nämlich Weihnachten, Neujahrstag, Dreikönigsfest, Ostern, Christi Himmelfahrt und Frohnleichnamsfest zu verstehen; und wenn die Verleihungsurkunden von einem unvollkommenen Ablasse reden, den man an den anderen Festen des Herrn gewinnen kann, so sind nur diejenigen kleineren Feste des Herrn zu verstehen, welche in der ganzen Kirche gefeiert werden. — 2. Ebenso sind, wenn ein vollkommener Ablaß für alle Feste der allerseligsten Jungfrau verliehen ist, nur die Hauptfeste der unbefleckten Empfängniß, Geburt, Verkündigung, Lichtmeß und Himmelfahrt gemeint; und wenn es sich um einen unvollkommenen Ablaß handelt, den man an anderen Marienfesten gewinnen kann, so sind darunter nur diejenigen Marienfeste zu verstehen, welche in der Kirche allgemein gefeiert werden. — 3. Wenn endlich an die Apostelfeste Abläße geknüpft sind, so können dieselben, sowohl die vollkommenen, als auch die unvollkommenen, nur an den Hauptfesten, nicht an den Nebenfesten (wie Petri Stuhlfeier, Petri Kettenfeier, Pauli Bekehrung, Johannes vor der lateinischen Pforte u. s. w.) gewonnen werden. Nach dem römischen Martyrologium ist der 29. Juni das eigentliche Fest des hl. Apostels Paulus. — 4. Wenn die Feste der hl. Evangelisten in Ablaßverleihungen nicht ausdrücklich genannt sind, zählen sie nicht zu denen der Apostel.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Juli 1905 bis 1. August 1905 sind von 136 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	3,148,166	12. Abtödtungen	220,379
2. Rosenkränze	273,013	13. Werke der Nächstenliebe	151,062
3. Kreuzwege	120,079	14. Werke des Eifers	109,343
4. Heilige Kommunionen	177,917	15. Verschiedene Gebete	1,304,955
5. Geistliche Kommunionen	315,148	16. Trostgespräche u. Belehrungen	237,758
6. Gewissenserforschung	234,973	17. Leiden oder Trübsale	57,845
7. Stunden der Arbeit	705,094	18. Selbstüberwindungen	107,779
8. Stunden des Stillschweigens	390,553	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	284,777
9. Fromme Lesungen	130,490	20. Verschiedene gute Werke	1,262,691
10. Gelesene Messen	13,024		9,388,401
11. Angehörte Messen	143,855		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Diözese Albany. — 14. Juni. St. Petrus Schule, Saratoga, N. Y.
Erzdiözese Baltimore.—27. Juni. Unsere Frau von den Hügeln und St. Antonius Gemeinde, Emmittsburg, Md.
Erzdiözese Chicago. — 21. Juni. St. Johannes Baptist Gemeinde, Somonauk, Ills.
Erzdiözese Cincinnati.—16. Juni. Unsere Frau von Loretto Gemeinde, Linwood, Ohio.
Erzdiözese Dubuque. — 12. Juni. St. Josephs Gemeinde, New Albin, Iowa.
Diözese Erie. — 5. Juni. St. Edwards Gemeinde, Eleonora, Pa.
Diözese Fall River.—24. Juni. St. Johannes Gemeinde, Attleboro, Mass.
Diözese Galveston. —5. Juni. Assumption Gemeinde, Taylor, Texas.
Diözese Indianapolis.—9. Juni. St. Malachias Gemeinde, Brownsburg, Ind.
Diözese Lincoln. — 5. Juni. St. Josephs Gemeinde, Nebraska City, Neb.
Erzdiözese Milwaukee. — 16. Juni. St. Patrizius Gemeinde, Thompson, Wis.
Erzdiözese New York. — 30. Juni. St. Johannes Nepomuk Gemeinde, New York, N. Y.
Diözese Pittsburg.—16. Juni. St. Michaels Gemeinde, Braddock, Pa.

Aggregationen 13; Gemeinden 12; Schule 1.

Was ein „Ave Maria“ werth ist.

Der berühmte Gottesgelehrte Pater Franz Suarez pflegte oft zu sagen, daß er all' seine Wissenschaft gegen das Verdienst eines einzigen „Ave Maria!“ vertauschen wollte. Goldene Worte das!

Mein lieber Leser! Wie hoch schätzest du das „Ave Maria“? Oder soll ich es dir sagen? Du bist vielleicht in schwerer Versuchung dieser oder jener Art; es ist, als ob du der Verlockung zur Sünde nicht mehr zu widerstehen vermögest. Mit andern Worten; du bist schon drauf und dran, — zu sündigen, — schwer zu fallen. — Da auf einmal wendest du hilfesuchend dein Auge zu Maria, der Helferin der Christen. „Ave Maria“ tönt es in deinem Herzen. — „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich armen Sünder!“ flehen deine bebenden Lippen. Und wie mit einem Schlage ist jegliche Gefahr verschwunden, der Abgrund der Hölle hat sich geschlossen; du triumphirst über alle deine Feinde. Gar liebend schaut das Mutterauge der allerseligsten Jungfrau auf dich und deinen errungenen Sieg, den du ihr zu verdanken hast. Sie hält dir den Siegespreis entgegen; der in der Himmelskrone besteht.

Sag' jetzt selbst: Was ist ein einziges, richtiges, andachtsvolles „Ave Maria!“ also werth: Antwort: Der Himmel.

— Der Goldarbeiter zieht das Gold so lange nicht aus dem Ofen, bis es nicht vollkommen geläutert ist, und so nimmt auch Gott die Trübsale nicht von uns, bis wir uns bessern. Hl. Johannes Chrysostomus.

— Gott läßt zu, daß du gedrückt wirst, er läßt dich aber nicht erdrückt werden; er drückt dich, weil er dich liebt; er sorgt für dich, daß du durch weit gelindere Strafe hier verbüßest, was du im anderen Leben weit schwerer zu büßen haben würdest. Hl. Ignatius Loyola.

Rundschau.

Den 14. August 1905.

Als Einleitung zu dieser „Rundschau" möchten wir vorzüglich auf die bevorstehende Jubelfeier des Deutschen Römisch-Katholischen Zentral-Vereins, welcher, verbunden mit einem Katholikentage in Cincinnati, O., vom 10. bis 14. September stattfinden wird, aufmerksam machen. Natürlich hängt der Erfolg der Feier nicht allein von der Betheiligung, auch nicht von den Beschlüssen ab, sondern von der ernsten Absicht, die erfolgten Entschlüsse auch in's Leben einzuführen. Es wird eine große Heerschau eifriger Katholiken werden, wenn nur ein Theil der erwarteten Gäste erscheinen wird. Der Episkopat, an der Spitze der päpstliche Delegat, wird zahlreich vertreten sein, um die geistlichen Funktionen auszuüben und durch zündende Ansprachen die Theilnehmer zu begeistern. Möge Gottes Segen auf der Veranstaltung liegen!

Die Katholiken unseres Landes sollten in Harmonie mit einander arbeiten und den Weisungen des Hl. Vaters entsprechend, ernstlich mithelfen, Alles in Christo zu erneuern. Positive Arbeit wird verlangt, je nach der Stellung, in welchem der einzelne von Gott gestellt worden. Das Liebäugeln mit der materialistischen Anschauung der Zeit kann niemals den Katholiken unseres Landes jene Stellung verschaffen, die sie vermöge ihrer Religion beanspruchen dürfen. Theilung des Schulfonds, bessere Sorge für die geistigen Bedürfnisse der Insassen staatlicher Anstalten, Regelung der Ehescheidungsgesetze auf christlicher Grundlage und dergl. sind nur einzelne der wichtigen Fragen, die uns alle angehen. Reinigung des politischen Lebens von Betrug und Schwindel, bessere Behandlung des niedrig gestellten Arbeiters durch Organisation von geeigneten Bündnissen auf christlicher Grundlage und vieles Andere würde später folgen. Doch sollte jeder Katholik auf sich selbst, seine eigene Familie und seine Kinder sehen und von da aus anfangen zu wirken. Zuerst das Naheliegende und dann das Entferntere. Nicht zu hohe und viele Beschlüsse, aber praktische und durchführbare, das sei die Losung auf dem Katholikentage.

Rom. — Die Kommission zur Zusammenstellung des kanonischen Rechtes hält wöchentlich zwei Sitzungen ab, wovon eine auf den Sonntag fällt. Sie besteht aus 16 Kardinälen und 41 Konsultoren. Den Vorsitz bei den meisten der Berathungen führt der Titularbischof Casparri. Die Arbeit der Kommission ist eine um so größere, als es sich nicht allein darum handelt, das kanonische Recht zu kodifiziren, sondern auch einzelne Theile und Abschnitte desselben zu verbessern. Vor Ablauf von fünf Jahren wird — im allergünstigsten Fall — an eine Beendigung dieser Arbeiten gar nicht zu denken sein.

Am 24. Juni wurden in Anwesenheit des Hl. Vaters die Dekrete der hl. Ritenkongregation bezüglich des Martyriums und seiner Ursachen, seiner Merkmale und Wunder verlesen und veröffentlicht, wodurch mehrere ehrwürdige Dienerinen Gottes verherrlicht worden sind. So die sechzehn ehrwürdigen Karmeliterinen aus dem Kloster von Compiègne, Teresia vom heiligen Augustin mit ihren Gefährtinen. Die Ordensfrauen wurden am 17. Juli 1794 in Paris guillotinirt, zehn Tage vor dem Ende der Schreckensherrschaft. Als sie das Schaffot emporstiegen, sangen sie voll Jubel den Psalm: „Lobet den Herrn, alle Völker".

Am 25. Juni wurde in der Wohnungs des Kardinals Ferrata, Ponenten der Selig- und Heiligsprechungs-Angelegenheit des verehrungswürdigen Dieners Gottes Bonaventura von Barcellona, Laienbruder des Ordens der Minderbrüder des hl. Franziskus, Stifters des Klosters des hl. Bonaventura in Rom, eine Congregatio antipraeparatoria der Riten gehalten, in welcher die dieser Kongregation angehörenden beamteten Prälaten und theologischen Kon-

sultoren ihre Voten über zwei Wunder abgaben, von welchen angenommen wird, daß der Allmächtige sie auf die Fürbitte des erwähnten Franziskaners bewirkt habe.

Der spezielle Gottesdienst und die päpstlichen Funktionen in St. Peter bedingen für den Dienst in der Sakristei besonders geschulte, junge Leute. Für die dazu geeigneten Knaben hatte Urban VIII. am 25. Oktober 1536 durch sein Breve: Quoniam ad agrum Domini ein besonderes Seminar auf der Piazza Rusticucci gegründet, das dann später unter Benedikt XIII. (1730) in das große hinter der Vatikanischen Basilika gelegene Gebäude überführt wurde. Hier erhielten die Zöglinge fünf Jahre hindurch Gymnasialunterricht, Ausbildung im Kirchengesang und in den Zeremonien. Mehrere Male mußte die Anstalt wegen politischer Wirren geschlossen werden, bis Leo XIII. sie vor dem offenbaren Verfall rettete durch Gründung des Gymnasiums von St. Peter und einer philosophischen und theologischen Fakultät, so daß auf diese Weise die gesammte Ausbildung, von der Elementarschule angefangen, dort ertheilt wurde. Im Jahre 1897 wurde das Vatikanische Seminar kanonisch konstituirt und erhielt das Privilegium, die philosophischen und theologischen Grade an die Zöglinge zu ertheilen. Das Seminar hängt von dem jeweiligen Erzpriester von St. Peter — also jetzt von Kardinal Rampolla — ab. Dieser Tage hat nun der Hl. Vater den bisherigen Rektor des Seminars, Msgr. Cani, pensioniren lassen und die Bestimmung getroffen, daß die Philosophen und Theologen der Anstalt dem Kursus in der Gregorianischen Universität beiwohnen. Die Schüler der unteren Klassen besuchen das Collegio Apollinare. Demnach bleibt das Vatikanische Seminar als Erziehungsanstalt bestehen, nicht aber als Unterrichtsanstalt.

Neuesten Nachrichten aus Rom zu Folge, hat der Hl. Vater allen Bischöfen die Anordnung des Konziliums von Trient, daß Kandidaten für die hl. Priesterweihe, sie erst nach einer von dem betreffenden Bischofe vorgenommenen strengen Prüfung erhalten sollen, wieder in Erinnerung gebracht und deren genaue Beobachtung eingeschärft und alle von seinen Vorgängern auf dem päpstlichen Stuhle in dieser Beziehung den Angehörigen religiöser Orden zugestandenen Ausnahmen aufgehoben.

Der Hl. Vater empfing am 31. Juli die Bischöfe Reiley von Savannah, Ga., und Northrop von Charleston, S. C., die am 29. Juli mit 100 amerikanischen Pilgern dort ankamen, in Privataudienz. In seiner Ansprache sagte der Papst, er liebe alle Amerikaner, auch die Nicht-Katholiken. Letztere, wegen der Freiheit, die sie der Kirche gestatteten. „Amerika", sagte er zum Schluß, „hat ein gutes Recht, die älteste Tochter der Kirche genannt zu werden, denn, obgleich es zuletzt unter den Nationen der Kirche beitrat, hat es Beweise seiner Loyalität, Hingebung und Toleranz gegeben. Die Katholiken in Amerika sind nicht nur geschätzt, sondern auch geachtet."

Der „Osservatore Romano" hat am 5. Juli ein eigenhändiges Schreiben des Papstes an den Patriarchen von Antiochia veröffentlicht, worin er dessen große Verdienste um die Vereinigung der orientalischen mit der katholischen Kirche rühmt.

Ueber die Frage, ob der hl. Petrus am Vatikan oder auf dem Janiculus gekreuzigt worden sei, ist neuerdings in Folge der Anbringung einer Gedenktafel die Kontroverse wieder belebt worden. Der Papst hat nun eine Kommission beauftragt, darüber eine Schrift auszuarbeiten und zwar unter Leitung von Prof. Marucchi.

Msgr. Wm. Murphy, D. D., Rektor des irischen Kollegiums in Rom, starb plötzlich in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli. Derselbe wurde 184[illegible] geboren, Priester in 1880 und Rektor seit 1900.

Deutschland. — Vor Empfang des September-Heftes des „Sendbote" wird die 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Straßburg i. E. vom 20. bis 24. August abgehalten worden sein. Dieselbe findet statt unter dem Ehrenpräsidium des hochw'sten Dr. Adolf Fritzen, Bischofs von Straßburg. Nach dem vorliegenden offiziellen Programm werden gegen 20 verschiedene Versammlungen von ebensoviele Organisationen stattfinden. Am 23. August soll selbst eine Sonderversammlung für die französischen Theilnehmer abgehalten werden.

Bei Gelegenheit der St. Bonifazius-Feier in Fulda am 5. Juni hat der deutsche Episkopat ein herrliches Hirtenschreiben erlassen, in welchem er den hl. Bonifazius als Apostel des christlichen Glaubens, als Vorkämpfer der Einheit der Kirche und als Träger jener Bildung und Gesittung, die durch ihn hauptsächlich Deutschland gebracht worden ist, schildert.

Ein beherzigenswerthes Wort hat jüngst Erzbischof Dr. Abert von Bamberg ausgesprochen. In Nürnberg empfing der Kirchenfürst die Präsides und Vorstände der dortigen katholischen Vereine und gab seiner Freude darüber Ausdruck, einmal die Männer, welche die Führer der katholischen Vereine sind, um sich versammelt zu sehen. Der Herr Erzbischof erklärte bei der Gelegenheit: „Nur organisirte Katholiken gelten etwas, unorganisirte beachtet man nicht!" Möge dieses wahre Wort überall Beherzigung finden, auch bei uns! bemerkt mit Recht dazu der „Wanderer".

Die preußischen Diözesen Köln, Breslau, Culm, Ermland, Fulda, Hildesheim, Münster, Osnabrück, Paderborn, Trier, Prag (preußischer Antheil) haben eine Vereinbarung über die Bildung eines gemeinsamen Hülfsfonds für neuzugründende katholische Pfarreien in leistungsfähigen Gemeinden getroffen.

Man hat kürzlich die Entdeckung gemacht, daß in dem bornirten Braunschweig es seit dem Jahre 1902 einem katholischen Geistlichen das Lesen der hl. Messe verboten ist und nöthigenfalls mit 30 M. Geldstrafe geahndet wird. Das heißt man protestantische Toleranz!! — Die Anstellung eines katholischen Geistlichen in Blankenburg im Harz ist vom Regenten jetzt genehmigt worden. Bisher wurde die Seelsorge vom katholischen Pfarramt im preußischen Halberstadt ausgeübt, da die Zulassung eines selbstständigen Geistlichen in Blankenburg von der Braunschweiger Regierung nicht genehmigt worden war.

In Braunschweig ist bekanntlich den Katholiken die nach dem Gesetze nothwendige Zulassung von barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege — ganze zwei Schwestern waren verlangt — offiziell verweigert, obwohl die Protestanten ihre Diakonissinen in großer Anzahl haben und in allen anderen deutschen Staaten einschließlich Bayern dauernd die Diakonissinen in voller Freiheit sich bewegen, ohne irgend einer staatlichen Erlaubniß zu bedürfen. — In Braunschweig besuchen die katholischen Kinder dort, wo katholische Schulen nicht bestehen, die konfessionell-lutherischen Volksschulen, wo selbstredend der ganze Unterricht im lutherischen Geiste ertheilt wird. Den katholischen Geistlichen ist es aber nicht erlaubt, in diesen Schulen den katholischen Kindern katholischen Religionsunterricht zu geben. Ja, es ist den Katholiken sogar nicht überall erlaubt, an solchen Orten, wo katholische Kinder in größerer Anzahl vorhanden sind, katholische Schulen zu errichten, die sie selbst aus ihren eigenen Mitteln erhalten wollen. In Schöningen, wo an 100 katholische Schulkinder sind, ist die Errichtung einer katholischen Volksschule bis heute nicht erlaubt.

Der zehnte Charitastag wird vom 2. bis 5. Oktober in Dortmund abgehalten werden.

Das Generalkapitel der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von

Paul hat die aus St. Avold (Lothringen) gebürtige Schwester Julie Kieffer zum dritten Mal zur Generaloberin der 35,000 Schwestern zählenden Kongregation gewählt. Eine besondere päpstliche Dispens war für diese Wiederwahl erforderlich.

Der Marianische Meßbund von Ingolstadt in Bayern hat nach seinem letzten Bericht 676,571 Mitglieder. Vom 1. Oktober 1903 bis 30. September 1904 wurden 18,856 neue Mitglieder aufgenommen und es starben während desselben Zeitraumes 13,814.

In Drensteinfurt (Westfalen) starb am 10. Juli der hochw. Pfarrer Adolph Jülkenbeck, im 62. Lebensjahre. — Im Bade Neuenahr starb am 6. Juli der hochw. Pfarrer Karl Seche von der St. Antonius-Pfarrei in Köln. — Kürzlich starb zu Riedsetz in Elsaß der hochw. Pfarrer Joseph Berchtold, 55 Jahre alt. — Am 28. Juli verschied zu Münster der hochw'ste Domkapitular Heinrich Menden in seinem 62. Lebensjahre. — Am 25. Juli starb zu Hildesheim der hochw'ste Dombechant und Generalvikar Friedrich Hugo im 78. Lebensjahre. — Am 28. Juli verschied der hochw. Pfarrer Andreas Schweizer von St. Paulin, Trier, im 59. Lebensjahre. — Am 28. Juli starb zu Bochum der Dechant des Dekanats Bochum, Pfarrer Schip, im Alter von 59 Jahren. — Am 21. Juni starb zu Immanstadt, Bayern, der wohlverdiente Kapuzinerpater Ambrosius Klafki, Guardian und Definitor der bayerischen Ordensprovinz der Kapuziner, erst 53 Jahre alt.

Oesterreich-Ungarn. — Die 13. Pilgerfahrt der Wiener nach dem Wallfahrtsort Mariazell fand wiederum unter großer Betheiligung der Männer am 16. Juli statt. Wiederum begeisterte der tüchtige Jesuitenpater Abel seine Zuhörer zu festen Entschlüssen und innigem Zusammenhalten unter dem Schutze der Gottesmutter. Es muß ein erhebender Anblick gewesen sein, den großen Pilgerzug von 2000 Männern zu betrachten.

Der fünfte allgemeine österreichische Katholikentag wird in der Zeit vom 18. bis 21. November abgehalten werden.

In Ungarn geschehen ärgernißerregende Dinge, sowohl in der Kirche wie im Staat. Es scheint Manches verrottet zu sein. So wurde die Leiche des Reichstagsabgeordneten Grafen Keglevich, der im Duell fiel, das er selbst durch die Wahl der Waffen und Bedingungen zu einem todbringenden machte, trotz der kirchlichen Bestimmungen mit allen kirchlichen Ehren bestattet. Keglevich führte außerdem außerhalb seiner legitimen Ehe anderthalb Jahrzehnte hindurch ein ärgernißerregendes, skandalöses Leben. Diese Mißachtung der kirchlichen Bestimmungen bei dem Begräbnisse des Grafen hat große Verstimmung hervorgerufen.

Am 3. Juli starb zu Purkersdorf der hochw. Pfarrer Adam Laschka von Ottokring bei Wien in seinem 57. Lebensjahre. — Zu Linz starb am 9. Juli der hochw. P. Burghard Angerer, O. M. Cap., Guardian, in seinem 49. Lebensjahre. — Der hochw. Ehrendomherr und Pfarrer Jakob Bauer in Bruck an der Leitha starb am 11. Juli. — Am 12. Juli starb zu Linz der hochw. Jesuitenpater Joseph Franz, 49 Jahre alt, welcher sich durch seine eifrige Wirksamkeit als Prediger und Subregens am Priesterseminar auszeichnete. — Am 19. Juli starb zu Linz der hochw. Karmelitenpater Lukas Hausmann, 88 Jahre alt, ein Geistesmann und vorzüglicher Exerzitienmeister. Er wirkte viele Jahre durch Wort und Schrift.

Frankreich. — Die vom Hl. Vater eingesetzte spezielle Kardinals-Kommission für Frankreich, in der Kardinal Mathieu den Vorsitz führt, hat einen Entwurf für die neue Organisation der Kirche in Frankreich nach der Trennung vom Staate fertiggestellt. Danach wird der Papst zunächst einen beson-

deren Legaten nach Paris entsenden, dem die Oberleitung des gesammten Klerus übertragen wird. Kardinal Mathieu wird wahrscheinlich dieses Amt übernehmen.

Wie verlautet, wurden von den hervorragendsten Mitgliedern des französischen Episkopats nach einem eingehenden Meinungsaustausch der Beschluß gefaßt, daß die Bischöfe sofort nach der amtlichen Verlautbarung des Gesetzes über die Kündigung des Konkordats und die Trennung der Kirche vom Staat in einer noch näher zu bestimmenden Stadt eine Versammlung abhalten, um über die erforderlichen Maßnahmen zu berathen. Dem „Gaulois" zu Folge hoffen die Einberufer der Versammlung, daß die Entscheidung der Bischöfe, falls sie gemeinsam und einmüthig gefaßt werde, bei allen Katholiken um so größere Beachtung finden werde.

In Frankreich hat man ausgerechnet, daß die 340 Abgeordneten, welche die Trennungsvorlage als Ganzes genehmigten, nur 2,977,033 von den 11,219,992 Wählern vertreten, die sich an den Abgeordnetenwahlen vom April-Mai 1902 betheiligten. Der Rechenmeister ist ein Nordfranzose, denn er gibt sich große Mühe nachzuweisen, daß das Frankreich nördlich der Loire auch diesmal wieder, wie schon manches andere Mal, von dem Frankreich südlich der Loire zu seinem großen Nachtheile beherrscht wird. Die 37 Departements der Nordregion, deren Grenze ungefähr von Belfort über Orleans nach Saint Nazaire sich zieht, haben eine Bevölkerung von 20,762,683 Seelen, die 49 Departements südlich der Loire (nach der Volkszählung vom 24. März 1901) eine solche von 18,199,262 Köpfen. Die 37 nördlichen Departements, die zahlreicheren, sind in der Kammer durch 296 Abgeordnete vertreten und von diesen haben 163 gegen die Vorlage und nur 125 dafür gestimmt; 7 waren abwesend und 1 enthielt sich. Folglich verwarf die Vertretung des volksreicheren Landestheiles das Gesetz, das ihm durch die des weniger bevölkerten aufgezwungen werden soll.

Die mit der Prüfung des Gesetzentwurfs betreffend Trennung von Kirche und Staat beauftragte Kommission des Senats nahm alle Artikel des Gesetzes an und vertagte sich sodann bis zum Oktober. Alsdann wird der Senator Lecomte im Auftrage der Kommission dem Plenum Bericht erstatten. — Der Präsident der Senatskommission für die Trennungsvorlage, der frühere Justizminister Vallé, erklärte einem Berichterstatter, daß der Senat die Erörterung des Gesetzentwurfs bereits gegen den 10. November beginnen und voraussichtlich Mitte Dezember beenden dürfte. Die Kommission wünsche, daß der Senat das Gesetz in der von der Kammer genehmigten Form annehme, und es sei zu hoffen, daß diesem Wunsche entsprochen werden wird.

Der französische Minister Roubier hat Mitte Juli zwei Erlasse veröffentlicht, wodurch wiederum 126 Klöster und Schulen der Ursulinerinen, der Schwestern von der Heimsuchung, der christlichen Liebe, der christlichen Brüder und anderer bis zum 1. September 1905 geschlossen werden müssen.

Ganz Corsica ist in Aufregung, weil die Behörde sich zur Vertreibung der schulhaltenden Klosterfrauen anschickt. Die Lage ist so ernst, daß Truppen zur Aufrechterhaltung der Ruhe verlangt worden sind.

Die französischen Stadtverwaltungen führen ebenfalls den Kulturkampf weiter. In Chalon-sur-Saône wurden aus den Krankenhäusern alle religiösen Abzeichen entfernt; den Barmherzigen Schwestern ist es verboten, mit den Kranken und Sterbenden von religiösen Dingen zu reden. Der Anstaltsgeistliche ist auf's Strengste angewiesen, sich nicht in den Krankensälen sehen zu lassen; er darf nur dann an ein Bett zugelassen werden, wenn der Kranke dies ausdrücklich verlangt hat und die Verwaltung ihre Genehmigung dazu vorher ertheilt hat! Die einzige Sorge der Stadtväter von Chalon ist nun,

wohin man die religiösen Embleme schaffen soll. Bisher hat man noch keinen Ort dafür ausfindig machen können. Noch liebenswürdiger als die Kulturkämpfer in Chalon-sur-Saône sind die in der guten, alten Stadt Rheims. Dort beschäftigt sich der Gemeinderath mit einem neuen Reglement für die Zuführung von Trinkwasser. Bisher erhielten die Krankenhäuser der Petites Soeurs des Pauvres, zwei Waisenhäuser und die Anstalt vom Bon Pasteur das Wasser zum halben Preise. Einstimmig beschließt der Munizipalrath, den genannten Häusern ihr Privileg zu entziehen, mit welcher That jene Brüderlichkeit, die nach Herrn Bourgeois und Brisson das Christenthum der Menschheit nicht hat bringen können, unverweilt eingeführt sein wird. — In Soissons ist es der Unterpräfekt, der die Damen vom Kreuz aus ihrem alten Heim vertreibt. Hier hat der Munizipalrath in einstimmigem Beschluß den Wohlthäterinen der Stadt sein Bedauern und den wärmsten Dank ausgesprochen für das Werk der Erziehung von jungen Mädchen, das diese Damen seit mehr als 50 Jahren in Soissons geübt. Um diesen negativen Heldenthaten auch eine positive an die Seite zu stellen, werden demnächst im Pantheon die Standbilder Voltaires und Rousseaus errichtet werden.

Holland. — Das bisherige Ministerium in Holland hat durch die kürzlich vollendeten Kammerwahlen eine Niederlage erlitten und ist als gestürzt zu betrachten. Es würde in der Kammer künftig 52 Abgeordnete gegen sich und nur 48 auf seiner Seite haben. In den am 28. Juni gethätigten Stichwahlen hat sich das sozialistisch-liberale Kartell als durchaus zuverlässig und demgemäß erfolgreich erwiesen, so daß die in der Stichwahl befindlichen 9 Antirevolutionäre alle durchfielen. Dank der liberalen Hilfe haben die Sozialdemokraten, die bei den Hauptwahlen keinen Mann durchbrachten, 7 Kammersitze; dazu kommen von der Opposition 11 Demokraten, 10 gemäßigte Liberale und 24 Linksliberale. Von der Rechten sind gewählt 15 Antirevolutionäre, 8 historische Christen und 25 Katholiken; letztere haben ihren alten Besitzstand gewahrt. Uebrigens hat man doch noch keinen Grund, sich allzu pessimistischen Gedanken hinzugeben; denn die Erste Kammer behält ja ihre katholisch-antirevolutionäre Mehrheit, und so wird ein zu radikales Vorgehen der neuen Zweiten Kammer in den meisten Fällen wohl verhindert werden. Im Uebrigen ist es interessant zu wissen, daß sich unter den 100 Mitgliedern der Zweiten Kammer 54 Juristen befinden.

Der Jesuitenpater J. K. Zenner starb am 15. Juli zu Valkenburg in Holland im 52. Lebensjahre.

Schweiz. — In Einsiedeln starb am 29. Juli der hochw. P. Otto Bitschnau, O. S. B., welcher sich durch seine populären religiösen Schriften ein ehrenvolles Andenken erworben hat.

Missionen. — Ein großes Unglück traf die Herz-Jesu-Mission in der deutschen Südsee auf der Insel Jaluit, indem am 30. Juni ein fürchterlicher Sturm die Mission zerstörte. Niemand wurde dabei getödtet. Diese katholische Mission wurde im Jahre 1898 von der Herz-Jesu-Genossenschaft (Mutterhaus Hiltrup bei Münster i. W.) gegründet. Es befinden sich auf der Insel 2 Priester, 2 Brüder und 5 Missionsschwestern. Gerade zur Zeit, als diese Trauernachricht eintraf, machte sich eine andere Karavane bereit, um am 22. August abzureisen, bestehend aus 1 Priester, 1 Bruder und 4 Schwestern.

„Die Väter vom Hl. Geiste" pastoriren in Afrika in 144 Gemeinden 31 Katholiken mit ungefähr 100,000 Katachumenen. In 400 Schulen werden 28,000 Schüler unterrichtet.

Die vierte Zentenarfeier der Geburt des hl. Franz Xaver, des Apostels von Indien (geboren am 7. April 1506 auf dem Schlosse Xavier bei Pampeluna) soll im nächsten Jahre in Goa, wo der Leib des Heiligen ruht, feierlich began-

gen werden. Der hochwst. Herr Dom Antonius Sebastian de Valente, Patriarch von Indien und Erzbischof von Goa, kündigte seinen diesbezüglichen Entschluß dem Domkapitel am letzten Charsamstag an und bat um die Mitwirkung von Klerus und Volk. Ob der (unverweste) Leib des Heiligen bei dieser Gelegenheit zur Verehrung ausgesetzt werden wird, ist noch nicht entschieden. Die Kosten einer solchen Aussetzung und die Vorkehrungen für den Empfang der in diesem Falle zahlreich zu erwartenden Pilger sind nämlich sehr beträchtlich und Goa ist eine arme Kolonie.

Der hochw. Pozzoni di Paderno d'Adda wurde von der Propaganda zum Apostolischen Vikar von Hongkong ernannt.

Die für die Seligsprechung des Bischofs Dr. Hartmann (ein geborener Deutscher), Apostolischer Vikar von Patua, Indien, nothwendigen Einleitungsdokumente sind in Rom abgeliefert worden. Bischof Hartmann starb nach aufreibender Missionsarbeit im Geruche der Heiligkeit, im Jahre 1866. Er war der Gründer des „Catholic Examiner" in Bombay und der Verfasser des auch jetzt noch im Gebrauche sich befindenden Katechismus in indischer Sprache. Das neue Testament übersetzte er in die schwierige Urdasprache. Bischof Hartmann gehörte dem Kapuzinerorden an.

In Toulouse starb am 27. Juni der hochwst. Andreas Theophil Melizan, O. M. I., Erzbischof von Colombo, Ceylon, in seinem 61. Lebensjahre. Er wurde zuerst Titularbischof von Abrana 1879, darnach 1886 auf das Bisthum transferirt und zuerst Erzbischof seit 5. März 1893.

Südamerika. — Ein römischer Korrespondent der katholischen „Vérite Française" schreibt, daß in Südamerika ein großes Bedürfniß nach religiösen Genossenschaften bestehe. „Die Bischöfe dieser Staaten rufen laut nach Ordensmännern zur Leitung von Pfarreien, von Schulen; nach Ordensschwestern für die Spitäler. Ein südamerikanischer Bischof sagte: ‚Wenn mir achthundert Ordensleute zur Verfügung stünden, so würde ich sie alle binnen drei Monate unterbringen, und zwar in Stellungen, in denen ihr Dienst Gottes ihnen zugleich sicheren Unterhalt gewährt.' Ganz ebenso steht es in Peru; der Commendatore Sevilla (in Rom) ist von den Bischöfen von Huaraz und Ayachucho beauftragt worden, religiöse Genossenschaften zu suchen, welche die Seelsorge in den beiden Diözesen übernehmen. Dieser Aufforderung entsprechend werden die Chorherren von der Unbefleckten Empfängniß ihr erstes Haus in der Diözese Huaraz gründen. Aber solche Schritte geschehen leider allzu selten. So ist z. B. die Diözese Curityba so groß wie drei Viertel von Frankreich, wird von einer halben Million Menschen bewohnt — und besitzt ungefähr 10 Priester!" — Welche Wohlthat wäre in solchen Gegenden die Niederlassung zahlreicher Kongregationen! Die aus Frankreich Vertriebenen haben sich in der Regel in den ihrem Vaterlande benachbarten Staaten etablirt, wahrscheinlich, weil sie hoffen, daß eine Veränderung der Verhältnisse in Frankreich, eine der Religion ergebene oder wenigstens wohlgesinnte Parlamentsmehrheit ihnen bald die Rückkehr ermöglichen werde.

Mexiko. — Am 15. Juni starb zu Acaponeta, Mexiko, der hochwst. Bischof Ignatz Diaz von Tepèc, im 52. Lebensjahre. Er war Bischof seit 1893.

Der hochwst. Filemon Fierro y Teran, Bischof von Tamaulipas, Mexiko, ist am 7. Juli im 45. Lebensjahre gestorben. Er war Bischof seit 1897.

Canada. — Am 7. Juli starb der hochwst. Maximus Decelles, Bischof von St. Hyacinthe, Canada, im 56. Lebensjahre. Er wurde zuerst Bischof von Druzipara im Jahre 1889 und darnach Bischof der Diözese Hyacinthe 1901.

Mitte Juli starb zu Charlottetown auf Prince Edward Island

der hochwst. Bischof Charles James McDonald in seinem 64. Lebensjahre. Er wurde Bischof von Irina im Jahre 1889 und hierauf Bischof von Charlottetown am 1. Dezember 1891.

Philippinen. — Von den Philippinen berichten die Zeitungen manche erfreuliche Thatsache für den Katholiken. Es gibt nahezu 150 Jünglinge, die sich dem Priesterstande widmen wollen. Am 30. Mai reisten drei Jesuitenpatres, Torres, Clotet und Masolives von Manila nach der Diözese Vigan, um das Priesterseminar zu übernehmen. Am 1. Juni wurde das Seminar der Erzdiözese Manila ebenfalls den Jesuiten übertragen. P. Villalonga, S. J., welcher auch in St. Louis, Mo., bekannt ist, wo er sich den Doktorgrad in feierlicher Disputation erworben hat, wurde zum ersten Rektor des Seminars ernannt.

Das geistige Leben auf den Philippinen während der spanischen Herrschaft kennzeichnen trefflich die vier Bände, die von den Augustinerpatres Angel Perez und Cecilio Guemes unter dem Titel „La Imprenta de Manila" über die Seltenheiten und bibliographischen Merkwürdigkeiten von Manila veröffentlicht werden. Aus ihnen geht hervor, daß sich dort reiche Geistesschätze finden, z. B. einzigartige Stücke, die in Europa jede große Bibliothek hochschätzen würde. Sie sind stumme Zeugen für die Thätigkeit der Orden auf den Philippinen und ihre eifrigen geistigen Bestrebungen und widerlegen am besten die thörichten, meist auf krassester Unwissenheit beruhenden Anklagen der kirchenfeindlichen Literaten.

Vereinigte Staaten. — Am 18. Juli wurde die zweite Jahresversammlung der Catholic Educational Association in New York begonnen und am 20. Juli geschlossen. Drei Abtheilungen des Schulsystems waren durch hervorragende Erzieher vertreten, nämlich: die Seminarien, die Kollegien und die Schulen. Am Schlußabend wurde eine von 6000 Personen besuchte Versammlung abgehalten. Die New Yorker Zeitungen, welche sonst sehr gelobt werden, selbst von Geistlichen, ignorirten die Versammlung. Hoffentlich wird dieses die Herren überzeugen, wie nothwendig auch eine katholische englische Zeitung ist. Bis jetzt werfen viele dieser Herren nur Steine solchen Unternehmen in den Weg.

In der Stadt New York werden im September 15 neue Pfarrschulen eröffnet werden. Die Schwestern der Liebe (Sisters of Charity), welche ihre Hauptniederlassung zu Mt. St. Vincent am Hudson Fluß haben, werden den größten Theil der Schulen übernehmen. Die Erzdiözese New York unterrichtet in den Pfarrschulen und anderen Erziehungsanstalten 55,629 Kinder.

Die vierte General-Versammlung des katholischen Lehrer-Vereins der Vereinigten Staaten fand am 1. und 2. August im Lehrerseminar zu St. Francis, Wis., statt.

Der hochwst. August F. Schinner, welcher am 25. Juli vom Apostolischen Delegaten Falconio zum ersten Bischof von Superior (Wisconsin) geweiht worden ist, hat an seine Diözesanen seinen ersten Hirtenbrief erlassen, welcher die hohe Würde des Priesterthums schildert und seine Diözesanen um deren eifrige Mitwirkung beim Aufbau des neuen Bisthums bittet und die Fülle geistiger Segnungen über dieselben herabfleht.

Zum Generalvikar der neuen Diözese Superior (in Wisconsin) hat der hochwst. Bischof Schinner den hochw. Walter L. Fardy, Pfarrer der Herz-Jesu-Gemeinde in Superior, Wis., ernannt.

Der hochwst. Johann Kasprzycki, C. R., Pfarrer der St. Stanislaus Kirche in Chicago, Ill., und Provinzial der Väter von der Auferstehung in den Vereinigten Staaten, wurde kürzlich zum General der Genossenschaft erwählt. Derselbe residirt in Rom.

Am 24. August wird in St. Vinzenz, Pa., die große neue Abtei-Kirche durch den Bischof Regis Canevin von Pittsburg konsekrirt werden. Die St. Vinzenz-Abtei wurde vor 60 Jahren von dem verstorbenen Erzabt Bonifazius Wimmer, welcher damals mit 4 Klerikern und 17 Laienbrüdern aus Bayern nach Amerika kam, gegründet. Gegenwärtig gehören der Erzabtei an: 122 Priester, 23 Kleriker, 15 Novizen, 69 Laienbrüder und 5 Postulanten. Ferner gehören zur Abtei: 1 Priesterseminar und 3 Kollegien mit 520 Studenten und in 42 Pfarreien werden von 55 Patres 41,000 Seelen pastorirt.

Folgendes Kennzeichen des noch nicht gestorbenen Amerikanismus verdient in der „Rundschau" genannt zu werden. Eine Anzahl Katholiken Chicagos nahm ungefähr 70 verkrüppelte Kinder nach Saugatuck, Mich., zu einer kurzen Ferie auf dem Lande. Beinahe alle Kinder und die Begleiter waren katholisch. Anstatt dieselben am Sonntag in die naheliegende katholische Kirche zur hl. Messe zu bringen, wurden dieselben in Grand Rapids nach 1½stündiger Fahrt in eine Baptistenkirche zu einer Sonntagsandacht gebracht. Dieser unverzeihliche Fehler zeigt, wie unwissend in Chicago ein Theil von sog. broad-minded Katholiken ist. Auch in anderen Städten helfen selbst Katholiken als Mitglieder von Anstalten der sog. unsectarian Richtung mit, daß ähnliches geschieht.

Der hochwst. Placidus Ludwig Chapelle, Erzbischof von New Orleans, fiel am 9. August als Opfer des gelben Fiebers in New Orleans, 63 Jahre alt. Derselbe war päpstlicher Legat von Cuba und Porto Rico. Von Geburt ein Franzose wurde er 1869 zum Priester geweiht und im Jahre 1891 Weihbischof der Diözese Santa Fé. Zwei Jahre nachher erhob ihn der Hl. Vater zum Titular-Erzbischof von Sebaste. In 1894 folgte er dem hochwst. Erzbischof Salpointe, welcher resignirt hatte. Seit dem 1. Dezember 1897 verwaltete er das Erzbisthum New Orleans. R. I. P.

Am 4. August starb zu Milwaukee die Ehrw. Mutter M. Klara (Heuck), Generalkommissärin der Schulschwestern de Notre Dame in ihrem 61. Lebensjahre.

Todtentafel. — Dem Gebete unserer Leser empfehlen wir alle während des letzten Monates verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Man sei auch eingedenk der dahingeschiedenen Mitglieder des Priester- und des Ordensstandes. Aus der Reihe der Priester starben: Hochw. P. Alphons L. Hild, C. SS. R., am 14. Juli zu New York, N. Y.; hochw. Thomas Farrel, am 17. Juli zu Normandy, Mo.; hochw. Aloys Huthmacher, am 15. Juli zu Massillon, O.; hochw. P. Owen Walsh, C. SS. R., am 16. Juli zu Boston, Mass.; hochw. Richard Brennan, im Juli zu San Francisco, Cal.; hochw. Thomas L. Kinkead, am 26. Juli zu Peekskill, N. Y.; hochw. Henry Anderson, am 1. August zu Dayton, O.; hochw. Dyonis F. Sullivan, am 22. Juli zu West Lynn, Mass.; hochw. Joseph Wüst von der Diözese Trenton, am 27. Juli zu San Antonio, Tex.; hochw. J. B. McDonald von der Erzdiözese New York im Juli; hochw. Thomas F. Galligan, am 28. Juli zu Yonkers, N. Y.; hochw. Jas. McGowan, am 7. August zu Askeaton, Wis.; hochw. P. Simplizius Wimmer, O. S. B., am 5. August zu St. Johns, Minn.; hochw. Chas. Burns, im Juli zu Winnemucca, Nev.; hochw. P. Wm. Ollmert, C. S. C., am 1. August zu Austin, Tex.; hochw. P. Philipp Krebs, O. S. B., am 8. August zu Greensburg, Pa.; hochw. J. B. Gerhardy, am 10. August zu Ottawa, Ill.; hochw. Klemens Johannes, am 9. August zu Dubuque, Iowa.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Gilbertville, Iowa, 10. VII. '05. Den hlst. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Walburga nebst den Armen Seelen, sei hiermit tausendfaltiger Dank abgestattet für Genesung aus schwerer Krankheit, sowie Erhörung in anderen Anliegen. M. W.

Louisville, Ky., 14. VII. '05. In einem besonderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zum hl. Joseph. Ich versprach Veröffentlichung. Vielen Dank für die Erhörung. — In einem anderen Anliegen nahm ich ebenfalls meine Zuflucht zum Gebete. Ich begann eine Novene zu Ehren des göttlichen Kindes Jesu und ließ eine hl. Messe für die Armen Seelen lesen. Meine Bitte wurde erhört. Dafür möchte ich danken. K. K. D.

Milwaukee, Wis., 31. VII. '05. Da meine Frau längerer Zeit kränklich war und ärztliche Hilfe ihr nicht die Gesundheit verschaffte, nahm ich meine Zuflucht zum Gebete, zum hl. Apostel Judas Thaddäus und zum hl. Antonius. Dieses that ich auch in anderen Anliegen. Gott sei Dank, ich wurde erhört. H. B.

Milwaukee, Wis., 21. VII. '05. Eine mir nahestehende Person wurde schwachsinnig. Ein berühmter Arzt und eine erfahrene Krankenwärterin sagten, die Kranke müsse in eine Anstalt gebracht werden, um geheilt zu werden. Ich nahm meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, zur seligsten Jungfrau Maria, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, und zum hl. Expeditus und versprach es im „Sendbote zu veröffentlichen. Auch versprach ich, den „Sendbote“ für ein Jahr zu bestellen, und es war geradezu auffallend, wie sich der Zustand der Kranken besserte. Schon früher machte ich in mehreren Anliegen Versprechen, im Falle der Erhörung es im „Sendbote“ zu veröffentlichen, aber unterließ es jedes Mal und will es hiermit nachholen. A. R.

Chicago, Ill., 21. VII. '05. Da ich es für nothwendig erachtete, eine Generalbeicht abzulegen, aber große Furcht davor hatte und von einem nervösen Fehler geplagt war, dachte ich, dieses wäre ein Hinderniß, obwohl ich mich sehr danach sehnte, diese Beicht abzulegen. Da nahm ich meine Zuflucht zur schmerzhaften Mutter, zur hl. Margaretha von Cortona und zu den Armen Seelen. Ich versprach eine neuntägige Andacht zu den Obengenannten zum Danke. Auch versprach ich der Mutter Gottes sie besonders in ihren Schmerzen zu verehren und den Weg zur Kirche zu Unserer Lieben Frau von Lourdes, welche eine ziemlich weit entfernte Strecke von unserm Hause entfernt ist, zu Fuß zu pilgern. Ich versprach auch im Falle der Erhörung es im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Hiermit danke ich von ganzem Herzen für die mir gegen alles Erwarten zu Theil gewordene Gnade, und alle diejenigen, die dieses lesen, bitte ich, eine tägliche, wenn auch kleine Andacht, zur schmerzhaften Mutter zu verrichten, besonders um die Gnade wahrer Reue zu erlangen. Dieses wünsche ich mir und allen Lesern des „Sendbote“. M. B.

St. Paul, Minn., 29. VII. '05. Als ich schon längere Zeit erkrankt war und es selbst schien, daß sich Auszehrung einstellen

würde, da keine Medizin half, so nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zu Maria, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen, versprach eine hl. Messe und Veröffentlichung im „Sendbote". Da ich erhört wurde, möchte ich hiermit meinen Dank aussprechen. Frau St. S.

St. Paul, Minn., 27. VII. '05. Schon längst hätte ich diese Erhörung einsenden sollen. Mein Mann wurde beschuldigt eine werthvolle Uhr entwendet zu haben. Er war unschuldig und wußte nichts vom Verbleib der Uhr. In meiner Angst, ja Verzweiflung nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius, zur lieben Mutter Gottes und zu den Armen Seelen. Ich versprach ebenfalls Veröffentlichung im Falle der Erhörung. Tausendmal Dank, ich bin erhört worden. W. S.

San Jose, Cal., 27. VII. '05. Dem hlst. Herzen Jesu, der seligsten Jungfrau und dem hl. Joseph sei unendlicher Dank gesagt für Hilfe in einem peinlichen Leiden.
Hochw. J. M., S. J.

San Jose, Cal., 26. VII. '05. Eine Freundin suchte Arbeit. Auf Hilfe der lieben Mutter Gottes, dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Joseph bekam sie welche. Auch in zwei geistigen Anliegen fanden wir Erhörung. Dank dem hlst. Herzen und dem hl. Joseph. C. M.

Chicago, Ill., 30. VII. '05. Vor einiger Zeit war mein Vater sehr krank, so daß wir an seiner Genesung zweifelten. Ich nahm mir vor, es im „Sendbote" zu veröffentlichen, wenn er wieder gesund würde. Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den Armen Seelen, er ist wieder gesund geworden. S. M.

Hamilton, O., 31. VII. '05. Meinen innigsten Dank dem hlst. Herzen Jesu, den Armen Seelen im Fegfeuer, dem hl. Antonius und dem hl. Joseph für die Erhörung meiner Bitte um ein eigenes Heim zu bekommen, und welches durch deren Fürbitte erlangt wurde. Nochmals meinen innigsten Dank, indem ich meinem Versprechen schon längst hätte nachkommen sollen und es im „Sendbote" veröffentlichen. L. K.

Cincinnati, O., 6. VII. '05. Im Dezember vorigen Jahres wurde mein Mann bei der Arbeit schwer am linken Auge verletzt und befürchteten die Aerzte, daß er das Auge verlieren würde. In unserer Noth nahmen wir unsere Zuflucht zum Gebete und beteten unter Anderem einen Monat lang jeden Tag den Rosenkranz und verschiedene andere Gebete und versprachen, falls wir erhört würden, es im „Sendbote" zu veröffentlichen. Gott sei Dank, wir wurden erhört, denn sein Auge wurde ganz gesund. Dann als er seine Arbeit verlor, hielten wir eine Novene zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zum hl. Benediktus, und er erhielt bald darauf lohnende Beschäftigung. Auch in einer für uns sehr wichtigen Angelegenheit wurden wir zum Theile erhört. Dem göttlichen Herzen Jesu nochmals unsern Dank. Frau F. F.

Hartwell, O., 3. VIII. '05. Dem hlst. Herzen Jesu sei Lob und Dank für gütige Hilfe in zwei Anliegen, welche wir im „Sendbote" empfohlen hatten.
A. S. v. hl. Fr.

St. Paul, Minn., 6. VIII. '05. Als alle ärztlichen Mittel bei einer Wunde im Munde nichts halfen, nahm ich Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und zum reinsten Herzen Mariä und versprach, im Falle der Erhörung, ebenfalls Veröffentlichung im „Sendbote". Nach langem Bitten wurde ich erhört und bin nun gesund. Außerdem wurde ich in einem Anliegen erhört. Deshalb seien gelobt und gepriesen die hlst. Herzen Jesu und Mariä. C. H.

Brooklyn, N. Y., 6. VIII. '05. Da ich mich in großer Noth befand, nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, zur allerseligsten Jungfrau Mariä, der hl. Anna und dem hl. Dominikus, und versprach Veröffentlichung im „Sendbote", insofern ich Erhörung fände. Endlich am letzten Tage der Novene, am Feste Mariä Schnee, wurde ich erhört. Mein herzlichster Dank sei dem hlst. Herzen Jesu und den Heiligen hiermit ausgesprochen. M. S.

Wapakoneta, O., 7. VIII. '05. In einem besonderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zu dem hlst. Herzen Jesu, zum hl. Herzen Marien, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zu den Armen Seelen mit dem Versprechen, wenn ich erhört würde, zwei hl. Messen lesen zu lassen, einige Rosenkränze zu beten für die Armen Seelen und es im „Sendbote" veröffentlichen zu lassen. Dank dem hlst. Herzen, den lieben Heiligen und den Armen Seelen. Ich wurde ganz auffallend erhört. C. W.

Peoria, Ill., 8. VIII. '05. Bitte, folgende Begebenheit im „Sendbote" zu veröffentlichen: Am Vorabende des Festes vom hlst. Namen Jesu schluckte unsere gute Agnes Glas von einer zerbrochenen Kanne, das ohne unser Wissen in die Frucht gefallen war. Sogleich merkte sie das Schneiden in der Speise-Röhre, doch hielt sie das Vorgefallene stille, bis einige Stunden später sie der Schmerz nöthigte, es mitzutheilen. Der befragte Arzt erklärte, daß nichts in diesem Falle zu thun sei, als zu versuchen, die Glas-Scherbe mit frischem Brodessen bis im Magen zu drängen und fleißig alle Symptome der Person zu beachten, weil er glaubte, es konnte sich die Nothwendigkeit einer Operation in 24 Stunden herausstellen. In unserer Bestürzung hielt die ganze Familie eine neuntägige Andacht zum hlst. Namen Jesus und sie versprachen Veröffentlichung zur Ehre seines göttlichen Herzens, im Falle des glücklichen

und erwünschten Verlaufes. Jetzt fand eine auffallende Thatsache gemäß der Aussage eines gewissenhaften Arztes statt. Es arbeiteten sich vier verschiedene beträchtliche große Stückchen dieses verschluckten Glases durch den Leib und zeigten sich so viel, daß diese mit freien Fingern von der Pflegerin entfernt werden konnten. Der Arzt glaubte kaum seinen Augen, wo er die zwei blutenden Stellen im Leibe sah, etwa vier bis fünf Zoll unterhalb des Magens, der also auch durchlöchert war. Reichliche Dankesthränen flossen von Seiten der Kranken, die in dieser Fügung auch die große Allmacht dessen sah, dem sie sich entschlossen, ihr Leben zu weihen. Gegenwärtig hat sie die Aussicht, in den Orden des hl. Franziskus aufgenommen zu werden. So weit ihre Mittheilung und die der dankbaren Familie.

S. B.

Aus einem Hospital. Eine junge Frau, die eine ganz schwierige Operation nur mit genauer Noth überlebte, schwebte in äußerster Todesgefahr für zwei Wochen nachher, so daß alle Aerzte die Hoffnung aufgaben. Da, sagte diese Leidende, nahm ich meine Zuflucht zum Prager Jesukind und versprach Veröffentlichung und fast plötzliche Besserung traf ein. Indem ich meinem Versprechen nachkomme, wünsche ich auch meine gegenwärtigen Anliegen dem göttlichen Herzen Jesu zu empfehlen.

Frau K.

Chicago, Ill., 10. VIII. '05. Für die Gnade einer guten Lebensbeicht möchte ich hiermit meine innigste Danksagung aussprechen. Leider habe ich diese Danksagung ziemlich lange aufgeschoben, wofür ich um Verzeihung bitte. Zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und der Hl. Familie habe ich je eine hl. Messe darbringen lassen.

F. W. H. K.

Fowler, Ind., 10. VIII. '05. Als mein Mann schwer erkrankte, nahm ich Zuflucht zur hl. Mutter Gottes und zum hl. Antonius, versprach eine hl. Messe und Veröffentlichung. Außerdem hatte meine Mutter ihre Uhr verloren oder verlegt. Sie wandte sich deshalb an die Armen Seelen. In beiden Fällen wurden wir erhört, wofür wir unseren Dank aussprechen.

Frau M. M.

Kurze Danksagungen: M. B., Sharpsburg, Pa., Heilung eines kranken Fingers. — N. W., Harrisburg, Pa., schnelle Genesung in böser Halskrankheit. — A. S. M., Cincinnati, O., Erhörung in zwei Anliegen. — B. W., New York, N. Y., Erhörung in einem großen Anliegen. — F. S., Mankato, Minn., Erhörung in drei Anliegen. — J. K., Cincinnati, O., Erlangung von Arbeit.

Sinnsprüche.

Wer der Vorsehung nicht vertraut, ist nicht würdig, das Werkzeug derselben zu sein.

Wären wir selbst ohne Fehler, so wären wir weit minder empfindlich gegen diejenigen, mit welchen wir zu leben genöthigt sind.

Das ist ein bequemer Eifer, der nur für sich selbst eifert, und den Fehlern des Nächsten nur den Nutzen abzugewinnen sucht, uns über ihn zu erheben.

Wäre unser Eifer wahrhaft, so finge er immer bei unserer eigenen Besserung an, und wir wären so sehr mit unseren Fehlern beschäftigt, daß uns kaum je Zeit erübrigte, der Fehler Anderer zu gedenken.

Was mit Heftigkeit gesagt oder gethan wird, ist nicht für die Besserung des Nächsten geeignet.

Der Mensch kömmt gewöhnlich auf dem nämlichen Wege zurück, den er ging, als er sich verirrte.

Gott kommt mit der Welt darin überein, daß beide an einer edlen Einfalt, die ihrer selbst vergißt, Behagen finden.

— Ehe du Andere tadelst, wo die Pflicht dies von dir fordert, so gestehe dir innerlich, daß du in mancher Rücksicht schuldiger bist als sie.

Redaktionsschluß am 17. August 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat September 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Die Geistlichkeit.

Besondere Meinungen.

1. **Erster Freitag.** Aegidius, Bek., Abt (720). 202,322 Danksagungen; Entsagung; für die sterbenden Leser; Bekehrung verkommener Söhne und Töchter; feste Gesundheit zur Verrichtung der Standespflichten; nach Meinung. 1)
2. **Samstag.** Stephan, Bek., König (Ungarn, 1038). 109,570 Bedrängte; Edelmuth; Bekehrung vieler leichtsinniger Väter und Mütter; Aufhebung mehrerer Aergernisse in verschiedenen Gemeinden; Geduld in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens.
3. **Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.** Serapia und Sabina, Märt., Jungfr. (121). 136,414 Kranke; Gottergebung; hinreichende Gelegenheit für alle Familien zur Erlangung guter Arbeit; die Erziehung der Kinder in vielen Familien.
4. **Montag.** Rosa von Viterbo, Jungfr. (1333). 127,382 verstorbene Mitglieder; Wachsamkeit; dringende Anliegen verschiedener Priester; die Verbreitung der Jünglingsvereine; Bekehrung der Unmäßigen.
5. **Dienstag.** Laurentius Justinianus, Bek., Bisch. (1445). 27,041 Lokalbündnisse; Pflichteifer; die Anliegen einer Familienmutter; Verbreitung guter Zeitungen und Bücher; Glück und Segen im Ehestande.
6. **Mittwoch.** Onesiphorus, Mart. (1. Jahrh.). 34,737 Direktoren; Gottvertrauen; die Bekehrung der Zornmüthigen; die Kirche in den romanischen Ländern; Erlangung des Gehörs für mehrere Leidende; wahre Andacht der Schulkinder in Anhörung der hl. Messe.
7. **Donnerstag.** Johannes, Mart. (303). 104,059 Beförderer; Demuth; Katechismusunterricht in eine Gemeinde; Heilung mehrerer Fallsüchtigen; die Dienstmädchen in unseren Städten; die Erziehung der Kinder in gemischten Ehen. 4)
8. **Freitag.** Mariä Geburt. 231,125 Verstorbene; Andacht zur Mutter Gottes; ein wichtiges Anliegen einer Schwestern-Genossenschaft; passende Arbeitsstellen für unsere Leser; Erfolg in einem Unternehmen zu Ehren des hlsten Herzens Jesu; nach Meinung.
9. **Samstag.** Peter Klaver, Bek. (S. J., 1654). 236,766 Gnade der Beharrlichkeit; Gebetseifer; Heilung einiger Geistesverwirrter; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten; häusliche Andacht.
10. **Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.** Mariä Namen. Nikolaus von Tolentino, Bek. (O. S. A., 1305). 173,099 Jugend; Gehorsam; Bekehrung der Spötter und Lästerer; guter Verkauf eines Eigenthums; die Arbeiter in den Fabriken.
11. **Montag.** Protus und Hyazinth, Märt. (262). 132,739 erste Kommunion; Andacht; Mittel zur Vollendung eines Klosters; die Erziehung der Blinden; größerer religiöser Eifer in vielen katholischen Familien; ein besonderes Anliegen.
12. **Dienstag.** Guido, Bek. (1012). 86,862 Eltern; häusliche Andacht; Bekehrung verschiedener Länder, die sich verbotenen Gesellschaften angeschlossen haben; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften.
13. **Mittwoch.** Eulogius, Bek., Bisch. (608). 78,176 Familien; Eintracht; Friede und Eintracht zwischen naheliegenden Gemeinden; sichere Erkenntniß des Berufes und Mittel und Wege ihm zu folgen; dringende Anliegen eines Arztes.
14. **Donnerstag.** Kreuzerhöhung. 61,526 Versöhnungen; Flucht der Gefahren; der Bau eines Klosters; Gründung von Jünglings-Vereinen in verschiedenen Gemeinden; Genesung mehrerer kranken Schwestern; nach Meinung. 4)
15. **Freitag.** Katharina von Genua, Wittwe (O. F. M., 1410). 69,699 Arbeit und Mittel; die Missionen unter den Indianern und Negern; dringende Anliegen mehrerer religiösen Genossenschaften; gute Berufe für den Ordensstand; nach Meinung. 5)
16. **Samstag.** Kornelius und Cyprian, Märt. (252—258). 88,227 Geistliche; Wandel in Gottes Gegenwart; die Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten der Schwestern-Genossenschaften; die Erziehung der Taubstummen und Blinden.
17. **Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.** Wundmale des hl. Franziskus. 247,025 Religiosen; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Klöster, Missionen und Niederlassungen der Franziskaner; die Verbreitung des Dritten Ordens. 3)

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

18. **Montag.** Joseph Kupertino, Bek. (O. M. C., 1664). 107,567 Seminaristen und Novizen; Klugheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Abteien, Priorate und Schulen der Benediktiner; die würdige Feier katholischer Feste.

19. **Dienstag.** Januarius und Genossen, Märt. (303). 105,665 Pfarreien; Eifer für Gottes Ehre; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Missionen der Dominikaner; die andächtige Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse.

20. **Mittwoch.***) Eustachius und Genossen, Märt. 64,465 Erkenntniß des Berufes; Dankbarkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.

21. **Donnerstag.** Matthäus, Apostel (90). 62,418 Schulen; bessere Kenntniß der hl. Religion; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Prämonstratenser (Norbertiner); die Verbreitung der Sodalitäten. 4)

22. **Freitag.***) Thomas von Villanova, Bek., Bisch. (1555). 62,834 Obere; Festigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen, Missionen und Schulen der Augustiner; die bessere Kenntniß der Glaubenswahrheiten.

23. **Samstag.***) Linus, Mart., Papst (71). 41,766 Missionen und geistliche Uebungen; Eifer; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

24. **Fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten.** Unsere Liebe Frau von der Barmherzigkeit. 135,847 Vereine; Werke der Liebe; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster und Missionen der Redemptoristen; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft.

25. **Montag.** Firminus, Bisch. (1. Jahrh.). 123,959 Bekehrungen; Fortschritt im Guten; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Föderation.

26. **Dienstag.** Cyprian und Justina, Märt. (304). 286,517 Sünder; gutes Beispiel; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; unsere katholischen Vereine.

27. **Mittwoch.** Kosmas und Damian, Märt. (286). 284,394 Unmäßige; Ordnungsliebe; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die würdige Haltung der kirchlichen Feiertage.

28. **Donnerstag.** Wenzeslaus, Mart., König (Böhmen, 936). 119,839 geistliche Gnaden; Mißtrauen auf sich selbst; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Verbreitung der Kreuzwegandacht. 4)

29. **Freitag. Michael,** Erzengel. 130,188 zeitliche Gnaden; Beständigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Missionen und Niederlassungen der übrigen männlichen Orden und Genossenschaften; die katholische Universität in Washington. 5) 6)

30. **Samstag.** Hieronymus, Bek., Kirchenl. (420). 234,033 verschiedene Anliegen; die Anliegen der Bischöfe; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Schwestern-Genossenschaften; die höheren Schulen für die Jugend.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

Im Besonderen opfere ich sie Dir auf für die Geistlichkeit.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.

*) Quatembertage.

des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

). 32. Jahrgang. 1905.

Herz Jesu.

Wer ist nicht arm, dem noch ein Freund geblieben,
Der noch im Tode an die Treue glaubt,
Hätt' ihm das Schicksal alles auch geraubt,
Er ist nicht arm — er darf ein Herz noch lieben.

Du Gottesherz! Als sich in hehrer Stunde
Geöffnet Deiner Gnade heil'ger Quell',
Als Du der Liebe purpurrothe Well'
Entströmen ließest der erschloss'nen Wunde. —

Da ward der Sünde banger Fluch besieget,
Und jeder darf den Schatz zu heben, kommen,
Den gold'nen Schatz, der alles überwieget,

Und jedem quillt der Born zu Heil und Frommen,
Denn auch den Bettler, der im Staube lieget,
Heißt Deine Liebe, Deine Gnad' willkommen.

General-Intention für den Monat Oktober 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Die Werke für die Jugend.

Hier ist die Rede nicht so sehr von den Schulen und Katechismen, welche wir oft genug anempfohlen haben, als vielmehr von Werken für's spätere Leben. — Man soll sich nicht damit begnügen, ein Kind in der christlichen Schule unterrichten zu lassen, bis zwölf, dreizehn oder vierzehn Jahren, sondern das Kind soll auch im späteren Alter eine Stütze, einen Führer haben. Der religiöse Unterricht, die guten Beispiele, die frommen Gebräuche, welche dem Kinde in der frühen Jugend und in der Schule geboten wurden, wie bald wird das Kind alles dieses wieder verlieren, wenn es sich selbst überlassen bleibt.

Es ist traurig, zu sehen, wie manchmal solch' ein noch unerfahrenes Kind fremden Händen oder gar Sekten-Schulen anheimfällt, und so nie zur Ausübung der erlernten Pflichten kommt und deshalb auf Abwege geräth.

Woher soll Hilfe kommen zur Abstellung solcher Mißbräuche und Uebelstände? Da sind vor Allem gute Schriften und höhere Schulen nothwendig, sowohl in Städten als auch in Dörfern. Es sollen in dieser Beziehung fleißig sorgen und arbeiten die Priester und mit ihnen das christliche Volk. Der Zweck ist ja ein edler, nämlich die Jugend im Glauben zu stärken, dieselbe zur Tugend anzuspornen und fähig zu machen zum Kampfe gegen die Feinde.

Wie viel Mühe geben sich oft andere Sekten, die Kinder, die Jugend anzulocken. Gewiß ein neuer Grund, den Kampf muthig aufzunehmen. Wenn wir auch keine Unterstützung und Hilfe vom Staate erhalten, so haben wir doch apostolischen Eifer, und dieser wirkt und leistet Wunderbares.

Wenn wir so wirken, werden wir den Wunsch des göttlichen Herzens Jesu erfüllen, der gesprochen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen."

Die General-Intention für den Monat November wird sein: Der gute Tod.

— Vergleiche dich nie mit einem Andern, ohne zu betrachten, was Gott Gutes in ihn, und was du Böses in dich gelegt hast.

— Wenn man dich beleidigt, so sei nicht der Letzte, die Hand zur Versöhnung zu bieten; thue dies wenigstens im Herzen, wenn die Klugheit nicht zuläßt, daß du den ersten Schritt dazu thuest.

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat.

Oktober.

Das göttliche Herz Jesu — ein Freundesherz für die Kranken.

Hat Gott uns bis jetzt noch Gesundheit geschenkt, so müssen wir wissen, es werden auch einmal — und vielleicht bald — Tage der Krankheit für uns kommen. Wenn wir nun auf dem Krankenlager liegen, so werden wir mehr als in gesunden Tagen das Bedürfniß nach einem treuen, lieben, guten Freund fühlen. Denn im Unglücke verlassen uns so leicht unsere gewöhnlichen Freunde. Und bliebe auch der eine oder der andere an unserer Seite, so kann er uns doch keine Linderung in den Schmerzen und keinen allseitigen Trost bringen. Aber das Freundesherz Jesu bleibt uns auch in der Krankheit nicht blos treu und liebt uns mit wahrer Liebe, sondern er kann uns helfen und uns wahrhaft trösten. In seinem Herzen wohnt die Allmacht und die unendliche Güte. Dieses sein grundgütiges, mitleidiges Herz ist ein wahres Freundesherz für alle Kranken. Im hl. Evangelium können wir oft mit Freude lesen, wie er jeden seiner Schritte mit Wohlthaten bezeichnete, wie sein liebevolles Herz unzählige Kranken heilte, wie er voll inniger Theilnahme die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Tauben hörend, die Stummen redend machte, und die Aussätzigen gereinigt, ja, alle Kranken geheilt habe, die man ihm zuführte. Ja, die Kranken wußten es, wie lieb er sie hatte; deshalb kamen sie schaarenweise zu ihm. Viele rührten nur den Saum seines Kleides an — vielen legte er nur die Hände auf, und sie wurden plötzlich gesund. So liebte er die Kranken.

Können wir daran zweifeln? Wohnt denn nicht er, ganz derselbe Jesus, der einst wohlthuend im Judenlande umherging, ebenso wahrhaft, wirklich und wesentlich mitten unter uns im hlst. Sakrament des Altares? Oder glauben wir, daß seine Liebe, seine Sorge für die Kranken abgenommen hat? Nein, die Kranken sind jetzt ebenso als seine Lieblinge in sein göttliches Herz eingeschrieben, wie damals. Oder sind wir der Meinung, er könnte vom Tabernakel aus uns auf unserem Krankenlager nicht sehen, uns nicht helfen? Gewiß! Hat er nicht auch den kranken Knecht des Hauptmannes von der Ferne aus geheilt? Vom Tabernakel aus schaut er durch die ganze Gemeinde, in deren Mitte wir wohnen, erkennt jeden Kranken und Betrübten. Er kennt jede Thräne, die wir weinen, jede Angst unseres Herzens, jede Niedergeschlagenheit unseres Ge-

müthes, jeden Schmerz unseres Leibes, aber auch unser Schweigen und Dulden, jedes aufrichtige Gebet, das wir vom Krankenlager her zu ihm, dem im heiligsten Sakramente verborgenen Krankenfreunde, emporsenden. Jedes noch so kurze Stoßgebetchen erwidert er mit einem Troste für unser Herz. Wir sollen aber auch nicht hinter den Kranken Palästinas zurückstehen. Ja, viel Größeres gibt er uns, als jenen. Bedenken wir: Kommt er nicht wirklich in unsere Wohnung, wenn wir krank sind, steigt er nicht in unser Herz hinab, er, der barmherzige Samaritan? Hat er bei seinem Wandel auf Erden den Kranken so viel Liebe bewiesen, als uns? Sind wir nicht überselig, wenn er, der Quell des Trostes, unserer Seele geheimnißvolle Kraft und Stärke, ja süße Tröstungen zufließen läßt, wofern er nur unser Herz dafür empfänglich findet? Nach einer solchen innigen Verbindung durch die hl. Kommunion ist es Zeit, zu beten, ja auch um die Gesundheit des Körpers. Und wenn dann von ihm nicht immer die Kraft zu körperlicher Heilung ausgeht, weil er unsere Leiden für besser hält, so verspürt aber um so mehr Kraft und Leidensmuth unsere Seele. Dann läßt er uns manchmal erkennen, wie Vieles er für uns am Kreuze gelitten hat, und dieser Gedanke wird uns wunderbar erquicken. Er hat die Krankheit auf sich genommen, um uns in der Krankheit um so mehr trösten zu können. Bedenken wir wohl: Er hatte zur Lagerstätte den harten Kreuzesbalken, als Kopfkissen eine Dornenkrone, seine Gesellschaft waren zwei Verbrecher, sein Trost das Gespötte der Juden, seine Labung Galle und Essig; wir hingegen haben ein Bett und Kopfkissen, die Unsrigen haben Mitleiden mit uns, bemühen sich, uns Erleichterung zu verschaffen, und laben uns. Er hatte kein gesundes Glied, vielmehr Schmerzen über Schmerzen; seine Hände und Füße waren angenagelt. Solche Schmerzen brauchen wir nicht zu leiden; wir haben Hände und Füße frei und nicht am ganzen Leibe Schmerzen. Wenn er uns aber doch einigermaßen an seinen Leiden Theil nehmen läßt, so sollen wir darin erkennen, wofern wir die Krankheit geduldig ertragen, die sichere Bürgschaft, daß er uns auch an seiner ewigen Verherrlichung Antheil geben werde. „Die mit mir leiden, sollen mit mir verherrlicht werden."

Der alte Gott lebt noch immer.

Daß der alte Gott noch immer lebt, alles sieht und hört, beweist folgender Vorfall. Am 19. Mai 1905 zog über die Ortschaft Brzesowitz (Schlesien) ein schweres Gewitter auf. In dem Woitikschen Neubau an der Schulstraße arbeiteten an einem Backofen drei Maurer. Der eine von ihnen stieß den Ruf aus: „Ach Gott, wie finster ist es geworden." Der Maurer H. aus Beuthen entgegnete: „Ach was, einen Gott gibt es nicht!" Kaum, daß er diese freche Aeußerung von sich gegeben, schlug der Blitz durch das verschlossene Fenster in das Wohnhaus hinein und betäubte den Lästerer, während die Mitanwesenden mit dem Schrecken davon kamen. Der am ganzen Körper Gelähmte wurde alsbald in das Kreiskrankenhaus zu Scharley überführt, wo er über das Dasein Gottes nachdenken kann, wenn er überhaupt mit dem Leben davonkommt.

Zum Schutzengelfest.

Die Engel sind jene geistigen Geschöpfe, welche die Hl. Schrift als willige und freudige Diener oder Boten der göttlichen Vorsehung und Weltregierung schildert; wie es denn auch im Psalme heißt: „Lobpreiset den Herrn alle seine Engel, die ihr mächtig seid in eurer Kraft, die ihr im Augenblicke, da ihr sein Wort vernommen, seinen Auftrag vollführt!“ (Ps. 102, 20.) Und wenn wir jemals das Wort des Herrn beherzigt haben, daß Jeder, der als der Größere sich bewähren will, den Kleineren dienen soll, so kann es uns nicht befremden, wenn von so hohen und herrlichen Mächten ausgesagt wird, daß sie als Boten und Diener der Kleinen thätig seien. Sind wir doch überhaupt darauf hingewiesen, über das wechselseitige Verhältniß dessen, was wir groß und klein nennen, unser Urtheil zu berichtigen. Das Schwungrad, das in der Maschine den größten Durchmesser hat, dient doch nur dem Zwecke des innersten viel kleineren Triebwerkes. Und die Sonne, die eindrittel Millionenmal größer als die Erde, ist doch der Lebensentfaltung der kleinsten Geschöpfe auf dieser letzteren dienstbar. Wie lassen sich aber vollends räumliche Maße auf die Schätzung geistlicher und sittlicher Werthe anwenden?

Mit Recht daher bemerkt der hl. Bernard: „Die Größe, der Werth, das Gewicht einer Seele sei nach dem Maße der Liebe zu schätzen; und eben diese heilige Liebe ist es, welche die Irdischen und Himmlischen einander nahe bringt.“ Wie die erwachsenen Brüder ihre kleinen und unmündigen oder unerfahrenen Geschwister bewachen, auf den Armen tragen, vor Unheil behüten, so widmen auch die unsichtbaren Engel den Menschen ihre Sorgfalt und Obhut, wiewohl in einer Weise, die wir weder verstehen noch unmittelbar wahrnehmen. Daß wir aber solcher Wächter bedürfen, wer kann es leugnen? Wie vielfach abhängig, wie verwickelt und welch' einer Menge von Gefahren bloßgestellt ist nicht das menschliche Leben, es sei in seinem leiblichen oder geistigen Gebiete! Welche irdische Macht und Sorgfalt könnte jemals ausreichen, es vor dem Verderben zu bewahren? Wie viele zarten Kinder würden am Leben geblieben, wie viele zu einem reifen Alter gelangt sein, wären sie, wenn sie an einem Sumpfe oder Abgrunde spielten und halsbrechende Wagnisse unternahmen, von unsichtbaren Mächten nicht beschirmt worden?

Es war am 21. September des Jahres 1599, als in Savoyen ein vierjähriger Knabe von der Terrasse eines thurmartigen Gebäudes herabstürzte. Als seine Mutter, Johanna von Menton, ihn fallen sah, rief sie augenblicklich Maria, als die Fürstin der Engel an, und wie groß war ihre Wonne, als sie den Knaben unten auf dem felsigen Boden gesund und unversehrt wiederfand. Der Gerettete, Theophil (Gottlieb) genannt, hat in der Folge als Erzbischof von Saint Moustier in Tarentaise (im Savoyerland) sich dieses Namens im

hohen Grade würdig erwiesen. Aehnliche Fälle sind nichts weniger als selten. Gar viele Menschen wußten oder wissen davon zu erzählen, wie sie, einer innern Mahnung, einer unerklärlichen, mächtigen Anregung gehorchend, ihre Wohnung oder ihr Lager verließen, und so dem Tode entgingen, mit dem ein Einsturz der Decke, oder Feuersbrunst, Erdbeben, räuberischer Ueberfall sie bedrohte!

Allerdings gibt es noch andere Gefahren, die dem Menschen auflauern, und die um so verderblicher sind, je verborgener die böswilligen, unsichtbaren Mächte, von denen ihm die Schlingen gelegt werden. Aus diesem Grunde vorzüglich, wie Thomas von Aquin lehrt, weil sonst der Kampf mit solchen Mächten für uns zu ungleich wäre, wird uns der Schutz der hl. Engel verliehen. Sie sind es, die von manchem verfänglichen, unheilvollen Ziele, nach dem wir streben, unsere Schritte hinweg lenken, die uns innerlich mahnen, zu reifer Besinnung erwecken, unsere Gebete und Bitten zum Heiligthum empor tragen und so unsere Seele beschirmen; weil sie vom Allgebieter dazu angewiesen sind, als Boten des Heils. Sie alle, sagt der Apostel, sind dienstleistende Geister, zum Dienste ausgesendet um derjenigen willen, welche das Erbe des Heils sich aneignen. (Hebr. 1, 14.)

Diese Angelegenheit ist der Angelpunkt, um den die ganze Geschichte der Menschenwelt sich bewegt, und sobald wir an das Wunder der göttlichen Liebe, an das Geheimniß der Menschwerdung des ewigen Wortes denken, in welchem der Herr für Alle sich dargegeben, so kann es uns nimmer befremdlich erscheinen, daß auch die himmlischen Geister freudig bereit sind, den Menschen zu dienen.

Nicht durch die Engel wurde das Werk unserer Erlösung und Rechtfertigung vollführt, sondern durch die Hingabe, den Tod und die Auferstehung Christi als des Menschensohnes, der als solcher durch menschliche Stellvertreter sein Werk auf Erden fortsetzt. Und diese Thatsache reicht allein schon hin, uns zur Anerkennung der Wahrheit zu bestimmen, daß die unsichtbaren Engel nicht Alles und Jedes besorgen und vollführen, was irgendwie dringend nöthig erscheint, sondern daß zunächst die Menschen immer an Menschen angewiesen sind, damit sie je einer am andern durch wechselseitigen Beistand die Stelle der Engel vertreten.

Einige Beispiele können genügen, uns das klar zu machen. Das zahlreiche Volk von streitbaren Männern, Frauen und Kindern, das aus Egypten durch die Wüste zog, hatte den Engel Jehovas zum wunderbaren Lenker und Führer. Demungeachtet bat Moses den Hobab, einen Sohn des Medianiten Raguel: „Mögest du uns nicht im Stiche lassen, denn dir sind die geeigneten Plätze in der Wüste bekannt, auf welchen wir unser Lager zu errichten haben, und du wirst darin unser Führer sein.“ — Ein Engel erschien dem frommen römischen Befehlshaber Kornelius, um seinen Eintritt in das Gottesreich anzubahnen; für alles Weitere jedoch wies er ihn an Petrus mit den Worten: „Dieser wird dir sagen, was du zu thun hast.“ Christus selbst in seiner Herrlichkeit war es, der den Saulus erleuchtete, und doch befahl er demselben, sich in

Damaskus an den Jünger Ananias zu wenden. Dies aber geschah zur Belehrung und Mahnung für Alle, damit Niemand sich überrede und einbilde, daß er lediglich den Eingebungen Gottes und der himmlischen Geister zu folgen brauche, und der Unterweisung kirchlich beglaubigter Lehrer nicht bedürfe.

Die Engel streiten für uns gegen unsichtbare böswillige Mächte; wir hingegen dürfen dabei nicht müßig sein und schlafen, sondern ähnlich, wie der Erzengel Michael dargestellt wird, geistiger Weise bewehrt sein mit dem Helme des Heiles, dem Schilde des Glaubens, dem Schwerte des göttlichen Wortes. Die Engel wachen und wecken die Schläfer; wir sollen der weckenden Stimme gehorchen. Die ehrw. Anna Xaintonge hörte sich tagtäglich wecken mit dem Rufe: „Anna, steh' auf!" Einmal, da sie zögerte, um noch dem Schlummer nachzugeben, wiederholte sich dieser Zuruf in dem strengen und etwas spöttischen Tone: „Dame Anna, ist es gefällig aufzustehen?"

Aus diesen Erwägungen läßt sich mit Recht erkennen, wie hoch wir den Schutz der Engel Gottes schätzen sollen und mit welcher Dankbarkeit wir uns demselben empfehlen möchten.

Der Blick auf den Gekreuzigten.

Der hl. Laurentius Justiniani hatte schon in seinem Jünglingsalter eine besondere Freude am klösterlichen Leben.

Sein weiser Oheim jedoch, Marius Quirius, ein frommer und gelehrter Priester aus der Kongregation des hl. Georg, der wohl wußte, daß junge Leute oft im Anfange große Neigung zum Klosterleben zeigen, später aber desselben überdrüssig werden, rieth ihm, seine Kräfte durch allmälige Angewöhnung strenger Bußwerke zu prüfen.

Der Jüngling gehorchte.

Als er nun eines Tages über die Ehren, die Reichthümer und die Lustbarkeiten der Welt, und andererseits über das Schwere der Armuth, des Fastens, der Nachtwachen und der Selbstverleugnung nachdachte, sprach er zu sich selbst:

„Meine Seele! hast du wohl Muth genug, diese Lustbarkeiten zu verachten, und ununterbrochen auf dem Wege der Buße und der Abtödtung voranzuschreiten?"

Dann — einige Augenblicke sinnend, warf er seine Augen auf ein Bild des Gekreuzigten, und fuhr fort in seinem Selbstgespräche:

„Du bist meine Hoffnung, o mein Gott! In Dir ist aller Trost und alle Kraft!"

Von diesem Augenblicke an fühlte er sich stark und muthig genug, die Freuden dieser Welt zu verachten, und sich mit unermüdlichem Eifer allen Pflichten der Religion zu widmen.

— Wer selbst nie zufrieden ist, vermag auch nicht Andere zufrieden zu machen.

Das Rosenkranzgebet auf den Hawaii-Inseln.

Wir entnehmen das folgende Bild einem Brief eines Missionärs aus der Kongregation des hlst. Herzens. — Die Verehrung der allerseligsten Jungfrau und das herrliche Volksgebet des Rosenkranzes ist, wie in der ganzen katholischen Welt, auch auf den Sandwichinseln ein besonderes Merkmal der wahren Kinder der Kirche. Als die ersten Glaubensboten des fünften Welttheiles, die Patres unseres Ordens, unter unsäglichen Mühen und inmitten der grausamsten Verfolgung die erste katholische Mission auf dieser Inselgruppe gründeten, da gaben sie den Neubekehrten den Rosenkranz als starke Waffe gegen das Heidenthum und die Irrlehre in die Hand. Während unsere Väter Jahre lang in der Verbannung, fern von ihren Schäflein, leben mußten, da beteten diese Neubekehrten den Rosenkranz trotz Spott und Hohn von Seiten der Puritaner, in dem härtesten Frohndienst, in den Ketten und in der Gefangenschaft, in welcher sie wegen des katholischen Glaubens schmachten mußten. Wir zweifeln nicht, daß gerade diesem Gebete der Starkmuth, ja der Heldenmuth der neubekehrten Insulaner und ihr brüderlich treues Zusammenhalten während der langen Verbannung der Missionäre zu verdanken ist. Der Rosenkranz war die Kette, welche alle die jungen Christenherzen zu einem Ganzen umschlang in der Hoffnung auf die Wiederkehr der guten Hirten. Ich sah noch in den Händen von Greisen, Bekennern des Glaubens, Rosenkränze aus jener Zeit. Wie war das hl. Kruzifix, wie waren die Körner abgenutzt, ja abgebetet! Aber nicht gegen einen goldenen hätten sie ihr „Leirose o Maria" vertauscht, welches sie von den ersten Vätern an ihrem Tauftage erhalten hatten. Sie liebten die Waffe, womit sie gesiegt, so wie der Krieger das Schwert, womit er den Lorbeer erfochten. — Man betet jetzt den Rosenkranz in den Familien. Selbst heidnische Zauberer und Seelenbeschwörer, die gefürchteten sog. kahuna anaana, ersuchten mich, ihnen frisch vor ihren Augen geweihte Rosenkränze, die noch von keiner andern Hand berührt worden wären, zu geben. Eine solche außerordentliche übernatürliche Kraft schreiben sie dem Rosenkranz zu. Jeder Katholik hat seinen Rosenkranz. An den Sonn- und Feiertagen kommen unsere Christen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen und Kinder mit dem Rosenkranz, den sie um den Hals geschlungen, zur Kirche. Es ist dieses ein öffentliches Glaubensbekenntniß den Protestanten gegenüber. An jedem Sonntag Nachmittag ist in allen Kirchen und Kapellen feierliche Rosenkranzandacht, worauf der christliche Unterricht zuerst für die Kinder und dann für die Erwachsenen entweder von dem Missionär selbst, oder in dessen Abwesenheit von einem po'opule, d. h. einem unterrichteten Katecheten gehalten wird.

Es ist mir, als hörte ich noch immer dieses herrliche Gebet in der melodischen Sprache Polynesiens, in welcher es wie eine geheimnißvolle Musik klingt.

Montags ließ ich die Schulkinder nach der hl. Messe vor der Kirche antreten, um diejenigen zu rügen, welche dem Sonntagsgottesdienst nicht beigewohnt hatten. Leider sind die Eltern mancher dieser Kinder noch protestantisch oder diese Kinder werden von protestantischen Verwandten auferzogen. Eines Sonntags hatte auch eine Kleine von 7 bis 8 Jahren gefehlt, sie, die so regelmäßig jeden Morgen schon vor 6 Uhr an der Kirchthüre wartete und im Maimonat mit einem frischen Blumensträußchen durch die kaumgeöffnete Thüre hineinhuschte, um ihre Gabe vor dem Bilde der Muttergottes aufzustellen. Und die Kleine war noch nicht getauft, sie wohnte mit ihren mormonischen Großeltern zusammen. „So? Du hast auch gefehlt?" fragte ich. „Ja, Vater. Meine Kupunawahine (Großmutter) hatte meinen Rosenkranz in der Kiste eingeschlossen und war ausgegangen. Ich konnte ja nicht ohne Rosenkranz zur Kirche kommen, man hätte mich unterwegs für ein protestantisches Kind gehalten." — „Aber Du bist ja noch nicht getauft." — „Aber ich bin ja katholisch im Herzen," erwiderte sie, indem sie mich mit den großen unschuldigen und thränenfeuchten Augen anschaute. Das Kind schämte sich, ohne Rosenkranz am Halse über die Straße zu gehen, und wie viele Katholiken gibt es in unsern christlichen Ländern, welche sich schämen, den Rosenkranz öffentlich zu beten! Als dieses Kind später getauft war, zeichnete es sich ganz besonders durch eine innige Verehrung der Muttergottes aus.

Ein anderes Beispiel. Nakuia, ein schon bejahrter frommer Mann, war Diakon der puritanischen Gemeinde von Makena, in Maui-Hikina. Eines Tages besuchte ihn sein Onkel, der ehrwürdige Greis Joseve von Honolulu, einer der ersten Glaubensbekenner der Sandwichinseln. „Es ist der letzte Besuch, den ich Dir mache," sagte er, „ich stehe am Grenzstein (am Ende meines Lebens). Ich komme her über's Meer Deiner Seele wegen. Mein Sohn, wie lange willst Du noch in Deinem Irrthum verharren? Soll ich nicht den Trost noch haben, zu hören, daß Du ein Kind der wahren Kirche geworden? Aloha ino!! (Ich liebe Dich.) Deine Mutter war meine Schwester, Du bist mein Sohn. Höre mich!" Und der Neffe hörte ehrfurchtsvoll auf den beredten und begeisterten Vortrag des frommen alten Mannes über die katholischen Religionswahrheiten. Eine lange Pause trat ein. Mit gesenktem Haupte saßen Beide auf der Matte in stummer Betrachtung. „Auhea la oe, e kuu heiki? Wo bist Du, mein Sohn?" begann Joseve. „Nimm dies! Es ist für Dich ein Halelana, — eine Arche Noe's — wo Du Dein Seelenheil finden wirst." Er gab ihm das Religionshandbuch und — den Rosenkranz. „Lies und bete!" Und er lehrte den puritanischen Diakon den Rosenkranz beten. Dieser empfand sofort die Erhabenheit und Lieblichkeit dieser Andacht. Beide schieden gerührt von einander. Nakuia studirte gründlich die Religionswahrheiten, lernte die Gebete auswendig und betete den Rosenkranz; Anfangs nur wegen der Schönheit dieser Gebetsweise. Aber eines Nachmittags — so erzählte er mir später — als er aus dem kalvinistischen Tempel kam, wo er

gerade als Diakon der Gemeinde beim Abendmahl den Becher gereicht hatte, stieg er, wie gewöhnlich den Rosenkranz betend, hinauf nach seinem Hause, das hoch im Gebirge lag. Seine bis dahin ruhige und gläubige Seele wurde auf einmal während des Gebetes von Zweifeln über seinen Glauben erfaßt. Von der Zeit an betete er zur Mutter Gottes um die Gnade der Erkenntniß der Wahrheit. Je mehr er den Rosenkranz betete und die 15 Geheimnisse betrachtete, desto lichter ward es in seiner Seele. Er glaubte nicht mehr an die Lehren seiner Sekte. Er war in der Seele Katholik. Der liebe Gott schickte ihm eine Krankheit, die er geduldig ertrug. Täglich betete er den Rosenkranz, um die Gnade zu erlangen, einen katholischen Priester an seinem Krankenlager zu sehen und die Taufe zu empfangen. Fast ein Jahr verging so. Bald trat Linderung ein, bald wieder ein Rückfall in die Krankheit. Kein Priester kam zu dem einsam liegenden Hause des Kranken. „Die Muttergottes läßt mich warten, aber sie vergißt mich nicht," sagte er oft. Er hoffte jeden Tag.

Es war am 28. April 1878, am Weißen Sonntag, als ich trotz eines drohenden Gewitters die Missionsstation von St. Joseph in Kaupo Nachmittags verließ. Der Regen fiel bald stromweise herab — ein wahrer tropischer Platzregen. Ganz durchnäßt kam ich Abends auf der Pflanzung des wegen seiner Gastfreundschaft bekannten Kapitän Makee an. Nachdem ich die Familie begrüßt und einen kleinen Lunch (Mahl) gehalten hatte, wollte ich eben mein treues Reitpferd „Apollo" besteigen, als mich ein junger bekannter Kanake, Katholik, der zufällig vorbeiritt, anredete: „Ich sah ‚Apollo' gesattelt und dachte, der Makua (Vater) wird noch weiter reisen. Kannst Du trotz des Regens mit hinauf in's Gebirge? Du mußt übrigens bei uns übernachten." — „He poëmai paha?" (Sind vielleicht Kranke da?) fragte ich. — „Aole he pcë-keiki no ka bapatema." (Nein, es sind Kinder zu taufen.) — „O kaua!" (Auf!) — und mit einem Spornstoß ging's hinauf. Nach einem Ritt von etwa drei englischen Meilen (vier Kilom.) deutete mein Begleiter auf ein großes hale (Hütte), das von patriarchalischen kukui's (Lichtnußbäumen, aleurittes triloba) überragt, sich im dichten Regen nur undeutlich abzeichnete. Wir sprengten darauf los. Ich warf meinem Begleiter den Zügel zu und flüchtete mich sogleich unter die Laube der Hütte.

Wie eine süße geheimnißvolle Musik klang es aus dem Innern. Tiefe Männer- und helle Frauen- und Kinderstimmen vermischten sich zu einem melodischen Gesange. Ich öffnete leise und kniete nieder inmitten der frommen Beterschaar, welche den Rosenkranz betete. Bei meinem Eintritt hatten Alle einen leisen Ausruf der Ueberraschung „Eia no" — „Sieh, da ist er!" ausgestoßen. Alle weinten, was mir sehr auffiel. Besonders zog der Vorbeter meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte seine thränenden Augen stets auf mich gerichtet. In seinem treuen offenen Blick spiegelte sich eine so gute, reine Seele ab, wie man sie oft besonders bei den alten Kanaken findet. „Vor Allem," begann ich, „warum dieser allgemeine Schrei der Verwunderung und diese Thränen, welche seit meinem Eintritt über Aller Wangen fließen?" Alles schwieg und schaute auf den Vorbeter. Dieser rutschte auf den Knieen zu mir, den Rosenkranz krampfhaft in den Händen haltend. „Hier ist meine

Errettung aus der Finsterniß," hub er an, indem er den Rosenkranz emporhielt. „Seit langer Zeit erwarte ich das Glück, mit dem kanaka o ke Akna (dem Mann Gottes) zusammen zu kommen. Täglich betete ich in dieser Meinung den Rosenkranz. Und eben als ich hier die Anwesenden bat, sich mit mir in dieser Meinung zu vereinigen, beim dritten umi (Gesetz, Zehner): ‚Der für uns den Hl. Geist gesandt hat,' da tratest Du in unsere Mitte. Auf die Fürbitte Mariä hat Jesus mir den Hl. Geist geschickt durch Dich, den kauwa o kana mau hano (den Diener seiner hl. Werke). Ich glaube Alles festiglich — taufe mich und diese hier mit mir!" Es war Nakuia, der kalvinistische Diakon. Wir beteten Alle gerührt das „Komm, Hl. Geist", worauf ich eine Anrede und christlichen Unterricht hielt, um mich von dem Wissen der Katechumenen zu überzeugen. Nie hatte ich bis dahin eine tiefere Kenntniß in den Religionswahrheiten und eine aufrichtigere Frömmigkeit gefunden als bei Nakuia.

Neben ihm saß ein Alter, der vom Aussatze ganz entstellt war. „Ich habe die alten Götter unserer Väter angebetet", sagte er, „hier von Diesem (er zeigte auf Nakuia) bin ich in der Wahrheit des Christenthums unterrichtet worden. Schau mich an! Wie abscheulich ich aussehe! In dieser Krankheit ist keine Hoffnung. Es ist bald aus mit mir. Taufe mich, damit meine Seele rein werde. Ich glaube Alles." Ich taufte die beiden Männer in derselben Nacht und fünf kleine Kinder. Der mit dem Aussatze behaftete Joakimo starb später auf der Aussätzigen-Kolonie eines seligen Todes. Bonifake (Bonifazius) Nakuia wurde in jenen Gegenden ein eifriger Katechist, ein wahrer Apostel. Was ich ihm nach seiner Taufe gesagt, wurde sein Wahlspruch: „Du hast die Hand an den Pflug gelegt. Willst Du ein wahrer Jünger des Herrn sein, so schaue nie zurück." —

In den Monaten Februar und März 1873 war ich auf der Aussätzigen-Kolonie der Insel Molokai. Eines Tages ging der Schooner „Warwick", das gefürchtete unheilvolle Schiff der Aussätzigen, in Kalaupapa vor Anker. Einige 40 Aussätzige wurden an's Land gesetzt. Während alle diese Unglücklichen, meistens Männer und Kinder, emsig ihre geringe Habe, Decken u. s. w. zusammenrafften und in ein Bündel banden und dann der Kolonie Kalawao, dem Orte ihrer Verbannung, zueilten, blieb eine Frau auf dem sandigen Ufer sitzen. Das Gesicht in die Hände geborgen und bis auf die Kniee gestützt, weinte und schluchzte sie bitterlich. Ich trat zu ihr und fragte:

„Uwe paha oe i ko aina? Du beweinst gewiß Deine Heimat?"

„Hookahi aina ko'u, eia no maluna. Meine einzige Heimat, die ist da droben."

„Uwe paha i na makua? Beweinst vielleicht Deine Eltern?"

„Aole o'u he manu mokua koe. Niemand ist mehr von meinen Eltern übrig."

„Alaila, uwe paha i na keiki? Dann weinst Du über Deine Kinder?"

„Pau no hoi lakou i ka make. Aloha ine! Alle sind dem Tode anheimgefallen. Traurige Scheidung!"

„Uwe paha i ko kane? Weinst vielleicht über Deinen Gatten?"

„Ua hala hoi i ke ala-maaweiki. Er ist auch gewandelt den Pfad, den die Füße nicht betreten (d. h. den Todespfad)."

„Aleila, heaha kou e uwe nei? Nun denn, warum weinst Du?"

„Ich weine, weil ich die Ankerkette meiner Hoffnung — ke kaulaheleuma o ko'u manaolana — verloren habe."

„Die Ankerkette Deiner Hoffnung? Was willst Du damit sagen?"

„Ei, es ist der Rosenkranz Mariä, den mir der Vater Martial am Tage meiner Taufe, da ich noch ein Kind war, gab. Damals sagte er mir: ‚Rosalia, bewahre stets Deinen Rosenkranz.' Und ich habe ihn stets heilig bewahrt, auf dem Lande, auf dem Meer, im Hause und im Wald. In der letzten Nacht habe ich ihn auf dem Verdeck verloren." Und wieder weinte sie laut auf. Ich sagte ihr: „Weine nicht mehr! Hier, nimm meinen Rosenkranz." Da erst schaute sie auf und erkannte in mir den katholischen Priester. Ein Freudenstrahl flog über die vom Aussatz entstellten Züge.

„O, so sind wir doch nicht ganz verlassen in diesem Todesthale!" rief sie aus. „Wir haben einen Vater der Seelen und ich habe den Rosenkranz des Vaters. Den nehme ich mit in's Grab. . . ." Der Tag, an welchem sie dieses Glück haben sollte, ließ nicht lange auf sich warten. Sie ruhe in Frieden!

Mögest auch du lieber Leser, einst die Ankerkette der Hoffnung mitnehmen in's Grab!

Gedemüthigte Neider.

Michel Angelo war ein berühmter Maler, Bildhauer und Baumeister, und als er nach Rom kam, war der Ruf seines künstlerischen Schaffens ihm vorausgeeilt und hatte den Neid seiner Kollegen erweckt, die sich voll Stolz über ihn erhoben. Um sie zu demüthigen, wandte Michel Angelo eine List an. Er verfertigte einen Bacchus, der mit einem Satyr spielte. Nachdem das gelungene Kunstwerk beendet war, grub er seinen Namen auf den Sockel, den er mit einer Masse unsichtbar machte, gab dem Bildwerk eine bräunliche Beize, die ihm das Aussehen hohen Alters verlieh, brach dem Bacchus einen Arm ab und vergrub er das Bildwerk an einer Stelle in einem Weinberge, wo bald ein neues Haus gebaut werden sollte. Nach einer Zeit wurde das Kunstwerk ausgegraben und die fachkundigen Künstler erklärten es als ein Alterthum von hohem Werthe. Man brachte es dem Papste und dort versammelten sich die Künstler Roms und alle konnten nicht genug die Unübertrefflichkeit des Werkes rühmen. Nur Michel Angelo wußte Verschiedenes daran auszusetzen und er bestritt auch das hohe Alter. Darüber erhob sich ein heftiger Streit und einer behauptete, der Werth des Kunstwerkes wäre unermeßlich, wenn der Arm nicht fehlte. Da zog Angelo triumphirend unter seinem Mantel den Arm hervor und deckte seinen Namen am Sockel auf. Allgemeines Staunen folgte, die Neider aber waren gedemüthigt.

— Wo Männer beisammen sind, hören sie einander, wo Frauen und Mädchen, sehen sie einander an.

Das Lesen der hl. Schrift.

Bekanntlich erlaubt, ja empfiehlt die katholische Kirche den Laien das Lesen der Hl. Schrift, und sie verbietet es auch. Man muß also unterscheiden und die Bedingungen beachten, unter welchen das Lesen der Hl. Schrift empfehlenswerth, bei deren Außerachtlassung es aber zu verbieten ist.

1. Die katholische Kirche verlangt vor Allem, daß Laien, wenn sie die Hl. Schrift lesen, keine gefälschte Hl. Schrift oder keine falschen Uebersetzungen in die Hand bekommen. Die Bibelausgabe soll daher von der Kirche genehmigt, approbirt sein. Das ist selbstverständlich und ist Pflicht der katholischen Kirche als der von Christus aufgestellten Hüterin des Wortes Gottes. Daher tritt die katholische Kirche mit Recht gegen die aus Anhängern der verschiedensten Sekten gebildeten sog. Bibelgesellschaften auf. Denn solche Bibelgesellschaften verbreiten meist von der Kirche nicht genehmigte, mitunter gefälschte und in katholikenfeindlicher Weise zugerichtete Bibeln.

2. Die katholische Kirche verlangt sodann betreffs des Sinnes der Hl. Schrift, daß die Leser der Bibel bei dunklen und leicht mißverständlichen Stellen durch erklärende Anmerkungen wie durch eine Art Wegweiser vor Verirrungen geschützt werden. Auch das ist selbstverständlich und ist Pflicht der katholischen Kirche, weil sie die von Christus aufgestellte Auslegerin des Wortes Gottes ist.

Lehrt ja die Hl. Schrift selbst (2. Petr. 3, 16), daß in ihr „Manches schwer verständlich ist, was .... ununterrichtete und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten." In medizinischen Fachwerken und juristischen Quellenwerken oder Rechtsbüchern finden Laien sich vielfach schwer zurecht. Es fehlt ihnen eben hierzu das nöthige Fachstudium und die nöthige Sachkenntniß, welche durch die Wissenschaft der Medizin und Jurisprudenz vermittelt werden. Und einigermaßen ähnlich steht es auch mit der Hl. Schrift, die ja neben der mündlichen Ueberlieferung Glaubensquelle ist und in deren genaueres Verständniß gleichfalls eine eigene Wissenschaft, die Theologie nämlich, einführt. Darum sind für Laien gar manchmal erläuternde Bemerkungen nothwendig.

Die beiden bisher genannten Bedingungen für das Lesen der Hl. Schrift sind durchaus vernünftig und nothwendig. Durch sie allein haben wir Garantie, daß wir die richtige Hl. Schrift in Händen haben und daß wir sie richtig verstehen. Wo diese beiden Bedingungen fehlen, ist dem Irrthum Thür und Thor geöffnet. Für die Feststellung dieser beiden Bedingungen muß daher ein vernünftiger Katholik seiner Kirche dankbar sein.

Unter diesen beiden Voraussetzungen nun ist im Allgemeinen das Lesen der Hl. Schrift für Alle, welche gemäß dem Worte des Apostelfürsten (2. Petr. 3, 16) sittlichen Ernst, gläubige Gesinnung und die nöthige Vorbildung mitbringen, heilsam. Darum erlaubt es die katholische Kirche solchen Personen

nicht nur, sondern ermuntert sie sogar dazu. (Für die Geistlichen ist es Standespflicht.) Daher hat die katholische Kirche wie im Alterthum und im Mittelalter, so auch in der neueren Zeit ein frommes und gläubiges Lesen, sei es der ganzen Hl. Schrift, sei es ausgewählter Theile oder Bearbeitungen derselben gefördert, namentlich durch die kirchliche Genehmigung zahlreicher Bibel-Uebersetzungen in allen Landessprachen. Längst vor Luther und der Reformation gab es fast in allen Sprachen zahlreiche Ausgaben und Drucke der Bibel.

Für solche Personen aber, denen die nöthigen geistlichen und sittlichen Vorbedingungen fehlen, ist das Lesen der Bibel nach dem schon erwähnten Zeugniß der Hl. Schrift selbst (2. Petr. 3, 16) leicht verderblich, und darum verbietet es ihnen die Kirche. Besonders geschieht dies in jenen Zeitpunkten der Kirchengeschichte, wo die Hl. Schrift zur Verführung des Volkes systematisch mißbraucht wird. Vieles in der Hl. Schrift wird eben für ungelehrte Leser immer schwer verständlich und mißverständlich sein; Manches in ihr wird, nicht aus Schuld der Hl. Schrift, sondern wegen der menschlichen Schwäche, für jene, die in christlicher Erkenntniß und Tugend nicht befestigt sind, zum Anstoß und Seelenschaden gereichen. Für Viele wird daher der kirchliche Unterricht unter Zugrundelegung ausgewählter Stücke der Hl. Schrift stets das Mittel sein, wie die christliche Lehre, so auch den wesentlichen Inhalt der Hl. Schrift kennen zu lernen.

Die Uebertreibung hinsichtlich des Bibellesens, die so weit ging, daß man sogar den Schulkindern die sog. Vollbibel, also die ganze Hl. Schrift in die Hand gab, hat bekanntlich in Folge unangenehmer Erfahrungen einer gewissen Ernüchterung Platz gemacht. Man neigt im Protestantismus jetzt vielfach dahin, nach dem Beispiel der katholischen Kirche der Schuljugend nur mehr ausgewählte Stücke und Abschnitte der Hl. Schrift in die Hand zu geben.

Wir möchten ganz besonders auf ein Werk hinweisen, welches im Verlage der Paulinus-Druckerei in Trier erschienen und in katholischen Familien fleißig gelesen werden sollte. Das Werk rührt von einem tüchtigen Schriftausleger her, welcher mit großer Sorgfalt den wesentlichen Inhalt der Hl. Schrift zusammengestellt hat, und in volksthümlicher Sprache die hl. Wahrheiten des Wortes Gottes darstellt. Dabei ist das Werk sehr leserlich und spottbillig, so daß es leicht Eingang in weniger bemittelten Familien finden sollte. Wir lassen hier einfach die Titel der zwei Ausgaben folgen.

1. **Katholische Hausbibel.** (Große Volksausgabe.) Von Jakob Ecker, Dr. Theol. Phil. Professor der Exegesis A. T. und der hebräischen Sprache am Priesterseminar zu Trier. Mit Approbation des hochwst. Herrn Bischofs von Trier. Mit Empfehlung Sr. Em. des hochwst. Kardinal-Erzbischofs von Köln und Sr. Em. des hochwst. Kardinal-Fürstbischofs von Breslau und vieler Erzbischöfe und Bischöfe. Dritter Band. Neues Testament. 1905. Kl. 4to, 45+816+34 Seiten, Preis geb.: $1.50.

2. **Katholische Hausbibel.** (Handausgabe.) Von Jakob Ecker, Dr. Theol. Phil. Mit denselben Empfehlungen. Dritter Band. Neues Testament. 1905. 16o, 45+860+34 Seiten, Preis geb.: $1.00.

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer — Was?

Lehrerin der Menschheit — die Völker zu lehren und zu unterrichten ist die Aufgabe der Kirche; ihr göttlicher Stifter hat ihr diesen erhabenen Auftrag gegeben. Wenn sie aber die Aufgabe und den Auftrag hat, zu lehren, zu unterrichten, dann haben auch die Menschen die schwere Pflicht, sie zu hören; ihre Lehre zu befolgen, ihr ganzes Leben nach ihrer Lehre einzurichten.

Was für den einzelnen Menschen gilt, das hat auch seine Geltung für die gesammte menschliche Gesellschaft. Sie, die Kirche, ist nicht nur Lehrerin, sie ist auch Muster, und das vollendete, das vollkommene Muster der sozialen Ordnung. Ein Verein, eine Gemeinde, eine Gesellschaft, der Staat kann nicht bestehen ohne gesetzliche Auktorität, ohne rechtmäßige Vorgesetzte und Beamten. Eine unnatürliche Gleichmacherei ist reiner Blödsinn. Irgend eine menschliche Gesellschaft kann nur bestehen, wenn Vorgesetzte und Beamten ihres Amtes walten, und die Untergebenen ihre Pflichten gegen Vorgesetzte und die ganze Gesellschaft erfüllen. Die soziale Ordnung verlangt Vorgesetzte und Untergebene; eine Gleichheit aller Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ist einfach ausgeschlossen, rein unmöglich. Es bedarf der rechtmäßigen Auktorität, welche lenkt, leitet, führt, lehrt, Gesetze gibt und deren Beobachtung überwacht. Die Untergebenen müssen sich der Auktorität unterwerfen. Nicht Alle können gebieten; oder mit andern Worten, eine vollständige Gleichheit Aller ist geradezu unnatürlich.

Christus hat seine Kirche gestiftet, und er hat seiner Kirche die einzig praktische Verfassung gegeben. Und diese Verfassung, diese göttlich gestiftete Verfassung muß auch Muster und Norm sein für die soziale Ordnung, wie ja das Natürliche dem Uebernatürlichen untergeordnet, wie das Zeitliche dem Ewigen sich anpassen und anbequemen, wie das Weltliche dem Göttlichen dienen muß. Menschliche Weisheit und Klugheit muß sich richten nach der göttlichen Weisheit in allen Einrichtungen der sozialen Ordnung. Christus schuf in seiner Kirche eine ungleiche Gesellschaft, indem er das Hirtenamt, Lehramt und Priesteramt einsetzte.

Christus schuf zuerst in seiner Kirche das

Hirtenamt,

und dieses ist nichts anders als die Regierungsgewalt, das Prinzip aller Auktorität. „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe." „Wie mich der Vater gesandt hat so sende ich euch", sprach der Heiland zu Petrus und den übrigen Aposteln; damit gab er den Aposteln die Gewalt zu regieren, die Gläubigen zu leiten und zu führen. Das ist die gottgesetzte Auktorität in der Kirche, und alle Gläubigen müssen, ja alle Menschen sollten diese Auktorität, dieses Hirten-

amt der Apostel und ihrer rechtmäßigen Nachfolger in der Kirche Gottes respektiren. Einzig nur das Prinzip der göttlichen Auktorität garantirt die Einheit, die Dauer, den Bestand, den Frieden des ganzen Organismus. Die Kirche lehrt Auktorität, fordert Auktorität, heiligt und adelt aber auch die Auktorität, und zwar jede Auktorität, kirchliche wie weltliche, denn nach ihrer Lehre und ihrem Prinzip ist jede Auktorität, kirchliche, geistige wie staatliche und weltliche Auktorität von Gott; sie lehrt, daß die Vorgesetzten, daß die Hirten, Stellvertreter Gottes sind; der Völkerapostel Paulus lehrt, daß man der Obrigkeit gehorchen müsse und zwar als eine Gewissenssache, nicht nur aus Furcht vor der Strafe oder aus Angst vor der Polizei. Nicht der Polizeiknüppel, sondern das Gewissen soll die Menschen antreiben, jeglicher Gewalt, jeder rechtmäßigen Auktorität gehorsam zu sein.

Unsinnig ist deshalb das einfältige Geschwätz, als sei die Kirche eine Feindin des Staates. Im Gegentheil, die Kirche ist die sicherste Stütze des Staates. Menschen, welche die kirchliche Auktorität nicht ehren, achten und ihr nicht gehorchen, werden noch weniger die weltliche Auktorität ehren, achten oder ihr gehorsamen. Menschen, welche die Kirche nicht mehr ehren und achten, um ihre Gebote und Gesetze und Lehre sich nicht mehr kümmern, oder sogar verachten, die kümmern sich auch noch weniger um die weltliche Macht, und nur die starre Gewalt der Polizei, nur die Kanonen können solche Menschen einigermaßen im Schach halten oder ihnen etwas Respekt einjagen! Wahr ist es, und wahr bleibt es, wo immer der Krummstab, d. h. der Bischofsstab, nichts mehr gilt, da hat man es mit ungläubigen, auktoritätsfeindlichen Menschen zu thun. Die Kirche verlangt Achtung von den Gläubigen gegen ihre Hirten, weil Christus es verlangt: „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich." Achtung, Ehre und Gehorsam verlangt die Kirche aber auch ebenso gegen die weltliche Obrigkeit. Somit ist die Kirche ein vollendetes Muster für die soziale Ordnung, und wäre es nur zu wünschen, daß man die Warnung des seligen Papstes Leo XIII. wohl beherzige: „Läßt man die Kirche nicht zur Geltung kommen, so werden alle menschlichen Bemühungen vergeblich sein." —

Christus stiftete ferner in seiner Kirche das

Lehramt.

„Gehet in alle Welt, lehret alle Völker, lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe." Das ist wieder ein Auftrag, welchen Christus seinen Aposteln und ihren Nachfolgern gab; und diesen göttlichen Auftrag auszuführen bis zum Ende der Welt ist die Aufgabe der hl. Kirche. Die Kirche ist die unfehlbare Auktorität für die göttliche Offenbarung; unfehlbar bewahrt, unfehlbar lehrt sie die göttlich geoffenbarten Wahrheiten, welche sonst kein Mensch mit allen seinen Kenntnissen, mit allen seinen Wissenschaften, mit allen seinen Scharfsinn nicht entdecken, niemals ersinnen konnte. Wer glaubt, was die Kirche lehrt, ist allen Zweifel des Irrthums enthoben, denn sie wird geleitet und geführt vom Hl. Geist: „Der Geist der Wahrheit, der Hl. Geist, wird bei euch bleiben bis zum Ende der Welt." — „Er, der Hl. Geist, wird euch an

alles erinnern, was ich euch gelehrt habe." „Der Hl. Geist wird die Welt überzeugen von der Wahrheit." Wie Gott, der Hl. Geist, also unfehlbar ist, nicht irren, nicht in Irrthum führen kann, so ist auch das Lehramt der Kirche unfehlbar, und kann nicht irren, und kann nicht in Irrthum führen; die lehrende Kirche steht unter dem unfehlbaren Schutze des Hl. Geistes. Wer der lehrenden Kirche glaubt, der glaubt Gott selbst, und ist vollkommen sicher allem Irrthum, allem Zweifel enthoben.

In der Lehre der hl. Kirche entfaltet sich eine Weisheit, welche alle menschliche Weisheit weit übertrifft; sie ist göttliche Weisheit. Und wie sich Alles der göttlichen und kirchlichen Regierungsgewalt, dem Hirtenamt, unterwerfen muß, so auch dem göttlichen und kirchlichen Lehramt. Die weltliche oder staatliche Gesetzgebung soll und muß zum Wohle der Menschheit mit Klugheit und Weisheit Gesetze und Verordnungen machen. Dies kann ihr jedoch nur dann gelingen, wenn sie aus der Quelle des kirchlichen Lehramtes Klugheit und Weisheit schöpft. Weltliche, natürliche Klugheit und Weisheit ist nur ein armseliges Flickwerk. In den Gesetzen und Verordnungen, d. h. in den weltlichen und staatlichen, muß sich ein religiöser Geist zeigen, muß sich, wie ein seidener Faden, die göttliche Offenbarung, die kirchliche Lehre hindurchziehen. Die Gesetzgebung des Staates, wenn sie zum Wohle der Menschheit, und der Bürger besonders, wirken will, was sie ja soll, muß religiös, kirchlich, christlich angehaucht sein; sie muß sich von dem unfehlbaren Lehramte der hl. Kirche leiten, führen, berathen lassen.

Christus endlich stiftete in seiner Kirche das

Priesteramt.

Christus selbst ist der ewige Hohepriester; am Stamme des heiligen Kreuzes vollbrachte er, der Hohepriester, das große Versöhnungsopfer zur Entsündigung der Menschheit, zur Versöhnung der gottverfluchten Welt, zur Heiligung Aller, die an ihn glauben, und die Mittel, d. h. die hl. Sakramente gebrauchen. Dieses Versöhnungsopfer fortzusetzen, die Sakramente zu spenden, kurz, die Gnaden der Erlösung den Menschen zuzuführen, ist die Aufgabe und das Werk des Priesterthums in der katholischen Kirche. Das Priesterthum hat die feierliche, segensreiche Aufgabe, im hl. Opfer der Messe Gott mit den Menschen zu versöhnen, Gnaden und Segen vom Himmel zu erbeten, für empfangene Gnaden und Wohlthaten Gott würdig zu danken; es hat ferner die Gewalt, in den hl. Sakramenten die Sünder zu reinigen, die Schwachen zu stärken, die Gefallenen aufzurichten, alle Menschen zu heiligen, alle zur erhabenen Würde der Kindschaft Gottes zu verhelfen, alle zur wahren Freiheit, zur Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Denn das ist die Erhabenheit und die unbegreifliche Würde des Menschen, freie Kinder Gottes zu heißen und zu sein.

Das ist die erhabene Freiheit, wie sie Christus gelehrt hat, Freiheit von der Sünde, die Freiheit, Kinder des himmlischen Vaters zu sein, so daß „Alle beten und rufen: Abba, Vater!" Die Freiheit, Gott zu dienen, Gott zu lieben, und den Nächsten wie sich selbst, um Gottes willen.

Das ist freilich eine ganz andere Freiheit als wie sich die Weltmenschen vorstellen, oder wie Weltmenschen sie ausdenken und ausmalen, oder auch versprechen. Es ist jedoch die gottgewollte Freiheit; es ist aber auch nur die einzige welt- und menschenbeglückende Freiheit, möglich dann aber auch nur durch das katholische Priesteramt! Die Priester der Kirche, die Priester Gottes sind die Vermittler zwischen Gott und den Menschen!

Christus und die Kirche setzt also eine sündige Menschheit voraus; Christus und die Kirche sucht verlorene Sünder auf, um sie zur einen Heerde Jesu Christi zurückzuführen; Christus und die Kirche schaut die Menschen nicht an als vollkommen und gerecht, sucht sie jedoch zur Vollkommenheit, Gerechtigkeit und Tugend zu führen; Christus und die Kirche streben nicht nach Erdenglück; wahres Glück ist nicht auf Erden zu finden, sondern erst im Himmel.

Christus stiftete in seiner Kirche das Hirtenamt, das Lehramt und Priesteramt. Die kirchlichen Hirten, Lehrer und Priester leiten, führen, belehren, ermahnen, entsündigen, versöhnen, geben Frieden der Seele, nähren die Liebe Gottes und des Nächsten, erstreben die Freiheit der Kinder Gottes, bezwecken das höchst möglichste Glück auf Erden, jedoch immer und überall und in Allem in der Weise, in der Ordnung, daß das Zeitliche dem Ewigen untergeordnet, daß das Weltliche dem Geistigen als Mittel diene, die hohe Bestimmung, das erhabene Endziel des Menschen zu erreichen, Kinder, freie Kinder Gottes, treue Kinder der Kirche, ordnungsliebende Bürger des Staates zu sein, um einstens glückliche Bürger des Himmels zu werden!

Der hl. Wilfrid, Bischof von York in England.

Derselbe ward im Jahre 634 in Northumberland geboren, und verrieth schon im Kloster Lindisfarne, wo er seine wissenschaftliche Laufbahn begann, einen gediegenen und scharfsinnigen Geist. Nachdem er mit dem hl. Benedikt Biskop eine Reise nach Rom gemacht, erhielt er die Priesterweihe, stand dem Kloster Rippon vor und wurde nachher zum Bischofe von Northumberland konsekrirt. Da ihn aber mißliche Umstände von seinem Stuhle Besitz zu nehmen hinderten, begab er sich wieder nach Rippon bis 669, wo er zum Bischofe von York ernannt wurde.

Da Wilfrid mit seltenen Tugenden die Gabe der Ueberzeugung und Rührung verband, verbreitete er überall das Reich der Gottesfurcht. Aus dem Königreiche Kent ließ er den Sänger Eddi Stephani komen und führte mit dessen Hilfe in allen Kirchen Nord-Großbritanniens den Choral ein. Die Klöster nahmen vorzugsweise seine Hirtensorge in Anspruch, und er stiftete solche in der Mitte und im Norden von England, wie der hl. Augustin sie früher im Kenterlande in Aufnahme gebracht hatte.

Durch seinen Eifer erwarb er sich die Gnade des Königs Egfried, und alle Umstände geboten ihm nun, nach Rom zu reisen. Ungünstige Winde aber

führten ihn an die Gestade von Friesland. Da wollte er indessen auch nicht müßig bleiben; den Bewohnern jenes Landes, die noch in den Finsternissen des Heidenthumes versunken lagen, predigte er den Glauben und wußte so seine Trübsale in Wonne umzuwandeln, indem er seine Verfolgungen zur Aussaat des Evangeliums machte. Er blieb den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch bei diesen Völkern und bekehrte eine unzählbare Menge Friesen, unter denen sich sehr angesehene Personen befanden.

Im folgenden Sommer verließ Winfrid das Land der Friesen, nach-

Der hl. Wilfrid erweckt ein todtes Kind zum Leben.

dem er zuerst diesen neuen Sprößlingen Hirten gegeben hatte, und kam nach Austrasien, wo ihn der König Dagobert II. sehr schmeichelhaft empfing und ihm das Bisthum Straßburg anbot. Da er ihn aber zur Annahme nicht vermögen konnte, gab er ihm reiche Geschenke und ließ ihn bis nach Rom begleiten, wo Wilfrid 679 anlangte. Er blieb vier Monate in Rom. Nach seiner Rückkehr nach England waren seine Feinde noch so mächtig, daß sie eine neue Verfolgung wider ihn erregten und er abermals nach Rom reisen mußte. Johannes VI., welcher indessen den päpstlichen Stuhl bestiegen, erklärte sich laut für den Heiligen, empfahl denselben in einem Schreiben den Königen

von Merzien und Northumberland, und beauftragte Brithwald von Canterbury, eine Synode zu berufen, dem verfolgten Oberhirten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und, im Falle der Unmöglichkeit einer solchen Zusammenberufung, die Betheiligten vor ihm persönlich erscheinen zu lassen. Der Erzbischof, treu befolgend den Auftrag des Statthalters Christi, veranstaltete an den Ufern der Nidd in Yorkshire ein Konzilium, das aus Bischöfen, Aebten und Fürsten bestand. Es erhob sich in dieser Versammlung eine allgemeine Stimme zu Gunsten des verfolgten Bischofs und es wurden ihm einhellig alle seine Rechte zugesprochen. Allein Wilfrid konnte dieser Ruhe nicht mehr lange genießen, denn er starb den 24. April 709 in einem Kloster der Grafschaft Northampton. Vor seinem Tode vertheilte er alles, was er besaß, an die Kirchen, Klöster und unter die Gefährten seiner Verbannung. Sein Fest wird den 12. Oktober begangen.

Ein Kind und sein Schutzengel.

In der badischen Pfalz trug sich vor einigen Jahren folgende liebliche Geschichte zu: Ein vierjähriges Mädchen, ein liebes, braves und frommes Kind, welches zwar arme, aber äußerst gottesfürchtige Eltern besaß, wurde krank. Da dieses Kind seinen Seelsorger sehr lieb hatte, indem es denselben ja öfter in der Kinderschule sah und ihm auch auf der Straße die Hände reichte, so wünschte es, denselben auch an seinem Krankenbette zu sehen.

Die Mutter mußte den Geistlichen ersuchen, er möge doch die Güte haben, das kleine Gretchen hie und da einmal zu besuchen. Mit aller Bereitwilligkeit willfahrte der Seelsorger der von Seiten der lieben Kleinen an ihn gestellten Bitte.

Derselbe erscheint zum ersten und zweiten Male; immer wußte die Kranke von ihrem hl. Schutzengel zu erzählen, wie sie gesehen, wie er ihr zugesprochen, wie er ihr versprochen, sie bald in den Himmel zu nehmen. Der Pfarrer kommt einige Tage darauf zum dritten Male zum Krankenbesuch; da war die Kleine ausnehmend freudig gestimmt und sagte: „Heute werde ich noch zu meinem lieben Gott in den Himmel kommen; mein heiliger Schutzengel wartet schon dort vor meinem Bette, sehen Sie ihn nicht, Herr Pfarrer?“

Der Geistliche redete einige Augenblicke mit der Mutter des Kindes, und auf einmal fängt die Kranke an zu lachen und klatschte in ihre zarten Händchen und ruft nochmals mit laut vernehmlicher Stimme: „Da kommt mein Schutzengel und holt mich!“

Und die Aeuglein der Unschuld waren geschlossen, die jugendlichen Kindeshändchen waren gefaltet, die Seele war durch des Engels Macht in die Räume der Seligkeit entführt.

Auf jeden Zuschauer, den Seelsorger, die Mutter, die erwachsenen Geschwister machte dieser schmerzlose Kindestod den tiefsten, aber freudigsten Eindruck und hat sie gelehrt, den Schutz ihres heiligen Engels von Neuem und immer mehr anzuflehen.

Der Vatikan.

Gewöhnlich denkt sich der Durchschnittsphilister, wenn er das Wort Vatikan in der Zeitung liest, daß es sich dabei um einen ungeheuren Palast handle, wo Papst und Kardinäle nahe bei einander wohnen, wo es ein paar Museen gibt, wo Jesuiten scheu durch alle Gänge schleichen und mit den Schlüsseln der unterirdischen Verließe rasseln. Hat ein solcher ehrsamer Leser außer seinem lokalen Tageblatt auch noch „Buchholzens in Italien" von Julius Stinde gelesen, so wird er am Stammtisch erzählen können, daß der Vatikan elftausend Zimmer hat, der Papst und die Kardinäle also einen ungeheuren Luxus entwickeln müssen. Solcher chiaroscuro schleppt sich von Geschlecht zu Geschlecht und nimmt bei diesem Erbgange immer dunklere Töne an.

Als ich einmal längere Zeit in der Ewigen Stadt weilte, lernte ich eines Tages den jetzt verstorbenen Baumeister der apostolischen Paläste, den Grafen Vespignani, kennen. Da ich meinen Bädeker, Gsell-Fells und Murray gut studirt hatte, fragte ich ihn mit jenem überlegenen Ton, der den deutschen Touristen eigen ist, die sich vorher durch Studium auf ihre Reise vorbereitet haben: „Die Instandhaltung der elftausend Zimmer des Vatikan nimmt wohl die Hauptsorge des vatikanischen Bauamtes in Anspruch?" — „Macche undicimila camere? Wir haben höchstens dreitausend; und dabei müssen wir schon fleißig alle kleinen Räume mitzählen, die man kaum Zimmer nennen kann. Wir sind froh, wenn wir elftausend Fenster zählen können." Ich war verdutzt und antwortete mit einem gewissen Sicherheitgefühl, wie man es bei vier Buben im Skat zu haben pflegt: „Aber im Bädeker steht doch...." — „Bädeker hat viel Falsches über die innere Topographie des Vatikans gedruckt," antwortete er beinahe unwirsch; „es lohnt nicht, alle diese Dinge richtig zu stellen." Ich war um einen schönen Traum ärmer.

Im Vatikan wohnen der Papst, der Kardinal-Staatssekretär, der Kardinal Mocenni, Generalverwalter der Güter des Hl. Stuhles, die Hofbeamten vom aktiven Dienst, ein Theil der Dienerschaft und ein einziger Jesuit. Wer also glaubt, daß ihm ein halbes Dutzend Kardinäle mit dem großen rothen Kardinalshut mindestens in jedem Korridor und jedem Kortile begegnen müßte, täuscht sich gewaltig. Alle Eminenzen, außer den beiden eben genannten, wohnen in der Stadt. Wie kommt es denn aber, daß der Vatikan eine eigene Pfarrei ist? Das ist sehr einfach. Der Papst, die beiden Kardinäle, die Hofbeamten, die Dienerschaft und die niederen Beamten, die ein so weitläufiges Gebäude in seinen verschiedenen Theilen besorgen und in Stand halten müssen, die Gendarmerie und die Schweizergarde, das Gartenpersonal u. s. w.: im Ganzen sind es fast fünfzehnhundert Köpfe, so daß die Einwoh-

nerschaft des Vatikans auch der Seelenzahl nach eine kleine Pfarrei ausmachen kann. Die Pfarrkirche ist die Cappella Paolina, die man von Sala Regia aus betritt und um deren Wiederherstellung sich Leo XIII. sehr verdient gemacht hat.

Wer im Vatikan nicht genau Bescheid weiß, soll ihn nicht allein betreten; sonst könnte er leicht lange umherirren, bevor er wieder in bekannte Gegenden kommt. Denn in diesem großen Palast gibt es meines Wissens vierzehn Höfe, die alle von mindestens vierstöckigen Bauten eingeschlossen sind, und zahllose große und kleine Treppen. Der gewaltige Gebäudekomplex ist eben nicht nach einem einheitlichen Plan gebaut worden; die verschiedensten Zeitalter haben ihre den jeweiligen Bedürfnissen entsprechenden Bauten angefügt. Die Baugeschichte des Vatikans liegt zum Theil noch in tiefstem Dunkel, das aufzuhellen man in neuester Zeit eifrig bemüht ist. Die Hauptschwierigkeit beruht darin, daß man erst aus verhältnißmäßig später Zeit Grundrisse der einzelnen Theile des Vatikans aufgefunden hat. Die in diese Risse eingetragenen Namen der einzelnen Gebäude waren aber nicht mehr die alten, weil der Zweck, dem sie früher dienten, verändert worden war und damit auch der Name gewechselt hatte. Man darf hoffen, daß innerhalb der nächsten fünf Jahre eine umfangreiche Studie über die Baugeschichte des Vatikans erscheinen wird, nachdem Ehrle und Stevenson in dem Text zu dem Prachtwerke „Gli appartementi Borgia" schon manche Punkte aufgeklärt haben.

Wer mag denn wohl der einzige Jesuit sein, der im Vatikan wohnt? Dieser merkwürdige Jesuit stammt aus Isny im württembergischen Ländle: ist ein hervorragender Gelehrter, hat die vatikanische Bibliothek als Präfekt in seiner Obhut und hört auf den Namen Franz Ehrle. Politik, die man eigentlich jedem Jesuiten in die Halbschuhe oder Zugstiefel schiebt, treibt unser Landsmann nicht, es sei denn, daß er mit allen Mitteln bestrebt ist, reiche Leute dafür platt zu schlagen, daß sie der vatikanischen Bibliothek Handschriften oder der Sali di consultazione Bücher schenken sollen. Dazu gehört nun häufig eine recht kluge Politik, die sich aber von der venezianischen Lagunenpolitik wesentlich unterscheidet. Ich habe nicht die Absicht, arglose Gemüther zu erschrecken; aber bei dieser Gelegenheit kann ich es nicht unterdrücken: P. Ehrle, aus der Gesellschaft Jesu, ist sogar Mitglied einer deutschen Akademie der Wissenschaften! So etwas konnte vorkommen, und zwar in allerjüngster Zeit, trotzdem der große Mommsen sich so energisch gegen jede Berücksichtigung eines Katholiken — a fortiori eines Jesuiten — im wissenschaftlichen Leben ausgesprochen hatte. Interessant ist, daß gerade Mommsen, den seine Studien so häufig in den Vatikan führten, dann mit demselben Manne verhandeln mußte und auf seine Gefälligkeit angewiesen war.

In Rom sitzt mancher Berichterstatter, der in skrupellosester Weise alle irgendwo umlaufenden Gerüchte vagster Art über den Vatikan und Alles, was man unter diesem Namen zusammenzufassen liebt, an sein Blättchen meldet. So kommt es, daß wir in unseren Zeitungen die abenteuerlichsten Geschichten aus dem päpstlichen Rom lesen. Ein Beispiel, — nicht das ärgste. Der Papst soll ungeheure Schätze besitzen. Eine Riesensumme war angegeben und

höhnisch wurde in der Presse gefragt, ob die Katholiken wohl noch weiter den Peterspfennig zahlen würden, wenn sie diese Ziffern gehört hätten. Angenommen — aber nicht zugegeben —, die Summe stimmte. Wie war sie ausgerechnet? Ein kundiger Thebaner war durch die Museen und Sammlungen des Vatikans geschritten — die natürlich große Erhaltungskosten verursachen — und hatte in oberflächlicher Schätzung den „Werth" der Statuen und Gemälde, der Waffen, Bücher und Handschriften, der Gefäße und Gewänder und sonstiger Dinge „berechnet", einen unsinnigen „Preis" des Bodens mit den Gebäuden in Ansatz gebracht, Alles fein zusammengezählt und dann diese Summe als „Vermögen des Papstes" in die Presse gebracht. Nicht ein Blatt, nein: Dutzende von Zeitungen waren auf dieses plumpe Manöver hineingefallen und druckten den Blödsinn ab. Fast Alles, was man in diese wunderſame Rechnung eingestellt hatte, ist erstens unverkäuflich, zweitens ohne Marktwerth und gehört drittens nicht dem Papst, sondern dem Hl. Stuhl. Von Vermögensobjekten nutzbringender Art kann nicht die Rede sein. Der Torso des Herkules, die Gruppe des Nil, die Biga oder die Tapeten, der Codex Vaticanus der Bibel, die Papyrusurkunden oder die Aldobrandinische Hochzeit, das berühmte limousiner Email, die Tiara der Stadt Paris oder die Fresken im Appartemento Borgia, die Biblioteca Ruhland, das Ottonianum oder die Rüstung Julius II.; alle diese und tausend andere Dinge werden vom Hl. Stuhl pietätvoll bewahrt und behütet, im Stand gehalten und mit großen Kosten den Gelehrten oder Kunstfreunden zugänglich gemacht. Der Papst selbst verfügt über eine Summe von achtzehn Millionen Lire, die bis zur Zeit der Noth nicht angegriffen wird; im Uebrigen bestreitet er seine und der Kirche Bedürfnisse, so weit eben die Zentralregierung in Frage kommt, lediglich aus den Einnahmen des Peterspfennigs. Das ist ein Beispiel. Ich kann akatholische Leser nur bitten: jedes Mal, wenn irgend eine Räubergeschichte über den Vatikan durch die Blätter geht, darauf zu achten, ob die Angaben so gehalten sind, daß man der Sache nachgehen kann, ob also Namen, Zeit und Ort angegeben sind. In den meisten Fällen wird der denkende Leser feststellen können, daß jegliche Handhabe fehlt, um der Sache auf den Grund zu gehen, daß vielmehr lediglich auf die antivatikanischen Instinkte der breiten Massen mit Pauschalverleumdungen gewirkt werden soll.

Meine besten Kunden.

Ein berühmter Arzt besuchte einmal einen drei Treppen hoch wohnenden Tagelöhner. Als er unten im Hause, von dem Treppensteigen erschöpft, etwas ausruhte, erblickte er einen seiner vornehmen Bekannten. Auf sein Befragen erzählte ihm der Arzt, von wo er komme und der vornehme Herr verwunderte sich, daß der berühmte Arzt auch so geringe Leute besuchte. „Ei, mein Herr," erwiderte dieser, „das sind ja meine besten Kunden, denn die bezahlen — dort oben!"

— Wer mit Gott im Frieden lebt, der kann mit der Welt den Krieg wohl aufnehmen.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Das Medaillon.

Eine kleine Erzählung von P. Saget.

Zur Zeit, als in dem lieblichen Badeorte Ems noch die „grünen Tische“ standen und Unzählige dort ihr Hab und Gut auf's Spiel setzten, Geldsummen gewannen oder ihre seit langer Zeit sauer ersparten Thaler innerhalb weniger Minuten verloren, um dann in Elend und Noth ihr Dasein zu fristen oder gar in der Verzweiflung ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen, wohnte in einem an dem Lahnflusse gelegenen Hotel ein junger Mann von 25 Jahren, welcher regelmäßig jeden Nachmittag die Spielsäle des Kurhauses betrat und dann Stunden lang, ja oft bis zum späten Abend am Roulette zubrachte. Der Fremde, einer rheinischen Adelsfamilie angehörend und seit mehreren Monaten durch den Tod seiner Eltern Besitzer eines ziemlich bedeutenden Vermögens, hatte den unseligen Plan entworfen, seine Geldmittel, die ihm zu gering dünkten, um als Baron von L. in der Welt gebührend aufzutreten, durch das Hazardspiel zu vermehren. Große Summen glaubte er durch Fortuna's Gunst an dem grünen Tische zu erwerben, und Tag für Tag legte er schwere Geldrollen auf den Altar der unbeständigen Göttin. Anfangs kehrte er denn auch Abends mit reicher Beute in seine Wohnung zurück, aber bald wurden die Chancen ungünstiger, und an einem einzigen Nachmittage verlor er zehntausend Thaler. Indessen schreckte dies den Glücksjäger keineswegs ab, es spornte ihn vielmehr an, noch größere Summen als bisher zu wagen, um das Verlorene so bald wie möglich wieder zu erlangen. Doch Fortuna's Gunst war von dem jungen Baron gewichen, und ob er auf Schwarz oder Roth setzen mochte, immer verlor er, und der kleine Rechen der Croupiers zog blitzschnell die vor ihm liegenden Geldrollen und Banknoten-Päckchen ein. Bald war die Kasse des Spielers gänzlich erschöpft, noch ein einziger Verlust und der finanzielle Ruin war da. Mit Schrecken ward der junge Mann sich seiner traurigen Lage bewußt, aber trotzdem konnte er sich nicht entschließen, das verderbenbringende Treiben aufzugeben. „Es ist ja undenkbar,“ sagte er sich, „daß mich das frühere Glück so ganz im Stiche lassen kann, es muß sich mir wieder zuwenden; ein einziger Wurf muß mir mein Vermögen wiedergeben.“ Mit diesen Worten steckte er den Rest seines Besitzthums in das Portefeuille und eilte schnellen Schrittes in den noch ziemlich leeren Spielsalon. Hastig trat er an das Roulette und setzte die mitgebrachten Banknoten auf Schwarz. Es vergingen wenige, ihm eine Ewigkeit währende Sekunden, dann stand die kleine Kugel, von welcher sein Glück abhing, auf Roth — und er war ein mittelloser, ein ruinirter

Mann! In fieberhafter Aufregung hatte Baron von L. den Bewegungen der Kugel zugeschaut, jetzt, nachdem sein Loos entschieden war, stürzte er wie ein Wahnsinniger aus dem Saale. Er war nicht im Stande, einen vernünftigen Gedanken zu fassen und wie ein Trunkener wankte er durch die Straßen von Ems.

Es war am Tage vor dem Pfingstfeste. Lange mochte der Unglückliche so planlos umhergeirrt sein, bis es endlich klarer in seinem Kopfe wurde und er fähig war, das Entsetzliche seiner Lage vollständig zu erfassen. Das drohende Gespenst der Armuth stand vor seinem Geiste, und mit der Faust gegen die schweißbedeckte Stirne schlagend, rief er in verzweiflungsvollem Tone: „Verloren!" Dann ließ der junge Mann sich auf eine in seiner Nähe befindliche Bank nieder und versank, das Gesicht in beide Hände bergend, in düsteres Nachdenken. Plötzlich sprang er auf; „ha," sagte er zu sich selbst, „hat der Dämon des Spiels mir Alles geraubt, so mag er auch das Letzte, was ich noch besitze, an sich reißen! In meiner Wohnung befindet sich noch ein werthvoller Schmuck, er ist zwar ein Andenken an die gute Mutter, aber ich werde ihn verkaufen und den Erlös zu einem letzten Einsatz hergeben. Vielleicht bringt mir das Glück, wenn nicht, so mag man morgen in den Zeitungen lesen, daß die unselige Spielwuth abermals ein Menschenleben zum Opfer gefordert!" Hierauf eilte der Baron nach seiner Wohnung, wo er hastig seinen Koffer aufschloß und aus einem zierlich gearbeiteten Kästchen eine goldene, mit Brillanten reich besetzte Broche, ebensolche Ohrringe, ein kunstvoll gearbeitetes Armband und ein überaus kostbares Medaillon entnahm. Ein wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich seiner, als er diese Gegenstände, die einst seine gute Mutter getragen, in der Hand hielt, aber schnell unterdrückte er die augenblickliche Rührung, und den Schmuck in die Tasche seines Ueberrockes steckend, sagte er: „Es muß sein!" Wenige Minuten später befand sich der Unglückliche auf dem Wege zu einem der wohlhabendsten und angesehensten Juweliere der Stadt. Mit beklommenem Herzen betrat er das Ladenlokal und bat hier eine der Verkäuferinen, ihn dem Besitzer des Geschäftes zu melden, da er diesen persönlich zu sprechen wünsche. Das Fräulein kam sofort dieser Bitte nach und überbrachte dem Prinzipal die Visitenkarte des Barons. Es währte nicht lange, so erschien der Juwelier und, sich höflich vor dem jungen Manne verbeugend, ersuchte er denselben, ihm in sein Privatkabinett zu folgen. Hier angekommen, trug der Baron dem Geschäftsmanne sein Anliegen vor und überreichte ihm zugleich die mitgebrachten Kleinodien. Der Juwelier prüfte dieselben mit Kennermiene, und schon wollte er dem jungen Manne einen angemessenen Kaufpries dafür bieten, als plötzlich der Deckel des Medaillons aufsprang und dieses den Blicken des Beschauers zwei kleine Bilder darbot, welche ihn zu der Frage veranlaßten: „Aber dieses Familienstück wollen Sie offenbar nicht verkaufen, Herr Baron?"

„Würde ich es Ihnen übergeben haben, wenn dieses nicht der Fall wäre?" antwortete der junge Mann.

Doch der Juwelier beachtete diese Worte nicht, sondern hielt das Medaillon dem Unglücklichen hin und fuhr fort: „Ich nehme an, daß Ihnen der

Inhalt dieses werthvollen Stückes nicht bekannt ist, da Sie sonst nicht so sprechen würden; betrachten Sie die beiden Bilder und dann treffen Sie ihre Entscheidung!"

Zögernd nahm jetzt der Baron die Kapsel in Empfang, aber kaum hatte er einen flüchtigen Blick auf den Inhalt derselben geworfen, so ging in seinem Innern eine große Veränderung vor, und leise klang es von seinen Lippen: „Sie haben Recht, mein Herr! Um keinen Preis würde ich mich von diesen Bildern trennen." Wieder ruhte der nunmehr umflorte Blick des jungen Mannes auf denselben und, wie zu sich selbst sprechend, sagte er: „O, warum öffnete ich nie dieses Medaillon! Der Anblick des Portraits meiner heimgegangenen Mutter und des Bildnisses der Königin der Martyrer mit dem darunter von der Hand der Theuersten, die ich auf Erden besaß, geschriebenen Gebetlein würde mich vor meinem selbst verschuldeten Elend bewahrt haben!" Ein Strom von Reuethränen ergoß sich über die Wangen des Barons und, überwältigt von heißem Seelenschmerz, preßte er das Kleinod an seine bebenden Lippen.

Eine Zeit lang ließ der Juwelier den Unglücklichen gewähren, dann trat er zu ihm hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte im Tone innigen Mitgefühls: „Herr Baron, wie ich aus Ihren Aeußerungen entnehme, und wie ich es bei dem mir angetragenen Verkaufe der Werthgegenstände vermuthe, sind Sie, wie so Viele Ihres Alters und Standes, ein Opfer jener unseligen Leidenschaft geworden, die den Menschen zum Verderben führt. Was Sie mir brachten, war vielleicht das Letzte, das Sie besaßen, und dieses Letzte wollen Sie verkaufen, um den Erlös zu einem letzten Versuche zu verwenden. Ich wage nicht, auszusprechen, was geschehen, wenn das Vorhaben mißlungen wäre, und kann nur sagen, daß es für Sie das größte Glück war, gleichsam in letzter Stunde die Entdeckung zu machen, die Sie soeben in meinem Hause gemacht haben. Fürwahr, die Gnade Gottes ist Ihnen zu Hilfe gekommen! Danken Sie daher dem Himmel und der allerseligsten Jungfrau Maria für Ihre Rettung. Was immer Sie verloren haben, es gilt nichts im Vergleiche zu dem, was Ihnen heute zu Theil geworden! Bewahren Sie das Andenken an diese Stunde und nehmen Sie von mir die Versicherung entgegen, daß ich gerne bereit bin, Ihnen hilfreiche Hand zu bieten. Der Sohn, der die Liebe der Mutter besitzt, er kann sich glücklich schätzen und mit neuem Muthe ein neues Leben beginnen!"

Der wackere Mann reichte hiermit dem Baron die Rechte, die dieser innig und warm drückte. Dann erwiderte Letzterer: „Ich danke Ihnen, mein Herr! für die wohlgemeinten Worte, sie sollen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein, denn in dieser Stunde wurde mir der Weg gezeigt, den ich fortan wandeln werde. Die mir großmüthig angetragene Hilfe aber weise ich mit innigstem Danke zurück; denn dort, wohin ich mich nunmehr wenden werde, bedarf ich Ihrer Unterstützung nicht. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner in andern Tagen!"

Der junge Mann nahm darauf die mitgebrachten Kleinodien wieder in Empfang, reichte dem Juwelier nochmals die Hand zum Abschiede und verließ

das Haus, in welchem seiner Seele himmlischen Trost und göttliche Erleuchtung geworben.

Ein Jahr nach dem erzählten Vorfalle erhielt der Ladenbesitzer in Ems einen aus Rom datirten Brief des Barons von L., in welcher dieser ihm mittheilte, daß er in ein dortiges Franziskanerkloster eingetreten sei, um sich ganz dem Dienste Gottes und seiner heiligsten Mutter zu weihen. „Jenes Gebetlein," hieß es am Schlusse des umfangreichen Schreibens, „welches das Ihnen bekannte Medaillon enthielt, das jetzt ein Muttergottesbild unserer Klosterkirche trägt und das da lautete: ‚O du Gebenedeite unter den Weibern, erinnere dich in jeder Stunde meines Sohnes, und wenn ihm Gefahr droht für Leib und Seele, dann stehe ihm als Mutter zur Seite! Verlasse ihn nie, von dem ich jetzt scheide, o du gütige, du milde, du süße Jungfrau Maria!' — ja, jenes Gebetlein, das die Hand meiner sterbenden Mutter unter das Bildniß der Königin der Martyrer schrieb, es hat durch ihre Fürbitte Erhörung am Throne Gottes gefunden und mir das Glück gewährt, dessen ich jetzt als schlichter Klosterbruder genieße!"

Gerührt las der Juwelier diese Nachricht, und aus seinem Herzen stieg empor ein Lob- und Dankgebet zu Gott, der auf die Fürbitte derjenigen, zu welcher man nie vergebens seine Zuflucht nimmt, einen verirrten Sohn auf den Weg des Heiles zurückgeführt hatte.

St. Paphnutius und der Flötenspieler.

Der hl. Paphnutius hatte viele Jahre in der Wüste verweilt und durch schwere Bußen an seiner Heiligung gearbeitet.

Endlich kam ihm ein sonderbarer Gedanke in den Kopf, und er wagte es, denselben im Gebete Gott vorzutragen. Er wünschte nämlich zu wissen, wem auf Erden er an Heiligkeit gleich sei.

Er fragte in aller Einfalt und Demuth, und Gott ließ sich herab, mit ihm zu sprechen. Er sagte ihm: er sei jetzt einem gewissen Flötenspieler in einem egyptischen Dorfe gleich, das er nannte.

Sogleich machte sich der Heilige auf, diesen Flötenspieler aufzusuchen.

Als er in das Dorf kam, fragte er nach demselben und man sagte ihm, er blase gerade in dem Wirthshause zur Belustigung der Zecher.

„Seltsam!" dachte der Heilige. Er ließ jedoch den Flötenspieler herauskommen, nahm ihn bei Seite und sprach mit ihm von seinem geistlichen Zustande, was für gute Werke er schon gethan habe und dergleichen.

„Gute Werke?" versetzte der Flötenspieler; „ich weiß nichts Gutes, das ich je vollbracht hätte! nur einmal, als ich noch ein Räuber war, rettete ich eine gottgeweihte Jungfrau vor Gewaltthat, und einmal gab ich auch einer armen Frau Geld, welche aus Armuth im Begriffe stand, sich der Sünde zu überliefern."

Da erkannte Paphnutius, daß Gott diesem Flötenspieler Gnaden ertheilt hätte, welche den seinigen gleich standen, weil er zur Ehre seines Schöpfers während seines wilden Räuberlebens — zwei Todsünden verhindert hatte.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Das geschäftige New York. — Auf der Börse. — Bei New Yorker Millionären. — Zu Paterson, N. J. — Vorlesung zu Allegany, N. Y. — Eigenthümliche Ansichten über Indianer-Missionen. — Ritt und Fahrt unter Hindernissen. — Missionsgebäude im Chin Lee Thale in Angriff genommen. — Besuch des hochw. Vater Ketcham aus Washington. — Nach Keom's Cañon. — Beim Schlangen-Tanze der Moqui-Indianer. — Streifzug durch's Moqui-Land. — Ein unbeholfener Lehrer und ein gastfreundlicher Moqui. — Mission unter den Moqui-Indianern von unserer Ordensprovinz angenommen.

Gattin und Tochter des Herrn Smiley.

Letzten Monat sind wir in New York geschieben. Ich habe keine Lust, den geehrten Lesern des „Sendbote" das geschäftige New York zu beschreiben. Das „geschäftige" New York ist, wie mir scheint, der richtige Ausdruck; denn Geschäftigkeit zeichnet New York vor allen anderen Städten des Landes aus. Alles rennet, rettet, flüchtet; so kam es mir wenigstens vor. Eine Persönlichkeit habe ich leider nicht getroffen; ich meine jenen Herrn, der von dem 23 Stockwerk hohen „Flat Iron Building" herabfiel, gemächlich aufstand, seine Beinkleider abstaubte und weiter ging. Ein rühriger New Yorker, der ihn beobachtet hatte, rief ihm staunend zu: „Aber, mein Herr, haben Sie sich denn nicht verletzt?" „Aber nein", antwortete Jener verwundert, „ich bin ja doch langsam heruntergefallen; ich bin Sie nämlich aus Philadelphia." Wenn irgend Jemand aus Philadelphia sich zur Zeit in New York befand, so habe ich ihn leider nicht bemerkt.

In früheren Jahren habe ich mehrere Male ein Irrenasyl besucht; wenn ich nicht vorher gewußt, daß Longview eine Irrenanstalt ist, so hätte ich es den Insassen kaum angemerkt; als ich in New York auf der Börsen-Gallerie stand und von da herab auf das wüste Treiben der Börsen-Spekulanten schaute, hätte ich die Börse (Stock Exchange) sicherlich für ein Irrenasyl gehalten, wenn ich vorher nicht eines Anderen belehrt worden wäre. Uebrigens paßt die Börse zu New York, und New York zur Börse.

Der freundliche Herr, der von Hackensack, New Jersey, nach New York gekommen, um mich da zu treffen und mir das Treiben der Börse zu zeigen, Herr W. Andrus, führte mich darauf zu einigen protestantischen Millionären, die Herren Hyde und Hye, welche den Bau eines großen Spitals für die Navajos im Sinne haben. Ich unterhielt mich längere Zeit mit ihnen und drängte sie, das Spital im Chin Lee Thale zu bauen; das wird wohl auch geschehen, vorausgesetzt, daß sich dort gutes Trinkwasser findet.

Auf meiner Reise von New York nach Buffalo übernachtete ich bei den Franziskanern zu Paterson, New Jersey, wo ich mit dem Guardian des Klosters, dem hochw. P. Ludger, und dem Pfarrer der Gemeinde, dem hochw. P. Leo, bekannt war. Genannte hochwürdige Herren, sowie die hochwürdigen

Franziskanerväter in New York, drängten mich sehr, von Buffalo nach Allegany zu reisen, um dort den unter ihrer Leitung stehenden Studenten und Seminaristen eine illustrirte Vorlesung zu halten. Sie meinten, es könne nur vor Vortheil sein, diese für den Priesterstand sich vorbereitenden jungen Herren für die Indianer-Missionen zu interessiren. Da ich von Herrn Stewart Culin in Brooklyn eine ziemliche Anzahl stereoptischer Bilder erhalten hatte (die Photographien dazu hatte er vor einigen Jahren, als er mit uns die Navajo-Reservation durchstreifte, genommen), und in Allegany ein Stereoptikon zu haben war, reiste ich von Buffalo dorthin. Der Präsident des Seminars, der hochw'ste P. Joseph Butler, stellte mich in einer längeren, sehr schmeichelhaften Rede, in der er besonders die Missions-Thätigkeit der spanischen Franziskaner im Südwesten lobend hervorhob, den Studenten und Seminaristen vor. Ehe

Speisezimmer der Kinder in St. Michaels, Ariz., geschmückt zur Feier des Taufsages von 24 Kindern.

ich diesen die stereoptischen Bilder unter erläuternden Erklärungen zeigte, gab ich, unter allgemeinem Beifall, meiner Freude darüber Ausdruck, daß es mir gegönnt sei, die späteren Bischöfe, Monsignore und Pfarrer dieses Landes anzureden und sie für die Indianer zu interessiren. Ich lebe der Hoffnung, daß sie, wenn sie einmal als wohlbestellte Pfarrer in großen Gemeinden installirt seien, über die Grenzen ihrer Gemeinden hinausschauen könnten, und daß sie sich dann hie und da an uns arme Schlucker, die wir unser Leben großentheils draußen, zu Pferde, und in den Hütten der Rothen verbrächten, erinnerten. Wir bedürften ihrer Unterstützung. Erst kürzlich habe ein Erzbischof des Ostens bekannt gegeben, wenn einige seiner Geistlichen mehrere Jahre unter den indianischen Schülern in Regierungs-Schulen des Westens wirken wollten, so werde er sie bei ihrer Rückkehr promoviren; aber kein ein-

ziger habe sich gemeldet. Ein hochwürdiger Herr habe vor Kurzem in Kansas einer Dame die Absolution verweigert, wenn sie nicht aufhöre, Mitglieder für den Verein zur Erhaltung des Glaubens unter den Indianer-Kindern zu werben; gerade als ob das ein Verbrechen wäre! Ich hoffe, daß keiner aus ihnen dem Beispiele dieser Herren folgen werde u. s. w.

Ja, so ungefähr stehen die Aktien. Wenn alle die hochwürdigen Herren Pfarrer den Indianer-Missionen wohlgesinnt wären, und ein wenig mithelfen wollten, und nicht fürchteten, dadurch das Einkommen ihrer Gemeinden zu beeinträchtigen (nebenbei eine irrige Ansicht), so stünde es mit unseren Missionen bedeutend besser. Mancher Laie, wohlhabend oder arm, wäre gerne bereit, sein Scherflein zur Verbreitung unseres heiligen Glaubens unter den Rothen dieses Landes beizutragen, wenn er um unsere Arbeiten und unsere Bedürfnisse wüßte, wenn dieselben ihm von seinem hochwürdigen Herrn Pfarrer kund gethan, und er um eine Unterstützung angegangen würde. Es sollte eigentlich genug sein, daß wir uns den Strapazen, den Mühseligkeiten und Entbehrungen des Missionslebens unterziehen, ohne genöthigt zu sein, für unseren Unterhalt und das nöthige Geld zur Errichtung unserer Schulen und Missionen und für deren Unterhalt zu betteln. Mancher hat mir gestanden: „So ein Leben! nein, das wäre nichts für mich!" Sehr gut! Für uns ist es eben auch nicht gerade eine einzige lange Reihe vergnügter Tage; kaum! Aber man könnte wenigstens dazu beitragen, das Loos derjenigen, die sich diesem Leben widmen, etwas zu erleichtern.

„Geschieht ihnen recht!" höre ich da Jemand sagen; „warum gehen sie denn unter so ein Heidenvolk?" Weißt du was, mein geschätzter Leser? Wenn Alle so gedacht hätten, so wohnten wir wohl jetzt noch in den Urwäldern Deutschlands, lägen auf Bärenfellen, tränken Meth dabei, schwuren bei Thor und Wodan, und schlachteten einander ab, um etwas früher in's gesegnete Walhalla zu kommen.

Wenn mich nun Jemand nach der Ursache meines augenblicklichen Pessimismus fragen sollte, so will ich ihm gestehen, daß es nicht geradezu ein Vergnügen ist, auf einem lahmen Gaul 50 Meilen im Tage zu reiten, eben weil man kein Geld hat, um einen besseren zu kaufen. Zudem sitze ich hier im Chin Lee zwar jetzt auf dem Trockenen, aber vor einigen Tagen glich das Innere des Hauses (?) einer wahren Wasserfluth; auch bin ich 53 Meilen von zu Hause weg, habe ein leichtes Gefährte, ein amerikanisches Roß, und ein Indianer-Pony, um morgen mit meinem hohen Gaste, dem hochw. Vater Ketcham aus Washington, dem Direktoren des Bureau für katholische Indianer-Missionen, nach Hause zu fahren. Das andere amerikanische Pferd ist mir nämlich vor einigen Tagen zu Keam's Cañon, 85 Meilen von hier, elendiglich krepirt (zum Glück gehörte es nicht mir, und „res perit domino", muß aber doch wahrscheinlich dafür blechen), und der Esel, den mir ein Indianer geliehen, bekam auf dem Wege eine wunde Schulter und weigerte sich mit eselhaftem Starrsinn, weiter zu gehen. Zum Glücke befand sich daselbst eine Heerde Navajo-Ponies, von denen eines die Stelle des Esels übernehmen mußte.

Um mehr zusammenhängend zu schreiben: Gute Leute im Osten haben

mir Geld gegeben zur Gründung einer Mission im Chin Lee Thale; die ehrw. Mutter Drexel gab mir ebenfalls $500 für diesen Zweck; und unser hochw'ste P. Provinzial, Chrysostomus Theobald, O. F. M., und unser ehrw. Definitorium gab mir die Erlaubniß zur Errichtung des Gebäudes. Ich ritt also vor zwei Wochen auf meiner flügellahmen „Swallow" hierhin (53 Meilen) und brachte den Bau des Hauses unter Weg; dann ritt ich auf demselben lahmen Thiere nach Gañado, 35 Meilen, zum Tauschladen des Herrn Lorenzo Hubbell. Dort wartete meiner der hochw. Vater Ketcham aus Washington, den der ehrw. Bruder Simeon mit geborgtem Fuhrwerk und geborgten Pferden an demselben Tage dorthin gefahren hatte. Am nächsten Tage fuhr ich mit dem hochw. Vater Ketcham nach Keam's Cañon, 45 Meilen. Dort sah das

Alte Höhlenwohnung, bei St. Michaels, Ariz.

Herr Judy, Maler, an der alten Höhlenwohnung, 8 Meilen von St. Michaels, Ariz.

eine Pferd seinen letzten Tag, und wir borgten zwei Sättel und zwei Indianer-Pferde und ritten während der Nacht, nach einem zweistündigen Schlafe, nach der ersten Mesa der Moqui-Indianer. Dort wohnten wir dem berühmten und berüchtigten Schlangen-Tanze der Moqui-Indianer bei. Der Tanz war dieses Mal einfach schauderhaft. Manche Indianer waren nicht zufrieden mit einer Schlange, sondern nahmen zwei Klapperschlangen in den Mund und tanzten damit. Manche ließen sie freiwillig zu Boden fallen, so daß zuweilen vier und fünf Schlangen zur gleichen Zeit auf dem Tanzboden umherliefen. Wir waren froh, daß wir, statt unten, in sicherer Entfernung oben auf einem Dache saßen. Drei Tänzer wurden von den Schlangen gebissen, einer von einer Klapperschlange. Aber den Schlangen-Tanz habe ich ja einmal früher beschrieben.

Wir waren nicht nach dem Moqui-Lande gefahren und geritten, um dem Schlangen-Tanze beizuwohnen, sondern um eine passende Stelle für eine Mission unter den Schlangentänzern aufzusuchen. Obwohl Vater Ketcham seit fünf Jahren, seitdem er von den Indianer-Missionen im Indianer-Territorium nach Washington berufen worden, nicht mehr zu Pferde gesessen hatte, hielt er unseren viertägigen Ritt durch's Moqui-Land doch sehr gut aus. Er verlor auch dann seinen guten Humor nicht, als er Rock und Weste, Kragen, Brevier und Hosenträger verlor. Wir schickten einen Indianer zurück, um die Sachen wieder aufzufinden, aber es war zu spät, irgend ein Moqui hatte diese Gegenstände gefunden und sich angeeignet.

Moqui-Indianerinnen, 100 Meilen von St. Michaels, Ariz.

Wir besuchten alle Moqui-Mesas und alle Moqui-Dörfer und hielten im wasserarmen Wüstenlande fleißig Umschau nach Quellen. In einem Dorfe hatten wir einen nackten Indianer-Knaben als Führer nach einer in der Nähe des Dorfes gelegenen Quelle; bald gesellten sich fast alle Kinder des Dorfes — nackt und bekleidet — ihm bei und folgten uns.

Wir entschieden uns zuletzt für eine Mission auf der mehr zentral gelegenen zweiten Mesa, in unmittelbarer Nähe von zwei Indianer-Dörfern. Als wir am Abend des dritten Tages nach der ersten Mesa zurückkehrten, waren natürlich alle amerikanischen Besucher des Schlangentanzes länast ver-

flogen. Wir hielten beim Herrn Lehrer an, der wie aus den Wolken gefallen dastand, als ich ihm Vater Ketcham vorstellte. Wir richteten mehrere Fragen an ihn, unter anderen, wo wir wohl übernachten könnten; aber der Herr Moqui-Lehrer wußte an dem Abend absolut nichts. Wir ritten weiter zu einem Moqui-Laden, wo wir Heu für unsere Pferde, und etwas Besseres für uns selbst einkauften. Damit gingen wir zum Hause eines spanischen Malers; aber auch er war nicht zu Hause. Endlich lud uns ein Moqui-Indianer zum Uebernachten ein. Allerdings konnte er uns nur einige Schaffelle und eine Decke bieten, aber er hatte doch bedeutend mehr Verstand und Einsicht und Menschenfreundlichkeit als der Herr Lehrer, der dorthin gesandt worden war, um ihn zu zivilisiren. Mutter und Tochter borgten Kaffee und kochten uns ein unter den Umständen annehmbares Nachtessen. Während der Nacht theilten wir mit den dreien das einzige Zimmer, denn wir fanden es nicht gerathen, draußen zu schlafen, da die Moquis alle die Schlangen, mit denen sie getanzt, in der Nähe losgelassen hatten.

Wenn ich jetzt nach Hause gekommen — ich schreibe dieses in Chin Lee, während Vater Ketcham und P. Leopold sich das Cañon de Chelly ansehen — muß ich die nächsten paar Monate die Navajos besuchen und 50 Kinder mehr für unsere Schule zu gewinnen suchen. Wenn dann unsere Schule eröffnet ist, reite ich wieder nach Moqui und quartiere mich bei den Indianern der zweiten Mesa ein, um ein wenig mehr mit ihnen bekannt zu werden, den Bauplatz definitiv zu bestimmen, und die Zustimmung der Indianer zur Gründung der Mission zu erhalten.

Auf die Anfrage unseres hochw'sten Herrn Bischofs hin hat unser hochw'ste P. Provinzial und das ehrw. Definitorium diese Mission im letzten Kapitel angenommen, und unser hochw'ste P. Provinzial hat mich beauftragt, die nöthigen Schritte zur Gründung der Mission zu thun, so daß nächsten Sommer zwei unserer Patres zu den Schlangentänzern ziehen können. Das Alles nimmt Geld, besonders wenn man so im Lande umherstreichen muß und dabei ein solches Pech hat. Auch wird das Geld, das ich an Hand habe, nicht zur Vollendung des Baues im Chin Lee Thale ausreichen. Kurzum, wenn die geehrten Leser des „Sendbote" mir je helfen wollen, dann bitte ich dieselben recht sehr, das jetzt zu thun, denn ich werde deren Hilfe kaum je mehr bedürfen als gerade eben jetzt. Wie man auf dem ersten Blatte sehen kann, befördert der „Sendbote" gerne die milden Gaben, die wohlthätige Leser für unsere Mission an die Redaktion einsenden.

Erziehungsgrundsätze.

Gewähre gern und schnell die vernünftigen Bitten deines Kindes; habe aber ein taubes Ohr für seine launenhaften Einfälle; weise sie kalt und entschieden ab.

* * *

Setze dich durch untadelhaften Wandel und überlegtes, leidenschaftsloses Benehmen und nicht zu häufiges, aber bündiges Befehlen in den gehörigen Respekt.

(Für den „Sendbote".)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

Keine Klasse von Menschen wird von dem Werke der Kleinen Schwestern ausgeschlossen. Wenn auch die aufgenommenen Greise zum größten Theile Katholiken sind, so sind doch auch unter ihnen Andersgläubige, hie und da einige Juden, Protestanten in verschiedenen Ländern, Heiden sogar in Indien. Die Schwestern sind glücklich, eine Anzahl derselben durch die Wirkung selbst ihrer Liebesthätigkeit zu bekehren und alle zu verpflegen. Niemanden wird wegen seiner Religion Gewalt angethan; man bestrebt sich aber, die Liebe zu Gott und dem Nächsten praktisch zu üben. Ist eine solche Liebesthätigkeit nicht

eine stumme, aber beredte und überzeugende Predigt?

Kardinal Gibbons drückt in einer Rede vom Jahre 1886 seine wohlwollende Ansicht über dieses Werk in folgenden Worten aus: „Der Geist des Evangeliums, der das Ganze belebt, die Herzen erfüllt und den Opfermuth rege hält, ist nach meiner Ansicht ein augenscheinliches Anzeichen, daß es ein Werk Gottes ist. Aus dem göttlichen Herzen, Gott ist ja die Liebe selbst, ziehen die Kleinen Schwestern jene praktische, zärtliche und heroische Liebe gegen die Armen, so rührend und erbaulich für die Städte Baltimore und Washington in meiner Diözese. Ich schätze Amerika glücklich, daß es auf diese Weise das Beispiel der katholischen Nächstenliebe, stets voll Leben und Ueberzeugungskraft, vor Augen hat. O, wie wirksam ist dieser ergebene Dienst der Kleinen Schwestern in den Herzen unserer protestantischen Landsleute!"

Zu Nancy in Frankreich kamen zwei Kleine Schwestern vom Sammeln zurück. Es war spät, die Witterung war trüb und kalt. Sie hören Seufzer, sie gehen hin und sehen eine arme, alte und kränkliche Frau, die sich auf einen Grenzstein stützt. Sie fragen theilnahmsvoll nach der Ursache ihrer Schmerzen. „Warum sind Sie nicht in das Haus der Kleinen Schwestern gegangen?" — „Nein, niemals!" erwiderte die Greisin, „ich würde dort nicht aufgenommen werden." — „Und warum nicht?" — „Weil ich eine Jüdin bin." — „Kommen Sie mit uns!" Und sie sanft nöthigend, führten die Kleinen Schwestern sie fort. Sie berichten das Vorgekommene der Guten Mutter, die ihre Gesinnungen theilt. Und die Tochter Israels findet Unterkunft und Pflege unter dem Dache der Mägde Christi.

Ein anderes Beispiel — eine Jüdin trat in ein Haus der Kleinen Schwestern ein unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man nicht in sie dringe, ihrer Religion zu entsagen. Man versprach es ihr, verrichtete jedoch Gebete

für sie; aber kein Wort ließ man von ihrer Bekehrung fallen. Sie verwunderte sich darüber und ging später aus eigenem Antriebe in die Predigt, die in der Kapelle gehalten wurde. Die Erklärung der christlichen Wahrheiten, das gute, religiöse Beispiel der Insassen des Altenheims gefiel ihr sehr, so daß sie nach einigen Monaten mit dem Gedanken umging, ihr Leben zu ändern, und da sie von der Wahrheit der Religion, zu der sich die Schwestern bekannten, überzeugt war, so trat sie zur katholischen Kirche über, um, wie sie sagte, nicht nur hier, sondern auch jenseits in ihrer Gesellschaft zu sein.

Die christliche Liebe umfaßt Alle;

Juden und Heiden,

wie wir gesehen haben und noch sehen werden, sind nicht ausgeschlossen. — In dem Heim der Schwestern zu Calcutta in Indien war der Greis, der das Vieh besorgte, früher ein Götzendiener gewesen. Von Zeit zu Zeit näherte er sich mit Andacht der Kuh, die er als ein heiliges Thier betrachtete, und das Ohr auf die Haut des armen Thieres heftend, horchte er, was sein Gott zu ihm sprach. Er ward unterrichtet und erfuhr, daß es nur einen wahren Gott gebe und außer ihm nur falsche Götter.

In einer der Anstalten in Afrika war ein alter Mann, ein Araber, aufgenommen worden, den seine Kinder aus dem Gebirge dorthin gebracht hatten. Der Greis sah mit Neugierde den Schwestern, den Greisen, dem Schalten und Walten im Hause zu. Er betete noch zu Muhameb, aber er kam in die Kapelle und beim Weggehen sagte er: „Gute Nacht, Jesus Christus!“

Im Jahre 1892 kam eine Schaar von Kleinen Schwestern der Armen in Konstantinopel, der Hauptstadt der Türkei, an. Der Apostolische Präfekt und ein siebzigjähriger Wohlthäter hatten sie berufen; der letztere bot ihnen sein bescheidenes Haus an, und bat um die Ehre, als Greis aufgenommen zu werden. Die Beförderer dieser Gründung wollten der Türkei zeigen, was die katholische Liebesthätigkeit wirken kann. — Kardinal Lavigerie, der sich besonders der Missionen unter Türken und Arabern annahm, sagte bei einer Gelegenheit von den Kleinen Schwestern: „Ueberall verbreitet diese Genossenschaft den Namen unsers Herrn Jesu Christi und den Segen der katholischen Liebesthätigkeit. Ueberall gibt sie das Beispiel der reinsten Tugenden, und ehrt den christlichen Namen. Ich sehe es in den Ländern der Heiden, wo ich den Trost gehabt habe, selbst die Gründung von drei ihrer Anstalten, in Algier, Tunis und Hippona, am Grabe des hl. Augustin, zu veranlassen, und wo ich Zeuge des tiefen Eindrucks bin, den das Schauspiel einer so rührenden Liebesthätigkeit und Demuth auf Alle, sogar auf Muhamedaner macht.“

In nichtkatholischen Ländern gibt es eine große Anzahl von

Protestanten und Andersgläubigen,

die in den Häusern der Kleinen Schwestern Aufnahme und Pflege finden, und deren mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile gegen die katholische Kirche nach und nach schwinden. — In Detroit, Mich., verlangte ein protestantischer Greis, katholisch zu werden. Man frug ihn um den Grund hierzu. „Ja,“

sagte er, „ich hatte immer gewünscht, Gott zu dienen, ohne zu wissen, wie ich es anfangen soll. Ich bin hier eingetreten und habe den Schwestern zugesehen, was sie thaten, und dann habe ich mir gesagt: Die müssen auf dem richtigen Weg sein; ja, es ist klar und deutlich, daß ihre Religion die wahre ist. Die Kleinen Schwestern kommen in den Himmel, und ich will mit ihnen gehen."

Ein alter, ehrwürdiger Mann, über 60 Jahre alt, kam eines Tages nach dem Heim der Schwestern zu Birmingham in England, und bat um Aufnahme. In seiner Jugend hatte er studirt und wollte protestantischer Geistlicher werden. Als aber die Zeit kam, daß er ordinirt werden sollte, fühlte er in sich keine Neigung zu diesem Stande und trat zurück. Er wurde dann Ingenieur für Straßen und Eisenbahnen und hatte oft an hundert Arbeiter zu beaufsichtigen. Er brachte es zum mittelmäßigen Wohlstande, bis er mit einem Bein in die Takellage gerieth, das ihm ganz abgeschnitten wurde. Auf diese Weise arbeitsunfähig geworden, nahm er nach langem Leiden und Unthätigsein die theologischen Studien wieder auf. Durch Erfahrung und Unglücksfälle belehrt, prüfte er gewissenhaft die religiösen Fragen, und da ihm schließlich die Wahrheit der katholischen Religion einleuchtete, so nahm er dieselbe an und wurde katholisch. Jetzt suchte der alte und schwache Mann, von Allen verlassen, um Aufnahme. „Nehmet mich an!" sagte er; „denn ich bin gekommen, meine Seele zu retten." Dabei bezeugten reichliche Thränen, mehr als Worte es vermochten, seine Nothlage und christliche Gesinnung. Er beschloß auch dort sein Leben mit der zuversichtlichen Hoffnung auf die ewige Glückseligkeit.

Eine Dame hatte lange mit ihrem Gatten in gemächlichen Umständen gelebt, bis der Tod ihn hinwegraffte und ihr eigener Sohn sie verließ. Eine lange Zeit hindurch hatten ihre Religionsgenossen sie unterstützt, zu ihrer großen Freude; denn sie haßte die Katholiken und sprach von ihnen, wie es ihre Vorurtheile gegen sie ihr eingaben. Aber ganz unerwartet wurde ihr Gesicht durch eine Krankheit entstellt, und ihre Freunde, welche Ansteckung befürchteten, blieben, einer nach dem andern, aus, so daß sie keine Pflege, keine Hilfe, keinen Trost mehr fand. In ihrer drückenden Noth und Verlassenheit wußte sie keinen andern Ausweg, als sich zu ertränken. Sie offenbarte jedoch ihre Kümmernisse einer katholischen Frau, welche ihr die Aufnahme in das Heim der Kleinen Schwestern erwirkte. Sie kam; war aber fest entschlossen, in ihrer Religion standhaft zu bleiben. Man sagte ihr, in dieser Hinsicht genieße sie volle Freiheit. In den ersten Monaten mied sie die Kapelle; aber dann ging sie einmal hinein, die Predigt zu hören. Von jener Zeit an versäumte sie keine Andacht, ganz besonders wohnte sie regelmäßig dem sonntäglichen Unterricht bei. Endlich ging sie zur Guten Mutter und sagte: „Mich quält beständig der Gedanke, zu Eurer Kirche überzutreten. Ich kann nicht schlafen, noch an etwas anderes denken. Obgleich ich früher die Katholiken haßte, so finde ich doch jetzt, seitdem ich hier bin, nur mehr Gefallen an dem, was die Katholiken thun."

Weder Juden und Heiden, noch Anhänger der verschiedenen Religionssekten, wie wir gesehen haben, sind ausgeschlossen; selbst

Freimaurer und Ungläubige

nicht. Was man von ihnen erwartet, ist, daß sie die Hausordnung einhalten. Man berücksichtigt da voll die religiöse Ueberzeugung und Gewissensfreiheit der Insassen; aber die christliche Liebe ist eine lebendige Predigt. Vielen gehen die Augen auf, und sie erkennen die Wahrheit. — Ein alter Seekapitän, der im Armenhause gestrandet war, wurde auf die Bemühungen seiner Freunde hin zum Heim der Schwestern in einer amerikanischen Stadt geschickt. In den vielen Jahren seines Lebens, die er auf der See und auf dem Lande in Geschäften zugebracht, war er seit 60 Jahren Freimaurer und nicht einmal getauft. Von starkem und rauhem Temperament, führte er sich doch stets gut auf und war respektvoll gegen die Schwestern. Einige Zeit nach seinem Eintritt bat er um religiöse Bücher und las mit besonderem Vergnügen Stellen über die allerseligste Jungfrau. In der Folge verrichtete er auch jeden Abend Gebete zu ihr. Die Mutter Gottes erwirkte ihm dann auch die größte aller Gnaden. Am 1. Mai wurde er getauft, und wenige Tage nachher empfing er die erste heilige Kommunion. Strahlend vor Freude sagte er am Ende des Maimonats: „Maria hat die Blume eingesammelt, die sie zur Blüthe gebracht.“

Ein Mann, der in einer gewissen Stadt als thätiger Freimaurer bekannt war, trat, nachdem er alt und kränklich geworden, in das Greisenheim der Schwestern ein. Er nahm ihre Pflege mit Dank entgegen, wollte aber von Religion nichts hören. Da wurde er so krank, daß eine Heilung ausgeschlossen war. Wie konnte man ihn in seinem Seelenzustande sterben sehen? Man sprach ihm von Gott, von der Ewigkeit, vom ewigen Heil; nichts war aus ihm herauszubringen. Seine Tochter, fromm und bescheiden, gesellte sich den Schwestern bei, und man brachte es fertig, ihn zum Tragen des Skapuliers vom Berge Karmel zu bewegen. Seine theuere Seele wurde der Mutter Gottes empfohlen. Von diesem Tage an wurde der alte Mann sanfter und geduldiger, und sah dem Tode mit andern Gesinnungen entgegen; er ließ den Geistlichen rufen und starb gestärkt mit den hl. Sakramenten der Kirche.

Wie viele Greise, die bei ihnen eines guten Todes gestorben sind, verdanken den Himmel der Liebesthätigkeit der Kleinen Schwestern? Wie viele wären ohne sie gar nicht gerettet worden? Zuweilen, wie im obigen Falle, ist die Sache schwierig. Da ist ein Greis, der sich verhärtet, der Monate, Jahre lang dahin gelebt, ohne zu Gott zurückzukehren, und jetzt ist er dem Tode nahe. In diesen ernsten Fällen wird gebetet, die Liebe ermüdet nicht, läßt nicht nach; man nimmt seine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau. Ist Maria nicht die Mutter der Barmherzigkeit?

„Talente und Tugenden.“

„An was denken Sie?“ fragte man einen Gelehrten, der sich auf dem Sterbebette endlich zu Gott zurückgewandt hatte. „Ich dacht' daran,“ antwortete er mit bewegter Stimme, „wie viele Talente die Hölle, und wie viele Tugenden der Himmel beherbergt.“

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. M. C., O. F. M.

Mutter Julia Chatfield war die Oberin der ersten Ursulinerinen, die nach Amerika kamen, um ein Kloster in Brown County, Ohio, zu gründen. Wie wir nämlich in der letzten Nummer berichtet haben, hatte der hochw. Herr Macheboeuf die Oberin zu Beaulieu bewogen, Schwestern zu dem besagten Zweck zu schicken; da kam am 28. Februar 1845 ein Brief von Boulogne mit der freudigen Kunde, daß der Kardinalbischof von Arras günstig gestimmt sei, und die dortige Genossenschaft würde Mutter Julia Chatfield als Oberin der kleinen Kolonie schicken; ferner eine tüchtige Lehrerin, Irländerin von Geburt, Schw. Hyazintha Eiffe; während eine junge englische Dame, Miß Mathilda Dunn, als Postulantin sich ihnen anschließen wolle, wenn es ihre Gesundheit erlaube. Einige geschäftliche Angelegenheiten waren noch zwischen beiden Klöstern zu besorgen, worauf am 10. März ein Schreiben mit der endgültigen Annahme der Bedingnisse ankam, und die nächsten Vorbereitungen zur

Abreise nach Amerika

gemacht wurden.

Nachdem die Schwestern zu Beaulieu ihren Entschluß gefaßt hatten, hielten sie es für ihre Pflicht, ihre Verwandten und die Einwohner des Ortes davon in Kenntniß zu setzen. Man kann sich denken, daß diese Kunde wie ein Laufeuer von Mund zu Mund sich verbreitete, und bald waren die Sprechstuben des Klosters mit besorgten Freunden gedrängt voll, während eine große Menge sich draußen um die Mauer gesammelt hatte, um zu erfahren, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe. Sie konnten sich dazu nicht verstehen, daß sie die Schwestern, die sie schätzten und liebten, verlieren sollten, und unter Thränen baten ihre Schülerinen und die Schulkinder, sie nicht verlassen zu wollen. Andere Freunde, welche energischer vorgingen, wandten sich an die weltliche Obrigkeit, und als der Tag auf die Neige ging, stand der Unterpräfekt des Departements mit dem Bürgermeister und dem Stadtrath an der Pforte des Klosters und begehrte Einlaß. Die Schwestern nahmen sie freundlich auf und versammelten sich in den Sprechstuben, sie zu empfangen, und diese drangen in die Schwestern, das Unternehmen, das sie für sehr gewagt hielten, aufzugeben. Aber nichts konnte die Standhaftigkeit der sonst schüchternen Nonnen erschüttern, die im Geiste des Glaubens hofften, daß der Wi-

derstand von Seiten der Menschen dazu dienen würde, den Segen Gottes auf ihr Vorhaben herabzuziehen.

Einige von der Genossenschaft jedoch, die anfangs das Werk befürwortet hatten, gaben dem Drange der Umstände nach, und trugen dazu bei, die Schwierigkeiten, die auf allen Seiten ihnen entgegentraten, zu vergrößern. Die Verwandten einer der interessirten Schwestern wandten sich an Msgr. Bertaud, Bischof von Tulle, der sich genöthigt fand, auf ihre Vorstellungen zu hören, und die allgemeine Erlaubniß, die er der Genossenschaft gegeben, zurückzunehmen, und so sank die Zahl der anfänglich Entschlossenen von vierzehn auf acht. Dazu kam die beunruhigende Unentschiedenheit von Seiten der Schwestern zu Boulogne bei der Anfrage, ob sie englische Schwestern schicken könnten, die unter den Umständen für die Ausführung des Planes nothwendig waren. „Bei allen diesen Prüfungen," heißt es in der Klosterchronik jener Tage, „nahmen wir unsere Zuflucht zu Maria, unserer guten Mutter, und unsere Gebete waren nicht vergebens." Endlich kam, wie oben erwähnt wurde, am 28. Februar die ersehnte Antwort von Boulogne, wodurch die Herzen erleichtert, und dem Schwanken und Säumen ein Ende gemacht wurde.

Wie aber gewisse Schwestern von der für die Mission bestimmten Zahl aus der Stadt zu bringen, ohne daß die Verwandten und die Einwohner es gewahr würden, war eine Aufgabe, die schwierig zu sein schien. Da man wußte, daß die Familie der Mutter Stanislaus alle Hebel in Bewegung setzen würde, um sie zurückzubehalten, so wurde beschlossen, dieselbe solle mit einer Laienschwester sich heimlich bei der Nacht, beide als Marktweiber verkleidet, aus der Stadt entfernen, und außerhalb derselben würde ein guter Freund sie zu Fuß bis zum nächsten Dorf, St. Ceré, bringen, wo sie bei der Tante einer Schwester übernachten könnten; dann sollten sie weiter reisen, bis nach Paris, und dort auf die Ankunft der übrigen Schwestern warten.

Der Plan zur förmlichen Flucht

wurde glücklich ausgeführt. Am bestimmten Tage fand sich Mutter Stanislaus um sechs Uhr Abends bei der Brücke über den Dordogne ein, und schätzte sich glücklich, daß sie von den Wachen, die seit mehreren Wochen an der Klosterpforte aufgestellt waren, nicht erkannt wurde. Schwester Bernard sollte ihr auf dem Fuße folgen, aber wie es gewöhnlich geschieht, die Menschenmenge wanderte ununterbrochen auf den Straßen dahin, und die Schwester erreichte Mutter Stanislaus erst, als diese eine geschlagene Stunde auf sie gewartet hatte. Mit Besorgniß blickten sie dem Führer entgegen, der sie nach dem nächsten Dorf begleiten sollte, und als er mit einem Bündel, den Kleidern der beiden Schwestern, auf der Bildfläche erschien, kam es ihnen vor, als ob er viel zu langsam daher komme. Hier bot sich eine neue Schwierigkeit; der Brückenwächter lag in festem Schlaf, und bei allem Klopfen und Schreien vergingen volle fünfzehn Minuten, bis er sich erhob und das Brückenthor öffnete.

Jetzt mußten sie noch neun Meilen zu Fuß gehen, um St. Ceré zu erreichen, und voraussichtlich würden sie erst nach Mitternacht dort ankommen. Sie knieten daher nieder und verrichteten die vorgeschriebenen Gebete, worauf sie

mit erneuter Kraft die Wanderung fortsetzten. Sie waren nicht weit gekommen, als sie einem Wanderer begegneten, den sie als einen Bürger von Beaulieu erkannten, der aber ohne eine Bemerkung zu machen, an ihnen vorüberging.

Endlich erreichten sie die bescheidenen Wohnungen von St. Ceré; es war ein Uhr des Morgens, und sie wußten nicht, wo das Haus stand, das ihnen Unterkunft gewähren sollte. Die guten Dorfbewohner lagen alle in tiefem Schlaf; keine Thüre öffnete sich ihnen, außer die der Herberge, dessen Besitzer nicht einmal den Namen der Familie wußte, bei der die Schwestern einkehren wollten. So standen diese auf der Straße und beteten, die göttliche Vorsehung möchte ihnen Jemand schicken, als zwei junge Männer daher kamen, die dem einen Ende des Dorfes zuwanderten. Sie folgten diesen mit dem Gefühle, daß sie zur gewünschten Stelle gelangen würden, und bald kamen sie zu einer ärmlichen Wohnung, die sich auf ihre Anfrage hin als die der Madam Bennet erwies. Das Ziel ihrer Wanderung war erreicht.

Hier wurden sie auf's freundlichste empfangen und alle Bequemlichkeiten, die eine bescheidene Wohnung bieten kann, standen ihnen zu Gebote. Sie pflegten der so nothwendigen Ruhe, nach einer sechsstündigen Wanderung von zwölf Meilen, während welcher sie keinen Aufenthalt gemacht hatten, außer während der kurzen Zeit, die sie im Gebete zugebracht hatten. Nach den wenigen Stunden eines erfrischenden Schlafes wechselten sie ihre Kleider mit einem weltlichen Anzug, der ihnen besser stand, und traten dann die Wanderung nach Aurillac an, das noch neun Meilen weit entfernt war.

Unterdessen hatte jener nächtlicher Wanderer, der ihnen auf dem Wege nach St. Ceré begegnet war und sie erkannt hatte, bei seiner Ankunft in Beaulieu die Nachricht von ihrem Entweichen verbreitet, wodurch die Kleinstädtler in Aufregung geriethen und großen Unwillen darüber äußerten, bis sie allmälig zur Einsicht kamen, daß bei der Entschlossenheit des Herrn Macheboeuf und dem unerschütterlichen Sinn der Schwestern jeglicher Widerstand nutzlos sei und sie sich mit guter Miene in's Unvermeidliche schicken müßten.

Ankunft in Paris.

Zu Aurillac wurden Mutter Stanislaus und Schw. Bernard von den Schwestern des hl. Vinzenz von Paul liebreich aufgenommen, und hier legten sie das Ordenskleid wieder an, das sie auf der Flucht hatten ablegen müssen. Auf die Beruhigung der Schwestern zu Beaulieu bedacht, schickten sie denselben alsbald Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft und ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf den Schutz Gottes. Die gute Oberin der St. Vinzenz Schwestern begleitete sie zur Station, wo sie sich die Fahrt nach Clermont in der Diligenz (Eilwagen) sicherten.

In Paris angelangt, hofften sie den hochw. Herrn Macheboeuf zu treffen, und eilten zu dem Hause der auswärtigen Missionen, wo sich derselbe angeblich aufhielt, aber zu ihrer großen Enttäuschung war derselbe seit einer Woche von der Stadt abwesend. Allein und fremd in einer großen Stadt, was sollten sie anfangen? Es war Sonntagmorgen, und noch hatten sie keine Messe angehört. Sie wandten sich an die St. Vinzenz Schwestern, aber diese, vier- bis

fünfhundert an der Zahl, machten ihre jährlichen Retraite und konnten ihnen keine Unterkunft gewähren. In der Kapelle der Dames Noires wohnten sie der hl. Messe bei und kehrten in das Haus der ausländischen Missionen zurück, um dort auf die Ankunft des Herrn Macheboeuf zu warten. Hier, in einem engen Zimmer nahmen sie mit einem frugalen Mahle vorlieb, nicht nur um mit ihren Geldmitteln sparsam umzugehen, sondern sich auch in der hl. Armuth zu üben, wie sie voraussichtlich in Zukunft noch des öftern genöthigt sein würden.

Ein Umstand kam ihnen hier zu Nutzen und erwarb ihnen unerwartet einen warmen Freund. Auf der Reise nach Clermont im Stellwagen waren sie mit einem Priester bekannt geworden, der gleich ihnen für die amerikanischen Missionen bestimmt war; aber aus Bescheidenheit hatten sie einander gegenüber nichts davon erwähnt. Zu ihrer Ueberraschung hörten sie nun im Missionshause denselben ebenfalls nach dem hochw. Macheboeuf fragen. Er leistete den Schwestern große Gefälligkeiten, nicht nur in der Weltstadt Paris, sondern auch auf der ganzen Reise bis nach Cincinnati.

Als Vater Macheboeuf eine Woche vor der Ankunft der beiden Schwestern die Stadt verließ, richtete er seine Schritte nach Tulle, in der Absicht, nicht nur einige gute Priester für die Missionen in Ohio zu gewinnen, sondern auch den Bischof zu bewegen, es bei der ersten Erlaubniß bewenden zu lassen, die er den Ursulinen zu Beaulieu gegeben, daß nämlich irgendwelche Schwestern mitgehen dürften. Als er den Bischof nicht zu Hause antraf, wanderte er den weiten Weg von achtzehn Meilen, warf sich ihm zu Füßen und wiederholte seine dringende Bitte. Aber seine Bemühungen waren erfolglos; er kehrte nach Beaulieu zurück, und setzte die Abreise von dort auf den 15. April endgültig fest. Nicht nur die Verwandten der Schwestern, welche sich zur Gründung des neuen Klosters in Ohio angeschlossen hatten, sondern auch einige Mitschwestern widersetzten sich ihrem Vorhaben; aber nach Ueberwindung aller Hindernisse und Abwicklung einiger nothwendigen Geschäfte verabschiedeten sich die betreffenden Schwestern in aller Frühe am bestimmten Tage, und langten um 2 Uhr des Nachmittags in Brive an, wo Vater Macheboeuf auf sie wartete. Von hier ging um 5 Uhr die Reise im Stellwagen nach Paris. Der Missionär, der sich an die Unannehmlichkeiten der Reise in den amerikanischen Klapperkästen gewöhnt hatte, setzte sich wegen Ueberfüllung des Stellwagens zum Fuhrmann auf die Bank ohne Rücklehne, und so wurde die langweilige und mühselige Fahrt von 90 Meilen in vier Tagen gemacht, bis sie am Freitag Abend in Paris ankamen.

Am folgenden Morgen kam Vater Macheboeuf mit den beiden zuerst angelangten Schwestern Stanislaus und Bernard, und alle begaben sich dann in die Kirche Unserer Lieben Frau vom Siege, wo sie mehrere hl. Messen hörten und aus den Händen des berühmten Pfarrers Desgenettes die hl. Kommunion empfingen. Hier ließen sie sich auch in die Erzbruderschaft zum heiligsten Herzen Mariens einschreiben, und machten das Versprechen, das neue Kloster in Ohio „vom Unbefleckten Herzen Mariens" nennen zu wollen, was sie auch später thaten. Sie besuchten dann den „Saal der Martyrer", im Seminar für auswärtige Missionen, wo sie die kostbaren Reliquien der chinesischen Mar-

ihrer verehrten, unter welchen der ehrw. Petrus du Moulin, aus einem Nachbarstädtchen, dessen leiblicher Bruder die Reliquien vorzeigte. Dieser bereitete sich damals auf den Empfang der Priesterweihe vor und sah mit seliger Sehnsucht dem Tage entgegen, an welchem er als Missionär in jenes Heidenland reisen würde, wo vor kurzem das Blut seines Bruders geflossen war.

Am 19. April reisten die Schwestern im Stellwagen nach Havre, wo sie nicht als Fremdlinge weilten, da sie von den Ursulinen jener Stadt aufgenommen wurden. Hier erhielten sie Nachricht, daß die Schwestern von Boulogne unter Führung der Mutter Julia Chatfield auf die Reise dorthin begriffen seien, und am 30. April ankommen würden. Am besagten Tage, Abends um 8 Uhr, wurde demnach die Ankunft jener Schwestern angekündet, die von Mutter Ursula, Oberin des Boulogner Klosters und Mutter St. Paul, Novizenmeisterin desselben Klosters, begleitet waren.

Eine sehr gefährliche Kinderkrankheit.

Wie sind die Eltern bestürzt, wenn eines ihrer Kinder krank ist! Bei der gefährlichsten aller Kinderkrankheiten aber sind sie meistens ganz sorglos; sie lachen zu den schlimmsten Krankheitserscheinungen; sie wissen gar nicht, daß ihr Kind sterbenskrank ist. Was ist doch dies für eine heimtückische, gefährliche Krankheit? Antwort: Das ist der Eigensinn. Keine Kinderkrankheit hat noch so viele Opfer gefordert als der Eigensinn. Durch ihn gehen alle Jahre Tausende von Kindern verloren an Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit.

Wie ungeschickt und unverständig ist doch ein Kind! Wenn nur die Eltern so schwach sind und ihm überall seinen Willen erfüllen, wie leicht kann daraus das größte Unglück entstehen! Ein ganzes Heer von Krankheiten ist schon dadurch entstanden. Karl will das Beil und bekommt es. Er schlägt sich damit den Finger breit. Therese will das Trinkglas und bekommt es. Sie fällt und schneidet sich mit den Glasscherben eine Pulsader durch. Jakob bekommt alles, was ihm einfällt, Aepfel, Nüsse, Bier, Milch, — verdirbt sich den Magen und stirbt. — Das eigensinnige Kind nimmt keine Arznei, bleibt nicht im Bett, die Krankheit verschlimmert sich, das Kind stirbt am Eigensinn.

Noch viel häufiger und sicherer geht die Kindesseele durch den Eigensinn zu Grunde. Es ist ja bekannt: wenn dieses Unkraut im Kinde wuchert, ist gar keine eigentliche Erziehung mehr möglich. Der Eigensinn wächst heran zur abscheulichsten Selbstsucht, Genußsucht und Lieblosigkeit gegen Andere.

Und doch lassen so viele Eltern diese entsetzliche Kinderkrankheit ganz ruhig sich ausbilden! — Warum? Ach, sie können ihrem Herzkäferchen nicht wehe thun. Sie ersparen ihrem Kinde einen kleinen Schmerz und vergiften es an Leib und Seele! Und wie viel tausend Thränen muß ein eigensinniges Kind deshalb weinen, weil es unmöglich ist, ihm gar Alles zu gewähren! Ein gezogenes Kind fügt sich willig, das eigensinnige heult stundenlang. Es gibt keine größere Verblendung bei der Kindererziehung, als diese Fütterung des Eigensinns. Das Kind eigensinnig sein und bleiben lassen, heißt im Grunde nichts anderes, als es an Leib und Seele zu Grunde richten.

(Für den „Sendbote“.)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Fortsetzung des Berichtes des P. Heinrich Richter, S. J. — Das Thal des Todes. — Die Gebirgswohner. — Frömmigkeit derselben. — Die Missionäre werden vom Häuptling in Gala besucht. — An den Quellen des Magdalena-Flusses. — Eine unangenehme Nacht — Beschwerlicher Weg durch einen Sumpf. — Ankunft in Popayan, Columbia. — Ecuador, eine Provinz des alten Peru. — Kurze Missionsgeschichte dieses Landes. — Die Eroberung Peru's. — Bemühungen der Missionäre, Frieden unter den Eroberern zu stiften. — Die ersten Missionäre von Ecuador. — Segensreiches Wirken und Martertod des Jesuiten P. Raphael Ferrer. — Wirken der Jesuitenväter im siebenzehnten Jahrhundert. — Gründung der Maynas-Mission. — Große Anzahl christlicher Indianer gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. — Eine königliche Verordnung zum Schutze der Missionäre. — Weitere Missionsthätigkeit in Ecuador bis auf unsere Zeit.

Reisende berichten von der Gefährlichkeit der Sandwüsten Südamerikas, wo oft mehr als 300 Meilen kein Wasser zu finden ist. Verirrt sich hier ein Mensch, oder kann sein Pferd nicht weiter, so ist er verloren. Gerippe von gefallenen Menschen und Thieren, die wohl auch haufenweise beisammen liegen, dienen als Warnungszeichen. Aehnliches, wenn auch aus einer andern Ursache, berichtet unser Missionär von seiner Reise durch das südliche Columbia.

„Am 23. Mai 1685 erreichten wir den Gipfel des Berges Guanaca, nach welchem kein anderer, als der einzige Paramo, der wilde Berg, übrig war, neben welchem an allen Stellen viele todte Menschen und Eseln, und zwar zuweilen bis 150 an einer Stelle beisammenlagen, welche der Frost getödtet hatte, da man hier auf einmal von der größten Hitze in die höchste Kälte geräth, obgleich diese Gegend nur zwei Grad von der Gleicherlinie (Aequator) gegen Norden liegt.

„Zu Guanaca wurden wir gezwungen, uns acht Tage lang aufzuhalten, weil der Fluß Kellocas vor uns ungemein gestiegen war und Alles überschwemmt hatte. Die Gebirgsbewohner sind hier sehr leutselig, bei denen man von Ort zu Ort Herbergen antrifft, sogenannte Tambos (auf ein paar Pfosten ruhende Strohdächer), mit in denselben hangenden Betten, in welchen man vor Schlangen und Winden sicher ruht, vor welchen wir uns in dem Lande Negua

kaum retten konnten. Hingegen sehen die Einwohner wie Teufel aus; denn sie färben das untere Gesicht, vom Kinn bis an die Nase, sammt den Bart kohlschwarz, so daß man sie kaum ohne Schrecken anschauen kann. Sie werden Payzes genannt.

„Am 27. Mai las P. Samuel Fritz zu Guanaca die heilige Messe, bei welcher das Volk nicht allein zahlreich, sondern auch so erbaulich erschien, daß die Europäer sich schämen sollten. Sie fragten uns unterwegs täglich, wo wir übernachten und die heilige Messe lesen würden, wovon sie sich dann einander benachrichtigten und einluden, dorthin zu gehen, da nur selten ein Priester zu ihnen kommt. Am Nachmittag besuchte uns in unserm Tambo der Kazik oder Richter, bedankte sich für die heilige Messe und schenkte uns zu unserer Freude zwei Hennen, wogegen wir ihm und seinem Gefolge einige Kleinigkeiten verehrt haben. Sein feierlicher Aufzug bestand in einem langen, weißen Rock von Baumwolle, der bis auf die Füße reichte, wie auch in einer mit Seide gestickten Weidtasche, die er an der Seite trug; ferner mit einem mit Silberblech beschlagenen Halsband, einem langen Stab und einem Hut, auf welchem statt der Schnalle ein gemalter Vogel gleich unserem Distelfink zu sehen war.

„Am Tage Christi Himmelfahrt setzten wir nach verrichtetem Gottesdienst über den Strom Kellocas, und kamen den 1. Juni an den Fuß des Berges Paramo. Abends gingen wir durch den Pfuhl, aus welchem der Fluß Magdalena entspringt, wo unsere Spanier und andere Gefährten erfrieren wollten, obschon uns Deutschen die Kälte noch leidlich vorkam. Zwei Maulthiere fielen hier vor Mattigkeit um, und der frostige Wind tödtete sie vollends. Unterwegs tranken wir ein wenig Chokolade. Nachts aber standen wir bis an die Ferse im Sumpf, wie auf der kalten Herberge, weil wir unerachtet der Nässe und des Frostes kein Feuer machen noch uns wärmen konnten.

„Am 2. Juni hatten wir einen so schlimmen Tag, wie ich mein Lebtag keinen gesehen hatte. Ich fiel mit meinem Maulthier in einen Morast und wurde so bespritzt, daß ich mehr einem Teufel als einem Menschen gleich sah. Ich ging darauf zu Fuß, bin aber ebenfalls gegen fünfzigmal bis über die Kniee in den Sumpf gesunken, und habe meine Schuhe dergestalt zertreten, daß ich barfuß gehen mußte. Andern, die auf den Eseln sitzen blieben, ist es noch schlimmer gegangen. Den 3. Juni gingen wir etwas gemächlicher über das Gebirg; den 4. aber wieder durch Morast. Den 5. ließen wir den letzten Berg zurück.

„Endlich am 6. Juni sind wir zu Popayan, Gott Lob und Dank, in unserm Kolleg glücklich angelangt, nachdem wir sechshundert Meilen weit kein solches angetroffen hatten, das zwar nur aus sechs Personen besteht, bei welchen wir nun ausharren müssen, bis unsere Reisegefährten nachkommen. Jetzt haben wir noch 300 Meilen bis Quito, wo P. Provinzial auf uns wartet, indessen aber am 25. Juni der ersten Provinz-Versammlung, die da gehalten werden soll, vorstehen wird. Womit ich mich demüthigst in alle heilige Messen und Gebete empfehle.

„Geschrieben zu Popayan in Westindien (Columbia), den 16. Juni, am Vorabend vom Feste der heiligsten Dreifaltigkeit im Jahre 1685.

„Euer Ehrwürden demüthigster Diener und Sohn in Christo,

„Heinrich Richter, aus der Gesellschaft Jesu, Missionär."

Den nächsten Brief schrieb der Missionär zwei Monate später zu Ibarra, einer Stadt in Ecuador, und befand sich demnach in dem alten Reiche der Inkas, auf dessen Trümmern sich das spanische Vizekönigreich Peru erhob. Die Missionsgeschichte von Ecuador bis zum Jahre 1830, als es selbstständig wurde, ist dieselbe wie die von Peru. Vor der Ankunft der Spanier wetteiferte das Reich der Shiri mit dem herrschenden Stamm der Kara in Quito an Macht und Bildung mit dem Reiche der Inkas in Peru, bis es im Jahre 1475 von Huaina Kapak erobert, und zwei Jahre darauf seinem Reich eingegliedert wurde. Als daher zugleich mit den spanischen Eroberern das Christenthum in die weiten Länder der Westküste Südamerikas vordrang, fand es daselbst das ausgedehnte Reich der Inkas, welches das heutige Ecuador, Peru, Bolivia und Chili umfaßte. Die Kultur war hier ziemlich weit fortgeschritten. Zahlreiche Städte, unter welchen die größten Cusco und Quito, Heerstraßen, Ackerbau, eine eigenthümliche Schreibekunst mittelst Knoten und Verschlingen farbiger Schnüre erregten das Staunen der Ankömmlinge. Die Regierung hatte eine theokratische Grundlage, das heißt, der Herrscher des Landes war zugleich auch der Oberpriester; er hielt gute Ordnung und dehnte sein Reich immer weiter aus. Die Religion kannte den „großen Geist", den Schöpfer des Weltalls, dem sie den Namen „Pachamak", d. h. der das Leben gibt, beilegte. Daneben wurden die Sterne verehrt. Insbesonders beteten sie die Sonne an, die als die Gründerin des Staates und als die Mutter des Herrscherhauses betrachtet wurde. Sie hatte in der Hauptstadt Cusco einen mit massivem Golde reich verzierten Tempel und daneben eine Art Kloster mit jungfräulichen Priesterinen, „Sonnenbräute" genannt. Man glaubte an eine Vergeltung im Jenseits. Der Volkscharakter war viel milder und friedlicher als derjenige der übrigen südamerikanischen Stämme. Was hätten katholische Missionäre nicht aus diesem Volke machen können, wäre es ihnen vergönnt gewesen, demselben in friedlicher Weise das Christenthum zu predigen!

Aber leider sollte nirgends mehr, als gerade im Reiche der Inkas, die Grausamkeit der Conquistadores, der spanischen Eroberer und Abenteurer, wüthen. Schon im Jahre 1518, als der Bischofssitz von Darien nach Panama verlegt wurde, entwarf man Pläne zur Eroberung des reichen Goldlandes. Ein Domherr von Panama verwendete sein ganzes Vermögen auf diese Expedition, damit die Völkerschaften Peru's Christo gewonnen würden. Mit ihm verbündete sich im Jahre 1524 Franz Pizarro, aber nicht in der gleichen christlichen Gesinnung. Nach verschiedenen Entdeckungsreisen fiel derselbe im Jahre 1532 im Auftrage des Kaisers Karl V. mit einem kleinen Heere in Peru ein; zahlreiche Missionäre, Merzianer und Dominikaner, namentlich auch der neue Bischof von Panama, zu dessen Sprengel Peru gehörte, hatten sich ihm angeschlossen.

Bei der Ankunft der Spanier herrschte Zwist zwischen den Thronerben Huaskar und Athahualpa. Durch schmählichen Verrath bemächtigte sich Pizarro am 16. November 1532 des Letzteren, ließ ihn taufen und — aufknüpfen. Der Bischof trug keine Schuld an dieser Greuelthat. Jetzt begann eine gräßliche Periode des Mordes unter den Eingeborenen. Bald zerfleischten die Eroberer sich gegenseitig in blutigen Kämpfen; Pizarro selbst wurde ermordet. Umsonst bemühten sich die Missionäre, namentlich P. de San Martino, Provinzial der Dominikaner, etwas geordnete Verhältnisse zu schaffen. Im Jahre 1534 wurden die königlichen Verordnungen, die der berühmte Dominikaner, P. Las Casas erwirkt hatte, durchgeführt; neue Kämpfe entstanden, in denen der rebellische Anführer, der ebenfalls Pizarro hieß und Bruder des ersteren war, siegte. Ihm trat der edle Priester Pedro de la Gaska gegenüber; dieser führte einen Theil des Heeres zur Treue zurück. Im Jahre 1548 endlich wurden die Empörer besiegt, Pizarro hingerichtet und der Friede über den Trümmern des alten Inkareiches hergestellt.

Ecuador, oder die Präsidenzia von Quito, wie sie als Provinz des alten spanischen Reiches Peru hieß, wurde im Jahre 1533 von Benalkazar erobert. Nach den ersten stürmischen Zeiten begannen Mitglieder verschiedener Orden, Franziskaner, Dominikaner, Merziarier und bald auch Jesuiten unter den verbitterten und flüchtigen Einwohnern das Werk der Bekehrung. Im Jahre 1556 war die Hauptstadt noch meist von heidnischen Volksstämmen umgeben. Unter den Vätern der Gesellschaft Jesu, die in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts den Samen des Evangeliums unter diesen Wilden ausstreuten, verdient P. Raphael Ferrer eine besondere Erwähnung. Dieser seeleneifrige Missionär langte im Jahre 1579 an. Täglich betrachtete er das Leiden Christi, vergoß stets bei Darbringung des hl. Meßopfers reichliche Thränen und brachte jeden Tag Gott sein eigenes Leben zum Opfer für die Verbreitung des Glaubens. Er predigte das Evangelium verschiedenen wilden Völkerschaften und ließ sich besonders angelegen sein, die Laster derjenigen zu bekämpfen, die er bekehren wollte, indem er von der Ueberzeugung ausging, daß Sittenverderbniß und böse Leidenschaften dem Götzendienste am meisten Vorschub leisten. Zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit wählte er die Stadt Quito und machte von hier aus seine Missionsreisen nach verschiedenen Richtungen in die Gebirge. Im Jahre 1609 besuchte er die Cofanen, die sechzig Stunden von Quito umherstreiften. Innerhalb zweier Jahre taufte er 400 dieser Eingeborenen und vereinigte die Neubekehrten in drei Ortschaften. Die eifrigsten Götzendiener ergrimmten darüber und stellten dem Leben des Missionärs nach. Als dieser eines Tages ganz ermüdet sich allein von einer Ortschaft in die andere begab, erblickte er auf einer Brücke, die er zu überschreiten hatte, mehrere Indianer und meinte, es seien Neubekehrte, welche die Freundlichkeit hatten, ihm entgegen zu kommen. Es waren aber Feinde des Evangeliums, welche den Missionär ergriffen und in den Fluß stürzten, worin er ertrank. So vollendete P. Ferrer das Opfer seines Lebens im März 1611.

Ueberhaupt war die katholische Missionsthätigkeit unter den Eingeborenen der Provinz Quito, welche um diese Zeit, wie schon bemerkt, noch zu Peru

gerechnet wurde, eine so fruchtbare gewesen, daß P. Fuentes, Prokurator der Jesuiten-Provinz Quito, im Jahre 1632 innerhalb der Grenzen dieser Ordensprovinz 213 Ortschaften, welche lediglich von bekehrten Einwohnern bewohnt waren, und außerdem 30 Städte, wo eine Menge bekehrter Indianer mit nur wenigen Spaniern vermischt lebten, aufzählen konnte.

Schon im Jahre 1621 eröffneten die Jesuiten die Universität von Quito. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts rechnete man 552,000 getaufte Indianer in etwa 260 Ortschaften. Im Gebiete des oberen Amazonen-Stromes gründeten die Jesuiten im Jahre 1658 die berühmten Maynas-Missionen, die angesichts der übermenschlichen Anstrengungen, welche sie den Missionären auflegten, den Schöpfungen von Paraguay wohl zur Seite gestellt werden dürfen. Ihre Missionsthätigkeit dehnte sich aber bald weit über die Grenzen dieser Provinz aus. Die Könige von Spanien hatten mehrmals angeordnet, daß der Missionär, der in eine ganz unbekannte Gegend der Wildniß eindrang, sich von einem bewaffneten Soldaten begleiten lassen dürfe. Ein einzelner Bewaffneter konnte der Wirksamkeit des Missionärs den friedlichen Charakter nicht nehmen, doch war ein solcher Soldat in manchen Fällen hinreichend, um Böswillige einzuschüchtern. So sollte den Missionären einiger Schutz gewährt werden, die Indianer aber sollten überzeugt bleiben, daß man es lediglich auf die Bekehrung ihrer Seelen und nicht auf die Aneignung ihrer Besitzthümer abgesehen habe. Sehr viele Patres von der Maynas-Mission, wie auch anderwärts, zogen jedoch vor, ohne dieses Schutzgeleite zu gehen.

Im Jahre 1740 bestanden am Napo-Fluß zwölf, am Marañon 24 wohlgeordnete Gemeinden. Das Jahr 1767, als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, machte auch hier den Arbeiten der Gesellschaft ein Ende, doch leiteten die Franziskaner im Jahre 1790 noch 22 Dörfer mit 8895 Seelen. Erst in neuerer Zeit sorgte der edle Garcia Moreno, Präsident von Ecuador, für die Wiederherstellung der Missionsarbeit.

In den Zeiten des Mittelalters lebte in einem Schlosse am Rhein ein siebenjähriger Sohn, der täglich die dürftigen Leute, soviel er deren im Vorhof fand, zu seiner Mutter führte, wobei er gewöhnlich sprach: „Mutter, siehe hier Deine Kinder". Und vergnügt pflegte sie zu antworten: „Ja wohl, mein Sohn, es sind Deine Geschwister." Die Mutter war eine Herzogin von Bingen, und dieser Knabe erwuchs zu einem Manne, der in seiner apostolischen Thätigkeit die Ehrfurcht und Liebe der Mit- und Nachwelt erwarb; die ganze Kirche verehrt ihn als den heiligen Bischof Rupertus. Es kann nicht fehlen, daß wir, durch eine gewisse Aehnlichkeit gemahnt, von der edlen Herzogin zu jener Erlauchten aufblicken, die als Mutter Christi die Königin der Menschenwelt ist, und die in den Gläubigen, als geistig Wiedergeborenen, die Geschwister ihres göttlichen Sohnes sieht. Veith.

— Die Welt ist ein Marktschreier, der Alles übertreibt, sowohl das Gute, wie das Böse.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Noth lehrt beten.

Erzählung aus den bayerischen Alpen. Von E. Berus.

2. Ein Sturz vom Pferde.

Frau Perlemann wußte ihren Willen bei ihrem Manne stets energisch durchzusetzen. Schon in den nächsten Tagen wurde das Eigenthum des Schloßherrn mit einer hohen, festen Drahtumfriedigung umzäunt, damit kein unbefugter Eindringling aus dem Landvolke das Auge der Schloßherrin beleidige, und an den Eingangsthoren des Parkes stand überall mit großen Buchstaben zu lesen: „Eintritt jedem Unbefugten strengstens untersagt.“

Unter den Seeanwohnern, die gewohnt waren, frei und ohne Belästigung in dem Parke zu verkehren, fiel ob dieses plötzlichen Umschwungs in den Verhältnissen manches harte Wort über die neuen Schloßbewohner; allein ändern ließ sich daran nichts. Dagegen blieb ein anderer Wunsch der Schloßherrin unerfüllt. Sie wollte auch das Kirchlein „Unserer lieben Frau vom See“ in die Umfriedigung einbezogen wissen, damit das herrliche Gemälde darin besser geschont werde und das „ewige Geläute“ — so nannte sie das Ave-Läuten an den drei Tageszeiten — ihre Ruhe nicht störe; allein hiergegen erhob sich ein solcher Sturm der Entrüstung in der ganzen Seegegend, daß der Schloßherr die Kapelle außerhalb der Umzäunung ließ, daß derart also der Besuch „Unserer lieben Frau vom See“ vor wie nach völlig frei blieb.

Am härtesten traf der Abschluß des Parkes den kleinen „kranken Peperl“, wie man Joseph Huber in der Seegegend allgemein nannte. Er war der älteste Sohn eines armen Fischers und Taglöhners aus Seeheim, der Weib und sieben unerwachsene Kinder nur mit knapper Noth durch's Leben brachte. Allein die drückende Armuth wäre nicht allzu schlimm gewesen, wenn nicht die Erkrankung des Erstgeborenen das Unglück der Familie voll gemacht hätte. Peperl hatte sich eines kalten Wintertages, als er mit dem Vater zum Fischen auf den See mußte, stark erkältet, und von dieser Erkältung war ihm ein zehrendes Leiden in der linken Kniekehle zurückgeblieben. Der Arzt aus dem nächsten Marktflecken hatte wochenlang an dem Knaben „herumgedoktert“, aber das Leiden nicht heben können und zuletzt von einer nothwendigen Operation in einem Krankenhause der Hauptstadt gesprochen. Hierzu reichten aber die Mittel der Taglöhnersfamilie nicht — und so blieb Peperl mit der Krankheit behaftet und mußte sich schon bald zum Fortbewegen eines Krückenstockes bedienen. Da er die rauhe Arbeit in der Familie nicht leisten konnte und an einen regelmäßigen Schulbesuch ebensowenig zu denken war, so blieb das arme Kind den größten Theil des Tages sich selbst überlassen.

So humpelte er denn meist, da er fromm und gottesfürchtig war, zum Kirchlein „Unserer lieben Frau vom See“, und wenn er dort genug gebetet hatte, in den Schloßpark. Hier war es ihm ein Seelenvergnügen, die seltenen Bäume und Sträucher, die ausländischen Blumen und Zierbüsche zu betrachten

— und zu bestaunen: er gewann alles das lieb wie gute Kameraden und fühlte sich deshalb im Parke trotz seiner Verlassenheit und Krankheit zufrieden, ja glücklich. Und mitgenommen oder beschädigt hatte der brave Knabe niemals auch nur das geringste im Parke; beileibe hätte er keine der Blumen auch nur angerührt oder an einen der hübschen Ziersteine, die um Wege und Beete angebracht waren, mit seinem gesunden Fuße gestoßen! Nur betrachten wollte er die Herrlichkeiten des Parkes, nur eine Freude daran haben.

Nun war dieser schöne und herzerquickliche Zeitvertreib für Peperl auf einmal dahin. Thräne um Thräne stürzte aus den gutmüthigen blauen Augen des Kranken, als er eines Vormittags den Eintritt in sein Trautplätzchen durch ein großes Plakat gesperrt sah. Es dauerte einige Tage, bis sich sein kindliches Gemüth an die Trennung davon gewöhnt hatte. Von nun ab konnte Peperl nur mehr durch die Umzäunung in den Park sehen. Aber die Kapelle von „Unserer lieben Frau vom See" blieb ihm doch immerhin noch offen, und hier verbrachte er nunmehr die meisten Stunden sonnenheller Tage; auf den steinernen Stufen hockend, die vom See aus direkt in das Kirchlein führten, schaute er entweder auf das Wasser oder fertigte aus weichem Weidenholz kleine Schnitzereien.

Schon im vorigen Frühjahr hatte er allerhand Gethier, wie ihm solches täglich vor Augen kam, wie Hunde, Pferde, Rindvieh, mit seinem scharfen Schnitzmesser sorglich ausgeschnitten, und der Maler des schönen Bildes in der Kapelle, der auch damals wieder am See seine Studien gemacht, hatte ihm gesagt, die Schnitzereien seien nicht ohne Geschick gefertigt; der Peperl habe Talent und könne es in der Schnitzkunst bei ausdauerndem Fleiße noch zu etwas bringen.

Als der Knabe eines Tages wieder auf den Kapellenstufen kauerte und nicht gerade wußte, was er schnitzen solle, fiel sein Blick durch das Glasfenster der Eingangsthüre auf das schöne Altarbild und blieb haften auf dem prächtig und naturrichtig gemalten Ochsen, der an der Lagerstätte des neugeborenen Jesusknaben stand.

„Wenn du den fertig brächtest, das wär' eine Freud'," fuhr es durch des Knaben Sinn, und sogleich suchte er sich ein passendes Stück Weidenholz am Seeufer und begann zu schneiden und zu schnitzen. Sein Auge flog zu dem Altarbilde und dann wieder zur Schnitzarbeit zurück; sein Gesichtchen färbte sich unter dem Schaffenseifer mit einem lichten Roth. So angelegen ließ er sich die Arbeit sein, daß er gar nicht bemerkte, wie Egon, der sich gerade auf einer seiner Streifereien im Parke befand, zu ihm herantrat und neugierig auf sein Thun hinschaute. Erst als er dem kleinen Schnitzer leise auf die Schulter tupfte und fragte: „Was machst denn Du?" fuhr Peperl auf und erblickte den Sohn des Schloßbesitzers.

So flink es das kleine Bein erlaubte, erhob sich Peperl, zog sein fadenscheiniges Mützchen und sagte bescheiden, wie immer: „Grüß Gott, junger Herr Schloßbesitzer!"

„Ich fragte Dich, was Du da machst?" wiederholte Egon, ohne den Gruß zu erwiedern.

„Ich schnitz' halt Figuren aus zum Zeitvertreib."

„Figuren? Was für denn?"

„Heut' hab' ich gerade versucht, den Ochsen, der da drinnen auf dem Altarbild" — seine Rechte zeigte nach der Kapelle — „beim lieben Jesukinde steht, auszuschnitzen."

„Zeig' mal her!"

Peperl reichte Egon das Schnitzstück — der Sohn des Schloßbesitzers aber hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er in lautes Spottlachen ausbrach: „Ha, ha, ha! Das soll ein Ochse sein! Könnte gerade so gut einen Hund oder ein Schwein vorstellen! Ein Kopf, vier Füße und ein Schweif — das Ding ist keinen Schuß Pulver werth!"

Der kranke Knabe schluckte an Thränen und schaute fast flehend zu dem jungen Spötter und Verächter seiner Hände Arbeit auf: „Keinen Schuß Pulver werth?" wiederholte er. „Aber der Herr Maler sagte mir doch, daß ich Talent habe zu Schnitzereien."

Egon gab gar keine Antwort mehr hierauf, sondern belachte das Schnitzwerk immer lauter und schleuderte es zuletzt in hohem Schwunge in den See. „Schund ist's!" rief er, sich noch immer schüttelnd vor Lachen. „In's Wasser gehört's, daß es Niemand mehr sieht! Bei uns in München kriegt man viel schönere Holzschnitzereien für ein paar Pfennige."

Große Thränen stürzten aus den Augen Peperls. Also Schund waren seine Schnitzereien, an die er so viel Zeit und Liebe verschwendet, „Schund, völlig werthlos Zeug!" Der kleine Kranke sah mit tiefem Seufzer fast starr in's Leere: „Gott, o Gott!" In seinem Krankheitselende hatte er immer noch e i n e Hoffnung gehabt — und diese Hoffnung theilten auch seine Angehörigen — daß er nämlich dereinst im Schnitzen recht geschickt werden und so sein Brod verdienen könne. Nun sollte es auch damit nichts sein! Auch dieser letzte Sonnenstrahl schwand aus seinem Dasein, so daß dieses nun dunkel, ganz dunkel vor ihm lag.

Das Leid des armen Kindes griff Egon, der zwar von der harten Sinnesart der Mutter schon etwas angenommen hatte, aber immerhin noch nicht völlig mitleidslos geworden war, doch an's Herz. „Zu heulen brauchst Du deshalb nicht," versuchte er Peperl zu begütigen; „ich will Dir für die fortgeworfene Holzgestalt eine andere, schönere mitbringen."

Peperl lächelte unter seinen Thränen zu Egon empor: das plötzlich aufgetauchte Mitleid hatte das arme Kind, das auch für die kleinste Theilnahme ein dankbares Herz besaß, schon wieder halb getröstet. „Ach deshalb hab' ich nicht geweint," plauderte er, noch immer schluchzend; „solcher Figuren, die ich mir selbst geschnitzt, hab' ich zu Hause noch viel."

„Warum hast Du denn geheult?"

„Weil — weil" — das Schluchzen kam ihm von Neuem — „weil Du meintest, meine Schnitzereien seien Schund, und der Herr Maler sagte doch, sie verriethen Talent."

„Na, das sagte ich nur so," lenkte Egon ein; „so gar schlimm war's nicht gemeint."

„Und dann" — nach Kinder Art sprang er rasch zu einem anderen Gesprächsstoffe über — „weißt Du, ich habe es lieber mit lebenden Thieren zu thun, als mit hölzernen, mit denen man ja doch nichts anfangen kann. So zum Beispiel mit meinem Leibpferde. Hei, was für ein Vergnügen, wenn ich darauf durch unseren Park reiten darf! Das solltest Du sehen!"

„Ein Leibpferd hast Du auch?" verwunderte sich der Peperl.

„Ja, einen Schimmel. Nächstens will ich Dir zeigen, wie ich reiten kann. Ich darf zwar nicht außerhalb unseres Parkes reiten, aber Dir will ich den Schimmel doch 'mal zeigen."

Mit den leuchtenden Augen der Dankbarkeit hing Peperl am Munde Egons, als dieser plötzlich scheu zur Seite, nach dem Parke hin, schaute. Dort schimmerte ein helles Kleid durch die Büsche — die Schloßherrin kam heran.

„Meine Mutter," flüsterte Egon; „da muß ich rasch fort von hier. Denn wenn sie mich mit Dir sprechen sieht, bekomm' ich Schelte." Mit einem Satze sprang er von den Treppen der Kapelle herab und schlug sich rasch in den Park zurück. — — — —

Einige Tage verflossen. Peperl saß, wie gewohnt, vor der Kapelle auf den Steinstufen, als er plötzlich im herrschaftlichen Parke Pferdegetrappel vernahm. „Der junge Schloßherr auf seinem Schimmel," murmelte der Kranke, und in der That befand sich Egon auf einem Spazierritte.

„Siehst Du, wie ich Wort halte!" rief der jugendliche Reiter dem bewundernd aufschauenden Peperl zu. „Gleich werde ich direkt vor Dir herreiten." Er trabte bereits durch das offen stehende Thor des Parkes und befand sich in ein paar Minuten dicht neben der Kapelle. „Da, schau her, Peperl," prahlte er, „wie ich zu reiten versteh'! Ich nehm's mit jedem Erwachsenen darin auf."

Der Eigendünkel plagte ihn: um vor Peperl recht prunken zu können, drückte er, was er sonst nie gethan, dem Schimmel die Sporen in die Weichen. Das Thier, des Sporenstoßes ungewohnt, fing an zu laufen und zu schnauben; es gebärdete sich höchst ungehorsam, so daß Egon Mühe hatte, sich im Sattel zu halten.

„Um Gottes Willen, junger Schloßherr," schrie Peperl, voller Angst um den kühnen Reiter auf; „mach' doch ein Bischen langsamer! Wenn der Schimmel wild wird und Dich abwirft!"

„Mich abwerfen? Ha, ha, ha!" Die Sporen an den blanken Reitstiefeln Egons bohrten sich noch tiefer in das Fleisch des Pferdes ein. Dieses bäumte sich, bog blitzschnell vom Wege ab und raste auf den See zu. Egon riß an den Zügeln und rief seinem Leibrosse die eindringlichsten Mahnungen zu — vergeblich: es sauste weiter und scheute erst vor dem blanken Wasser des Sees. Hier blieb es mit plötzlichem Ruck am Ufer stehen und schleuderte den jungen Reiter, dem vor Schrecken die Zügel aus den Händen geglitten waren, in hohen Bogen aus dem Sattel, so daß er kopfüber in's Wasser stürzte.

Zwei seelenerschütternde Schreie durchbebten die Luft — von dem Verunglückten und von Peperl ausgestoßen. Mit Entsetzen sah der kleine Kranke, wie der Körper des bewußtlos gewordenen Egon im Nu von den Wellen des Sees ergriffen und langsam vom seichten Ufer in das tiefere Wasser gedrängt

wurde. Alles Blut drängte sich ihm zum Herzen — aber keine Sekunde schwankte Peperl, was er zu thun habe: mit dem Rufe: „lieber Gott im Himmel, heilige Jungfrau vom See, steh uns bei!" humpelte er eilig — die Todesgefahr Egons verlieh ihm ungeahnte Kräfte — die Stufen herunter und in das seichte Uferwasser hinein. Gerade kam er noch früh genug, um mit dem Krückenstocke den schon rascher der Tiefe zutreibenden Knaben zu fassen und an's Land zu ziehen.

„Gott sei Lob und Dank!" athmete der Kranke auf und bettete den Geretteten sanft in das weiche Gras, das den See umstand. Allein die Freude über das Gelingen seiner Bemühungen dauerte nicht lange an: Egon lag regungslos, wie todt, da. Kein Zucken der Glieder, kein Athemzug verrieth noch Leben in ihm, und aus einer Kopfwunde, die der Verunglückte beim Aufschlagen auf einen vorstehenden Stein im Wasser davongetragen, tropfte langsam das rothe Blut. Es überlief den kleinen Peperl eiskalt; er warf sich neben den Sohn des Schloßherrn nieder, beugte sich über seinen Mund, seine Brust, um einen Lufthauch, einen Herzschlag zu erlauschen — vergeblich.

„Todt, o Gott, der junge Schloßherr ist todt!" jammerte Peperl laut auf. Und er ergriff die Hand Egons, rieb und schüttelte sie, und trocknete das immer weiter sickernde Blut von seiner Stirne ab.

Auf das Wehgeschrei Peperls eilten einige Bewohner von Seeheim herbei. Mit fliegendem Athem, von Schluchzen oft unterbrochen, theilte der Kranke ihnen mit, was geschehen. Die mitleidigen Bauersleute stellten eine nothdürftige Tragbahre her und trugen den Verunglückten heimwärts, während Peperl, zitternd von der überstandenen Aufregung und von der Nässe des Seewassers, bleich und tiefergriffen an seinem Stocke nach Hause humpelte.

(Schluß folgt.)

Bestrafte Gotteslästerung.

Aus Aßod schreibt man dem „Baci Közlöny" (Waitzner Mittheilungen): „Am 20. Juni herrschte in Aßod ein orkanartiges Gewitter. Die Eisenbahnstation und ein Theil des Gartens der Besserungsanstalt waren überschwemmt, da der Bach die Wassermengen nicht aufnehmen konnte. Da geschah es, daß ein gewisser Hetyke, ein Lutheraner, vor seinem Thore stehend, mit seinem gegenüberstehenden Nachbarn sprach und über das Gewitter spottend, abscheuliche, fluchende Aeußerungen über Gott machte. Hetyke wies in einem Hochmuth auf seine Brust und spottete stolz gegen Gott, daß er da einschlagen möge, wenn er die Macht habe. Kaum hatte er diese lästerlichen Worte ausgesprochen, fuhr ein Blitzstrahl nieder und Hetyke stürzte todt zusammen. Das ist keine gefärbte Nachricht, sondern eine wahre Geschichte, die zahlreiche Augen- und Ohrenzeugen mit ihrem Eide bekräftigen."

— Wenn sich die bösen Gedanken und Begierden im Menschen erst festgesetzt haben, dann sind sie so gewaltig und übermüthig wie die Löwen.

Nilus.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: "SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Die goldene Jubelfeier des D. R. K. Zentral-Vereins.

Die erste Anregung zur Organisirung eines Zentral-Vereins aller bestehenden deutschen katholischen Unterstützungs-Vereine ging von Rochester und Buffalo aus. Der entscheidende Schritt war ein Aufruf, welchem anfänglich 17 Vereine entsprachen, deren Vertreter zu Baltimore am 15. April 1855 zur ersten Generalversammlung zusammentraten und sich durch die Wahl eines Präsidiums organisirten. Bei dieser Gelegenheit wurde der Antrag angenommen, „einen Zentral-Verein von deutschen römisch-katholischen Unterstützungs-Vereinen zu bilden". Daraus entwickelte sich der kräftige Bund, welcher in seinen jährlich wiederkehrenden Versammlung sehr segensreich gewirkt hat. Zur Feier der fünfzigsten Jahresversammlung wurde die Stadt Cincinnati, O., zum Vororte erwählt und beschlossen, ein Katholikentag damit in Verbindung zu bringen. Darüber wollen wir nur kurz berichten, da die katholischen Wochenzeitschriften ausführliche Beschreibungen ihren Lesern gebracht haben.

Der Katholikentag wurde am 10. September durch ein feierliches Pontifikalamt des Apostolischen Delegaten, Msgr. Diomede Falconio, eröffnet. In der meisterhaften Festpredigt entwarf der hochwst. Provinzial P. Chrysostomus Theobald, O. F. M., einen Rückblick auf die 50jährige Geschichte des Zentral-Vereins, und wünschte den Mitgliedern Glück zu den vielen Erfolgen und den edlen Werken, welche dieser Bruderbund deutsch-amerikanischer Katholiken im letzten halben Jahrhundert vollbracht hat, zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit. Er wies hin auf die Hilfe, welche der Zentral-Verein katholischen Einwanderern geleistet, lange vordem der Raphael-Verein in diesem Lande Fuß faßte, und dann später, durch die Gründung des Leo-

Hauses in der Stadt New York. Ferner zeigte der Redner auf das katholische Lehrer-Seminar zu St. Francis, Wis., für welches der Jubelverein die Pathenstelle übernommen.

Schließlich betonte der Redner den thätigen Antheil, welchen der Zentral-Verein in der Organisirung der Föderation der katholischen Vereine Amerikas genommen hat. Der Wille und die Gnade Gottes war gewiß mit den Gründern des Zentral-Vereins, zu einer Zeit als die meisten Eingeborenen oder Eingewanderten sich großentheils ausschließlich mit dem Erwerb irdischer Güter beschäftigten. Der Zentral-Verein war und ist immer in erster Linie ein katholischer Verein, der seine Mitglieder stets als praktische Katholiken und gute Bürger aufforderte, treu zur Kirche, dem Hl. Stuhle und den Bischöfen zu stehen, und dem Priester Hilfe zu leisten in dem Aufbau katholischer Pfarrschulen.

Heute, am Goldenen Jubiläum, dürfen die Mitglieder mit Stolz auf ihr Werk zurückblicken, aber auch mit Dankbarkeit gegen Gott, für seinen Segen und in frommer Erinnerung der Seelen der verstorbenen Mitbrüder.

Redner ermunterte die Delegaten in demselben Geiste und mit demselben Eifer auch in Zukunft weiter zu fahren, als brave katholische Männer, welche sich ihrer Pflichten gegen Gott und die Menschheit nicht scheuen.

Der Zentral-Verein sollte mit der Föderation Hand in Hand gehen zur Lösung aller für uns Katholiken so wichtigen Tagesfragen. Er empfahl, daß die Vereine statt jährliche, in Zukunft vierteljährliche gemeinschaftliche Kommunion feiern sollten. Redner wies auf die Ehre hin, welche dem Zentral-Verein bei seinem goldenen Jubelfeste durch die Anwesenheit des Apostolischen Delegaten und so vieler Bischöfe und Priester zu Theil wurde.

Zum Schlusse rief er Gottes Segen auf die Delegaten und deren Verhandlungen herab.

Am Nachmittag wurde trotz des ungünstigen Wetters eine große Parade durch die reichgeschmückte Stadt abgehalten. Gegen 15,000 Theilnehmer, welche selbst aus weiter Ferne in bedeutender Anzahl herbeigeeilt waren, marschirten im Zuge. Die eigentliche Feier des Katholikentages fand am Abend in der großartigen Musikhalle statt. Der Apostolische Delegat, die Erzbischöfe Moeller von Cincinnati und Milwaukee, die Bischöfe Horstmann von Cleveland, McFaul von Trenton, Döbbing, O. F. M., von Sutro und Nepi, Maes von Covington, und andere hochgestellte Herren aus dem Priester- und Laienstande hatten auf der Bühne Platz genommen. Die Hauptredner des Abends waren der hochwst. Bischof James A. McFaul und P. Bonaventura Kroß, O. P. Wegen der vorgerückten Zeit wurde die Rede des Dr. Conde B. Pallen erst am Montag in einer geschlossenen Versammlung des Zentral-Vereins abgehalten. Der hochwst. Bischof McFaul sprach über die Föderation und P. Bonaventura, O. P., über den deutsch-amerikanischen Katholiken.

Rede des hochw. P. Bonaventura Kroß, O. P.

Ich danke zunächst für die freundliche Begrüßung und für die Ehre hier sprechen zu dürfen. Sie grüßen in den Gästen das alte Vaterland. Deutsch

Gäste bei Ihren Versammlungen sind keine Seltenheit mehr. Sie sahen solche in Amerika und ich brauche nur den Namen des Dr. Lieber zu nennen, und vor Ihrem Geiste steht das Bild eines Mannes, der auch in Amerika durch sein wuchtiges, sich tief in die Seele seiner Hörer grabendes Wort wie durch seine Verdienste um die katholische Sache wohlbekannt war. Ich wollte, ich hätte etwas von seinem Geist und seinen Verdiensten, um Ihnen würdig das Vertrauen zu lohnen, das Sie mir durch Ihre Einladung erwiesen. Ich habe nur zwei Momente, die für mich sprechen: Ich komme aus der Heimat. Mein Beruf als Prediger und Missionär hat mich in den letzten zehn Jahren in beinahe die meisten der bedeutendsten Städte Deutschlands und der Schweiz geführt und indem ich nun hier die deutschen Stammesbrüder Amerikas sehe, so ist es mir als sei von all' den Orten, die ich berührt, etwas mit mir über den Ozean gezogen, das Sie grüßen möchte: Von der herrlichen Alpenwelt der Schweiz mit dem ewigen Schnee und den grünenden Matten, mit seinen lächelnden Seen, an deren Ufern so liebe Menschen wohnen, bis hinunter zur Nordsee, dort wo die Söhne der rothen Erde, die träumerischen, grübelnden Westfalen urdeutsche Art pflegen, vom Rheinlande her, wo der Geist so frisch, so froh und feurig ist, wie das Blut jener Erde, der herrliche Rheinwein, bis zu den Ufern der Ostsee und Weichsel, wo die heute nicht mehr katholischen Marienkirchen wie versteinertes Heimweh nach vergangenen Zeiten sich sehnen, von den Ufern der grünen Spree, unserem lieben schönen Berlin, bis hinauf zur blauen Donau und sie hinab bis in das Herz Oesterreichs hinein, überall bin ich gewesen und Tausende und Tausende von Grüßen sind mit mir herübergezogen zu Ihnen. Das werden Sie freundlich aufnehmen, nicht um meinetwillen, sondern der Erinnerung wegen, die ich mitbringe. Und das andere Moment: Ich bin heute Abend in der glücklichen Lage, daß nicht ich die Sache zu tragen habe, über die ich spreche, sondern die Sache trägt mich. Schon ehe ich zu Ihnen kam und mehr noch seit ich Ihnen bei Ihnen bin, kommt es mir aus den Worten: Deutsch-amerikanische Katholiken, wie ein Strom der Begeisterung entgegen, der einen ergreift und fortreißt. So kurz die Zeit ist, die ich unter dem Banner der Sterne und Streifen verlebe, Sie sind mir keine Fremdlinge mehr. Ich habe Ihr Land und Ihre Eigenart studirt, um vom atlantischen bis zum pazifischen Ozean gesehen, und bin von Bewunderung erfüllt, und wenn man etwas lieben muß, um es ganz zu verstehen, so versichere ich: ich liebe Amerika, obwohl ich nicht aufhöre ein Bürger der alten Welt und ein begeisterter Deutscher zu sein.

Ich sehe auch zwischen deutsch, amerikanisch und katholisch keine Gegensätze, sondern Beziehungen. Das Bewußtsein davon zu wecken und zu stärken sei meine Aufgabe.

Als die Vorsehung nach der Entdeckung dieser neuen Welt die verschiedenartigsten Nationalitäten hierherführte, um aus den Vielen e i n Volk zu machen — e pluribus unum — da hat sie ihnen weder das Recht abgenommen noch sie der Pflicht enthoben, die ihrem Volkscharakter eigenen Vorzüge zum Besten der Allgemeinheit auch auf dem neuen Boden zu verwerthen. Es wird beim Weltgericht, wo Gott Rechenschaft ablegen wird über seine Vor-

sehung und die Völker vor den Völkern Rechenschaft ablegen müssen, über die Ausführung der ihnen im Laufe der Geschichte anvertrauten Aufgaben, auch die Arbeit zur Prüfung kommen, die die einzelnen Nationalitäten innerhalb dieses Landes zu leisten hatten. Das gilt von Allen, es gilt auch von den Deutsch-Amerikanern.

Es ist nicht zu fürchten, daß der Deutsche in Amerika dieses Recht und diese Pflicht auf Kosten Anderer betone und lästig falle. Dem Deutschen ist es eigen, zurückzustehen — ihm hat — im Allgemeinen gesprochen — die Natur nicht jene glänzende Rednergabe verliehen, wie dem Irländer; — Sie haben heute einen herrlichen Beweis davon gehört, — die dem Franzosen und Italiener in die Wiege gelegt scheint. Der Deutsche folgt eher, als daß er führt, und man hat es erlebt, daß in einem Orte 9/10 Deutsche sind und doch kein einziger von ihnen ein öffentliches Amt bekleidet, nicht weil sie geistig oder wirthschaftlich rückständig waren, sondern weil sie zu bescheiden sind.

Es ist also nicht zu fürchten, daß er zu viel verlange oder besondere Aufmerksamkeit erwarte. Aber etwas allerdings das darf und muß er verlangen, daß man ihm die Existenzberechtigung nicht abspricht, und ihm nicht das Recht verkümmert, seine Muttersprache und gute deutsche Eigenart zu pflegen, er darf erwarten, daß jeder amerikanische Gentleman eins ist mit ihm in der vornehmen Ablehnung Jener, die sich des Landes ihrer Väter schämen und die ihren Patriotismus gegen das politische Amerika dadurch am besten meinen beweisen zu können, daß sie ihre Unwissenheit und Unreife zur Schau stellen. Er darf erwarten, daß kein künstlicher Gegensatz zwischen amerikanisch und deutsch aufgestellt und gezüchtet wird; er darf erwarten, daß jeder Amerikaner, dem das Wohl und die zukünftige Größe seines Landes am Herzen liegt, einig ist mit ihm in der Verwerfung jenes unehrlichen ja verbrecherischen Gebahrens, das Amerika und Deutschland an einander zu hetzen sucht.

Gewiß ist eines der wichtigsten Mittel zur Erhaltung des angestammten Volksthums die Pflege der Muttersprache. Es wird in dem Jahre, da man Schiller gefeiert hat, nicht der Erinnerung an die Schönheit und den Reichthum der deutschen Sprache bedürfen, aber die Mahnung sei nicht vergessen, den Kindern in der Schule und im Hause das Beste der deutschen Sprache zu bieten, damit sie dieselbe in ihrer Reinheit und Anziehungskraft kennen lernen. Dabei bleibt voll und ungeschmälert die Liebe zur Landessprache bestehen, und die strenge Pflicht, sie vollkommen zu beherrschen, denn ein einiges Volk bedarf einer einheitlichen Sprache. Uebrigens ist mit der Pflege der Sprache die Aufgabe des Deutsch-Amerikaners nicht erschöpft. Wenn wirklich die Zeit kommen sollte — und das ist nicht nothwendig, aber auch nicht ganz ausgeschlossen, namentlich wenn die Einwanderung von Deutschland gar stockt — daß heute noch deutsche Gemeinden das Deutsche als Umgangssprache verloren haben, dann trügen doch die kommenden Generationen deutsches Erbe und deutsche Verpflichtung. Deutsches Erbe! Dem Volke entstammt, das man „das Volk der Denker und Dichter" genannt hat, dessen Ruhm das hohe Niveau seines Geisteslebens und der Geistesarbeit ist, muß auch der Deutsch-Amerikaner sein Bestes daransetzen, um echten deutschen Idealismus und deut-

sche Begeisterung für wissenschaftliche Berufe zu pflegen und zu unterstützen. Deutsches Erbe bleibe dem Deutschen, der Familiensinn, die absolute Reinheit des Familienlebens und der hohe Ernst der auf Ehrfurcht und Autorität gegründeten deutschen Erziehung, bleibe die Tiefe des Gemüthslebens, deutsches Lied und deutsche Musik. Deutsches Erbe sei ihm die Verpflichtung, das Wappenschild der traditionellen Ehrlichkeit makellos rein zu halten und das makkabäische Wort sei ihre Devise: Moriamur in simplicitate nostra — Wenn es nicht anders sein kann, so laßt uns zu Grunde gehen, aber wir wollen ehrlich bleiben — deutsches Erbe sei ihm die tiefe Religiosität und er thue das Seine, um das Unberechtigte der Vorstellung zurückzuweisen, als sei deutsch und religiös, gleichgültig oder ungläubig dasselbe, weil es manche Deutsche gegeben hat und noch gibt, die im Streben nach Reichthum den größten Reichthum, die Gottesfurcht verloren haben. — —

Je treuer der Deutsche dieses Erbe bewahrt, desto mehr wird er Vorurtheile beseitigen, wo solche bestehen, Karikaturen korrigiren und dem deutschen Namen jene Hochachtung wahren und mehren, die ihm nicht der deutsche „Spießbürger", wohl aber das Edeldeutschthum gebracht haben.

Indem ich so das deutsche Erbe betone, vergesse ich nicht, daß Sie *Amerikaner* sind. Nochmals sei es gesagt: es besteht kein Gegensatz, sondern Beziehung. Je mehr Sie die gute deutsche Eigenart bewahren, desto bessere Amerikaner werden Sie sein — denn zu ihr gehört auch die deutsche Treue, die Sie halten heißt, was Sie dem neuen Vaterland geschworen haben. Am Patriotismus der Deutsch-Amerikaner ist denn meines Wissens auch nie ernstlich gezweifelt worden. Im Gegentheil! Sie haben in den Stunden der Noth den Ausschlag gegeben, daß die Geschicke der Nation sich zum Besten wandten, und unter den klangvollsten Namen der großen Männer Amerikas fehlen auch die Deutschen nicht. Und heute, man kann in allen Gegenden der Union Deutsche treffen, aber ich habe noch keinen Einzigen getroffen, der nicht mit ganzer Seele, ja mit Begeisterung Amerikaner wäre.

Und ich kann das verstehen. Drüben im alten Europa herrschen über Amerika allerlei Vorurtheile, aus Kurzsichtigkeit und Unwissenheit; vor Allem aber deswegen, weil in vielen Kreisen der Wahn herrscht, Amerika könne so leichthin mit europäischen Maßen gemessen werden.

Man muß es studirt und gesehen haben, um es einigermaßen zu begreifen. Eine Nation mit einer so unvergleichbaren, aus diesem neuen Volk so organisch herausgewachsenen Verfassung, ein Volk mit dieser kurzen und doch so großen Geschichte, mit so ungeheuren Leistungen, ein Volk, das sich trotz der Riesendimensionen des Landes zu solch' nationaler Einheit zusammengeschlossen — ein solches Volk ist ein großes Volk und wird ein größeres werden. Und wenn man erst, von einem kundigen Geiste geführt, in die Tiefe dieser neuen Volksseele steigt und entsprechend den vier Grundrichtungen des Lebens, des politischen, wirthschaftlichen, sozialen und geistigen, als Grundkräfte der amerikanischen Seele — wie Münsterberg überzeugend nachgewiesen — den Geist der Selbstbestimmung, den Geist der Selbstbethätigung, den Geist der Selbstbehauptung und den Geist der Selbstvervollkommnung erkennt, dann wächst

die Hochachtung zur Bewunderung und man wird verstehen, wie ein von der Kraft und Größe seines Vaterlandes überzeugter Deutscher den einen heißen Wunsch mächtig in sich fühlt, daß diese beiden Völker innig verbunden sein möchten, und tief innerlich das Bewußtsein hat: diesem Bunde gehört die Zukunft. Allerdings ist es ein ideales Bild, das der Professor der ersten und bedeutendsten Universität der Union entworfen hat, und nicht immer mögen die konkreten Verhältnisse auf dieser Höhe sich bewegen. Aber es genügt zu wissen, daß dieser Geist die Seele der besten, der echten Amerikaner beherrscht, daß er diesem Volke eigenthümlich ist, um es zu lieben. Wie fallen da die Vorurtheile und man sieht auch einmal in einem neuen Lichte. In Europa kann man so oft der Vorstellung begegnen, als ob an die Gestade der neuen Welt nur die wirthschaftlich oder moralisch Schwachen und Jene geworfen würden, die sich der Justiz und Schande in der alten zu entziehen suchten. Und doch kommen diese Wenigen, bei denen das zutrifft, gar nicht in Betracht gegenüber der ungeheuren Mehrheit Jener, die in der Auslese der Vorsehung schon die Aufnahmeprüfung in das Land der Selbstbestimmung bestanden haben durch den Muth, der sie kühn die fremden Wege gehen hieß, um das Glück zu suchen, durch den Kampf, den die Losschälung von heimatlichen Verhältnissen brachte, durch die Kraft und Ausdauer, mit der sie Anfangs entgegentretende Hindernisse überwunden haben. Die so kamen und kommen, konnte das stolze Sinnbild der Größe und Kraft Amerikas, die fackeltragende Freiheitsstatue im Hafen New Yorks, besonders freudig grüßen, weil diese am leichtesten und schnellsten sich organisch einfügten in jene große Willensgemeinschaft, die von dem kraftvollen, alle Glieder durchströmenden Bewußtsein durchdrungen ist vom Recht und von der Pflicht der Selbstbestimmung und Mitverantwortlichkeit für das eigene Leben, wie für das Leben der Gemeinde, des Staates und der Nation. Sie wurden am schnellsten und vollkommensten die neuen Menschen eines neuen Volkes, echte Amerikaner, Bürger der Zukunft.

In der alten Welt meint man vielfach: In Amerika regiert der allmächtige Dollar. Geld ist Alles und die Gier darnach das Einzige, was den Pulsschlag amerikanischen Lebens stärker und schneller gehen läßt. Und mit Erstaunen und mit Beschämung gewahrt der Deutsche, daß zwar in vielen Kreisen des alternden Europa das Geld und nur das Geld zu regieren scheint, das Geld das Maßgebende ist, maßgebend bei der Heirath, maßgebend für das Ansehen, maßgebend für die Macht — während in der neuen Welt unter diesem neuen Volke gewiß Menschen mit alten Anschauungen mitlaufen, der Zug, der die Allgemeinheit beherrscht, aber nicht die Gier nach Geld und Besitz und Genuß ist, sondern die Freude an der Arbeit, der Geist der Selbstbethätigung, dem das werthlos scheint, was nicht erarbeitet ist, und der den Reichthum zwar schätzt, aber als Ausdruck und Maßstab vorhergegangener gewöhnlicher Leistungen; gewahrt der tiefer Blickende mit einem wahren Hochgenuß, wie durch das gesammte, selbst das wirthschaftliche Leben ein geradezu leidenschaftlich starker idealistischer Zug geht, ein Zug, der sonst nur der Auslese der Menschheit, den auf den Höhen Wandelnden, den Künstlern eigen ist. Die Schaffensfreude durchdringt hier das Volksbewußtsein und das wirth-

schaftliche Leben selbst treibt zu immer gewagteren kostspieligeren Unternehmungen, weckt auch selbst in der anscheinend so geistlosen Theilarbeit der Fabrik den Erfindungsgeist, die Initiative, die Freude an der eigenen Kraft, den Optimismus und vor Allem das grenzenlose Vertrauen an die unbegrenzten Möglichkeiten, die sein Land und die Zukunft ihm bietet.

Oberflächlicher Betrachtung ist das immerwährende Beschäftigtsein des Amerikaners nur die nervöse Hast, in der die Gier nach Geld fiebert, und doch ist sie in Wahrheit nichts anderes als das Streben, die Kraft und die Zeit auszunützen, dasselbe Streben, das die strenge Sachlichkeit bei Geschäft und Arbeit verlangt, das jede Gelegenheit ausnützt, das manchmal rücksichtslos scheint, aber nur den verletzt, der nicht weiß, daß der Amerikaner Jedem das gleiche Recht der Ausnützung der Gelegenheit zuerkennt. Und wenn in diesem Volke an Jeden von Jugend auf der Ruf ergeht: Das Leben ist nicht um des Genusses willen, sondern der Pflicht wegen da, die möglichst vollkommene individuelle Ausbildung ist Pflicht, um des gewöhnlichen Seelenheiles und um der allgemeinen Wohlfahrt willen, und Jeden treibt, sein Allerbestes einzusetzen, um in diesem großen allgemeinen Wettkampf, dem edelsten und erhabenen Sport, Sieger zu werden; wenn in diesem Volke j e d e Arbeit gewerthet wird, gleichviel welcher Art sie sei, wenn sie nur keine gewöhnliche Erniedrigung, knechtische Preisaufgabe des eigenen Willens in sich schließt, wenn Jeder das stark ausgeprägte Gefühl des sozialen Gleichwerthes in sich trägt, dann fällt das Bittere der sozialen Unterschiede, die in Europa die Skala der Arbeitswerthung eingeführt hat; es fällt der Klassenhaß. Dann gibt der Reiche in großen und größten Summen, weil er sich der Allgemeinheit verpflichtet weiß, und in diesem Lande, da kein König herrscht, fühlt jeder echte Amerikaner sich selbst ein König.

Meine Herren, wer wollte ein solches Volk nicht lieben? Gerade der im guten Sinne des Wortes moderne Mensch fühlt, daß der amerikanische Geist, die Züge wenigstens, die er trägt, dem Menschen der Zukunft eigen sein müssen. Meine Herren, als ich diese Züge erkannte, da war mir auch die Sympathie erst voll verständlich, die der modernste der Monarchen Amerika gegenüber so oft und in so eigenartiger Weise bewiesen hat. Er findet so viele seinem eigenen Wesen verwandte Züge im amerikanischen Geist. Meine Herren, Sie werden es verstehen, daß sich meine Brust hebt und meine Begeisterung wächst bei dem Gedanken an den deutschen Kaiser und an den Mann, der für den Kaiser und für deutschen Charakter, deutsche Geschichte und Literatur, deutsche Organisation so großes Verständniß offen bewiesen hat. Sie werden verstehen, daß ich das freundschaftliche Verhältniß grüße, das die beiden bedeutendsten von allen Männern, die an der Spitze der Nationen stehen, verbindet. Sie werden erlauben, daß ich dem Sternenbanner huldige, unter dessen Gastrecht ich stehe, indem ich hier in dieser feierlichen Stunde und im Hinblick auf die letzte Großthat des Segens und des Friedens, die beiden Männer in Bewunderung und Ehrfurcht grüße als Ausdruck und Symbol der Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland: Präsident Roosevelt und Kaiser Wilhelm II. —

Möge auch der Zentral-Verein der deutschen Katholiken der hohen Aufgabe dienen, das Verständniß zwischen beiden Nationen zu fördern und mögen seine Mitglieder vollkommen eingehend in den Geist des amerikanischen Volkes ein lebendiger Beweis dafür sein, daß man deutsche Art lieben und doch aus ganzer Seele Amerikaner sein kann.

Meine Herren! Es gibt ein Reich, das nicht von dieser Welt ist und doch alle Reiche der Welt umfaßt; eine Union, die noch viel mehr und entgegengesetztere Nationalitäten vereinigt; ein Vaterland, das zwar nicht in Gegensatz steht zum irdischen Vaterland, aber unendlich höher ist als dieses, das uns zu Brüdern macht, indem es uns einen Vater gab, und dieses Reich ist die katholische Kirche. Deutsch-amerikanische Katholiken! Wir sind — in demüthigem Dank sei es gesagt — Katholiken, d. h. wir bekennen eine Weltanschauung, die nach unserer festen Ueberzeugung in ihren Grundlagen die sicherste, in ihren Zielen die erhabenste und am weitesten gespannte und in ihrer Auswirkung die segensvollste ist. Wir sind Katholiken, d. h. wir folgen in religiöser Hinsicht einem Lebensideal, das alle Bedürfnisse unserer Seele und unseres Gemüthes befriedigt, dessen Kraft aus der Fülle des Lebens, aus der Verbindung mit Christus kommt und in die Adern des geheimnißvollen Leibes strömt, den wir Kirche nennen. Wir sind Katholiken, d. h. für die Verwirklichung unseres Lebensideals sind uns die Grundsätze unserer hl. Kirche maßgebend, der innige Anschluß an sie und an den Strom ihres Gedankenlebens nothwendige Bedingung und zugleich Gradmesser der Höhe unserer Lebensführung. Meine Herren! Wenn jedes der drei Worte meines Themas eine Mahnung ist, dieses letzte ist die stärkste und muß am tiefsten in Ihre Seele dringen. Es soll Sie mahnen, daß Sie Männer von Grundsätzen sind und nicht von Stimmungen, von jenen Grundsätzen, die nicht von Menschen gemacht, über den Menschen stehend, erhaben über die Veränderungen bleiben, denen Menschliches unterworfen ist. Wohl haben Jahrhunderte an diesen Grundsätzen gerüttelt — aber sie stehen, eine ungläubige Wissenschaft hat allen Witz aufgeboten, um ihren Boden zu untergraben — sie stehen, die Mächte der Welt und die Pforten der Hölle haben gegen sie gewüthet — sie stehen und sie werden stehen, denn Himmel und Erde werden vergehen, des Erlösers Worte werden nicht vergehen — die Pforten der Hölle überwältigen sie nicht. Je mehr man sie studirt, desto heller leuchtet ihre göttliche Größe. Dieses Jubelfest diene auch der Erneuerung und Begeisterung Ihrer katholischen Ueberzeugung. Lassen Sie mich Ihnen das Wort zurufen, das einst ein hervorragender Geist den österreichischen katholischen Studenten gewidmet hat:

Erfüllet Euch mit dieser Ueberzeugung
Und unbesiegbar seid Ihr, ob
Auch Tausende von Gegnern Euch umschreien, —
Sie folgen Schatten: — Mit Euch die Wirklichkeit,
Die Kraft, das Leben, mit Euch die Legionen der Ideen,
Mit Euch der Weltgeschichte strenger Spruch,
Mit Euch die Zukunft. — —

Ja, meine Herren, aber nur dann, wenn die Wahrheit Leben, wenn die Erkenntniß Bekenntniß wird. Nur wenn wir Ernst machen mit unserer

Ueberzeugung, wird uns der Friede, der Fortschritt und die Zukunft gehören. Darum gelte auch uns die Mahnung:

„Was sein Du sollst, das mußt auch ganz Du werden!
Weh' aller Halbheit, die sich selber äfft,
Weh' jedem Rohre, das im Winde schwankt!
Fort mit dem kranken Zwiespalt unseres Daseins,
Der mit dem Gegner stets noch unterhandelt,
Und Klugheit nennt, was arme Schwäche ist. —
Was ich erkannt, muß ich im Leben sein,
Was auf das Banner groß ich mir geschrieben,
Dafür muß ich auch kämpfen in der Schlacht!
O wer da mit den Leidenschaften feilscht,
Liebäugelnd mit der Sünde goldenem Apfel,
Wer wähnt, nur halbe Treue Gott zu schulden,
Um sich die Gunst der Welt nicht zu verachten,
Fürwahr, der säet Wind, um Sturm zu ernten.
Der hascht nach Glück, um Elend zu gewinnen,
Nach Frieden sucht er, ewig friedelos!"

Meine Herren! Sie sind deutsche Katholiken. Sie selbst oder Ihre Väter sind vielleicht im alten Vaterlande inmitten der Kämpfe gestanden, in denen deutsche Katholiken die Rechte ihrer Kirche vertheidigten und zum Siege führten. Sie wissen, was das katholische deutsche Volk es sich kosten ließ. Damals als Bischöfe eingekerkert und Priester verbannt wurden, als der deutsche Katholik geächtet schien, da sind Viele in das Land der Freiheit geflohen, wo ihnen mehr Duldung ward als daheim. Aus jenem sog. Kulturkampf — es war in der That ein Kampf um die echte Kultur, den w i r kämpften, hat auch die katholische Kirche Amerikas den Segen erfahren, der aus der Verfolgung erwächst. Ich grüße Sie heute, die Priester, Ordensleute und Laien, die den Namen der deutschen Katholiken in Amerika mit Ruhm bedeckt haben. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen," das gilt auch hier, und, „wenn eine Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre," so wäre das katholische Volk erst recht nichtswürdig, wenn es nicht sein Alles setzte an seinen Glauben.

Sie sind deutsche Katholiken und wissen, daß eine der entschiedensten Forderungen deutschen Wesens, die Innerlichkeit, die Vertiefung des religiösen Lebens ist, jener mystische Zug, der im deutschen Mittelalter die Blüthen deutscher Mystik getrieben. Sie wissen, daß so nothwendig und segensvoll die Form ist, dennoch der Geist es ist, der lebendig macht, daß es nicht genügt, äußerlich in den Formen zu bleiben, wenn man die Gewissenhaftigkeit, das Reich Gottes in der Seele nicht bewahrt.

Sie sind deutsche Katholiken. Und in Ihrer Erklärung leben die großen Zeugen einer glaubenvollen Vergangenheit, die herrlichen deutschen Dome. Möge jene Begeisterung und jene Kraft auch in Ihnen wirksam bleiben und kommende Jahrhunderte von immer neuen Schöpfungen reden, von Kirchen, die Sie gebaut, von Schulen, die Sie gegründet, von Gemeinden, die Sie belebt, von den lebendigen Tempeln Gottes, deren Heiligthum Sie in den Kindern gerettet haben.

Sie sind auch amerikanische Katholiken! Wie muß gerade dem Amerikaner der Union jene größte Union imponiren, jenes nach dem Zeugnisse eines protestantischen Gelehrten umfassendste und gewaltigste, jenes komplizirteste und doch am meisten einheitliche Gebilde, an welchem alle Kräfte des menschlichen Geistes und alle elementaren Kräfte, über welche die Menschheit verfügt, gearbeitet haben. Wie muß gerade der Amerikaner, dessen organisatorisches Talent eine Eigenthümlichkeit des amerikanischen Geistes ist, diese größte und segensreichste Organisation bewundern, mit ihren zentripetalen und zentrifugalen Kräften, die das Geheimniß ihrer Macht und ihres wunderbaren Erfolges sind. Wie muß gerade dem amerikanischen Katholiken und seinem Zug nach Selbstvervollkommnung, der Geist einer Kirche entgegenströmen; der in der Verkündigung und Erklärung des göttlichen Wortes: Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, zur höchsten individuellen Vollkommenheit ruft, nicht nur nach der ethisch-religiösen, sondern nach jeder Seite der menschlichen Veranlagung hin und Gott nahe zu kommen sucht nicht nur als dem Ideal sittlicher Vollendung, sondern auch als dem Ideal der eng schöpferischen Thätigkeit. Wie muß ihm die Kirche lieb sein, die zum Volke geht, die die Gleichheit der Menschen proklamirt, die in millionenfachen Wohlthaten sich dem Volke nähert, nicht um ihm zu schmeicheln, sondern um es emporzuheben.

Meine Herren! Die Zeit reicht nicht mehr, um den Einwand zu beleuchten, daß zwischen der katholischen Kirche und Amerika ein unversöhnlicher Gegensatz bestehe: denn wer Amerika sage, nenne die Freiheit, wer katholische Kirche sage, spreche von Gebundenheit und Zwang. Genau betrachtet ist auch hier nicht eine Spur von Gegensatz. Die katholische Kirche kennt nur eine Gebundenheit und eine Schranke, die Wahrheit, und aus ihr folgend das Gesetz Gottes und die Gebote der Kirche. Aber diese Wahrheit wird uns frei machen, und diese Gebundenheit ist nicht Fessel, sondern Flügel. Der Geist aber der katholischen Seelsorge, ist nicht Zwang, sondern Liebe. Nur die Unfreien, die Rückständigen, in denen die Begeisterung und die Einsicht geschwächt oder geschwunden sind, fühlen die Autorität als Druck und Last. Das Ziel der Kirche sind selbstständige freie Geister, bei den Führenden wie bei den Folgenden ist das Größte die Liebe, der der Apostel das hohe Lied gesungen.

* * *

Nach Vollendung dieser prachtvollen Rede, welche mit großem Applaus geschlossen wurde, war die Zeit der Versammlung so weit vorangeschritten, daß die übrigen Theile des Programms abgekürzt wurden.

Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeiten wurde dem hochwst. Apostolischen Delegaten die Summe von $5000.00 für den Hl. Vater überreicht.

— Unser Leben ist ein einfacher Punkt; ein Strahl aus dem unendlichen Lichte der Ewigkeit. Vor hundert Jahren waren wir nicht; und nicht hundert Jahre werden vorübergehen, so ist unser Leib in Asche zerfallen, unsere Seele gerichtet, das Loos unserer Ewigkeit entschieden!

Gefahren des Theaters.

Kaum gibt es eine andere Einrichtung, die, besonders für die Jugend, von verderblicherem Einflusse sein kann als das Theater. Und da die Jahreszeit wieder da ist, wo die Thoren dieser Lokale weit offen stehen und zum Eintritt einladen, so mögen die folgenden beherzigenswerthen Worte eines Seelsorgers hier Raum finden. — Das Theater unserer Tage — schreibt derselbe — bildet eine der großen Gefahren für unser Volk. In manchen unserer großen Städte nimmt die Zahl der Theater mehr zu als die der Kirchen. Die Mauern und die freien Plätze mit ihren zahlreichen Anzeigebrettern sind bedeckt mit Bildern von Szenen und von Schauspielern und Schauspielerinen in vollem Staat, d. h. nicht gar selten mit sehr wenig Kleidung und oft so unanständig, daß sie von der Polizei nicht geduldet werden sollten. Wenn man sich aber schon vor den Bildern schämen muß, wie mag es dann erst den Personen selbst gegenüber sein! Es ist wahrlich hohe Zeit, daß Kanzel und christliche Presse sich vereinigen, die Leute vor den Gefahren des Theaters zu warnen, denen ihre sittliche Bildung und die Wohlfahrt ihrer unsterblichen Seele dort ausgesetzt sind.

Die erste Gefahr droht der Reinheit ihres Charakters. Augen und Ohren sind Fenster und Thüren des Herzens. Was einmal hineingegangen, kommt nicht wieder heraus. Eindrücke, welche das Gedächtniß aufgenommen, sind nicht so leicht wieder zu verwischen. Sie bleiben oft das ganze Leben hindurch als Versucher im Herzen sitzen. „Ich würde meine rechte Hand d'rum geben," sagte einmal ein christlicher Mann, „wenn ich die abscheulichen Dinge aus meinem Herzen verwischen könnte, welche ich darin aufnahm, als ich noch in Leichtfertigkeit dahinlebte." Aber es war ihm nicht möglich. Ebensowenig werden sich die unzüchtigen Erscheinungen oder schlüpfrigen Worte bei denen sich verwischen lassen, die solche im Theater in sich aufgenommen haben. Es soll hier nicht behauptet werden, daß jedes Schauspiel unmoralisch oder jeder Schauspieler ein sittlich verkommener Mensch ist, noch auch, daß jeder Theaterbesucher sinnliche Genüsse sucht. Das aber muß zugestanden werden, daß viele, wenn nicht die meisten der Theatervorstellungen die Reinheit des Herzens zu gefährden geeignet sind. Man hat wiederholt schon Versuche angestellt, das Theater auf einen höheren moralischen Standpunkt zu heben, soweit aber ohne Erfolg. Der Hauptzweck der theatralischen Unternehmer ist, Geld zu machen. Und wenn man da mit pikanten Darstellungen, vielleicht mit einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte, oder mit einer schamlosen Ausstellung körperlicher Schönheit das Spiel recht würzen kann, so mag sehr oft die Versuchung zu groß sein, um ihr widerstehen zu können.

Wer das Theater besucht, macht sich verantwortlich für die Folgen. Man sollte dies stets bedenken. Wie oft kommt es vor, daß eine weibliche Person auf der Bühne in männlicher Kleidung und vor der Zuschauermenge erscheint oder so dürftig gekleidet auftritt, daß irgend Jemand, der seine eigene Schwe-

ſter ſo vor ſich ſehen würde, entſetzt ſeine Augen abwenden würde. Und doch bieten Viele durch ihre Eintrittsgebühren den Schweſtern und Töchtern anderer Leute Geld, um zur Unterhaltung das weibliche Zartgefühl zu verletzen.

Welchen Einfluß im Durchſchnitt der Beruf auf die Schauſpieler ſelbſt ausübt, darüber könnten vielfache Zeugniſſe dargelegt werden. Eine der bekannteſten Schauſpielerinen unſerer Zeit ſchrieb einem meiner Freunde, daß ſie nur die Bühne betrete, wenn ſie ihre Rolle zu ſpielen habe, ſonſt aber wenig Gemeinſchaft mit ihren Berufsgenoſſen wünſche. Ein bekehrter Schauſpieler machte einmal mir gegenüber die Bemerkung, als wir an einem Theater vorbei gingen, in welchem er vorher oft aufgetreten war: „Hinter jenen Vorhängen liegt Sodom.“ Als Anſtalt duldet das Schauſpiel ſinnliche Unreinigkeit in ſeinen Schauſpielern und gibt Zuſchauern Vorſtellungen von unſchicklichen, unreinen Szenen. Wer das Theater durch ſeinen Beſuch unterſtützt, iſt ein moraliſcher Theilhaber desſelben.

Würde das Theater auch nur eine böſe Leidenſchft reizen, dann wäre dasſelbe ſchon zu verdammen. Aber es drohen noch andere Verſuchungen. Es gibt dort gefährliche Genoſſen. Es geſchieht nicht ſelten, daß junge Leute, die das Theater beſuchen, nicht nur bis zu ſpäter Stunde dem aufregenden, ſinnenberauſchenden Spiel beiwohnen, ſondern nach demſelben noch ein benachbartes Trinklokal aufſuchen und hier den Schluß des Vergnügens machen. Und welcher Art dieſer Schluß iſt, darüber bedarf es keiner näheren Erklärung.

Noch eine Gefahr des Theaters iſt der Zauber, den es nur zu oft ausübt. Wie der Genuß berauſchender Getränke wird es zu einer heftigen Leidenſchaft. Und um dieſe ſtets wachſende Leidenſchaft für das Thater zu befriedigen, vergeuden Tauſende von Leuten und auch viele junge Leute Geld und Zeit und ſetzen das Heil der Seele auf's Spiel. Selbſt Theaterſtücke kommen ihnen langweilig vor, wenn nicht durch eine aufregende Szene ihre Leidenſchaften gereizt werden. Man ſage nichts von Unterhaltung, von Erholung, ſondern ein Zauber, ein ſehr gefährlicher Zauber, wenn man durch den Reiz der Bühne ſich feſſeln läßt.

Kein vernünftiger, chriſtlicher Geſchäftsmann würde einen Angeſtellten wählen, weil der zu Wählende ein Theaterfreund iſt. Kein vernünftiger chriſtlicher Mann wird ſich in der Wahl der Gefährtin ſeines Lebens und der Genoſſin ſeines Hauſes dadurch beſtimmen laſſen, daß die Betreffende häufig im Theater zu ſehen iſt. Keine weiſe, chriſtliche Mutter ſieht es gern, wenn ihre Söhne oder Töchter das Theater beſuchen. Ein rechter Seelſorger ſieht Gemeindemitglieder nur mit Trauer dieſe abſchüſſige Bahn betreten. Das Theater hat noch keine Seele auf den Himmelsweg geführt, wohl aber Tauſende ſchon in zeitliches und ewiges Verderben geſtürzt.

Todtentafel.

Wir ſind ſtets bereit, die Namen der verſtorbenen Mitglieder des Chriſtlichen Mütter-Vereins im „Sendbote“ anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzuſenden.

Geſtorben ſind: Frau Maria Nicholas, am 11. Juli 1905, (50 Jahre alt), und Frau Magdalena Schweigert, am 12. Auguſt 1905, beide Mitglieder des Chriſtlichen Mütter-Vereins der St. Peters-Gemeinde zu Chicago, Ill.

(Für den „Sendbote.“) (Nachdruck verboten.)

In der Tannenwirthschaft.

Von C. Arand.

IV.

Von Anfang der übernommenen Hausfrauenschaft an war die neue Tannenwirthin nur in den seltensten Fällen in den Wirthschaftsräumen zu sehen. Die schmächtige, blasse und stolze Frau behauptete den Wirthschaftsgeruch nicht ertragen zu können. Sie blieb Morgens sehr lange in dem weichen Bett liegen und verwendete, wenn sie sich dann zum Aufstehen bequemte, den kleinen Rest des Vormittags zu ihrer Toilette. In Küche, Haus- und Gastwirthschaft aber waren fremde Personen angestellt, die nach Gutdünken schalten und walten konnten.

Mit ihrer Schwiegermutter stellte sich Frau Eulalia, so hieß die junge Frau Graub, gleich vom Anfang an so weit als möglich — auf den Kriegsfuß. — „Sie ist eine ungemein rohe und bäuerische Person,“ gab Frau Eulalia ihr Urtheil über Rese ab.

Das erfuhr sie durch ihren Sohn sofort wieder und die Folge davon war, daß sich ein tiefer Haß gegen Eulalia in ihr Herz einschlich. Rese feindete jetzt die Schwiegertochter eben so sehr an, wie einstens ihre Stiefkinder, nur war indeß der Unterschied eingetreten, daß sie keine Gewalt mehr besaß, ihrem Zorn thätlichen Nachdruck zu geben. Sie, die tüchtige, resolute Hauswirthin mußte nun unthätig zusehen, wie ihr Herzenssohn und dessen Frau sofort nach Uebernahme des ganzen Betriebs mit dem größten Eifer am Ruine des eigenen Wohlstandes arbeiteten.

Herr Anton hatte sich gleich einen Braumeister und einen Oekonomieverwalter eingestellt. Die beiden Herren beanspruchten natürlich hohe Gehälter und ein überflüssig großes Arbeiterpersonal. Und — Frau Eulalia hielt sich eine perfekte Köchin, sowie ein paar kokette Kellnermädchen, die sich ihre Toilette aus der Wirthschaftskasse beschafften.

Brach der entrüsteten Zuschauerin einmal der schwache Geduldsfaden, und stellte sie dem „vornehmen Ehepaar“ die ganze neue Einrichtung und Geschäftseintheilung als verfehlt vor Augen, so sprach sie allerdings ein forsches Grabhacher Deutsch, bekam aber auch zu demselben von ihrem Sohn Anton eine solche Fluth von Grobheiten zu hören, daß sie daraufhin sich meistens mehrere Wochen lang bei den jungen Leuten gar nicht mehr sehen ließ. „Nun haben wir wieder eine Zeit lang Ruhe vor der befehlshaberischen Alten,“ pflegte sich das saubere Ehepaar selbst zu beglückwünschen.

„Für die Rese Graub hat jetzt ein langer Zahltag begonnen. Er wird wohl erst bei ihrem Lebensende überstanden sein,“ meinte der alte Gregor-

bauer zu seiner Tochter, die ihm von einem heftigen Auftritt in der Familie Graub erzählt hatte.

„Mit jedem neuen Morgen werden sich die Torturen für die arme Frau steigern; denn sie, die so viele Jahre hindurch nur tyrannisirte und triumphirte, muß jetzt vollständig darauf verzichten."

Es war so. Die Jahre gingen ihr furchtbar langsam dahin. Einsam fühlte sie sich und verlassen, aber auch zu stolz, um sich irgendwem von ihrer Verwandtschaft zu nähern oder gar anzuvertrauen.

„Ich bleibe für mich, sie sollen sich an meinem Jammer nicht freuen," wehrte sie das Bedürfniß eines Verkehrs mit derselben von sich ab.

An einem Sommerabende, während die Dämmerung schon in das Dunkel der Nacht überging, saß die Wittwe in ihrem Stübchen. Den Sessel hatte sie vom Fenster hinweg in die Nähe des Ofens gezogen.

„Nicht einmal die Umrisse der Vordergebäude mag ich ansehen," grollte sie in sich hinein.

Von der Gaststube her drang der Klang eines Leierkastens zu ihr herein. Sie hielt sich schnell die Ohren zu.

„Musik kann ich ohnedem nicht mehr hören und noch dazu die Drehorgel, die mir so oft ein Extrastück vorspielte."

Fest drückte sie die runzelig gewordenen Hände auf die Gehörgänge. Sie hörte darum auch das Oeffnen ihrer Stubenthüre nicht und fuhr erschreckt in die Höhe, als sie plötzlich eine Männergestalt vor sich stehen sah.

„Wie Mutter, Du bleibst ohne Licht? Hui, wie unheimlich!"

Das war Antons Stimme. Rese sprang von ihrem Sitze auf:

„D u bist's, Anton? Was führt doch D i ch zu Deiner Mutter her?"

Frech und ohne Umschweife antwortete Anton:

„Morgen muß ich einen Wechsel einlösen, Mutter; dazu fehlen mir ein paar tausend Gulden."

Rese stürzte in ihren Sessel zurück, daß das alte Möbelstück krachte:

„So weit ist es bei Euch schon gekommen?" schrie sie auf.

„Da ist doch gar nichts dabei. Wenn ich nicht die volle Summe zur Einlösung eines Wechsels beieinander habe, so sorge ich einfach dafür, sie voll zu machen. Käme er acht Tage später zur Einlösung, so wäre ich geborgen; denn bis dahin geht mir viel Geld ein," warf Anton mit möglichster, allerdings erkünstelter Ruhe ein.

„So verschiebe die Zahlung bis zur Einnahme Deiner Gelder," gab Rese etwas beruhigt ihren Rath ab.

„Wie gar nichts verstehst Du von Wechselgeschäften, Mutter! Bei diesen muß die Zahlung auf den Tag und die Stunde geschehen, anders kommt der Gerichtsvollzieher zum pfänden."

„Um der tausend Millionen willen!" schrie Rese auf. „Das Gericht hat also schon mit Dir zu thun?"

„Sei doch ruhig, Mutter; wenn ich bezahle, erfährt kein Mensch etwas von dem Wechsel, am allerwenigstens das Gericht," tröstete Anton die erschreckte Frau hastig.

Rese kämpfte mit sich selbst. Alle an ihrem Sohn erlebten Kränkungen stiegen in ihr auf. Und doch rief eine Stimme in ihr: „Es ist mein Anton, mein Einziger, der unbedingt Geld haben muß."

„Ich kam zu Dir, Mutter, weil ich den Nachbarn die Schadenfreude über mich nicht gönnte," sagte eben dieser Sohn. Das half — Rese zündete ein Kerzenlicht an und leuchtete sich selbst in die kleine Schlafstube hinaus. Dort machte sie sich an dem schweren Eichenholzschranke zu schaffen, der beinahe die ganze Wand des Gemachs einnahm und noch von Graub's Großvaters Zeiten herstammte. Der Schrank hatte verborgene Schubfächer, die nur der jeweilige Eigenthümer zu öffnen verstand.

„Wie viel muß es denn sein?" fragte sie noch, bevor sie in die geheime Lade griff.

„Bring' 'mal sieben Tausender mit 'raus," sagte Anton geschäftsmäßig.

„Sieben Tausender auf einmal, Anton, so ein Heidengeld."

„Eine Bagatelle ist's, die Du bis in einer Woche wieder haben kannst," versicherte Anton. Doch verging eine bange Stunde für die Rese, bis sie sich selbst so überwunden hatte, daß sie das gewünschte Geld in Staatsobligationen in die kleine Stube herausbrachte.

Beim Wiedereintritt in die Wohnstube fiel der Schein des Kerzenflämmchens ihr in's Gesicht und der leichtfertige Sohn machte dabei die Beobachtung, daß seine Mutter in den wenigen Jahren, die seit seiner Verheirathung verflossen waren, sehr gealtert habe.

Unwillkürlich griff er nach ihrer Hand und sagte mit warmem Tone, welcher der unglücklichen Frau bis zum Herzen drang: „Um Dein Geld sollst Du nicht kommen, Mutter! Du kannst Dich auf mich verlassen!"

Schon war er mit den Scheinen zur Thüre hinaus, als der grambedrückten Rese ein Strom von Thränen über die Wangen floß.

„O, daß er anders, vernünftiger werden möchte!" jammerte sie vor sich hin, bis der Schlaf ihrem Gram wenigstens für heute ein Ziel steckte.

Es verging eine Woche um die andere, ohne daß Anton seiner Mutter das geborgte Geld zurückbrachte. Oft schaute sie durch das Fenster hinüber nach den herrlichen Gebäuden und wenn sie den Sohn irgendwo sah, suchte sie so rasch wie möglich ihm zu begegnen. — Doch er wich ihr stets so geschickt aus, daß sie jedes Mal das Nachsehen hatte.

Heute aber sollte er ihr nicht entgehen. Sie wußte, daß der Braumeister sich von der Stelle selbst enthoben hatte, und Anton deshalb die Beaufsichtigung der Brauerei übernehmen mußte. Frau Eulalia betrat auch diesen Theil des Geschäftshauses niemals, somit war eine Begegnung mit i h r, der Verhaßten, ausgeschlossen.

Rese begab sich in das Brauhaus hinüber. Sie traf den vergebens erwarteten Sohn jedoch in böser Stimmung an.

„Hier ist kein Platz um Familiensachen zu besprechen. Ich komme so wie so heute Abend zu Dir," schrie er die Mutter an. Damit war sie abgefertigt.

Merkwürdiger Weise ärgerte sie sich heute nicht über die derbe Abweisung von Seiten Antons. Er wollte ja kommen, heute noch und dann erhielt

sie ihr Kapital zurück. Sie dachte daher auch vielmehr und mit Hoffnung an jene Worte der weichen Regung, die er an dem Abende zu ihr gesprochen, als an die harten von heute. Mit Spannung und Sehnsucht wartete sie auf ihn, und als der Abend niedersank und die Sonne ihre letzten Strahlen durch die hellen Fenster ihres „Pfändnerstübchens" zu ihr hereinsandte, da kam eine stille Heiterkeit über sie.

„Es kann noch Alles besser werden, wenn er das Ruder nur selbst in die Hand nimmt," meinte sie bei sich.

Und als sie ihn über die Schwelle ihrer Thüre kommen sah, war dies das Erste, was sie ihm nach kurzem Gruß an das Herz legen wollte.

„Thu' keinen Braumeister mehr her, Anton!" sagte sie. „Diese große Gehaltsauslage kannst Du Dir ersparen. Die Brauerei wird von Dir auch besser umgetrieben als von einem Fremden."

„Mutter! Davon verstehst Du nichts," gab Anton ärgerlich zurück.

„Wie, ich, die erfahrene Geschäftsfrau, soll in Deinen Augen immer noch nichts verstehen von der Geschäftsführung? Anton! Glaube mir doch endlich einmal, daß die Befolgung meines Rathes Dich nach verschiedenen Richtungen hin vor großem Schaden bewahren würde."

Anton schwieg. Er durfte keinen Streit mit der Mutter aufkommen lassen; seine Verhältnisse erlaubten es nicht.

Rese fuhr fort: „Mußt wohl selber denken, ich hab' Recht." Anton nickte zustimmend mit dem Kopf. Da er mit dem Geld *nicht* herausrückte, so klopfte Rese selber auf den Busch. „Obligationen kauf' ich mir nicht mehr, ich kann die siebentausend Gulden auf ein gutes Pfand bringen."

Hastig rief Anton: „Wozu das Geld bei *anderen Leuten* anlegen, Mutter? Du bekommst von mir die gleichen, ja, wenn Du's haben willst, noch höhere Zinsen."

„*Du* brauchst das Geld doch nicht im Ernst und für immer?" fragte sie besorgt.

„Es fehlen mir noch zwei Maschinen für die Landwirthschaft und eine in's Brauhaus, sowie —"

„Laßt die Maschinen weg und arbeitet selbst," rief Rese ärgerlich.

Schon hatte Anton das Wort wieder im Munde: „Das verstehst Du nicht," doch besann er sich noch zur guten Zeit und sagte beinahe sanft: „Aber Mutter, Dir kann's doch einerlei sein, wo Dein Kapital steht, und ob ich es jetzt schon habe oder später, wenn Du nur die Zinsen richtig erhältst."

„Sprich mir nicht von Zinsen. Ich muß Euch ja schon seit der Uebergabe jedes Jahr die Zinsen schenken, welche Ihr mir von dem Kapital, das auf Eurem Anwesen steht, schuldig seid. Noch nie habe ich einen Pfennig davon erhalten. Und was Du vom Jetztschonerhalten meines Vermögens schwätzest, das soll wohl heißen, ich sterbe ja doch bald."

„So ist's gewiß nicht gemeint, Mutter," lenkte Anton fast demüthig ein. „Aber es muß Dir doch einleuchten, daß ich als Dein einziger Sohn bevorzugt werden muß, wenn's an's Geldausleihen bei Dir geht. Und hiervon sollst Du auf mein Wort reichliche Zinsen erhalten."

Anton machte ein so trauriges Gesicht hin, daß die Rese halt schon wieder nachgiebiger gestimmt wurde. „Dir möchte ich grad schon nochmals aushelfen, aber der — der — halt — nicht."

„Laß gut sein, Mutter! Ich will Dir das Mißtrauen gegen meine Frau mildern. Die kümmert sich um Geldangelegenheiten überhaupt nicht. Du gibst es also nur mir. Darum lege noch weitere sieben bis acht tausend Mark dazu, so will ich Dir einen amtlichen Pfandschein auf die ganze Summe ausstellen lassen. Auch kannst Du die Zinsen im Voraus abziehen, auf das ganze Jahr hinein."

In diesem Augenblicke bekam Rese für einige Minuten einen Schwindel Sie konnte nicht sprechen. Ihre Lippen preßten sich dürr und trocken aufeinander. Anton aber verlegte sich dessenungeachtet unbeirrt auf das Ueberreden der Mutter.

„Sollst ja gewiß nichts einbüßen, Mutter! Aber — weigere Dich nicht; denn ich muß ebenso unbedingt nochmals Geld haben, als das erste Mal. Ich will es Dir nur gestehen, es handelt sich nicht um Maschinenankauf, sondern wieder um Wechselgeschäfte."

Zwar sträubte sich die arme Frau lange und auf das Entschiedenste, ihrem Sohne nochmals zu pumpen, anstatt ihr Guthaben einzunehmen, allein der Anton wußte sie mit Ueberredungen und Drohungen so mürbe zu machen, daß er das benöthigte Kapital doch wieder mit sich fortnehmen konnte.

Von einem Pfandschein oder irgend einer Sicherheit sprach Anton jedoch nach diesem Abende kein Wort mehr. Er wich der Mutter vielmehr wieder genau wie das erste Mal aus, so gut er konnte. Im Vordergebäude wurde sie von Frau Eulalia nach wie vor nicht geduldet, ja nicht einmal für kurze Zeit als Besuch empfangen. So mußte sie sich abermals abwartend verhalten. Da sie ihren Sohn doch nicht beim Schultheißenamt belangen wollte, blieb nichts anderes übrig.

So verging ein weiteres Jahr. Für die Wittwe verlief es im täglichen Aerger, in Kummer und Sorgen, für das junge Ehepaar nach außen hin im gewohnten, geradezu schwindelhaften Saus und Braus. Im innern des Hauswesens und im engen Zusammenleben aber gab es heftige Szenen, beinahe beständigen Hader und Streit. Eines machte dem andern Vorwürfe. Jedes schob die Schuld an den vielen Geldverlegenheiten dem andern zu. Aber von irgend einer Einschränkung wollte keines der Beiden etwas hören. Eulalia kaufte die kostbarsten Toilettgegenstände, und — ohne auf sie zu achten, wurden sie bald zerstört und befleckt, so daß der Verbrauch ein geradezu ungeheurer genannt werden mußte.

Es war ein sonniger Herbstnachmittag, der wieder einmal einen argen Zank in das Leben des Paares brachte.

Vor dem prächtig gebauten Graub'schen Gasthofe zur Tanne waren an diesem Tage verschiedene Gefährte angefahren. Eine Anzahl Städter war in's Dorf gekommen, Geschäftsleute, die einen Ausflug unternommen hatten, um ihre Landkundschaft zu besuchen. Bei Graub nahm man Absteigequartier.

Anton sah sich auch diesmal gezwungen, die Gäste allein zu empfangen

und die erste Bewirthung derselben zu leiten. Die Stadtfrauen erkundigten sich jedoch alle nach der Frau Gastgeberin und sie wünschten, wie es so Sitte war, sie zu begrüßen. Anton sprang daher die Treppe, welche vom Hausflur in das zweite Stockwerk des Hauses führte, hinauf, stürzte in das Wohngemach seiner Frau und schrie dieselbe heftig an: „Komme augenblicklich herunter, die Städterinen fragen nach Dir."

Frau Eulalia war aber gerade mit ihrer Toilette beschäftigt, und daran ließ sie sich niemals stören.

Antons Blicke glitten blitzschnell über die kostbaren Polstermöbel des schönen Zimmers. Auf jedem der prächtigen Sessel lag ein anderes, hochmodernes Kleidungsstück. Eulalia hatte also schon eine ganze Reihe derselben anprobirt, ohne daß ihr eines genügt hätte. Sie stand vor dem Spiegel, sah sich aber nach ihrem Manne nicht um. Mit kaltem Tone sagte sie: „Du weißt, daß ich mit der Wirthschaft nichts zu thun haben will."

Dem Anton schwoll die Zornesader auf der Stirne an: „Ja, ja! Ich weiß, daß Du am liebsten nichts thust," rief er.

Jetzt drehte sich die Dame doch um. Ihr bleiches Gesicht hatte sich durch den Zorn geröthet.

„Bin ich etwa als Magd hierher gekommen oder als Frau?"

„Diese Frage hab' ich jetzt schon tausend- und abertausendmal gehört. Schweige mit ihr und mache, daß Du die Stadtfrauen begrüßen kannst."

„Jetzt erst nicht. Deine Wirthschaftsgäste gehen mich nichts an. Ich fahre heute in meine Heimat."

„Unter keinen Umständen darfst Du heute fort," schrie Anton. „Die Ausflügler haben ein gemeinsames Essen bestellt. Du mußt in Küche und Speisekammer nachsehen und das Mahl zusammenstellen."

„Das fehlte mir gerade noch," lachte Eulalia spöttisch auf, während sie sich wieder ihrer Toilette zuwandte.

Anton sprang auf sie zu, packte sie mit festem Griff am Arm und befahl ihr mit zornbebender Stimme: „Du hast Dich heute und von nun an um die Küche und um das ganze gastgeberische Geschäft zu kümmern. Du weißt daß gegenwärtig keine Köchin da ist."

Kreischend fuhr Eulalia auf: „Laß mich los, Tyrann! oder ich schreie um Hilfe. Was geht es mich an," fuhr sie wüthend fort, „ob Du eine Köchin hast oder keine. Sorge bei Zeiten um genügendes Dienstpersonal, damit der Betrieb Deines Geschäftes nicht gestört wird."

Zornig und heftig schüttelte Anton die geifernde Frau hin und her, bis sie auf einen der Polstersessel hinstürzte.

„Bei Dir hält es kein Dienstbote aus, das ist bekannt. Am Lohn zwackst Du ihnen ab, um das Geld für Dich zu verwenden."

Ohne seine Frau eines weiteren Blickes zu würdigen, eilte der junge Mann aus dem Zimmer, die Thüre so heftig zuschlagend, daß Eulalia von ihrem Sitze auffuhr. Sie ballte die Hände zu Fäusten und schrie: „Bei einem solchen Narren bleib' ich nicht!"

Vom Büchertisch.

1. Wir bitten unsere Leser nachstehende Bücher bei Benziger Brothers in Cincinnati, O., zu bestellen. Wir selbst besorgen keine Bestellungen, da wir keine Buchhandlung besitzen.

2. Man erwähne stets den „Sendbote" beim Ankauf nachstehender Bücher.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M.

Von B. Herder in St. Louis, Mo.

Die Goldsucher. Eine Erzählung aus der Mission von Alaska. Von Joseph Spielmann, S. J. Mit Bildern, 1904, Kl. 16o, 108 Seiten, Preis geb.: 30 Cts. net. Das Büchlein gehört zu: **Aus fernen Landen.** Eine Reihe illustrirter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt von Joseph Spielmann, S. J. 21 Bändchen.

Diese Erzählung führt uns von New York nach Alaska. Sie schildert uns die großen Gefahren der Missionäre und der Goldsucher. Die Missionäre suchen Seelen und die Goldsucher das edle Metall. Wer sich in die schauerliche Gegend mit ihren Schrecken versetzen will, lese das einfach aber spannend geschriebene Büchlein. Es wird der Jugend gut gefallen.

Zeugnisse deutscher Klassiker für das Christenthum. Von Dr. phil. Theodor Deimel, Religionsprofessor. Motto. 1904, Kl. 16o, XI+162 Seiten, Preis geb.: 55 Cts. net.

Zusammenstellungen dieser Art sind irreführend für solche Leser, welchen eine tiefere Kenntniß der meistens ungläubigen und feindseligen sog. Geistesheroen unbekannt ist. Der Verfasser hat diesen Punkt mit Recht in der Vorrede betont. Man bedenke also, daß diese Zitate nicht die dauernde Ansicht der angeführten Klassiker ist, sondern nur ganz kleine Edelsteine, die man aus dem Wuste ihrer vielfachen antichristlichen Werken gesammelt hat. Ein derartiges Werk muß sehr genau die Fundorte angeben, sonst verliert es sehr an Werth.

Die Psalmen. Sinngemäße Uebersetzung nach dem hebräischen Urtext. Mit Approbation des hochwst. Herrn Bischofs von Rottenburg. 24o, VIII+254 Seiten. Preis geb.: 65 Cts. net.

Dieses Büchlein enthält eine fließende und stilistisch vorzügliche Uebersetzung der Psalmen, die sich an den hebräischen Text anlehnt, doch mit Absicht in erweiterter Fassung, um erklärende Anmerkungen unnöthig zu machen. Es kann als vorzügliches Hilfsmittel benützt werden, besonders zur Uebung des Psalmengebetes. Deshalb hat der Herausgeber ein Schema beigegeben, wie die Psalmen im Gebete und beim Gottesdienste verwandt werden können. Selbst Laien möchten wir es hiermit empfehlen.

Herder's Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Mit Textbildern, Tafeln und Karten. Gr. 8vo. 90. und 91. Heft. Von Seite 805—992 (doppelspaltig) mit Beilagen: Litteraturgeschichte (Textbeilage mit 4 Doppelblättern); — Liturgische Kleidung (Textbeilage mit 4 Bildern); — Liturgische Kleidung I—III (Farbentafeln mit 12 Bildern); — Lokomotive (Tafel mit Text und 21 Bildern). 92. und 93. Heft. Von Seite 994—1184 (doppelspaltig) mit Beilagen: Luft (Textbeilage mit 5 Bildern). — Luftschifffahrt (Tafel mit Text und 17 Bildern). — Lunge (Farbentafel mit 14 Bildern). — Lunge (Textbeilage). — Mädchenschutz (Textbeilage). Das ganze Werk wird 180 Hefte, zu retail 30 Cts. für das einzelne Heft, oder 8 Bände geb. in Halbfranz, zu net. $3.50 (per Band), umfassen.

Dieses Doppelheft führt das Werk bis zum Worte Lucca. Unter den Artikeln möchten wir den über liturgische Kleidung besonders hervorheben. Die beigefügten Tafeln mit dem erklärenden Texte geben ein sehr deutliches Bild der liturgischen Gewänder. Freunde der Literatur finden in der großen Textbeilage über Literaturgeschichte reichen Aufschluß. Die „Los von Rom"-Bewegung wird kurz und ansprechend in ihrem Ursprung und in ihrem jetzigen Bestande geschildert. Außerdem wird die Behandlung der Loko-

motive besonders Interesse erregen. Für die Hefte 92 und 93 möchten wir besonders die Artikel anmerken, die in den Beilagen durch Illustrationen nach den neuesten Ergebnissen kurz und präzise erklärt sind. Luther und Lutherthum zeigen ebenfalls die peinliche Unparteilichkeit, wodurch das Werk sich auszeichnet. Möge das Werk seiner Gediegenheit entsprechend sich viele Freunde erwerben.

Von der Kinderfreund-Anstalt, Abtheilung, Verlag und Expedition, Innrain Nr. 29, Innsbruck, Oesterreich.

Der alte Fließer Pfarrer. Blätter der Erinnerung an den heiligmäßigen Exorcisten Simon Alois Maaß, Pfarrer von Fließ in Tirol (1805—1846), beschrieben von P. Meinrad (Alois) Bader, O. Cist., Konventuale des Stiftes Naras. Mit Druckgenehmigung des hochwst. Fürstbischofs Simon von Brixen und Erlaubniß der Ordensobern. (Der Erlös für dieses Buch ist zur Erneuerung der alten Pfarrkirche [Maaßkirche] in Fließ bestimmt.) 16o, XV+308 Seiten. Preis geb.: 2 Kr. = 2 M.

Es mag der hochw. Maaß in einem beschränkten Kreise sehr bekannt, ja selbst sein Andenken in Verehrung gehalten werden, doch können wir das Büchlein, welches mit Sorgfalt und Liebe das priesterliche Kuriosum schildert, nicht für das allgemeine Publikum empfehlen. Für einen beschränkten Kreis von Freunden wird es ein angenehmes Gedenkbuch sein, es enthält neben der reichen Auswahl von bewunderungswürdigen Thatsachen manches Abstoßende und Inkorrekte, das für die in der Ferne stehenden Leser unglaublich erscheint. Deshalb lehnen wir das Buch ab.

Nach Rom! Erinnerung an die Pilgerfahrt der Tiroler im heiligen Jahre 1900 von Johann Jordan. 16to, 120 Seiten. Preis brosch.: 50 H. = 50 Pf.

Hübsche Illustrationen und glatte Beschreibung einer Pilgerfahrt nach Rom bilden den Inhalt dieses hübschen Büchleins. Als Gelegenheitserscheinung hat es wohl den Theilnehmern an der Fahrt hoffentlich gefallen und auch andere werden es mit Interesse lesen.

Von Kirchhein & Co. in Mainz, Europa.

Parabeln von Johannes Jörgensen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ladenborg. 2. Auflage. 1905. 16o, 190 Seiten. Preis geb.: 50 Cts.

Die Form dieser Parabeln schimmert in einer vornehmen glänzenden Schönheit. Es sind herrliche Miniaturbilder, die uns ein hochbegabter Konvertit schenkt, in welchem die Eitelkeit der Welt, die falsche Richtung der jetzigen geistigen Bestrebungen und der traute Friede in dem Besitze der allein beseligenden Religion geschildert wird. Es sind meisterhaft gezeichnete Gedankenbilder, die wir hier entrollt finden.

Geschichte der Kirche Jesu Christi von ihrer Stiftung bis zur Gegenwart für die Schule und den Selbstunterricht von Dr. A. Kirstein, Professor am bischöflichen Seminar zu Mainz. 3. Auflage. 1905. 8vo, XI+266 Seiten. Preis geb.: 85 Cts.

Die Geschichte der Kirche Christi zu schreiben, ist eine sehr schwierige Aufgabe, da sie als das Reich Gottes auf Erden mit den Leidenschaften der Menschen in beständigem Kampfe ist. Deshalb finden wir in einzelnen Perioden höchst traurige Ausbrüche dieser Leidenschaft, deren Folgen sich doch nach Gottes weiser Vorsehung zur Läuterung und Vertiefung der kirchlichen Lehre und ihrer Entwicklung und Ausgestaltung im Kultus ausweisen. Deshalb muß eine kurze Skizze dieser Geschichte sich auf die Hauptpunkte beschränken, und mehr die Resultate als Einzelheiten verzeichnen. Wir finden aber, daß vorliegendes Werk sich in einzelnen Punkten, wie bei der kirchlichen Revolution im 16. Jahrhundert zu viel in Einzelnheiten verliert, die den einfachen Leser nur verwirren. Sonst ist das Buch zweckentsprechend und zur Lektüre passend.

Zweihundertvierzig ausgewählte Beispiele und wunderbare Begebenheiten zum Lob und Preis des Hl'sten Altars-Sakramentes. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller, Pfarrer in Gollenheim bei Freiburg. Erzbischöfl. Schulinspektor, Ritter des Ordens vom hl. Grabe. 4. vermehrte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 1905. 16o, XXIV+507 Seiten. Preis geb.: $1.15.

Seit einigen Jahren werden die Beispielsammlungen von Dr. Keller erwähnt und empfohlen. Sie verdienen vollauf die Beachtung, die man ihnen von Seiten der Geistlichkeit und der Laien schenkt. Jede Ausgabe enthält starke Vermehrung der Exempel, wie z. B. gerade die vorliegende Sammlung zu Ehren des hlst. Altarssakramentes, indem die Zahl der Beispiele von 72 auf 237 vermehrt worden ist. Obgleich nicht alle zu den wunderbaren Ereignissen gerechnet werden können, so gibt es doch sehr viele, welche wunderbar genannt zu werden verdienen. Möge der Gebrauch dieses Werkes sich sehr verbreiten.

Von Fel. Rauch in Innsbruck, Tirol.

Handbuch der Pastoraltheologie. Bearbeitet von P. Ignaz Schüch, Kapitular des Benediktinerstiftes Kremsmünster, fortgeführt von Dr. Virgil Grimmich, Benediktiner von Kremsmünster, k. k. o. ö. Universitätsprofessor in Prag, neu herausgegeben von Dr. P. Amand Polz, O. S. B., Prof. des Alt. Test. in St. Florian b. Ens. Dreizehnte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. (Alle Rechte vorbehalten.) Mit oberhirtlicher Genehmigung. 1905. Gr. 8vo, XXVIII+1054 Seiten. Preis geb.: $3.75.

Wiederum war eine neue Auflage des ausgezeichneten Handbuches der Pastoraltheologie von P. Schüch nothwendig. P. Grimmich war es nicht vergönnt, seine verbessernde Hand wiederum anzulegen, denn er starb unerwartet am 13. August 1903. Vorliegende Ausgabe hat nur einige Zusätze erhalten, über Fahnen und Fahnenweihe, über das Motu proprio bezüglich der Kirchenmusik und über Beichten von Jünglingen, Jungfrauen und Greisen. Berücksichtigt wurden ebenfalls die neuesten kirchlichen Entscheidungen. Ein eigenes Blatt enthält die während der Drucklegung sich ergebenden Verbesserungen und Ergänzungen. Das Werk ist ausschließlich für **Priester** bestimmt.

Mariens herrlichste Rosenkrone. 31 schlichte Betrachtungen über das Rosenkranzgebet. Von Alfred Hoppe, pensioniertem Pfarrer in Wien. Mit fürstbischöflicher Approbation. 1905. 16o, IV+200 Seiten. Preis brosch.: 40 Cts.

Schlicht, fromm, belehrend und erbauend sind diese kurzen Betrachtungen, welche eigentlich eine Apologie des Rosenkranzgebetes sind. Zahlreiche Erzählungen, Erlebnisse und kurze Schilderungen fesseln den andächtigen Leser und vermehren die Liebe zu dem herrlichen Rosenkranzgebete. Möge das Büchlein viele Abnehmer finden und innige Andacht und echte Verehrung Mariens überall verbreiten.

Zeremonien-Büchlein für Sakristane, Ministranten und Zeremoniäre. Von A. Leiter, Pfarrer. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage besorgt von Alf. Frh. Niccabona, Religionsprofessor in Brixen. 1905. 16o, VIII+190 Seiten. Preis brosch.: 20 Cts.

In der ersten Ausgabe dieses Zeremonien-Büchleins wurden überall die mehr allgemein gültigen Normen der Liturgie in den Vordergrund gestellt. Der neue Herausgeber hat nun vorzüglich die Brixener Diözese bei seiner Bearbeitung im Auge gehabt, weil das Büchlein in der dortigen Anstalt als Unterrichtsvorlage benützt wird. Dadurch hat das Werk einen lokalen Anstrich erhalten, welcher dessen allgemeinen Gebrauch hinderlich ist, ja geradezu ausschließt.

Von F. W. Cordier, in Heiligenstadt (Eichsfeld), Europa.

Pius-Buch. Lebensbuch unseres glorreich regierenden heiligen Vaters Papst Pius X. Aus authentischen Quellen geschöpft und dargestellt von F. J. Riepenhausen, Ritter des Päpstl. St. Gregorius-Ordens, etc. 1. bis 3. Tausend. Kl. 16o, 128 Seiten. Preis, kart.: 1 M.

Dieses volksthümliche Papstleben verdient wegen seiner Einfachheit und herzlichen Schlichtheit, womit der Verfasser nach einer italienischen Vorlage das Werden des jetzigen Papstes schildert, einige Beachtung. Durch die eingestreuten Bilder, welche wohl ziemlich bekannt sind, wird das Büchlein entschieden werthvoller.

St. Bonifatius. Gedenkblätter zum 1150. Jahre des Martyrertodes des Apostels Deutschlands von E. Winfried. Längl. 8vo, mit feinen Illustrationen. Preis, brosch.: 1 M.

Die Novität möchten wir wegen den guten Illustrationen den Verehrern des hl. Bonifazius zum 1150. Jubiläum als Andenken anempfehlen.

Von der Kinderfreund-Anstalt, Abtheilung, Verlag und Expedition, Innrain Nr. 29, Innsbruck, Tirol.

Wir möchten hier auf den **katholischen Verein der Kinderfreunde** aufmerksam machen, an dessen Spitze der hochw. P. Edmund Hager aus dem Benediktinerstifte St. Peter in Salzburg steht. Der Mittelpunkt des Vereines ist in Innsbruck, Tirol. Der Verein besitzt Anstalten in Innsbruck, Volders, Martinsbühel bei Zirl, Mieming und Scharnitz. Mit Ausnahme der letzteren Anstalt (für Mädchen), die unter Leitung von Benediktinerinen steht, hat das Priorat einen Bestand von 8 Priestern, 14 Klerikern, 13 Klerikernovizen, 41 Laienbrüdern, 15 Laienbrüdernovizen, 10 Oblaten und 26 Kandidaten. Der Hauptzweck des Unternehmens, an welchem sich auch Laien betheiligen können, besteht in der Erziehung von Kindern und Lehrlingen, und in der Verbreitung von Schriften zur Anbahnung und Förderung einer wahrhaft christlichen und einfachen Erziehung. Monatlich erscheint **„Der christliche Kinderfreund"** mit einer Beilage. Diese Zeitschrift ist speziell für Eltern, Lehrer, Erzieher und Priester, und die Beilagen für die Kinder. Redakteur ist der ungemein rührige P. Edmund Hager, O. S. B. Der Jahrespreis dieser sehr empfehlenswerthen Zeitschrift ist 50 Cts. Zur Veranschaulichung der großartigen Thätigkeit des Vereines wollen wir die Titel einzelner Hauptschriften angeben:

Was führt zum häuslichen Glück? Ein Haushaltungsunterricht für Frauen nebst Unterricht über Gesundheits- und Krankenpflege, die ersten Mutterpflichten und Pflege der Kinder. Zusammengestellt besonders zur Förderung einer einfachen und gesunden Lebensweise der armen Arbeiterjugend nach bewährten Schriften und Zurateziehung von Sachverständigen vom Schreiber des „Kinderfreund" und Leiter der Kinderfreund-Anstalten. 16to, 308 Seiten. Preis kartonirt: 80 H. = 80 Pf.

Mutter-Liebe oder Pflichten und Fehler in der Erziehung von F. E. B. Gutgeheißen und der Darnachachtung empfohlen vom hochw. P. Kaspar Juráśek, O. Cap., Vorstand des christl. Müttervereines in Linz. 1903. 16to, 120 Seiten. Preis brosch.: 40 H. = 40 Pf.

Wachet über Gottes Kinder! Ein Büchlein über katholische Kinder-Erziehung. Nach bewährten Quellen herausgegeben von Sebastian Danner. (Motto.) Mit bischöfl. Approbation und mit Genehmigung der geistlichen Obern. Fünfte Auflage. 16to, 158 Seiten. Preis kartonirt: 40 H. = 40 Pf.

Die christliche Erziehung. Beleuchtet in Beispiele aus dem Leben für Eltern und Erzieher. Größtenteils entnommen der Monatschrift des „christlichen Kinderfreundes". I. Heftchen. 16to, 64 Seiten. Preis brosch.: 20 H. = 20 Pf.

Die Kinderzucht in Bildern. Von P. Franz Hattler, S. J. Mit Approbation des hochwst. Ordinariates von Brixen und mit Genehmigung der Ordensobern. 24o, 48 Seiten. Preis brosch.: 12 H. = 12 Pf.

Unterweisungen für Kindsmädchen, welche aber auch Mütter mit Nutzen gebrauchen können. Von Bertha Muthschlechner. Mit Zusätzen aus Pfarrer Kneipp's „Kinderpflege". Herausgegeben vom Redakteur des „christlichen Kinderfreund", P. Edmund Hager, O. S. B. 1896. 24o, 56 Seiten. Preis brosch.: 16 H. = 16 Pf.

Alkoholismus und soziale Frage. Von Anton Orel. 1905. 16to, 76 Seiten. Preis brosch.: 25 H. = 25 Pf.

Volkswohl. Arbeiterwohl. Von B. Muthschlechner; und 6 andere Aufsätze. Mit einem Nachtrag vom „Kinderfreund"-Schreiber. 2 Auflage. 24o, 176 Seiten. Preis kartonirt: 40 H. = 40 Pf.

Kinderfreund-Büchlein. Wichtiger Unterricht für die Jugend zu einem christlichen Leben. Mit einem Anhang der gewöhnlichsten Andachts-Uebungen. Zusammengestellt aus „Kinderfreund-Gaben". 4 Bändchen. 24o, jedes Bändchen hat von 150—180 Seiten. Preis für das einzelne Bändchen kartonirt: 40 H. = 40 Pf.

1. **Lehrreiche Erzählungen für die Jugend.** Gesammelt von P. Edmund Hager, O. S. B. 16o, 119 Seiten. Preis kart.: 40 H. = 40 Pf.

2. **Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder** von dem Benedictiner P. Aegidius Jais. Neu herausgegeben von P. Edmund Hager, O. S. B. 16o, 127 Seiten. Preis kart.: 40 H. = 40 Pf.

Kurzer Unterricht über das katholische Kirchenjahr. Von P. Ulrich Steindlberger, O. S. B. Mit Genehmigung der hochw'sten Ordinariate von Salzburg und Brixen und der Ordensobern. Dritte Auflage. 32o, 72 Seiten. Preis brosch.: 12 H. = 12 Pf.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: “SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Eine gute Gewöhnung.

Unvergeßlich bleibt mir ein Bild aus meinen jüngeren Jahren. Jetzt noch weilt in stillen Stunden mein Geist gerne bei demselben. Da sehe ich in dem Dorfe, aus dem ich entstammt bin, an schönen Frühlingstagen, während des Sommers und Herbstes, so oft die Witterung es gestattet, einen greisen Mann vor dem Hause auf einer einfachen Holzbank sitzen. Eine würdige Erscheinung. Es war, als wollte über seinem ganzen Wesen der Lebenstag vollends in heiliger Ruhe und Stille verglühen. Das Gesicht ausdrucksvoll, gefurcht, aber der Friede Gottes hatte die Härten und Schärfen der Falten geglättet. Dazu lagerte auf dem Haupte des Greises noch eine reiche Fülle schneeweißer Haare, gleich dem Schnee, der die Berghäupter in den Alpen deckt und uns daran erinnert, daß sie zu höchst und zu nächst gen Himmel aufragen.

Wer den Greis vor seinem Hause, in welchem nunmehr sein Sohn wirthschaftete, sah, konnte regelmäßig in seinen Händen einen Rosenkranz erblicken, dessen Perlen langsam, aber unaufhörlich durch die Finger glitten. Es war seine liebste Beschäftigung, seine beste Unterhaltung. Wenn er seinen Rosenkranz betete, so sagte er selbst öfters, vermißte er Niemand. Vor seinem geistigen Auge standen die heiligen Geheimnisse, er vertiefte sich in die Liebe und Güte seines Gottes und seines Heilandes, die aus denselben zu ihm sprachen. Die heiligsten Personen waren in denselben sein Verkehr. So zog dann der große Kreis der Bedürftigen an seiner Seele vorüber; bei jedem kannte er ein besonderes Anliegen, besser vielleicht als dieser selbst es wußte — und so fehlte seinem Gebete auch niemals der Gegenstand der Fürbitte.

Manchesmal saß ich bei ihm auf der Bank und verbrachte mit ihm einige Zeit in anregendem Gespräch. Er hatte viel erlebt und mit offenem Auge die

Welt um sich kommen und gehen sehen. Aus ihm sprach die Weisheit und Erfahrung des Alters. Eines Tages kamen wir auch auf das Rosenkranzgebet zu sprechen, und wie er dazu gekommen sei, es so fleißig zu üben.

„Das Rosenkranzgebet", so erzählte er mir damals, „hat mich begleitet durch mein ganzes Leben, es soll mich jetzt auch durch das Alter zum Grabe geleiten. Ich habe ihm viel zu danken, und wäre ein undankbarer Mensch, wollte ich dasselbe nicht fortführen jetzt, wo es mir so leicht gemacht ist. Meiner Mutter selig habe ich diese Uebung zu danken. Noch immer steht sie vor meinem Geiste, ihren Rosenkranz betend, auf dem Wege zur Kirche oder auf das Feld, auf dem Heimweg, zu Hause, wenn sie an der Arbeit war: immer wieder kehrte ihre Seele zum Rosenkranzgebet zurück. Sie betete auch mit uns, ohne uns zu überlasten, den Rosenkranz. Vor Allem nachdrucksam aber war ihre Mahnung und ihr eigenes gutes Beispiel. Sie machte uns oftmals aufmerksam, wie leicht wir bei den verschiedensten Gelegenheiten den Rosenkranz beten könnten. So gewöhnten wir uns daran, und ich muß sagen, der Rosenkranz hat mir viele Dienste gethan.

„Er hat mich behütet vor manchem Bösen. In jungen Jahren ist er mir Schutz gewesen vor schlimmen Kameraden. Wir hatten ein paar recht verdorbene Burschen unter uns, und wie es so geht: ein fauler Apfel steckt die andern an. Gar manche hatten es in ihrem späteren Leben schwer zu bereuen und konnten nur langsam wieder gutmachen, daß sie in den schlechten Verkehr mit den schlimmen Elementen gerathen waren. Mich ließen sie in Ruhe; sie versuchten gar nicht, Einfluß auf mich zu gewinnen. Betbruder hießen sie mich, weil sie wußten, daß ich fleißig und mit Vorliebe den Rosenkranz betete.

„Ob ich den Segen Gottes so sichtbar in meinem Leben und in meiner Wirthschaft gehabt hätte, möchte ich wohl bezweifeln. Ich kann mir nicht denken, daß das Gebet bei der Arbeit — und da war mir das Rosenkranzgebet immer am bequemsten — unwirksam ist, wenn man nur auch seine Arbeit tüchtig verrichtet. Woher es gekommen ist, daß ich fast Jahr für Jahr bei der Eintheilung meiner Felder zur Bestellung mit Frucht jene Fruchtarten wählte, welche in den betreffenden Jahren gute Erträgnisse lieferten, wer will es mir sagen? Andere haben sich abgeplagt mehr als ich, haben gesonnen und überlegt, und sie haben bei Weitem das nicht erreicht, was unser Herrgott mir geschenkt hat. — Das Rosenkranzgebet war eine Miturſache, daß ich den Drang zu Gesellschaft nicht so verspürte wie viele Andere; ich hatte gelernt, für mich auf die beste Weise mich zu unterhalten. Ich habe auch so gar Manches erspart. — Der Rosenkranz ist für mein eheliches Glück entscheidend geworden. Es waren damals, als ich an Verehelichung denken konnte, zwei Mädchen im Dorf, die mir gepaßt hätten. Nach einiger Zeit begann ich, der einen den Vorzug zu geben; sie wußte schöner zu thun als die Andere. Da geschah es, daß sie eines Tages über das Rosenkranzbeten der Anderen einige wegwerfende, schnippige Bemerkungen machte. Aus war's. Von diesem Tage an wußte ich, wen ich heirathen solle, und ich muß sagen, Gott hat mich die rechte Wahl treffen lassen, während das andere Mädchen späterhin ihrem Mann Verdruß und Schaden übergenug gebracht hat.

„Kurz, ich darf zurückschauen auf mein ganzes Leben: der Rosenkranz hat mir Glück gebracht und ich danke Gott, daß er mich denselben hat liebgewinnen lassen."

Noch manchesmal habe ich nach jener Erzählung den greisen Vater auf seiner Bank den Rosenkranz beten sehen. Ich begriff jetzt, wie derselbe ein Theil seines Lebens geworden war, und schaute mit wahrer Ehrfurcht zu ihm auf.

Einstmals, da ich auf Urlaub in's Elternhaus zurückkam, theilten sie mir als eine der ersten Neuigkeiten mit, daß mein alter Freund Tags vorher gestorben sei. Ihm galt selbstverständlich einer meiner ersten Besuche. Und als ich ihn so schlummern sah in seligem Frieden, mit einem ruhigen Lächeln auf dem schönen Antlitz, und als ich den Rosenkranz um seine Finger sich schlingen sah, da glaubte ich fast, seine Finger müßten sich bewegen, die Perlen hindurchgleiten zu lassen, seine Lippen würden sich öffnen, um das Gebet seiner Lebenstage zu wiederholen. Freilich das äußere irdische Leben war entflohen; ob aber mein lieber Freund nicht droben im Himmel bei der Königin des Rosenkranzes die Vollendung seines gläubigen Gebetes gefunden und geschaut hat?

New York. — Es bereitet den Freunden des göttlichen Herzens ohne Zweifel große Freude, zu hören, daß der Herz-Jesu-Monat überaus segensreiche Früchte erzielt hat. Es war das ein neuer Beweis der großen Wirksamkeit des Gebetsapostolates, eines Bundes und Vereines, der in allen Theilen der Welt das gemeinschaftliche Gebet zum Himmel emporsendet. Während des Herz-Jesu-Monates, und vorzüglich am Feste selbst, wurden neue Förderer aufgenommen, und es ist gewiß erfreulich, zu vernehmen, daß 2943 das Kreuz und Diploma erhielten, also 1262 mehr als im vorigen Jahre. Das Herz-Jesu-Fest und dessen Feier bekunden auf's Neue, daß die Verehrung des göttlichen Herzens unter dem katholischen Volke nicht in der Abnahme, sondern vielmehr in der Zunahme begriffen ist. Die großen Feste wie Weihnachten und Ostern haben keinen größeren Zulauf von Gläubigen gehabt als dieses Fest, keine größere Anzahl von Kommunionen und Sühnungskommunionen, vom Herrn selbst angeordnet, zur Feier dieses Festes. Freude und Trost wurde dem göttlichen Herzen bereitet, und neuer Segen herabgefleht auf die treuen Verehrer des göttlichen Herzens.

Eine Herz-Jesu-Konferenz. — Die Oberleitung der „Ehrenwache des hlst. Herzens Jesu in der Schweiz" veranstaltete vor mehreren Wochen eine Zusammenkunft von Herz-Jesu-Verehrern zu Schwyz. Auf derselben wurde berathen, auf welche Weise die Andacht zum hlst. Herzen in der Schweiz mehr verbreitet werden könne durch die Feier des ersten Freitags, des Herz-Jesu-Monates, durch Einführung der Ehrenwache u. s. w.

Die Herz-Jesu-Andacht auf dem Libanon. — Umgeben von Schismatikern und englischen und amerikanischen Protestanten, konnten die Missionäre bisher ihr Arbeitsfeld nur sehr schwer ausdehnen. Sie haben deshalb eine kleine einheimische Genossenschaft gegründet: „die Schwestern von den hl. Herzen Jesu und Mariä." Dank ihrer Kenntniß der arabischen Sprache, der Landessitten und Landesgebräuche und ihrer Opferwilligkeit finden sie Eingang in die Familien, wo es ihnen gelingt, gewisse Vorurtheile zu beseitigen, und die Herzen für die Aufnahme des Wortes Gottes geneigt zu machen. Die Schwestern eröffnen Freischulen, unterweisen die armen Landmädchen in den

nöthigen Handarbeiten, besuchen Arme und Kranke und leisten ihnen jede mögliche Hilfe. Auch die Andacht zum göttlichen Herzen, für welche die einfachen Bergbewohner große Empfänglichkeit zeigen, hat an der Genossenschaft eine Schaar eifriger Apostel gewonnen.

Das Gebetsapostolat in Columbia (Südamerika). — Der spanische „Sendbote" bringt einen Bericht über den Zustand des Gebetsapostolates in der Diözese von Medellin. Es sind daselbst 78 Zentren mit 75,000 Verbündeten. Die Lokal-Direktoren bezeugen den häufigen Empfang der hl. Kommunion und die Zunahme von Verrichtung guter Werke. Am ersten Sonntage des Monates findet die General-Kommunion der Männer statt; und in der Stadt Medellin wird Gutes gestiftet durch Verbreitung guter Bücher und Schriften. Dann findet sich auch da ein Bund von 430 Männer, welche die Sühnungskommunion üben an bestimmten Tagen. Ferner ein Bund von Frauen und Jungfrauen, welche den Armen und Kranken Hilfe leisten und Unterricht ertheilen.

Ein Heiligthum des Gebetsapostolates. — Auf Anregung des unermüdlichen Herz-Jesu-Apostels von Brasilien, des hochw. P. Bart. Taddei, S. J., haben die Mitglieder des Gebetsapostolates jenes ungeheuren Landes eine schöne Kapelle erbaut, welche den sichtbaren Mittelpunkt aller Lokal-Vereine bilden soll. Das kleine, aber reichausgestattete Heiligthum befindet sich in der Stadt Ytu im Staate S. Paul, und wurde am 10. Januar 1904 eröffnet. Die Einweihung nahm der apostolische Nuntius in Gegenwart einer großen Anzahl von Vertretern der umliegenden Apostel-Vereine vor. Das Gebetsapostolat ist dadurch in Brasilien in der Achtung der Bevölkerung gewachsen.

Die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen. — Die vor drei Jahren gegründete, in besonderer Weise dem hlst. Herzen geweihte „Missionsvereinigung der katholischen Frauen und Jungfrauen Deutschlands" mit dem Hauptsitz in Fulda, zählt bereits über 50,000 Mitglieder. Die neue Missionszeitschrift „Schriften aus den Missionen" entfaltet eine rege Thätigkeit zu Gunsten der deutschen Missionen in allen Ländern und sucht auch die Andacht zum göttlichen Herzen zu fördern. Die Mitglieder der Missionsvereinigung „rechnen es sich zur Ehre an, alle vereint und jede insbesondere dem göttlichen Herzen im hlst. Sakramente Abbitte zu leisten für die ihm erwiesenen Schmähungen".

Erzdiözese New Orleans. — In dem letzten Hirtenschreiben des verstorbenen Erzbischofs P. L. Chapelle von New Orleans (vom 4. August 1905) hat derselbe unter Anderm angeordnet, daß jede Gemeinde und Genossenschaft dem hlst. Herzen Jesu geweiht werde.

In der St. Franziskus von Assisi Kirche (Constance und State Str., New Orleans) wurde am Sonntag, den 20. August, mit spezieller Genehmigung seitens des gegenwärtigen Administrators dieser Erzdiözese, des hochwst. Bischofs G. A. Bouxel, eine dreizehnstündige Gebetsandacht vor dem Allerheiligsten abgehalten, um die Gnade Gottes zur Abwendung der vorherrschenden Gelbfieberseuche zu erflehen. Bei dieser Gelegenheit zelebrirte der hochw. Herr F. Chas. Brockmaier, Pfarrer der Gemeinde, ein feierliches Hochamt und während des ganzen Tages war die Kirche nicht blos von Mitgliedern dieser, sondern von verschiedenen der Nachbargemeinden zahlreich besucht. Bei der am Abend stattgehabten Schlußfeier amtirte der hochw. Herr M. S. Ryan, Rektor der St. Stephans Kirche, unter Assistenz der hochw. Herren Theophil Stenmans von Gretna als Diakon und L. J. Kavanagh von „Our Lady of Lourdes" als Subdiakon. Die hochw. Herren Giebfried, C. SS. R., F. H. Monaghan, C. M., G. P. Robinson, C. SS. R., und J. Rousseau von der St. Michaels Kirche stimmten die Allerheiligen-Litanei an,

während die Antiphone von einem aus den Herrn Chas. Wilt, Hy. Hoffner und Jakob Mury bestehenden Männerchor unter Direktion des Organisten, Herrn Prof. Kirschenheuter, gesungen wurde. Hierauf verlas der hochw. Herr Alb. Biewer, S. J., den Akt der Widmung der Gemeinde zum hlst. Herzen Jesu, wie es von dem verstorbenen Erzbischof Chapelle gewünscht und in seinem nur einige Tage vor seinem Tode geschriebenen Pastoralbriefe ausdrücklich bemerkt war. Mit einer großartigen Prozession, an welcher außer vielen Mitgliedern der Gemeinde auch die besonders dafür gekleideten Schulkinder unter Vorantragung des Banners vom hlst. Herzen Jesu, sowie eine Reihe von Ministranten und die hochw. Geistlichkeit, ferner 50 junge Männer als Kerzenträger Theil nahmen, sowie nach gemeinschaftlichem Absingen des „Parce Domine" und Ertheilung des sakramentalen Segens kam diese eindrucksvolle Feier zum würdigen Abschluß.

Abläße für die tägliche hl. Kommunion. — Am 30. Mai 1905 hat der Hl. Vater folgendes Gebet approbirt: „O süßer Jesu, der Du in die Welt gekommen bist, um allen Seelen das Leben Deiner Gnade zu schenken, und um dieses Leben zu erhalten und zu nähren, gewünscht hast ihre tägliche Speise und tägliches Heilmittel für die täglichen Schwächen zu sein; wir bitten Dich demüthig, Du mögest auf alle Seelen Deinen göttlichen Geist ergießen, damit jene, die unglücklicherweise in der Todsünde sich befinden, zu Dir zurückkehren und das Leben, das sie verloren, wieder erlangen, und daß jene, welche mit Deiner Hilfe schon das göttliche Leben besitzen, sich andächtig Deinem hl. Tische täglich, wenn möglich, nahen; damit sie durch die tägliche Kommunion, täglich ein Gegenmittel gegen die täglichen, läßlichen Sünden empfangen, und täglich das Leben Deiner Gnade ihrer Seelen nähren und so sich immer mehr und mehr reinigen, um schließlich in den Besitz des Lebens der Seligkeit mit Dir zu gelangen. Amen."

Der Hl. Vater hat allen Katholiken, die vorstehendes Gebet andächtig verrichten, einen Ablaß von 300 Tagen verliehen, der täglich gewonnen werden kann. Wer dieses Gebet täglich während eines Monats verrichtet, kann unter den üblichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß gewinnen. Diese Abläße können auch den Armen Seelen zugewandt werden. (3. Juni 1905.)

Tod des hochw. P. James Conway, S. J. — Die Redaktion des „Messenger" und die katholische Kirche hat durch den Tod des hochw. Jesuitenpaters einen großen Verlust erlitten. Geboren in Irland 57 Jahre zurück, trat er zu Gorheim, Deutschland, in den Orden, machte seine Studien zu Maria Laach, Feldkirch und Ditton Hall, worauf er 1882 nach Prairie du Chien, Mich., versetzt wurde. Hier und in Buffalo verblieb er zusammen 10 Jahre. Darnach wurde er nach Woodstock berufen und es begann sein thätiges Leben bezüglich seines Ordens. Im Jahre 1895 wurde er an die Redaktion des „Messenger" in New York berufen, wo er zwei Jahre verblieb. Nachdem er noch verschiedene Stellungen mit großem Eifer und Erfolg eingenommen hatte, starb er am 12. August in New York in Mitte seiner Arbeit. Er war ein wackerer Streiter für die christliche Erziehung und die Rechte der Eltern. Seine Werke sind viel verbreitet worden. Als Kenner der deutschen Sprache übersetzte er ebenfalls „Wilmer's Handbuch der Religion". Möge Gott seinen Diener für die unermüdlichen Arbeiten reichlich belohnen! Wir empfehlen seine Seele recht einbringlich allen unseren Lesern.

— Wer die bösen Begierden nicht zu besiegen und bezähmen weiß, der ist gleich einem Menschen, der von wilden und ungezähmten Rossen fortgerissen, geschleift und gänzlich beschädigt wird. Hl. Ambrosius.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. August 1905 bis 1. September 1905 sind von 141 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	10,909,897	12. Abtödtungen	369,399
2. Rosenkränze	356,360	13. Werke der Nächstenliebe	838,373
3. Kreuzwege	118,992	14. Werke des Eifers	117,768
4. Heilige Kommunionen	100,671	15. Verschiedene Gebete	2,062,031
5. Geistliche Kommunionen	1,268,905	16. Trostgespräche u. Belehrungen	1,854,138
6. Gewissenserforschung	448,170	17. Leiden oder Trübsale	98,044
7. Stunden der Arbeit	1,756,244	18. Selbstüberwindungen	188,750
8. Stunden des Stillschweigens	262,318	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	864,933
9. Fromme Lesungen	331,930	20. Verschiedene gute Werke	1,217,442
10. Gelesene Messen	104,287		23,056,690
11. Angehörte Messen	298,088		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Diözese Brooklyn. — 1. Juli. Herz Jesu Gemeinde, Bayside, N. Y.

Diözese Indian Territory. — 15. Juli. Altarsakraments Gemeinde, Coalgate, I. T.

Diözese Monterey und Los Angeles. — 5. Juli. St. Antonius Gemeinde, Long Beach, Cal.

Erzdiözese Philadelphia. — 5. Juli. Unbefleckte Herz Gemeinde, Chester, Pa.

Erzdiözese St. Paul. — 15. Juli. St. Wenzeslaus Gemeinde, New Prague, Minn.

Diözese San Antonio. — 14. Juli. Geburt Jesu Gemeinde, High Hill, Tex.

Diözese Sioux Falls. — 5. Juli. Herz Jesu Gemeinde, Gettysburg, S. D.

Aggregationen 7; Gemeinden 7.

Selbst nicht glücklich und Niemanden glücklich gemacht hat Fürst Bismarck, der jahrzehntelang in der Fülle der Macht, man kann sagen, in ganz Europa geherrscht hat. „Ich habe Niemanden glücklich gemacht," sagte er, laut Moriz Busch, „weder mich selbst, noch meine Familie, noch Andere. Aber ich habe das Unglück einer großen Anzahl von Menschen verschuldet. Ohne mich wären drei große Kriege nicht geführt, wären 80,000 Menschen nicht getödtet worden und würden jetzt nicht von ihren Eltern, Brüdern, Schwestern und Wittwen beweint. Das habe ich übrigens mit Gott ausgemacht. (Wir wollen hoffen, durch Reue.) Aber ich hatte wenig oder kein Vergnügen von Allem, was ich that, während ich andererseits viel Aerger, Angst und Kummer hatte." Es ist doch nicht so angenehm, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln.

Rundschau.

Den 14. September 1905.

Die große Jubelfeier des Zentral-Vereins ist noch im Gange, während dem wir diese Rundschau beschließen. Deshalb können wir die Beschlüsse noch nicht unseren Lesern vorlegen. Wir werden dieselben im nächsten Hefte nachholen. Es waren sicherlich über 20,000 Theilnehmer an den Feierlichkeiten, ein großer Theil von weiter Gegend, doch die Mehrzahl von Cincinnati und den umliegenden Städten. Möge die neue Anregung viel Gutes in allen Familien bewirken. Es war ein lebendiges Zeugniß des Glaubens und der treuen Anhänglichkeit an die katholische Kirche, deren Kinder ihr Vertrauen allein auf Christus, den Sohn Gottes, gründen.

Rom. — Am 1. August hielt die Ritenkongregation eine Versammlung zur Besprechung von zwei Wundern, welche auf Fürsprache der ehrw. Julia Billiart, Gründerin der Schulschwestern von Unserer Lieben Frau (Notre Dame) gewirkt worden sein sollen.

Am 8. August hielt die Ritenkongregation eine Versammlung ab, in welcher unter Anderem verhandelt wurde über die Selig- und Heiligsprechungsangelegenheiten folgender Personen: 1) der seligen Johanna von Lestonnac, Stifterin des Ordens der Töchter der seligsten Jungfrau Maria; 2) des Dieners Gottes Anton Pennachi, Weltpriesters in Assisi; 3) der Dienerin Gottes Magdalena, Erzherzogin von Oesterreich.

Wie aus Rom berichtet wird, sind die Hindernisse, welche der Seligsprechung des ehrw. Dieners Gottes, Bischof Neumann von Philadelphia, entgegenstanden, zum größten Theil beseitigt. Man hofft, daß innerhalb eines Jahres die Seligsprechung stattfinden wird.

Am 29. August empfing der Hl. Vater 100 württembergische Pilger unter Leitung von Professor Miller in Privataudienz.

Papst Pius X. beabsichtigt, auch unter den Ordensleuten bedeutende Reformen einzuführen; nämlich diejenigen Orden und Kongregationen, deren Mitgliederzahl nur noch eine sehr geringe ist, und die deshalb dem Zwecke ihrer Stiftung nicht nachkommen können, mit den größeren Orden zu vereinigen. Eine besondere Kommission ist bereits mit der Ausarbeitung eines diesbezüglichen Planes beschäftigt, dessen Durchführung nicht lange anstehen wird.

Pius X. hegt die Absicht, ergreifende Reformen in den italienischen Seminaren einzuführen. Zu diesem Zweck hat die Kongregation der Bischöfe und Ordensgeistlichen an den italienischen Episkopat ein Rundschreiben erlassen, in dem den Diözesanbischöfen der Wunsch des Hl. Vaters mitgetheilt wird, in den Seminaren diejenigen Fächer gänzlich zu unterdrücken, welche aus Mangel an geeigneten Kräften vernachlässigt werden. Dagegen soll untersucht werden, in welchen Diözesen sich tüchtige Professoren befinden, damit diese einen Lehrkursus in den höheren Studien und in Theologie nicht nur für die einheimischen, sondern auch für die Kleriker der Nachbardiözesen einrichten. Die Antworten müssen der Kongregation zugehen, welcher die Entscheidung zusteht.

Der Hl. Vater steht im Begriffe, Vorschriften zu erlassen, die den Aufenthalt von Priestern in Rom beschränken sollen. Da sich gegenwärtig in Rom eine große Anzahl von Priestern niedergelassen hat, ohne eine Pfründe zu versehen, wird von nun an keinem Priester gestattet sein, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes oder des Herrn Kardinal-Vikars in Rom seinen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen. Eine solche Erlaubniß soll aber nur solchen Priestern gewährt werden, die nachweisen können, daß sie in Rom

bestimmte Pflichten zu erfüllen haben und soll selbst in solchen Fällen ausländischen Priestern nur ein Aufenthalt von sechs Monaten und italienischen Priestern von drei Monaten gestattet sein. Doch soll aus triftigen Gründen dieser Termin verlängert werden können. Für den Unterhalt von würdigen Priestern, die nicht in Rom geboren sind, sich aber in dieser Stadt zehn Jahre oder länger aufgehalten haben, wird der Hl. Vater besondere Sorge tragen, alle übrigen derartigen Priester werden aber die Stadt Rom verlassen müssen.

Weil der Hl. Vater erfuhr, daß sein Rundschreiben über die Behandlung der sozialen, wirthschaftlichen und politischen Angelegenheiten in Italien Mißdeutungen erlitt, erließ der Papst am 1. August ein Schreiben an drei der hervorragendsten Katholikenführer der apenninischen Halbinsel.

Während der Amtswaltung des gegenwärtigen Papstes Pius X. wurden bisher drei Diözesen zu Erzdiözesen erhoben und sechs Bisthümer, eine Prälatur, ein apostolisches Vikariat und drei apostolische Präfekturen neu geschaffen. Im Jahre 1904 bis 1. Februar 1905 starben von den kirchlichen Würdenträgern drei Kardinäle, zwei Patriarchen, 18 Erzbischöfe, 48 Bischöfe und ein Abt. Die noch lebenden ältesten Kardinäle sind: Richard (86), Gruscha (85), Capecalatro (81) und Steinhuber (80 Jahre alt); die jüngsten sind: Merry del Val mit 40 und von Skrbensky mit 42 Jahren.

Msgr. Coccozo, Leiter der Antisklaverei-Liga, wurde, wie der „Temps" meldet, bei seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten und Canada vom Hl. Vater empfangen und berichtete ihm die Ergebnisse seiner Reise. Sie hatte den Zweck, die moralische und materielle Hilfe der amerikanischen Bischöfe zu erlangen, zur Errichtung von Dörfern in Zentral-Afrika für freie Neger. Msgr. Coccozo's Bemühungen waren so erfolgreich, daß man sogleich an die Gründung von fünfzehn solcher Dörfer schreiten kann. Jedes derselben wird unter den Schutz einer amerikanischen oder kanadischen Diözese gestellt werden. Der Papst hat für den edlen Zweck eine überaus schöne und kunstvolle Vase im Werthe von 10,000 Lire gespendet.

In den letzten Tagen des Monats Juli hat die Verwaltung der in Rom bestehenden französischen National-Stiftungen die uralte Kirche von San Salvatore in Thermis an den italienischen Senat verkauft. So wird nun wieder ein anderes Heiligthum der ewigen Stadt profanirt, denn der Senat wird die Kirche umbauen und darin Geschäftsräume herrichten.

Wie aus Rom gemeldet wird, haben die zahlreichen Kirchendiebstähle, welche von den Helfershelfern beutegieriger Kunsthändler in der letzten Zeit unternommen wurden, den Hl. Vater veranlaßt, ein Kunstwerk in Sicherheit bringen zu lassen, das auch die Begehrlichkeit der Diebe wachruft. Es handelt sich um die Krone auf dem Haupte der Muttergottesstatue im Petersdom, die anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängniß dorthin gebracht worden war. Die Gläubigen der ganzen Welt haben die kunstvolle Krone im Werthe von 150,000 Lire bekanntlich gestiftet. Sie wird in die Schatzkammer des Vatikans gebracht und durch eine getreue Nachbildung von minder edlem Metall im Werthe von etwa 3000 Lire ersetzt werden.

Kardinal Raphael Pierotti aus dem Dominikanerorden starb am 8. September zu Rom nach langer Krankheit in seinem 69. Lebensjahre. Derselbe wurde Kardinal am 30. November 1896.

Der hochw'ste Salvatore Palmiéré, C. PP. S., Erzbischof von Brindisi und früher General der Gesellschaft der Väter vom kostbaren Blute, ist am 4. August gestorben. Geboren im Jahre 1826, wurde er zuerst Bischof von Rossano 1889, darnach Titular-Erzbischof von Sardi 1891 und zuletzt Erzbischof von Brindisi am 1. Oktober 1892.

Von Castellamare di Stabia kommt die Nachricht, daß daselbst der General der Minimen, P. Bernard Majolo, gestorben sei. Der verstorbene Ordensgeneral, ein rüstiger Sechziger, galt als vorzüglicher Kanzelprediger, war Rektor der Kirche von S. Salvatore della Corte zu Rom und vom Hl. Vater zum Konsultor der Reliquienkongregation ernannt worden.

Deutschland. — Das Rednerprogramm für die öffentlichen Versammlungen des deutschen Katholikentages in Straßburg vom 20. bis 24. August war folgendes: Landgerichtsrath Gröber (Heilbronn): „Die Quellen des religiösen Lebens und ihre Wirkungen in der katholischen Kirche"; Universitätsprofessor Dr. Ehrhard (Straßburg): „Die Bedeutung des Papstthums für Religion und Kultur"; P. Nachtwey, apostolischer Präfekt von Kamerun: „Die Missionen im 19. Jahrhundert und die den Katholiken aus ihnen erwachsenden Pflichten"; Amtsgerichtsrath de Witt (Köln): „Die wahre und falsche Toleranz in Religion, Kirche und Staat"; P. Benno Auracher, Ord. Cap., Provinzial in Altötting: „Die Frauenfrage"; Prof. Dr. Meyenberg (Luzern): „Das Zusammenwirken von Kirche und Staat zum Wohle der Gesellschaft"; Geheimrath Roeren (Köln): „Der Kampf gegen die Unsittlichkeit in Schrift und Bild"; P. Heinr. Liese (Exaeten): „Der Bonifaziusverein"; Graf Oppersdorf (Oberglogau): „Die soziale Frage"; Universitätsprofessor Dr. Mausbach (Münster i. W.); „Die Pflicht der Antheilnahme der Katholiken an Kunst und Wissenschaft„.

Wir können unmöglich die Beschlüsse der 52. Katholikenversammlung bringen, deshalb wollen wir wenigstens die Titel angeben: I) 1. Römische Frage; 2. Essen-Ruhr nächster Ort der Versammlung; 3. Bonifaziusverein; 4. Canisiusverein; Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen; 6. Unterstützung der deutschen Missionshäuser; 7. St. Peter Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen; 8. Afrikaverein; 9. Missionen im Orient; II) 1. Landwirthschaft; 2. Fürsorge für Abwanderer vom Lande; 3. Katholische Arbeitervereine; 5. Tarifverträge; 6. Arbeiterinen-Fürsorge; 7. Rheinischer Nikolaus-Schiffer-Verband; 8. Handwerkerstand; 9. Katholische Gesellenvereine; 10. Kaufmännischer Mittelstand; 11. Katholische kaufmännische Vereinigungen Deutschlands; 12. Privatbeamtenfrage; 13. Mitwirkung der Studenten an der Arbeiter-Fortbildung; 14. Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit; 15. Gegen Alkoholismus; 16. Katholischer Frauenbund; III) 1. Charitativ-Ausbildungskurse; 2. Seraphisches Liebeswerk; 3. Ländliche Krankenpflege; 4. Mädchenschutzvereine; 5. Fürsorge für sittlich gefährdete und gefallene Mädchen; 6. Fürsorge für die Krüppelhaften; 7. Vinzenzverein; 8. Fürsorge für die katholischen Deutschen im Auslande; 9. Raphaelsverein; IV) 1. Mitarbeit katholischer Dozenten am nationalen Bildungswesen; 2. Katholische Studenten-Kongregationen; 3. Unterstützung der theologischen Wissenschaft; 4. Albertus Magnus-Verein; 5. Jubelfeier der deutschen Nationalstiftung S. Maria dell' Anima in Rom. — Aus der Vielseitigkeit dieser Beschlüsse kann man leicht ersehen, daß die Arbeiten der Mitglieder sehr vielfältig und beschwerlich waren.

In dem Arbeiterfestzug, welcher sich am 20. August bei Gelegenheit der 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Straßburg formirte, befanden sich 11 Abtheilungen, Straßburg 3238, Unterelsaß 12,138, Oberelsaß 3218, Lothringen 3447, Baden 4567, Preußen 1958, Pfalz 610, Württemberg 391, Schweiz 318, kombinirte Abtheilung 4176 und Schlußabtheilung 1431.

Der Volksverein des katholischen Deutschland hatte Ende Juni 1905 die Mitgliederzahl von 470,000.

Der Bonifazius-Verein der deutschen Katholiken hatte im Jahre 1904

eine Einnahme von 3,200,000 Mark. Nach den Berichten der kirchlichen Ordinariate, in deren Sprengel die Diaspora ist, sind während der nächsten drei Jahre nothwendig 150 Kirchen und Kapellen nebst 88 Missionshäusern.

Die 53. Generalversammlung soll im kommenden Jahre zu Essen stattfinden.

In Straßburg wurde vom 16. bis 19. August ein internationaler Kongreß zur Besprechung des Choral-Gesanges abgehalten. Es waren auch aus den Vereinigten Staaten einige Repräsentanten gegenwärtig. Der Benediktinerabt Pothier war der Vorsitzer.

Der Bischof von Straßburg hat in einem Rundschreiben an die Geistlichkeit des Bisthums den Priestern das Radfahren auf's Neue sehr strenge verboten. Anlaß zu dieser Verfügung scheint eine Anzahl Artikel gewesen zu sein, in denen in der „Straßburger Post" aus allen Theilen des Elsasses Meldungen über das ungewohnte Bild radfahrender Priester gemeldet wurde. Die „Post" hat denn auch das Rundschreiben des Bischofs zuerst veröffentlicht.

Dr. Klemens Freiherr von Schorlemer (geboren 1856) wurde am 1. September als erster katholischer Oberpräsident der Rheinprovinz seit deren Vereinigung mit Preußen ernannt.

In Berlin macht die Kirche gute Fortschritte, wie ein kleiner Vergleich veranschaulicht. Im Jahre 1888 zählte Berlin mit ungefähr 130,000 Katholiken 4 Pfarreien, 2 Pfarrkirchen und 2 größere Kapellen. 18 Seelsorgsgeistliche waren thätig. Heute zählt Berlin mit 200,000 Katholiken 8 Pfarreien mit 6 großen Pfarrkirchen, 4 Kuratien mit 2 Kuratialkirchen, 3 Nothkirchen und 13 Anstaltskapellen. Die Pfarrgeistlichkeit beträgt nun ungefähr 80 Personen.

Die Zahl der Volksschulen im deutschen Reich beträgt rund 59,400. Daran waren 124,027 Lehrer und 22,513 Lehrerinen thätig, die 8,924,779 Schüler zu unterrichten hatten. Die Aufwendungen betrugen 419,092,000 Mark, wobei auf einen Schüler 47 Mark Kosten fielen. Eine Lehrkraft hatte durchschnittlich 61 Schüler — in der Rheinprovinz 63 — zu unterrichten. Daneben bestanden noch 643 Privatschulen mit Volksschulziel, in denen 41,328 Schüler unterrichtet wurden.

Braunschweig, das unduldsame und rückständige, macht wiederum von sich reden. Die Regierung hat dem Bischofe von Hildesheim nämlich verweigert, einen Kaplan nach Wolfenbüttel zu schicken, welcher den dortigen katholischen Pfarrer in der überaus schweren Seelsorge unterstützen und zugleich einmal alle 14 Tage die sonntägliche Messe in dem über 17 Kilometer entfernten Schöppenstedt lesen sollte.

Nach schwerem Leiden ist am 5. September der hochwst. Bischof von Eichstätt, Dr. Franz Freiherr von Leonrod, der am 26. August das 78. Lebensjahr vollendet hatte, gestorben. Bischof von Leonrod war am 26. August 1827 in Ansbach in der Erzdiözese Bamberg geboren und am 22. Februar des Jahres 1867 präkonisirt worden.

In Trier ist am 16. August P. Frhr. von Hammerstein aus der Gesellschaft Jesu gestorben, der in den weitesten Kreisen durch seine apologetischen und aszetischen Schriften bekannt geworden ist. Eine große Verbreitung erlangte insbesondere sein „Edgar, oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit", ein Buch, das in zehn Auflagen erschienen ist und vielen im Kampfe um die Weltanschauung Begriffenen zum Wegweiser wurde. Andere Hauptwerke aus der Feder des Verstorbenen sind: „Winfried, oder das soziale Wirken der Kirche"; „Gottesbeweise", das sechs Auflagen erlebte; „Das Christenthum"; „Katholizismus und Protestantismus". Geboren war der

Verstorbene am 1. September 1832 auf Schloß Gesmold auf Melle in Hannover. Er widmete sich dem Staatsdienst und war in den Jahren 1854 bis 1859 Gerichtsauditeur in Lüneburg, Hameln und Hannover. 1855 trat er zur katholischen Kirche zurück und 1859 in den Jesuitenorden ein. Die Priesterweihe empfing Pater von Hammerstein im Jahre 1868. Seit einer Reihe von Jahren lebte er in Trier.

Am 6. August starb zu Lütgeneder der hochw. Pfarrer Franz Gierse, Dechant des Dekanates Warburg, in seinem 58. Lebensjahre. — Am 8. August verschied zu Born bei Brüggen der dortige hochw. Pfarrer Joseph Hartjes, 91 Jahre alt, der älteste Priester der Diözese Münster. — Unlängst starb zu Bochum der hochw. Pfarrer Jos. Schilp, Landdechant des Dekanates Bochum, 59 Jahre alt. — Am 14. August verschied zu Dinslaken der hochw. Pfarrer Joseph Melcop in seinem 52. Lebensjahre. — Hochw. Pfarrer Wilhelm Merschein, 65 Jahre alt, starb am 19. August zu Kohlscheid, Rheinprovinz. — Hochw. Pfarrer Franz Anton Rexter, 67 Jahre alt, starb im August zu Geißheim bei Hintersheim. — Hochw. Domkapitular Fidelis Müller, 68 Jahre alt, starb am 30. August zu Fulda. — Hochw. Generalvikar Dr. M. Stigloher, 67 Jahre alt, starb am Ende August zu Freising, Bayern.

Oesterreich-Ungarn. — Ungarn ist ein zur größeren Hälfte katholisches Land. Es hat 3 Erzbisthümer mit 18 Suffraganen, wozu auch die Martinsberger Erzabtei tritt. Die Zahl der Mutterkirchen beträgt 3225, die der Filialkirchen 11,380. Die Gesammtzahl der Geistlichen beträgt 6765. Es gibt 2033 männliche Ordenspersonen in 198 Klöstern, welche 92 Orden angehören, und 4456 Schwestern in 341 Klöstern, die 76 Orden angehören. Die Unirten haben 2 Erzbisthümer mit 6 Suffraganen. Sie besitzen 2102 Mutter- und 2968 Filialkirchen. Geistliche sind 2583, Mönche sind 44 vorhanden in 90 Ordenshäusern.

Am 28. Juli starb zu Ried (Diözese Brixen) der hochw. Pfarrer Aloiß Pritzi in seinem 95. Lebensjahre. Er war der älteste Geistliche der Diözese und Pfarrer von Ried seit 1874. — Am 4. August starb zu Budapest der Josephstadter Pfarrer, Titularbischof Bela Moritz Kanovich. — Am 30. Juli verschied zu Marienbad der hochw. Dr. Johann Wache, Kanonikus in Olmütz, in seinem 82. Lebensjahre. — Am 2. August verschied zu Hall der hochw. Pater Julius Gremblich, O. F. M., Professor am Gymnasium zu Hall, Tirol, in seinem 54. Lebensjahre.

Frankreich. — Französische Blätter erzählen interessante Einzelnheiten einer Audienz, die der Redemptoristenpater Ribier beim Papste hatte. Ribier war in Frankreich eingesperrt worden, weil er sich geweigert hatte, eine ungerechte Strafe zu zahlen. Er erzählte dem Papste seinen Prozeß und fügte hinzu: „So habe ich leider nur sechs Tage im Gefängniß zugebracht, da trotz meines Protestes durch eine Sammlung der Bevölkerung meine Strafe bezahlt wurde. Wie Sie sehen, bin ich ein großer Verbrecher!" — „Nicht nur sechs Tage hätten Sie im Gefängniß bleiben sollen, sondern drei Jahre! Tre anni!" rief der Hl. Vater. „Ich begreife wohl den edlen Sinn der Katholiken, die Sie, gegen Ihren Willen, befreiten, aber es wäre besser gewesen, wenn Sie im Gefängniß geblieben wären." — Dann sprach der Papst lebhaft über den Widerstand, den die Mönche und Nonnen hätten leisten sollen, statt alle Quälereien geduldig zu ertragen. „Unglücklicherweise", fügte der Papst hinzu, „sind in Frankreich die Ansichten so zerfahren. Wenn die einen nach rechts wollen, gehen die anderen sicher nach links. Die einen hegen diesen Plan, die anderen jenen, und sicherlich gibt es nur einen Weg, um den Sieg zu erringen." — Auf die Frage des Paters, ob der Papst sein Verhalten billige, ant-

wortete derselbe lebhaft: „Ganz gewiß, aus ganzem Herzen, so muß man fortfahren!“

Der Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, ordnete in einem Hirtenbriefe an, daß in seiner Diözese am Feste der Himmelfahrt Mariens und durch die acht vorhergehenden Tage besondere Gebete für Frankreich im Hinblicke auf das Trennungsgesetz gehalten werden sollen. Mit großem Ernste legte der hochw. Oberhirte dar, daß jenes Gesetz Frankreich seinen durch so viele Jahrhunderte aufrecht erhaltenen Charakter einer katholischen Nation nimmt und den Gottesdienst, die kirchliche Religionsübung sehr erschwert, ja oft unmöglich macht. Wenn auch unter vielen Franzosen religiöser Leichtsinn oder Gleichgiltigkeit zu finden sei, so wehre sich doch das Volksgefühl wider die Trennung. Die vielen Tausenden von Unterschriften der Petitionen gegen das Trennungsgesetz bewiesen dies. — Uebrigens ist es keine Trennung zwischen Kirche und Staat, was dies Gesetz einführt. Es legt der Kirche eine neue Verfassung auf, indem es die Art ihres Bestehens und ihre Handlungen regelt, ohne auf die Autorität des Papstes und der Bischöfe, auf die Hierarchie und das Leben der Kirche zu achten. Was das französische Volk wünscht, ist weder die Trennung zwischen Staat und Kirche, noch ist es der Zwist. Es besteht im Lande das Bedürfniß nach Verständigung unter den Geistern, um gemeinsam zu arbeiten an der Linderung der Uebel, an den durch den Zustand der Gesellschaft nothwendig gewordenen Reformen. „Lasset uns“, sagt der Kardinal ferner, „zu Euch die Sprache des Glaubens, die Sprache der Bischöfe sprechen. Leben, denken, handeln wir als Christen: die Familien seien christliche, in denen die Kinder aufwachsen unter dem Gehorsam des Vaters und der Mutter, der Stellvertreter Gottes in der Familie, und wo sie von ihren frühesten Jahren an Gott kennen und lieben lernen.“ — Aus diesem Hirtenbriefe wie aus dem des Kardinals Lecot scheint ziemlich klar hervorzugehen, daß diese Kirchenfürsten die vom Trennungsgesetze aufzuzwingende Kirchenorganisation in „Kultusvereinen“ nicht für annehmbar halten und deshalb auch nicht auf die Gestattung derselben durch den Hl. Vater rechnen.

In Frankreich wird die Katholikenhetze lustig weiter getrieben. Ein besonders krasser Fall ereignete sich zu Armentieres. Dort wurde das Mobiliar der aus ihrem Heim verjagten Klosterfrauen zwangsweise versteigert. Die Polizei benahm sich dabei äußerst brutal. Als ein Priester, Abbé Desmets, dagegen protestirte, wurde er verhaftet und gefesselt in's Gefängniß geführt, wo man ihn sogleich zum Anlegen von Gefangenenkleidung zwang. Die Bewohnerschaft bereitete ihm eine Ovation.

Der Generalrath der Marne hat den Beschluß gefaßt, daß in der Volksschule nicht mehr von den Pflichten gegen Gott die Rede sein dürfe. Armes Frankreich!

Die Nonne St. Térèse, seit 50 Jahren Krankenpflegerin im Spital von Château-Thierry, erhielt eine Auszeichnung, eine Ehrenmedaille, von der Regierung auf Ansuchen der Verwaltungskommission und des Deputirten Morlot. Das Journal von St. Quentin schreibt dazu treffend: „Dieser Deputirte dekorirt diese Nonnen, beschützt sie und vertheidigt sie eifersüchtig in Charly, dem Mittelpunkte seines Wahlkreises; aber im Parlamente stimmt er nur deshalb nicht mit beiden Händen für ihre Guillotinirung, weil das Ministerium es nicht verlangt, sonst würde er den Strick zuziehen.“

Der fünfzehnte Bischofsitz Frankreichs ist unentledigt. Es starb nämlich am 7. August der hochw'ste Viktor Johann B. Delannoy, Bischof von Aire, in seinem 80. Lebensjahre. Er war Bischof seit 1876.

Portugal. — Der portugiesische apostolische Nunzius hat dieser Tage im Namen des Hl. Vaters den Erzbischof von Evora, den Grafbischof von Coim-

bra, den Bischof von Algarbien und den Domherrn Homem von Funchal (Madeira) beglückwünscht zu der entschiedenen und glücklichen Vertheidigung der Rechte der Kirche und des Klerus in der Ständekammer und im Abgeordnetenhause. Der Hl. Vater übermittelte jedem der Bischöfe eine goldene, dem Domherrn eine silberne Gedenkmünze und munterte sie auf zur Ausdauer in dem Kampfe.

Belgien. — Die Marienbrüder, ein hervorragender Lehrorden, haben kürzlich zu Nivelle in Belgien, wohin nach der gewaltsamen und ungerechten Vertreibung aus Frankreich der Hauptsitz verlegt wurde, die Neuwahl der Ordensobern vorgenommen. Zum General-Superior wurde der hochw. Joseph Hiß erwählt; zum Hauptleiter des Elementarunterrichtes Bruder Johann Kim.

Zum General der Kongregation der Missionäre vom hlst. Herzen, hat das in Löwen versammelte Generalkapitel den Elsässer P. Eugen Meyer, bisherigen Assistenten, erwählt. An seine Stelle tritt der Generalprokurator P. Genocchi und ihn wird der Rektor des Hauses in Rom, P. Benedetti, vertreten. Das Kapitel hat weiter beschlossen, das seinerzeit in Woudun errichtete und wegen der neuen französischen Gesetze nach Belgien überführte Generalat im nächsten Jahr in Rom einzurichten.

Holland. — In Amsterdam ist ein Verein, die „Sint Radboud-Stiftung", gegründet worden, dessen Zweck es ist, eine katholische Universität ins Leben zu rufen. Der Ausschuß besteht aus zehn Mitgliedern, darunter die fünf katholischen Bischöfe.

England. — Der englische „Catholic Directory" veröffentlicht soeben interessante Einzelnheiten über den Stand der katholischen Kirche im britannischen Reiche. Die Zahl der über das ganze britische Reich verbreiteten römischen Katholiken ist auf 10½ Millionen geschätzt; hiervon treffen auf das vereinigte Königreich (Kontinent) insgesammt 5,300,000 (nämlich auf England 1,500,000, auf Schottland 514,000 und auf Irland 3,310,028 Seelen). — Canada vereinigt auf sich ungefähr zwei Millionen; der Rest ist auf Australien, auf Indien und die übrigen Kolonien vertheilt. Die katholische Hierarchie setzt sich zusammen wie folgt: 29 Erzbischöfe (1 in England, 2 in Schottland, 4 in Irland, 7 in Asien, 9 in Amerika, 5 in Australien und 1 in Neuseeland); 94 Bischöfe (15 in England, 4 in Schottland, 23 in Irland, 2 in den englischen Besitzungen Europas, 21 in Asien, 2 in Afrika, 21 in Amerika, 3 in Australien und 3 in Neuseeland); 29 apostolische Vikare (1 in Europa, 8 in Asien, 10 in Afrika, 7 in Amerika, 3 in Australien); 12 apostolische Präfekten (6 in Asien, 5 in Afrika und 1 in Amerika); zusammen 174 mit dem Charakter eines Bischofs bekleidete Prälaten.

Rußland. — In welch' unerhörter Weise das Toleranzedikt des Zaren außer Wirkung gesetzt und der Uebertritt zur katholischen Kirche für die Orthodoxen erschwert wird, geht aus einem Erlaß des orthodoxen (russischen) Erzbischofs von Litowsk hervor, der in dessen Amtsblatt gegeben wird. Wer zur katholischen Kirche übertritt, erhält keinen Steuernachlaß mehr und verdient keine Berücksichtigung bei der Nichtaushebung von Söhnen zum Feldheer — so heißt es in diesem Erlaß, der natürlich vom Staatssekretär Pobjedowsjew inspirirt ist. — Eigenthümliche Toleranz! — Nach Blättermeldungen sind im Gebiet des orthodoxen Erzbisthums 11 Pfarreien ganz aufgehoben und 2 zu Exposituren herabgesetzt worden. Man hat diese Aenderungen als eine Folge der trotz aller Chikanen erfolgenden Massenübertritte zur katholischen Kirche anzusehen.

Der hochw'ste Erzbischof Georg Graf Szembek, Metropolit von Mohilew mit der Residenz in Petersburg, starb am 7. August in Poreba Zegota,

vier Meilen von Krakau. Der Verstorbene befand sich auf der Reise nach Rom ad limina Apostolorum. Vor der Reise visitirte Metropolit Szembek die Gegend von Minsk, wo er gegen 30 mit Gewalt abgerissene Unirte-ruthenische Gemeinden wieder in den Schoß der Kirche aufnahm. In der dortigen sumpfigen Gegend befiel ihn der Typhus; leider erkannten die Aerzte nicht gleich das Uebel und der Verstorbene ertheilte noch 10,000 Personen die heilige Firmung. Nach Erlaß eines Hirtenbriefes an seine Geistlichkeit, den Religionsunterricht nur in der Muttersprache in den Schulen zu ertheilen, begann Metropolit Szembek die erwähnte Romfahrt (verbunden mit der wichtigen Mission der Besetzung der in Rußland vakanten Bischofsstühle), um nachher in Marienbad auszuruhen. Leider mußte er in Folge Fortschrittes der Krankheit in Poreba Zegota, dem Landgut seiner Familie, die Reise unterbrechen. Nach zwei Wochen erlag er der Krankheit.

Albanien. — Am 30. Juli hielt der vom Hl. Vater neu ernannte Erzbischof Mieda von Skutari und Metropolit von Albanien seinen Einzug in die Stadt. Der neue Kirchenfürst ist erst 35 Jahre alt. Er entstammt einer sehr armen Familie. Er wurde nach Albaneserart unter Tausenden von Schüssen empfangen. Der Erzbischof muß mit einer alten Holzbaracke als Wohnung vorlieb nehmen, da die Residenz durch das Erdbeben zerstört worden ist. Er spendete, trotzdem ihm vor zwei Monaten 2000 Fl. gestohlen wurden, für die Armen in Skutari 600 Kr. Der Erzbischof und Metropolit von Albanien, Pasquale Guirini, wird resigniren und sich in ein Kloster seiner Heimat nach Dalmatien zurückziehen; er ist jetzt 85 Jahre alt. 35 Jahre hatte er den erzbischöflichen Stuhl von Skutari inne.

Missionen. — Das katholische Kolonial-Missionsfest, welches in Verbindung mit dem zweiten deutschen Kolonialkongreß am 8. Oktober in Berlin abgehalten wird, läßt eine große Theilnahme erwarten. Besonders zahlreich werden Leiter und Mitglieder der Orden und Kongregationen, welche in den Missionen der deutschen Kolonial- und Ueberseegebiete thätig sind, an den Missionsveranstaltungen in Berlin sich betheiligen. Bis jetzt haben ihre Betheiligung bereits zugesagt: Von der Kongregation der Väter vom Hl. Geist (Mission in deutsch-Ostafrika) P. Acker, Provinzial in Knechtsteden und P. Thomé; von der Konregation der Weißen Väter (Mission in Deutsch-Ostafrika) Provinzial Dr. Froberger in Trier; von der Missionsgenossenschaft vom hlst. Herzen Jesu (Mission in der Südsee) Provinzial H. Lindens in Hiltrup bei Münster; von der Genossenschaft der Oblaten aus dem Missionshause St. Bonifazius in Hünefeld bei Fulda (Mission in Südwestafrika) P. August Nachtwey, apostolischer Präfekt von Windhoek, und Provinzial P. Ignaz Watterot; von der Gesellschaft Mariens (Mission in der Südsee, Samoa und Salomonsinseln) Provinzial P. Flaus aus dem Missionshause St. Joseph in Meppen; von den Oblaten vom hl. Franz von Sales (Hottentottenmission in Namaqualand in Südwestafrika) P. Lebrau; von der Kongregation der Pallotiner in Limburg (Mission in Kamerun) P. Caucker. ferner von der Steyler Mission in Südamerika P. Rektor Bodems aus St. Wendel. Es sind somit die katholischen Missionen fast aller deutschen Kolonien und Ueberseegebiete durch Vertreter auf dem Kolonialkongreß und als Theilnehmer an den besonderen katholischen Missionsveranstaltungen in Berlin angemeldet. Die Verhandlungen des Kolonialkongresses finden im Reichstagsgebäude statt.

Der „Osservatore Romano" meldet und bespricht in seiner Nummer vom 4. August ein höchst seltsames Geschehniß: Vor Kurzem kam in der italienischen Kolonie Benadir der apostolische Präfekt des italienischen Somalilandes, Pater Leandro vom Trinitarierorden, an, um dem ihm von der Pro-

paganda gewordenen Auftrage gemäß für die religiöse Belehrung und sittliche Hebung der Eingeborenen des Benadir zu sorgen. Der Vertreter der italienischen Regierung in diesem Kolonialgebiete, Generalkonsul Mercatelli, ließ aber dem apostolischen Präfekten sagen, daß er keine Missionsthätigkeit im Lande dulden werden. Dieses Verhalten ruft die Nachrichten in's Gedächtniß zurück, welche vor einiger Zeit über arge Ungehörigkeiten in Benadir in Umlauf waren und erhöht ihre Wahrscheinlichkeit. Es sind die Beschützer der Rechte der Eingeborenen, vor denen sich Herr Mercatelli und die hinter ihm Stehenden fürchten. Es soll ihnen unmöglich gemacht werden, das Vorgehen der machthabenden Europäer gegen die armen Neger kennen zu lernen. Pater Leandro hat einstweilen in Englisch-Somaliland freundliche Aufnahme gefunden und von der Regierung Territorien und sonstige Hilfsmittel zur Ausführung seiner Aufgaben bekommen. Der „Osservatore Romano" schließt aus diesem Verhalten der protestantischen Engländer, daß sie nichts vor den Missionären zu verbergen brauchen.

Von den fünf Missionsbezirken auf den japanischen Inseln wird eine (Schikoku) von den spanischen Dominikanern verwaltet; die vier anderen, das Erzbisthum Tokio, die Bisthümer Nagasaki, Osaka und Hakodate, sind den fast ausschließlich französischen Missions étrangères (Paris) anvertraut. Der Stand dieser letzteren vier Missionsbezirke ist aus folgender neuesten Statistik von Ende 1904 ersichtlich: Erzbisthum Tokio: 9178 Katholiken, 34 Missionäre, 42 Kirchen und Kapellen. Bisthümer Nagasaki: 41,458 Katholiken, 34 Missionäre, 55 Kirchen und Kapellen; Osaka: 4000 Katholiken, 28 Missionäre —? Kirchen und Kapellen; Hakodate: 4235 Katholiken, 23 Missionäre, 31 Kirchen und Kapellen.

Der hochw. Pater Fabian, O. C., wurde in Antwerpen durch Se. Eminenz Kardinal Goosens zum Bischof von Lahore in Indien konsekrirt. Der neue Bischof war seit 14 Jahren Pfarrer der Kathedrale Anarkalli in Lahore, und kam im Frühjahr zum Besuche seiner Heimat, Belgien. Bei seiner Ankunft erhielt er zu seiner größten Ueberraschung die Nachricht, daß der Hl. Vater ihn zum Bischofe von Lahore ernannt habe.

Es sind ernste Anzeichen für Unruhen in China vorhanden. Einem Telegramm aus Peking zu Folge brachte eine große Anzahl Lamas zwölf Katholiken um und tödtete und verwundete mehrere französische Missionäre in der Provinz Honan. Von französischer Seite wurden aus diesem Anlaß ernste Vorstellungen bei der chinesischen Regierung erhoben.

Das bisher unter der Kongregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten stehende apostolische Vikariat zu Kansu in Ostasien ist zur apostolischen Präfektur erhoben worden. Zum Präfekten wurde Pater Edward Terlaak, der seit 1892 in der Zentralmongolei sehr segensreich wirkte, ernannt.

Am 30. August reisten von Bremen sechs Franziskanerpatres von Paderborn nach China, um in der dortigen Mission zu wirken.

Der hochw. P. Sylvester Espelage, O. F. M., ein geborener Cincinnatier, reiste am 16. September ab, um ebenfalls als Missionär in China zu wirken.

Am 29. April wurden in Schanghai 23 Priester geweiht. Von denselben gehören 14 der Gesellschaft Jesu an, 9 dem Weltklerus. Wohl noch nie dürfte in China eine so hohe Zahl einheimischer neugeweihter Priester auf einmal dagewesen sein.

Es bestätigt sich die Nachricht, daß Missionäre und Schwestern aus der Abtei St. Ottilien, Bayern, die auf der Reise in das Innere Deutsch-Ostafrikas hinter der Stadt Kilwa begriffen waren, ermordet worden sind. Die

Namen der Ermordeten sind: Hochwst. Kassian Spieß, Titularbischof von Ostrasine und apostolischer Vikar von Süd-Sansibar, geb. am 12. Juni 1866, und apostolischer Vikar seit dem 12. September 1902. Bischof Kassian war ein Missionär von großem Seeleneifer, dem keine Beschwerde, besonders bei Neugründungen zu groß schien. Dabei war er ein wahrer Sohn des hl. Benedikt, der an seiner Kongregation mit jeder Faser seines Herzens hing. Er galt als einer der besten Sprachkenner unter seinen Missionären. — Bruder Gabriel Sonntag, geb. 1873, Missionsprokurator in Lindi, und Bruder Andreas Scholzen, geb. 1876. — Außerdem die Schwester Felizitas Hiltner, geb. 1876, und die Schwester Cordula Ebert, geb. 1878. Beide Schwestern weilten erst seit einigen Wochen in Afrika und sollten eben durch den hochwst. Bischof an ihren Bestimmungsort gebracht werden. Die Ermordung fällt in die erste Hälfte von August. Der Missionsbezirk des ermordeten Bischofs heißt „Südsansibar" mit dem Hauptsitz in Dar es Salam und Niederlassungen in Kurasini, Lukuledi, Nyangao, Iringa, Madibia, Malangali, Peramiho, Kigonsera und Kwiro.

Der hochwst. Bischof Stephan Maria Potron, O. F. M., Titularbischof von Jericho seit dem 25. Juli 1889, starb kürzlich zu Freiburg (Schweiz) in seinem 69. Lebensjahre. Er war früher Generalkommissär des Hl. Landes und Prokurator der französischen Missionen.

Der hochwst. Ferdinand Maria Ossi, Bischof von Quilon, Travancone in Ostindien, starb kürzlich in Italien in seinem 62. Lebensjahre. Sein Bisthum leitete er seit 1883, es hat unter 1,546,000 Einwohnern 95,800 Katholiken. Gegen 800 Heiden bekehren sich jährlich in dieser Diözese.

Im März starb zu Schensi in China der Apostolische Vikar Msgr. Oderich Joseph Rizzi, Bischof von Adrea, in seinem 46. Lebensjahre. Er wurde Bischof am 11. Januar 1902.

Brasilien. — In Porto Alegre starb kürzlich der Superior der brasilianischen Jesuiten-Mission, P. August Lohmann, in seinem 72. Lebensjahre.

Mexiko. — Der Kanoniker Franziskus Figuera starb am 2. September zu Queretaro. Er war bei der Hinrichtung des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko zugegen, dem er noch kurz vor seinem Tode die hl. Sakramente ertheilte. Msgr. Figuera wollte soeben die hl. Messe lesen, als er nach einem heftigen Hustenanfalle todt hinfiel.

Britisch Honduras. — Die kirchlichen Verhältnisse in Britisch Honduras sind günstig. Nach den statistischen Uebersichten des Jahres 1904 gehören von 38,980 Einwohnern zirka 30,000 zur katholischen Kirche. Dieselben wohnen an 53 verschiedenen Stationen, wo 54 Kirchen und Kapellen sind. Die kirchliche Behörde besteht aus einem Bischof und 13 Priestern aus der Gesellschaft Jesu, welche unterstützt werden von 3 Scholastikern und 4 Laienbrüdern. Zwölf Schwestern leiten die 20 Schulen, welche von 1740 Kindern besucht werden. Von den Jesuiten in Britisch Honduras sind mehrere St. Louiser Kinder.

Philippinen. — Taft hat bei einer Rede in Manila die Katze aus dem Sack gelassen. Er sagte, daß der größte Theil des Volkes und die Regierung der Ver. Staaten die Philippiner zu Selbstständigkeit und Selbstregierung erziehen wollten. Das möge ein Menschenalter nehmen, aber um es zu erreichen, müßten die Philippiner ihre Kinder in die gewöhnlichen Schulen schicken, also die von unserer Regierung da etablirten sogenannten Freischulen, die aber von den Steuerzahlern bezahlt werden müssen. Taft hat also nichts gelernt und nichts vergessen. Sein Ziel ist heute noch, fort mit dem Katholizismus. Denn zu welch' anderem Zwecke wurden die Freischulen auf

den Philippinen gegründet, und die Pfarrschulen da zerstört, die da bestanden, ehe es überhaupt in den Ver. Staaten Schulen gab, als um den Sekten Vorschub zu leisten, um den Indifferentismus groß zu ziehen. Haben die Freischulen in den Ver. Staaten gute Bürger gebildet, haben sie auch nur theilweise das erfüllt, was so prahlerisch Jahre lang von ihnen behauptet wurde? Nein, von Maine bis California haben sie Verbrecher erzogen und die Sittlichkeit tief heruntergesetzt, das wird heute von tüchtigen protestantischen Schulmännern offen behauptet. Und dieselbe Institution soll die Philippiner zu besseren Menschen machen?

Canada. — Zu St. Hyacinthe, Can., starb Anfang August die Schwester Katharina Aurelia Canette, Gründerin der Schwestern vom kostbaren Blute. Sie war Oberin der Genossenschaft, welche strenge Klausur hat. Man sagt, sie hätte die Stigmata gehabt.

Vereinigte Staaten. — Kürzlich starb der frühere Bischof von Monterey und Los Angeles, der hochwst. Franz Mora, welcher am 1. Februar 1896 sich nach seinem Geburtsort Barcelona, Spanien, zurückzog. Schon 18 Jahre lang litt er große Schmerzen und er stand bei seinem Tode in seinem 78. Lebensjahre.

Eine denkwürdige Feier fand am 22. August in Pompey bei Syracuse, N. Y., statt. Es waren nämlich 250 Jahre verflossen, seit dort zum ersten Male das hl. Meßopfer dargebracht wurde und zwar von dem Pater Lemoine. Bischof Lubden zelebrirte bei der Feier das Pontifikalamt und der Jesuitenpater Th. J. Campbell hielt die Festrede. Die französischen Jesuitenpatres waren zu jener Zeit — um's Jahr 1655 — von Canada aus nach dem mittleren Theile des Staates New York vorgedrungen, um den in der Wildniß hausenden Irokesen unter unsäglichen Mühsalen und Gefahren das Evangelium zu verkünden. Einer der bekanntesten und berühmtesten dieser Pioniere des Kreuzes war Pater Jogues.

Die Bischöfe von Buffalo und San Antonio haben soeben Hirtenschreiben an die Katholiken ihrer Diözese erlassen, worin dieselben ernstlich an die Pflicht erinnert werden, ihre Kinder in die katholischen Pfarrschulen, Kollegien und Akademien zu schicken. Mögen ihre herrlichen Hirtenworte nicht umsonst sein!

Wie wir erst kürzlich in der „Rundschau" meldeten, geht der Verwaltungsrath des Leo-Hauses für Einwanderer auf den Antrag des hochw. Urban C. Nageleisen mit dem Gedanken um, das alte Eigenthum zu veräußern und einen größeren Bau zu errichten. Zu diesem Zwecke werden Zertifikate, auf $10.00 lautend, herausgegeben, die den Inhaber berechtigen, im Neubau Logie und Gastfreundschaft für den Betrag in Anspruch zu nehmen. Sollte der Neubau aber nicht zu Stande kommen, dann wird das Geld wiederum zurückerstattet. Der Plan hat ziemlich guten Anklang gefunden und es heißt, daß der Zentral-Verein 5000 Zertifikate unterbringen will.

Erzbischof John Ireland hat in einem Rundschreiben an den Klerus und die Laienwelt seines Sprengels angekündigt, daß mit dem Bau der neuen Kathedrale im Frühjahr 1906 begonnen und derselbe ev. (wenn Geld genug eingeht) im darauffolgenden Jahr beendet werden soll. Der Bau, dessen Grundstein im Oktober 1906 gelegt werden wird, soll zirka $1,000,000 kosten, die Ausstattung des Inneren nicht mit eingerechnet.

Der hochwst. Regis Canevin, Bischof von Pittsburg, hält am 10. Oktober eine Diözesansynode ab.

Zum Provinzial der Passionisten in diesem Lande wurde der hochw. P. Fidelis Kent Stone erwählt. Er ist Konvertit von der anglikanischen Sekte seit 1869.

Am 18. August starb zu Evansville, Ind., die Aebtissin Maria Magdalena (Annetta Bentivoglio), durch deren Arbeit im Verein mit ihrer leiblichen Schwester die Klarissinen in die Ver. Staaten eingeführt worden sind. Dieses geschah auf Wunsch des hochwst. Bischof Chatard von Indianapolis im Jahre 1875. Sie waren zuerst in Cleveland, dann und bleibend in Omaha, New Orleans und Evansville. Die Verstorbene erreichte ein Alter von 70 Jahren und gehörte dem Klarissinenorden 40 Jahre an.

Todtentafel. — Unsere zahlreichen Leser bitten wir inständigst in ihrem Gebete aller während des verflossenen Monats verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft eingedenk zu sein. Außerdem bitten wir, der dahingeschiedenen Mitglieder des Priester- und Ordensstandes zu gedenken. Von den Geistlichen starben: Hochw. A. J. Kühne, am 13. August zu Sun Prairie, Wis.; hochw. Michael J. Moran, am 11. August zu Brooklyn, N. Y.; hochw. Heinrich Glaser, am 13. August zu Bloomer, Wis.; hochw. P. James Conway, S. J., am 12. August zu New York, N. Y.; hochw. P. J. McGrath, am 14. August in Charles City, Jowa; hochw. Lorenz Spitzelberger von New Franken, zu Green Bay, Wis.; hochw. Timothy O'Brien von Thomastown, Conn., am 20. August zu New York, N. Y.; hochw. P. Theodor J. McDonald, O. C. C., am 10. August zu Eaglewood, N. J.; hochw. Paul Jacomino, am 12. August zu Rosebank, Staten Island, N. Y.; hochw. Theodor Venn, am 21. August zu Blue Earth, Minn.; hochw. Gregor Zern von Goodland, Ind., am 27. August zu Logansport, Ind.; hochw. P. Sylvester Schlecht, O. S. B., früher in den Vereinigten Staaten, am 19. August zu Erdington, England; hochw. P. Ludwig E. Green, S. J., am 10. September am gelben Fieber zu New Orleans, La.

Ein merkwürdiger Bau.

Fährt man auf der Eisenbahn von Salzburg nach Wien, so kommt man bei dem Städtchen Lambach an einer Kirche vorbei, welche der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht ist. Der Bau ist sehr merkwürdig, weil er zu Ehren der drei göttlichen Personen die Dreiheit sehr sinnig zum Ausdruck bringt. Er besteht nämlich in einem regelmäßigen Dreieck, ist aus dreierlei Marmor (seit 1727) erbaut, besitzt drei Eingänge, drei Thürme, drei Fenster, drei Altäre von dreifarbigem Marmor, drei Orgeln und drei Sakristeien und soll 33,333 Gulden gekostet haben.

Ein furchtbares Strafgericht, so schreibt der in Buenos Ayres erscheinende Argentinische Volksfreund vom 23. März 1905 Nr. 12, traf am letzten Samstag einen abgefallenen Priester und ein halbes Hundert schlechter Elemente von Santiago (in Chili), die in das Theater Lirico gekommen waren, um dort den abtrünnigen und exkommunizirten Priester über Bischof und Papst schimpfen zu hören, besonders aber um etwas Pikantes zu erfahren über die Beichte, da der tiefgefallene Mensch versprochen hatte, Beichtgeheimnisse zu enthüllen. Aber gerade in dem Augenblicke, da der Apostat anfangen wollte, über die Beichtgeheimnisse zu sprechen, stürzten mit fürchterlichem Krachen die Tribünen zusammen und begruben 600 Personen, von denen fünf todt und 45 schwer verletzt hervorgezogen wurden.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Dorchester, Mass., 13. VIII. '05. In verschiedenen Anliegen, Wunde am Halse, Verletzung an der Hand und anderen verschiedenen Nöthen, nahm ich Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung. Ich wurde erhört, deshalb spreche ich meinen innigsten Dank dafür aus. Das Herz Jesu hat mir schon soviel geholfen, wo menschliche Rettung unmöglich schien. E. W.

Chicago, Ill., 2. VII. '05. In einer gefährlichen Krankheit nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und machte mehrere Versprechungen, unter anderen auch, daß ich im Falle der Erlangung meiner Gesundheit dem hlst. Herzen Jesu öffentlich im „Sendbote“ danken wollte. Diesem Versprechen möchte ich nun nachkommen. Das göttliche Herz Jesu sei gelobt und gebenedeiet, für die erlangte Gnade. E. F.

Chicago, Ill., VI. '05. Seit langer Zeit war ich mit heftigem Rheumatismus geplagt, kein Mittel der Aerzte wollte helfen, so daß ich wohl einsah, daß menschliche Hilfe mir nichts nützen konnte. In dieser Noth nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, zu Maria und Joseph und den Armen Seelen im Fegfeuer. Gott sei Dank! ich wurde von meinem Leiden erlöst und danke hiermit öffentlich im „Sendbote“ für die erlangte Gnade. A. F.

Chicago, Ill., 18. VIII. '05. Wir hatten Krankheit in der Familie und als ich die vielen Danksagungen für erlangte Gnaden im „Sendbote“ las, unternahm auch ich im Vertrauen auf die Güte dieses hlst. Herzens Jesu eine Andacht zu ihm und zum hl. Herzen Mariä. Schon nach kurzer Zeit wurde ich erhört. Das hlst. Herz Jesu hat geholfen. Ihm sei Dank und Ehre, und auch dem hl. Herzen Mariä, das meine Bitte so erfolgreich unterstützte. J. B.

Chicago, Ill., 18. VIII. '05. Im Januar-Hefte des „Sendbote“ las ich, daß der hl. Diener Gottes Gerard Majella ein großer Wunderthäter sei, besonders in Lungenkrankheiten. Da ich nun schon seit Langem an Blutspeien litt und es für unheilbar erklärt wurde, so unternahm ich eine Novene zu ihm und ließ eine hl. Messe lesen, auch gedachte ich der Armen Seelen mit dem festen Vertrauen, erhört zu werden. Dem hl. Gerard und den Armen Seelen sei Dank, Gott erhörte ihre Fürbitte für mich, ich bin ganz bedeutend besser und kann nicht umhin, hiermit allen Lungenleidenden die Andacht zum hl. Gerard dringend zu empfehlen. L. R.

Chicago, Ill., 19. VIII. '05. Ich sage hiermit dem göttlichen Herzen Jesu meinen innigsten Dank für eine mir gewährte große Gnade, die Ablegung einer „Generalbeicht“, die mir zu Theil geworden ist am Danksagungstage 1904, und bitte das gütige Herz Jesu, diese Lossprechung im Himmel zu bestätigen. Auch der reinsten Mutter unsers Herrn, Maria, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius und Allen, die mir durch ihre Fürbitte mitgeholfen haben, meinen innigsten und besten Dank.

Meinem Versprechen nachkommend, bitte ich diese Danksagung im „Sendbote“ zu veröffentlichen. F. W. K.

Milwaukee, Wis., 25. VIII. '05. In einer sehr großen Bedrängniß, mit Kummer und Sorgen beladen, nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und flehte noch, nebst der hl. Mutter Gottes, den hl. Joseph und besonders den hl. Judas Thaddäus um ihre kräftige Fürbitte an und versprach die Veröffentlichung im „Sendbote“, wenn ich erhört werde. Gott und den Heiligen sei Lob und Dank, meine Gebete wurden auffallend erhört. Ich möchte Jedem die Verehrung des hl. Judas Thaddäus anempfehlen, denn man hat an ihm einen vorzüglichen Fürsprecher und Helfer, wo kaum mehr Hilfe möglich scheint. Frau M. G.

Allegheny, Pa., 26. VIII. '05. Ich litt furchtbare Schmerzen und sollte nach dem Urtheile des Arztes einer Operation unterworfen werden; da nahm ich meine Zuflucht zu den Armen Seelen und versprach fünf hl. Messen und die Erhörung im „Sendbote“ bekannt zu machen. Dem hlst. Herzen Jesu und den Armen Seelen sei herzlich gedankt, ich wurde wieder gesund, ohne operirt zu werden. Frau P. S.

Elmwood, O., 30. VIII. '05. Da ich wegen Krankheit lange Zeit die Kirche nicht besuchen konnte, so flehte ich zu den lieben Heiligen um ihre Fürbitte, wenn es Gottes Wille wäre, mir wieder die Gesundheit zu schenken, damit ich ihn in der Kirche besuchen könnte. Ich nahm mir die besondere Verehrung des kostbaren Blutes Jesu im Monate Juli vor, und verrichtete den Franziskaner-Rosenkranz zu Ehren der besonderen Freuden unserer Mutter Maria. Gott sei Dank! Ich kann meinen Pflichten in der Kirche wieder nachkommen. Gelobt sei das kostbare Blut Jesu! B. D. H.

Brooklyn, N. Y., 24. VIII. '05. In einem für mich sehr wichtigen Anliegen, indem ich mein Geschäft, in welchem ich viel Geld verloren hatte, verkaufen wollte, hielt ich mehrere Novenen und versprach mehrere hl. Messen und Veröffentlichung im „Sendbote“. Ich betete besonders zum hlst. Herzen Jesu, bat um die Fürbitte der Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der hl. Rita und empfahl die Angelegenheit auch den Armen Seelen. Nebstdem hatte ich großes Vertrauen zum Prager Jesu-Kind. Mein Wunsch wurde erfüllt. Deshalb möchte ich meinen innigsten Dank hiermit aussprechen. J. F.

Chicago, Ill., 4. IX. '05. Schon dreizehn Jahre war ich mit einer gefährlichen Wunde behaftet, und obgleich der Arzt nach fünf Operationen wenig Hoffnung hatte, gab ich die Hoffnung nicht auf. Ich nahm meine Zuflucht zu den hlst. Herzen Jesu und Mariä, zum hl. Antonius und den Armen Seelen. Ich bin erhört worden und wieder gesund. Deshalb möchte ich meinen Dank aussprechen. Auch in einem anderen Anliegen fand ich Erhörung. Dank den hlst. Herzen Jesu und Mariä. Möge doch Jeder seine Zuflucht zum Gebete nehmen. L. R.

Carthage, O., 8. IX. '05. In einem besonderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung im „Sendbote“. Dank dem göttlichen Herzen Jesu für die Erhörung. A. B.

Superior, Wis., 6. IX. '05. Als unser Kind schwer erkrankte, nahm ich meine Zuflucht zur Hl. Familie und zum hl. Ignatius, versprach eine hl. Messe zum Prager Jesu-Kind und Veröffentlichung. Ich wurde sogleich erhört. Auch in anderen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zu Jesus, Maria und Joseph. Gott sei Dank! Meine Gebete sind erhört worden. M. A. H.

Milwaukee, Wis., 9. IX. '05. Mein Sohn verlor sein ganzes Kopfhaar. Wir wandten Alles an, aber der Haarwuchs blieb aus. Da habe ich ein Gebetsversprechen gemacht und mein Sohn hat sein ganzes Haar wieder. C. L.

St. Louis, Mo., 11. IX. '05. Mein Sohn war ohne Beschäftigung und es schien fast unmöglich, eine passende Stellung zu bekommen. Daher nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herz Jesu und zu den Armen Seelen im Fegfeuer und fast augenblicklich wurde uns geholfen. Daher statte ich meinen innigsten Dank dem hlst. Herzen Jesu und den Armen Seelen ab und wünsche es zu veröffentlichen. Frau A. B.

Kurze Danksagungen. O. S. D., Brooklyn, N. Y., Erfolg in einer Schulprüfung und Erhörung in anderen Anliegen. — J. L., Syracuse, N. Y., Hilfe in Verfolgung und vielen anderen Anliegen. — Frau M. S., Middlebrook, Mo., Wiederfinden eines verlorenen Gegenstandes. — E. R., Ellsworth, Wis., Erhörung in vielen Anliegen. — M. A. W.,*) Lincoln, Ill., Hilfe in Bedrängniß. — Frau A. B., St. Louis, Mo., Erhörung in einem schweren Anliegen.

*) Man gebe doch seinen ganzen Namen an. Der Red.

Redaktionsschluß am 16. September 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat Oktober 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Die Werke zum Besten der Jugend.

Besondere Meinungen.

1. **Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten. Rosenkranzfest.** 451,403 Danksagungen; wahre Andacht; Gründung von Jünglings-Vereinen in verschiedenen Gemeinden; dringende Anliegen verschiedener Priester; Katechismusunterricht in allen Gemeinden; die dringenden Anliegen eines Arztes.
2. **Montag.** Schutzengelfest. 15,282 Bedrängte; Vertrauen auf Gott; für die sterbenden Leser; Heilung mehrerer Fallsüchtiger; wichtiges Anliegen einer Schwestern-Genossenschaft; mehrere gefährliche Operationen; besondere Anliegen eines Ordenspriesters.
3. **Dienstag.** Gerhard, Abt, Bek. (959). 148,702 Kranke; Gebetseifer; Bekehrung verkommener Söhne und Töchter; die Dienstmädchen in unseren Städten; häufiger und würdiger Empfang der hl. Sakramente.
4. **Mittwoch.** Franz von Assisi, Bek., Ordensst. (O. F. M., 1226). 145,046 verstorbene Mitglieder; feste Gesundheit zur Verrichtung der Standespflichten; Heilung einiger Geistesverwirrten; nach Meinung. 5)
5. **Donnerstag.** Plazidus und Gefährten, Märt. (541). 121,480 Lokalbündnisse; Bewahrung der Zunge; Bekehrung vieler leichtsinniger Väter und Mütter; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten; Bekehrung mehrerer Männer. 4)
6. **Erster Freitag.** Bruno, Bek., Ordensst. (Karthäuser, 1101.) 60,242 Direktoren; Aufhebung mehrerer Aergernisse in verschiedenen Gemeinden; Bekehrung der Spötter und Lästerer; guter Erfolg mehrerer Missionen. 1)
7. **Samstag.** Justina, Jungfr., Mart. (277). 190,262 Beförderer; Verzeihung; Geduld in den Widerwärtigkeiten des Lebens; guter Verkauf eines Eigenthums; Fortschritt im Studium.
8. **Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten.** Brigitta von Schweden, Wittwe (1371). 690,943 Verstorbene; geistliche Kommunion; hinreichende Gelegenheit für alle Familien zur Erlangung guter Arbeit; Bekehrung vieler Männer, die sich verbotenen Gesellschaften angeschlossen haben.
9. **Montag.** Dionysius und Gefährten, Märt. (117). 739,643 Gnade der Beharrlichkeit; Zurückhaltung; die Erziehung der Kinder in vielen Familien; größerer religiöser Eifer in den katholischen Familien; mehrere Studirende.
10. **Dienstag.** Franz Borgias, Bek. (S. J., 1572). 259,755 Jugend; Weltverachtung; Bekehrung der Unmäßigen; gute Berufe für den Ordensstand; der Bau eines Klosters; die Kirche in Oesterreich; nach Meinung.
11. **Mittwoch.** Germanus, Bisch., Mart. (407). 276,941 erste Kommunion; Dankbarkeit; Erfolg eines Unternehmens zur Ehre des hlsten Herzens Jesu; Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften; die Kirchen in den romanischen Ländern; nach Meinung.
12. **Donnerstag.** Wilfrid, Bisch., Bek. (709). 762,384 Eltern; Liebe zur Arbeit; die Anliegen einer Familienmutter; sichere Erkenntniß des Berufes und Mittel ihm zu folgen.
13. **Freitag. Eduard,** Bek., König (England, 1066). 195,570 Familien; gutes Beispiel; Verbreitung guter Zeitungen und Bücher; die Genesung mehrerer kranken Schwestern; wahre Andacht der Schulkinder in Anhörung der hl. Messe; die Erziehung der Blinden. 6)
14. **Samstag.** Kallistus, Mart., Papst (222). 111,014 Versöhnungen; Flucht der Gefahren; die Bekehrung der Zornmüthigen; feste Gesundheit für einen Priester zur Erfüllung seiner Standpflichten; die Arbeiter in den Fabriken; nach Meinung.
15. **Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.** Theresia, Jungfr. (Karmeliterin, 1582). 606,153 Arbeit und Mittel; Wandel vor Gott; Erlangung des Gehörs für mehrere Leidende; der Bau einer Abteikirche; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; nach Meinung. 5)
16. **Montag.** Gallus, Bek., Abt (Benediktiner, 646). 242,761 Geistliche; Frömmigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien, Priorate und Schulen der Benediktiner; die würdige Feier der kirchlichen Feste.

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.

17. **Dienstag.** Margaretha Maria Alacoque, Jungfr. (1690). 1,178,064 Religiosen; Sühne, die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung der Herz-Jesu-Andacht und des Gebetsapostolates.
18. **Mittwoch.** Lukas, Evangelist (90). 117,381 Seminaristen und Novizen; Aufrichtigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; die Verbreitung des Dritten Ordens.
19. **Donnerstag.** Peter Alkantara, Bek. (O. F. M., 1562). 147,584 Erkenntniß des Berufes; Zufriedenheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft. 4)
20. **Freitag.** Johann von Kent, Bek. (1437). 53,740 Pfarreien; häusliche Andacht; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Prämonstratenser; die Verbreitung der marianischen Sodalitäten.
21. **Samstag.** Ursula und Gefährtinen, Märt. (383). 62,100 Schulen; guter Wille; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Dominikaner; die Verbreitung der Rosenkranzbruderschaft.
22. **Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.** Maria Salomea. 62,663 Obere; Starkmuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Redemptoristen; die Verbreitung der Föderation.
23. **Montag.** Erlöserfest. 46,401 Missionen und geistliche Uebungen; Furcht vor der Sünde; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die würdige Haltung der kirchlichen Feiertage.
24. **Dienstag.** Raphael, Erzengel. 78,147 Vereine; Stärke in den Vorsätzen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; die katholische Universität in Washington.
25. **Mittwoch.** Krispin und Krispinian, Märt. (285). 182,004 Bekehrungen; guter Wille; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; unsere katholischen Vereine.
26. **Donnerstag.** Evaristus, Mart., Papst (109). 280,334 Sünder; Reue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Verbreitung der Kreuzwegandacht. 4)
27. **Freitag.** Frumentius, Bek., Bisch. (380). 96,100 Unmäßige; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Missionen und Niederlassungen der übrigen männlichen Orden und Genossenschaften; die Missionen unter den Negern und Indianern.
28. **Samstag.** Simon und Judas, Apostel. 162,625 geistliche Gnaden; Pflichteifer; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Waisenhäuser der Schwestern-Genossenschaften; die höheren Schulen für die Jugend.
29. **Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.** Narzissus, Bek., Bisch. (222). 191,798 zeitliche Gnaden; Barmherzigkeit; die Hospitäler und Schulen der Taubstummen und Blinden; die Bekehrung der lauen Katholiken in vielen Gemeinden.
30. **Montag.** Alphons Rodriguez, Bek. (S. J., 1617). 190,030 verschiedene Anliegen; Offenheit; Aufhebung vieler Aergernisse in den Städten; die Erziehung der Kinder in den öffentlichen Anstalten.
31. **Dienstag.***) Quinatius, Mart. (288). Die Anliegen der Bischöfe; Klugheit; öfterer Empfang der hl. Sakramente; dringende Anliegen einiger Priester; alle noch nicht erhörten Anliegen.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

Im Besonderen opfere ich sie Dir auf, damit die Unternehmungen zum Besten der Jugend mit Gottes Segen begleitet seien.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.

*) Vigilfasttag.

m des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

11. 32. Jahrgang. 1905.

en „Sendbote".)

Auf des Friedhofs stillen Pfaden.

Von P. Saget.

f des Friedhofs stillen Pfaden
Wand'le zwischen Gräbern her,
du mühsam und beladen
r Last des Lebens schwer
nach Ruhe und nach Frieden;
m jenem ernsten Ort
jederzeit beschieden
sehnte Trosteswort.

die Ruhe dort gefunden,
einst gleich dir die Last,
tt Dornen war umwunden
hr Weg zur stillen Rast;
us dem Kampf und Streite
sie des Todes Hand
tt sicherem Geleite
sie in's Friedensland.

ine bitt'ren Klagen,
r, Sorgen, Schmerz und Leid,
was du noch wirst tragen,
r Loos zur Lebenszeit;
ieh', sie überwanden
Weh' und Ungemach,
n frei von allen Banden
s Todes Herrschertag!

Willst du da noch länger zagen,
Muthlos deine Straße zieh'n?
Denk', wie bald die Stund' wird schlagen,
In der alle Schatten flieh'n,
Und vor dir in hellstem Scheine
Strahlt das hohe, heil'ge Wort:
Der gethan du hast das deine,
Dich umfängt der Friedensport!

Sieh' das Kreuz, des Dulders Zeichen,
Das sich dort vor dir erhebt,
Kündet, daß du wirst erreichen,
Was dein sehnend' Herz erstrebt,
Wenn du seine Wege wandelst
Und, erfüllt mit seiner Kraft,
Gut und treu auf Erden handelst,
Thust, was Segen dir verschafft.

Auf des Friedhofs stillen Pfaden
Lern' erkennen deinen Werth
Und daß du nach dort geladen,
Wo dir sel'ge Ruh' bescheert.
Fürchte nicht des Lebens Sorgen,
Die gar schnell vorübergeh'n,
Denke an den schönen Morgen,
Der zur Freud' dir wird ersteh'n!

General-Intention für den Monat November 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Bruderschaft vom guten Tode.

Die Gnade eines guten Todes ist ohne Zweifel die größte Gnade, die man sich selbst und Andern wünschen kann. Alle anderen Gnaden, welche man von Gott erhält, sind dieser Gnade in gewissem Maße untergeordnet; die hl. Sakramente, das Gebet, die verschiedenen Andachtsübungen sind ebenso viele Mittel, um die Gnade eines guten Todes zu erlangen, welche die Krone aller Gnaden ist.

Eine Todesbruderschaft nennt man eine solche, welche zum Zwecke hat, den Gläubigen zu einem guten Tode zu verhelfen, und verdient als solche, ohne Zweifel, zu den löblichsten Bruderschaften und Vereinen gezählt zu werden, die geeignet sind, das ewige Heil der Gläubigen zu fördern. Einem jeden Priester, dem das geistige Wohl seiner ihm anvertrauten Seelen am Herzen liegt, sollte es auch angelegen sein, einen solchen Verein zu gründen, und diese Bruderschaft vom guten Tode besonders in seiner Pfarrei einzuführen.

Eine solche Bruderschaft leistet dem Seeleneifer des Priesters bemerklichen Vorschub; denn ein solches Werk weckt in den Herzen der Christen Liebe und Gebetseifer und Lust zu guten Werken zu Gunsten der Verstorbenen, ein solches Werk erzeugt fromme, praktische Christen, die sich um die Kranken und Sterbenden liebevoll annehmen, ein solches Werk spornt die Menschen an, auch andere zu einem frommen Leben zu führen, und führt den Menschen recht oft zur Erwägung der Todesangst Jesu und seiner Leiden, die er ja aus dem Grunde für uns erlitten, um uns den Tod leicht und süß zu machen.

Die Vereine überhaupt, welche von den Priestern geordnet und geleitet werden, sind ebenso viele Mittel, ein christliches Leben wachzurufen und dasselbe immer mehr zu vervollkommnen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdient die Bruderschaft vom guten Tode eine ganz besondere Achtung und Erwägung, weil dieselbe ja den eigentlichen Zweck hat, den Gläubigen die Gnade des Heils zu verschaffen, welche ja den Schlußstein und den letzten Zweck und das Ende aller Bemühungen bildet, und deshalb die Krone aller Gnaden ist.

Je mehr Satan und seine Helfershelfer, die Freimaurer und sonstige Kirchenfeinde und Religionshasser sich bemühen, den Priester vom Sterbebette fernzuhalten, desto mehr muß der Priester sich bemühen, denen sich zu nähern, die im Begriffe sind, vor Gott zu erscheinen. Die Bruderschaft vom guten Tode leistet hier große Hilfe, da dieselbe auch dafür sorgt, daß nicht Un-

wissende und Unerfahrene in solche Logen und verbotene Gesellschaften und Vereine gerathen, die eine Ausgeburt der Hölle sind, und dieselbe ermahnt und beschwört ja nie solchen verbotenen Gesellschaften beizutreten, da sie sich sonst der Gefahr aussetzen, ohne die Sakramente zu sterben; endlich kann eine solche löbliche Bruderschaft vom guten Tode durch den Eifer seiner Mitglieder den unglücklichen Opfern und Sklaven solcher verbotenen Gesellschaften die Gnade erlangen, ihre elenden Ketten zu brechen, d. h. sich von derartigen Gesellschaften zu trennen und loszumachen, und kann denselben auf solche Weise das große Glück verschaffen, in den letzten Augenblicken des Lebens den Trost der heiligen Religion zu genießen und alle Mittel zum Heile bei der Hand zu haben, und so ausgesöhnt mit Gott, in Frieden und heiliger Ruhe zu sterben.

Die General-Intention für den Monat Dezember wird sein: Der Peterspfennig.

An einem Sterbebette.

Als der fromme und gelehrte französische Priester Bourfoul durch eine kleine Stadt in der Bretagne reiste, hörte er, daß ein Sterbender die Tröstungen der Religion zu empfangen sich hartnäckig weigerte. Der Priester rief seiner Gewohnheit gemäß vor Allem den Himmel um seinen Beistand an, und unternahm einen Gang zu dem Sterbenden. Dieser aber verschmähte unbedingt seine Hilfe und erklärte bestimmt, daß er nicht beichten wolle. Der Diener Gottes redete darauf kein Wort weiter, erhob sich von seinem Sitze und ging längere Zeit schweigend auf und ab, indem er bei jedem Gange den verstockten Sünder einige Augenblicke mit tiefer Aufmerksamkeit betrachtete. Der Kranke aber ward der Gegenwart des Priesters müde, und es ärgerte ihn, daß derselbe seine Person eigens studiren zu wollen schien. Und mit Zorn und Verachtung verlangte er, daß er ihn auf der Stelle verlassen sollte. Bourfoul antwortete jedoch ganz kalt: „Mein Bleiben bringt Ihnen ja keinen Schaden, mein Herr!“ und fuhr fort, im Zimmer auf und abzugehen. Dies brachte den Kranken noch mehr in die Hitze, und er schrie laut auf: „Ein für allemal sage ich es Ihnen, entfernen Sie sich!“ — „Erlauben Sie doch,“ versetzte der Diener Gottes, „daß ich hier bleibe! Ich bin oftmals Zeuge gewesen von dem Tode heiliger Seelen; aber ich bin es noch nicht gewesen, von dem Tode eines Verworfenen; ich will es nun heute sein; denn das ist für einen Prediger sehr nützlich.“ Diese kluge Antwort, in ihrem ganzen Ernste von dem tief ergriffenen Manne gemeint und gesprochen, ging dem Sterbenden zu Herzen; er ward erschüttert und der Schrecken malte sich auf seinem Gesichte. Bourfoul versäumte den günstigen Augenblick nicht, näherte sich dem Bette, sprach dem Elenden zu und bewog ihn zur Beicht und Bekehrung.

— Der Schnee erhält sich auf hohen einsamen Bergen, so wird die Jungfräulichkeit im Gebete und in der Einsamkeit bewahrt.

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat.

November.

Das göttliche Herz Jesu — ein Freundesherz für die Verlassenen.

Wir haben vielleicht schon öfters mit einer Art Mißgunst auf Solche gesehen, die gute und mächtige Freunde haben, bei denen sie im Unglück eine Stütze, in Zweifeln Rath, in allen Nöthen alsbald kräftige Hilfe finden. Ihr Glück verdoppelt sich, wenn sie es dem guten Freunde mittheilen können. Wir hingegen stehen allein da, können unsere Noth Niemand klagen, klopfen umsonst an die Herzen der Mitmenschen an. In guten Tagen scheint uns unser Glück nur ein halbes zu sein, in bösen Tagen unser Unglück aber ein doppeltes, weil wir Alles allein tragen müssen. Es ist allerdings wahr: „Wer einen Freund (d. i. einen wahrhaft guten, verständigen und frommen Freund) gefunden hat, der hat einen Schatz gefunden." Doch bedenken wir, ist uns Jesus denn nicht mehr als zehn derartige Freunde? Machen wir nur den Versuch und gehen wir, wenn wir uns verlassen und trostlos fühlen, im Gebete zu ihm oder in die Kirche. Wir wissen, dort wohnt der Gott alles Trostes, der Rathgeber in jeder Verlegenheit, der Helfer in jeglicher Noth. Wir wissen es aus dem hl. Evangelium, wie sein hlst. Herz das innigste Mitleiden hatte gerade mit den Allerverlassensten und Trostlosesten. Er ließ die verlassene Wittwe von Naim, deren einziger Sohn man zu Grabe trug, nicht fortweinen. „Weine nicht," sprach er, und ihr theurer Sohn war ihr lebendig zurückgegeben. Wir wissen, wie er einmal am Teich Bethsaida den Unglücklichen antraf, der schon 38 Jahre lang an der Gicht gelitten und sich nicht bewegen konnte. Niemand kümmerte sich um ihn; er war von Allen verlassen. Aber das theilnahmsvolle Herz Jesu nahm sich gerade dieses ganz zurückgesetzten Menschen an, und er heilte ihn plötzlich. Denken wir an die arme, unglückliche Sünderin, die von Allen verstoßen war, und zur Todesstrafe der Steinigung sollte verurtheilt werden. Sie hatte keinen Anwalt, keinen Fürsprecher. Da ist Jesus wegen ihres tiefen Reueschmerzes in ihrem Innern ihr Vertheidiger geworden. Er sprach zu den Pharisäern: „Wer aus euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie" — und so hat Jesus die Verlassene gerettet. Tausende, die von Menschen verstoßen waren, dabei innerlich zerfallen und trostlos, hat er in seinem Leben auf Erden getröstet und erquickt. Nun müssen wir aber bedenken, daß Jesus im hochheiligen Sakramente genau dasselbe Herz hat, wie ehedem. Auch jetzt nimmt er sich u

liebe der Trostlosen und Verlassenen an. Wie viele haben dies schon erfahren. Gehen wir also auch zu ihm in der Verlassenheit. Ist uns dies aber nicht so leicht möglich, weil dringende Geschäfte uns zurückhalten, nun, so wenden wir uns wenigstens geistiger Weise mit einem gläubigen, vertrauensvollen Blick nach der nächstgelegenen Kirche hin und sprechen wir das Wort: „Herz Jesu, Du Schutz und Zuflucht der Verlassenen und Trostlosen, erbarme Dich meiner," und siehe, alsbald werden wir die Liebe seines Herzens erfahren.

Bedenken wir wohl, gerade diese scheinbare Verlassung gereicht uns schließlich zu großem Troste. Dadurch sollen wir Jesus in seiner Trostlosigkeit ähnlich werden. „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er" — auch durch Entziehung solcher fühlbarer Andacht und freudevollen Seelenstimmung. Denken wir daran, wie er in Gethsemane bei der übergroßen Traurigkeit anfing zu zittern und Ekel zu empfinden gegen sein vorhergesehenes Leiden mit allen seinen Qualen. Seine Jünger hatten ihn verlassen trotz der innigen Bitte, sie möchten mit ihm ausharren. Der Vater im Himmel schien sein herzliches Gebet nicht zu hören, bis endlich der Engel kam und ihn stärkte. Und dann am Kreuze ist das seine schrecklichste Pein gewesen, daß der Vater ihn schien verlassen zu haben. „Mein Gott, mein Gott," rief er aus, „warum hast Du mich verlassen." Weil Jesus nun selbst aus Erfahrung den trüben Seelenzustand der scheinbar von Gott Verlassenen kennt, so hat er die innigste Theilnahme mit allen diesen. Aber nach dem Maße seiner damaligen Verlassenheit ist sein Herz jetzt auf ewig mit unendlichem Troste erfüllt. So wird auch für uns auf die kurze Trostlosigkeit die Ewigkeit des Trostes folgen. Darum harren wir jetzt muthig mit Jesus aus.

Das Traurigste beim Sterben und ein Mittel dagegen.

„Wissen Sie, Hochwürden," sprach ein Geizhals zu seinem Seelsorger, „was das Traurigste beim Sterben ist?" — „Darauf bin ich neugierig, was Sie für das Traurigste beim Sterben halten," erwiderte der Gefragte. — „Daß man sein Geld nicht in die andere Welt mitnehmen kann!" — „O, das kann man schon mitnehmen," entgegnete der Geistliche; „man braucht es nur gescheidt anzustellen!" — „Das hör' ich zum ersten Male," fuhr der erstaunte Geizhals fort. „Wie wäre denn das zu machen?" — „Man braucht nur das Wort Christi zu erfüllen: ‚Was ihr einem meiner geringsten Brüder thut, das habt ihr mir gethan.' Wenn Sie also große Geldvorräthe haben, wissen Sie den Weg, diese in's Jenseits hinüberzuschaffen! In demselben Augenblicke, wo Sie einem Armen ein Geldstück reichen, oder durch ein beliebiges gutes Unterstützungswerk eine Steuer für das Reich Gottes entrichten, sind diese Gaben in der Hand Christi, der sie Ihnen aufbewahren und obendrein verzinsen wird bis zum großen Abrechnungstage des Gerichtes!" Nachdenklich verabschiedete sich der Geizhals von seinem Seelsorger. Und wirklich legte der Mann seit dem Tage seinen Ueberfluß bei Christus an und starb vor Gott und den Menschen in Ehren. Möchte doch dieses Beispiel allen Geizhälsen zur Nachahmung dienen.

Maria, die Mutter der Armen Seelen im Fegfeuer.

Äußerst fromm und trostreich ist der Glaube, daß Maria nicht nur den Kindern der streitenden Kirche auf Erden, sondern auch den leidenden Seelen im Fegfeuer eine „Mutter der Barmherzigkeit" ist. Der heilige Kirchenlehrer Alphons von Liguori zeigt in seinem Buche über die Herrlichkeiten Mariä ausführlich, daß und wie die allerseligste Jungfrau namentlich ihren Verehrern im Fegfeuer zu Hilfe kommt. Ueberglücklich, sagt er, sind die Verehrer dieser liebevollsten Mutter, denn nicht allein im Leben empfangen sie ihre Hilfe, sondern auch im Fegfeuer stehen sie unter ihrem Schutze und ihrem Troste. Gerade weil diese Seelen mehr des Trostes bedürfen wegen ihrer Peinen und ihres Unvermögens, sich zu helfen, ist diese Mutter der Barmherzigkeit so sehr besorgt, ihnen zu Hilfe zu kommen. Nach dem hl. Bernard von Siena hat Maria in diesem Kerker der Seelen, der Bräute Jesu Christi, eine besondere Herrschaft und Gewalt, sowohl sie zu trösten, als auch sie aus ihren Peinen zu erlösen.

Dieser Glaube stützt sich auf die unerschütterliche Gewißheit, daß Maria ebenso die Macht wie den Willen habe, den armen Seelen zu helfen. Wer könnte zweifeln an der Macht Mariens über das Fegfeuer? Wir bekennen im apostolischen Glaubensbekenntniß eine Gemeinschaft der Heiligen, und diese Gemeinschaft umfaßt die Seligen im Himmel, die Christgläubigen auf Erden und die armen Seelen im Fegfeuer. Alle, die zu dieser Gemeinschaft gehören, bilden einen Leib, von dem Christus das Haupt, und der Hl. Geist, der Lebendigmacher, die belebende Seele ist. Zwischen den Gliedern des Leibes besteht aber eine gewisse Gemeinsamkeit der Güter, ein Glied kann und soll dem andern helfen. Wenn nun die Verdienste und Fürbitten der Heiligen uns Erdenpilgern zu Gute kommen können, so ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß dieselben nicht auch den armen Seelen im Fegfeuer zu Gute kommen sollen, da diese durch dasselbe Band der Gnade mit ihm verbunden sind wie wir. Maria aber besitzt unter allen Heiligen des Himmels die größte Macht, folglich kann sie auch am wirksamsten von allen den leidenden Seelen helfen. Der hl. Bernardin sagt daher sehr bestimmt: „Die allerseligste Jungfrau besitzt im Reiche des Fegfeuers Macht," und der hl. Dionysius, der Karthäuser, bezeugt nach einer ihm gewordenen Offenbarung, „daß, wenn nur Marias Name im Fegfeuer ertöne, die armen Seelen jene Freuden empfinden, die ein Kranker auf seinem Schmerzenslager beim Anhören tröstender Worte fühlt."

Wenn aber Maria Macht besitzt im Fegfeuer, dürfen wir dann wohl zweifeln an ihrer Bereitwilligkeit, den armen Seelen Hilfe zu bringen? Hieße das nicht zweifeln an ihrer Liebe zu ihnen? Die Seelen, d

leiden, sind aber durch das Blut ihres Sohnes erlöst, sie sind im Besitze der heiligmachenden Gnade und der Kindschaft Gottes, sie werden ganz gewiß einst zur Herrlichkeit des Himmels gelangen, nur müssen sie noch wie Gold im Feuer geläutert werden; sie sind jetzt trotz des unendlichen Reichthums der Gnade wahrhaft „arme" Seelen, weil sie, durch Gerechtigkeit im Kerker des Reinigungsortes gefangen gehalten, einstweilen die Früchte ihres Reichthums noch nicht genießen und überdies zu ihrer Rettung und Erlösung selbst auch nicht das Geringste thun können. Und diese Seelen sollten Maria nicht lieben, da sie doch ihrer Liebe so bedürftig und würdig sind? Ihnen sollte sie nicht gern Hilfe und Rettung bringen? Der ehrwürdige und gelehrte Kanzler Johannes Gerson sagt, Maria habe zufolge einer frommen Ueberlieferung am Tage ihrer Himmelfahrt eine große Anzahl Seelen aus dem Fegfeuer mit sich in den Himmel geführt, und seit jener Zeit habe sie das Vorrecht, ihre treuen Diener aus den Peinen des Fegfeuers zu befreien. Gewichtige Schriftsteller und Geisteslehrer sprechen die Ueberzeugung aus, daß die seligste Jungfrau besonders an ihren Hauptfesten die Auszeichnung genieße, durch ihre Fürbitte und auf Grund ihrer Verdienste den armen Seelen theils ihre Strafzeit abzukürzen, theils sie ganz zu befreien und sie als kostbare Beute ihrer Macht und Liebe in die ewigen Freuden des Himmels einzuführen.

Aus dem Gesagten ergibt sich ein doppeltes, nämlich wie gut es ist, fleißig Maria zu verehren, und ferner, wie gut es ist, häufig ihre Fürbitte für die armen Seelen anzurufen. „Glücklich, ja, dreimal glücklich sind die Diener dieser Mutter der Barmherzigkeit," ruft der hl. Alphons aus, „weil ihr Schutz sie nicht nur im Leben und im Sterben begleitet, sondern auch im andern Leben nachfolgt! Je unvermögender die Seelen sind, sich selbst zu helfen, desto mehr erhöht Maria für sie ihre Güte und Sorgfalt. Daraus läßt sich denn auch gleich schließen, wie angenehm der Himmelskönigin und zugleich wie heilsam es für die armen Seelen sein müsse, wenn man Maria andächtig für dieselben anruft." Der fromme P. Boudon empfiehlt deshalb den Gläubigen, Maria recht oft und eifrig um die Fürbitte für die armen Seelen anzurufen, und ermuntert sie zugleich, alle guten Werke und Gebete, die sie für dieselben verrichten, zutrauensvoll in ihre gebenedeiten Hände zu legen. „Denn," bemerkt er, „einerseits kann Niemand gerechter darüber verfügen, und anderseits ist dies einer der stärksten Beweise von der wahren und heiligen Liebe, die man zu ihr im Herzen trägt." Derselben Ueberzeugung verdankt auch eine fromme Uebung ihr Entstehen, welche unter dem Namen „heldenmüthiger Liebesakt für die armen Seelen" bekannt ist. Er besteht darin, daß man alle persönlichen Werke der Genugthuung während des Lebens und alle Gebete und guten Werke, die uns nach dem Tode fürbittweise zugewendet werden, als freies Geschenk in die Hände der allerseligsten Jungfrau niederlegt, auf daß diese liebreiche Mutter sie nach ihrem Gefallen denjenigen Seelen des Fegfeuers zutheile, welche sie von ihren Qualen befreien will. Mehrere Päpste, namentlich Papst Pius IX., haben für diesen Akt zahlreiche Ablässe verliehen. Alle Gläubigen, welche ihn gemacht haben, können jedes Mal, so oft sie kommuniziren, einen vollkommenen Ablaß gewin-

nen, wenn sie in einer Kirche oder öffentlichen Kapelle nach der Meinung des Hl. Vaters beten. Ebenso gewinnen sie einen vollkommenen Ablaß an allen Montagen, wenn sie zum Troste der armen Seelen die heilige Messe anhören und die Ablaßgebete verrichten. Niemand braucht zu fürchten, er werde durch diesen Liebesakt sich selbst berauben; im Gegentheil können wir nur dadurch gewinnen; „denn," sagt die hl. Brigitta, „wenn wir eine Seele aus dem Fegfeuer befreien, so ist dies unserm Herrn Jesus Christus so angenehm, als wenn wir ihn selbst befreit hätten, und zur gelegenen Zeit wird er uns diese Wohlthat vollkommen vergelten." Und schon der hl. Ambrosius sagt: „Alles, was wir für die Seelen der Verstorbenen thun, gestaltet sich in Gnaden für uns um, und nach unserm Tode werden wir hundertfachen Lohn erhalten."

Kurze Gebetsformel zur Verrichtung des heldenmüthigen Liebesaktes.

Himmlischer Vater! In Vereinigung mit den Verdiensten Jesu und Mariä opfere ich dir für die armen Seelen im Fegfeuer alle Genugthuungswerke meines ganzen Lebens auf, sowie auch alle Gebete und guten Werke, welche für mich nach meinem Tode werden aufgeopfert werden. Und diese Werke übergebe ich in die reinsten Hände der unbefleckten Jungfrau Maria, damit sie dieselben jenen Seelen zuwende, welche sie nach ihrer Weisheit und mütterlichen Liebe zuerst aus dem Fegfeuer befreien will. Nimm, o mein Gott, dieses Opfer gnädigst an, und laß mich um dessentwillen täglich in Deiner Gnade zunehmen. Amen.

Priesterhaß.

In Prato in Toskana trat im Jahre 1860 einer der hitzigsten Revolutionäre in ein Kaffeehaus, zog zwei Pistolen heraus und sprach: „Mit einer dieser Pistolen will ich den Papst und mit der anderen den Pfarrer der Kathedrale erschießen." Um seine Worte zu bekräftigen, stieß er den Schaft der geladenen Pistole auf die Marmorplatte eines Tisches. Doch der Schuß ging los und die Kugel flog dem Unglücklichen in den Kopf. Man lief um einen Priester und kam zufällig zu demjenigen, für den die Kugel bestimmt gewesen. Umsonst beeilte sich der gute Priester, dem tödtlich Verwundeten zu Hilfe zu kommen; er kam zu spät, indem der Elende bei der Ankunft des Priesters bereits vor dem Richterstuhle Gottes stand. So straft Gott den Priesterhaß.

Meistens pflegen Maler, welche Kopien nehmen oder Portraite zeichnen, ihre Arbeit als höchst gelungen zu sein rühmen, und eine Aehnlichkeit darin sehen, wo sonst Niemand eine sieht. Leider, daß der Mensch gewöhnlich bei der Beurtheilung seiner Handlungen in der Nachfolge Christi und seiner Heiligen es auch gerne so thut und Aehnlichkeiten sieht, wo andere mit Recht nur Unähnlichkeit und ein wahres Zerrbild bemerken. Weninger.

Unser Verkehr mit den Verstorbenen.

Eine Allerseelen-Betrachtung.

Obwohl der Tod uns scheinbar trennt, so hat dennoch unser Verkehr mit denen, die uns im Tode verließen, nicht vollständig aufgehört. Hier auf Erden bestand er in dem leiblichen Beisammensein, in dem Austausch der Gedanken, in Erweisen der Liebe und Freundschaft. Von diesen Arten des Verkehrs ist nur die letzte geblieben, aber es ist auch die edelste und vornehmste Art. Diese hat der Tod trotz seiner Allgewalt nicht aufzuheben vermocht; denn der Geist ist erhaben über den Tod. — Aber die Fortdauer des Geistes nach dem Tode allein genügt noch nicht, um den Verkehr der auf Erden Lebenden mit den Verstorbenen möglich zu machen. Es muß auch eine wirkliche Gemeinschaft zwischen den Lebenden und Verstorbenen bestehen, und sie besteht durch das, was die Kirche „Gemeinschaft der Heiligen" nennt. Die Gemeinschaft der Heiligen, d. h. die geistige Vereinigung aller derer, die zur Heiligkeit berufen, durch die Taufe geheiligt und theilweise schon zur vollendeten Heiligkeit gelangt sind, oder mit anderen Worten, die geistige Vereinigung der Christgläubigen auf Erden mit den Seligen im Himmel und den Seelen im Fegfeuer macht einen fortwährenden Verkehr der Lebenden mit den Abgeschiedenen möglich. Die Gemeinschaft der Heiligen ist nicht etwa blos eine Redensart, ein schöner Gedanke, nein, es handelt sich hier um eine wirkliche Gemeinschaft, wenn auch um eine geistige. Es sind geistige Güter, die sie unter ihren Gütern ein- und austauscht und in Verkehr bringt, so jedoch, daß alle diese Güter in ihrem letzten Grunde ausgehen von dem Haupte der Gemeinschaft, von Jesus Christus.

Aus drei großen Reichen besteht diese Gemeinschaft, und jedes dieser Reiche gibt und empfängt. So erweisen die Christgläubigen auf Erden den Seligen des Himmels Verehrung, und von den Seligen empfangen sie Vortheile aus ihren Verdiensten und Fürbitten. Wir auf Erden helfen den leidenden Seelen im Reinigungsorte, und was geben diese dafür entgegen? Sie beten für uns. Denn wenn auch im Reinigungsorte befindlich, am Ort der Strafe, und wenn auch außer Stande, jetzt noch etwas zu verdienen, sind sie doch nicht verhindert zu beten, für sich und für uns.

Darin besteht der große Trost des Allerseelentages und Allerseelenmonats, ein Trost, der auch den herbsten Schmerz über den Verlust theuerer Seelen zu lindern vermag. Wenn Eltern und Kinder, Geschwister und Freunde nicht beisammen sein können, so entschädigen sie sich durch brieflichen Verkehr und finden darin einigen Ersatz für die wirkliche Vereinigung. In ähnlicher Weise können wir die Verluste, die wir durch den Tod erlitten, bis zu einem gewissen Grade ausgleichen. Wir verkehren mit unseren Todten, indem wir ihnen Hilfe verschaffen und Hilfe von ihnen empfangen.

Wissen wir denn aber auch, ob sie der Hilfe bedürfen, oder ob ihnen unsere Hilfe noch etwas nützen kann? Wissen wir denn, ob die Verstorbenen, denen wir helfen wollen, auch wirklich im Fegfeuer sind? Können sie nicht in der Hölle sein, wo unsere Hilfe zu spät käme? Können sie nicht im Himmel sein, wo unsere Hilfe nicht mehr nothwendig wäre? Welcher Verstorbene thatsächlich in die Hölle kommt, das wissen wir freilich nicht, wir wissen nur, wodurch man in die Hölle kommt. Also dürfen und müssen wir für Alle, über deren endliches Schicksal wir keine göttliche Offenbarung besitzen, wie z. B. über das Loos des Judas Ischarioth, noch Hoffnung haben, daß sie der Höllenstrafe entgangen sind. Daß aber alle Menschen sofort nach ihrem Tode in den Himmel aufgenommen werden, wird mit Grund bezweifelt. Denn wenn wir auch in der Gnade Gottes aus diesem Leben scheiden, so kann man sich doch leicht denken, wie viel rückständige Sündenstrafe noch abzutragen, wie manche Unvollkommenheit noch zu büßen sein wird. Es ist demnach anzunehmen, daß die meisten von denen, welchen bei ihrem Tode die Zulassung zum Himmelreich gewiß ist, noch durch den Reinigungsort hindurchgehen müssen. Aber wie, wenn sie schon hindurchgegangen sind, und wir beten dennoch für sie, wollen dennoch ihnen helfen, ist dann wenigstens die Hilfe in diesem Falle nicht unnütz? Durchaus nicht. Denn wir dürfen sicher annehmen, daß dann die Hilfe anderen zu Gute kommt, und daß die Seelen, die wir noch im Fegfeuer glaubten, indeß sie schon im Himmel sind, unsern guten Willen uns durch ihre Fürbitte im Himmel vergelten werden.

Zu unserer Hilfe sind jene Seelen übrigens auch bereit, so lange sie noch im Fegfeuer weilen, wenigstens zu einer Gebetshilfe, die ihnen ja allein möglich ist. Beten wollen und können sie für uns. Sie wollen es, denn sie lieben uns, sonst stünden sie ja selber nicht in der Liebe Gottes, und sie können es, denn es sind heilige Seelen, wenn auch noch mangelhaft, es sind Seelen, welche trotz ihrer schmerzlichen Läuterung Freunde Gottes sind. Und es ist angemessen, daß sie für uns beten; denn sonst bestünde zwischen uns und ihnen keine vollständige Gemeinschaft, kein gegenseitiges Geben und Empfangen. Wir dürfen sie sogar um ihre Fürbitte anrufen, überzeugt, daß Gott Mittel und Wege genug hat, wie den Seligen im Himmel so auch ihnen unsere Gebete zu offenbaren. Also wir beten für sie und sie für uns — ein herrlicher, beglückender Trost! Wie viel bist du vielleicht deinen verstorbenen Eltern, deinem Gatten, deinen Kindern, Geschwistern, Freunden an Liebe hier auf Erden noch schuldig geblieben! Du hast vielleicht oft schon gedacht: Könnte ich sie doch noch einmal zurückrufen, ich würde es gewiß anders machen, ich würde sie auf den Händen tragen. Ei, siehe doch, du kannst es noch gut machen, du kannst sie durch deine Bemühungen gleichsam auf den Händen aus dem Fegfeuer tragen, du weißt die Mittel dazu.

Wie aber ist es mit den unmündigen Kindern, die in der Taufunschuld dahinsterben? Wie bitterlich werden gerade sie oft von den Eltern beweint. Welchen Trost haben sie? Solche Kinder haben selbstverständlich kein Fegfeuer nöthig, sondern gehen unmittelbar nach dem Tode in den Himmel ein. Ihnen hast du nicht nöthig, zu helfen. Aber du hast in jedem solchen Kinde

einen Engel im Himmel, einen Engel am Throne Gottes, der für dich seine Fürbitten darbringt; ich meine, das ist kein geringer Trost.

Soviel über den Verkehr mit den Verstorbenen. Möge dieser Verkehr ein recht lebhafter sein zu allen Zeiten, insonderheit aber in diesem Monat, der den armen Seelen ganz besonders gewidmet ist.

Die christlichen Leichenzeremonien und ihre Bedeutung.

as Evangelium von der Auferweckung der Tochter des Jairus berichtet uns von dem Trauergepränge vor dem Hause und in demselben, von den Flötenspielern und Klageweibern, welche sich dort nach jüdischer Sitte eingefunden, um den Schmerz der Familie über das verstorbene Mitglied auszudrücken und bei Allen, welche die Leiche zu sehen kamen, Thränen und Klagen zu erwecken. Weit edlerer Art, weit sinniger und wirksamer sind die christlichen Trauerzeremonien bei einem Sterbefall; sie sind mit Gebeten und guten Werken verbunden, bringen Hilfe den Verstorbenen und Trost den Hinterbliebenen, die sie auf die einstige Auferstehung hinweisen. — Dem eben Dahingeschiedenen werden von Jemand aus den nächsten Angehörigen die Augen geschlossen. Auch vom hl. Augustinus wird berichtet, daß er diesen Liebesdienst seiner Mutter erwiesen habe. Durch das Schließen der Augen wird das Schreckhafte des Todtengesichtes gemildert und dem Todten das Ansehen eines Schlafenden gegeben, welcher dereinst von Gott zu neuem Leben, zum Tage der ewigen Verklärung auferweckt wird.

Der Leichnam wird gewaschen. Damit soll dem Leibe, dem Werkzeug der Seele, eine Ehre erwiesen und der Wunsch ausgedrückt werden, die Seele möge ebenso von allen Schulden durch Christi Blut gereinigt sein. Zuweilen wird der Leichnam auch einbalsamirt, was nach dem Zeugniß des hl. Gregor auch bei den alten Christen üblich war, jetzt aber nur bei hohen Personen geschieht. Das Balsamiren erinnert daran, daß der Leib gesalbt und geweiht war zu einem Tempel des Hl. Geistes.

Das weiße Todtenkleid gibt dem Wunsche Ausdruck, die Seele möge das Kleid der Taufunschuld vor den göttlichen Richterstuhl mitgebracht haben.

Der Leichnam wird in einen Sarg gelegt; ein sprechendes Bekenntniß des Glaubens an die Auferstehung. Der Leib im Sarge gleicht der Raupe, die in einem Gespinst, in die Hülle einer Puppe eingeschlossen, da liegt, im Frühling aber als geflügelter Schmetterling aus der Verwesung hervorgeht. So wird auch der Leib auf Gottes Befehl aus dem Erdenschoß im verklärten Zustande sich erheben.

Dem Leichnam wird ein kleines Kreuz in die auf der Brust gefalteten

Hände gesteckt zum Zeichen, daß der Verstorbene den Gekreuzigten bekannt hat im Leben, also auch von ihm auferweckt wird.

In einem Raume des Sterbehauses wird die Leiche aufgestellt, und nach kirchlicher Vorschrift brennt ein Licht dabei, andeutend, daß die Seele fortlebe. Die kommenden Besucher beten zu Gott um Hilfe und Trost für die Seele, und sie besprengen die Leiche mit Weihwasser, um durch die Kraft der kirchlichen Segnung desselben dem Verstorbenen, wenn seine Seele im Reinigungsorte weilt, Linderung zu verschaffen. Auch gibt die Weihwasserspende nach frommem Gebete dem trostreichen Gedanken Ausdruck, daß das Gebet der Gläubigen die abgeschiedene Seele ebenso erquicke, wie einige Tropfen Wasser einen vor Durst lechzenden Menschen.

Dem Leichenbegängnisse wird das Kreuz vorgetragen, das Panier, die Fahne, worunter der Verstorbene gelebt und für Christus gekämpft hat. Auch ist das Kreuz eine Bitte an den göttlichen Heerführer, daß er seinen Streiter oder seine Streiterin der Verdienste des Kreuzes theilhaftig mache. Lichter werden mitgetragen zur Erinnerung, daß der oder die Verstorbene das Glaubenslicht bis zum Lebensende bewahrt hat, und es wird gebetet: „Das ewige Licht leuchte ihm!" — Mit Psalmengesang, hier und da auch mit Musik, wird die Leiche begleitet, um die Trauer zu mildern, die bei Christen nicht übermäßig sein soll, auch um den Todten zu ehren, der unserer Hoffnung gemäß nun Theil nimmt an dem Jubelgesang der seligen Himmelschöre. — Fromme Gläubigen und theilnehmende Freunde begleiten die Leiche, ein Bild, wie die Engel die Seele der Gerechten zum Himmel begleiten. Der Priester, welcher die Leiche segnet, sinnbildet den Engel, welcher den Verstorbenen sicher in die ewige Heimat hinüber begleiten will. Die Besprengung des Grabes mit Weihwasser soll andeuten, daß es die Ruhestätte eines Getauften sei, an dem die bösen Geister keine Gewalt haben. Die Beräucherung des Grabes fordert die Gläubigen auf, ihr Gebet gleich den Rauchwolken andachtsvoll für den Verstorbenen zu Gott emporzusenden. Der Priester wirft auch etwas Erde auf den eingesenkten Sarg, zur Lehre, daß die Beerdigung der Todten ein Werk der christlichen Barmherzigkeit sei, und daß wir Menschen alle Staub und Asche sind.

Alle diese Zeremonien und Gebräuche des christlichen Begräbnisses sind sehr lehrreich und trostvoll. Die Kirche umgibt den Todten mit ihrem geistigen Leben und läßt uns des Verstorbenen Stimme noch einmal in den ernsten Abschiedsworten des weisen Sirach vernehmen: „Gedenke an mein Urtheil, denn ebenso wird das deinige sein: Gestern mir, heute dir."

Hoffentlich werden unter den Lesern des „Sendbote" nicht solche sein, die das Vorstehende unangenehm berührt, weil sie nicht gern an den Tod denken. Nicht gern an den Tod denken wollen, ist ein Zeichen bösen Lebens. Solche Menschen führen entweder ein träges Leben voll feiger Muthlosigkeit und Schwäche des Geistes, ein weltliches Leben, als sollten und könnten sie ewig hier auf Erden bleiben, oder gar ein sündenvolles Leben, so daß sie den Tod und das Gericht mit Recht zu fürchten haben.

Das Kreuz auf dem Grabe verkündet fort und fort, daß hier ein Christ ruht, der an den Gekreuzigten geglaubt und durch ihn sein Heil zu finden gehofft hat. Wie unpassend und unchristlich ist es daher, auf christlichen Gräbern heidnische Urnen, Vasen, egyptische Pyramiden oder dergleichen anzubringen statt des Kreuzes! — Die Blumen, mit welchen ein Grab geschmückt wird, sind ein Bild der guten Werke des Verstorbenen, aber auch eine stumme Bitte an die Ueberlebenden, der Seele des hier Ruhenden auch mit guten Werken zu Hilfe zu kommen.

Nicht gern an den Tod denken wollen, ist darum auch meist das Vorzeichen eines bösen Todes, darum ergeht an solche die Warnung des Herrn: „Weil sie nur an das Leben und nie an das Sterben denken, kann der Tod ihnen nicht anders als jäh und unerwartet kommen.“ Halten wir als gute Christen uns frei von der Furcht vor dem Tode nach der Anleitung des hl. Augustinus: „Die Furcht vor dem Tode muß man nicht dem Tode zur Last legen, sondern dem Leben. Denn wir haben im Tode nichts zu befürchten, wenn wir in unserem Leben nichts begingen, dessen wir uns fürchten müssen.“

Selig die Armen im Geiste.

Um unsere Seele Gott zu heiligen, handelt es sich weder um übergewöhnliche Wege, noch um hervorragende Geistesgaben und Kräfte, die nicht Gemeingut Aller sein können, sondern um die Hauptsache, nämlich um die Liebe zu Gott und den freien Gehorsam. Ohne die Liebe, die sich in herzlicher Demuth, Milde, Schonung und lauterem Wandel kund gibt, bedeutet die strengste Abtödtung nichts, die ja auch von Derwischen und Fakirs geübt wird, und nutzlos ist die Abhärtung jener, die auch zugleich ihr Herz verhärten, und mit düsterm Stolze die Kinder der Eitelkeit verachten. Ohne diese Liebe haben die glänzendsten Gaben keinen Werth, so sehr sie auch vor den Augen der Menschen schimmern. Auch heißt es nicht: selig diejenigen, denen Macht verliehen ist über reißende Thiere; selig, die viele Ellen hoch in der Luft schweben; selig, die einen dürren Stab in die Erde pflanzen, daß er sofort und augenblicklich Blätter und Früchte treibt; selig, die ohne Brücke und ohne Kahn über breite Ströme wandern; sondern wir hören vor Allen: selig die Armen im Geiste. Nicht also jene, die Wunder verlangen, sondern die mit dem einfachen Glauben sich bescheiden. Nicht geradezu die körperlich Armen, blos deshalb schon, weil sie keine irdische Habe besitzen, da ja körperliche Armuth gar oft mit Reichthum an Stolz und Begierden sich gesellt; auch keineswegen die Geistesarmen und Stupiden, oder die Armen an Geist, sondern die Armen im Geiste, die sich nämlich ihrer Erlösungsbedürftigkeit bewußt sind, und daß sie ihr Genügen, ihre echte Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft nur aus Gott erlangen können. Und während die Dünkelvollen, in ihren eigenen Augen Reichen, egoistisch und übermüthig sich geberden, sind diese Demüthigen milde und gelehrig; sie unterwerfen sich gern den Aussprüchen des Glaubens, sie lassen von Gott sich lenken.

Der hl. Andreas, Apostel.

Derselbe war von Bethsaida in Galiläa gebürtig, und ein leiblicher Bruder des hl. Petrus. Als er am Flusse Jordan mit noch einem andern Jünger bei dem hl. Johannes stand, kam Jesus dahin, und der hl. Johannes deutete auf ihn und sprach: „Siehe, das Lamm Gottes!“ Sobald Andreas dieses gehört hatte, folgte er mit dem andern Jünger Christo nach und verblieb bei ihm am selbigen Tage. Am folgenden Tage traf er den Petrus, seinen Bruder, an, der damals noch Simon genannt wurde. Voller Freude sprach er zu ihm: „Wir haben den Messias gefunden,“ und führte ihn zu Jesus. Nicht lange darnach, als Andreas und Petrus im galiläischen Meere, weil sie Fischer waren, ihr Netz auswarfen, ging Jesus vorbei, berief dieselben zu sich und sprach: „Folget mir nach. Ich will euch zu Menschen-Fischern machen.“

Beide verließen ohne Verweilen ihr Netz und folgten Christo nach. Von dieser Zeit an wich Andreas nicht mehr von Christus, außer damals, da Christus im Garten Gethsemane von den Juden gefangen wurde; denn da ergriff auch er, wie die andern Apostel, die Flucht. Dennoch ging er bald wieder in sich und fand sich bei den übrigen Aposteln ein, da Christus ihnen nach seiner Auferstehung erschien, in ihrer Gegenwart gen Himmel fuhr, und über sie den Hl. Geist vom Himmel sandte.

Andreas verkündigte das Evangelium in Szythien, Thrazien, Galatien und andere heidnische Länder, wo er durch seine Predigten und Wunderwerke viele Tausende zu Christo bekehrte. Er reiste auch nach Achaja und Patras, der Hauptstadt dieses Landes. In dieser verkündigte er, wie überall, mit apostolischer Freiheit die Lehre Jesu Christi und bestätigte die Wahrheit derselben mit vielen Wundern, wodurch viele Einwohner den christlichen Glauben anzunehmen bewogen wurden. Aegeas, der Statthalter, widersetzte sich zwar nach allen Kräften und bemühte sich, den Götzendienst bei seinen Untergebenen zu erhalten. Der heilige Apostel aber verwies ihm dieses unerschrocken und sprach zu ihm: „Du willst, daß dieses Land dich für seinen Richter halte; warum willst du denn nicht Christus, den wahren Gott, für einen Richter aller Menschen erkennen, und dein Herz von der verdammlichen Abgötterei abwenden?“ Andreas erklärte das große Geheimniß der Erlösung des menschlichen Geschlechtes, und zeigte, daß Christus ganz freiwillig und aus lauter Liebe zu uns den schmählichen Kreuztod erwählt habe. Aegeas jedoch blieb verstockt und drohte Andreas mit den grausamsten Martern, falls er den Göttern nicht opfere. Der Statthalter versuchte Andreas auf verschiedene Weise zum Abfall zu bringen, jedoch vergebens. Der heilige Apostel sprach unerschrocken: „Die von dir mir angebotenen Ehren achte ich nicht, weil sie zeitlich sind und bald vergehen; die angedrohten Martern fürchte ich nicht, weil sie nicht ewig dauern. Du aber, o Aegeas, hast jene Peinen zu fürchten, welche ewig dauern, wofern du nicht deine Götzen verlässest und Jesum Christum für den wahren

Gott erkennest und anbetest." Nach diesem fuhr der heilige Mann fort, Vieles von dem gekreuzigten Heilande und von der Glückseligkeit jener, die etwas ihm zu Liebe leiden, dem Statthalter und allen Anwesenden zu predigen. Dieser aber befahl ganz ergrimmt, den heiligen Apostel auf das Grausamste zu geißeln und alsdann zu kreuzigen. Das Letzte setzte der Statthalter hinzu, um den heiligen Apostel zu verspotten. Allein kein Todesurtheil hätte diesem angenehmer sein können. Ganz anders nahm es aber das Volk auf. Man hörte einen lauten Ruf: „Was soll das sein? Dieser Mann ist gerecht und

Der hl. Apostel Andreas.

ein Freund Gottes; warum will man ihn kreuzigen?" Andreas aber sprach abermals zum Volke und bat es inständig, daß es ihn an seinem unschätzbaren Glücke nicht hindern wolle. Man führte demnach den heiligen Apostel zu dem Gerichtsplatze.

Sobald er das Kreuz, an welchem er sterben sollte, von Ferne sah, rief er mit fröhlicher Stimme: „O gutes Kreuz, welches ich so lange verlangt, so sorgfältig geliebt, ohne Unterlaß gesucht habe und endlich für mich bereitet finde, nimm mich auf von den Menschen und stelle mich wieder meinem Meister zu; damit derjenige, der mich durch dich erlöset hat, auch mich durch dich wie-

der bekomme." Also rief der Heilige von Ferne; da er aber in der Nähe das Kreuz vor sich hatte, küßte und umfing er es auf das Zärtlichste und ließ sich nach Willkür der Henkersknechte fest an dasselbe mit vielen Stricken binden. Sobald das Kreuz in die Höhe gerichtet war, mußte es dem heiligen Apostel anstatt einer Kanzel dienen. Mit allem Eifer ermahnte er die Christen zur Standhaftigkeit und die Ungläubigen zur Bekehrung. Diesen bewies er die Falschheit ihrer Götter und die Wahrheit des christlichen Glaubens. Zwei Tage lang blieb er am Kreuze hängen und setzte während derselben seine Ermahnungen und Predigten fort, bis zum dritten Tage, als seine Seele sich zu dem erhob, dem er in der Todesart gleich zu werden so sehnlich verlangt hatte. Es war im 70. Jahre nach Christi Geburt. Sein heiliger Leib ruht in der Kirche des hl. Petrus zu Rom.

Treffliche Antwort.

Ein Elternpaar, das sich sonst nicht viel um Gott und Religion bekümmerte, hatte das einzige Kind durch den Tod verloren. Da ergossen sich die Eltern nicht nur in die bittersten Klagen, sondern sie murrten auch über Gottes Vorsehung; wie es denn Brauch ist, daß gerade diejenigen, die am wenigsten an Gott denken, fordern, daß er desto mehr an sie denken und sie und all' das Ihrige wie seinen Augapfel bewahren solle.

Sie fragten ihren Seelsorger: wenn Gott, wie die Schrift sagt, die Liebe sei, warum er denn ihr einziges geliebtes Kind genommen habe?

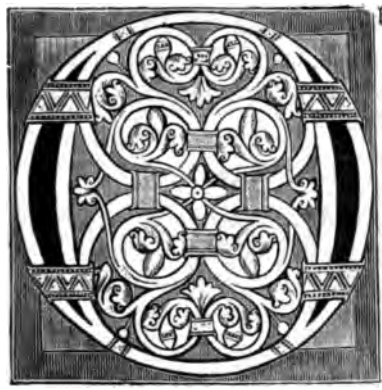
Der Seelsorger, ein wahrer Gottesmann, entgegnete: „Ihr wollt von mir wissen, warum Gott Euer Kind zu sich genommen habe? Ich antworte: Er will aus Eurer Familie auch Eines in dem Himmel haben. Ihr Alten wollt nicht in den Himmel, und hättet das Kind, wäre es das Eurige geblieben, auch nicht hineingelassen. Darum hat es der Herr zur rechten Zeit zu sich genommen. Wenn Ihr ein Elternherz habt, so laufet dem Kinde nach, und suchet es auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit, und Ihr werdet es wieder finden und nicht ferner verlieren!"

— Die Jungfrauschaft gleicht einer Kawalilie, die ganz demüthig sich in den niedrigsten Gesträuchen verbirgt. (St. Ambrosius.)

Unser irdisches Leben ist ein Bau für die Ewigkeit. Das Fundament des Baues ist Christus; wie wir darauf das Fernere ordnen, ist die Aufgabe unserer ganzen Sorgfalt. Nicht Holz und Stroh oder Splitter! warnt der Apostel. Auch dürfen wir uns nicht vorübergehenden religiösen Gefühlen genügen lassen, nicht mit dem flüchtigen, gläubigen Aufblick zu Gott. Was wird dem Thörichten zu Theil werden, der am Ende seiner Wanderung angelangt ist, ohne das Ziel derselben erreicht zu haben? Die Bewohner der Finsterniß werden ihn höhnen: sehet den Menschen, den Christen, der zu bauen anfing, und nicht vollenden konnte, obgleich es ihm an überreicher Hilfe nicht gemangelt.

(Für den „Sendbote“.)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?



Ohne Zweifel spielen die verschiedenen Arbeiter-Vereine oder Arbeiter-Unionen eine große Rolle in der geschäftlichen Welt. Sie zählen ihre Mitglieder nach Tausenden; sie bilden schon eine gewaltige Macht; sie schützen die Rechte der Arbeiter; sie sind stets bedacht auf die Vortheile der Mitglieder; sie wollen die Lage der Arbeiter heben und verbessern, und wo sie die Besserung erstrebt, ihre Lage erträglich gemacht haben, sind sie auch nicht müßig, diese gehobene Lage, diese errungene Besserung zu behaupten. Allerhand Mittel und Wege wenden sie an, um ihr vorgesteckes Ziel zu erreichen, und wenn endlich erreicht, auch zu wahren. — Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die Arbeiter-Unionen schon recht Vieles und auch recht Gutes zur Besserung, und das in mehr als in einer Beziehung, geleistet und vollbracht haben. Gesündere Arbeitslokalitäten, besser ventilirte Fabriken, kürzere Arbeitsstunden, Abschaffung der Kinder-Arbeit in Fabriken und Werkstätten, oder doch bessere Behandlung und Fürsorge für deren Gesundheit, größere Rücksicht für die, nothgedrungen, Brod verdienenden Weibsleute, besserer und höherer Lohn für alle Arbeiter, — alles dies sind Errungenschaften der vereinten Arbeiter. Sie waren auch so nothwendig wie gerecht, nothwendig vielerorts, gerecht überall. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und jeder Mensch hat das Recht und die Pflicht, standesgemäß sein Leben zu fristen, sei er nun Kapitalist oder Arbeiter. Kapital und Arbeit ist ebenbürtig, ehrenvoll und ehrenwerth; sie ergänzen sich gegenseitig; Kapital ist nicht möglich ohne Arbeit, Arbeit schafft Kapital; aber auch wieder, wo kein Kapital, sucht man vergeblich Arbeit. Weder Arbeit noch Kapital sind unabhängige Faktoren; sie gehören zusammen, müssen Hand in Hand miteinander schaffen. Ohne Arbeiter stehen die Maschinen in unsern Fabriken ruhig, ohne Arbeiter hätten wir keine Kleider, unsere Blöße zu decken oder gegen Wind und Wetter unsere Glieder zu schützen, keine Wohnungen für Obdach, keine Gebäulichkeiten für unsere Geschäfte, keine Gotteshäuser zum Abhalten des vorgeschriebenen Gottesdienstes. Ja, ohne Arbeit wäre diese Welt eine große, undurchdringliche Wilderniß. Arbeit schafft und erzeugt alles Schöne, Herrliche, Großartige, wie das Nothwendige und Nützliche in der Welt, im menschlichen Leben. Arbeit macht das Leben süß. Die Triebfeder jedoch aller Arbeit ist das Kapital; es ist das Oel, welches die wunderbare Weltmaschine schmiert und schön glatt im Gang hält.

Wenn nun aber die Arbeiter und mehr noch die Arbeiter-Unionen eine solche weittragende und wichtige Stellung einnehmen, so kann man sie einmal nicht

ignoriren, und dann ist gewiß von größter Wichtigkeit, genau zu wissen, welche Stellung die Kirche in Bezug auf sie einnimmt, und endlich ganz-selbstverständlich, welche Stellung sie, Arbeiter nämlich und Arbeiter-Unionen, gegen die Kirche, welche mit göttlicher Auktorität ausgerüstet ist, die Menschen zu lehren, zu leiten, zu führen, zu heiligen, einzunehmen haben.

Vor Allem müssen wir von dem unumstößlichen, nicht zu bezweifelnden und nicht zu bestreitenden, also vom unfehlbar wahren Grundsatz ausgehen und in Allem geleitet werden, daß die Kirche

die fürsorgliche geistige Mutter

ist, welche für ihre anvertrauten und vertrauenden Kinder sorgt, und sowohl, weil sie eine gute und treue Mutter, für das wahre Wohl der Seele und des Leibes, für das ewige, wie auch das zeitliche Wohlergehen ihrer Kinder besorgt ist. Und sie, die gute Mutter, will gern alle Menschen in ihre Weltfamilie aufnehmen! Sie hat den göttlichen Auftrag und die göttliche Auktorität, alle Völker zu lehren, zu leiten, zu führen; wer sie verachtet, verachtet Gott; wer sie nicht hört, ist wie ein Heide und öffentlicher Sünder; wer aber glaubt, sich taufen läßt und die Gebote hält, wird selig werden. Das sind alle Aussprüche der ewigen göttlichen Wahrheit; das sind alle sehr beherzigenswerthe Wahrheiten, welche ihr göttlicher Stifter, Jesus Christus, klar und deutlich gelehrt, der ganzen Welt kund gemacht hat. Daraus folgt dann aber auch ganz natürlich die Pflicht, ihre göttliche Auktorität anzuerkennen, ihre Lehre zu befolgen, ihre Heilsmittel anzuwenden, mit einem Wort, gute, folgsame und würdige Kinder dieser guten Mutter zu sein. Und als gute, folgsame und würdige Kinder solcher ehrwürdigen Mutter ist es für sie genug zu wissen, was sie, die Kirche, unsere geistige Mutter, will, wünscht und lehrt, und die Kinder werden ihr gehorchen. Jawohl, wie ein heller Lichtstrahl erleuchtet dieses dunkle Weltgetümmel der schöne, großartige Gedanke: wie schön wäre es doch in der Welt, wenn sie ganz katholisch wäre; wenn alle Menschen treue Kinder dieser geistigen Mutter wären! Denn darauf können wir uns sicher verlassen, und Jedermann, welcher ihre göttliche, weisheitsvolle Lehre kennt, weiß es auch, daß, wenn wir ihr treu und gewissenhaft folgen, wir unser ewiges und zeitliches Glück sichern. — Wenn wir somit die große Idee ausdrücken und sagen: wenn die ganze Welt katholisch wäre, so ist damit wohl gemeint, daß man nicht nur katholisch glauben, sondern auch katholisch leben, also auch nach dem Glauben leben müsse. Denn nach der Versicherung des heiligen Apostel Jakobus — und das versteht auch jeder praktischer Katholik — „ist der Glaube ohne die Werke todt"; oder nach dem großen Völkerapostel, der Katholik „ohne die Liebe, d. h. ohne die guten Werke nur eine klingende Schelle, ein tönendes Erz"; ja, ohne die guten Werke wäre der Glaube einfach eitel und nutzlos. „Glauben allein macht nicht selig." Nur der Glaube, verbunden mit guten Werken, macht lebendig. Mit einem Wort, „der Glaube muß lebendig sein"; „denn nicht Jeder, der sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines Vaters thut, wird in das Himmelreich eingehen." Und der Wille Gottes ist unsere Heiligung; diesen seinen Willen

hat Gott uns Menschen kund gethan durch seinen eingeborenen Sohn, und macht immer noch kund durch seine heilige Kirche, unsere geistige Mutter. Das Wort, die Lehre der Kirche, ist Gottes Wort, Gottes Lehre.

Und nun zur eigentlichen Frage:

was lehrt die heilige Kirche über Arbeiter-Vereine, der Arbeiter-Unionen? Gleichgültig kann sie 'mal sicher nicht sein in dieser hochwichtigen Frage, und nach ihrem Urtheile, nach ihrer Lehre richtet sich der Katholik, sollten sich richten alle Menschen. O, dann würde dieses Jammerland, dieses Thränenthal in ein schönes, herrliches Museum umgestaltet!

Es ist eine alte Erfahrungsgeschichte, daß der Mensch überall, wo er sich ganz allein stehend zu schwach fühlt, mit Gleichgesinnten sich verbindet und vereint, um mit vereinter Kraft, mit vereintem Zusammenhalten und Zusammenstehen, mit innig vereinter Thätigkeit das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Gerade aus dem Grunde haben sich die Arbeiter zu Vereinen und Unionen verbunden, wurden Vereine und Unionen gegründet.

Es ist deshalb die erste Frage: Haben die Arbeiter das Recht, sich zu organisiren? Was lehrt die heilige Kirche darüber, oder wie verhält sich die heilige Kirche den Arbeiter-Unionen gegenüber?

Gottes- und Nächstenliebe ist die Fundamentallehre des Christenthums, also natürlich auch der Kirche. Vermöge des Gebotes der Nächstenliebe soll jeder Mensch seine Nebenmenschen behandeln, wie er wünscht, daß er von ihnen behandelt werde. „Was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das sollt ihr ihnen auch thun"; das ist das positive Gebot, welchem der göttliche Heiland und Lehrer ein negatives vorausschickte, um es ja recht tief in die Herzen der Menschen einzuprägen, obgleich eines wie das andere ganz dasselbe sagen und meinen: „Was ihr wollt, das euch die Menschen nicht thun, das sollt ihr ihnen auch nicht thun." Im Akte der Liebe lehrt uns die heilige Kirche und wir beten auch: „Deinetwegen, d. h. Gottes wegen, liebe ich auch meinen Nächsten, sei er Freund oder Feind." Das betet und hört sich freilich recht schön und gemüthlich an, aber ist nicht so leicht gethan; und wenn es noch obendrein etwas kostet, dann, ja dann ist es freilich etwas anderes. Das zeigt sich gerade beim Arbeitgeber; er sucht seinen eigenen Gewinn, seinen eigenen Vortheil; und daß er es mit dem obigen Gebot und Gebet nicht gerade so aufrichtig meint, beweist er dadurch, daß er sich selbst nicht nur nicht mehr, sondern sehr viel mehr liebt, weil er sich auf Unkosten, mit der Arbeit und dem Schweiß des Brod verdienenden Arbeiters nicht langsam, sondern schnell bereichern möchte. Der Kapitalist sucht den größten Gewinn für die geringste Auslage, für den kleinsten Lohn. Der Arbeiter muß leben, und ist er Familienvater, muß er auch für die Familie, Frau und Kinder sorgen. Die Brodfrage zwingt ihn zu arbeiten; es handelt sich um Brod und Butter und noch vieles mehr; es handelt sich um das Leben machen. Vereinzelt dastehend, muß er sich in das Unvermeidliche fügen; arbeitet er nicht für den angebotenen Lohn, dann thun es Andere, er bleibt außer Arbeit, Lohn und Lebensunterhalt. Das wußten, das benutzten die Kapitalisten. Es drehte sich einzig

darum: Lange Stunden arbeiten, billig arbeiten, viel arbeiten oder Hunger leiden. Der Arbeiter ist also der schwächere Theil im Gewerkschaftswesen; und weil er sich zu schwach fühlte, allein eine Besserung seiner Lage zu erbitten, so verbündete er sich mit Gleichgesinnten, dürfen wir sagen, Leidensgenossen, um eine Besserung nicht nur zu erbitten, sondern moralisch zu erzwingen. Ja, erst dann, wenn die Arbeiter sich organisiren, können sie auf die Arbeitgeber einen Druck ausüben, so daß diese gezwungen werden, günstigere Arbeitsbedingungen zuzugestehen. Gehen nämlich die Arbeiter vereint mit ihren Mitarbeitern vor, dann bilden sie eine Macht, mit der die Kapitalisten und Arbeitgeber rechnen müssen; denn irgend welche Arbeiter müssen sie finden und haben, um ihr Geschäft weiter zu führen, oder einfach ihr Geschäft aufgeben, was jedoch größtentheils eben so nachtheilig ist für den Kapitalisten wie für den Arbeiter, weil auch vielfach vom Fortbestand des Geschäftes sein Lebensunterhalt, oder doch standesgemäßer Lebensunterhalt bedingt ist. Auch der reiche Kapitalist und Arbeitgeber weiß wohl und gut genug, daß man den tiefsten Brunnen ausschöpfen kann, wenn kein Wasser mehr zufließt; daß man das größte Faß voll Geld und Gold und Silber und Banknoten leeren kann, wenn man nur immer herausnimmt, und nichts mehr hineinthut.

Der Zweck der Arbeiter-Unionen ist also vor Allem, die Arbeitgeber zur Raison zu bringen; und weil das allein und vereinzelt nicht erreicht werden kann, so haben die Arbeiter wohl ganz natürlich das vollkommene Recht, sich zu organisiren, um einen angemessenen Tageslohn zu bekommen, womit sie sich und ihre Familie anständig unterhalten und auch für den Fall der Noth, oder für ihre alten Tage einen Sparpfennig auf die Seite legen können. „Leben und leben lassen", das ist der christliche Grundsatz, — und wenn man ihn für die Arbeiter nicht will gelten lassen von gewisser Seite, nun, wer kann es ihnen denn verargen oder verdenken, wenn sie fordern, vereint fordern, was göttliches und menschliches Recht ihnen gestattet? Die heilige Kirche ist wohl die letzte, welche irgend welchem Menschen sein Recht will verkürzt, sein Leben verkümmert wissen.

Allein, da kommen noch andere Fragen in Betracht, die freilich alle müssen wohl beherzigt und berücksichtigt werden. Doch zu viele, um diesmal besprochen zu werden; also nächstes Mal!

Ein Ungläubiger am Sterbebette seiner Mutter.

Der glaubenslose Renan, berüchtigt durch sein gotteslästerliches Buch vom Leben Jesu, hat trotz seines völligen Unglaubens, als er seine Mutter auf dem Sterbebette liegen sah, die Schwerkranke veranlaßt, sich mit den heiligen Sterbesakramenten versehen zu lassen. Ja, er selbst holte einen katholischen Priester herbei, welcher seiner gläubigen Mutter die letzten Tröstungen unserer heiligen Kirche wirklich ertheilte. — „Katholisch ist halt gut sterben"; das mußte noch jeder Gottesleugner angesichts des Todes erfahren.

Der katholische Gesellenverein im Jahre 1904.

Letzthin ist das 32. Heft der „Mittheilungen für Gesellenpräsides" erschienen, welches die Ergebnisse der Statistik, die alle zwei Jahre seitens des Generalpräsidiums der katholischen Gesellenvereine über den Stand und die Wirksamkeit der Gesellenvereine Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz veranstaltet wird, behandelt. Als Normaltag war der 1. Juli 1904 zu Grunde gelegt.

Die Zahl der im Jahre 1904 dem Verbande angeschlossenen katholischen Gesellenvereine betrug 1123, gegen 1096 im Jahre 1902. Vierzig neue Gesellenvereine wurden während des genannten zweijährigen Zeitraumes neugegründet, bezw. in den Verband aufgenommen, während 13 Vereine sich auflösten resp. in andere Vereine umwandelten. Von diesen Vereinen entfallen 816 auf Deutschland (darunter 479 in Preußen, 214 auf Bayern, 53 auf Baden, 49 auf Württemberg, 11 auf Sachsen und 9 auf Hessen), Oesterreich zählt mit Ungarn zusammen 156 Gesellenvereine, die Schweiz 61, die Niederlande 7. Die übrigen vertheilen sich auf Luxemburg, Belgien, Frankreich, England, Italien, Schweden und Nordamerika. An dem Zuwuchs der Vereinen sind betheiligt Preußen mit 24, Bayern mit 13 und Württemberg mit 3 Vereinen; Verluste sind zu verzeichnen in Oesterreich (11) und Ungarn (2). Die Zahl der Mitglieder stieg von 178,480 auf 182,795. Hiervon sind 72,745 aktive Mitglieder (Gesellen), 110,050 außerordentlich Mitglieder, zum weitaus überwiegenden Theile solche Handwerksmeister, die ehemals dem Gesellenvereine als ordentliche Mitglieder angehörten. Die Vermehrung der aktiven Mitglieder war weniger stark als in früheren Jahren. Die allgemeine gedrückte Lage des Handwerks einerseits, die stark fühlbare Konkurrenz sonstiger Jugendvereinigungen andererseits erklären diese Erscheinung hinreichend.

Bekanntlich betrachtet es der Gesellenverein als eine seiner ersten und wichtigsten Aufgaben, seinen Mitgliedern auf der Wanderschaft unentgeltlich Unterkunft und Verpflegung, daneben aber, soweit Platz vorhanden ist, den am Orte arbeitenden Gesellen gegen geringe Vergütung Kost und Logis zu gewähren. 347 Gesellenvereine besitzen zu diesem Zwecke eigene, zum Theil vorzüglich eingerichtete Vereinshäuser (gegen 331 im Jahre 1902), in denen im Jahre 1904 100,550 durchwandernde Mitglieder mit einem Kostenaufwand von 61,000 Mark verpflegt wurden, außerdem aber noch 3900 Handwerksgesellen dauernd wohnten. Was das in einer Zeit bedeutet, in der über das Elend schlechter Herbergen und des korumpirenden Schlafgängerwesens so bitter geklagt wird, liegt wohl auf der Hand.

Den Mittelpunkt des Vereinslebens bildet die Vereinsversammlung. Sie findet in der Regel am Sonntag Abend statt und dient wesentlich der Belehrung und Unterhaltung. Im Jahre 1904 hielten 828 regelmäßig jede Woche ihre Vereinsversammlung, 198 zweimal, 99 Vereine einmal monatlich. — Ein überaus erfreuliches Bild bietet auch diesmal wieder das praktische religiöse Leben in den Vereinen. 143 Vereine ertheilten ihren Mitgliedern Woche für Woche speziellen Rligionsunterricht, 30 Vereine zweimal im Monat, 45 Vereine monatlich einmal. Die übrigen Vereine verlegten die Behandlung religiöser Themata in die allgemeine Vereinsversammlung. Nicht weniger als 295 Vereine führten ihre Mitglieder jährlich viermal und öfter gemeinschaftlich zu den hl. Sakramenten, 197 jährlich dreimal, 415 jährlich zweimal; alle übrigen ohne Ausnahme hatten wenigstens eine gemeinschaftliche hl. Osterkommunion. In fast allen Vereinen gingen der gemeinschaftlichen Osterkommunion Vorbereitungsvorträge voran. Manche Vereine (in Preußen allein 28) veranstalteten förmliche Exerzitien. Eine förmlich neue Einrichtung bilden die seit zwei Jahren veranstalteten geschlossenen Exerzitien, für die in Münster i. W. und Viersen bereits besondere Häuser zur Verfügung standen.

Unterricht und Fortbildung der Gesellen hat im katholischen Gesellenverein in den letzten Jahren eine früher kaum gekannte Bedeutung gewonnen. Bei aller Anerkennung der vorzüglichen Leistungen der staatlichen und kommunalen Fach- und Gewerbeschulen kann es doch andererseits nicht genug betont werden, daß die weitaus größte Mehrzahl der Handwerksgesellen zum Theil aus finanziellen Gründen, zum Theil wegen ihres häufig wechselnden Aufenthaltsortes geradezu außer Stande ist, diese zu besuchen. So konnten von den zirka 1250 Mitgliedern des Kölner Gesellenvereins im Jahre 1904 nur ungefähr 30 in Folge günstiger Vermögenslage ihrer Eltern an dem mehrjährigen Kursus der Fachschule Theil nehmen. Die übrigen sind und bleiben auch in Zukunft auf den Unterricht im Vereine angewiesen, und sind es erst recht an solchen Orten, wo keine derartigen Schulen bestehen. In welchem Maße diese Thatsache im Gesellenverein gewürdigt wurde, beweist die hocherfreuliche Erscheinung, daß die Zahl der Vereine, in denen Unterrichtskurse im Schreiben, Rechnen, Geschäftsaufsatz, Wechsellehre und Gesetzeskunde ertheilt wurde, in dem dreijährigen Zeitraum von 1901 bis 1904 von 38 auf nicht weniger als 514 stieg. An diesen allgemeinen Unterricht schlossen sich die gewerblichen Fachabtheilungen ergänzend an, deren 190 in 70 Vereinen bestanden. Sie erstreben die Weiterbildung ihrer Mitglieder durch spezielle Unterrichtskurse, Zeichnen, Kalkulation, Vorträge, praktische Arbeiten, Fachzeitschriften und Fachbibliotheken. Einige Vereine veranstalteten außerdem Tageskurse von mehrmonatlicher Dauer für Maler und Schneider. Die im Jahre 1904 für Unterrichtszwecke verausgabte Summe belief sich auf 133,000 Mark. Sie gibt indeß von der geleisteten Arbeit schon deshalb nicht einmal einen annähernden Begriff, weil in den weitaus meisten Fällen sich wiederum zahlreiche Lehrer, oft nach vollbrachter eigener schwerer Berufsarbeit, bereitfinden ließen, unentgeltlich den Unterricht an die Gesellen zu

ertheilen. Ehre und Anerkennung einem solchen Lehrerstande! Die Wirkungen dieser intensiven Thätigkeit, die übrigens in den kommenden Jahren noch um ein Bedeutendes wird gesteigert werden müssen und können, zeigte sich u. A. darin, daß in Deutschland im Berichtsjahre 1904 540 Gesellenvereinsmitglieder die Meisterprüfung ablegten. Es wäre gewiß dringend zu wünschen, daß den katholischen Gesellenvereinen gerade in dieser schwer durch etwas anderes zu ersetzenden Thätigkeit außer lobender Anerkennung, die ihnen reichlich zu Theil geworden, seitens der zuständigen Behörden recht oft auch thatkräftige materielle Unterstützung zu Theil würde. Der allgemeinen Bildung in den Gesellenvereinen dienen u. A. die Vereinsbibliotheken, über die 850 Vereine verfügen.

Die Zahl der in Gesellenvereinen bestehenden selbstständigen Sparkassen stieg von 527 im Jahre 1902 auf 550 im Jahre 1904. Eingelegt wurden im Jahre 1904 1,700,000 Mark; das in ihnen ruhende Vermögen der Mitglieder betrug am 1. Juli 1904 4,413,000 Mark.

Am 1. Juli des Berichtsjahres erhielt die neugegründete Zentralsterbekasse die Genehmigung des Kaiserlichen Aufsichtsamtes zu Berlin und konnte ihre Thätigkeit beginnen. Sie gründete im eben abgelaufenen ersten Geschäftsjahre 75 Zahlstellen mit insgesammt 2000 Mitgliedern und kann schon jetzt nach ihrem Tarif als eine der günstigsten und nach ihrem Jahresabschluß als eine der bestfundirten Kassen ihrer Art gelten.

Die Auflage des wöchentlich erscheinenden Vereinsorgans „Kolpingsblatt" stieg von 1902 bis 1904 auf 38,000 Exemplare. Die vierteljährlich in Heftform erscheinenden, vom Generalpräsidium zu Köln herausgegebenen „Mittheilungen für die Vereinsvorsteher" wurden in 1200 Exemplaren gedruckt und an sämmtliche Präsides, an den gesammten Episkopat und sonstige Interessenten versandt.

Die Chronik des Verbandes gibt, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, im Ganzen ein Bild rührigen Lebens. Die unabläßigen Bemühungen, auch den kleinsten Verein zu einer Stätte ernster, sozialer Arbeit zu machen, waren nicht vergebens, wie schon die Entwickelung des Unterrichtes zeigt. Freilich wird in Zukunft gerade hier noch bedeutend eifriger gearbeitet werden müssen. Neugeschaffen wurden die Stelle eines Generalsekretärs beim Generalpräsidium in Köln und verschiedener Diözesansekretäre zur Unterstützung der theilweise sehr belasteten Diözesanpräsides. In sämmtlichen 52 Diözesen fanden die vorgeschriebenen Diözesankonferenzen der Vereinspräsides statt, die ihre Protokolle und Referate zum Theil in den „Mittheilungen" veröffentlichten. Eine Anzahl von Diözesan führte eine weitere Eintheilung in kleinere Bezirke durch, die ihrerseits wieder die zugehörenden Präsides zu Bezirkskonferenzen zwei bis acht Mal im Jahre versammelten. Vorzüglich bewährten sich auch die in den letzten Jahren mehrfach veranstalteten Bezirksversammlungen, zu denen die Mitglieder umliegender Gesellenvereine nebst der Meisterschaft eingeladen wurden. Von großer Bedeutung war die Ende 1904 erfolgte Fertigstellung eines „Handbuches", das den Präsides zum ersten Male einen sehr ausführlichen Leitfaden durch das ganze Vereinsleben an die Hand

gab, sowie die Herausgabe eines Flugblattes, dessen Drucklegung der Volksverein für das katholische Deutschland in dankenswerther Weise übernahm (Sozialpolitisches Flugblatt Nr. 29), und das bisher in 80,000 Exemplaren verbreitet wurde. Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das Verhältniß zu den gesetzlichen Vertretungen des Handwerks, den Handwerkskammern und Innungen, ein sehr gutes war und in vielen Fällen ein gemeinsames Zusammenwirken ermöglichte.

So darf der katholische Gesellenverein im Ganzen wohl mit Befriedigung auf die beiden verflossenen Jahre zurücksehen, eine Befriedigung, die freilich in Zukunft erst recht nicht in Selbstgenügsamkeit und Unthätigkeit ausarten darf. Der Umwandlungsprozeß, durch den die Gesellenvereine, unbeschadet ihrer unverrückbaren alten Grundsätze, den modernen Anforderungen sich anpassen mußten, um leistungsfähig zu bleiben, ist noch lange nicht vollendet, und erheischt auch in Zukunft die rührige Mitarbeit Aller, denen das Wohl der Jugend und des Handwerkerstandes am Herzen liegt.

Thränen unter dem Kreuze.

Ein auswärtiger Klosterabt besuchte eines Tages den hl. Abt Pastor. Er klopfte leise an dessen Hütte mit dem Klostergruße: „Gelobt sei Jesus Christus und Maria!" Aber drinnen gab es keine Antwort. Er öffnete die Thüre und sah den Heiligen betend auf den Knieen liegen, versenkt in eine Entzückung. Thränen glänzten in seinen Augen und auch der Boden umher war thränennaß. Der Fremde fragte nun den frommen Pastor, als er wieder zu sich selbst gekommen war, was ihm begegnet sei? Und Pastor, nach langem Zögern, erwiderte endlich seinem unabläßig in ihn dringenden Freunde: „Ich war im Geiste mit der Mutter des Herrn am Fuße des Kreuzes. Könnte ich doch allzeit so weinen!"

— Das menschliche Herz ist klein; aber es hat eine Begierde nach Großem; es reichte kaum hin, einen Geier zu sättigen, wenn er es verzehren könnte; aber für das Herz selbst reicht die ganze Welt nicht hin, es zu füttern.

Hl. Hugo.

— Eines der heiligsten Werke, die der Mensch auf dieser Welt ausüben kann, besteht darin, daß er das heiligste Opfer, Almosen und Gebete darbringe für die Verstorbenen, welche im Fegfeuer sind; denn sie sind unsere Brüder.

Hl. Augustinus.

Wer eine Flüssigkeit in eine Flasche gießt, der reinigt zuvor dieselbe, besonders wenn der Stoff sehr gut und edel ist. Ein solches Reinigen ist für das Herz die Erweckung der guten Meinung vor dem Werke, durch die man das Herz vom Staube und Schmutze der Eitelkeit reinigt, der sich täglich an dasselbe anlegt und eine tägliche Reinigung desselben nothwendig macht.

We-----

(Für den „Sendbote".)

Marie Antoinette.

Zum 150. Geburtstage der unglücklichen Königin von Frankreich.

Von P. Saget.

Unter allen unglücklichen Fürstinen und Herrscherinen, welche die Weltgeschichte kennt, gibt es — selbst Maria Stuart trotz ihres überaus tragischen Geschickes nicht ausgenommen — keine, die so viel erduldet und gelitten hat, als wie Marie Antoinette, die von dem glänzendsten Throne ihrer Zeit den Weg des furchtbarsten Martyriums wandeln mußte, bis sie die siegreiche, brutale Revolution auf das Blutgerüst schleppte, auf dem sie den schmachvollen Tod durch Henkershand in derselben Weise erlitt, wie ihr Gemahl, der beste, aber auch zugleich schwächste Monarch, der über das französische Volk geherrscht, und ihre Schwägerin, Ludwigs XVI. edle Schwester: Madame Elisabeth. Am 2. November 1755 als die Tochter des Kaisers Franz I. und der großen Kaiserin Maria Theresia, der genialen Begründerin des österreichischen Gesammtstaates, geboren, vermählte sie sich am 16. Mai 1770 im Alter von 15 Jahren mit dem damaligen Dauphin Ludwig von Frankreich, dem Enkel Ludwig XV., und kam an den Hof dieses berüchtigten Königs, der, als bereits im Jahre 1771 das Grollen des schamlos ausgebeuteten, in Noth und Elend schmachtenden und unterdrückten Volkes durch die Mauern seines Palastes drang, sagte: „Bah, mir wird es wohl noch aushalten, mein Enkel jedoch mag sich in Acht nehmen!" Hier sah und hörte die jugendliche Kaisertochter nichts von dem Jammer und der Noth der Bevölkerung, nur Glanz, Pracht und Verschwendung umgab sie in den mit raffinirtem Luxus ausgestatteten Schlössern, in welchen sie verweilte, und sie hatte gewiß keine Ahnung davon, daß sie mit ihrem Gemahl einem furchtbaren Schicksale entgegenging, als dieser, noch nicht zwanzig Jahre alt, am 10. Mai 1774 den französischen Königsthron bestieg. Marie Antoinette zählte damals 18½ Jahre und war von großer Schönheit. Das Volk jubelte ihr begeistert zu, und sie war auch von dem guten Willen beseelt, als echte Landesmutter für die Wohlfahrt Frankreichs an der Seite des Königs zu wirken, aber es sollte ihr nicht vergönnt sein, das näher und näher rückende Verderben zu beschwören.

Der König übernahm mit seinem Regierungsantritte eine Aufgabe, der er mit seinem schwachen Charakter und seinen nicht besonders großen geistigen Fähigkeiten keineswegs gewachsen war. Die gewaltige Staatsschuld, welche er vorfand, wurde mehr und mehr die Ursache ständiger finanzieller Schwierigkeiten, und diese in Verbindung mit zahlreichen Mißständen, die überall stärker und stärker zu Tage traten, bewirkten eine sich immer intensiver ausbreitende Gährung im Volke. Mit kleinen Reformen war da nichts zu erreichen, und zu durchgreifenden Maßnahmen wollte man sich am Hofe nicht verstehen. Dort

beschäftigte man sich lieber mit Schäferspielen, glänzenden Festen und Intriguen, wie sie aus den Tagen der Vorgänger Ludwigs XVI. traditionell waren.

Die Königin selbst wurde in diese Intriguen mit hineingezogen, was schmähliche Verleumdungen zur Folge hatte, die wesentlich dazu beitrugen, daß sie die Sympathie, deren sie sich ursprünglich im Volke erfreute, verlor. Das Schlimmste war hierbei Folgendes: Jeanne de Valois, Gräfin Lamothe, veranlaßte im Februar 1785 den etwas leichtgläubigen Kardinal Prinzen Rohan (geb. 1734, Fürstbischof von Straßburg, gest. 1802) angeblich im Auftrage der Königin zum Ankaufe eines Diamantschmuckes im Werthe von 1,600,000 Livres und verwerthete die Edelsteine mit mehreren Komplizen, nachdem durch die Klage der Juweliere wegen nicht erfolgter Zahlung der von ihr verübte schändliche Betrug offenbar geworden. Marie Antoinette war dadurch in's Gerede gekommen und böse Zungen verbreiteten auch dann noch üble Gerüchte, als die Gräfin Lamothe ihres Betruges wegen am 18. August 1785 zum Staupbesen und zu den Galeeren auf Lebenszeit verurtheilt und gebrandmarkt worden war. Der Verbrecherin gelang es später, und zwar im Juni 1787 nach England zu entfliehen, wo sie am 23. August 1791 zu London starb.

Vier Jahre nach der berüchtigten Betrugsaffaire — am 5. Mai 1789 — fand unter großen Feierlichkeiten die Eröffnung der seit 1614 zum ersten Male wieder zusammenberufenen, aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem Bürgerthum bestehenden Reichsstände statt, denen die Aufgabe gestellt war, die inneren Verhältnisse Frankreichs, soweit sie die finanziellen Angelegenheiten betrafen, zum Wohle des Volkes zu verbessern. Mit diesem Tage wurde aber thatsächlich die große französische Revolution eingeleitet, welche sich in der Folge zu einem der gewaltigsten und furchtbarsten Ereignisse gestalten sollte, das die neuere Geschichte kennt. Anfangs hatte es zwar den Anschein, als ob der Sturm, der loszubrechen drohte, vorübergehen werde, ohne Frankreich bis in seine Grundfesten zu erschüttern, allein es währte nicht lange, so wurde derselbe entfesselt, und Jahre hindurch tobte er dann mit einer Alles niederwerfenden und verheerenden Gewalt. Die alte Ordnung stürzte zusammen, Altar und Thron wurden vernichtet und das Königthum sank in Trümmer, seine Repräsentanten unter sich begrabend.

Ein erschütterndes Drama, das Seinesgleichen nicht hat, vollzog sich in Frankreich und es erfaßt uns, wenn wir es uns in seinem blutigen Verlaufe vergegenwärtigen, mit Grauen vor den entsetzlichen Freveltaten, welche während der Revolution begangen wurden. Die königliche Familie, die sich auf das Ernstlichste in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht sah, suchte sich durch Flucht zu retten, aber ihr Vorhaben mißlang, man entdeckte die Flüchtlinge und brachte sie nach Paris zurück, wo Ludwig XVI. vorläufig suspendirt und mit den Seinigen in den Tuilerien auf das Strengste bewacht wurde. Inzwischen nahm die Revolution eine immer schrecklichere Gestalt an, und in der Nacht vom 9. auf den 10. August 1792 rückten aufständische Haufen gegen die Tuilerien vor, die von den der königlichen Familie treu ergebenen Schweizer Garden bis zum Aeußersten vertheidigt wurden. Als Alles verloren schien und der Departementssyndikus Röderer dem Könige den Rath ertheilte, sich

mit den Seinigen in den Schooß der Nationalversammlung zu begeben, um dort Schutz vor den wüthenden Pöbelhaufen zu suchen, ergriff Marie Antoinette eine Pistole, drückte sie dem Könige in die Hand und sagte: „Wenn wir unser Leben nicht retten können, retten wir wenigstens unsere Ehre!“ Ludwig XVI. hielt es jedoch für nutzlos, sich an die Spitze der noch kämpfenden Schweizer zu stellen; er legte deshalb die Pistole weg und entschied sich für den Gang zur Nationalversammlung.

Hatte die königliche Familie schon seit dem von ihr unternommenen verunglückten Fluchtversuche schwer unter den Unbilden des Volkes und den Demüthigungen, denen sie sich zu unterwerfen gezwungen worden, unsäglich gelitten, so sollte sie jetzt ein wahres Martyrium durchleben.

Alle Nachgiebigkeit, die Ludwig XVI. bisher den Forderungen der Revolution gegenüber gezeigt hatte, hatte ihm nicht nur nichts geholfen, sondern seine Stellung mehr und mehr untergraben. Er war sozusagen zur willenlosen Marionette geworden, und Marie Antoinette, welche den rohen Pöbelhaufen in Augenblicken höchster Gefahr mit Würde und Hoheit entgegengetreten war, mußte mit dem Knirschen des inneren Menschen zusehen, wie Stein um Stein aus dem Fundamente des Königsthrons herausgebrochen wurde und die Stunde seiner völligen Vernichtung näher und näher heranrückte.

Die Nationalversammlung hatte bereits den offenen Kampf gegen das Königthum aufgenommen und Vergniaud, der bedeutendste Redner der Girondisten, das zündende Wort ausgesprochen: „Das Vaterland ist in Gefahr, und die Gefahr des Vaterlandes ist der König!“ als Ludwig XVI. auf den unseligen Rath Röderer's hin mit seiner Familie in der Nationalversammlung Schutz vor der mordlustigen Menge suchte. Man erblickte in ihm und in der Königin diejenigen, welche Oesterreich und Preußen zum Kampfe gegen Frankreich aufgerufen und Anlaß zu einem Manifeste der beiden Mächte gegeben, in dem gesagt war, daß Paris vernichtet und alle Empörer hingerichtet werden sollten, wenn das Leben des Königs und der Seinigen gefährdet werde, und beschloß daher, dies die königliche Familie entgelten zu lassen.

Aus dem Sitzungssaale der Nationalversammlung, in dem die Unglücklichen furchtbare Stunden verleben und Zeugen davon sein mußten, wie auf den Antrag des Präsidenten Vergniaud die Suspension der königlichen Gewalt ausgesprochen und zugleich beschlossen wurde, den König und die Seinigen unter Aufsicht zu stellen, brachte man die königliche Familie in den Temple, ein altes Schloß der Tempelherren, wo sie unter unsäglichen Demüthigungen bis zu ihrem Untergange verblieb. Der Nationalversammlung folgte der ultrarevolutionäre National-Konvent, und während Preußen, von Oesterreich nur schwach unterstützt, den Kampf gegen die Franzosen führte, um Ludwig XVI. und seine Familie zu befreien, faßte der Konvent in seiner ersten Sitzung am 21. September 1792 den Beschluß: „Das Königthum ist abgeschafft!“ und proklamirte die Republik. Bald darauf wurde gegen den König, den man nur noch „Louis Capet“ nannte, Anklage als Landesverräther erhoben und Robespierre erklärte im Konvent: „Ludwig muß sterben, weil das Vaterland leben muß!“

Der unglückliche Monarch, der in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft im Temple mit den Seinigen vereint lebte und seine Gemahlin tröstete und sie, wie seine Schwester, Madame Elisabeth, durch seinen Zuspruch aufrecht hielt, auch dem Dauphin Unterricht ertheilte, wurde nunmehr von seiner Familie getrennt und im Dezember 1792 vor den Konvent als Angeklagter gestellt. Die Behandlung, die er dort erfuhr, war schmachvoll. Im Laufe der Verhandlungen vertheidigte sich Ludwig mit ruhiger Würde und Entschiedenheit gegen die ihm gemachten Vorwürfe, und der junge Rechtsanwalt Desèze widerlegte in meisterhafter Rede alle Anklagen, die gegen den König erhoben wurden. Aber sein Tod war beschlossen und nichts konnte ihn mehr retten. Zwar beantragte ein Mitglied des Konvents, dieser solle sich über die Schuld Ludwigs aussprechen und dann dem Volke die Wahl zwischen Tod und Verbannung überlassen, aber dieser Antrag ging nicht durch und am 16. Januar 1793 Abends 8 Uhr begann die Abstimmung über das Schicksal des Königs. Diese dauerte die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch bis zum Abend. Siebenhundertneunundvierzig Abgeordnete waren zugegen. Fünf derselben enthielten sich der Abstimmung, dreihundertsiebenundachtzig erklärten sich für den Tod ohne Bedingung, dreihundertvierunddreißig für Gefangenhaltung oder einen bedingungsweisen Tod. Am 19. Januar beschloß man dann, das Urtheil ohne Aufschub zu vollziehen und bestimmte den 21. Januar als den Tag der Hinrichtung. Der ehemalige Minister Ludwigs: Malesherbes, der sich aus freien Stücken den dem Könige gestellten Vertheidigern angeschlossen hatte, überbrachte dem Unglücklichen den Beschluß des Konventes. Ludwig, der bereits am 25. Dezember 1792 sein Testament gemacht hatte, war vollkommen gefaßt, und ebenso empfing er mit Ruhe die Deputation, die ihm, den Justizminister Garat an der Spitze, das Todesurtheil verkündete; er hatte nichts anderes erwartet.

Noch einmal war es ihm nun vergönnt, seine Familie, die er seit dem 11. Dezember nicht mehr hatte sehen dürfen, in seine Arme zu schließen und einige Zeit mit ihr zusammen zu sein. In rührender Weise nahm der dem Tode Geweihte von den Seinigen Abschied, hörte dann die hl. Messe und empfing die hl. Kommunion, und trat am Morgen des 21. Januar nach einigen Stunden ruhigen Schlafes festen Schrittes den Weg zur Richtstätte an. Dort bestieg er kurz nach 10 Uhr das Schafott. In einer Ansprache an das das Blutgerüst umstehende Volk betheuerte er seine Unschuld, vergab den Urhebern seines Todes und sprach den Wunsch aus, daß sein Blut nie über Frankreich kommen möge. Nun banden die Henkersknechte ihm die Hände, schnitten sein Haar ab, entkleideten seinen Oberkörper und einige Augenblicke später hatte Sanson, der Scharfrichter von Paris, mittelst der Guillotine den grausigen Königsmord vollzogen. Unter Trommelwirbel schrie der versammelte Pöbel: „Es lebe die Republik!"

Marie Antoinette, die ihren Gemahl am Tage der Hinrichtung nicht mehr gesehen hatte, weil dieser es nicht über sich gebracht, sie und seine Kinder, sowie seine Schwester vor seinem letzten Gange noch einmal zu umarmen, war nun Wittwe, und die Bosheit ihrer unversöhnlichen Feinde trug Sorge dafür,

daß der unglücklichen Kaisertochter nichts von den unveräußerlichen Menschenrechten zu Theil wurde, welche die Machthaber der „glorreichen Republik" verkündeten.

Nahezu sechs Monate nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. gewährte man der Königin noch den einzigen Trost, mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin im Temple vereint zu sein, dann aber entriß man ihr — am 3. Juli — zunächst ihren Sohn, den beklagenswerthen Dauphin, welchen der „Wohlfahrtsausschuß" zur „Erziehung" in die Hände von Unmenschen gab, die aus ihm den unglücklichsten Königssohn machten, der in der Geschichte zu finden ist. Es war eine herzzerreißende Szene, als die „Wittwe Capet" sich von ihrem Liebling trennen mußte, der laut jammernd von dem Herzen der Mutter fortgerissen und in's Verderben geschleudert wurde, aber damit begnügten sich die Verkündiger der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" nicht. Am 2. August trennte man die große Dulderin auch von ihrer Tochter Marie Therese, der späteren Herzogin von Angoulême, und ihrer Schwägerin Elisabeth, um sie in das Hauptgefängniß für gemeine Verbrecher, die Conciergerie, zu bringen. Dort litt die Aermste Folterqualen, die nicht mit Worten zu schildern sind und bereitete sich auf den ihr gewissen Tod vor. Am 14. Oktober schleppte man die verhaßte „Oesterreicherin" vor das Revolutionstribunal, wo sie in einer mit Mühe zu Stande gebrachten Anklageschrift die Geißel und der Blutegel der Franzosen genannt und der unnatürlichsten, scheußlichsten Verbrechen beschuldigt wurde. Selbst das ersparte man Marie Antoinette nicht, daß man ihr schamlose Aussagen vorhielt, die ihr eigener Sohn gegen sie gemacht haben sollte. Aber mit todtwundem, grausam zerrissenem Herzen beantwortete sie kurz, gemessen, vornehm und würdevoll die an sie gerichteten Fragen und hörte ruhig das Todesurtheil, das am 16. Oktober Morgens früh um 4½ Uhr über sie gefällt wurde. An demselben Tage holte man die entthronte Königin auf einem offenen Henkerskarren zum Richtplatze ab. Ganz Paris war in den Straßen, und in dem Gedränge kam der Karren so langsam vorwärts, daß er erst gegen 12¼ Uhr auf dem Revolutionsplatze anlangte. Ohne ein Zeichen von Schwäche bestieg Marie Antoinette das Schafott und gleich darauf fiel ihr Haupt unter dem Gebrülle der entarteten, sich wie wahnsinnig geberdenden Menge. So endete das Leben der 38jährigen Kaisertochter, die 23 Jahre früher in größtem Glanze, vom Volke mit jubelnder Begeisterung empfangen und begrüßt, ihren Einzug in Paris gehalten hatte. Wenn irgend eine Schuld auf ihr geruht, Marie Antoinette hatte sie in furchtbarster Weise gebüßt, und wer ihre Geschichte kennt, der kann nur tiefstes Mitleid mit ihr empfinden.

— Wie der Regen immer gut ist, besonders aber zur Zeit großer Dürre: gleicherweise ist der Trost guter Freunde immer angenehm, besonders aber zur Zeit der Traurigkeit und Betrübniß. Hl. Chrysostomus.

— Habe redlich Geduld, wenn du im Umgange mit Menschen Widerspruch und Widerwärtigkeit leidest. Derlei Widerwärtigkeiten dienen als Uebungen in jenen Tugenden, die der Herr uns befohlen hat.

Hl. Franz von Sales.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Illustrirte Vorlesungen im Osten. — Resultate. — Wohlthäter unserer Mission. — Von Chin Lee nach Fort Defiance. — Eine Automobil-Fahrt. — „Naqoqai". — Acoma, die Felsenstadt. — Die dortige Kirche reparirt. — Zuñi. — Dr. Gustav Brühl über die Kirche Zuñis. — Die Zuñis bitten um Missionäre. — Ihr protestantischer Prediger zurechtgesetzt. — Neue Kostschule in Zuñi.

Unsere Nachbarin Betsy und ihr Liebling.

Es kann nicht meine Absicht sein, meine Reise im Osten weiter ausführlich zu beschreiben; es wäre ja doch nicht von allgemeinem Interesse, zu wissen, daß ich z. B. meine alte Heimat New Salem, Mich., besucht, daß ich da — aber das ist sich ja ganz egal. Allerdings lachte mir da in Detroit ein hochw. Herr ganz unbändig in's Gesicht und zitirte die Hl. Schrift in etwas veränderter Form: „Kann denn aus dem ‚South Bush' etwas Gutes kommen?" Es gibt da herum unleugbar einige Querköpfe, aber die wohnen nicht in New Salem, auch stammen sie ursprünglich nicht aus der Rheinprovinz, sondern ganz wo anders her. Uebrigens gibt es auf diesem buckeligen Erdenrund noch ganz andere Plätze wie der „South Bush"; wer das nicht glauben will, den lade ich hierhin ein.

Wie ich in meinem letzten Artikel angedeutet, gab ich in einigen Anstalten und in einigen unserer Gemeinden zu Cincinnati und Hamilton, O., Oldenburg und Batesville, Ind., Chatham, Canada, und Kansas City, Mo., illustrirte Vorlesungen über unsere Mission und Schule, über die Navajo-Indianer, deren Wohnsitz, deren Lebensweise, Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Sonderlichkeiten und dergleichen. Ich hatte eine ziemliche Auswahl stereoptischer Bilder — einige davon hatte mir Herr Stewart Culin geliehen, andere waren ein Geschenk des Herrn Monsen aus San Francisco, und wiederum andere hatte unser hochw. P. Berard Haile, O. F. M., selbst hergestellt. Ich muß sagen, daß meine Zuhörer und „Zuschauer" die Vorlesungen sehr unterhaltend fanden. In Folge dieser Vorlesungen und einiger Predigten erhielt ich von mildthätigen Leuten so viel Unterstützung, daß ich, wie schon früher bemerkt, den Bau der Mission im Chin Lee Thale in Angriff nehmen konnte. Selbst die armen Insassen des St. Marien Spitals zu Fairmount, O., ließen es sich nicht nehmen, freigebig beizusteuern. Wenn ich übrigens eine Gemeinde vor den anderen wegen ihrer großen Freigebigkeit unserer Mission gegenüber bei Gelegenheit meines Besuches besonders loben soll, so gebührt ohne Frage der alten Bonifazius Gemeinde zu Louisville, Ky., die Palme. Auch bin ich dem Herrn Redakteur des Louisviller „Glaubensbote", Herrn Neuhauß, für seine anerkennende Artikel über unsere Mission, zum Danke verpflichtet.

Es ist mir nicht gestattet, jene im Einzelnen zu erwähnen, die sich während meiner Reise als Freunde und Wohlthäter unserer Mission gezeigt haben.

Allen diesen sprechen wir unseren herzlichsten Dank aus. Möge der Herr ihre Wohlthaten reichlichst belohnen!

Wenn nun jene Leser des „Sendbote", die ich leider nicht zu sehen bekommen, und denen ich leider keine Vorlesung halten konnte, mir verhältnißmäßig ebensoviel geben wollten, wie die, welche bei Gelegenheit meiner Reise mit unseren Indianern und unseren Arbeiten unter ihnen mehr bekannt geworden, so könnte ich nicht nur unser Missions-Haus im Chin Lee Thale vollenden, sondern auch den Bau der Mission unter den „Schlangen-Tänzern", den Moquis, ohne Weiteres unternehmen. Aber ich habe jetzt genug gebettelt; man soll eben in Allem, selbst im Betteln, nicht über's Maß hinausgehen. Nur sei mir noch die Bemerkung gestattet, daß selbst die kleinste Gabe mit

Acoma, New Mexiko.

Dank angenommen wird; hundert Cents machen eben doch einen ganzen Thaler.

Auch will ich diese Gelegenheit wahrnehmen, besonders der stets wohlthätigen St. Stephanus Gemeinde zu Hamilton, sowie der St. Franziskus Gemeinde zu Cincinnati, O., und der St. Bonifazius Gemeinde zu Wichita, Kans., und den hochw. Herren Pfarrern dieser Gemeinden unseren herzlichsten Dank auszusprechen; denn ihnen verdanken wir es, daß wir bei Gelegenheit unseres Schulschlusses die dürftigen Indianer mit alten Kleidungs-Stücken versehen konnten. Auch muß ich in dieser Beziehung die Eltern unseres ehrw. Bruder Simeon Schwemmberger, O. F. M., recht lobend erwähnen.

Meinen letzten Artikel schrieb ich, wie die geehrten Leser ja bereits wissen, zu Chin Lee. Die Fahrt von dort mit dem amerikanischen Gaul und dem

Indianer-Pony ging gut von Statten, d. h. nachdem es uns gelungen, letzteres in Gang zu bringen. Gegen Mittag hatten wir den Kamm des westlichen Chusca-Gebirges erreicht. Ein Gewitter, das uns während des Mittags-Mahles überraschte, gab uns Gelegenheit, dem Rollen des Donners, das auf dem Gebirge ganz anders, viel lauter und näher klingt, als auf der Ebene, zu lauschen. Das schöne Thal diesseits der Gebirgskette erinnerte Vater Ketcham recht lebhaft an Oklahoma. Erst bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir, nach einer Fahrt von 45 Meilen, Fort Defiance. Der Indianer-Agent, Herr Reuben Perry, war leider verreist. Wir übernachteten bei dem dortigen Ladenbesitzer Herr C. C. Manning, und wohnten am folgenden Tage dem dortigen „Naqoqai", d. h. „Hühnerziehen", bei. Wohl über 500 Indianer hat-

Kirche und Kloster zu Kroma.

ten sich aus Nah und Fern zu Fort Defiance eingefunden. Als die Zeit zum Beginn des „Sports" heranrückte, fuhr uns Herr Manning in seinem Automobil (das Ding paßt nicht recht in diese Gegend) nach einer in der Nähe des Forts gelegenen Ebene, wo sich die Indianer bald in hellen Schaaren zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen einfanden. Statt eines lebendigen Huhnes (solche Grausamkeiten sind jetzt nicht mehr gestattet) wurde ein mit Sand angefülltes, oben zugeschnürtes Säckchen fest in die Erde vergraben, so daß nur der obere, zugeschnürte Theil des Säckchens ungefähr zwei Zoll aus dem Boden hervorlugte. Ungefähr ein Dutzend Reiter versuchten dann in gestrecktem Galopp im Vorbeireiten das Säckchen zu ergreifen und aus dem Boden zu ziehen. Im Kreise reitend, sprengten alle ungefähr fünfzehn Mal vorbei, wobei sich jeder in voller Karriere vom Sattel herabbeugte und das

Säckchen zu ergreifen suchte, ehe es einem gelang, das Säckchen wirklich hervorzuziehen. Das wiederholte sich zweimal. Dem Sieger wurde ein Preis von $2.50 zuerkannt. Darauf folgten Wettrennen zu Pferd und zu Fuß. Als das „Naqoqai" vorbei war, vertauschten wir das Automobil mit unserem Gefährte und fuhren nach Hause.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen zu St. Michaels begab sich Vater Ketcham, in Begleitung des hochw. Vater Juillards, Pfarrers von Gallup, N. M., und des ehrw. Bruders Simeon nach dem 20 Meilen von Laguna gelegenen, auf einem 550 Fuß hohen, jäh abfallenden Felskegel erbauten Indianer-Pueblo, Acoma, um dem mit großen Feierlichkeiten begangenen Patronsfeste beizuwohnen und mit den Pueblo-Indianern mehr bekannt zu

Altar der Kirche zu Acoma. (Ueber 100 Jahre alt.)

werden. Auf den felsigen Höhen Acomas befindet sich die größte von den spanischen Franziskaner-Missionären in New Mexiko erbaute Kirche. Dem Verfalle nahe, wurde dieselbe dieses Jahr von dem hochw. Vater Juillard, der dieses Pueblo versieht, reparirt und mit einem neuen Dache versehen. Die Mittel dazu gewährten ihm der hochwst. Herr Erzbischof von Santa Fé und die ehrw. Mutter K. Drexel.

Von Acoma kehrten die hochw. Herren nach Gallup zurück und fuhren dann nach dem 40 Meilen südlich von dort gelegenen Indianer-Pueblo Zuñi, dem berühmten „Cibola", oder den „sieben Städten von Cibola" der Spanier. Bekanntlich hat der erste priesterliche Forscher in diesem Landestheile, der ehrw. Franziskaner-Missionär P. Markus de Nizza, Cibola oder Zuñi schon im

Jahre 1539 entdeckt. Im Jahre 1540 wurden die sieben Städte sodann von dem spanischen Offizier Franz Vasquez de Coronado erobert.

Vor Jahren besuchte der den Lesern des „Sendbote" bekannte Doktor Gustav Brühl, Zuñi, und beschrieb die von den Franziskaner-Missionären erbaute, damals dem Einsturz nahe Kirche, folgendermaßen: „Noch hingen die alten Glocken in dem an der Front emporragenden Ueberbau, aber ihr melodischer Klang rief selten mehr Gläubige zur kirchlichen Feier, Todtengebeine lagen auf dem feuchten unebenen Boden, vergilbt hingen die Bilder am Altare und schiefwinklig die gebrechlichen Thüren in den wackligen Angeln, kein Orgelklang, kein frommer Gesang belebte die öden Mauern, der blaue Himmel schaute durch das zerfallene Dach. Auf dem Gottesacker vor der Kirche stand noch der Stamm des Kreuzes auf pyramidenartigem Sockel, das einst die

Tanz zu Kroma.

Missionäre dort gepflanzt, aber die Arme hatten ruchlose Hände herabgeschlagen. . . . . Häufige Besuche kann der Priester dort nicht machen, da der Pueblo zu weit entlegen ist und er außer diesem noch zehn andere zu versorgen hat. Auch die Presbyterianer hatten ein Missionshaus dort errichtet. Ich fand es aber leer. In Folge des Todes seiner Kinder, deren Grabhügel in der Nähe des Gebäudes ihre letzte Ruhestätte kündeten, hatte der Prediger seinen Posten verlassen. Die religiösen Zeremonien, denen ich beiwohnte, die zerfallene Kirche und das zerschlagene Kreuz scheinen dafür zu sprechen, daß die Bewohner von Zuñi ihrem alten Glauben treuer anhängen als den Lehren des Evangeliums."

Wie ich hörte, machten die religiös verwahrlosten Zuñi-Indianer einen sehr vortheilhaften Eindruck auf Vater Ketcham, besonders weil sie ihrem drin-

genden Verlangen, einen katholischen Priester in ihrer Mitte zu haben, und die zerfallene Kirche wiederherzustellen, eifrigst Ausdruck verliehen. Der dortige protestantische Prediger hatte den Indianern weis gemacht, die Regierung wünsche, daß sie seine Kirche besuchten. Vor einigen Monaten sagte ihnen der Indianer-Inspektor Franz Mead, daß das ein großer Irrthum sei; sie brauchten überhaupt in keine Kirche zu gehen, wenn sie nicht wollten. Seither steht die protestantische Kirche leer.

In ungefähr drei Monaten wird die Regierung eine große Kostschule daselbst vollenden, und in einigen Jahren einen großen, sehr kostspieligen Reservoir, damit sie ihre ausgedehnten Ländereien berieseln können.

Rede die Wahrheit!

Ein erfahrener alter Gefängnißgeistlicher erzählt folgende Begebenheit: Vor einigen Jahren wurde mir ein junger Kaufmann nach Verbüßung einer dreijährigen Gefängnißstrafe zur Abschiedsunterredung zugeführt. Er war aus Berlin und hatte dort ein junges Weib mit einem Kinde. „Was soll nun aus mir werden?“ fragte er. Ich ermahnte ihn, streng bei der Wahrheit zu bleiben und Gottes Gebot allzeit vor Augen zu haben. Doch wandte er mir ein, daß er nun nirgends eine Stelle erhalten werde, wenn er wahrheitsgemäß erzähle, wie er wegen Betruges drei Jahre Gefängniß erlitten habe. Gleichwohl versprach er fest, künftig nicht mehr zu lügen.

Nach längerer Zeit besuchte mich ein elegant gekleideter Herr, in dem ich den früheren Sträfling kaum wieder erkannte, und er erzählte mir Folgendes: „Gleich nach meiner Ankunft in Berlin begab ich mich nach einem der größten Geschäfte und fragte, ob ich Stellung bekommen könnte. Ich wurde dem Prinzipal vorgeführt und legte ihm meine früheren, sehr guten Zeugnisse vor, die derselbe sorgfältig prüfte. Nun kam die gefürchtete Frage: ‚Wo waren Sie in den letzten drei Jahren?‘ Mein Herz klopfte mir, als ich antwortete: ‚In der Strafanstalt zu Z.‘ — ‚Wie können Sie es wagen, das alles so zu sagen, während Sie doch denken können, daß ich Sie unter solchen Umständen nicht werde beschäftigen können?‘ — ‚Mein dortiger Seelsorger hat mir gerathen, immer die Wahrheit zu sagen, und ich habe ihm dies versprochen.‘ — ‚Nun, mein Lieber,‘ war die Antwort des Prinzipals, ‚haben Sie Ihrem Seelsorger auch versprochen, fortan treu und ehrlich zu sein in Ihrem Berufe?‘ — Als ich dies bejahte, reichte mir der alte Herr die Hand und sagte: ‚Weil Sie das eine Versprechen so treu gehalten und die Wahrheit gesprochen haben, auch angesichts des offenbarsten Schadens, will ich Ihnen glauben, daß Sie auch das andere Wort halten und mir treu dienen werden.‘ Was hundert Anderen erst glückt nach wochenlangem Suchen, das hatte ich beim ersten Gange gefunden, weil ich der Wahrheit die Ehre gegeben.“ So erzählte der Sträfling, der nun in glücklichen Verhältnissen lebt.

— Die Zurückgezogenheit erspart uns mehr Langeweile als uns die Welt Vergnügungen bietet.

(Für den „Sendbote“.)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

an würde das Werk der Kleinen Schwestern nur mangelhaft kennen lernen, wenn man ihre Krankenzimmer nicht besuchte. Hier endet das Leben der Greise; hier sammelt die christliche Liebe die schönsten Lorbeeren.

Die Kranken

werden in einen Saal gebracht, der gewöhnlich auf eine Säulenhalle schaut, wo sie Luft schöpfen, den Himmel sehen und sich in der Sonne wärmen können. Vom Krankensaal gelangt man auf die Tribüne, von welcher herab sie dem Gottesdienst und den öffentlichen Andachten beiwohnen. Nebenan sind die Schlafzimmer mit ihren schneeweißen Betttüchern und verschiedenen Krankeneinrichtungen. Hier gibt es Blinde, Lahme, Hustende, auch Genesende, vom Alter aufgezehrte Greise, Verkrüppelte u. s. w., unter der beständigen Aufsicht einer Schwester. Alle menschlichen Gebrechen haben hier ihre Vertreter. Einzelne Greise sind nicht mehr im Stande, das Bett zu verlassen. Sie müssen verpflegt, angenehm unterhalten und ihre Leiden gelindert werden.

An einem hohen Festtage trat ein kränklicher Greis aus der Kapelle, gestützt auf den Arm der Guten Mutter. Seine Lebensgeschichte war eine etwas seltsame. In Folge unbekannter Kümmernisse war der kleine alte Mann in eine tiefe Schwermuth versunken gewesen und hatte sich in ein Dachstübchen eingesperrt; Luft, Licht und sogar die Nahrung durch die Dachluke erhaltend. Seit fünf oder sechs Jahren lebte er in diesem Zustand, als man in aller Verzweiflung sich an die Kleinen Schwestern wandte. Der arme Alte konnte nicht mehr sprechen; er hatte sich die Haare seit sechs Jahren wachsen lassen, und seine Nägel waren fingerlang. Man brachte es fertig, ihn herauszuholen und in das Altenheim zu führen. Nach und nach brachten die Schwestern ihn dazu, daß er wieder redete; aber es bedurfte einer langen Zeit, ihn zum Lachen zu bringen. Eines Tages sagte ihm eine Kleine Schwester ein scherzhaftes Wort; er lachte hellauf. Sofort lief man zur Guten Mutter: „Er hat gelacht!“ Das war ein Ereigniß. Sprache und Verstand kamen wieder, das Herz war bewegt; noch blieb das Gewissen übrig. Er gewöhnte sich bald an die Kapelle, an das Gebet; eine Retraite wurde gehalten. Sie kam wie gewünscht. Nachdem er an jenem hohen Festtage die heilige Kommunion empfangen, trat die Gute Mutter an ihn heran, um ihn hinauszuführen. „Mein lieber Freund, sind Sie jetzt zufrieden?“ sagte sie zu ihm. „O ja!“ und zwei Thränen perlten ihm in den Augen. Die Umwandlung war geschehen.

Wenige Jahre nach der Gründung der Genossenschaft, nämlich im Jahre 1848, besuchte der berühmte Pariser Journalist Louis Veuillot das soeben eröffnete Altenheim zu Tours, und in seiner Zeitung, „L'Univers", sagte er:

Alle leiblichen und geistigen Elende des Lebens

sind hier vereinigt. Doch nein, sie sind nicht mehr hier, sie haben die Pforte nicht überschreiten können, wo die Hoffnung, die Liebe und der Friede diejenigen erwarten, die Niemand liebt, und die keinen Frieden und keine Hoffnung mehr haben. Ich habe saubere Kleider, heitere Gesichter und sogar charmante Gesundheit gesehen. — In der Kranken-Abtheilung war ein einziges Bett belegt. Eine gute Alte lag dort im Sterben, den Frieden auf dem Gesichte, ihren Rosenkranz in den Händen. Am Morgen war sie versehen worden. Wir frugen sie, wie es ihr ginge. „Glücklich, glücklich," antwortete sie, „ich hoffe, daß Gott mir einen Platz in seinem Himmel geben wird, und daß ich bald dort sein werde." Sie bat uns, für sie zu beten. Sie war so still, so sanft, sah so ehrwürdig und ruhig aus, daß wir uns gedrungen fühlten, auf die Kniee zu fallen, um von Gott die Gnade eines solchen Todes zu erflehen. Die Schwester sagte zu uns: „Sie ist die erste Eroberung, die wir hier machten. Ich glaube, ich würde meine Mutter nicht mehr vermissen. Sie war die Freude und das Muster des Hauses. Als wir zu ihr kamen, hatten ihre Kinder sie soeben hinausgejagt, weil sie dieselbe nicht ernähren wollten, und sie vermochte nicht, ihnen diese Grausamkeit zu verzeihen. Jetzt stirbt sie betend für dieselben und aus Herzensgrund ihnen ihren Segen ertheilend, den sie nicht kommen zu empfangen."

In Pittsburg mußte eine arme, gelähmte Frau aus dem Spital hinaus, weil ihr Sohn, ein einfacher Arbeiter, für ihren Unterhalt nicht mehr aufkommen konnte. In der elenden Kammer, wo sie lag, verschlimmerte sich ihr Zustand. Die Kleinen Schwestern nahmen diese arme, fast leblose, mit Wunden bedeckte und von Allen verlassene Person auf. Unter dem Einflusse der milden Liebesthätigkeit ging das Herz der Aermsten auf. „Hier geschieht etwas Außerordentliches!" rief sie aus. Auf den Grund gehend inmitten der langen Ruhe- und Leidensstunden, fühlte sie, wie ihre Vorurtheile gegen die Katholiken schwanden. Sie fing an, Fragen zu stellen über das Fegfeuer, sie, die in Leiden balag; über die Hölle, über die allerseligste Jungfrau, über den Papst, über die Beichte. Eine Frau, die sie sich schnell im Altenheim zur Freundin gemacht, brachte ihr Bücher und las ihr daraus vor; Armuth half so der Armuth. Das Licht des Glaubens ging ihr auf. „Eilen Sie," sagte sie zum Priester, „ich bin alt und will katholisch sterben." Am Tage ihrer Taufe wurde sie von geistiger Freude überströmt: „Jetzt gehöre ich Gott und bin auf dem Wege, der zu ihm führt." Und die Hände der Schwestern erfassend, rief sie aus: „Hier habe ich dieses Glück gefunden!"

Die armen Greise und Kranken

erhalten von den Kleinen Schwestern Alles, was das Alter bedarf — Güte, Aufmerksamkeit, Erheiterung. Ist die Anordnung der Hausregel diesbezüglich nicht rührend? Nach dieser haben die Schwestern in die Zimmer der Greise

und Kranken zu gehen, um sie zu trösten und aufzuheitern, um ihnen beim Aufstehen behilflich zu sein, um sie zu kämmen und zu waschen, wenn nöthig; um ihre Betten zu machen, ihnen die andern Liebesdienste nach Bedarf zu erweisen, auf ihre Reinlichkeit und die der Schlafzimmer bedacht zu sein, ohne auf die Grobheit Einzelner zu achten, in Allen aber die Person unseres Heilandes zu sehen. Ist das Verhalten der Kleinen Schwestern nicht rührend, das sie nach ihrem bescheidenen Mittagsmahl in die Säle und Krankenzimmer führt, um das Essen ihren lieben Greisen aufzutischen und in ihrer Mitte die Freistunde zuzubringen?

In einem Hause an einem großen Fluß wohnte ein Mann, der ein großes Geschäft mit Erfolg führte und ein beträchtliches Vermögen sich erworben hatte. Er kaufte eine prachtvolle Residenz mit den neuesten Einrichtungen, hielt sich eine Unzahl von Dienern und führte ein flottes Leben. Eine Festlichkeit folgte der andern, ein Banquet dem andern, bis sein ganzes Vermögen verthan war; und der Emporkömmling gerieth in Schulden. Eines Tages beim Mittagsmahle kam ihm die Aufforderung zu, seine prächtige Wohnung zu verlassen und zu räumen. Das war ein Donnerschlag für den stolzen, hochfahrenden Mann, der gemeint hatte, seine Quellen könnten niemals versiegen, und er sah sich sogar genöthigt, bei den Kleinen Schwestern Unterkunft zu suchen. Seine Gattin theilte mit ihm dasselbe Loos. Beide wurden freundlich und aufmerksam behandelt; aber der Schlag war für den Mann zu plötzlich gekommen, und sein Gemüth war gänzlich versauert. Nichts konnte ihn bewegen, sich in seine Lage zu fügen. „Nein, nie und nimmer!" rief er aus, wenn man ihn dazu ermahnte. Am Vorabend von Allerheiligen ging er aus freiem Antriebe zur Beicht und am Feste zur heiligen Kommunion. Im Verlauf des Tages theilte er die gute Kunde seiner Gattin mit, zu ihrer nicht geringen Freude. In demselben Monat November rührte ihn ein leichter Schlag, dem ein zweiter folgte. Am Abend des 23. sprach er mit der Schwester, die ihn verpflegte, von seinen Schmerzen und drückte den Wunsch aus zu sterben, um davon befreit zu werden. Die Schwester schilderte den Werth eines längeren Lebens und resolut forderte sie ihn auf: „Kommen Sie jetzt und bringen Sie Gott ein großmüthiges Opfer!" Sie betete ihm einen Akt der Ergebung in den Willen Gottes vor, und er wiederholte die Worte, was er nie vorher thun konnte und wollte. Die folgende Nacht ging ruhig vorüber; der Akt der Hingebung hatte die Last von seinem Herzen gehoben. Er erhob sich am folgenden Tage, ging hinunter zu den Männern und nach der Mahlzeit nahm er Antheil an der allgemeinen Erholung. Plötzlich fiel er todt zu Boden. Aber er hatte einen edlen Akt verrichtet und ohne Zweifel hat Gott in Voraussicht seines plötzlichen Todes ihm die Gnade dazu gegeben.

Krank an Leib und Seele.

In einer europäischen Stadt wohnte eine Dame von guter Abkunft, die fünfzehn Jahre lang kränklich war und von ihren Verwandten verlassen wurde. Fremde gaben ihr zuweilen etwas zu essen; hatte man aber auf sie vergessen, so fastete sie ganze Tage. Erbittert über ihre Armuth und Noth-

lage stieß sie Flüche und Lästerungen aus gegen Gott und Menschen. Ihr Zimmer war in einem miserabelen Zustande, die Matratze von Mäusen angefressen, überall Schmutz und Unordnung, und als die Kleinen Schwestern ihr zu Hilfe kamen, erschauderten sie, als sie die Unglückliche in einem besudelten Bett liegen sahen und schreien hörten, als wäre sie besessen. Sie lockten sie in ihr Heim; aber ihr Zustand verschlimmerte sich. Wenn sie Andere beten hörte, so steckte sie den Kopf unter die Decke, und das Wort „Messe" allein versetzte sie in Wuth. So verging ein Monat; die Liebe, welche die Schwestern ihr erwiesen, bewirkte, daß sie etwas nachließ und sogar Anzeichen von Sinnesänderung offenbarte. Eines Tages tippte sie die Schwester auf die Schulter und sagte: „Ich sehe jetzt ein, daß es Euer Wunsch ist, ich solle mich gut aufführen, während ich bisher meinte, es kümmere sich Niemand um mich." Obgleich sie seit vielen Jahren Gott entfremdet blieb, hatte sie doch eine Spur von einer Andacht zum hl. Joseph bewahrt und niemals unterlassen, ihn um seinen Schutz anzuflehen. Schließlich besuchte sie die Kapelle und kehrte zum Glauben ihrer Kindheit zurück. Anfangs war sie eine Prüfung für die Andern, und eine von den Frauen kratzte in einer Aufwallung von Zorn ihr das Gesicht. Die Oberin hörte von dem Unfug und ließ beide Frauen kommen; aber ehe sie ihr einen Verweis gegeben, küßte die Beleidigte die Hände der Angreiferin und sagte: „Gott segne Sie, und ich wünsche Ihnen mehr Gutes als mir selbst." Darauf wurde ihr Gemüth beruhigt und besänftigt; sie wurde aber gelähmt. Wenn ihre Gefährtinen sie besuchten, so bat sie um Verzeihung, weil sie ihnen Mühe verursache, und fuhr fort, das Gebet zu wiederholen: „O allerseligste Jungfrau Maria und heiliger Joseph, lehret mich Jesum finden!" Ihr eifriges Gebet wurde erhört; sie starb friedlich, ohne Todeskampf. Die andern Frauen trauerten um sie, in Erinnerung an ihre Geduld und Liebe; denn, wenn man ihr widersprach, so pflegte sie zu erwidern, indem sie das Kreuzzeichen machte und sagte: „O Herr, haben diese Recht, so nimm ihre Partei; habe ich Recht, so lasse mich den Widerspruch geduldig ertragen und sei eines Tages auf meiner Seite!"

Zuweilen entdeckt der eine oder andere Greis in sich ein Talent

als Krankenwärter

und Gehilfe der Kleinen Schwestern. Ein Franzose, der früher Beamter im Finanzministerium gewesen, und durch ein etwas üppiges Leben ruinirt, sich in Amerika ein neues Vermögen nicht hatte erwerben können, half zehn Jahre lang der Kleinen Schwester in der Krankenabtheilung der Männer und starb in der Ausübung christlicher Liebesthätigkeit. In der Krankenabtheilung der Frauen gibt es immer solche, die zu Dienstleistungen bereit sind. Nicht selten ist der Arzt ein Freiwilliger und ein Wohlthäter. Oft wetteifern die Stadtapotheker in ihrem Wohlwollen und in der Anbietung von Heilmitteln. Sonst muß für die Medizin bezahlt werden und das Geld wird vom Almosen genommen. Wie viele Hausgeistliche werden die Freunde ihrer armen Greise und verbinden zuweilen diesen bescheidenen Dienst mit einem bedeutenden Amt im Seminar, im Domkapitel oder im bischöflichen Palast!

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. X. S., O. F. M.

Nun war die Schaar von Ursulinen, die dazu bestimmt waren, im Staate Ohio ein Kloster nebst Akademie für junge Damen zu gründen, vollzählig, und bestand aus der Mutter Oberin Julia Chatfield, den ehrw. Müttern Stanislaus Laurier, St. Peter Andral, Augustin Bouret und Angela Demotat, Schw. Hyazinth Eiffe und Fräulein Dunn, damals Postulantin, später Schw. Josephin. Diese als Chorschwestern. Als Laienschwestern gingen mit: Martial, Maria, Bernard und Christine. Es wurde endgültig vom hochw. Herrn Macheboeuf beschlossen, daß sie auf dem Schiff „Zürich", welches in wenigen Tagen absegeln würde, die Reise nach New York machen sollten. Das Fest der hl. Monika, 5. Mai (1845), führte die Abschiedsstunde herbei. Um fünf Uhr in der Frühe las Vater Macheboeuf die heilige Messe, bei welcher alle das Brod der Starken empfingen, und während Vater Peudeprat, so hieß nämlich der Priester, der mit ihnen im Eilwagen nach Paris gereist war, zelebrirte, frühstückten die Schwestern und benützten die wenigen Augenblicke, um den Ursulinen zu Havre für ihre Güte und Freundlichkeit zu danken. Darauf knieten sie nieder, um von der ehrwürdigen Mutter Oberin von Boulogne den Segen zu empfangen. Von ihr und der ehrw. Mutter St. Paul begleitet, fuhren sie dann um sieben Uhr nach dem Hafendamm, wo sie das Schiff besteigen sollten. Mit Thränen in den Augen, aber mit Muth im Herzen, umarmten sie die zurückbleibenden Schwestern zum Abschiede, bestiegen das Schiff, und nachdem die Anker gelichtet waren, blickten sie noch lange der Kutsche nach, in welcher die Oberin von Boulogne und Mutter St. Paul wegfuhren, bis sie sich ihren Blicken entzogen hatte. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, und allmälig wich das Gestade von la belle France, das sie zärtlich geliebt hatten, zurück und verlor sich in weiter Ferne. Um neun Uhr war das Schiff auf hoher See.

Die Reise über den Ozean

ging nicht ohne aufregende Zwischenfälle vor sich, welche in die Eintönigkeit der 29tägigen Seereise etwas Abwechselung brachten, abgesehen von zwei schweren Stürmen, welche den braven Kapitän nöthigten, die Segel einzuziehen und das Schiff der Willkür der Wogen zu überlassen, während geängstigte Seelen für die Erhaltung desselben heiße Gebete zum Himmel emporsandten. Groß war die Freude der kleinen gottgeweihten Schaar, als ihr ergebener Führer, Vater Macheboeuf, ihnen mittheilte, der Kapitän, ein Amerikaner und

Protestant, bekunde seinen Edelmuth dadurch, daß er nicht nur dem hochw. Herrn keine Schwierigkeiten mache, die heilige Messe zu lesen, sondern sogar einige Möbelstücke zur Errichtung eines Altares in der Kajüte hergebe, und wünsche, den Passagieren bekannt zu geben, er sei gerne damit einverstanden, daß alle, welche wollten, dem katholischen Gottesdienste beiwohnten. Die Schwestern hatten auch noch die Freude, daß das hlst. Altarssakrament in der Kajüte aufbewahrt wurde, und so konnten sie die hl. Sakramente empfangen, das Ordenskleid tragen und alle die täglichen Andachtsübungen vornehmen, als weilten sie inmitten ihrer Mitschwestern auf dem Lande, die jeden Tag weiter und weiter von ihnen getrennt wurden. Auf alle diese Gunstbezeugungen hatten sie sich, als sie das Schiff bestiegen, gar keine Hoffnung gemacht.

Das Schiff „Zürich" führte eine große Anzahl von Passagieren, unter welchen jedoch nur wenige Katholiken waren; aber alle wetteiferten miteinander, den Schwestern alle Aufmerksamkeit und Ehrerbietung zu bezeigen. Zweimal baten sie um die Begünstigung, ihrem Gottesdienste beiwohnen zu dürfen, und dem guten Vater Macheboeuf that es nicht leid um die Gelegenheit, ihnen in einigen Glaubenspunkten Aufklärung geben zu können. Unter den katholischen Reisenden befanden sich ein französischer Kaufmann von Lyons, der in New York ein Geschäft hatte, eine amerikanische Dame mit einem sechsjährigen Mädchen, dessen Mutter Operasängerin in derselben Stadt war, und eine französische Modehändlerin, die dortselbst ihr Geschäft eröffnen wollte. Auf dem Schiff war auch ein Amerikaner aus einer hervorragenden Familie Louisianas, der mit seiner lieblichen sechzehnjährigen Tochter heimkehrte, die wegen gewisser vorhergehender Umstände für die guten Schwestern ein Gegenstand von besonderem Interesse war. Herr B—, sein junger Sohn und die erwähnte Tochter kehrten aus Italien zurück, wo die Kinder mehrere Monate bei der Großmutter zugebracht hatten, die eine eifrige Katholikin war. Sie hatte gebeten, die Enkel bei sich behalten zu dürfen, in der Hoffnung, daß sie in einem ganz katholischen Lande zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen würden. Die kleine Anna hatte soweit ihren Erwartungen entsprochen, daß sie in den wenigen Monaten von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt wurde, und um Unterricht und Empfang der heilige Taufe nachgesucht hatte. Ihr Bruder aber, der ein stets wachsames Auge auf sie hielt, hatte unter dem Einflusse von Vorurtheilen, die schwer zu überwinden waren, nur zu bald seinen Vater von dem Wechsel in den religiösen Anschauungen seiner Schwester in Kenntniß gesetzt. Der Vater seinerseits entschlossen, sein Kind vor einem Schritt zu bewahren, den er für sehr verhängnißvoll hielt, zog Erkundigungen ein, und ohne sich zu widersetzen, ließ er die Sache vorangehen, bis die Tochter in Begleitung der Großmutter zur Kirche sich begab, um den Akt des Uebertrittes zur katholischen Religion vorzunehmen, als der Vater die Kutsche anhielt, die Tochter gewaltsam von der Seite der erstaunten und tiefbetrübten Ahnfrau hinwegnahm, sie in's Hotel führte und unverzüglich mit ihr die Rückreise antrat. Wie groß war nun seine Bestürzung, als er an Bord des „Zürich" zwei Priester und elf Klosterfrauen antraf! In seinem Schrecken

bat er den hochw. Herrn Macheboeuf und die Mutter Oberin um eine Unterredung, in welcher er dringend bat, mit seinem Kinde doch ja nichts von Religion verlauten zu lassen. Obgleich ihm diesbezüglich die Zusicherung gegeben wurde, so äußerte er doch beständig seine Unruhe, indem er die Tochter mit Luchsaugen bewachte, und sobald er sie im Gespräche mit den Ordensfrauen bemerkte, sogleich seinen Sohn hinschickte, um sie wegzuführen.

Ankunft in New York.

Der 2. Juni, ein Montag, brach hell und klar an; obgleich Land noch nicht in Sicht war, versicherte der Kapitän, daß man sich dem Hafen nähere, und Vater Macheboeuf brachte zum letzten Male auf dem Schiffe das heilige Meßopfer dar. Er konsumirte die heiligen Spezies, und alle wohnten diesem letzten Gottesdienst auf dem Wasser bei, mit Dank und Jubel erfüllt, daß ihr lange gehegter Wunsch sich jetzt verwirklichen sollte. Gleich nach der heiligen Messe verbreitete sich die freudige Nachricht, daß nach wenigen Stunden Land in Sicht kommen würde. Die Seekranken wurden alsbald gesund, zu welchen auch Mutter Julia während der ganzen Reise gehörte. Noch eine Stunde — die Schiffsglocke läutete, die Matrosen schrieen „Land! Land!" — Willkommen war dieser Ruf für sie, die so lange nichts anders als das Rauschen und Plätschern der schäumenden Wogen, das Heulen und Pfeifen des Windes in der Takelage, das Knarren und Krachen des Schiffes vernommen hatten. Alles eilt auf das Verdeck, um sich zu überzeugen, ob es auch wahr sei, was gemeldet wird, und während einige Passagiere weinen, stehen die Schwestern mit zum Himmel erhobenen Herzen, und freuen sich beim Anblick des Landes, das von jetzt an ihr Adoptiv-Vaterland sein sollte, wo sie ihr übriges Leben, Gott und dem Nächsten zu lieb, zubringen würden. — Im nächsten Augenblick ist das Verdeck leer — alle müssen hinunter, um Vorbereitungen für die Landung zu treffen. Die Schwestern legen wieder ihr weltliches Gewand an, da sie befürchten, unliebsames Aufsehen zu erregen, wo man sich an ihre Ordenstracht noch nicht gewöhnt hat.

Um zwei Uhr des Nachmittags fanden sich die Schwestern wohlgeborgen im Hause der Madam Pilet, die von einer amerikanischen Dame an Bord des Schiffes ihnen empfohlen worden war. Hier, nachdem sie sich eingerichtet, erfuhren sie zu ihrer höchsten Befriedigung, daß eine Kirche in der Nähe sei, die von einem guten Freunde des Vaters Macheboeuf, dem hochw. Herrn Lafon, pastorirt werde. Dieser eifrige Priester, der selbst die Kleinen im Erdgeschoß unterrichtete, hielt für die Schwestern eine Kapelle offen, in welcher er während der Woche die heilige Messe las, und hier konnten sie in Gegenwart des Allerheiligsten ihr Offizium und andere Andachtsübungen verrichten.

Der Aufenthalt in New York zog sich in die Länge, wegen Verzögerungen im Zollamt. Inzwischen wurden die Schwestern durch zwei sich widersprechende Berichte von Cincinnati hinsichtlich ihres Bestimmungsortes beunruhigt. Der eine lautete, Bischof Purcell wolle sie nach Toledo schicken, wo Vater Rappe Kaplan war; der andere meldete, die Schwestern von Notre Dame sollten dorthin kommen. Mutter Julia ließ sich aber stets nur von einem Prinzip leiten:

in Allem sich dem Willen der Obern zu fügen, in welchem sie den Willen Gottes erkannte, und mit diesen Gesinnungen waren alle beseelt, als sie New York verließen, um

nach Cincinnati

zu reisen. Nach einem Aufenthalt von einer Woche bestiegen sie das Dampfboot, um nach Philadelphia zu fahren, von wo sie sich nach Baltimore begaben. Hier hatte Bischof Purcell für sie die Gastfreundschaft der Schwestern von der Heimsuchung besorgt. In Begleitung des hochw. Herrn Macheboeuf reisten Mutter Julia und Mutter St. Peter nach Georgetown, wo sie zum ersten Male eine amerikanische Kostschule betraten, die unter Leitung der Schwestern von der Heimsuchung stand. Als sie aber den Krankensaal des Klosters besuchten, waren sie tief gerührt, als sie die Tochter eines berühmten amerikanischen Generals auf einem ärmlichen Krankenlager erblickten. Dies war Virginie, die Tochter des Generals Winfield Scott. Mehrere Jahre vorher hatte sie eine Tour durch Europa gemacht und die Wahrheiten der katholischen Religion kennen gelernt, gegen welche man ihr im eigenen Lande nur Verachtung eingeflößt hatte; und in Rom selbst hatte sie ihren Irrthümern abgeschworen. Bei ihrer Heimkehr fand sie sich von ihrer eigenen Familie verlassen und verkannt, und sie kam, um bei den sanften und demüthigen Töchtern des hl. Franz von Sales jene Theilnahme und Aufnahme zu finden, die ihr von ihrem eigenen Fleisch und Blut verweigert worden. Sie war erst Novizin des Ordens; aber ihre Tage waren gezählt, und sie hatte das unaussprechliche Glück, auf dem Sterbebett die ewigen Gelübde abzulegen — jene zweite Taufe zu empfangen, in der die Seele zum übernatürlichen Leben im Ordensstande wiedergeboren wird.

In Baltimore benutzten die Schwestern die Gelegenheit, das Kolleg der Jesuiten und der Karmeliten, welche letztere sich damals noch dem Lehrfach widmeten, und überhaupt Alles in Augenschein zu nehmen, was ihnen Lehrreiches und Interessantes für die neue Lebensweise unter dem amerikanischen Volke bieten konnte. Die Oblaten, farbige Schwestern, erregten ihre Verwunderung. Darauf begann die lange und mühsame Fahrt von Baltimore über das Alleghany-Gebirge nach Wheeling in einem Stellwagen. Welche Erinnerungen erweckt nicht dieses altmodische Gefährt in einem greisen Pionier von Ohio! Für die Schwestern war es sicherlich etwas Neues, die an die lachenden, sonnigen Fluren und Gärten Frankreichs gewohnt waren, jetzt viele, viele Meilen weit durch die Urwälder Marylands — und auf welchen Wegen! — zu fahren, während sie bei der Nacht das Gekreische und Geheul der wilden Thiere vernahmen, das von der Ferne aus dem noch ungebrochenen Dickicht zu ihnen drang, wo die Bestien ihre noch ungestörten Schlupfwinkel fanden.

In Wheeling, wo sie am Freitag ankamen, um das Boot nach Cincinnati zu besteigen, mußten sie sich eine unerwartete Verzögerung gefallen lassen. Denn Vater Macheboeuf sah sich genöthigt, nach Pittsburg zu gehen, um dorthin zwei Seminaristen zu begleiten, die er für den Bischof O'Connor mitgebracht hatte, und vor Montag konnte er nicht wieder zurück sein. Nachdem er die Schwestern in einem Hotel untergebracht hatte, stellte er sie unter Obhut

eines Geistlichen, der mit ihnen von Baltimore gereist war, und der sich ihrer auch auf's Angelegentlichste annahm. Nachdem nun einige wenige Vorbereitungen auf eine dreitägige Reise nach Cincinnati gemacht waren, ging es am Montag Nachmittag auf's Boot, das bald auf den Fluthen des schönen Ohio hinabdampfte, während der Name des Flusses schon die Schwestern mit dem freudigen Bewußtsein erfüllte, daß sie die Grenzen ihres zukünftigen Heimatsstaates erreicht hatten. Gegen Mittag des dritten Tages begrüßte das Dampfboot dröhnend die Königin des Westens, gekrönt und umgürtet von majestätischen Hügeln, an deren Gehänge der Gruß widerhallte, während die prächtigen Ufern sich in purpurner Ferne den Blicken entwanden. „Die Gefühle der Freude und des Jubels," sagte eine dieser Ursulinen, „die uns erfüllten, können wir nicht beschreiben. Wohl hegten wir einige Besorgniß, da wir nicht wußten, was der Bischof mit uns vorhatte. Wir stellten uns aber mit der Ueberzeugung zufrieden, daß sein Wunsch der Wille Gottes sei."

In einer Kutsche, die für sie bereit stand, fuhren sie nach der bischöflichen Residenz; in wenigen Augenblicken wurden sie von Vater Macheboeuf dem Oberhirten vorgestellt, und auf den Knieen empfingen sie den Segen ihres stets ihnen wohlwollenden Vaters und Freundes. Der Bischof führte sie in die Kathedrale, und dort in Gegenwart des Allerheiligsten richtete er Worte der Ermunterung an sie und drückte seinen innigsten Dank aus, daß sie aus Liebe zu Gott und der Seelen, die seiner Obsorge anvertraut seien, die weite und beschwerliche Reise unternommen hatten.

Was gute Bücher vermögen.

Ein junger kalvinistischer Prediger, Herr Ferret, trat Ende der vierziger Jahre in Genf unter bemerkenswerthen Umständen zur katholischen Kirche über. Einige Monate zuvor hatte sich derselbe beim katholischen Pfarrer Dünoyer eingefunden und denselben gebeten, ihm mehrere Bücher zu leihen, indem er offen erklärte, daß er dieselben zum Zwecke der Ausarbeitung einer Schrift gegen die katholische Kirche gebrauchen wolle. Unbedenklich stellte ihm der Pfarrer seine ganze Bibliothek zur Verfügung, mit dem Bemerken, daß die katholische Kirche keine ernste Prüfung zu scheuen habe. Einige Tage nachher schon brachte Herr Ferret — sichtlich mißgestimmt — die geliehenen Bücher zurück. „Diese Bücher," sagte er, „haben mir meine Ideen nur verwirrt, wer weiß, wo einen dieselben noch hinführen könnten." Nach ungefähr einer Woche kehrte Herr Ferret zurück und bat sich die nämlichen Bücher wieder aus, diesmal aber, um dieselben zu Ende zu lesen. Am Feste der heiligen Dreikönige schwur der Bekehrte in der Kirche St. Germain dem Kalvinismus ab. — Dieser Vorfall zeigt wieder, daß die systematischen Gegner unserer Kirche nicht ohne Grund von katholischen Schriften gar keine Notiz nehmen oder doch sich hüten, sie bis an's Ende durchzulesen. Eine sehr große Zahl der Irrenden würde, wenn sie sich entschließen könnten, ein Dutzend der besten katholischen Bücher bis zum Schlusse durchlesen.

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Reise des P. Heinrich Richter, S. J., nach Südamerika. — Eine Seilbrücke. — Feier des St. Ignatius Festes in Pasto. — Gute Gesinnungen der Einwohner. — Ankunft in Ibarra, Ecuador. — Die Missionäre werden für die Missionen am Flusse Maranon bestimmt. — Beschreibung der Stadt Ibarra. — Schilderung eines schrecklichen Erdbebens, von P. Joseph Kolberg, S. J. — Vorhergehende Erderschütterungen. — Die sorglosen Einwohner von Ibarra überlassen sich den Lustbarkeiten. — Beschreibung eines südamerikanischen Abends. — Seltsame Unruhe eines Domherrn. — Schreckliches Getöse nach Mitternacht. — Zwei furchtbare Erdstöße. — Das Wehegeschrei der lebendig Begrabenen. — Wiederholte Zuckungen des Erdbodens. — Schauervolle Stunden der Nacht. — Jammervoller Anblick bei Tagesanbruch.

Der Missionär P. Heinrich Richter, S. J., beschreibt im Folgenden seine Reise von Popayan in Columbia bis Ibarra in Ecuador:

„Ohne viele Umschweife zu machen, beschreibe ich hiermit meine Reise von Popayan bis hierher nach Ibarra.

„Den 4. Juli, am Tage des hl. Ulrich, verließen wir den Ort Popayan, und geriethen darauf aus einem gemäßigten Klima in das glühend heiße Thal von Patia, in welchem wir fünf bis sechs Tage so lange weiter reisten, bis wir abermals bei dem Fluß Majo über ein hohes Gebirge stiegen, worauf wir unsere abgematteten Maulthiere ausruhen ließen, wir aber unser Bett in einer gewissen Kapelle auf Todtengräbern aufschlugen. Das Gebirg Paramos war noch mit Schnee bedeckt.

„Nun mußten wir über einen schrecklichen Fluß übergesetzt werden, welcher zu jener Zeit ungemein groß war. Es gab aber kein anderes Mittel, auf die andere Seite zu kommen, als an Stricken, die von einem Ufer an das andere gegenüber gespannt werden, welche seltsame Art der Ueberfahrt hierzulande Taraluta genannt wird und so beschaffen ist: Die Leute, welche gegenüber auf der andern Seite wohnen, haben von ihrem Ufer, das sieben Klafter (etwa 40 Fuß) höher als das unsrige war, vier Seile auf unsere Seite uns so zugeworfen, daß sie das eine Ende des Seiles auf ihrer Seite behielten und befestigten. Das andere Ende machten wir an unserm Ufer fest, so daß die vier Seile wie vier Saiten quer über den Strom gespannt waren. Die gegenüber henken überzwerch über diese Taue einen Triangel oder dreieckigen Rahmen, der durch zwei angeknüpfte lange Stricke hin- und herüber gezogen wird, in welchem auch wir sammt unserm Plunder uns hinüber bringen ließen. Da nun in der

folgenden Nacht der Fluß gefallen war, sind am andern Tage unsere unbelasteten Maulthiere hinüber geschwommen.

„Hierauf kamen wir abermals in eine sehr kalte Gegend, in das Gebiet der Stadt Pasto, in welcher wir theils den 21., theils den 22. Juli mit sehr abgematteten Maulthieren ganz ermüdet anlangten, weshalb wir eine Zeit lang dort ausruhten, und inzwischen das Fest unsers Stifters, des hl. Ignatius, in der Kirche der Klosterfrauen jener Stadt hochfeierlich begangen haben, wozu wir alle andern Ordensgeistliche und die Vornehmen des Ortes eingeladen hatten. Hier trafen wir auch unsern Pater Prokurator von Ibarra, der uns entgegengekommen war, und uns bis zum 6. August aufgehalten hat. Zu Pasto haben wir ein eigenes Haus, das früher eine Residenz war, und die Einwohner sind uns immer noch zugethan, so daß sie zur Stiftung eines neuen Kollegs dort zwanzigtausend Thaler beitragen wollen.

„Den 6. August, nachdem wir ein Gebirg, auf welchem Hitze und Kälte öfters abwechseln, überstiegen hatten, sind wir endlich zu Ibarra angekommen und in unserm Kolleg mit Liebe empfangen worden. Den 15. August langte auch unser P. Provinzial an, welcher sich über unsere Gesundheit und unser sehnsüchtiges Verlangen, nach den maranonischen Missionen gesandt zu werden, ungemein gefreut hat; er hat auch unabänderlich bei sich beschlossen, uns dorthin zu schicken, ohne dem P. Vize-Provinzial, der uns für seine Orinoker, oder dem P. Rektor zu Quito, der uns für seine lateinische Schulen verlangt hatte, Gehör zu geben.

„Nun, mein liebster Pater, sind wir nicht mehr weit von dem Fluß Maranon. Vierzigtausend Heiden an jenem Strome und in jener Gegend verlangen im Christenthum unterrichtet und getauft zu werden. Euer Hochwürden wollen für uns beten, damit unser Vorhaben glücklichen Erfolg habe. Ich bleibe indessen Euer Hochwürden verbundenster Diener in Christo — Heinrich Richter, aus der Gesellschaft Jesu, Missionär.

„Gegeben zu St. Michael in Ibarra, den 18. August 1685."

Ibarra, die Hauptstadt der Provinz Imbabura, liegt 55 Meilen nordöstlich von Quito, in der Nähe eines längst erloschenen Feuerberges. Die glücklich gewählte Höhe von 7290 Fuß über dem Meeresspiegel verleiht ihm das angenehmste Klima, welches die genügsamen Einwohner in das weiche, traumselige Leben eines ewigen Frühlings einzuwiegen vermag; die zahlreichen Gärten im Umkreis der Stadt mit ihren zierlichen Bäumen und Nutzpflanzen, die weit ausgedehnten und fleißig bebauten Gefilde mit ihrem üppigen Wachsthum, die herrlichen Wiesengründe mit ihren zahlreichen Rinderheerden, der majestätische Berg Imbabura, dessen steil abfallendes, frühlingsgrünes Gelände die Stadt wie ein prächtiger Mantel umschließt — alles das macht Ibarra zu einem reizenden Aufenthalt und läßt die Mängel beinahe vergessen, denen man dortselbst wie in jeder Stadt Ecuadors begegnet. Die Straßen sind breit und regelmäßig ausgelegt, und viele von den Häusern sind gut gebaut, gewöhnlich von Adobe. Die Hauptgebäulichkeiten sind die Residenz des Gouverneurs, die Pfarrkirche, ein Hospital und ein schönes Pantheon. Die Stadt, die ungefähr 14,000 Einwohner zählt, worunter viele Indianer,

wurde im Jahre 1868 fast gänzlich durch ein Erdbeben zerstört. Wir lassen die Schreckensszenen bei demselben von einem deutschen Jesuiten unserer Zeit, P. Joseph Kolberg, schildern, der im Mai 1871 nach der Hauptstadt von Ecuador reiste, um dort eine Stelle als Professor der Mathematik anzutreten, und in seinen Briefen an Verwandte in Deutschland über seine Reise von Southampton nach Quito ausführlich berichtet hat.*) Ecuador ist nämlich das klassische Land der Vulkane (denn es zählt 41 feuerspeiende Berge) und Erdbeben, von welchen mehrere Städte schwer heimgesucht wurden. In Riobamba allein kamen 30,000 Menschen um. — Das Folgende, die Beschreibung des Erdbebens von Ibarra, ist also aus der gewandten Feder des obengenannten Jesuitenpaters.

Von den großen Katastrophen, welche zu verschiedenen Zeiten die mehr in der Mitte des Landes gelegenen Wohnplätze zertrümmert hatten, war die Stadt verschont geblieben; nur am 23. Dezember 1854 hatte ein länger andauernder und heftiger Erdstoß sie getroffen, welcher mehrere Kirchen und andere Gebäude recht stark beschädigte und gleichsam für den kommenden Ruin des Jahres 1868 vorbereitete. Auch die Nacht vom 15. zum 16. August 1868 war weit davon entfernt, eine Ahnung aufsteigen zu lassen, daß sie für viele Einwohner die letzte ihres Lebens sein sollte.

Allerdings hatte schon an den vorhergehenden Tagen, aber weit von Ibarra, Erderschütterungen stattgefunden .... In Ange blieb fast nichts auf den Fundamenten stehen; 32 Todte zählte man allein auf den Straßen, während die große Menge der unter dem Schutt todt oder lebendig begrabene Menschen sich gar nicht bestimmen ließ. Aehnliche Größe hatte das Verderben in Chalguar und Mira erreicht; denn in dem ersteren zog man ebenfalls 22 Erschlagene, im letzteren deren 45 unter den Trümmern hervor. Der Mittelpunkt des furchtbaren Stoßes lag kaum 20 Meilen nordwärts von Ibarra, und man muß sich wundern, daß die Erschütterung in dieser Stadt nicht lebhafter empfunden wurde und nur als eine sanfte Erdwelle ankam, die kaum Beachtung fand; auch Nachrichten von dem traurigen Ereigniß gelangten wegen des hohen Feiertages nicht herüber.

In Ecuador geht die Sage, daß auf einen ersten Stoß im Laufe von zwölf Stunden ein zweiter nachzukommen pflege; doch glaubt das nicht Jedermann, und ich selbst habe es nicht bestätigt gefunden. In Ibarra achteten die meisten auf diese zweifelhafte Vorbedeutung nicht und überließen sich wegen des großen Festes (Mariä Himmelfahrt) mehr als gewöhnlich den rauschenden Vergnügungen, welche in den Städten und Dörfern des Landes die kirchlichen Feierlichkeiten in so garstiger Weise zu entweihen pflegen. Die Trommel und die Pfeife, die Harfe, und der melancholische, rezitative Gesang, welcher die In-

*) Kolberg, Joseph, S. J., wurde am 24. Februar 1832 zu Elbing im preußischen Bezirk Danzig geboren; arbeitete in der Wagenfabrik seines Vaters, trat 1852 in den Jesuitenorden, wurde 1863 Priester und war von 1871 bis 1876 Professor der Mathematik und Technik am Polytechnikum in Quito. Er starb am 19. März 1893, zu Feldkirch in Tirol. Er ist besonders bekannt durch seine Theorie der Tiefenkräfte. Sein Hauptwerk „Nach Ecuador" erschien 1876, neue Auflage 1897. (Nach Herder's Konversations-Lexikon, 3. Auflage.)

dier und die Mischlingsrasse kennzeichnet, begleiteten die lärmenden Umzüge auf den Straßen und die lange dauernden Trinkgelage in den Häusern. Und wie prachtvoll war der Abend und die Nacht des großen Feiertages! Nach der Hitze der Mittagsstunden breitete sich rein und frisch eine leuchtende Atmosphäre aus über die grünen Gefilde und die lachenden Berge; der Himmel, vollkommen wolkenlos, zeigte mit einbrechender Dunkelheit Myriaden funkelnder Sterne, deren reines glitzerndes Licht die Pracht des azurblauen Gewölbes mit jeder vorrückenden Stunde vermehrte. Alles verkündete, wie es schien, eine jener ruhigen, schimmernden Nächte, welche dem tropischen Andesgebirge in den Monaten Juli und August so eigenthümlich sind.

Aber während die übrigen Bewohner Ibarras sich dem sanften Schlummer überließen und einige nimmersatte Nachzügler sich halbberauscht noch weiter an Trinkgelag und Tanz, an Spiel und Gesang belustigten, gab es in der Stadt einen Mann, der diese Ruhe nicht theilte. Unstät trieb es ihn umher durch die Zimmer, die Hausflur, den Garten. Eine peinliche Ahnung preßte ihm die Brust; es war ihm, als müßte die Wohnung über seinem Haupte zusammenstürzen. Dieser Mann war der Domherr Pigatti. Schon ist es elf Uhr. „Soll auf das erste Erdbeben nicht ein zweites folgen?“ Unruhevoll geht er hinaus; aber die Sterne flimmern so mild, und die Berge ruhen so fest wie auf ewig dauernden Fundamenten! Er kehrt beruhigt zurück in das Haus. Schon wird es zwölf Uhr; er versucht zu lesen, aber die Buchstaben scheinen auf dem Papier wie Ameisen sich herumzubewegen; es deucht ihn, der Stuhl zittere unter ihm und es krache das Gebälk über dem Kopf. Die Unruhe treibt ihn zum zweiten Mal hinaus; der Himmel ist noch immer so still und so klar, die weite Natur so friedlich, so feierlich. Er geht zurück in die verlassene Wohnung, betend, der allerseligsten Jungfrau sich und die Stadt empfehlend. Alles schläft. „Wie sonderbar,“ sagte er, „ist diese unerklärliche Angst! Muß denn mich ganz allein eine so thörichte Angst ergreifen?“ Der Hund, aus dem Schlafe gescheucht, wedelt ihn freundlich an und schaut ihm so treu, so ruhig in die Augen. „Kein Bellen, kein Heulen, keine Unruhe in diesem Thier, bei welchem, wie man wenigstens sagt, man es doch erwarten müßte, wenn ein Erdbeben im Anzuge wäre.“ Der Domherr schaut auf die Uhr; auch sie stört nichts in ihrem ruhigen Gang, sie zeigt auf e i n Uhr; die Geisterstunde ist vorüber. Aber an diese bindet sich der heilige Schutzengel nicht: „Hinaus,“ ruft er, „hinaus!“ Und die unerklärliche Unruhe treibt den Domherrn zum dritten Mal zur Wohnung hinaus. Noch flimmern die Sterne, noch ruhen die Berge auf ihren ewigen Grundfesten, noch klingen die Saiten einer Guitarre, noch tönt das Jauchzen einiger Trinker, während andere in schwerem Rausche liegen; alles übrige schläft, die Stadt, das Land und die ganze Provinz.

Aber der Domherr findet nicht Zeit, hieran zu denken. Kaum hat er gegen halb zwei Uhr, die Schwelle des Hauses verlassen, als ein dumpfes, fernes Geräusch vom Cotapachi (einem längst erloschenen Feuerberg) her an sein horchendes Ohr schlägt und mit rasender Schnelligkeit sich brüllend heranwälzt, gleichsam hindurch rollend durch ein zweites, unbeschreiblich wirres Getöse stürzender Mauern, einsinkender Dächer, herumgeschleuderter Steine, zersplit-

ternder Balken, sich öffnender Bodenspalten, und hinauf zum lichten Himmel hebt sich eine finstere Wolke erstickenden Staubes. Ein Augenblick war es, und Ibarra ist nicht mehr: zwei wüthende Erdstöße, von unten nach oben gerichtet, folgten einander in wenigen Sekunden. Alle Zeugen dieser Erderschütterung fühlten sich fast meterhoch (etwa drei Fuß) emporgeschleudert, und es deuchte sie, als thue die Erde in krampfhaft wogenden Zuckungen ihren weiten Schooß auf, um sie mitsammt der Stadt lebendig zu begraben. Ein herzzerreißender Schrei drang durch das wüste Getöse und stieg verzweifelnd hinauf durch die wirbelnde Staubwolke: „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!" Der Schrei galt nicht mehr dieser Welt; in einem Moment ziehen Tausende hin vor das Tribunal des Richters, der über sie, unvorbereitet wie sie sind, für die Ewigkeit entscheidet!

Welch' schreckliche Stunden waren die wenigen, die es noch bis zur Morgendämmerung brauchte! Das Wehegeschrei der Verwundeten, der aussichtslose Hilferuf der theilweise Verschütteten, das Röcheln der Sterbenden, das jammervolle Weinen und Winseln der zerquetschten kleinen Kinder erhöhten die Schauer dieser finstern, grauenvollen Nacht. Von wiederholt grollenden und zuckenden Erdbeben geschüttelt, suchten die wüsten Trümmer durch neue Einstürze ihre Opfer stets fester zu umklammern. Kein Ausweg, auch keine Rettung für die Unverwundeten aus diesem Chaos wilder Verwüstung; selbst die Straßen fanden sich durch hohen Schutt vollständig versperrt und vermehrten in der Finsterniß jedes Durchkommen. Wohl mochten sich einige Gerettete auf ein gefallenes Mauerstück setzen, die wilde Verzweiflung in der Brust ob dem schauervollen Tod all' der Ihrigen und dem plötzlichen Verlust ihrer Habe, der Frucht vieler arbeitsvollen Jahre.

Und als beim Anbruch des Morgens die ersten Strahlen der Sonne sich der Gefangenen erbarmte, da beleuchteten sie eines der erschütterndsten Bilder, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Lebendig begraben unter den Resten ihrer Wohnungen, machte ein guter Theil der Unglücklichen, vom heftigsten Schreck und von wüthender Verzweiflung getrieben, die krampfhaftesten Anstrengungen, um aus der todbringenden Umarmung sich loszuringen; hilflos, erschöpft, leichenblaß und ohne auch nur den geringsten Fetzen zu besitzen, um ihre Blöße zu bedecken, irrten andere umher; die besten Freunde erkannten sich nicht wieder wegen der entstellenden Wunden oder aus Geisteszerrüttung. Und dazwischen ertönte noch immer der Hilferuf so vieler Verschütteten, die sich selber nicht helfen konnten, das ersterbende Röcheln so vieler mit dem Tode Ringenden, der laute Klageton so vieler Verwundeten, das wahnsinnige Jammern so vieler Mütter, die ihre Kinder suchten, und der armen Kleinen, die nach Vater und Mutter schrieen. Hierzu gesellte sich das fortdauernde Zittern des Bodens, das wiederholte Nachstürzen neuer Trümmer und der herzzerreißende Anblick dieser ganzen zerstörten Stadt.

— Wie Gras verdorren die Bösen schnell, und wie grünes Kraut welken sie geschwind. (Ps. 36, 2.)

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

Noth lehrt beten.

Erzählung aus den bayerischen Alpen. Von E. Berus.

(Schluß.)

Ende gut — alles gut.

Auf Schloß Seestein herrschte ein unbeschreiblicher Schrecken. Der einzige Sohn des Hauses war wie eine Leiche nach Hause gebracht worden und lag nun todtenbleich, noch immer regungs- und bewegungslos auf seinem Lager. Der Schloßherr war entsetzt und zu Tode erschrocken, seine Frau aber, die den Sohn fast abgöttisch liebte, gebärdete sich wie wahnsinnig: sie raufte ihr Haupthaar, rang die Hände, stieß Rufe der Verzweiflung aus. Sie rief Egon die zärtlichsten Namen zu und flehte Jedermann an, ihr Kind, ihren einzigen Sohn, doch zum Leben zurückzurufen. — Der rasch herbeigeholte Arzt aus dem Nachbarflecken rief das Bewußtsein Egons zwar wieder zurück, stellte aber eine schwere Gehirnerschütterung und nicht unbedeutende innere Verletzungen fest. Nach sorgfältiger Verbindung der Kopfwunde, die übrigens nur leichter Art war, verordnete er für den Kranken Ruhe, vollständige Ruhe.

Mit diesen ärztlichen Anordnungen aber war die Schloßfrau nicht zufrieden: sie berief telegraphisch aus München einen hervorragenden Arzt, und erst als dieser die Bestimmungen des Landdoktors vollauf gebilligt hatte, machte Frau Perlmann keine weiteren Einwendungen mehr. Indessen verblieb der hauptstädtische Arzt auf ihre inständigen Bitten vorab auf Schloß Seestein, um selber die Pflege des Kranken zu leiten. Alles nur Mögliche wurde aufgewandt — fast jeder Athemzug Egons bewacht — ohne einen anderen Erfolg, als daß der Knabe ab und zu aus seiner fast andauernden Bewußtlosigkeit erwachte, und daß die kleine Kopfwunde rasch zuheilte. Die beängstigenden Zeichen einer starken Gehirnerschütterung und starker Verletzungen im Körper hielten dauernd an. Frau Perlmann war außer sich, lebte wie in einem schrecklichen Traume; bald weinte und klagte sie laut, bald haderte sie fassungslos mit dem Geschicke.

„Wenn Egon, mein Einziger, stirbt, folge ich ihm bald in's Grab nach,“ war ihre stetig wiederholte Redensart. Die Tröstungen des Arztes und ihres Mannes fruchteten nichts: „Heilen Sie mein Kind,“ sagte sie zu ersterem des öfteren, „und beanspruchen Sie dann, was Sie wollen.“

Tage verstrichen — Tage bangen Erwartens und qualvoller Furcht für die Schloßherrschaft: bei Egon zeigte sich fast keine Besserung. In diesen schrecklichen Stunden kam dem Ehepaare auch der Gedanke an Gott wieder, den sie in glücklichen Tagen fast ganz aufgegeben hatten; während sie früher

lau, sehr lau in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten gewesen, verwandten sie nunmehr etwas größere Sorgfalt darauf. Man sah Herrn und Frau Perlmann jetzt oft beim Gottesdienste — das Unglück hatte sie ihrem Herrgott wieder genähert.

Eines Morgens — der Zustand Egons hatte die Nacht über sogar eine kleine Verschlimmerung gezeigt — machte sich die Schloßherrin sogar auf den Weg zur Kapelle Unserer lieben Frau vom See: der Kummer, die Sorge um den Sohn hatte sie ihre ehemaligen Spötteleien über die Besucher der Kapelle so sehr vergessen lassen, daß sie nunmehr selber in den stillen, lauschigen Räumen vor der Gottesmutter ihren Schmerz ausweinen und dort um die Genesung Egons bitten wollte. Als sie über die Schwelle des Marienkirchleins trat, fesselte ein ergreifendes Bild ihren Fuß an die Stelle: Der arme Peperl kniete, das kranke Bein mit dem Stocke unterstützend, vor dem Altare und lispelte halblaut Gebete. Er war so in Andacht versunken, daß er die Ankunft der Schloßherrin gar nicht bemerkte, sondern ruhig weiter betete.

Frau Perlmann griff sich mit beiden Händen an die Stirne — eine Fluth von reuevollen Vorwürfen raste durch ihr Gehirn. „Wie," rief es darin, „wie konntest du nur so undankbar sein, des Retters deines Sohnes aus den Wellen des Sees ganz zu vergessen! Nicht einmal nach dem Befinden des armen Kranken hast du dich erkundigt, obwohl ihn das kühle Seewasser und die ungewohnte Anstrengung gewiß auch geschädigt hat! Und durftest du so ganz in der Sorge um das eigene Kind aufgehen, daß du seines Lebensretters nicht einmal gedachtest? Nein, nein — du hast unrecht, sehr selbstsüchtig gehandelt und mußt gut machen, was du verfehlt!"

Und eigenartig! Während solche und ähnliche Reuegefühle in der Seele der Schloßherrin brannten, erfuhren auch ihre reinmenschlichen Wallungen eine bedeutsame Veränderung: das Kind am Altare erschien ihr trotz seiner ärmlichen Kleidung und trotz seines körperlichen Gebrechens gar nicht mehr abstoßend; ja, es schlich sich plötzlich eine gewisse Hinneigung zu dem Wohlthäter Egons leise in ihre Seele ein. Ganz in solche Gedanken und Empfindungen versunken, haftete die Schloßherrin noch immer an ihrem Platze an der Thüre, als sie mit einem Male von den Lippen des kleinen Beters den Namen ihres Sohnes nennen hörte. Sie horchte auf und erlauschte folgendes Flehen des ahnungslosen Peperl: „O liebe Mutter Gottes vom See, sei doch so gut und bitte dein liebes Jesuskind auch um die Gesundheit des jungen Schloßherrn! Laß ihn seinen Leiden nicht erliegen und thu' den armen Eltern nicht den Schmerz an, ihr einziges Kind zu verlieren! O bitte, bitte recht schön, liebe Mutter Gottes! Ich will dir auch jeden Tag einen schönen Blumenstrauß bringen. Ich will —"

Jäh unterbrach der Kranke sein Gebet und schaute um sich. Frau Perlmann hatte, von der Edelherzigkeit des Kindes ganz bewältigt, nicht mehr an sich halten können, sondern war in lautes Schluchzen ausgebrochen. Jetzt schritt sie an den Altar heran, warf dem armen Kinde, das scheu aufstand und der Schloßherrin Platz machen wollte, einen innigen Blick zu und begann ebenfalls zu bitten und zu flehen um ihres Kindes Gesundheit. Seit den

Jahren ihrer Kindheit war kein so tiefes, ergriffenes und inniges Gebet mehr aus dem Herzen der Schloßherrin geflossen, wie dies jetzt geschah: sie rang die Hände zu dem Altare empor; sie schluchzte und weinte aus tiefstem Herzensgrunde zu Gott und der heiligen Jungfrau für Egon und für sich selber — die laue, so lange pflichtvergessene Christin.

Als sie von den Knieen aufstand, fühlte sie sich etwas getröstet. Sie nahm den bescheiden an der Thüre stehenden Peperl an der Hand und zog ihn sanft mit sich fort in's Freie.

„Kind, Peperl," redete sie ihn dort an, während ihre Rechte auf seinem blondlockigen Scheitel ruhte, „ich hab' Dir innig dafür zu danken, daß Du meinen Egon aus dem Wasser gezogen. Und nicht zufrieden hiermit, bemühst Du Dich auch beim lieben Gott noch um meines Sohnes Wiedergenesung und Gesundheit — Dank, herzlichen Dank dafür!"

Peperl war über die so ungewohnte und große Güte der Schloßfrau sprachlos: fast verwirrt blickte er dieselbe groß an und rang vergeblich nach Worten.

„Aber ich will versuchen, Güte mit Güte zu vergelten," fuhr Frau Perlmann fort; „ich werde für Dich thun, was in meinen Kräften steht."

„Danke, Frau Schloßherrin," stotterte der Knabe schüchtern und in nur unvollkommen wiedergefundener Sprache.

„Und hast Du denn gar nicht an Dich selber gedacht, an Dein krankes Bein, als Du in den See gingst, um Egon zu retten?"

„Nein, Frau Schloßherrin. Ich sah den jungen Schloßherrn der Tiefe des Sees zutreiben und hatte nur den e i n e n Gedanken: ‚Schnell zugegriffen, damit er nicht untergeht und seinen Eltern so großen Kummer bereitet!'"

„Du gutes Kind! Aber Du hattest doch gar keine Veranlassung zu solcher Besorgniß um uns, da wir Dir ja nichts weniger als freundlich entgegengetreten waren."

„O, das thut nichts zur Sache! Unser Herr Pfarrer lehrte uns, daß wir unseren Nächsten lieben sollten wie uns selbst, und daß wir allen Mitmenschen stets nach Kräften beistehen sollten."

Voller Staunen blickte die Schloßfrau in das schlichte Gesichtchen Peperls:

„Ein kleiner Held der christlichen Lehre," murmelte sie vor sich hin, „ein echter Christ und guter Mensch, an dem wir uns alle ein Beispiel nehmen können."

Freundlich erkundigte sie sich nach Peperls Wohnung in Seestein, fuhr fast kosend mit der Rechten über sein Haar und eilte dann nach einem herzlichen Gruße heimwärts.

* * *

Bei Egon trat nach und nach, zwar sehr langsam und zögernd, aber doch immer merklicher, eine kleine Besserung ein: die unabläßigen Bemühungen des geschickten Arztes und die ausgesuchte Pflege konnten doch zuletzt ihre Wirkung nicht verfehlen. Die lichten Augenblicke in Egons Sinn und Gedanken wurden zahlreicher und andauernder, — bald blickten seine Augen schon wieder erkennend um sich, die Sprache kehrte zurück, ein leichtes Roth blühte in

seinem blassen Gesichtchen auf. Aber eines fehlte immer noch: es war und blieb auch in der Folge dem Knaben unmöglich, einen Gedanken für längere Zeit festzuhalten, — er blieb zeitlebens etwas schwachsinnig.

Aber nicht blos dem verunglückten Egon hatte die Kunst des hauptstädtischen Arztes das Leben wiedergeschenkt: auch an dem armen Peperl hatte sich sein hohes Können vorzüglich bewährt. Auf Bitten der Schloßleute hatte er, mit Erlaubniß von Peperls Eltern, die Operation an dessen krankem Beine mit Geschick und bestem Erfolge vorgenommen und zwar in dem Schlosse selber.

Frau Perlmann hatte sich dies eigens von Peperls Eltern ausgebeten — und der kleine Peperl selber? Er strahlte vor Glück. Bei fortschreitender und zuletzt endgiltiger Genesung, in der guten Pflege wurde er stets fülliger und blühender am Körper, stets dankbarer und liebeerfüllter in der Seele. Und er fand auch schon bald günstige Gelegenheit, seinem Danke offenen Ausdruck zu verleihen: er wurde dem nur langsam genesenden Egon ein unzertrennlicher Freund und Gefährte; er hellte ihm durch sein zuthunliches, geweckes, allzeit frohsinniges Wesen die trüben Stunden seines Daseins nach Kräften auf.

Da Egons Zustand keinen Unterricht an einer öffentlichen Schule zuließ, so hielten ihm seine Eltern einen Hauslehrer, und was war da natürlicher, als daß auch der Freund des jungen Schloßherrn, der nunmehr so lebens- und geistesfrische Peperl, zu jenem privaten Unterrichte zugezogen wurde! Und auch hier bewährte sich Peperl wieder vorzüglich: das Kopfleiden hatte bei Egon nur eine sehr langsame, ja oft völlig aussetzende Auffassung des Unterrichtsstoffes zur Folge, und da sprang dann allemal der Jugendfreund durch Wiederholungen und Auffrischungen unter vier Augen helfend ein.

Im Herbste und Winter, wenn die Familie Perlmann in München lebte, durfte Peperl dort eine Schnitzereischule und später sogar die Kunstakademie besuchen. Hier zeigte sich's aber, wie zutreffend der Maler dereinst über Peperls Talent geurtheilt hatte: der junge Mensch stieg in der Schnitzkunst von Stufe zu Stufe, er wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit einer der bedeutendsten Künstler darin. Gotteshäuser und Menschenwohnungen schmückte man mit den Jahren immer mehr mit Kunstschöpfungen Peperls aus, sein Name wurde allenthalben mit Begeisterung genannt, mit Ruhm überhäuft.

Der Künstler selber aber blieb stets sich selbst und seinen Freunden oder Angehörigen treu: seine Familie unterstützte er auf's Beste, Egon war er Lebensfreude und Geistesförderer, dem Ehepaar Perlmann wurde er ein zweiter Sohn.

So hatten Gottes Fügungen aus dem „armen, kleinen Peperl", den man anfänglich auf Schloß Seestein mit Mißachtung, ja, mit Widerwillen behandelt, einen Wohlthäter der ganzen Familie gemacht, die ihn mit Stolz und Liebe den ihrigen nannte.

Außerdem aber dankten ihm Herr und Frau Perlmann noch eine besonders hohe Gabe: Gott hatte sich den kranken Sohn des armen Taglöhners aus Seestein zum Werkzeuge erkoren, aus den Schloßleuten die Lauheit im

Glauben auszutreiben und sie zu guten Christen zu machen. Und nicht blos zu guten Christen — auch zu besseren Menschen: ihr Park stand fürderhin wieder den bäuerlichen Seeanwohnern offen, da diese jetzt nicht mehr unangenehme Zudringlinge für das Ehepaar waren, sondern kernige, gutmüthige, wenn auch etwas derb aussehende Mitmenschen.

Die rechte Todtenklage.

Aus dem Leben Hermann von Mallinckrodt's, des großen Führers der deutschen Katholiken in den ersten Jahren des Kulturkampfes, wird folgender schöner Zug erzählt:

„Meine Eltern, schlichte, westfälische Bauern, waren Nachbarn des seligen Herrn v. Mallinckrodt und wurden als solche öfters mit einem Besuche von ihm beehrt. Als dem Herrn v. Mallinckrodt die erste Gemahlin durch den Tod entrissen war, wurde auch einige Tage nachher meinen Eltern die einzige Tochter durch den Tod genommen. Am andern Tage erschien Herr v. Mallinckrodt in meinem elterlichen Hause, ließ sich in das Zimmer führen, wo die Leiche lag, kniete vor derselben nieder und betete. Nachdem er das Gebet beendet, verweilte er noch einige Augenblicke bei uns. Bei der Unterhaltung, deren Objekt natürlich die beiden Dahingeschiedenen waren, machte Herr v. Mallinckrodt eine Aeußerung, in der sich so recht sein inneres Wesen abspiegelte und deren Mittheilung darum auch Anderen willkommen sein wird. Um meine Eltern über den harten Verlust der einzigen Tochter zu trösten, äußerte er in Hinsicht auf den Tod seiner eigenen, eben verstorbenen Gemahlin, daß er im Leben schon Manches durchgemacht, ihm oft Bitteres und Hartes zugestoßen sei, dessen Nutzen er oft nicht gleich eingesehen habe, aber nachher habe er stets erkannt, daß es Gott zu seinem Besten geordnet und daß es so für ihn habe kommen müssen.

„Mit einer solchen Ergebung in den Willen Gottes also ertrug Herr v. Mallinckrodt den herben Verlust seiner Gemahlin, die er wegen ihrer seltenen Gaben des Geistes und Herzens innig liebte, die zugleich Mutter von fünf Kindern war. Das war derselbe Herr v. Mallinckrodt, der im Kampfe niemals den Muth verlor, der, wenn nach menschlichem Urtheil alle Hoffnung vergeblich schien, seine hellen, vom christlichen Glauben erleuchteten Augen nach oben richtete und ausrief: ‚Per crucem ad lucem!' ‚Durch Kreuz zum Heil!' Dieses unerschütterliche Vertrauen auf Gott, welches unsern Herrn v. Mallinckrodt in den schwersten Kämpfen stärkte und ihm in Kreuz und Leiden eine so große Ergebung einflößte, machte ihn aber keineswegs gefühllos. Als seine Gemahlin in seinen Armen gestorben war, ging er am anderen Morgen zur heiligen Beicht und Kommunion und am zweiten oder dritten Tage ging er abermals zum Tische des Herrn, um die heilige Kommunion für seine dahingeschiedene Gemahlin aufzuopfern." — Möge Herr v. Mallinckrodt uns als Beispiel dienen, mit welcher Gesinnung wir den Tod unserer Angehörigen ertragen und welche Theilnahme wir ihnen erzeigen sollen.

☞ Paſſende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktiſche Erlebniſſe werden mit Dank für dieſen Abſchnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptſächlich bitten wir die hochw. Diözeſan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adreſſire: **"SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Der Tod der hl. Eliſabeth.

Von J. Kieffer, Prieſter.

Es iſt unzweifelhaft wahr, daß der liebe Gott den Gerechten oftmals ſchon in dieſem Leben einen Vorgeſchmack des Himmels verleiht und durch beſondere Kundgebungen den Stachel des Todes wegnimmt. So geſchah es auch mit der hl. Eliſabeth. Je näher ſie dem Ende ihrer irdiſchen Pilgerfahrt kam, deſto mehr gefiel ſie ſich in Betrachtung und ſeliger Beſchauung, deſto mehr auch wurde ſie von Gott mit Offenbarungen und Erſcheinungen der heiligen Mutter Gottes und der heiligen Engel beglückt. Immer länger dauerten ihre Ekſtaſen, ſo daß ſie ſchon hienieden ſtundenlang die Freuden des Himmels genoß. Oft ſah ſie den göttlichen Heiland ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht, umgeben von dem glänzenden Chore der Engel; ihr himmliſcher Bräutigam wollte ſie tröſten und ſtärken bis an ihr ſeliges Ende. Nach ſolchen Erſcheinungen und himmliſchen Geſprächen umſchwebte ihr Antlitz ein Abglanz himmliſcher Klarheit, ihre Augen glänzten wie Sonnen.

Einſt in der Nacht erſchien ihr Chriſtus im Glanze ſeiner Herrlichkeit und ſprach zu ihr ſanft und freundlich: „Komm' zu mir, meine auserwählte Braut und liebe Freundin, in die Wohnung, die dir von Ewigkeit bereitet iſt, ich ſelber will dich hinführen." Eliſabeth entnahm dieſen huldvollen Worten, daß ſie bald die Reiſe in die Ewigkeit anzutreten habe, und freudig traf ſie die Anſtalten zu ihrem Begräbniß, beſuchte noch einmal all' ihre Armen und Kranken und theilte, was ihr noch übrig geblieben, unter ſie und ihre Frauen aus. Damals lag ihr Beichtvater Konrad ſchwer krank darnieder. Sie beſuchte ihn und ſagte ihm, daß er wieder geneſen, ſie aber bald ſterben werde, und zwar bezeichnete ſie ihm Tag und Stunde ihres Hinſcheidens.

Es dauerte noch etwa vier Tage, da mußte sie sich zu Bett legen, gequält von einem hitzigen Fieber. Sie blieb jedoch immer heiter und in Gebet und Betrachtungen vertieft. Als sie eines Morgens zu schlummern schien, hörte ihre Dienerin einen wunderschönen Gesang, wie von der Kranken ausgehen. Nachher sagte Elisabeth: „Ein schöner Vogel hat mir lange so süß gesungen, daß ich vor Freude mitsingen mußte. Der schöne Vogel hat mir auch offenbart, daß ich am dritten Tage sterben soll." Von jetzt ab wollte sie keine weltliche Person, nicht einmal ihre Edelfrauen zulassen, weil sie, wie sie sagte, von nun an mit Gott allein sein und über seine Gerichte nachdenken müsse.

Nachdem sie ihre letzte Beicht abgelegt hatte, begehrte sie in der Hospitalskirche zum hl. Franziskus beerdigt zu werden. Die heilige Kommunion empfing sie mit so lebendigem Glauben, einer so tiefen Demuth, einer so heißen Sehnsucht und inbrünstigen Liebe, daß alle Anwesenden mehr als erbaut waren. Nachdem sie auch die letzte Oelung empfangen, blieb sie unbeweglich in Betrachtung und innere Wonne versunken bis gegen Abend. Dann begann sie in Begeisterung von himmlischen Dingen zu reden, besonders von der Auferweckung des Lazarus. Hierauf sprach sie von den Thränen Christi an dessen Grab, von seinen Thränen über Jerusalem und denen, die er am Kreuze vergossen, so feurig und eindringlich, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt wurden. Sobald sie dies merkte, sagte sie: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst."

Dann kam lange kein Wort mehr über ihre Lippen. Kurz vor Mitternacht rief sie mit lauter Stimme: „Fliehe, fliehe, du Böser (Teufel), denn ich habe dir widersagt." Gegen Mitternacht strahlte ihr Antlitz derart, daß man es kaum ansehen konnte. Immer größer wurde jetzt ihre Freude. Endlich rief sie: „O Maria, komm' mir zu Hilfe — Gott ladet mich zur Hochzeit — es kommt der Bräutigam, seine Braut zu holen." .... Hierauf hauchte sie ihre engelreine Seele aus. Sogleich verbreitete sich köstlicher Wohlgeruch im Sterbegemach, und in den Lüften hörte man einen Chor himmlischer Geister die herrlichen Worte singen, die ihr ganzes Leben zusammenfassen: „Das Reich der Welt habe ich verachtet aus Liebe zu meinem Herrn Jesus Christus, den ich gesehen, den ich geliebt, an den ich geglaubt habe."

Es war Morgens früh am 19. November 1231, als die Heilige ihren Einzug in den Himmel hielt; auf Erden hatte sie ihr vierundzwanzigstes Jahr vollendet. — Die Dienerinen wuschen den heiligen Körper und hüllten ihn ehrfurchtsvoll in den alten, groben, zerrissenen Rock ein, das einzige Oberkleid, das die Heilige nicht an die Armen verschenkt hatte. Dann wurde der Leichnam unter heiligen Gesängen des Klerus und den Thränen des Volkes in die Kapelle des Hospitals zum hl. Franziskus gebracht, in welcher sie oft sich dem Gebet und gottseliger Betrachtung überlassen hatte. Sobald die Kunde von ihrem Tode sich weiter verbreitet hatte, eilten Reich und Arm, Hoch und Niedrig herbei, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Man drängte sich zur Bahre, um doch womöglich ein Andenken, eine Reliquie der Heiligen zu erhaschen. Die Einen rissen Stücke von ihrem Rocke oder vom Bahrtuch ab, Andere

schnitten von ihren Haaren oder Nägeln ab u. s. w. Die Armen und Kranken beweinten laut ihre Wohlthäterin, ihre Schwester und Mutter. Kein Auge blieb thränenleer, kein Herz ungerührt.

Immer neue Schaaren eilten heran. Alle wollten das holde Antlitz noch einmal sehen. Um der Andacht und Liebe des Volkes zu genügen, mußte man die Leiche vier Tage lang in der Kirche ausgestellt lassen. Ihr Gesicht war unbedeckt und strahlte in der rosigen Schönheit einer frisch erblühten Jungfrau: die Schönheit der Seele schien sich auf selbem wiederzuspiegeln. Die Haut war zart und weich, als lebte sie noch: aus dem Leichnam strömte ein lieblicher Wohlgeruch, das Sinnbild ihrer zahllosen guten Werke.

Kemnate (Wohnzimmer) der hl. Elisabeth auf der Wartburg, durch den deutschen Kaiser ausgeschmückt (1905).

Am vierten Tage nach dem Hinscheiden legte man den heiligen Leib in den Sarg und beerdigte ihn unter dem lauten Wehklagen und der frommen Andacht einer unermeßlichen Menschenmenge. Eine große Schaar von Singvögeln, wie man sie noch nie gesehen, schienen diese großartige Leichenfeier auf ihre Art verherrlichen zu wollen; sie saßen auf dem Dache der Kirche, und, obgleich es Winter war, sangen sie wunderschöne Melodien, wie man sie niemals noch gehört hatte, Weisen, die Herz und Gemüth erfreuten und eigenthümlich ergriffen.

Elisabeth, welche den Geschöpfen aus Liebe zu Gott entsagt, sollte zuerst von den Geschöpfen verherrlicht werden. — Kostbar ist in den Augen Gottes der Tod seiner Heiligen.

Beschlüsse der 50. General-Versammlung des Zentral-Vereins.

Treue dem Papste.

Eingedenk der in der Vergangenheit stets bewährten und anerkannten Treue und Anhänglichkeit an den Stuhl Petri geloben wir bei Gelegenheit der Feier des goldenen Jubiläums in demselben Geiste tiefster Ehrfurcht, kindlichen Gehorsams und unerschütterlicher Anhänglichkeit zur Wahrung der kirchlichen Interessen, Förderung katholischer Erziehung und Hebung der christlichen Familie auch in Zukunft in einheitlichem Wirken uns als treu ergebene Söhne der heiligen Kirche zu bewähren.

Wider Indifferentismus und Sozialismus.

Beim Anblicke des immer mehr zunehmenden Indifferentismus, wie er sich in allen Ständen und Verhältnissen kundgibt, indem man die Lehren und Grundsätze unserer heiligen Religion in den Dienst persönlicher Bequemlichkeit herabzuwürdigen sucht, erinnern wir uns an die Glaubenstreue und das Glaubensleben unserer Väter und dringen darauf, treu in deren Fußstapfen einzutreten.

Indem wir uns anschließen an die Parole des Hl. Vaters: „Erneuerung der Gesellschaft in Christo", wollen wir mit allen uns zu Gebote stehenden gerechten Mitteln den immer mehr um sich greifenden, für das kirchliche und soziale Leben so verderblichen Lehren und Grundsätzen des Sozialismus entgegen arbeiten, und dies besonders dadurch, daß wir durch strenges Festhalten und treue Beobachtung der katholischen Lehren und Grundsätzen die alleinige Haltbarkeit derselben gewährleisten und beweisen, wie auch durch private und öffentliche Belehrung vor trügerischen Vorspiegelungen und täuschenden Versprechungen irre geleiteter Geister warnen.

Für unsere Pfarrschulen.

In der Ueberzeugung, daß der Fortbestand und das Wachsthum der Kirche vor Allem bedingt ist durch echt christliche Erziehung, diese aber nächst der Familie durch katholische Pfarrschulen bewerkstelligt wird, so geloben wir auch fernerhin, all' unseren Einfluß geltend zu machen zur Hebung der uns so theuren Pfarrschulen, und deshalb mögen unsere katholischen Männer sowohl in ihrer Stellung als Familienväter, als auch durch ihre Vereine den verderblichen religionslosen Erziehungssystemen mit aller Macht entgegenarbeiten und die unserem Gewissen allein entsprechende Erziehung in unseren Pfarrschulen fördern.

Um die Unabhängigkeit der katholischen Schulen für immer zu wahren und ein ungestörtes Wirken derselben für alle Zukunft zu sichern, empfehlen wir mit Nachdruck die Gründung freier Pfarrschulen. Ebenso nachdrücklich

empfehlen wir, daß wo und wenn immer thunlich, wenigstens für die oberen Knabenklassen männliche Lehrkräfte angestellt werden. Dieses kann und sollte dadurch ermöglicht werden, daß nicht blos dem Lehrerstande selbst mehr Achtung und Hochschätzung gezollt, sondern auch der Beruf zu demselben bei braven Jünglingen geweckt und ihnen eine entsprechende pädagogische Ausbildung im Lehrerseminare, dem Pathenkinde des Zentral-Vereins, ermöglicht werde.

Dringend rathen wir katholischen Eltern an, besonders ihren Söhnen, wenn es die Umstände gestatten, eine höhere Bildung angedeihen zu lassen. Gründlich gebildete Laien thun der Kirche der Ver. Staaten Noth, darum sollten katholische Eltern durch keine Rücksichten sich verleiten lassen, ihren Kindern, besonders ihren Söhnen, den Besuch der religionslosen höheren Lehranstalten zu gestatten, sondern sie unter allen Umständen unseren erprobten katholischen Studien-Anstalten anzuvertrauen.

In Bezug auf die Theilnahme des Staates am Unterrichtswesen stehen wir auf dem Boden der Erklärungen der Föderation katholischer Vereine und der früheren Generalversammlungen.

Mit aller Entschiedenheit bestehen wir, trotz der Anfeindungen radikaler Logen-Elemente, auf den Forderungen unserer Rechte, wie sie durch die Konstitution garantirt sind. Zu diesen Rechten gehören vor Allem Religions- und Gewissensfreiheit. Es ist aber eine Verletzung derselben, die Katholiken zu besteuern zu Gunsten eines Schulsystems, das zu benutzen ihnen ihr Gewissen verbietet; sie zu besteuern, obwohl sie ihre eigenen tüchtigen Schulen besitzen. Wir verlangen daher unseren Antheil an den durch allgemeine Besteuerung aufgebrachten Geldern des Schulfonds.

Mit aller Entschiedenheit erheben wir Protest gegen die vielfach zu Tage tretende Tendenz, ein staatliches Schulmonopol zu schaffen, und verwahren uns gegen jegliche, dem Sozialismus Rechnung tragende Gesetzgebung, insbesondere gegen einen, die Interessen unserer Pfarrschulen schädigenden Schulzwang, Einführung freier Textbücher, sowie endlich gegen die Einführung kostspieliger unnützer Fächer.

Ferner verwahren wir uns dagegen, daß man die Schulen, die mit den Geldern von Steuerzahlern der verschiedenen Denominationen unterhalten werden, zu Proselytenmacherei mißbraucht, und müssen daher den vielfach und unter mancherlei Vorwänden zu Tage tretenden Versuchen, die Lesung der Bibel in den Publikschulen einzuführen, auf das Ablehnendste begegnen.

Für katholische Vereine.

Der katholische Mann gehört in einen katholischen Verein: und zwar soll er dem katholischen Verein voll und ganz angehören, und nicht blos deshalb, weil ihm derselbe gewisse Vortheile bietet, sondern vor Allem von dem Wunsche getragen, in seinem katholischen Verein mitzuwirken an der gewaltigen Aufgabe, die Rechte Gottes und der Kirche zu vertheidigen und zu fördern.

Mit unseren kirchlichen Oberen sehen wir in der Förderung der Vereine und Verbände, welche, auf religiösen Grundsätzen beruhend, die gegenseitige Unterstützung in leiblicher und geistiger Noth bezwecken, ein wirksames, ja

nothwendiges Mittel, um die arbeitenden Klassen vor dem Anschlusse an solche Vereinigungen zu bewahren, welche den Grundsätzen des Sozialismus huldigen.

Unsere katholischen Vereine sind ferner ein Protest und eine Schutzwehr gegen die geheimen Gesellschaften, die wir mit der Kirche und im Geiste der Kirche verwehren, mögen sie nun die Freimaurerei offen zur Schau tragen, oder unter dem Deckmantel der religiösen Neutralität dieselben oder ähnliche Zwecke verfolgen, wie die ausdrücklich von der Kirche verbotenen Gesellschaften.

Mit großem Schmerz erfüllt es uns, daß so viele Katholiken kein Bedenken tragen, einer geheimen Gesellschaft beizutreten. Ernst und feierlich richten wir an diese die Mahnung, auszuscheiden aus den Logenverbänden, und die katholischen Vereine bitten wir dringend, keinen Kandidaten aufzunehmen, der einer geheimen Gesellschaft angehört.

Für Föderation.

In würdiger Anerkennung und Beherzigung der nachdrücklichen Aufforderung des apostolischen Stuhles zu gemeinsamem Wirken der katholischen Männerwelt hat der Zentral-Verein sich der Föderation aller katholischen Vereine der Ver. Staaten angeschlossen und wünschen und hoffen wir, daß alle übrigen, besonders größeren Vereine ebenfalls in die Reihen der Föderation eintreten, damit wir so eine geschlossene Macht bilden zu erfolgreicherer Abwehr schädlicher Einflüsse und Vertheidigung katholischer Rechte und Grundsätze.

In Anbetracht der vielen Gefahren, denen namentlich unsere jungen Männer ausgesetzt sind sowie auch der Thatsache, daß unsere Bestrebungen ohne nachhaltige Wirkungen sein werden, wenn unsere Jünglinge nicht in die Fußstapfen ihrer Väter eintreten, dieses aber unmöglich ist, wenn sie nicht frühzeitig in diesem Geiste geübt werden, so empfehlen wir mit allem Nachdruck die Gründung, Förderung und Hebung katholischer Jünglings-Vereine. Jedoch beklagen wir die täglich sich mehrende Zahl katholischer, unter sich verschiedener Versicherungs-Gesellschaften. Da die jetzt bestehenden zweifelsohne den Bedürfnissen unserer katholischen Männer genügen und eine Vermehrung solcher Vereine nur dazu dienen könnte, die bereits bestehenden zu schwächen, so richten wir an die hochw. Geistlichkeit die bescheidene Bitte, dem Entstehen neuer Vereine dieser Art nach Möglichkeit zu steuern.

Für deutsche Sprache und deutsche Presse.

Indem wir einerseits von der Nothwendigkeit überzeugt sind, daß die englische Sprache als Landessprache gründlich zu erlernen ist, so dringen wir doch andererseits allen Ernstes darauf, unsere liebe deutsche Muttersprache, das Erbe unserer theueren Vorfahren, zu schätzen und nach Kräften zu pflegen, sowohl in der Schule als in der Familie.

Ueberzeugt von den schädlichen Einflüssen der heutigen Presse, die hier mehr als in irgend einem Lande der Welt zur Geltung kommt, lassen wir es uns ernstlich angelegt sein, dieser religionsschädlichen Macht nicht nur unsere

Unterstützung zu entziehen, sondern auch die nachtheiligen Einflüsse derselben zu beseitigen, dadurch, daß wir die katholische Presse mit aller Entschiedenheit unterstützen und fördern.

Es gibt eine Ewigkeit.

In einer Stadt des Rheinlandes wurde vor einiger Zeit von einer reichen, vornehmen Familie eine barmherzige Schwester zur Krankenpflege verlangt. Schwester Theodora begab sich nun auf Befehl ihrer Oberin in die bezeichnete Wohnung, wo sie von der Dame des Hauses an das Krankenbett ihres schwerkranken Gemahls geführt wurde. Der Herr, erst dreiunddreißig Jahre alt, befand sich in Folge eines Blutsturzes in einem sehr gefährlichen Zustande. Die Schwester erfuhr, daß der Herr katholisch sei, eine Protestantin geheirathet habe und auch seine beiden Kinder protestantisch werden lasse, wodurch er sich als Katholik einer fortdauernd schweren Sünde schuldig machte.

Als die Todesgefahr anhielt, wagte die Schwester einige Male an den Empfang der heiligen Sakramente zu erinnern, was von dem Kranken unbeachtet gelassen wurde, obschon er sonst seine Pflegerin freundlich behandelte. In einer Nacht, wo die Schwester mit dem Kranken allein war, ermahnte sie diesen nun eindringlicher, doch die heiligen Sakramente zu empfangen, weil sie es für ihre Pflicht hielt. Als er aber abweisend den Kopf schüttelte, bat sie ihn mit bewegten Worten, doch an das Heil seiner Seele zu denken, denn es handle sich um eine glückliche oder unselige Ewigkeit.

„Ach was, Ewigkeit, ich glaube an keine Ewigkeit, mit dem Tode ist Alles aus," fiel ihr der Kranke barsch in die Rede.

„Wie können Sie nur solchen verkehrten Gedanken nachleben," versetzte die Schwester sanft. „Es gibt ja so viele überzeugende Beweise von der Unsterblichkeit der Seele. Zudem ist diese ja ein Dogma der katholischen Kirche, woran wir Katholiken glauben müssen."

„Ich glaube aber nicht mehr an die Lehren der katholischen Kirche," entgegnete der Kranke ungeduldig, „und deshalb hat es auch gar keinen Zweck, mit mir über den Empfang der Sakramente zu sprechen. Derartige Gespräche regen mich nur auf und will ich jetzt nichts mehr davon hören, Schwester."

„Ich hatte es so gut mit Ihnen gemeint," antwortete diese traurig, „will aber jetzt über religiöse Dinge schweigen, wenn Sie es wünschen, und nur noch für Sie beten."

Die schlichten, sanften Worte rührten den kranken Herrn, der sich seines gefährlichen Zustandes wohl bewußt war. „Machen Sie sich meinetwegen nicht zu viel Sorgen, liebe Schwester," sagte er nun freundlicher. „Sie blei-

ben ja bei mir, bis ich sterbe, nicht wahr? Gut, dann werde ich Ihnen sagen, ob es eine Ewigkeit gibt."

Schwester Theodora fühlte sich eigenthümlich von diesen Worten berührt, sprach aber nichts mehr über diesen Punkt. Sie war nur während der Nacht bei dem Kranken und brachte den Tag über in ihrem Kloster zu, wo sie einige Stunden schlief, um am Abend wieder frisch und kräftig für den Krankendienst zu sein. So war sie auch den Morgen nach der Nacht, worin das vorhin mitgetheilte Gespräch stattgefunden hatte, in ihr Kloster zurückgekehrt. Als sie sich nun am Abend anschickte, wieder zu ihrem Kranken zu gehen, erhielt sie ein Briefchen, worin man sie benachrichtigte, daß man ihre Dienste einstweilen nicht mehr bedürfe. Das Schreiben war von der protestantischen Dame, die wahrscheinlich etwas von dem Gespräch der Nacht erfahren hatte und weitere Ermahnungen dieser Art durch die Entfernung der Schwester vorbeugen wollte. So konnte die gute Schwester Theodora denn nichts weiter thun, als für den armen Kranken beten.

Einige Wochen gingen dahin, da wurde sie eines Abends spät, nachdem sie sich schon in ihre Zelle zurückgezogen hatte, eiligst zu dem schwindsüchtigen Herrn gerufen, dessen Zustand sich sehr verschlimmert habe. Sie fand den armen Kranken in einem Sessel nach Athem ringend und fast dem Tode nahe. Er schien erfreut über ihr Kommen, sprechen konnte er nicht mehr. Die Schwester war ihm nun zuerst behilflich, wieder in sein Bett zu kommen, wo sie ihn mit Kissen stützte. Da man sie mit dem Kranken allein gelassen hatte, kniete sie dann vor dem Bette nieder und betete ihm die Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue vor, um in der letzten Stunde wenigstens einige gute Gesinnungen in ihm zu erwecken. Der Sterbende, denn das war er, ließ sie ruhig beten, ja es schien, als bete er mit. Mit raschen Schritten ging es nun zu Ende. Die Frau trat jetzt in's Zimmer, begleitet von einem Diener und einer Dienerin. Noch einige tiefe Athemzüge und dann sank das Haupt des Sterbenden mit geschlossenen Augen auf das Kissen zurück und blieb regungslos.

„So ist der arme Herr denn verschieden," sagte Schwester Theodora mit einem Seufzer. In ihrem Herzen betete sie: „Ach Herr, erbarme Dich seiner und gib ihm die ewige Ruhe."

Dann trat sie an das Lager, um die Kissen etwas zu ordnen. Da richtete sich der scheinbar Todte plötzlich noch einmal auf, sah die Schwester mit großen Augen an und sprach mit tiefer Stimme laut und ganz deutlich: „Schwester, es gibt eine Ewigkeit!"

Dann sank er, diesmal wirklich leblos, zurück. Er hatte sein Versprechen gehalten. Der Schwester ward es bei den Worten gar eisig zu Muthe. Hatte der Sterbende schon einen Blick in die Ewigkeit gethan? O, wenn nur mit der Erkenntniß der Wahrheit auch die Reue in seinem Herzen erwacht war! .... Wieder und wieder empfahl sie die arme Seele der Barmherzigkeit Gottes.

Auch die andern Anwesenden waren sehr erschüttert. Die katholische Dienerin brach in Thränen aus und überhäufte ihre Herrin in der Aufregung

mit Vorwürfen, daß sie nicht schon gestern Schwester Theodora habe rufen lassen, da der Herr doch mehrmals nach derselben verlangt habe. Gestern habe er noch sprechen und die heiligen Sakramente empfangen können. Die Dame zog sich verstört in ihr Zimmer zurück, während die barmherzige Schwester noch an der Leiche betete.

Dieses traurige Ende, welches wir nach dem Bericht der betreffenden Schwester erzählt haben, ist wieder eine der schlimmen Folgen gemischter Ehe.

(Für den „Sendbote.") (Nachdruck verboten.)

In der Tannenwirthschaft.

Von C. Arand.

V.

Rege und munter machten die Städter einen Spaziergang durch das Dorf, um da und dort einen guten Kunden zu besuchen. Unter diesen Letzteren befanden sich auch die Stiefkinder der Wittwe Graub und die Stadtfrauen konnten die glücklich heiteren Gesichter Beider bewundern. Sie hielten sich gerne etwas länger dabei auf, um dem Tannenwirth nicht zu früh in das Haus zu fallen. Es hatte ihnen ja nicht entgehen gekonnt, daß er Schwierigkeiten zu überwinden habe, das bestellte Essen zubereiten zu lassen. Anton befand sich thatsächlich in der bittersten Verlegenheit. Seine Frau hatte ihre Drohung wahr gemacht, und war fluchtartig auf und davon gegangen, eine Köchin hatte man nicht und die Küchenmagd verstand vom Kochen nichts. Eine Zeit lang war er rathlos. Da — in höchster Noth fiel ihm die Mutter ein. Er sprang in die Pfründnerwohnung hinüber, riß dort die Thüre auf und schrie in das reinliche Stübchen hinein, daß die Worte hell wiederhallten: „Mutter, komm'! Komm' so schnell wie möglich in die Wirthsschaftsküche herüber."

Rese wußte nicht, um was es sich handle; sie glaubte, es sei dort ein Unglück geschehen und eilte so schnell sie ihre Füße trugen, in den Neubau hinüber. Am ganzen Körper zitternd, betrat sie nach fünf langen Jahren das Vorderhaus wieder. Anton führte sie sofort in die Küche, aus der sie einst so brutal vertrieben geworden. „Bereite so schnell wie möglich ein gutes Mahl, Mutter. Die Städter wollen bis in ein paar Stunden essen."

Wie gerne hätte Rese dem Sohn zugerufen: „So, jetzt soll ich wieder den Gutgenug machen." Allein dazu hatte sie keine Gelegenheit. Anton war schon weg, um in dem großen Herrenzimmer dem heute neueingetretenen Kell-

nermädchen Anweisungen zum Tischdecken zu geben und weitere Gäste zu empfangen.

Rese durchsuchte, nachdem sie sich etwas erholt hatte, vor Allem den Speiseschrank auf seinen Vorrath. Entsetzt fuhr sie einige Schritte zurück. Denn — hier strömte ihr ein Geruch entgegen, der alles sagte, was über eine lüderliche Hausfrau gesprochen werden konnte. Eine wahre Zerstörung starrte ihr von den einzelnen Abtheilungen entgegen. Verdorbene Speisevorräthe jeder, auch der theuersten Art lagen darin aufgeschichtet. Und unter all' den mit schwerem Geld angeschafften Dingen war nichts, aber auch gar nichts Brauchbares mehr zu finden.

„Bei diesen Leuten ist Alles hin! Um Hab und Gut, Haus und Hof kommt mein Anton durch seine lüderliche Hausfrau," jammerte Rese.

Anton war geschwind durch die Küche gehuscht, um der Magd zu sagen, sie solle einige junge Hahnen abschlachten. Er hatte der Mutter Worte gar wohl verstanden, aber er schwieg wohlweislich dazu.

Der Hausknecht hatte so schnell wie möglich aus dem eigenen Fischkalter einige große Hechte hergeholt, und nun ging die Arbeit los.

Die Rese war bald so lebhaft mit der Zubereitung der delikaten Thiere beschäftigt, daß in kurzer Zeit der frische, köstliche Bratenduft den Modergeruch verdrängte.

Sie war noch immer die eifrige, tüchtige Köchin, die auch diesmal das volle Lob der städtischen Gäste erntete. Nur ihre körperliche Kraft wollte nicht mehr Stand halten. Nachdem Alles vorüber war und die vornehmen Gäste sich entfernt hatten, fühlte sie sich geradezu erschöpft. Um sich ein wenig auszuruhen, begab sie sich von Anton hinaufgeleitet in das Zimmer ihrer ausgeflogenen Schwiegertochter. Mühsam schleppte sie sich zu einem der mit prachtvollen Fransen und Quasten verzierten Sesseln hin. Wie lag er und all' die kostbaren Möbel hier, doch so voller Staub und Schmutz! Seit vielen Tagen hatte in diesem Prunkgemach keine ordnende Hand mehr gewaltet. Das that der an äußerste Reinlichkeit gewöhnten Bauersfrau, die stets so große Freude an städtischen, modernen Dingen gehabt, bis in der Seele drinn weh.

Mit Anstrengung erhob sie sich wieder: „Ich muß hinaus aus dieser Unordnung. Hier würde ich sterbenskrank," stöhnte sie. Am Thürpfosten mußte sie sich halten, um nicht umzusinken. „Alles ist hin, Alles!" mußte sie unaufhörlich jammern.

„Das war ein Tag heute," tröstete mit unsicherer Stimme Anton, „eine solche Einnahme haben wir schon lange nicht mehr gehabt."

„Solche Tage hättet Ihr oft haben können!" flüsterte Rese mit bleichen Lippen.

Anton sah, daß seine Mutter zitterte und bebte und daß ihre Füße den Dienst zu versagen drohten. Er schlang seinen starken Arm um sie und schleppte sie mehr als sie zu gehen vermochte, in ihr Stübchen zurück. Dem Dienstmädchen hatte er noch geschwind zugerufen, die Flasche versiegelnden Weines zu bringen, welche er auf einem Tische bereit gestellt.

Das Mädchen kam alsbald; es half der alten Frau in's Bett und Herr Graub junior öffnete indeß die Flasche und schenkte ein Glas ihres dunkelrothen Inhaltes voll ein.

„Da Mutter, trink, damit Du wieder zu Kraft kommst."

Rese gehorchte. Sie trank das Glas starken Wein in wenigen Minuten leer und fühlte sich dadurch auch etwas gestärkt.

Anton hatte die Magd um etwas kräftige Suppe weggeschickt. Finstere Gedanken brütend, saß er neben der Mutter Bett.

Durch Reses Herz zog ein tiefes Erbarmen mit dem, im Augenblicke geradezu unheimlich aussehenden Sohne. O, wie ungemein haßte die alte Frau doch ihre entflohene Schwiegertochter.

„Deine schöne Frau ist schuld an dem ganzen Unglück," stöhnte sie auf.

Noch nie hatte Anton sich über Eulalia beklagt, oder gar geschimpft. Heute aber brach auch er in Verwünschungen über sie aus. Zum Schlusse rief er: „Ich wollte, ich hätte diese Eule nie gesehen."

Jetzt versuchte die Mutter zu trösten. „Die hätte ja doch so ein Festessen nicht fertig gebracht. Es war grad' so ein Leben und Treiben heut', wie wir es früher, so lang die Wirthschaft im Flor war, immer hatten."

„Im Flor könnten wir sie heut' noch haben, die Wirthschaft; ja mehr als je; denn ich hab' noble Bekannte und Freunde. Morgen kommt zum Beispiel eine große Jagdgesellschaft. Die Herbstjagden des Herrn Grafen gehen an. Jeden Tag gibt's irgendwo ein Festessen dabei. Morgen soll's bei uns sein! Alle geladenen Schützen, alle Förster und Forstwärter werden dazu erscheinen," erklärte Anton.

„Jerum! Jerum! Da kannst Du nicht mit auf die Jagd, mußt vielmehr schauen, daß Du eine Köchin auftreibst und die Wirthschaft geordnet ist, bis die Herren kommen."

„Ruh' Dich lieber aus jetzt, Mutter, damit Du morgen ein wenig hinüberschauen kannst."

Noch einmal füllte Anton das Weinglas auf. „Das mußt Du noch trinken und dann schlafen," meinte er mit grimmigem Gesicht und finster lauerndem Blicke.

Der Rese stieg der Wein zu Kopfe. Sie bekam einen Nebel vor die Augen; es war ihr traumhaft zu Muthe.

„Zur Jagd geh' ich, Mutter! Ich hab' dem Herrn Grafen mein Wort gegeben, daß ich komme; und — mein Wort breche ich nicht."

Rese griff mit der Hand nach dem wirren Kopfe: „So, so! Dem Herrn Grafen hältst Du Dein Wort! Ja, warum Deiner Mutter nicht?"

„Schlafen sollst Du, damit Du morgen munter bist."

Anton musterte den Schrank mit den geheimen Fächern mit gierigen Blicken. „Da drinn liegt noch etwas, das ich unbedingt an mich ziehen muß, bevor —"

Die Mutter war eingeschlafen. Der saubere Sohn überlegte. Sollte er das noch in dem Schrank befindliche Geld r a u b e n oder doch noch ein-

mal verlangen. Er kam zu keinem Entschluß. Das Dienstmädchen holte ihn zu einigen Gästen, die nach ihm fragten.

„Na! Morgen ist auch noch ein Tag. Er gewährt mir die letzte Galgenfrist. Und die Einnahme kann ich auch noch mitlaufen lassen," sagte sich Anton. Er erhob sich und ging in das Vordergebäude, die Fragesteller zu beruhigen. Nachdem dies möglichst geschehen, ordnete er noch Einiges für das morgige Festessen an und arbeitete zum großen Erstaunen der Dienstmagd — selbst daran. Sogar die große Tafel im Herrenzimmer deckte er vollständig auf zu dem Mahle und schloß den schon gereinigten Raum nachher ab.

Den anderen Morgen hatte sich Frau Rese Graub in der That etwas erholt. Sie fühlte sich gekräftigt und folgte daher auch dem Rufe in das Wirthschaftsgebäude. Anton zeigte ihr, was er alles vorbereitet hatte. Sie konnte sogleich beginnen, verschiedene Fleischarten auf das Feuer bringen. Ihr Sohn hielt sich nicht lange auf der Jagd auf. Er kehrte früher zurück und vertauschte alsbald den Jägeranzug mit demjenigen des Gastgebers. Zum Befremden aller Jagdfreunde servirte er nicht nur das Festmahl tadellos in höchst eigener Person, sondern stellte auch die feinen Weine selbst auf. Es gab ihm auch dieser Tag eine sehr reiche Einnahme.

„Wie schade ist es doch um dieses prächtige Geschäft, daß es so vernachlässigt wurde," klagte Rese still vor sich hin.

Die Herren zehrten und zahlten gut. Anton hatte eine vollgespickte Tasche voll Geld, nachdem sich alle Gäste entfernt hatten. Der letzte Gast war der Herr Graf. Er reichte dem Gastgeber die Hand und sagte: „Ich gratulire Ihnen, Graub, zu der vortrefflichen Köchin, die sie heute gewonnen haben. Das Essen war ganz vortrefflich."

„Arme Mutter!" Unwillkürlich waren dem Anton die zwei Worte entschlüpft. Den einen lichten Schein für ihren früheren großen Ehrgeiz durfte er ihr nicht vorenthalten. Mit dem Gedanken, es steht ihr ohnedies noch Kreuz und Kummer genug in Aussicht, begab sich Anton in die Küche, um der Köchin ihr Lob zu spenden. Aber sie sollte es nicht empfangen; er kam eben wieder recht, die abermals bis zur Ohnmacht Ermattete in ihre Wohnung tragen zu helfen. Rese war ernstlich krank geworden; ihr Sohn mußte nach dem Arzt schicken. Unruhig warf sich die arme Frau auf ihrem Lager hin und her, während sie fort und fort angstvoll aufstöhnte.

Kummer und Sorgen, sowie die Ueberanstrengung in den letzten zwei Tagen hatten die einst so robuste Rese gebrochen.

„Ist das Leben meiner Mutter in Gefahr?" fragte Anton den Arzt.

„Direkt nicht," erklärte dieser. „Absolute Ruhe und Abwendung jeglicher Aufregung ist aber nothwendig."

Anton dachte nach. Seine Stiefschwester Marie fiel ihm ein. „Wenn sie erfährt, daß die Mutter krank ist, so wird sie sofort kommen, um sie zu pflegen," sagte er sich. Er wandte sich, nachdem der Arzt weg war, an die Dienstmagd, befahl ihr, bei der Kranken zu bleiben, bis er wieder komme.

Mit eiligen Schritten stieg er auf sein eigenes kleines Schreibzimmer.

Dort öffnete er seinen eisernen Kassenschrank, nahm zwei Geldschüsselchen heraus und zählte deren Inhalt nach. Es war die Wirthschaftseinnahme der beiden brillanten Tage.

„Viel Geld für die kurze Zeit, aber es gibt eben doch nur einen Tropfen in's Meer für — — —"

Er füllte die Münzen in eine hübsche Börse und steckte diese in die Innenseite seines besten Anzuges. Dann begab er sich zu seiner kranken Mutter zurück. Wieder hingen seine Blicke gierig an dem bewußten Schrank. Der barg eine nochmalige Rettung aus drangvoller Verlegenheit für ihn. Er versank auf's Neue in finsteres Nachdenken und das Resultat hiervon war: „Nach alledem kommt der vollständige Ruin doch. Wozu es also auch verschlingen lassen."

Die Kranke regte sich; sie verlangte nach einem Trunk Wasser.

Anton reichte ihr das Gewünschte und gab ihr zugleich von der verordneten Medizin.

„Hätte ich's doch gestern gethan." Diese Worte waren ihm, ohne daß er es gewollt, über die Lippen gekommen.

„Was hast Du von gestern zu bereuen?" fragte Rese. Ihre Stimme klang theilnehmend und wie Anton meinte, nicht mehr so schwach und krank, wie vor einigen Stunden.

Sein Anliegen beherrschte ihn so sehr, daß er, die Mahnung des Arztes vergessend, direkt auf sein Ziel lossteuerte.

„Gelt Mutter, Du hast noch verschiedene Tausender da drinn liegen?"

„Anton!" schrie Rese erschreckt aus, „hergeben thu' ich kein Geld mehr!"

„Wie kurios Du bist, Mutter! Dir kann der Lebensunterhalt doch niemals ausgehen. Im allerschlimmsten Falle hast Du immer noch die Nutznießung aus dem Vermögen Deiner Stiefkinder."

Rese wurde kreidebleich bis in die Schläfe und in die Haare hinein.

„So hast Du mir Alles nachgerechnet."

Anton sah finster zu Boden. „Ich müßte doch ein dummer Junge sein, wenn ich mich nicht genau um Deinen Vermögensstand erkundigen würde."

„Aha! Ich soll wohl sterben," klagte die arme Frau. „Aber so nahe fühle ich mich dem Tode denn doch nicht. Und — was Du von der Nutznießung daherfaselst, hat keinen Werth mehr. Ich habe mich mit meinen Stiefkindern längst abgefunden. Sie bezahlten mir eine hübsche Summe dafür, welche ich in Kapitalbriefe umwandelte. Du hast sie mir aber ja längst abgenommen."

Anton war außer sich; um jeden Preis wollte er den letzten Rest des Vermögens seiner Mutter an sich reißen, so lange er sich selbst dessen Genuß versichern konnte. War ihm der Tod seines Vaters nicht im geringsten nahe gegangen und hatte er damals mit der Mutter eher triumphirt, die Herrschaft ganz in die Hände zu bekommen, so lag ihm jetzt und unter den gegebenen Umständen an der Mutter ebenso wenig. Pietät besaß er nie und er war es eben von Jugend auf gewöhnt, stets seinen Wunsch und Willen durchzusetzen, und zwar um jeden Preis.

Er griff heftig und hastig in seine Brusttasche und zog einen Revolver aus derselben hervor.

„Wenn Du mir kein Geld gibst, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir eine Kugel in den Kopf zu schießen."

Zum Tode erschreckt, sank die Kranke in die Kissen zurück. Eine tiefe Ohnmacht hielt sie umfangen. Viele Wochen schwebte die Rese zwischen Leben und Tod. Und — als sie endlich wieder zum klaren Verstand kam — da sah sie sich von sorgender Liebe durch Jemand umgeben, von dem sie es zu erwarten das Recht einst verwirkt hatte.

Ihre verheirathete Stieftochter Marie war es. Sie stand am Krankenlager und richtete der Armen die zerknüllten Kissen zurecht. Dann brachte Marie eine Tasse voll kräftiger Hühnersuppe und löffelte sie langsam der Kranken ein.

Matt und bleich wie der Tod und so mager, daß man die Knochen weit hervorstechen sah, lag sie da, die einst so blühende von Gesundheit strotzende Rese. Zwei große, schwere Thränen rollten ihr über die eingefallenen Wangen herab. Eine furchtbare Vorstellung war in ihrer Seele haften geblieben. Diese Vorstellung hatte sie während der ganzen Zeit beschäftigt und in ihrem Delirium hatte sie unzählige Male ausgerufen: „Er hat sich erschossen; mein Anton, und ich trage die Schuld daran."

Ihre erste Frage war daher auch jetzt: „Der Anton, hat er sich erschossen?"

„Nein Mutter, Anton lebt," antwortete Marie tröstlich überzeugenden Tones.

„So rufe ihn her zu mir. Er soll das Geld haben, bis auf die Begräbnißkosten für meine Leiche."

„Arme Mutter!" rief Marie weinend. „Deine Beerdigung wird der liebe Gott gewiß noch weit hinausschieben. Du wirst wieder gesunden. Darum bitten wir ihn inniglich."

Mariens Bruder, Fritz, der jetzige Gregorbauer, kam, um sich nach dem Befinden der Mutter zu erkundigen.

„Mutter!" rief er freudig. „Jetzt haben wir's gewonnen, nun wirst Du wieder gesund."

„Fritz!" kam es traurig über Reses Lippen. „Du freust Dich darüber!"

Sie dachte an den andern, den eigenen, der sich wohl über ihren Tod eher gefreut hätte als über ihre Wiedergenesung.

„Warum kommt er nicht?" fragte sie matt.

„Mutter, suche zu schlafen. Du bist der Ruhe bedürftig," bat Marie.

Demüthig und gehorsam schloß die schwache Frau die Augen, um dann auch bald einzuschlummern. Es wurde Abend und wieder Morgen, bis die Kranke wieder aufwachte. Der lange Schlaf hatte sie sichtlich gekräftigt und es lag für die besorgten Stiefkinder nun außer Zweifel, die Kranke war für diesmal dem Tode entrissen.

Ihre stete Frage galt wieder ihrem Sohne: „Warum kommt er nicht?"

Marie hatte indeß Rücksprache mit dem Arzt genommen. Nach langem

hin- und herberathen kam man zu dem Entschlusse, der Kranken wenigstens einen Theil der Wahrheit gleich mitzutheilen, um sie vor bangenden, quälenden Zweifeln zu bewahren.

„Liebe Mutter!" sagte Marie, „der Anton kann Dich nicht besuchen; er hat sich in's Ausland geflüchtet. Man vermuthet, in die Schweiz."

„In die Schweiz geflüchtet! Ja, weshalb denn? Und vor wem mußte er flüchten?"

„Vor seinen Schulden! Aber er mußte nicht; er ging freiwillig, heimlich auf und davon."

Jetzt stiegen die Erinnerungen in ihrer ganzen Unheimlichkeit wieder in Rese auf. „Ja, ja! Schulden hat er wie die Scheiterbeugen."

Ihr Auge fiel auf den Schrank, in welchem sie ihr Geld verwahrt hielt, er war versiegelt.

„Wie kommt das?" fragte sie.

„Weil Anton abwesend und er Dein Allernächster ist."

„Aha! Man hielt mich bereits für todt."

„Es geschah nicht deshalb, Mutter, sondern der Fritz und ich beantragten die Siegelung des Schrankes, damit der Inhalt desselben unangetastet bleiben mußte," beruhigte Marie die Kranke.

Daß außer diesem Schrank sich der ganze große Gebäudekomplex mit all' dem kostbaren Inventar und Mobiliar unter dem Gerichtssiegel befand, verschwieg Marie der Leidenden noch. Doch konnte es ihr nicht allzu lange verborgen bleiben. Er kam nur zu schnell heran, der Tag der Versteigerung der ungeheuren Konkursmasse, des gewesenen prächtigen Eigenthums der Familie Graub.

Rese verlangte nun die Oeffnung ihres Schrankes, um das dort verborgene Kapital womöglich zu erlangen, um Arzt und Apotheke befriedigen zu können.

Aber zu ihrem großen Entsetzen war das Kapital aus dem geheimen Schubfach verschwunden. Ein beschriebener Zettel gab der armen Frau Auskunft, wohin es gekommen sei. „Mein Erbtheil habe ich in Empfang genommen. Anton Graub."

„Mein eigenes Kind bestahl mich!" schrie Rese schmerzlich auf. „Dieses schmähliche Bekenntniß ist der Gipfel der Undankbarkeit gegen mich. Er bestahl und verließ mich zu dem Zeitpunkt, da ich von der Ueberanstrengung, von Kreuz und Kummer erdrückt, todtkrank da lag, dachte aber, für den Fall ich dennoch am Leben bleibe, werde nur ich den Zettel finden."

Die bodenlose Herzlosigkeit ihres verzärtelten Sohnes traf die arme Frau bis ins tiefste Herz hinein. Sie bekam einen schweren Rückfall, blieb aber trotz alledem am Leben. „Der liebe Gott will mich noch nicht. Meine Läuterung ist noch unvollendet." (Schluß folgt.)

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Gestorben ist: Margaretha Roos, am 18. Oktober 1905, Mitglied des Zweiges der St. Georgius Gemeinde zu Cincinnati, O.

Vom Büchertisch.

1. Wir bitten unsere Leser nachstehende Bücher bei Benziger Brothers in Cincinnati, O., zu bestellen. Wir selbst besorgen keine Bestellungen, da wir keine Buchhandlung besitzen.

2. Man erwähne stets den „Sendbote" beim Ankauf nachstehender Bücher.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M.

Von Alfred Coppenrath's Verlag (H. Pawelek), Regensburg, Europa.

Der Ordensbruder. Anleitung zu einem frommen, verdienstvollen Leben im Ordensstande von Dr. C. M. Schneider. Mit bischöflicher Druckgenehmigung. 1903. 16o, XIX+1033 Seiten. Preis geb.: $1.90.

In erster Reihe ist vorliegendes Werk für solche Jünglinge bestimmt, die sich für den Ordensstand berufen fühlen. (Vor einiger Zeit ist dasselbe unter dem Titel „Die Ordensschwester" für Jungfrauen erschienen.) Sehr ausführlich schreibt der Verfasser vom Ordensstande und den allgemeinen Verpflichtungen desselben. Deshalb paßt das Buch für Ordenspersonen selbst. Auch für Seelsorger besitzt dasselbe praktischen Werth. Geistliche, denen die Abhaltung von Anreden an Ordensgemeinden obliegt, können aus demselben große Hilfe erwarten.

Die gottgeweihte Jungfrau in der Welt. Anleitung zum geistlichen Leben nach dem Vorbilde der gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Zeiten der Kirche. Von P. Agnesius Simer. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 1904. 16o, 170 Seiten. Preis brosch.: 35 Cts.

Der Verfasser schildert uns zuerst das Leben der in den ersten Zeiten der Kirche zahlreichen Jungfrauen, welche vielfach als Einzelpersonen außerhalb einer Gemeinschaft ein gottgeweihtes Leben in Armuth, Gehorsam und Keuschheit führten. Im zweiten Theile ertheilt der Verfasser genaue Anleitung, wie diese erhabene Lebensordnung selbst in unserer Zeit eingehalten werden kann. Es sind zwar nur wenige Auserwählte, die sich in dem Getümmel der Welt so einzurichten vermögen. Selbst Ordenspersonen wird die Lektüre des Büchleins von großem Nutzen sein.

Von der Kirchheim'schen Verlagsbuchhandlung in München.

Kaiser Maximilian I. Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben. Von Dr. Max Jansen, Privatdozent an der Universität München. 1905. Kl. 4to, 141 Seiten. Mit 80 Illustrationen. Preis geb.: $1.10.

Der Verfasser, welcher in wenig Worten viel zu sagen versteht, hat uns hier die 26jährige Regierungszeit Maximilians des letzten Kaisers des Mittelalters in äußerst angenehmer Schilderung vor Augen geführt. Die Darstellung ist abgerundet, das Wesentliche geschickt herausgehoben und mit kurzen Worten das Passende zur Charakteristik der Zeit und der Personen gesagt. Man merkt das Heranbrechen der neuen Zeit. Die schönen Illustrationen erhöhen den Werth des Buches bedeutend.

Franz von Assisi. Die Vertiefung des religiösen Lebens zur Zeit der Kreuzzüge. Von Dr. Gustav Schnürer, ord. Professor an der Universität Freiburg (Schweiz). 1905. Kl. 4to, 136 Seiten. Mit 73 Abbildungen. Preis geb.: $1.10.

Keinem Heiligen des Mittelalters wird selbst von Protestanten so viel Beachtung geschenkt, als eben dem hl. Franziskus von Assisi. Trotz aller Hingebung will die nichtkatholische Forschung denselben in Gegensatz zur Kirche stellen, doch umsonst. Wie vorliegende Charakteristik in edler, auf ernster Forschung ruhender Sprache zeigt, ist gerade das Gegentheil wahr. Franziskus war „der Vertreter der höchsten Anforderungen, der keine irdische Rücksicht kannte, der sich aber stets der kirchlichen Autorität unterwarf, sobald diese sprach". Herrlich erglänzt das Bild des Heiligen, obgleich in einzelnen Punkten von den landläufigen Darstellungen abweichend. Die bedeutende Anzahl passender Abbildungen geben dem Werke ebenfalls einen besonderen Werth und Reiz.

Von J. Kirchheim & Co. in Mainz, Europa.

Die Heilslehre des hl. Cyrill von Alexandrien von Dr. Eduard Weigl, Direktor des bischöfl. Klerikalseminars in Passau. 1905. 8vo, XIV+360 Seiten. Preis brosch.: $3.35. Dieses Werk bildet das 2. und 3. Heft des V. Bandes der Forschungen zur Christlichen Literatur- und Dogmengeschichte von Dr. A. Ehrhard (Straßburg) und Dr. J. P. Kirsch (Freiburg, Schweiz).

Vorliegendes Werk ist für Studirende bestimmt. Es zeigt uns die tiefe Auffassung des hl. Cyrillus, woher das Heil des Menschen stammt und wie durch das Wirken des Wortes (Logos) sowohl die Seele als auch der Leib an den Früchten der Erlösung Theil nehmen. In der hl. Eucharistie wird als dem Hauptmittel dem Menschen die Gnade hauptsächlich vermittelt. Die Untersuchung ist sehr gründlich und bahnbrechend.

Das französische Konkordat vom Jahre 1801. Von Peter Wirtz in Brüssel. 1905. 8vo, 49 Seiten. Preis brosch.: 15 Cts.

Wer sich über das französische Konkordat vom Jahre 1801 eine klare Uebersicht verschaffen will, dem möchten wir diese kleine Broschüre anempfehlen. Wenn nicht die Anzeichen trügen, wird dasselbe bald aufgehoben werden und der katholischen Kirche viele schwere Zeiten bereiten. Es ist zwar nicht gut in sich, doch war es ein Nothbehelf in dem letzten Jahrhundert. Was nach der Aufhebung kommen wird, weiß Gott allein, der seine Kirche beschützt.

Das Testament des hl. Vaters Franziskus. Mit kirchlicher Approbation. 24o, 16 Seiten. Preis brosch.: 5 Cts.

Vermächtniß des hl. Vaters Franziskus für seine Kinder und die Dienste, welche er von ihnen fordert. Verfaßt und herausgegeben von den Klosterfrauen der ewigen Anbetung Ord. S. Fr. zu Mainz. 64o, 109 Seiten. Preis brosch.: 5 Cts.

Vertrauliche Vaterworte des hl. Antonius von Padua an seine Pflegekinder. Verfaßt von einer Klosterfrau der ewigen Anbetung O. S. Fr. C. zu Mainz. Mit Approbation des Hochw. Bischöfl. Ordinariates zu Mainz. 32o, 128 Seiten. Preis brosch.: 10 Cts.

Diese Büchlein möchten wir hiermit den innigen Verehrern des hl. Vaters Franziskus und des Wunderthäters St. Antonius anempfehlen.

Von der Kinderfreund-Anstalt, Abtheilung: Verlag und Expedition, Innrain Nr. 29, Innsbruck, Oesterreich.

Universal-Latein. Versuch einer theilweisen Uebertragung der Grammatik des Volapük auf die lateinische Sprache. Von P. Wilfried Möser, Capitular des Benediktinerstiftes Seitenstetten in Nied. Oest. z. Z. Innsbruck, Innrain 29. 16o, VI+84 Seiten. Preis brosch.: 90 H. = 75 Pf.

Leider können wir dem hochw. Verfasser wenig Hoffnung machen. Wir sind nämlich der Ansicht, daß man keine Sprache fabriziren kann, sondern daß sie wächst ähnlich wie eine Pflanze. Ebenso wenig wie man in einem Tiegel die belebende Kraft einer organischen Zelle erzeugt, obgleich man die Bestandtheile zergliedern und zusammenstellen kann, so auch bezüglich der Sprache. Das Werkchen enthält trotzdem manches Interessante.

Von der Bonifazius-Druckerei in Paderborn, Europa.

Preußen und die Paderborner Klöster und Stifter 1802–1806. Von Wilhelm Richter, Professor am Gymnasium zu Paderborn. 1905. 8vo, VI+173 Seiten. Preis geb.: $1.00.

Wer sich einen Einblick in den an den Gütern der katholischen Kirche, Bisthümern, Stiftern, Manns- und Nonnenkloster gesetzlich vollzogenen Raub, welcher unter dem Vorwande der Entschädigung nach der französischen Revolution in Preußen stattgefunden hat, machen will, dem rathen wir die Anschaffung dieses nach den Quellen bearbeiteten Buches an. Welche Perfidie damals zu Tage trat, ist unbeschreiblich. Preußens Regenten und Minister folgten nur dem Beispiele anderer gewissenloser Räuber. Es scheint der Raub der jetzigen französischen Regierung nur als ein Abbild von damals.

Von B. Herder in St. Louis, Mo.

Life, Virtues and Miracles of St. Gerard Majella, Redemptorist Lay Brother. The Wonder-Worker of Our Days; the Patron of a Good Confession. Written specially for the Canonization, by V. Rev. J. Magnier, C. SS. R. Reprinted with the sanction of the author. 1905. Kl. 16o, 92 Seiten. Preis brosch.: 15 Cts.; per Dutz. $1.35 net; per 100 Stück $10.00 net; geb.: 30 Cts.; per Dutz. $2.70 net; per 100 Stück $18.00.

Erst kürzlich wurde der hl. Gerard Majella heilig gesprochen. Vorliegendes Büchlein enthält ein kurzes aber authentisches Leben desselben, eine Darstellung seiner großen Tugenden, einen Bericht über verschiedene Wunder und am Schlusse einige Andachten zu Ehren des Heiligen. Da die Schrift trotz ihrer Kürze sehr reichhaltig ist, verdient dieselbe große Verbreitung.

Health and Holiness. A study of the Relations between Brother Ass, the Body, and his Rider, the Soul. By Francis Thompson. With a Preface by the Rev. George Tyrrell. S. J. 1905. 16o, 80 Seiten. Preis geb.: 55 Cts. net.

Dieses eigenthümliche Büchlein über Aszese beruht meistens auf Aussprüchen des Erzbischofs Porter, welcher in fesselnder Sprache Anleitung zur Selbstüberwindung und Tugendübung ertheilt. Der Inhalt beschäftigt sich mehr mit den Verhältnissen unserer Zeit und deshalb besitzt die originelle Behandlung großen Reiz. Nur die öftere Lektüre gibt hinlängliches Verständniß.

The Resurrection of Christ; Is It a Fact? By Gideon W. B. Marsh, F. R. Hist. Sos. 8vo, 55 Seiten. Preis geb.: 30 Cts. net.

Auf Ansuchen der „Catholic Truth Society" wurde diese herrliche Vorlesung in Glasgow, Schottland, am 26. März 1905 gehalten. Sie verdient wegen ihrer populären Haltung und überzeugenden Beweisführung die weiteste Beachtung.

Modern Freethought. By the Rev. J. Gerard, S. J. Westminster Lectures, edited by Rev. Francis Aveling, D.D. 1905. 8vo, 54 Seiten. Preis brosch.: 15 Cts. net; geb.: 30 Cts. net.

Mit sicherer und unbeugsamer Logik wird in dieser Vorlesung das Phantasiegebilde des sog. „Freien Gedankens" zergliedert und in seiner ganzen Nichtigkeit dargestellt. Deshalb verdient diese Arbeit ernste Berücksichtigung und Erwägung. Für populäre Vorträge sind diese Westminster Lectures sehr geeignet.

The Freedom of the Will. By the Rev. A. B. Sharpe, M. A. Westminster Lectures, edited by Rev. Francis Aveling, D.D. 1905. 8vo, 53 Seiten. Preis brosch.: 15 Cts. net; geb.: 30 Cts. net.

Der Unglaube unserer Zeit sucht die Grundlagen aller Verantwortlichkeit vor Gott zu zerstören. So verneint und bekämpft er die Willensfreiheit des Menschen. In vorliegender Schrift werden die Gründe geprüft, welche die Gegner vorbringen und die Willensfreiheit schlagend bewiesen. Das Büchlein verdient Verbreitung in gebildeten Kreisen.

Devotion to the Sacred Heart. By Rev. Ernest R. Hull, S. J. The Catholic Truth Society of Scotland. Under the Patronage of the Archbishops and Bishops of Scotland. 8vo, 48 Seiten. Preis brosch.: 5 Cts. net.

Unseren Lesern empfehlen wir recht eindringlich diese Abhandlung, welche in lichtvoller Weise die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu erklärt und begründet. Bezüglich der den Verehrern des hlst. Herzens nach den Werken der sel. Margaretha Maria Alacoque gegebenen Versprechungen, enthält die Broschüre solide Auskunft. Das 12. Versprechen macht die größte Schwierigkeit. Hoffentlich wird diese Broschüre manche Zweifel lösen und die Ansichten richtig stellen.

The Mystic Treasures of the Holy Mass. By Rev. Charles Coppens, S. J. Author of various works on Rhetoric, Philosophy, The Catholic Religion, and Medical Jurisprudence. 1905. 16o, 122 Seiten. Preis geb.: 50 Cts. net.

Der größte geistige Schatz der katholischen Kirche ist ohne Zweifel das hl. Meßopfer. Deshalb besitzen wir eine außerordentliche Auswahl populärer Meßerklärungen. Vor-

liegende kann mit Recht zu den besten gerechnet werden. Ihr reicher Inhalt hat nicht nur Werth für persönlichen Gebrauch, sondern kann auch mit Nutzen zu gehaltvollen Vorträgen verwandt werden. Die Ausstattung des Werkchens ist sehr gefällig.

Joan of Arc. By the Hon. Mrs. Maxwell-Scott of Abbotsford. Author of "The Tragedy of Fotheringay," eac. 1905. 24o, 105 Seiten. Preis geb.: 75 Cts. net.

Der Inhalt dieses Büchleins ruht auf den Berichten über den Prozeß zu Rouen und über die Ehrenrettung der tapferen und sittenreinen Jungfrau. Wer sich einen Einblick in das Leben der Heldin und die bewegte Zeit ihres Wirkens verschaffen will, greife zu dieser flott geschriebenen Abhandlung.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Mit Textbildern, Tafeln und Karten. Gr. 8vo. 94. und 95. Heft. Von Seite 1185—1344 (doppelspaltig) mit Beilagen: Malerei (Textbeilage); — Malerei des XIX. und XX. Jahrh. (4 Tafeln mit 34 Bildern); — Maria (Textbeilage); — Maria (Tafel mit 24 Bildern). Das ganze Werk wird 180 Hefte, zu 30 Cts. für das einzelne Heft, oder 8 Bände geb. in Halbfranz, zu net $3.50 (per Band), umfassen.

Die Verlagshandlung schreitet schnell mit der Herausgabe dieses großen Werkes voran und hat auch dieses Doppelheft mit reichem Schmuck versehen. Um ein besseres Verständniß der Entwickelung der Malerei unserer Zeit zu vermitteln, wurden viele Abbildungen der großartigsten Erzeugnisse zusammengestellt. Aeußerst interessant wirkt die Darstellung des Antlitzes Mariä von den Katakomben bis auf unsere Beuroner Malerschule. Außerdem behandelt das Doppelheft die Stichworte von Mailand (Fortsetzung) bis Maria (Wallfahrt). Wir wünschen dem verdienstvollen Werke viele Abnehmer.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I—X. In's Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn von Hertling. 1905. Kl. 16o, VIII+519 Seiten. Preis geb.: 85 Cts. net.

Die „Bekenntnisse" sind zwar nicht ein Werk für ein allgemeines Lesepublikum, doch wird jeder denkende Christ manche heilsame Lehre daraus schöpfen. Es wäre natürlich auch ganz falsch, wenn man eine zusammenhängende Lebensbeschreibung des sündigen Augustinus erwarten würde. Zum richtigen Verständnisse des eigenartigen Buches gehört einige Vorbildung. Darum ist dasselbe für Priester und gebildete Laien bestimmt.

Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Pius X., durch göttliche Vorsehung Papst. Autorisirte deutsche Ausgabe. (Lateinischer und deutscher Text.) **Ueber den religiösen Volksunterricht.** (15. April 1905. „Acerbo Nimis".) 1905, 8vo, 29 Seiten. Preis brosch.: 14 Cts. net.

Diese Ausgabe des päpstlichen Rundschreibens über den Katechismus (lateinisch und deutsch) verdient die Beachtung der Geistlichen, die den genauen Inhalt des Rundschreibens wollen kennen lernen. Auch Laien möchten wir diese Ausgabe empfehlen.

Den Begriff des wahren Patriotismus

hat auf der Osnabrücker Versammlung Dechant Schneidemann schön definirt. Der echt katholische Mann, so führte er aus, ist von warmer Vaterlandsliebe beseelt. Zwar ist er kein unfruchtbarer Chauvinist, der blos kindisch prahlt, nein, er liebt sein Vaterland als überzeugter Katholik mit thätiger Liebe, seine Liebe ist geadelt und gefestigt durch die Lehren seiner heiligen Religion, er liebt sein Vaterland als überzeugter Katholik, schlicht und einfach, aber mit jeder Faser seines Herzens. Und wenn es heißt, für das Vaterland besondere Opfer zu bringen, da steht der katholische Mann nicht zurück. Er ist in den ersten Reihen zu finden, wie er seine Vaterlandsliebe ja stets ständig und hervorragend dadurch bethätigte, daß er dem Staate in der christlichen Familie die sicherste Schutzwehr gegen jedwede Bestrebungen des Umsturzes schafft.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“

besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Rom. — Der Hl. Vater und die Andacht zum göttlichen Herzen. Vor etwa 20 Jahren wurde zu Issoudun in Frankreich ein Verein für Laien gegründet, die sich in der Welt durch die Andacht zum hlst. Herzen Jesu in besonderer Weise heiligen wollen. Seine Heiligkeit, Papst Pius IX., approbirte die Statuten bereits im Jahre 1878 und verlieh eine große Anzahl von Abläßen. Anfangs hießen die Mitglieder „Terziaren des hlst. Herzens“, weil sie gleichsam einen Dritten Orden der Kongregation der Missionäre des hlst. Herzens von Issoudun ausmachen sollten. Allein der apostolische Stuhl veränderte den Namen in den Titel: „Fromme Vereinigung von Verehrern des hlst. Herzens Jesu“. Am ersten Freitag des Monats Februar dieses Jahres hatte eine der Gründerinen, eine holländische Dame aus Nymwegen, Privataudienz bei Pius X., bei welcher Gelegenheit der Hl. Vater ein Herz-Jesu-Banner weihte. Dasselbe gehört der Pfarrei Hyères in der Provenze, wo der Pfarrer die eifrigsten Mitglieder der Ehrenwache zu dem erwähnten Bunde vereinigt hatte. Der Hl. Vater betrachtete die Fahne genau. Auf der einen Seite befindet sich das Schild der Ehrenwache, auf der anderen das Königswappen Christi, der von einer Königskrone überragte Hermelinmantel, in seiner Mitte das Bild des hlst. Herzens, darunter die lateinische Inschrift: „Pium sodalitium cultorum Sacratissimi Cordis Jesu.“ „Fromme Vereinigung von Verehrern des hlst. Herzens Jesu.“ Nach der Weihe unterhielt sich Pius X. noch längere Zeit in leutseligster Weise mit der Dame, segnete die mitgebrachten Bilder des Herzens Jesu und Unserer Lieben Frau vom hlst. Herzen und ermuthigte sie zur Ausdauer in ihren Unternehmungen, indem er sagte: „Das hlst. Herz Jesu wird Wunder wirken.“ — Es ist dies ein neuer Beweis, wie hoch der Hl. Vater die Andacht zum göttlichen Herzen schätzt und wie sehr er wünscht, daß sie immer mehr und mehr geübt werde.

Eine Vorläuferin der seligen Margaretha Maria Alacoque. Unter den Seligsprechungsprozessen, welche dieses Jahr in Rom zur Verhandlung kommen sollen, befindet sich auch jener der ehrw. Margaretha vom hlst. Sakrament, einer Karmeliterin von Beaume in Frankreich. Sie starb im Rufe der Heiligkeit am 26. Mai 1648, also 10 Monate vor der Geburt der sel. Margaretha Maria Alacoque, und zeichnete sich durch ihre

zarte Andacht zum göttlichen Herzen aus. Sie wurde auch verschiedener Mittheilungen von Seiten des Herrn gewürdigt.

Frankreich. — Eine Prozession auf dem Wasser. Zur Zeit der Christenverfolgungen in den ersten Jahrhunderten mußte sich die Kirche in die Katakomben flüchten; heutzutage scheint sie an manchen Orten auf das Meer fliehen zu müssen. So fand am letzten Frohnleichnamsfest die feierliche Sakramentsprozession der Gemeinde Plainsance an der Nordküste von Frankreich per Schiff statt. Der Geistliche, Abbé Soulange-Bedin, hatte zu diesem Zwecke drei Dampfer gemiethet und auf denselben 1200 seiner Pfarrkinder untergebracht. Um 9 Uhr schiffte sich die Prozession ein. Bei Evry-Petit Bourg landete sie und begab sich nach Mousseau, wo ein vornehmer Herr seinen Besitz zur Verfügung gestellt hatte. Auf diese Weise konnten die Theilnehmer das Verbot der französischen Regierung, im Freien einen religiösen Umzug zu halten, umgehen.

Die Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre in Paris. Die vielgenannte Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre, deren Bau bereits über 25 Millionen Franks verschlungen hat, war bekanntlich bis heute ohne Glockenthurm. Den Bestrebungen des greisen Erzbischofs Kardinal Richard ist es nun aber gelungen, das erforderliche Kapital zu einem Thurme, der des großartigen romanisch-byzantinischen Kuppelbaues würdig wäre, zusammenzubringen. Unter Betheiligung einer unabsehbaren Volksmenge erfolgte am 4. Juni die Einweihung des Grundsteines. Trotz mehrfach angekündigter feindlicher Kundgebungen von Seiten der Kirchenfeinde verlief die erhebende Zeremonie ohne jeden Zwischenfall. Der Thurm erhält eine Höhe von 90 Meter und ist unter anderem bestimmt, die mächtige Glocke „Savoyarde" aufzunehmen. Die Arbeiten werden voraussichtlich nicht vor dem Jahre 1908 vollendet sein.

Goldenes Jubiläum eines Apostels des göttlichen Herzens. Kardinal Perraud, Bischof von Autun, in dessen Diözese Paray-le-Monial gelegen ist, feierte letzten Mai das goldene Jubiläum seiner Priesterweihe. Als Vorbereitung darauf machte er geistliche Exerzitien in dem Heiligthume zu Paray, das seine Lieblingsstätte bildet. In einem Rundschreiben an seine Priester bei Gelegenheit seines Jubiläums erwähnt er in zärtlicher und herzlicher Weise die Andacht zum hlst. Herzen Jesu. Ebenso äußert er sich in seinem Briefe an den Hl. Vater.

Die eucharistische Liga der Priester in der Diözese Detroit. — Am 27. September wurde in der St. Elisabeth Kirche in Detroit unter dem Vorsitze des hochw. A. P. Ternes, des Diözesan-Direktors, die jährliche Versammlung abgehalten. Am Morgen wurde ein feierliches Amt abgehalten und darnach fand eine Prozession mit dem Allerheiligsten statt. Daran nahmen über 60 Priester und 20 Seminaristen Theil. Am Nachmittag wurden drei Konferenzarbeiten verlesen: 1) „Der Priester und seine täglichen Besuche des Allerheiligsten"; 2) „Oeftere hl. Kommunion", und 3) „die persönliche Sorge des Priesters für die Bedürfnisse des Altars".

Canada. — Woonsocket. Eine feierliche Aufnahme von Eifererinen fand vor einiger Zeit in Sainte Anne de Woonsocket statt. Das Gebetsapostolat, welches hier von den hochw. Vätern T. Hudon und Prince bei Gelegenheit der Retrait im März eingeführt wurde, hat feste Wurzel in dieser Gemeinde gefaßt, denn 105 Eifererinen haben der Aufforderung willig Folge geleistet. Die Würdenträgerinen sind folgende: Madame Stéphanie Lamoureux und Dosithée Bérard, die Fräuleins Mélanie Daigneault und Lucie Bucher. Dem Eifer des Direktors, des Abtes Laliberté, und dieser Damen

ist es zu verdanken, daß eine so große Anzahl Eifererinen eingereiht wurden. Für die Feierlichkeit am Abende kamen die Mitglieder der St. Anna Gemeinde in so großer Menge, daß die Kirche die Anzahl Leute nicht zu fassen vermochte. Nach Abbetung des heiligen Rosenkranzes und vollendetem Gesang eines Liedes von M. Eugène Jalbert, wurde von hochw. R. P. Prince über die Andacht zum göttlichen Herzen eine Predigt gehalten, welcher darnach den 105 neuen Eifererinen die Auszeichnungen auflegte, worauf Fräulein Delphine A. Darche im Namen Aller den Weiheakt an das göttliche Herz Jesu laut vorbetete. Die fromme, eindrucksvolle, erbauliche und dem Herzen unseres Heilandes sicherlich trostreiche Feier wurde mit dem Segen des Allerheiligsten geschlossen. Die Präsidentin des löblichen Bundes schreibt: „Wir fahren fort, neue Eifererinen zu bekommen. Wir haben eine große Anzahl von Familien, welche Mitglieder des Gebetsapostolates des göttlichen Herzens zu werden wünschen."

Sainte-Rose. Das Gebetsapostolat ist auch hier in der hl. Rosa Kirche im Zuwachs begriffen, was großentheils den 95 Eifererinen zu verdanken ist, die sich mit unermüdlichem Eifer der Verbreitung der Andacht zum göttlichen Herzen widmen. Dieselben haben ein Triduum gehalten, bei dessen Schluß neue Mitglieder des Gebetsapostolates aufgenommen wurden.

Quebec. Notre Dame de Jacques-Cartier. Die St. Jakobus Gemeinde dahier besitzt das blühendste Zentrum des Gebetsapostolates in Canada. Dasselbe zählt 600 Eiferer oder Eifererinen, und über 9000 Verbündete. Die Organisation läßt nichts zu wünschen übrig. Das Herz-Jesu-Fest am 30. Juni, welchem ein Triduum vorausging, wurde in außerordentlicher Weise begangen. General-Kommunion der Mitglieder fand statt, ein feierliches Amt wurde gesungen und eine Predigt gehalten. Am Abende war wieder eine Ansprache, feierliche Prozession und der hl. sakramentale Segen. Bei der Prozession, die eine glänzende war, wurden drei herrliche und reichverzierte Banner herumgetragen, die drei Grade des Gebetsapostolates bezeichnend.

Contrecoeur. Im September vorigen Jahres wurde eine Schule „von der Unbefleckten Empfängniß" zu Contrecoeur, Canada, mit einem sehr guten Erfolge eröffnet. Drei Lehrerinen und eine Gehilfin sind in diesem Institute beschäftigt. Schon gleich am Anfange haben sich 77 Knaben und 104 Mädchen gemeldet. Um diese Jugend vor Gefahren zu schützen, haben die eifrigen Schüler und Schülerinen, Dank ihren Führerinen, den frommen Entschluß gefaßt, sich dem Herzen Jesu zu weihen. Der eifrige Seelenhirt, der Abt Jean Dacharme, war sogleich damit einverstanden. Im folgenden Monat erlebten sie die Freude, ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Ungefähr 200 Kinder reihten sich unter das glorreiche Banner des göttlichen Herzens. Die Feier war rührend und erhebend. Die Kinder zeigen einen großen Eifer, wenn es gilt, dem göttlichen Herzen eine Freude zu machen. Gebete, Stillschweigen, Arbeiten, Abtödtungen, Leiden, nichts ist ihnen zu schwer oder zu viel. Eine große Anzahl derselben wohnt täglich der hl. Messe bei und widmen sich dem Werke des Gebetsapostolates. Möge das göttliche Herz Jesu seinen reichsten Segen über dieselben kommen lassen!

Gesellschaft vom hl. Namen. — Am 17. September war Jersey City Zeuge der größten religiösen Demonstration in seiner Geschichte. Es war eine Prozession der Gesellschaft vom hl. Namen, von der ein Zweig in jeder katholischen Gemeinde der Diözese Newark gegründet wurde. Der Zweck der Gesellschaft besteht in der feierlichen Sühne gegen das Fluchen und die Gotteslästerung. Ueber 14,000 Personen marschirten in einer öffentlichen Prozession. Jeder Mann in dem Zuge trug eine kleine weiße Flagge mit den

Initialen der Gesellschaft. Auf Hamilton Square hielt der hochwst. Bischof John P. O'Connor eine Bewillkommnungsansprache, in welcher er der Gesellschaft zu ihrem riesigen Erfolge gratulirte. Der hochw. Isaac C. Whalen, Pfarrer der St. Patricks Kathedrale, gab einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung der Gesellschaft. Zum Schlusse ertheilte der hochwst. Bischof O'Connor den bischöflichen Segen.

Die Prämie des „Sendbote" für seinen 33. Jahrgang. — Nachdem der „Sendbote" seinen Abonnenten schon seit Jahren die Gelegenheit angeboten hat, eine Reihe von werthvollen und speziell für Mitglieder des Gebetsapostolates passenden Erbauungsbüchern durch Vorausbezahlung sich zu erwerben, wurde ebenfalls für das Jahr 1906 ein reichhaltiges und nützliches Buch gewählt, das sowohl allen Lesern, hauptsächlich aber den Mitgliedern des zweiten Grades des Gebetsapostolates gefallen sollte. Zur Veranschaulichung seines Inhaltes lassen wir das Vorwort hier folgen:

„Am 8. Januar 1905 wurde der erst im Jahre 1859 verstorbene ehrw. Johann Baptist Maria Vianney, Pfarrer von Ars in Frankreich, selig gesprochen. In dem herrlichen Breve, welches die Seligsprechung verkündet, wird unter Anderem des Seligen innige Andacht zum heiligsten Altarssakrament und zur seligsten Jungfrau hervorgehoben. Der Inhalt des vorliegenden herrlichen Buches bezieht sich hauptsächlich auf den zweiten Punkt und deshalb ist es sehr geeignet für die Mitglieder des Gebetsapostolates, welches im zweiten Grade die Verehrung der mächtigen Mutter Gottes pflegt. — Möge das köstliche Werk sich sehr viele Freunde erwerben, und neben der Verehrung der marianischen Andacht auch die Verehrung des seeleneifrigen seligen Vianney in weiten Kreisen befördern."

Schon der Titel des handlichen Buches zeigt seinen Inhalt und seine Bestimmungen: **Der Marienmonat von Ars.** Betrachtungs- und Gebetbuch. Aus dem Französischen übersetzt von Benedikt Bury, Pfarrer. Das mit Rothschnitt versehene Buch sollte es zu einem lieben Begleiter bei den üblichen Andachtsübungen machen. Auf 650 Seiten hat der Verfasser einen reichen Schatz der köstlichsten Unterweisungen und innigsten Gebete zusammengestellt. — Zur Gewinnung dieser herrlichen Prämie gelten die üblichen Bedingungen, nämlich, vollständige Vorausbezahlung des ganzen Jahrganges von 1906 ($2.00), natürlich etwaige Rückstände eingeschlossen. Nun wäre die passendste Gelegenheit, dem „Sendbote" besondere Anhänalichkeit und Freundschaft zu erweisen. Zuerst sorge man durch prompte Vorausbezahlung die Prämie zu gewinnen und man suche außerdem dem „Sendbote" einen neuen Freund zu erwerben.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Diözese Altoona.—2. August. St. Patrizius Gemeinde, Johnstown, Pa.
Erzdiözese Milwaukee.—10. August. St. Josephs Gemeinde, Fort Atkinson, Wis.
Diözese Natchez.—10. August. Hl. Kreuz Gemeinde, Philadelphia, Miss.
Diözese Lincoln. — 16. August. St. Virgilius Gemeinde, Indianola, Neb.
Diözese La Crosse. — 18. August. St. Franziskus Gemeinde, Necedah, Wis.
Diözese Portland. — 18. August. St. Johannes Baptist Kloster, Brunswick, Maine.
Diözese Syracuse. — 29. August. Unbefleckte Empfängniss Kathedrale, Syracuse, N. Y.

Aggregationen 7; Gemeinden 5; Kloster 1; Kathedrale 1.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. September 1905 bis 1. Oktober 1905 sind von 148 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	4,151,239	12. Abtödtungen	2,361,317
2. Rosenkränze	315,862	13. Werke der Nächstenliebe	331,466
3. Kreuzwege	689,021	14. Werke des Eifers	118,851
4. Heilige Kommunionen	94,075	15. Verschiedene Gebete	3,733,648
5. Geistliche Kommunionen	247,633	16. Trostgespräche u. Belehrungen.	1,687,314
6. Gewissenserforschung	507,559	17. Leiden oder Trübsale	530,648
7. Stunden der Arbeit	7,190,969	18. Selbstüberwindungen	210,967
8. Stunden des Stillschweigens	279,279	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	253,158
9. Fromme Lesungen	117,795	20. Verschiedene gute Werke	1,177,710
10. Gelesene Messen	31,654		24,247,758
11. Angehörte Messen	217,403		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Rundschau.

Den 16. Oktober 1905.

Wir machen auf die Beschlüsse des letzten amerikanischen Katholikentages aufmerksam. Hoffentlich bleibt es nicht blos bei den Vorsätzen und Wünschen, sondern sie werden auch nach Kräften befolgt. Am öftesten wird wohl von der guten Presse gesprochen, aber gerade bei diesem Punkte will es nicht recht vorwärts gehen. Nicht die Gründung von vielen kleinen Käseblättchen und Gemeindezirkularen, die wie Eintagsfliegen in vielen Gegenden aus falsch verstandenem Eifer und schmutzigem Eigennutz entstehen und vergehen, wird bei den Beschlüssen der Katholikentage gemeint, sondern die thatkräftige Unterstützung der schon bestehenden Wochenblätter und Zeitschriften soll gefördert werden. Ob irgend ein Blatt trotz der Beschlüsse einen einzigen neuen Abonnenten, der bislang die farblose und gleichgiltige Presse unterstützte, erlangt hat, bezweifeln wir sehr stark. Der Indifferentismus in diesem Punkte steckt auch bei den meisten Vereinsfreunden ziemlich tief in den Knochen. Möge man sich in diesem Punkte wenigstens bessern.

Rom. — In der Sitzung vom 9. August der Ritenkongregation wurde beschlossen, die Kommission für den apostolischen Prozeß der im Jahre 1590 verstorbenen Erzherzogin Magdalena von Oesterreich einzusetzen. Damit ist die Erklärung verbunden, dieselbe als „ehrwürdig" zu betrachten. Die in Rom gedruckten und hinterlegten Akten umfassen bislang 468, die gesammelten Schriften der ehrw. Dienerin Gottes 410 Seiten in Folio.

Der Papst ertheilte am 29. September den unter Führung des päpstlichen Kammerherrn Leo Harmel nach Rom geleiteten 400 französischen Pilgern aus dem Arbeiterstande eine Audienz.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Blätter, daß nach dem Willen des Hl. Vaters sämmtliche Ursulinenklöster in einen Verband mit einem

Zentralkloster in Rom zusammengeschlossen werden sollten. Das war ein französisches Projekt; die deutschen und österreichischen Konvente hatten sich größtentheils ablehnend verhalten, hätten sich jedoch selbstverständlich dem Willen Sr. Heiligkeit gefügt. Nun meldet die „Germania" aus Breslau: Durch das Motu proprio Sr. Heiligkeit des Papstes vom 8. Mai d. J. war den Konventen der Ursulinerinen der Anschluß an das Zentralhaus in Rom zwar nicht anbefohlen, aber empfohlen. Auf die Vorstellung mehrerer Bischöfe, auch der deutschen, die diesen Anschluß nicht für zweckmäßig hielten, ist die Entscheidung erfolgt: „Se. Heiligkeit habe zwar den Anschluß gewünscht, aber keinen Befehl erlassen. Jene Konvente, die sich der Vereinigung nicht anschließen wollen, seien vollkommen frei und könnten von ihrer Freiheit vollen Gebrauch machen." Sonach enthält jenes Motu proprio keinen Zwang, vielmehr behalten die einzelnen Konvente der Ursulinerinen die volle Freiheit ihrer Entschließung.

Am 16. Juli 1905 hat der Hl. Vater ein Motu proprio über die Prüfungen, welchen zu Rom sich alle Weihkandidaten sowohl aus dem Welt- als auch dem Ordensklerus, nicht ausgenommen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, zu unterziehen haben, erlassen. Nur solche sind ausgenommen, die sich den Doktorgrad in der Theologie schon vorher erworben hatten.

In seinem an den Kardinalvikar gerichteten Schreiben hat der Hl. Vater bestimmt, daß alle die Geistlichen aus anderen Diözesen, welche ihren festen Wohnsitz in Rom zu nehmen wünschen, eine diesbezügliche Anfrage an den Kardinalvikar zu richten haben. Außer den sonstigen Dokumenten ist vor allen Dingen die ausdrückliche Einwilligung des betreffenden Diözesanbischofs beizufügen, wobei derselbe sein Urtheil über die Motive abzugeben hat, die den Priester dazu bewogen, um jene Vergünstigung einzukommen. „Wir behalten uns aber ausschließlich selbst vor," sagte der Papst, „die nachgesuchte Erlaubniß zu ertheilen." Diejenigen Geistlichen aus anderen Diözesen, die für einige Zeit vorübergehend hier weilen wollen, sind verpflichtet, sich beim Vikariat vorzustellen und den Discessit ihres Bischofs vorzulegen, worin ausdrücklich der Grund ihrer Reise nach Rom, sowie die bewilligte Dauer ihres Aufenthaltes hierselbst — der für italienische Diözesen nicht über drei Monate, für die ausländischen nicht über sechs Monate ausgedehnt werden darf, angegeben sein muß. Erscheint eine Verlänaerung nöthig, so muß diese direkt beim Bischof nachgesucht werden. Allen Zuwiderhandelnden soll das Messelesen in der ewigen Stadt untersagt werden unter Anzeige an den betreffenden Bischof. Zur Vermeidung des Uebelstandes, daß Geistliche, die nur provisorisch in Rom wohnen, Aemter übernehmen, die einen andauernden, langen Aufenthalt erheischen, wird dekretirt, daß diese, gleichwie die dem römischen Klerus Angehörenden, nur zu Bewerbungen, Aemtern, Benefizien oder sonstigen Beschäftigungen zugelassen werden, wenn sie vorher die ausdrückliche Genehmigung des Vikariats eingeholt haben. Fehlt diese Einwilligung, so ist die etwaige Einsetzung in ein Amt, die Berechtigung zu einer Präbende u. s. w. als null und nichtig anzusehen. Diese Verfügungen gelten für alle Fälle, für jegliche Behörde, „auch die im höchsten Ansehen steht", Niemand ausgenommen.

Der Hl. Vater hat einen Einheitskatechismus für Italien vorgeschrieben. Am 6. September richtete der Papst an den Kardinalvikar folgendes Schreiben: „Die Nothwendigkeit, für die religiöse Erziehung der Jugend, so weit dies eben möglich ist, bedacht zu sein, gab Uns den Gedanken ein, einen Katechismus in Druck erscheinen zu lassen, der in klarer Weise die Anfänge des heiligen Glaubens und jener göttlichen Wahrheiten enthält, in denen jeder Christ unterrichtet sein muß. Nach einer Durchsicht der vielen bereits in den Diözesen Italiens bestehenden derartigen Lehrbücher schien es Uns zweckmäßig, mit

geringer Abänderung den Text des seit verschiedenen Jahren von den Bischöfen Piemonts, von Ligurien, der Lombardei, von Emilia und Toskana approbirten Katechismus beizubehalten. Der Gebrauch des neuen Lehrbuches ist obligatorisch für den öffentlichen und privaten Unterricht in der Diözese Rom und in allen anderen der römischen Provinz, und Wir hegen die feste Zuversicht, daß man es auch in den übrigen Diözesen anwenden wird, damit auf diese Weise ein Einheitskatechismus entsteht, wie allgemein gewünscht wird. In dieser angenehmen Hoffnung ertheilen Wir Ihnen, Herr Kardinal, von ganzem Herzen den Apostolischen Segen."

„L'Osservatore Romano", das offizielle Organ des Vatikans, berichtet die Bildung einer großen katholischen Partei in Italien, welche vom politischen und religiösen Standpunkt aus gegründet wurde. Drei katholische Direktorate, selbstständig aber unter der Oberaufsicht des Vatikans, werden gebildet werden. Die erste Gruppe, aus Laien bestehend, wird sich mit der moralischen, bürgerlichen und religiösen Erziehung der italienischen Katholiken befassen. Die zweite Gruppe wird die Erörterung von sozialen und ökonomischen Fragen aufnehmen und wird das Programm des früheren katholischen Kongresses weiter führen. Die dritte Gruppe wird sich aus politischen Organisationen Italiens zusammensetzen und wird das politische Programm für die katholische Vertreter der öffentlichen Verwaltungen, der Städte und des Parlaments entwerfen.

Der apostolische Stuhl hat durch die Propaganda-Kongregation stillschweigende Zustimmung dazu gegeben, daß alle nicht französischen religiösen und kirchlichen Institutionen im Oriente das französische Protektorat aufgeben und sich unter den Schutz ihrer betreffenden eigenen Nation stellen. Die meisten der erwähnten Institutionen werden zu diesem Schritte durch die Weigerung der französischen Regierung, das Protektorat auch thatsächlich auszuüben, gezwungen. Den Anfang machten die Salesianer (Italiener) in Palästina und die Franziskaner-Konventualen (Italiener) sowohl in Konstantinopel wie auch in ihren übrigen fünf Niederlassungen in der Türkei. Beide stellten sich bekanntlich unter den Schutz der italienischen Regierung.

Im Vatikan ist gegenwärtig ein päpstliches Dokument in Arbeit, welches sich mit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich befaßt. Der Papst selbst überwacht die Ausführungen, welche sich auf die vom Hl. Stuhle eingeforderten Gutachten der sämmtlichen französischen Bischöfe, sowie der sonstigen hervorragendsten Geistlichen und katholischen Laien Frankreichs stützen. Die Veröffentlichung des Dokuments, welches insbesondere die Stellung des Episkopats und des Klerus unter den neuen Verhältnissen in Frankreich behandelt, soll jedoch erst gegen Ende des Jahres erfolgen.

Zum Bischof von Piacenza wurde Msgr. Johann Maria Pellizari, der älteste Domherr der Kathedrale von Treviso und Rektor des bischöflichen Seminars, ernannt.

Zum Bischof von Como hat der Hl. Vater den bisherigen Bischof von Comachio, Msgr. Alfonso Archi, ernannt.

Zum Rektor des römischen Kollegiums in Rom wurde der hochwst. Dr. Michael O'Riordan, Pfarrer der St. Michaels Pfarrei in Limerick, Irland, erwählt.

P. L. Janssens, Rektor der Benediktiner-Universität von S. Anselmo in Rom, wurde vom Hl. Vater zum Sekretär der Kongregation für die biblischen Studien ernannt.

Papst Pius X. hat nunmehr die Demission des hochw. Don Paul Heinrich Delatte als Präsident der Benediktiner-Kongregation von Frankreich und Abt von Solesmes genehmigt. Diese Demission reichte der hochw. Abt wenige Tage

nach dem Empfang der Abschrift des bekannten Schreibens des Staatssekretärs Kardinal Merry del Val an Dom Pothier, den Präsidenten der päpstlichen Kommission für die neue Choralausgabe, ein und hatte dieselbe inzwischen zweimal wiederholt. Nunmehr — nach fast einem Vierteljahre — ist sie genehmigt worden.

In weiten, nicht bloß katholischen Kreisen, hatte die folgende Nachricht große Bestürzung hervorgerufen. Aus Rom, 6. September, wurde gemeldet: „In der in Trastevere gelegenen Basilika Santa Cecilia ist heute Morgen eine heftige Feuersbrunst ausgebrochen. Die Kirche ist gänzlich eingestürzt. Das Feuer dauerte Vormittags 10 Uhr noch an, doch ist es gelungen, es auf seinen Herd zu beschränken. Das Gebäude, ursprünglich ein ‚Wohnhaus der Heiligen', war von Urban I. zur Kirche geweiht, dann von Paschalis I. im 9. Jahrhundert erneuert worden. 1725 baute sie Kardinal Fr. Acquaviva völlig um. Das Innere besteht aus drei Schiffen mit Pfeilern. Der Hochaltar, ein Werk des Florentiners Arnolfo di Cambio, ist von 1284; darunter befindet sich die liegende Statue der hl. Cäcilia von Stefano Maderna. Es befinden sich noch mehrere andere Kunstwerke in der Kirche." Der Brand beschränkte sich auf den Dachstuhl und einige Zellen des neben Santa Cecilia liegenden Frauenklosters. Die herrliche Basilika, die in neuerer Zeit durch Kardinal Rampolla einer umfassenden Restauration unterzogen wurde, ist völlig unversehrt geblieben.

Im vorigen Jahre veranstalteten die Sozialisten in Magliano-Sabina (einer kleinen Stadt in der Nähe von Rom) Unruhen, die mehrere Monate hindurch dauerten. Die Regierung war gezwungen, Militär hinzusenden, um Blutvergießen zu verhüten. In derselben Zeit ernannte Pius X. den Kardinal Casetta zum Bischof von Magliano-Sabina; diesem gelang es, die Unruhen zu beseitigen, indem er eine Volkskasse errichtete, für deren Fonds er als erster 10,000 Franken gab; er versprach auch, fernerhin noch beizusteuern. Heute ist der Name des Kardinals auf den Lippen aller dieser armen Bewohner. Er hat zudem auf den Kardinalsgehalt von 24,000 Franken jährlich, von Seiten des Hl. Stuhles, verzichtet, trotzdem das Einkommen der bischöflichen Mensa in Magliano sehr gering ist.

Da das im vatikanischen Garten liegende Kasino Leo's XIII. nicht von Pius X. zum Sommeraufenthalt benutzt wird, wie dies unter seinem Vorgänger üblich war, dienen seine Räume nunmehr zur Aufbewahrung eines Theiles der Geschenke, die Leo XIII. während seines langen Pontifikates von Seiten der Gläubigen zugingen. Vor einiger Zeit bemerkte der mit der Obhut jener Gegenstände betraute Prälat den Abgang verschiedener, mit Miniaturen ausgemalten Bücher, die wegen ihres kostbaren Einbandes einen großen Werth repräsentiren. Der Verdacht fiel auf einen päpstlichen Gendarm, der öfter die Wache im vatikanischen Garten hatte. Bei einer in der Wohnung seines Bruders in der Stadt vorgenommenen Durchsuchung fand man noch vier jener Bücher vor, während andere inzwischen an Althändler verkauft worden waren. Der Gendarm ist der italienischen Polizeibehörde überliefert worden.

Papst Pius X. hat an die verschiedenen Bischöfe Calabriens, an erster Stelle an den Bischof Morabita von Mileto Gelder zur Unterstützung der durch die Erdbeben Geschädigten gesandt, deren Gesammtsumme eine halbe Million übersteigt. Namentlich im Bisthum Mileto sowie in einigen Theilen des Erzbisthums Reggio sieht es mit den Kirchen und Kapellen sehr schlimm aus. So sind in einzelnen Gegenden Miletos alle Gotteshäuser zerstört oder dem Einsturz nahe, so daß der Gottesdienst, nach welchem die geängstigten Einwohner dringend verlangen, im Freien abgehalten werden muß. Bischof Morabita zeichnet sich durch seinen wahrhaft apostolischen Eifer aus; er ließ

auf eigene Kosten ein provisorisches Barackenspital bei Mileto erbauen und forderte die in seiner Diözese wohnenden Bürgermeister sowie seine Pfarrer auf, alle noch zerstreut liegenden Verwundeten und Kranken dahin zu schaffen, wo sie unentgeltlich verpflegt werden sollen. Dann durcheilt dieser Bischof gegenwärtig seine Diözese und vertheilt persönlich die ihm vom Hl. Vater übersandten Hilfsgelder. Im Vatikan sind inzwischen die offiziellen Rapporte der kalabrischen Ordinarien über die Schäden eingelaufen, welche das Erdbeben den Kirchen und Seminarien sowie den übrigen kirchlichen Gebäuden wie Pfarrwohnungen, Klöstern, u. s. w. zugefügt hat. Pius X. hat bereits die nöthigen Anordnungen getroffen, daß alle diese wiederhergestellt werden; die Mittel dazu werden schon als ausreichend angesehen werden können, zumal fast alle italienischen Bischöfe, allen voran die Kardinäle von Mailand, Turin und Neapel, sich in Hirtenschreiben oder Zirkularen an ihren Klerus und ihre Diözesanen gewendet haben, um den kalabrischen Mitbrüdern beizustehen.

Italien. — Nachdem die Sozialisten in Alessandria bei der letzten Wahl gesiegt hatten, wurde gleich jedes Gebet und jede religiöse Uebung in den Hospitälern verboten. Den Sterbenden können die letzten Sakramente nur nach erlangter schriftlicher Erlaubniß, welche die Administrative geben muß, ertheilt werden. Alle Heiligenbilder und christlichen Embleme wurden aus den Hospitälern und Waisenhäusern entfernt und von den Altären die Kerzen verbannt. Den Waisenkindern wurde der Besuch der Messe verboten und dafür ein Spaziergang angeordnet. Natürlich sollten auch die Schwestern aus den Anstalten, die sie seit undenklichen Zeiten versorgen, vertrieben werden. Dagegen protestirte die Oberin und mit Erfolg. Wegen der ungestümen Verfolgungssucht der sozialistischen Administration legte sich die Regierung in's Mittel, setzte die Verwaltung ab und ernannte dafür eine Kommission. Daraus kann man leicht ersehen, wie es in Italien zugehen würde, wenn die Sozialisten die Oberhand gewännen.

Kalabrien, im südlichen Theile, wurde kürzlich schrecklich von Erdbeben heimgesucht. Ueber 3000 Menschen sollen getödtet worden sein, und der materielle Schaden an Gebäulichkeiten, Kirchen und Anstalten beläuft sich auf viele Millionen. Der Hl. Vater hat gleich die Summe von $100,000.00 an die Hilfsbedürftigen gesandt und auch die Nuntien und apostolischen Delegaten beauftragt, sich für die Sammlung von Hilfsmitteln zu verwenden.

Ein Augenzeuge des Erdbebens in Kalabrien, der siebziajährige Pfarrer von Piscopio, schilderte seinen Eindruck mit folgenden Worten: „Wenige Minuten nach 2 Uhr trat ich aus dem Hause, um vor der Frühmesse einen Bauer zu besuchen, der nach mir verlangt hatte. Ich stieg langsam den Hügel hinan und sah in der hellen Sternennacht das Schloß von Monteleone mir zu Häupten emporragen, als ich innehalten mußte. Mir ward, als schwankte der Boden unter meinen Füßen, unwillkürlich stützte ich mich auf den Stock, es schwankten wohl die nicht mehr jungen Beine — doch nein, ich fühlte es deutlich, der Boden zitterte und aus der Tiefe herauf kam ein dumpfes Grollen; ein Ruck und ein mächtiges Beben, als wäre die Erde um mich vom Schüttelfrost erfaßt. Beklommen und verwirrt schrie ich um Hilfe, ein furchtbares Heulen war die Antwort auf meinen Ruf; es kam von Stefanoconi her und war von einem Geräusch gefolgt, wie von fallenden Dachziegeln . . . Dann nichts mehr! Ich sah nach Monteleone hin; der Himmel darüber war klar, aber Stefanoconi lag in einer schwarzen Wolke; ich blickte mich um, die Wolke zog sich auch über mein Dorf hin. Aengstlich kehrte ich zurück und sah nichts als das Trümmerfeld, auf dem wir stehen. Kein Haus war verschont, die Kirchenmauern zerrissen, der Thurm geknickt, der Altar zertrümmert. Aus dem Schutt drangen schwache Klagetöne, die allmälig verstummten. Wir

konnten nicht helfen, hatten kein Grabscheit, kein Werkzeug; die sich nicht aus eigener Kraft zu retten vermochten, blieben anderthalb Tage in ihrem Schreckensgrabe. Dann kamen die Soldaten und schaufelten uns siebzig Todte an's Licht. Ich wollte, mir wäre der grausige Anblick erspart geblieben. Es waren fast durchwegs Frauen — unsere Männer sind ja alle in Amerika — Mädchen und Kinder, unter manchem Haufen laaen drei Geschlechter todt nebeneinander, die Frauen mit verzerrten Gesichtern, die Kinder friedlich, ruhig; der Tod hatte sie im Schlaf ereilt."

Dem letzten offiziellen Bericht über das Erdbeben in Kalabrien zu Folge, wurden bei dieser Gelegenheit 300 Dörfer zerstört. Der Wiederaufbau und die Wiederherstellung früherer Zustände, soweit sie in Menschenmacht liegen, würde mindestens 150,000,000 Lires kosten. Die bis jetzt eingelaufenen Fonds belaufen sich aber kaum auf 2,000,000 Lires. — Der Papst und die italienische Regierung befinden in in großer Besorgniß, da das außergewöhnlich kalte Herbstwetter für die vielen Tausende von Obdachlosen höchst empfindlich ist.

Deutschland. — Der Deutsche Verein vom Heiligen Lande schaut auf eine fünfzigjährige, reich gesegnete Wirksamkeit zurück. Vierzig Jahre blühte der Verein unter dem Namen „Verein vom Heiligen Grabe". Mit der Verschmelzung dieses Vereins mit dem Palästinaverein der Katholiken Deutschlands seit einem Jahrzehnt hat er einen neuen erfreulichen Aufschwung genommen. Auf Anregung des Aachener Pfarrers und späteren Kanonikus Prisac und des Kölner Museumskonservators Ramboux, die auf einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande die dortigen traurigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt, traten im Jahre 1855 zu Köln mehrere katholische Männer zusammen zur Gründung eines Vereins, der die Opferwilligkeit des deutschen katholischen Volkes zum Schutze der heiligen Stätten und zur Unterstützung der katholischen Mission im Heiligen Lande in Anspruch nehmen wollte. Der erste Präsident des Vereins war Domkapitular Strauß. Der Vorstand erließ einen Aufruf an das katholische Volk, dem zugleich die Satzungen des Vereins beigefügt wurden. — In den dreißig Jahren des Bestehens des Vereins vom Heiligen Grabe sind nicht weniger als 2,400,000 Franken deutscher Almosen durch den Verein zur Förderung der katholischen Interessen dem Heiligen Lande zugeflossen. In dem folgenden Jahrzehnt von 1885 bis 1894 wiesen die Gabenverzeichnisse die ansehnliche Summe von 1,059,947 Mark auf, die in dem letzten Jahrzehnt von 1895 bis 1904 einschließlich auf 1,369,589 Mark stieg. Daneben vereinnahmte der Verein für die Kirche Maria Heimgang auf dem Berge Sion 681,424 Mark und für das St. Paulus Hospiz vor dem Damaskusthore zu Jerusalem 88,806 Mark.

Am 8. Oktober wurde in Aachen das goldene Jubiläum der Aachener Marianischen Kongregation gefeiert.

Nach 24jähriger Vakanz erhält die Kulmer Diözese einen neuen Weihbischof in der Person des Herrn Dombechanten Johannes Trepnau. Derselbe ist geboren zu Bobau (Kr. Pr.-Stargard) am 18. Juni 1835, zum Priester geweiht am 27. Juni 1858 und am 1. April 1895 als Kanonikus an der Kathedrale zu Pelplin instituirt. Um den vorgeschriebenen kanonischen Informativprozeß zu führen, war als Vertreter des päpstlichen Nuntius aus München der Prälat Msgr. Vassallo da Terragrossa anwesend. Die Ernennung durch den Hl. Vater wird voraussichtlich in kurzer Zeit und die Bischofsweihe in der Pelpliner Kathedrale in etwa sechs Wochen erfolgen.

Nach einer zuverlässigen Zusammenstellung hat die Diözese Speyer in Bayern eine katholische Bevölkerung von 396,373. Die Entwickelung der modernen Industrie trägt zu der Erscheinung des außerordentlichen Auf-

schwunges sicher ein gut Theil bei. Im Jahre 1869 hatte das Bisthum nur 267,746 Seelen.

Der Sozialistenführer Bebel bekannte in einer öffentlichen, in Straßburg vor 7000 Zuhörern gehaltenen Rede: Der Katholizismus und das Zentrum haben sich bis jetzt als das einzige feste Bollwerk gegen die Sozialdemokratie erwiesen. —Das erklärt zum Theil auch den infernalischen Haß der überzeugungstreuen Genossen gegen die katholische Kirche. Daher auch die Losung „Ecrasez l'infame!" Aber auch das Narrenschiff der Sozialdemokratie wird am Felsen Petri zerschellen.

Am 25. August starb zu Calenberg der hochw. Pfarrer Robert Höflein im 61. Lebensjahre. — Hochw. Stadtpfarrer Joseph Schiemer von Gundelsheim starb im 65. Lebensjahre. — Hochw. P. Anton Pauler, Minorit, Definitor, im 79. Lebensjahre zu Schonau, Bayern. — Hochw. Dr. Melchior Weißenhagen, Stadtpfarrer und Dekan in Monheim, Bayern, 57 Jahre alt. — Hochw. Aloys Mayblum, Pfarrer von Ebersheim, starb im 82. Lebensjahre zu Erlenbach. — Der hochw. Rektor und Religionslehrer Joseph Biermans am Pensionat der Ursulinen und Leiter der Lehrerinen-Bildungsanstalt zu Hersel bei Bonn verschied am 5. September im 46. Lebensjahre.

Im Kloster Reute (Waldsee) ist am 6. September, 72 Jahre alt, die Generaloberin der Kongregation, M. Bonaventura Schoßer gestorben.

Oesterreich-Ungarn. — Der gute Kaiser Franz Joseph von Oesterreich hat doch seine liebe Last mit den unzufriedenen Ungarn. Sie wollen immer selbstständiger werden. Die Hauptkrakehler, Kossuth, Andrassy, Zichy und Apponyi, fanden neuerdings keine allzugütige Aufnahme bei dem greisen Herrscher. Wenn nun die Ungarn es den Norwegern nachmachen würden, was dann?! In Budapest soll eine Stimmung herrschen, welche diese Befürchtung nicht als Lächerlichkeit gelten läßt. Aber ob's ohne Blutvergießen, wie in Norwegen abgehen würde, ist wohl zu bezweifeln. Menschlichem Denken nach stehen dem Donaureiche schwere Tage in Aussicht.

Wenn man nach den Berichten, welche österreichische Blätter über die Vorarbeiten für den 5. allgemeinen Katholikentag bringen, urtheilen darf, so wird derselbe vom 18. bis 21. November mit großem Erfolg in Wien stattfinden. Möge der Schlendrian und geistliche Indifferentismus recht kräftig in seinen Grundfesten erschüttert werden!

Die zerrüttete Lage Oesterreichs unter den nichtdeutschen Einwohnern des vielsprachigen Kaiserreiches kommt vielfach von der sonderbaren Vermischung der Politik mit der Religion. Dieses bezeichnet einen Rückstand, welcher von sehr gefährlichen Folgen sein wird. Unter diesen Verhältnissen hat der Feind, der Liberalismus und Unglaube mit seinen wirklich bethörenden Behauptungen einen guten Untergrund, um im Herzen und im Verstande des Volkes nicht blos allmäligen Eingang sich zu verschaffen, so lange man nicht die längst eingetretenen Wege verläßt. Auch in Tirol wird es nicht besser, sondern immer schlimmer. Wenn Bruder gegen Bruder kämpft, die beide katholisch sind, so muß doch etwas nicht klappen.

In Böhmen hat die „Los von Rom"-Bewegung der katholischen Kirche großen Schaden angerichtet. Damit kann aber nur die Thatsache anerkannt werden, daß eine sehr große Anzahl lauer Katholiken sich vollständig von der Kirche losgetrennt haben und durch die Rührigkeit des Gustav Adolph-Vereins eine bedeutende Anzahl protestantischer Kapellen und Kirchen erbaut worden sind, so in Dux, Klostergrab, Haida und Turn. Diese Kirchen stehen größtentheils leer, doch sind sie Verlockungspunkte für nachlässige Katholiken. Es

sieht wirklich traurig aus, wie weit die mit Politik verquickte Religion führen kann.

Wie weit die religiöse Gleichgiltigkeit im katholischen Oesterreich geht, kann man auch daraus ersehen, daß auf Anregung einer kleinen Anzahl Freimaurer in Linz der Antrag gestellt worden ist, das Schulgebet „Vater unser" und „Gegrüßet seist du, Maria" abzuschaffen und durch ein interkonfessionelles Gebet zu ersetzen. Linz hat 87,000 Einwohner, von denen 2000 protestantisch und 600 jüdisch sind! Wache auf!!

In Folge der langwierigen Krankheit des Bischofs Dessewffy wurde mit Genehmigung des Papstes Weihbischof Josef Nemeth mit der Leitung der Csander Diözese betraut. Der Zustand Dessewffys hat sich wohl bedeutend gebessert, erfordert jedoch größte Schonung.

In Rom war vor einem halben Jahre die Konferenz der slavischen Bischöfe Oesterreich-Ungarns versammelt, um zur Frage der slavischen Kirchensprache Stellung zu nehmen. Nun ist ein Rundschreiben des Erzbischofs in Zara, Dr. Dvornik, ergangen, welches das Ergebniß jener Konferenz darstellt und lautet: „Im Auftrage Sr. Heiligkeit Papst Pius X. ist im vergangenen Monate in der Druckerei der Propaganda Fide in Rom die neue Ausgabe des glagolitischen Missale fertiggestellt worden und hat Kardinal J. Gotti unserem Erzbischof die für seinen als auch für die übrigen oberhirtlichen Sprengel Dalmatiens nöthigen Exemplare übermitteln lassen."

Hochw. Herr Generalabt des Prämonstratenserordens, Sigismund Stary, ist im Stifte Strahow an Herzschlag gestorben. Er stand im 76. Lebensjahre. Am 25. Juni 1879 wurde er zum Abte des Prämonstratenserstiftes Strahow und am 2. Oktober 1883 zum Generalabte des ganzen Ordens gewählt.

Im bosnischen Kloster Kreschevo ist der emer. Provinzial der Franziskaner Grga Martic gestorben. Fra Grga — unter diesem Namen war er im ganzen slavischen Süden bekannt — war der Nestor der kroatischen Literaten. Ein Dichter von Gottes Gnaden, hat er eine Reihe tiefgefühlter und ergreifender Dichtungen hinterlassen. Seine „Osvetnici" („Rächer") geben ein poetisches Bild der Greuel, die die bosnische Roja von den Türken zu erdulden hatte. Auch sonst war Fra Grga eine interessante Persönlichkeit, da er wiederholt in der Geschichte Bosniens, namentlich in dessen Klostergeschichte, eine bedeutende Rolle gespielt. Fra Grga Martic erreichte ein Alter von 90 Jahren.

Am 19. September starb zu Brünn der hochw. P. Bernard Placek, O. S. B., Mitglied des Benediktinerstiftes Raigern in seinem 71. Lebensjahre. Seit sechs Jahren war er Spiritual des städtischen Waisenhauses der Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul zu Innbork. Er war ein guter Ordensmann, eifriger Priester und schrieb Kalender und lieferte Beiträge zu anderen Zeitschriften. — Der hochw. Joseph Zickar, Dekan und Pfarrer in Videm, verschied am 27. September in Wien, in seinem 59. Lebensjahre. — Am 11. September starb im 87. Lebensjahre der hochw. August Petler zu Innsbruck.

Frankreich. — Der Bischof von Quimper, Msgr. Franz Virgil Dubillard, behandelt in einem Rundschreiben an seinen Diözesanklerus die Aufhebung des Kultusbudgets und deren Folgen für seine Diözese. Auf den Monat Januar, d. h. sofort nach dem Inkrafttreten des Trennungsgesetzes, kündigt derselbe die Abhaltung einer Synode an, um dabei auf Grund der Anweisungen von Rom Stellung zu den neuen Verhältnissen zu nehmen. Es heißt in dem Schreiben unter Anderem: „Protestiren und seufzen ist ja ganz gut, aber es genügt nicht. Wir müssen uns vertheidigen und mit allen möglichen Mitteln, besonders mit unserem persönlichen Eingreifen beschützen, was man angreift, und Stück für Stück wieder aufbauen, was man zu zerstören

beginnt. Die durch die Unterdrückung des Kultusbudgets für unsere Diözese allein ausfallende Summe beläuft sich auf 456,900 Franks. Sie kann manchem übertrieben vorkommen und doch liefert sie nur einen Durchschnittsgehalt von 765 Franks, den Bischof, die Generalvikare, Kapläne, Erzpriester, Pfarrer, Rektoren und Vikare mit einbegriffen." Weil diese Verhältnisse für Frankreich typisch sind, können wir leicht einsehen, wie unermeßlich groß der materielle Schaden der Kirche sein wird.

Welcher Geist des Muthes und der äußersten Opferwilligkeit im französischen Klerus zu finden ist, das zeigt ein Beschluß auf der Priesterkonferenz zu Montagnac-sur-Lede im Departement Lot-et-Garonne. Er lautet: „Indem wir uns von vornhinein und vollständig den uns durch die bischöfliche Autorität zukommenden Weisungen des Papstes unterwerfen, sprechen wir den Wunsch aus, daß die Kirche ein Gesetz zurückweise, welches ihr die größten Gefahren bringt, und daß sie auf jene Reste des ihr geraubten Eigenthums verzichte, die ihr der Feind noch lassen will: Kirchen, Pfarrhäuser, Stiftungen, Menses, Kirchenerhaltungsfonds u. s. w. Wir erklären uns zu allen Opfern bereit, um die Priesterwürde zu schützen und den freien Verkehr des katholischen Lebens vom Papste zu den Bischöfen, von den Bischöfen zu den Priestern und von diesen zu den Laien zu fördern."

Die französischen Freidenker haben kürzlich vor der großen Sühnekirche, der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmatre in Paris, ein Denkmal „eingeweiht" zu Ehren eines gewissen de La Barre. Dieser wurde unter dem Königthum wegen seiner Gottlosigkeit hingerichtet. Der Hingerichtete sollte als ein Opfer der Geistlichkeit gefeiert werden. Aber de La Barre stand gar nicht vor einem geistlichen Gerichte, sondern ein weltlicher Richter hat ihn aus Familienhaß zum Tode verurtheilt. Ein Bischof und eine Aebtissin hatten um Gnade für ihn angehalten. Das Denkmal ist also eine blutende Komödie.

In Montpelier wurde das große Dominikaner-Kloster für 37,000 Franks verkauft. In Chalons-sur-Marne ließ man der Oberin eines Krankenhauses den Befehl zukommen, alle religiösen Gegenstände, sogar das Kruzifix, aus den Krankenzimmern zu entfernen. Ueber religiösen Pflichten dürfen die Schwestern zu den Kranken nicht sprechen. Dem Kaplan ist es verboten, die Krankenzimmer zu betreten und die Sakramente an Patienten zu spenden, ohne besondere Erlaubniß der Behörden. In Madagaskar pflegten die Franziskaner-Schwestern an einem Hospital 1000 Aussätzige. Die Schwestern wurden auf Befehl der Regierung verjagt, und auf Vorstellungen, daß man Niemand zur Pflege bekommen könne, wurde den Schwestern dann gestattet, als Privatpersonen die Kranken zu pflegen. Dergleichen Beispiele könnte man der Unmenge anführen. Wie lange das französische Volk sich dergleichen Brutalitäten noch gefallen lassen wird?!

Die Bürger der französischen Stadt Grenoble, die es versäumten, sich ihre Kongregationsschulen, ihre Klöster und insbesondere ihre Hauptwohlthäter von der großen Karthause zu erhalten, müssen ihre Gleichgültigkeit theuer büßen. In der letzten Gemeindesitzung wurde die Aufnahme einer Anleihe von 5,700,000 Franks beschlossen, wovon für neue Schulhäuser und Lehrzwecke allein 2,230,000 Franks erforderlich sind. Jetzt, nachdem es zu spät ist, nachdem es den Steuerzahlern an den Geldbeutel geht, sehen sie ein, um wie viel besser sie mit den Klosterschulen daran waren. Und die viel erwähnte Milliarde ist dabei zwischen den Fingern durchgeglitten.

Trotz der gehässigen Verfolgung der katholischen Kirche in Frankreich war der weltberühmte Wallfahrtsort Lourdes in diesem Jahre doch bereits von mehr Pilgern besucht als in irgend einem früheren Jahre. So fuhren am 18. August von Paris und anderen Städten 24 Eisenbahnzüge mit 1500 Kran-

ken und 20,000 Pilgern nach Lourdes ab. Der sogenannte weiße Eisenbahnzug war mit 500 vollständig gelähmten und verkrüppelten, ganz hilflosen Pilgern gefüllt, die von Krankenpflegern und Tragbahren und Barmherzigen Schwestern begleitet, während der ganzen Fahrt fromme Lieder sangen.

Die Pariser Presse beschäftigt sich jetzt angelegentlich mit dem Patriarchen der Maroniten, Elias Hoyek, der mit einem zahlreichen Gefolge in Paris eingetroffen und der Gast der französischen Regierung ist. Zahlreiche Reporter hatten sich zu seinem Empfange eingefunden, mußten aber bald gewahr werden, daß Msgr. Hoyek ihnen über den Zweck seines Kommens nichts mittheilen wird. Er will ohne Zweifel zuerst mit dem Minister des Aeußern Rücksprache nehmen, um von ihm zu erfahren, was Frankreich für die Maroniten und die Katholiken des Orients nach der Trennung der Kirche vom Staate noch thun will und kann.

Der „Figaro" berichtet: Ministerpräsident Rouvier habe sich nach dem Empfang des maronitischen Patriarchen Msgr. Hoyek, die diesen begleitenden Prälaten und Priester vorstellen lassen und an sie folgende Ansprache gerichtet: „Ich freue mich, Ihnen wiederholen zu können, was ich dem Patriarchen gesagt habe. Die französische Regierung ist fest entschlossen, ihre Jahrhunderte alten Traditionen im Orient fortzusetzen. Sie weist das Erbe Ludwigs IX. und Ludwigs XIV., soweit dieses die Moroniten betrifft, keineswegs zurück. Die Maroniten können nach wie vor auf die Unterstützung Frankreichs rechnen, wie Frankreich auf sie rechnet."

Während die Regierenden und die Parlamentsmehrheit in Frankreich das Verhältniß zwischen Staat und Kirche völlig auflösen wollen und damit natürlich auch auf die Schutzgerechtsame im Orient verzichten, kommt es vor, daß amtliche französische Persönlichkeiten immer noch in der peinlichsten Weise diese Gerechtsame zu wahren suchen. Bei einer von der Pariser „Croix" veranstalteten Umfrage unter den Bischöfen des Orients kam u. A. ein Brief des apostolischen Delegaten Msgr. Drure in Bagdad, in dem es heißt: „In Bagdad nahm der Obere der Karmeliten einen jungen bayerischen Karmeliter auf, der sich selbst meldete und dessen Ordensberuf sich aus zufälligen oder providentiellen Ereignissen von selbst ergeben hatte. Sofort gerieth der französische Konsul in Aufregung, da er in diesem Vorfall eine deutsche Einmischung und eine Vorbereitung des deutschen Protektorates erblickte."

Wiederum hat das arme Frankreich einen Bischof verloren, nämlich den hochwst. Peter Karl Franziskus, im 80. Lebensjahre, welcher seit dem 15. März 1875 das Bisthum von Valence verwaltete.

Eugen Veuillot, welcher seit 1883 seinem berühmten Bruder Louis Veuillot, als Redakteur des Pariser „L'Univers" folgte, starb am 18. September in seinem 87. Lebensjahre.

Spanien. — Einer Blättermeldung zu Folge bereitet der spanische Minister Montero Rios einen Gesetzentwurf vor, wodurch alle religiösen Kongregationen dem gemeinen Recht unterstellt werden, mit Ausnahme derjenigen, bezüglich deren im Konkordat anders bestimmt ist. Es wird ferner gemeldet, der Ministerpräsident habe auch eine Reform des Wahlrechtes sowie den Entwurf einer Kontrolle der Gemeindeverwaltung in Vorbereitung.

England. — Der abnehmende Kirchenbesuch in den protestantischen Kirchen Englands — Statistiken haben erwiesen, daß der Kirchenbesuch in den katholischen Kirchen Londons in erfreulicher Weise zunimmt — veranlaßt immer wieder Geistliche nach Mitteln zu suchen, um die Leute heranzuziehen, und da man in dieser Beziehung bisweilen merkwürdige Ideen hat, so werden da die seltsamsten Dinge zu Tage gefördert. Man hat allerhand weltliche Dinge in die Kirchen eingeführt, um das Publikum gewissermaßen heran-

zulocken und die Leute so daran zu gewöhnen, sich auch die Predigt anzuhören, die dann diesen Veranstaltungen folgte. So haben gewisse Geistliche bekannte Schauspielerinen und Sängerinen engagirt, die in den Kirchen deklamirten oder sangen u. s. w. Der Kinematograph, die magische Laterne, das Grammophon sind alle der Reihe nach in dieser Weise in den Dienst der Kirche gestellt worden. Manchmal hat man dabei in geradezu skandalöser Art die Gefühle beleidigt, die jeder gläubige Christ hat; denn man hat sich z. B. nicht gescheut, Lieder in den Kirchen singen zu lassen, die man sonst in den Variététheatern zu hören gewöhnt ist, und die nicht einmal dort ungetheilten Beifall fanden. Die neueste Erfindung auf diesem Gebiete hat sich der Geistliche der protestantischen Cliftonkirche in Peckham geleistet, einem der südlichen Vororte von London. Da es ihm nach allen möglichen Versuchen nicht gelungen ist, so viele Leute in seine Kirche zu ziehen, wie er gern möchte, hat sich dieser eigenthümliche Mann entschlossen, seine Predigten nicht mehr in der Kirche oder wenigstens nicht dort allein an das Publikum zu richten, sondern das auch von der Bühne eines der populärsten Theater des Vororts herab zu thun. Er will nämlich in einem Stück auftreten, das dort aufgeführt werden soll. Er wird in demselben gewissenmaßen als ungebetener Gast erscheinen und einige Worte an das Publikum richten und dasselbe dann zum Schluß auffordern, nicht nur das Theater zu besuchen, sondern Sonntags, wenn dort doch keine Vorstellungen stattfinden können, in seine Kirche zu kommen, wo neben der Predigt auch für musikalische und deklamatorische Vorträge gesorgt sei. Die Behörden haben in England gegen solche Dinge nichts einzuwenden. Ob der Herr Pastor den gewünschten Erfolg finden wird, dürfte erst die Zukunft lehren; ausgeschlossen aber ist es bei dem merkwürdigen Charakter der britischen Nation nicht.

Die Erzbischöfe von Westminster und Utrecht nahmen im Juni auch am Bonifaziusjubiläum in Fulda Theil. In ersterem Bisthum war der hl. Bonifazius geboren, während er in letzterem (in Dokkum beim heutigen Utrecht) den Märtyrertod erlitt. Beide Diözesen sollen vom hochwst. Herrn Bischof von Fulda besonders ausgezeichnet werden, indem er ihren Oberhirten durch Professoren der philosophisch-theologischen Lehranstalt in Fulda Reliquien des Apostels der Deutschen überreichen läßt.

Die Bischöfe der englischen Diözese Westminster haben in einem kurzen aber ernsten Schreiben, welches letzten August erschienen ist, allen katholischen Eltern die Pflicht eingeschärft, ihre Kinder von nichtkatholischen Schulen ferne zu halten. Weil gewöhnlich die nächste Gefahr darin liegt, den katholischen Glauben zu verlieren, so begehen die Eltern eine schwere Sünde, wenn sie ihre Kinder dieser Gefahr aussetzen. Nur unter besonderen Umständen und nach Berathung mit dem Bischofe selbst kann eine Ausnahme gestattet werden.

Schweiz. — Es gibt in der Schweiz 2,843 katholische Geistliche, wovon rund 500 auf die Diaspora entfallen. Es wirken 587 Priester in katholisch-gewerblichen Bezirken, 882 in beruflich gemischten und 979 in landwirthschaftlichen Bezirken.

Im September verschied zu Kerns in der Schweiz der hochw. Anton Küchler in seinem 66. Lebensjahre. Er war ein seeleneifriger Priester und schriftstellerisch thätig.

Belgien und Holland. — Zum General der Kongregation der Missionäre vom hlst. Herzen hat das in Löwen versammelte Generalkapitel den Elsässer P. Eugen Meyer, bisherigen Assistenten, erwählt. An seine Stelle tritt der Generalprokurator P. Genocchi und ihn wird der Rektor des Hauses in Rom P. Benedetti vertreten. Das Kapitel hat weiter beschlossen, das seinerzeit in

Issoudun errichtete und wegen der neuen französischen Gesetze nach Belgien überführte Generalat im nächsten Jahre in Rom einzurichten.

Im Kollegium der Jesuiten zu Oudenbosch, Holland, starb plötzlich im Alter von 55 Jahren P. P. Bruin. Nach seiner im Jahre 1882 erfolgten Priesterweihe wurde er Professor am Jesuitenkolleg zu Maastricht und kam im Jahre 1897 in derselben Eigenschaft nach Oudenbosch. P. Bruin war einer der besten Soziologen, und man könnte ihn den holländischen Kathrein nennen. Allgemein bekannt sind seine Soziologische Beginselen, Leitfaden beim Studium der sozialen Frage, ein Buch von 400 Seiten, das im vorigen Jahre veröffentlicht wurde. Von diesem fleißigen, geistreichen Sozialpolitiker hätte noch viel erwartet werden können, wenn nicht der Tod — nach menschlicher Berechnung zu früh — seinem Leben plötzlich ein Ziel gesetzt hätte.

Rußland. — Ueberraschend schnell ist die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Mohilew erfolgt. Rußland hat nun wieder seinen Metropoliten, den zwölften in der durch Erzbischof Boguschewitsch eröffneten Reihe. Prälat Denisewitsch, der neue Metropolit der römisch-katholischen Kirche Rußlands, ist das älteste Mitglied des römisch-katholischen Kollegs in St. Petersburg. Der Volksmund nennt ihn „Vater Stephan".

Die Rückkehr der dem Katholizismus mit Gewalt entrissenen Unirten zur katholischen Kirche nimmt bis jetzt ihren weiteren Fortgang; aber obgleich in einigen Fällen, wie z. B. in Litauen, ganze Gemeinden katholisch geworden sind und das Schließen der bisher funktionirenden russischen Parochialkirche verursachten, hat die katholische Kirche bisher wohl kaum den fünften Theil von dem wiedergewonnen, was ihr in verschiedenen Phasen früher mit roher Gewalt entrissen wurde. Im Königreich Polen ist die russische Regierung behufs Schutzes der Staatskonfession zur Gründung einer zweiten Staatsdiözese in Chelm neben der bisher in demselben Lande einzig bestehenden russischen Erzdiözese Warschau geschritten.

Rumänien. — Der hochw. P. Raymund Netzhammer, O. S. B., aus der Abtei Einsiedeln, Schweiz, derzeit Rektor des griechischen Kollegiums in Rom, wurde vom Papst zum Erzbischof von Bukarest ernannt. Der Erwählte steht in seinem 43. Lebensjahre. Pater Netzhammer wird somit der fünfte Erzbischof von Bukarest sein, wo er gegen 60,000 Katholiken mit etwa 20 Pfarreien oder Missionsstationen und ebensoviel Gotteshäusern hat. Er ist von Geburt Badenser, und bringt für seine Amtsführung eine reiche Erfahrung mit.

Missionen. — Mfgr. O'Connell, Bischof von Portland, Me., und ehemals Rektor des amerikanischen Kollegs zu Rom, ist vom Papste in besonderer Mission nach Tokio (Japan) gesandt worden, um dem Mikado ein eigenhändiges Schreiben des Papstes zu überbringen, worin dieser seinen Dank ausspricht für das freundliche Wohlwollen, das der Herrscher von Japan den in seinem Heere befindlichen katholischen Soldaten, sowie den katholischen Missionen, zu Theil werden läßt. Als Frucht dieser Spezialmission wird, dem Vernehmen nach, die Errichtung einer päpstlichen Delegatur in Tokio erwartet.

Wir erhielten vom hochw. P. Athanasius Götte, O. F. M., welcher unterdessen zum Apostolischen Vikar von Nord-Chen-si erwählt worden ist, ein Bittgesuch für die chinesische Mission, in welcher er schon seit 23 Jahren mit großem Erfolge arbeitet. Etwaige Almosen können an uns für diese Mission gesandt werden. Man füge den Gaben die Bemerkung bei, daß das Geld für die Mission des hochwst. Apostolischen Vikars von Nord-Chen-si bestimmt sei.

Nach dem letzten Jahresberichte des Apostolischen Präfekten von Süd-

Patagonien und Feuerland zählte die Mission im Jahre 1904 im Ganzen 29,000 Katholiken, 3700 Protestanten und 500 Heiden; katholische Schulen 14, Kirchen und Kapellen 14. Demnach scheint die Bekehrung unter den Heiden in diesem Gebiete und damit auch die Zivilisirung dieser Nomadenstämme beinahe abgeschlossen, gewiß ein schöner Erfolg in ungefähr 25 Jahren.

Mit dem Dampfer „Bürgermeister" verließen am 2. September sieben Missionäre aus der Kongregation der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria Hamburg, um sich nach Deutsch-Südwestafrika zu begeben. Es waren dies P. Schemmer (Diözese Münster), P. Klayele (Diözese Straßburg), P. Schönwasser (Diözese Köln), P. Jakob (Diözese Paderborn), außerdem die Brüder Adler (Diözese Paderborn), Neubrand (Diözese Rottenburg), Rau (Diözese Rottenburg). Im Ganzen entsandte die deutsche Ordensprovinz der Oblaten in den letzten Wochen 16 Missionäre in die auswärtigen Missionen. Außer den sieben nach Deutsch-Südwestafrika gingen vier nach Britisch-Nordamerika, vier nach Texas, einer nach Ceylon.

Am 19. September sind von Genua aus mit dem Lloyddampfer „Barbarossa" zehn Missionäre (zwei Priester und acht Brüder) sowie vier Missionsschwestern vom heiligsten Herzen Jesu (Provinzial-Mutterhaus Hiltrup bei Münster in Westfalen) nach Neupommern (deutsche Südsee) abgereist. Sie werden voraussichtlich am 20. November in Herbertshöhe bezw. Vunapope eintreffen.

Am 5. Oktober sind unter Führung des Apostolischen Präfekten P. Burkard Englert von Stöttingen, O. Cap., sieben neue Missionäre aus dem Kapuzinerorden in die Indianermission nach Chile abgereist. Mit demselben Schiffe werden sich elf Kandidatinen des Missionshauses Kreszentiaheim, Altöttingen, in dieselbe Mission begeben, um später im Orden der Menzinger Lehrschwestern an den dortigen Mädchenschulen zu wirken. In dieser Mission wirken 40 bayerische Kapuzinermissionäre bereits seit zehn Jahren mit gutem Erfolge.

Die bayerischen Benediktinermissionen in Deutschostafrika, wo seit längerer Zeit ein Aufstand der Ureinwohner besteht, sind sehr schwer heimgesucht worden. Der Nachricht von der Ermordung des Missionsbischofs und seiner Gefährten folgt nun die Kunde, daß drei Missionsstationen im Bezirk Lindi Lukuledi und Nyangao von den Eingeborenen überfallen worden sind. Alle Europäer bis auf eine Missionsschwester, die vermißt wird, konnten sich an die Küste retten. Nyangao und Lukuledi gehören den Benediktinermissionären von St. Ottilien und wurden 1895—'96 gegründet. Nach dem letzten Jahresbericht waren in Nyangao ein Pater, zwei Brüder und vier Missionsschwestern, elf Außenschulen mit 670 Schülern und eingeborenen Lehrern, 560 Christen und 600 Taufbewerber; 111 Taufen im letzten Jahre. In den beiden Waisenhäusern waren gegen 50 Kinder. Lukuledi, die ältere der zwei Stationen, war besetzt mit zwei Patres und einem Laienbruder, hatte in sieben Außenposten 200 Schüler, 1250 Christen, 300 Katechumenen und 120 Taufen im letzten Jahre.

Der aus der Gemeinde Forstheim (in Elsaß-Lothringen) hervorgegangene Priester Georg Kern ist nach einer Depesche in Birma, wo er seit dem Jahre 1875 als Missionär gewirkt hat, gestorben. Besonders verdient machte er sich durch die Uebersetzung des neuen Testamentes in die karionische Sprache und die Gründung einer Missionsschule, aus der bereits mehrere einheimische Katechisten und Priester hervorgegangen sind.

Ecuador. — In der südamerikanischen Republik Ecuador, einst musterhaft regiert von dem großen Präsidenten Garcia Moreno, herrscht jetzt die empörendste Willkür. Ein Beispiel dessen, was sich die unter demokratischer

Maske despotische Regierung erlaubt, ist die plötzliche Vertreibung der Redemptoristen aus ihrem Kloster Riobamba. Minister Cardova ließ ohne jeden gesetzlichen Grund um Mitternacht den Eintritt in das Haus der ahnungslosen Geistlichen durch Militär erzwingen und binnen weniger als einer Viertelstunde alle Priester unter rohester Mißhandlung als Gefangene fortschleppen, nach Guayaquil, von wo sie zur Küste und auf ein Schiff gebracht wurden. Inzwischen war ein Dekret veröffentlicht worden, das sie des Landes verwies. Unter den widerrechtlich Vertriebenen befinden sich Deutsche und Franzosen. Als am Morgen nach der Gewaltthat die Bevölkerung von Riobamba das Verschwinden der von ihr sehr verehrten Geistlichen bemerkte, gerieth sie in große Aufregung und versammelte sich um das Kloster. Dann begab sie sich zum Gouverneur und verlangte die Rückführung der Vertriebenen. Diese Forderung wurde durch einen Truppenangriff auf die versammelte Menge beantwortet. Das ganze Land ist über dies Geschehniß entrüstet, Blätter der verschiedensten Richtung geben der Sympathie für die Vertriebenen Ausdruck und tadeln die verrotteten Zustände, die so etwas möglich machten. So lange die Freimaurerei in dem unglücklichen Ecuador herrscht, gibt es eben weder für Geistliche noch für Laien eine Schutzwehr gegen die Willkür gewissenloser Machthaber.

Mexiko. — Sogar in der Stadt Mexiko gibt es jetzt eine deutsche katholische Gemeinde. Wie von dort berichtet wird, soll die sogenannte Kapelle derselben, welche bereits am 10. September feierlich eingeweiht wurde, in Bezug auf die Ausschmückung des Innern fast mit jedem Gotteshause der Stadt rivalisiren. Einer deutschen Gemeinde, welche unter so günstigen Auspizien begonnen hat, kann es demnach selbst im Ausland nicht an weiterem Gedeihen fehlen.

Philippinen. — Die Tochter des Präsidenten hat sich in ihrer Dummheit, als sie in den Philippinen weilte, einer Taktlosigkeit schuldig gemacht, indem sie sich, wie ein Spezial-Kabelgramm an die „New York World" aus Rom meldet, zusammen mit dem Apostaten und Schismatiker „Erzbischof" Aglipay photographiren ließ. Auch heißt es, daß Aglipay immerfort in der Taft'schen Reisegesellschaft weilte, während Msgr. Agius, der apostolische Delegat, und die anderen katholischen kirchlichen Würdenträger niemals eine Einladung zu den offiziellen Feierlichkeiten erhalten hätten. Man befürchte daraus in Rom den größten Schaden für die Kirche in den Philippinen. Wenn die Meldung aus Rom richtig ist, so wäre damit der Beweis geliefert, daß die Gerechtigkeit und Katholikenfreundlichkeit der jetzigen republikanischen Administration in Washington einen tiefen Riß hat, und daß Taft der Gleißner ist, als welchen katholische Blätter ihn bezeichneten.

Vereinigte Staaten. — Eine Diözesan-Synode hielt der Erzbischof von St. Louis am 3. Oktober mit seinen Priestern.

Auf Vorschlag der Propaganda hat der Hl. Vater, Papst Pius X. das Apostolische Vikariat Indian Territory mit Oklahoma City als bischöfliche Residenz zu einer Diözese erhoben. Der Apostolische Vikar Theophil Meerschaert, bisher Titularbischof von Sidymorum, ist zum ersten Oberhirten des neuerrichteten Kirchensprengels ernannt worden.

Die böhmische R. K. erste Zentral-Union schloß am 1. Oktober in Cleveland ihren 28. jährlichen Kongreß mit einem großen Umzug. Die nächste Versammlung wird im Jahre 1908 zu Allegheny, Pa., abgehalten werden.

Zum Provinzial der amerikanischen Ordensprovinz der Dominikaner wurde der hochwst. P. L. F. Kearney von Zanesville, O., wiederum erwählt.

Zur Nachfolgerin der kürzlich verstorbenen Aebtissin Maria Magdalena Bentivoglio, der Klarissinen in den Vereinigten Staaten, wurde am 25. September die bisherige Priorin des Klosters in Evansville, Schwester Maria Charitas Burns erwählt.

Das St. Franziskus Waisenhaus für Negerkinder in St. Louis, dem die der afrikanischen Rasse angehörenden Oblaten-Schwestern der Vorsehung vorstehen, beging am 30. September den 25. Jahrestag seiner Gründung. Die Gründerin Elisabeth Lange und eine ihrer Nachfolgerinen, Theresia Willigmann, hatten deutsche Namen. Der ehrw. Diener Gottes Johann Nepomuk Neumann, C. SS. R., nahm sich der Schwestern besonders an. Sie wurden 1828 gegründet.

Am 4. Oktober feierten die Franziskanerinen zu Glen Ribble, Pa., das goldene Jubiläum ihrer Gründung.

Im nördlichen Theile von Wisconsin wurden mehrere katholische Begräbnißstätten von Vandalen zerstört. Jedes Kreuz, auch solche von Steinmonumenten, wurden in Stücke zerschlagen und auf einen Haufen zusammengeworfen. Solche Verwüstungen geschahen zu Octo, Oconto, Peshtigo, Oconto Falls und Birch Creek, Wis. In Gladstone, Mich., wurde ebenfalls ein Gottesacker durch Zertrümmerung der Kreuze verwüstet. Ein irrsinniger Mann wurde als Thäter entdeckt.

Am 29. September starb zu New York der Vertreter der verdienstvollen katholischen Verlagsfirma Herr Ermin Steinback, welcher 1902 zum Ritter des päpstlichen St. Gregorius-Ordens ernannt worden war, in seinem 64. Lebensjahre.

Todtentafel. — Wir bitten um das Gebet aller Leser für die während des vergangenen Monates verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Außerdem bitten wir, der dahingeschiedenen Priester und Ordenspersonen eingedenk zu sein. Von der Geistlichkeit starben: Hochw. P. Antonius, Passionist, welcher 15 Jahre in den Vereinigten Staaten wirkte, im August in Irland; Msgr. Zyprian Rubio, von der Diözese Monterey, im September zu Los Angeles, Cal.; hochw. F. Olivier, im September zu Hilo, Insel Hawaii; hochw. Franz S. Henneberry, Pfarrer der Corpus Christi Gemeinde in Chicago, am 19. September zu Detroit, Mich.; hochw. P. Gabriel Fromm, C. P., am 17. September zu Pittsburg, Pa.; hochw. P. Patrick J. Mulconry, am 22. September zu Chicago, Ill.; hochwst. Provinzial P. Thomas Smith, C. M., am 24. September zu Perryville, Mo.; hochw. Thomas B. Nolan, am 21. September zu Belmar, N. J.; hochw. Ed. J. Lafferty, am 16. September zu Ecley, Pa.; hochw. Ed. R. Kenney, am 22. September zu Indianapolis, Ind.; hochw. J. P. Tuite, am 6. September zu Worcester, Mass.; hochw. Jos. Mack, im September zu Galveston, Tex.; hochw. P. Frederick Holland, S. J., im September zu Boston, Mass.; hochw. James Keating, im September zu Butte, Mont.; hochw. Wm. O'Brien, im September zu Brooklyn, N. Y.; hochw. Ed. Purcell, im September zu Buffalo, N. Y.; hochw. James A. Fitzsimon, am 26. September zu Ashton, R. J.; hochw. J. J. Downey, am 22. September zu Beverly Farms, Mass.; hochw. Georg A. Loeb, Priester der Diözese Dallas, Tex., am 2. Oktober zu Sutton, Nebr.; hochw. P. Maurice O'C. Wolfe, S. J., am 24. September zu Grand Coteau, La.; hochw. Joseph C. Dunn, am 3. Oktober zu Irvington, N. J.; hochw. Wm. W. Punch, im September zu Deposit, N. Y.; hochw. J. P. Aylward, am 8. Oktober zu Kankakee, Ill.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Scranton, Pa., 21. IX. '05. Vor mehreren Monaten machte ich dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Antonius das Versprechen, daß ich im Falle der Erhörung es im „Sendbote“ veröffentlichen würde, und auch zwei hl. Messen lesen lassen würde. Da ich in meinem Anliegen erhört worden bin, so statte ich hiermit meinen Dank ab. J. W.

Hartwell, O., 1. IX. '05. Wir sagen dem hlst. Herzen Jesu Lob und Dank für guten Erfolg einer Operation nach einer Novene zur hl. Mutter Anna und zum hl. Antonius, sowie auch für gütige Hilfe in zwei anderen Anliegen, die wir im „Sendbote“ empfohlen hatten.

A. S. v. hl. Fr.

Chicago, Ill., 4. IX. '05. In Krankheit und Noth nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und den armen Seelen und versprach Veröffentlichung im „Sendbote“, wenn mir geholfen würde. Mein Gebet wurde erhört und ich komme hiermit meinem Versprechen nach.

Frau J. B.

Ohio. Vor einiger Zeit erkrankten zwei meiner Kinder. Der Arzt fürchtete eine gefährliche ansteckende Krankheit; voll Angst nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zur hl. Familie und versprach, im Falle die Krankheit sich wenden würde, die Veröffentlichung im „Sendbote“, den wir schon zwanzig Jahre halten. Gott sei Dank, meine Bitte wurde erhört. A. M.

Erie, Pa., 24. IX. '05. Ich wurde vor einiger Zeit sehr krank und es war von besonderer Wichtigkeit, daß ich zu einer besonderen Zeit meine volle Gesundheit haben sollte. Ich nahm meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung im „Sendbote“. Dank dem hlst. Herzen Jesu, meine Bitte wurde erhört.

B. L.

Cincinnati, O., 25. IX. '05. Ich war lange Zeit arbeitslos und bedurfte neuer Kleider u. s. w. In meiner Noth nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, der unbefleckten Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Franziskus und der hl. Anna. Mein Gebet wurde erhört und ich erhielt Arbeit, Kleider und andere Sachen. Ich versprach die Erhörung meiner Bitte im „Sendbote“ zu veröffentlichen zur Erbauung und Aufmunterung Aller, die in Noth und Elend sind, ihre Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und den übrigen Heiligen zu nehmen, woselbst sie gewiß Hilfe und Erhörung erlangen werden. J. B. K.

Cold Spring, Minn., 26. IX. '05. Mein Mann war für einige Monate abwesend, ich war allein mit meinen acht Kindern. Da befiel mich auf einmal eine so furchtbare Angst, es könnte während dieser Zeit etwas passiren; bei Tag konnte ich nicht mehr arbeiten und Nachts nicht mehr schlafen. Da nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, machte eine neuntägige Andacht und versprach es im „Sendbote“ zu veröffentlichen, wenn mir geholfen würde. Gott sei Lob und Dank,

Zur Nachfolgerin der kürzlich verstorbenen Aebtissin Maria Magdalena Bentivoglio, der Klarissinen in den Vereinigten Staaten, wurde am 25. September die bisherige Priorin des Klosters in Evansville, Schwester Maria Charitas Burns erwählt.

Das St. Franziskus Waisenhaus für Negerkinder in St. Louis, dem die der afrikanischen Rasse angehörenden Oblaten-Schwestern der Vorsehung vorstehen, beging am 30. September den 25. Jahrestag seiner Gründung. Die Gründerin Elisabeth Lange und eine ihrer Nachfolgerinen, Theresia Willigmann, hatten deutsche Namen. Der ehrw. Diener Gottes Johann Nepomuk Neumann, C. SS. R., nahm sich der Schwestern besonders an. Sie wurden 1828 gegründet.

Am 4. Oktober feierten die Franziskanerinen zu Glen Ribble, Pa., das goldene Jubiläum ihrer Gründung.

Im nördlichen Theile von Wisconsin wurden mehrere katholische Begräbnißstätten von Vandalen zerstört. Jedes Kreuz, auch solche von Steinmonumenten, wurden in Stücke zerschlagen und auf einen Haufen zusammengeworfen. Solche Verwüstungen geschahen zu Octo, Oconto, Peshtigo, Oconto Falls und Birch Creek, Wis. In Gladstone, Mich., wurde ebenfalls ein Gottesacker durch Zertrümmerung der Kreuze verwüstet. Ein irrsinniger Mann wurde als Thäter entdeckt.

Am 29. September starb zu New York der Vertreter der verdienstvollen katholischen Verlagsfirma Herr Ermin Steinback, welcher 1902 zum Ritter des päpstlichen St. Gregorius-Ordens ernannt worden war, in seinem 64. Lebensjahre.

Todtentafel. — Wir bitten um das Gebet aller Leser für die während des vergangenen Monates verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Außerdem bitten wir, der dahingeschiedenen Priester und Ordenspersonen eingedenk zu sein. Von der Geistlichkeit starben: Hochw. P. Antonius, Passionist, welcher 15 Jahre in den Vereinigten Staaten wirkte, im August in Irland; Msgr. Zyprian Rubio, von der Diözese Monterey, im September zu Los Angeles, Cal.; hochw. F. Olivier, im September zu Hilo, Insel Hawaii; hochw. Franz S. Henneberry, Pfarrer der Corpus Christi Gemeinde in Chicago, am 19. September zu Detroit, Mich.; hochw. P. Gabriel Fromm, C. P., am 17. September zu Pittsburg, Pa.; hochw. P. Patrick J. Mulconry, am 22. September zu Chicago, Ill.; hochwst. Provinzial P. Thomas Smith, C. M., am 24. September zu Perryville, Mo.; hochw. Thomas B. Nolan, am 21. September zu Belmar, N. J.; hochw. Ed. J. Lafferty, am 16. September zu Eckley, Pa.; hochw. Ed. R. Kenney, am 22. September zu Indianapolis, Ind.; hochw. J. P. Tuite, am 6. September zu Worcester, Mass.; hochw. Jos. Mack, im September zu Galveston, Tex.; hochw. P. Frederick Holland, S. J., im September zu Boston, Mass.; hochw. James Keating, im September zu Butte, Mont.; hochw. Wm. O'Brien, im September zu Brooklyn, N. Y.; hochw. Ed. Purcell, im September zu Buffalo, N. Y.; hochw. James A. Fitzsimon, am 26. September zu Ashton, R. J.; hochw. J. J. Downey, am 22. September zu Beverly Farms, Mass.; hochw. Georg A. Loeb, Priester der Diözese Dallas, Tex., am 2. Oktober zu Sutton, Nebr.; hochw. P. Maurice O'C. Wolfe, S. J., am 24. September zu Grand Coteau, La.; hochw. Joseph C. Dunn, am 3. Oktober zu Irvington, N. J.; hochw. Wm. W. Punch, im September zu Deposit, N. Y.; hochw. J. P. Aylward, am 8. Oktober zu Kankakee, Ill.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Scranton, Pa., 21. IX. '05. Vor mehreren Monaten machte ich dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Antonius das Versprechen, daß ich im Falle der Erhörung es im „Sendbote“ veröffentlichen würde, und auch zwei hl. Messen lesen lassen würde. Da ich in meinem Anliegen erhört worden bin, so statte ich hiermit meinen Dank ab. J. W.

Hartwell, O., 1. IX. '05. Wir sagen dem hlst. Herzen Jesu Lob und Dank für guten Erfolg einer Operation nach einer Novene zur hl. Mutter Anna und zum hl. Antonius, sowie auch für gütige Hilfe in zwei anderen Anliegen, die wir im „Sendbote“ empfohlen hatten.

A. S. v. hl. Fr.

Chicago, Ill., 4. IX. '05. In Krankheit und Noth nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und den armen Seelen und versprach Veröffentlichung im „Sendbote“, wenn mir geholfen würde. Mein Gebet wurde erhört und ich komme hiermit meinem Versprechen nach.

Frau J. B.

Ohio. Vor einiger Zeit erkrankten zwei meiner Kinder. Der Arzt fürchtete eine gefährliche ansteckende Krankheit; voll Angst nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zur Hl. Familie und versprach, im Falle die Krankheit sich wenden würde, die Veröffentlichung im „Sendbote“, den wir schon zwanzig Jahre halten. Gott sei Dank, meine Bitte wurde erhört. A. M.

Erie, Pa., 24. IX. '05. Ich wurde vor einiger Zeit sehr krank und es war von besonderer Wichtigkeit, daß ich zu einer besonderen Zeit meine volle Gesundheit haben sollte. Ich nahm meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und versprach Veröffentlichung im „Sendbote“. Dank dem hlst. Herzen Jesu, meine Bitte wurde erhört.

B. L.

Cincinnati, O., 25. IX. '05. Ich war lange Zeit arbeitslos und bedurfte neuer Kleider u. s. w. In meiner Noth nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, der unbefleckten Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Franziskus und der hl. Anna. Mein Gebet wurde erhört und ich erhielt Arbeit, Kleider und andere Sachen. Ich versprach die Erhörung meiner Bitte im „Sendbote“ zu veröffentlichen zur Erbauung und Aufmunterung Aller, die in Noth und Elend sind, ihre Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und den übrigen Heiligen zu nehmen, woselbst sie gewiß Hilfe und Erhörung erlangen werden. J. B. K.

Cold Spring, Minn., 26. IX. '05. Mein Mann war für einige Monate abwesend, ich war allein mit meinen acht Kindern. Da befiel mich auf einmal eine so furchtbare Angst, es könnte während dieser Zeit etwas passiren; bei Tag konnte ich nicht mehr arbeiten und Nachts nicht mehr schlafen. Da nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, machte eine neuntägige Andacht und versprach es im „Sendbote“ zu veröffentlichen, wenn mir geholfen würde. Gott sei Lob und Dank,

17. **Freitag.** Gregor, Bisch., Bek. (231). 181,728 Religiosen; Streben nach Vollkommenheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Franziskaner; die Verbreitung des Dritten Ordens.

18. **Samstag.** Einweihung der Basilika des hl. Petrus und Paulus. 102,669 Seminaristen und Novizen; Gottes Lob; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.

19. **Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.** Elisabeth, Wittwe, Fürstin (Ungarn, 1234). 61,096 Erkenntniß des Berufes; Güte; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Prämonstratenser; die Verbreitung der Sodalitäten. 3) 5)

20. **Montag.** Felix, Bek. (Trinitarier, 1212). 41,403 Pfarreien; Selbstverleugnung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die bessere Kenntniß der Glaubenswahrheiten.

21. **Dienstag.** Darstellung Mariä. 97,757 Schulen; Andacht zu Maria; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

22. **Mittwoch.** Cäzilia, Jungfr., Mart. (230). 62,430 Obere; Klugheit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Redemptoristen; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft.

23. **Donnerstag.** Klemens I., Papst, Mart. (100). 39,727 Missionen und geistliche Uebungen; Treue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Föderation. 4)

24. **Freitag.** Johann vom Kreuz, Bek. (O. C., 1591). 78,215 Vereine; Eintracht; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; unsere katholischen Vereine.

25. **Samstag.** Katharina, Jungfr., Mart. (210). 164,734 Bekehrungen; Flucht der Gefahren; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Schulen der Väter vom hl. Kreuze; die würdige Haltung der kirchlichen Feiertage.

26. **Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.** Silvester, Abt., Bek. (1267). 303,616 Sünder; Reue; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Verbreitung der Kreuzwegandacht.

27. **Montag.** Jakob, Mart. (42). 75,514 Unmäßige; Abtödtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Missionen und Niederlassungen der übrigen männlichen Orden und Genossenschaften; die katholische Universität in Washington.

28. **Dienstag.** Stephan und Genossen, Mart. (764). 140,799 geistliche Gnaden; Weltverachtung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Klöster, Niederlassungen, Schulen und Waisenhäuser der Schwestern-Genossenschaften; die höheren Schulen für die Jugend.

29. **Mittwoch.** Saturninus, Bisch., Mart. (650). 94,689 zeitliche Gnaden; die Hospitäler; die Erziehung der Taubstummen; die Missionen unter den Indianern und Negern.

30. **Donnerstag.** Andreas, Apostel. 186,781 verschiedene Anliegen; die Anliegen der Bischöfe; die Katholiken in den öffentlichen Anstalten; die Erziehung der Blinden; alle noch nicht erhörten Anliegen. 4)

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

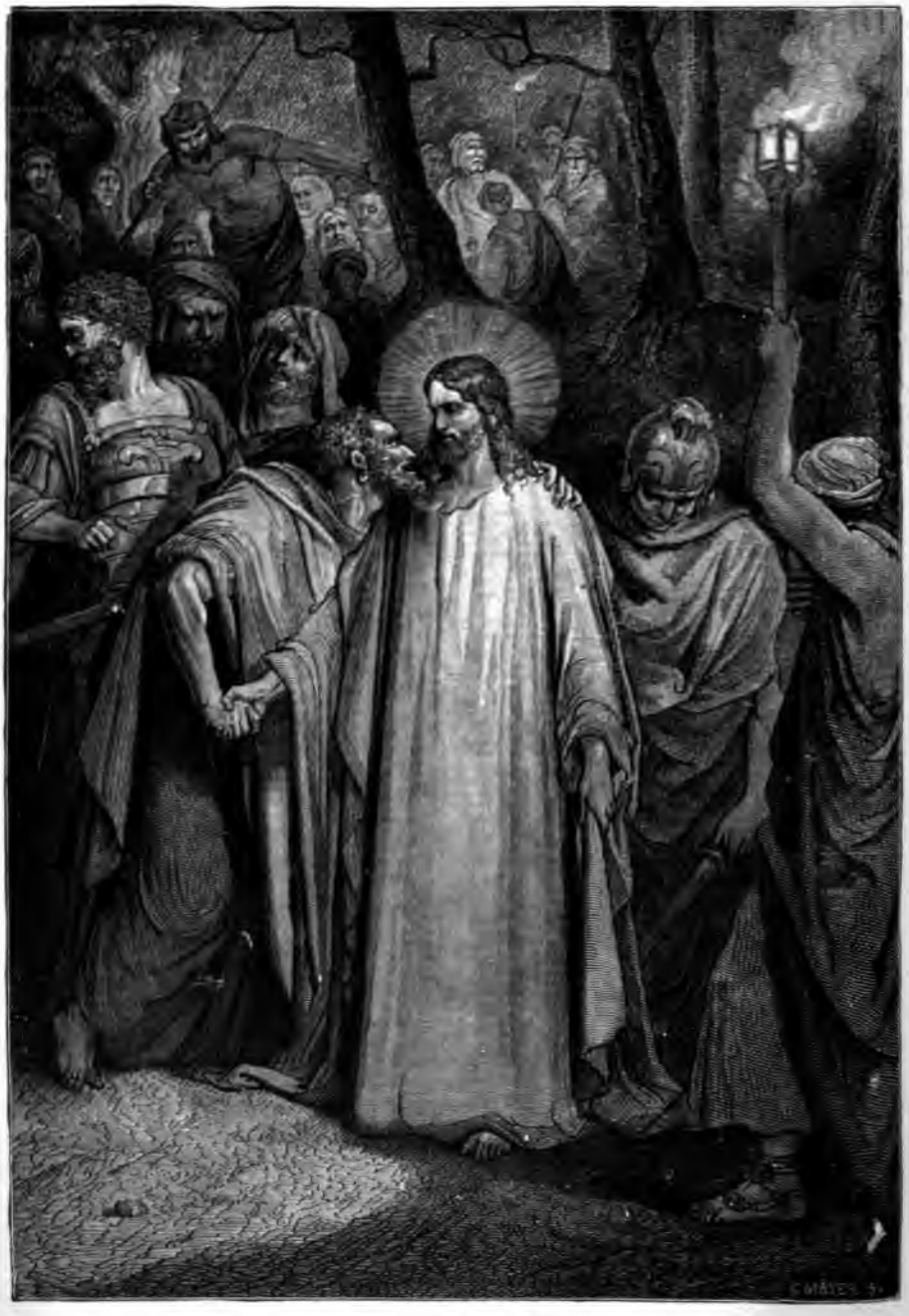
Im Besonderen opfere ich sie Dir auf zur Erlangung der Gnade eines glückseligen Todes.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 26. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer.



Gefangennahme Jeſu.

Organ des Gebetsapostolates, der Heiligen Stunde, der Sühnungs-Kommunion und des Vereins der Hl. Familie.

(COPYRIGHT 1905.)

Heft 12. **32. Jahrgang.** **1905.**

Danksagung.

Ein innerer Herzensdrang veranlaßt uns am Schluß des 32. Jahrganges unserer Zeitschrift den aufrichtigsten Dank an die Abonnenten des „Sendbote" abzustatten. Von allen Seiten ertönt wohl die Klage von dem merklichen Rückgang des Deutschen in unserem Lande. Dennoch gibt es eine ungezählte Schaar von thatkräftigen Deutschen, die neben der Landessprache sich der deutschen Sprache bedienen, hauptsächlich um den Forderungen ihres Nationalcharakters und ihres inneren Gefühles zu entsprechen. Zwar hängt der Glaube nicht von der Sprache ab, doch gibt es auch edle Stimmungen des Gemüthes und der geistigen Bildung, die sich kräftiger, reiner und inhaltsvoller zur Förderung der geistigen und religiösen Vervollkommnung darbieten, wenn die wohlbekannten Laute der Muttersprache in Wort und Schrift erklingen. Auf dieser Grundlage ruht auch die Hoffnung der Redaktion des „Sendbote." Darum scheut er sich nicht, auch freundlichst die treuen Leser zu bitten, durch Empfehlung den Freundeskreis der Zeitschrift zu vergrößern. Um unserem Danke kräftigen Nachdruck zu verleihen und die Neuanwerbung neuer Freunde zu erleichtern, haben wir wiederum für die Vorausbezahler eine hübsche Prämie bestimmt:

Der Marienmonat von Ars.

Betrachtungs- und Gebetbuch. 656 Seiten stark, in Leinwand gebunden mit Rothschnitt.

Wer dieses praktische Andachtsbüchlein wünscht, möge deshalb für das Jahr 1906 (etwaige Rückstände eingeschlossen) vor dem 31. März 1906 bezahlen. Als besonderes Zeichen der Anerkennung werden wir unseren Freunden, die uns die Adresse eines neuen Abonnenten nebst $2.00 einschicken, ebenfalls eine Prämie schenken.

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

(Für den „Sendbote“.)

Weihnachten.

Von P. Saget.

Durch Sturm und Nacht ein Lied erklingt,
Das trostreich in die Seele dringt,
Mit Freude Herz und Sinn erfüllt,
Weil es der Sehnsucht Hoffen stillt!

Dies Lied von einer Rose spricht,
Umstrahlt von gold'nem Himmelslicht,
Die sproß aus einer Wurzel zart,
Die hochgebenedeiter Art.

Als sie erschien, entwich die Nacht,
Ward Heil und Fried' der Welt gebracht
Und Engelschaaren sagten an,
Welch' Glück der Menschen Reich gewann.

Den großen Tag, die hehre Stund'
Preist heut' der Glocken ehr'ner Mund
Und ihre Botschaft uns erhebt,
Mit neuer Kraft das Herz belebt.

Auf richtet sich der frohe Blick
Und schaut, verklärt durch heil'ges Glück,
Auf jene Rose: Jesus Christ,
Der Trost uns, Heil und Rettung ist.

Ob Sturm und Nacht herrscht in der Welt,
Uns ist die Seel' durch ihn erhellt,
Und festvertrauend seiner Gnad'
Geh'n muthvoll wir der Liebe Pfad.

Er führt zum Frieden, der allein
Kann uns're Herzens Freude sein,
Und den in heil'ger Weihenacht
Der Engel Lied uns kund gemacht!

Weihnachtsglocken.

Ein Brausen fern, als ob der Nachtwind
Durch einen Wald: [stürme
Der Sternenschimmer spielt um Dach und
Und freudig hallt [Thürme;
Die Engelsbotschaft in die Welt hinaus,
Von Herz zu Herzen mit gewalt'gem
Braus:
„Ehre sei Gott in der Höhe: und allen
Frieden auf Erden, Gottwohlgefallen!“

Und weithin unterm golddurchwirkten
Beim Glockenbraus [Himmel
Wird's helle, wie von neuem Sterngewimmel
Von Haus zu Haus:
In tausend, tausend Herzen widerklingt's,
Aus hohem Haus, aus ärmster Hütte
dringt's:
“Ehre sei Gott in der Höhe: und allen
Frieden auf Erden, Gottwohlgefallen!“

O süßer Einklang! Himmel jauchzt und Erde:
O schönster Sieg!
Holdlächelnd Kindlein, das in Noth und Fährde
Hernieder stieg;
Weit offen schaut, o schaut das gold'ne Thor!
Von oben fällt und jubelnd steigt's empor:
„Ehre sei Gott in der Höhe, und allen
Frieden auf Erden, Gottwohlgefallen!“

Aus „Indianersommer.“ Neue Lieder und Gedichte von Johannes Rothensteiner. 1905. 160, 214 Seiten. Preis, geb.: $1.00. Als Weihnachtsgeschenk verwendbar.

General-Intention für den Monat Dezember 1905.

(Bestimmt und gesegnet von Seiner Heiligkeit, Papst Pius X.)

Der Peterspfennig.

Unser Herr pries einstens vor den Aposteln eine arme Wittwe, die einen Pfennig in den Opferkasten zu Jerusalem warf. Auch heutigen Tages würde er selig preisen so manchen, für die Gutherzigkeit so vieler Armen, die gerne und bereitwillig von ihrem Wenigen für den Hl. Vater, den Stellvertreter Jesu Christi, opfern.

Aber wozu für den Papst beitragen? so hört man oftmals, besonders aus dem Munde der Ungläubigen; der Papst, sagen solche, ist reicher als wir!

O nein, der Hl. Vater ist nicht reich, er ist arm; denn seitdem der Papst der Kirchengüter beraubt ist, hat er nichts, um die großen Auslagen zu bestreiten, und zwar Auslagen, denen er nicht ausweichen und welche er nicht vermeiden kann. Wie soll denn der Hl. Vater seine Boten und Delegaten unterhalten, die doch einer ihrer hohen Würde als Gesandte des Papstes angemessene Lebensweise führen müssen, wie soll der Hl. Vater für die Unterhaltung der Kardinäle und Theologen sorgen, die den sogenannten kirchlichen Hofstaat bilden, und das oberste Richteramt in Vereinigung mit dem Papste verwalten? Und hiermit ist noch nicht einmal von den Universitäten und Kollegien die Rede, wohin die Geistlichen aus der ganzen Welt kommen, um die wahre katholische Lehre zu studiren. Auch nicht von den theuren Verhandlungen im Vatikan, und von der päpstlichen Wache, und von den Almosen, die der Hl. Vater sozusagen gleichsam sich gezwungen sieht, zu verabreichen.

Was den Hl. Vater selbst betrifft, lebt derselbe wie seine Vorgänger Pius IX. und Leo XIII. so einfach, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Ferner ist nicht zu vergessen, daß der Hl. Vater Vielen in ihrer Armuth und Noth hilft. Nun, alles dieses in Betracht gezogen, muß man doch zugeben, daß zur Bestreitung so vieler Unkosten und nothwendigen Auslagen wohl eine große Summe erforderlich ist.

Woher hat man bis heute dieselbe erzielt? Von der Gutherzigkeit und Freigebigkeit der 200,000,000 Katholiken, die seit dem Jahre 1860 mit einer unermüdlichen Standhaftigkeit von ihrem Ueberflusse, und gar oft auch von dem Nothwendigen dem Hl. Vater ihr Scherflein verabreichen. Dieser sogenannte Peterspfennig besteht seit dem 30. November 1859, und hatte seinen Anfang zu Gand, und ist seither in der ganzen Welt üblich. Wenn auch in vielen Ländern Katholiken zu vielen guten Werken beisteuern, so soll doch der Peterspfennig bei allen den Vorrang haben. Die Gläubigen sollen allezeit

ihrem Oberhirten treu sein und fest an ihn halten, und stets ihre Liebe und Ehrfurcht ihm bezeugen, und ihm gewissenhaft gehorchen.

Die General-Intention für den Monat Januar 1906 wird sein: Die legislativen Wahlen in Frankreich.

Weise Lehren eines Bürgers an seinen Sohn.

Daß dem Geiste eines christlich gesinnten und im praktischen Leben erfahrenen Bürgers schätzbare Lehren wirklicher, echter Lebensweisheit entspringen können, welche denjenigen eines Philosophen von Beruf nicht nachstehen dürften, beweisen die nachfolgenden Mahnworte, welche ein inmitten der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbener Bürger aus Hünfeld an seinen Sohn, den Gastwirth Valentin Hodes daselbst, richtete und welche sich in seinem Nachlasse vorfanden: „Nie muß ein Unfall Dich zur Schwermuth bringen, nie ein Glück zum Taumel. Eine Zähre sei höchstens für jenen, ein Lächeln für dieses. — Hüte Dich vor Aufwallung des Zornes; sie verstellt Deine Gebärde, noch viel mehr aber Deine Seele und macht oft, daß wir rasch, aber nie, daß wir klug handeln. — Auf jede Vereitelung Deiner Wünsche sei gefaßt; den vermutheten Gast empfängt man zweckmäßiger, als den unversehenen; oft wehrt man den Angriff ab, fast niemals den Ueberfall. — Liebe alle Menschen, aber nur wenige schätze hoch. Sie sind sämmtlich Deine Brüder; daran denke Du stets; sie werden es selten thun. Doch fremde Fehler dürfen Deine Tugend nicht schmälern. — Erstaune über alles oder über nichts. Daß der Mensch nicht schon im zweiten Augenblicke seines Lebens zu leben wieder aufhört, das ist ein größeres Wunder, als wenn ein Bettler König wird. — Verachte nicht Ehre, denn sie ist der Tugend Sporn und öfters auch ihr Lohn. — Verachte nicht Reichthum, denn er gibt Dir Kraft, der Armuth wohlzuthun, der Tugend beizustehen und den Frevel des Betrügers zu verlachen. — Pracht hingegen vermeide stets; sie dient nur dem Geck, nährt den Neid und ist dem Feuer gleich, welches schimmert, aber auch sich selbst verzehrt. — Fliehe vor der Lüge weiter, als vor Viperngift; sie scheint Dir günstig für den Augenblick, doch schadet sie Monate, auch Jahre lang; sie hüllt sich in Purpur, erzeugt aber Nacht. Beim Strahle der Wahrheit wird ihr dichtestes Gewand zum Spinngewebe und wer es um sich schlingt, steht bald vor aller Augen in schimpflicher Blöße da. — Strebe nach einem Freunde und halte ihn fest, wenn Du ihn gefunden hast; doch Jahre lang mißtraue Deinem Freunde. Nur selten blüht die Aloë, doch seltener noch die Staude der Freundschaft. — Sei nüchtern; eines trunkenen Mundes Zunge wird der Thorheit Eigenthum, des Unfalles Quelle, des Gespöttes Gegenstand. — Halte fest am Glauben Deiner Väter. Traue denen nicht, die alles leugnen und halte Dich fern von allem Dünkel jener Weisheit, die alles umstürzt, nichts erbaut. Zweifel sind der Seele Gift und Folter, sind der Schwäche sicherster Beweis."

Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat.

Dezember.

Das göttliche Herz Jesu — ein Freundesherz für die Versuchten.

Haben wir auch wahrhaft gute Eltern und fromme Freunde an unserer Seite, deren Herz für unser Seelenheil sehr besorgt ist, so wird doch in manchen Fällen all' ihre Sorge für unsere Seele nicht ausreichen. Stürmen nämlich heftige und vielfach andauernde Versuchungen auf uns los, so können unsere Angehörigen wohl Mitleiden uns entgegenbringen, aber keine wahre Hilfe. Vielleicht besitzt auch unsere Umgebung nicht einmal Theilnahme mit uns, bereitet uns sogar Versuchungen durch anstößige Reden und Lockungen zur Sünde. Da fühlen wir das Bedürfniß, uns an ein theilnehmendes Herz zu wenden, das uns rathen und helfen kann. Wir werden aber hierfür kein anderes Herz finden, als das liebevolle Freundesherz Jesu. Sein Herz ist wahrlich ein wahrliches Freundesherz für alle Versuchten. Jesus hat selbst, wie wir ja wissen, das Verdemüthigende und Lästige der Versuchungen an sich erfahren. Der böse Feind hat ja zu dreien Malen mit unglaublicher Frechheit ihm zugesetzt; er hat alles das erduldet, bis er ihn endlich von sich gewiesen mit den Worten: „Weiche von mir, Satan!" Uns zum Troste übernahm sein Herz das alles, damit wir in der Zeit der Versuchungen den Muth nicht sinken lassen.

Es geht uns in Versuchungen ähnlich, wie seinem Apostel, dem hl. Petrus, als er auf dem Meere wandelnd, wie auf ebener Straße, zu ihm eilen wollte. Zuerst ging Alles gut, so lange er nämlich auf Jesus sah und auf dessen Hilfe vertraute. Sodann aber schaute Petrus nicht mehr auf ihn, sondern auf den heftigen Wind und die hohen Wellen. Und da war es, wo er anfing zu sinken. Als nun Petrus in dieser großen Gefahr zu Jesus rief: „Herr, rette mich," ward dessen Herz gerührt; er streckte ihm seine Hand entgegen, erfaßte ihn und sprach: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?" Alsbald waren sie im Schifflein — und plötzlich legte sich der Wind. — Wenn wir heftig versucht werden, so gleicht unser Herz dem stürmischen Meere. Richten wir nur stets unseren gläubigen Blick auf sein um uns besorgtes Herz, drücken wir das Bild seines hlst. Herzens gleichsam wie ein Siegel fest auf unser beunruhigtes Herz, sprechen wir kindlich: „Herz Jesu, so voll von Erbarmen, ach, verlaß uns nicht" — und seien wir überzeugt, wir werden unsere Hilfe erfahren, der Wind der Versuchungen wird sich allmälig legen. Ja, „rufen wir es

an in der Stunde der Versuchung, und es wird uns erretten, und wir werden seinen Namen preisen".

Aber, man sagt vielleicht, wir haben Jesus in der Versuchung auch schon angerufen und seine Hilfe ließ so lange auf sich warten. Wir fragen, wie kann ein so besorgtes Freundesherz dieses doch zulassen? — Doch bedenken wir, was uns Jesus darauf erwidert: Ihr waret vielleicht in der Versuchung, wie Petrus beim Sturmwinde, zu sehr bekümmert wegen der Heftigkeit derselben, unser Vertrauen war nicht stark genug. — Denken wir aber, daß Jesus uns in seinem liebenden Herzen trägt und viel mehr um uns besorgt ist, als eine Mutter um ihr Kind, das sie auf dem Arme trägt. Vielleicht aber haben wir auch zu lange gewartet und zuerst die Versuchung zu stark werden lassen, bevor wir uns zu seinem Herzen wandten. Vor Allem dürfen wir uns nicht wundern, daß die Versuchung stark und andauernd ist, wenn wir dieselbe durch unsere Schuld uns zugezogen haben, durch wildes Umherschauen, leichtsinnige Reden, Verweilen in gefährlicher Gesellschaft, wo auch die Stärksten zum Falle kommen. Sollte aber die Versuchung ohne unsere Schuld gekommen sein, und sollten wir gleich im Entstehen derselben das Herz Jesu vertrauensvoll angerufen haben, so seien wir getrost, wenn sie dennoch länger anhält. So prüft Jesus die Seinigen, damit sie gedemüthigt und geläutert werden, wie Gold im Feuerofen. Seien wir überzeugt, während unserer Prüfung achtet er mehr auf uns, als wir meinen. Das einzige Kind liegt der Mutter nicht so sehr am Herzen, als wir ihm.

Die Adventszeit.

Am 3. Dezember beginnt das Kirchenjahr und damit auch die Adventszeit. Außer der heiligen Fastenzeit ist keine Zeit des Jahres so ernst, so zur Buße und Einkehr in sich selbst mahnend, wie die vier Wochen vor dem hl. Weihnachtsfeste. Schon der hl. Augustin schreibt: „So oft der Tag der Geburt des Herrn naht, ermahne ich stets, daß ihr ‚enthaltsam' seiet, daß ihr euch frei machet von allem Zorn, daß ihr die begangenen Sünden durch ‚Almosen' und ‚Buße' sühnet, daß ihr gegen Niemand Haß im Herzen behaltet."

Ein Bischof von Tours hat schon im fünften Jahrhundert während der Adventszeit dreimal in der Woche Fasten angeordnet. Schon seit langer Zeit faßt die Kirche in der Adventsfeier die ganze Führung und Vorbereitung des menschlichen Geschlechtes auf den Erlöser vom Sündenfalle zusammen und stellte sie hin als ein Bild der Vorbereitung der Gläubigen auf „die Zukunft Christi in ihrem Herzen". Sehnsucht nach dem Erlöser und bußfertige Gesinnung soll uns alle erfüllen: Priester und Volk, Alt und Jung, Eltern, Kinder und Dienstboten. Es soll der Advent in den Familien gehalten werden. Auf welche Weise? Wie heilsam und fruchtbringend müßte es sein,

wenn in Häusern und Familien irgend eine gemeinsame Adventsandacht gehalten würde!

Alle sollten im Advent mehr und eifriger beten und mit mehr Ernst die innere und äußere Abtödtung üben. Vater, Mutter, rede vor und mit den Deinigen von dieser Zeit stiller Freude, der Freude in der Hoffnung des Heiles. Such' in deinen Büchern nach, was von dem Advent gedruckt steht und lies es recht schön und deutlich den Deinigen vor, oder laß es vorlesen.

Wenn überhaupt immer, so soll man ganz besonders im Advent das dreimalige Glockenzeichen mit Andacht vernehmen, und den englischen Gruß mit Andacht beten. Inniger als sonst wollen wir in der Kirche und zu Hause im Advent unsere himmlische Mutter lieben, anrufen und verehren.

Zur richtigen Feier des Advents und zur gehörigen Vorbereitung auf das liebliche Weihnachtsfest wird sehr viel beitragen der würdige Empfang der hl. Sakramente. Theilt die Sonntage des Advents und das inzwischen fallende Fest der unbefleckten Empfängniß so aus, daß jedes Mal ein anderes Glied der Familie zum Tische des Herrn geht.

Was wäre das für eine glückselige Adventsfeier, wenn im Verlaufe derselben alle Familienangehörigen wenigstens einmal zur hl. Kommunion gingen! Zur rechten Feier für die Familie gehört die Haltung der einfallenden Fast- und Abstinenztage. In der Quatemberwoche soll gefastet und gebetet werden um gute Priester, Priester nach dem Herzen Gottes. Betet auch in euren Familien in diesem Sinne; die Kirche will es.

Die einfallenden Feste hängen mit der Adventsfeier innig zusammen. Begeht sie im rechten Verständniß. Am Eingange des Advents steht das Fest des hl. Andreas. Er ist der Erstberufene unter den Aposteln, der Einführer bei Christus und der besondere Liebhaber des Kreuzes. Das Kreuz aber ist der Schlüssel zum Reiche Gottes, Mittelpunkt und Grundlage des Christenthums.

Bedeutungsvoll wird seit vielen Jahrhunderten das Fest der unbefleckten Empfängniß in der ersten Zeit des Advents gefeiert. Mit der Empfängniß Mariä begannen die Weissagungen von dem Erlöser sich zu erfüllen. Dieses Geheimniß ist gleichsam die erste That des in die Zeit eintretenden Erlösungswerkes. Mit der Empfängniß Mariens ist der Morgenstern der Erlösung aufgegangen. Denket an Joachim und Anna, verehret sie, rufet sie an, freuet euch mit ihnen.

Am 18. Dezember feiert man die Erwartung der Geburt. Maria wird hingestellt als Vorbild der erhabenen und erhebenden Adventfeier für alle Gläubigen. Wie der hl. Apostel Thomas (21. Dez.) sich sehnte, den Herrn zu sehen und von seinem Lichte umflossen zu werden, so sollen auch wir uns sehnen nach unserm Herrn und Gott.

In diesem Sinne und Geiste wollen wir die Adventszeit begehen, dann wird die hl. Nacht uns „Friede und Freude" bringen!

— Der Gerechte muß in der Gegenwart gewissermaßen schon die Ewigkeit anfangen durch Beständigkeit und Beharrlichkeit.

(Für den „Sendbote“.)

Das hochheilige Weihnachtsfest.

Abermals naht sich der große Festtag, welcher zur Erinnerung an die Geburt des Weltheilandes eingesetzt ist. Und wer es weiß und fühlt, was er diesem Tage zu verdanken hat, der kann nicht anders: er muß sich freuen mit ganzer Seele, denn „die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes ist erschienen.“ Höre die Engelsbotschaft an die Hirten und alle Menschen: „Ein Engel des Herrn stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist.“

Verstehst du diese Weihnachtsbotschaft des Engels? „Fürchtet euch nicht!“ Was brauchen wir mehr als diese tröstliche Ermunterung, wir, die wir oft erschrecken, wenn wir an des Lebens Noth und Prüfungen, Leiden und Schmerzen denken — was brauchen wir mehr zu unserer Beruhigung, als diese trostreichen Engelsworte? — „Siehe, ich verkündige euch eine große Freude.“ Wird einem nicht ganz wohlgemuth bei dieser Versicherung — so voll das Herz, so hell das Auge, so froh die Seele? O, wie verwandelt sich Alles so herrlich im Lichte, das die Hirten umstrahlt! „Allem Volke wird sie widerfahren.“ — Was wäre das auch für eine Freude, die nur Wenigen zu Theil würde, neben der Viele zagend und klagend einhergehen müßten? Aber es ist anders, alles Elend hat nun ein Ende: „Denn heute ist euch der Heiland geboren worden.“ O eile doch zur Krippe; dort ist, was du brauchst, ein Heiland, der deine Sünden tilgt, deinen Mangel ersetzt, aus dessen Schatz du Gnade um Gnade entnehmen darfst.

Darum wird auch das Geburtsfest des Heilandes Weihnacht genannt, denn in jener Nacht wurde vor nahezu zweitausend Jahren die Erde wieder geweiht, gesegnet und geheiligt; in jener Nacht wurde die Menschheit geweiht und wieder angenommen zur Kindschaft Gottes. Auch Christtag wird dieses Fest genannt, denn an ihm ist Christus geboren worden, der Gesalbte Gottes, der Hohepriester, der durch sein großes Versöhnungsopfer am Kreuze die Schuld der Menschheit tilgen und Gnade und Barmherzigkeit für sie erlangen sollte. Weihnachten! Christtag! Welchen Jubel müssen diese Worte mit

ihren Erinnerungen in unsere Herzen erregen! Mit welchen Gefühlen des Entzückens und der Dankbarkeit muß jeder Christ erfüllt werden, wenn er hinblickt auf das göttliche Kind, das die Herrlichkeit des Himmels verlassen hat, um uns zu erlösen und selig zu machen.

Vergessen wir dies nicht, wenn wir uns an diesem Feste zur außerkirchlichen Feier um die Krippe oder den Christbaum versammeln. Freuen wir

„Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt."
(Joh. 1, 14.)

uns mit den Kleinen an diesem schönen Kinderfeste, dem Feste aller kindlich gläubigen Seelen, dem Feste lieblicher Jugenderinnerungen. Mit welcher Sehnsucht harrten wir einst als Kinder diesem Feste entgegen; mit welcher Wonne begrüßten wir den Christbaum mit seinen zahlreichen brennenden Kerzen, und die Geschenke, die unter ihm lagen! Wie erfreute sich unser kindlich gläubiges Herz an der schönen Krippendarstellung! Damals hing unser Auge wohl mehr an den glänzenden und süßen Dingen, womit der Baum ausgestat-

tet war, und wir vergaßen darüber vielleicht die Bedeutung des Festes. Jetzt möge die letztere unser Herz erwärmen, die brennenden Kerzen mögen uns erinnern an den, welcher sprach: „Ich bin das Licht der Welt"; die Geschenke, welche die Kinder erfreuen, mögen uns mahnen an die unbeschreiblichen Güter, welche uns die Geburt des Weltheilandes gebracht hat; die Krippe möge uns im Geiste versetzen in die Grotte von Bethlehem.

Der Gnade Strahl verscheucht die Nacht,
Es singen Engelchöre,
Verkünden ew'ger Liebe Macht:
„Gott in der Höh' sei Ehre!"

Es eilt der Hirten fromme Schaar
Nach Bethlehem zur Krippe,
Und bringt dem Kind Anbetung dar
Mit ehrfurchtsvoller Lippe.

Das Wort, das alles einst erschuf
Durch sein allmächtig „Werde!"
Dies Wort ward Fleisch: ein Jubelruf
Durchklingt die ganze Erde.

O laßt auch uns anbetend knien!
Schon glüht im Kindesherzen
Die Lieb', die uns an sich zu zieh'n,
Sich weiht den Todesschmerzen.

Ein Gott — ein Kind für aller Wohl,
Ein Kind für uns, die Armen:
So wollte sich geheimnißvoll
Gott unserer erbarmen!

Die Arbeit mit Gott und für Gott.

Wie viele Gelegenheiten, Schätze für den Himmel zu sammeln, gehen demjenigen verloren, der den Blick nie über die Erde erhebt, nur zeitlichen Gewinn oder andere nichtige Beweggründe im Auge hat! Gott will, daß wir unsere Arbeiten durch die Beziehung auf ihn heiligen. Das erreichen wir, wenn wir sie mit guter Meinung beginnen, fortsetzen und vollenden. Gewöhnen wir uns, oft im Tage uns zu erinnern, daß wir nicht nur für Gott, sondern auch unter seinen Augen arbeiten. Die Erinnerung an seine Gegenwart wird uns, wie den Soldaten die Gegenwart des Feldherrn, mit neuem Muthe beleben, vor Sünden schützen, in Zweifeln uns sogar Aufschlüsse ertheilen, die keine menschliche Weisheit zu geben vermag.

Hier bietet uns das Leben des hl. Vinzenz von Paul ein nachahmungswürdiges Beispiel. Wurde ihm eine etwas wichtigere Frage vorgelegt, so pflegte er jedesmal Augen und Herz zu Gott zu erheben, um sich mit ihm zu berathen, was ihm das Wohlgefälligste sei. Sein Grundsatz war, man könne von einem Menschen, der nicht die Unterhaltung mit Gott liebe, wenig Gutes erwarten, und alle Pflichtversäumnisse kämen daher, weil man sich des Gebetes und des vertrauten Umganges mit Gott nicht befleiße. Wenn er durch die Stadt ging, so geschah es mit zur Erde gesenkten Augen; und wenn er, wie er in den letzten Jahren gezwungen war, in einem Wagen reiste, schloß er Alles zu, um sich ungestört mit Gott beschäftigen zu können. So oft er die Uhr schlagen hörte, entblößte er sein Haupt, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze, stellte sich auf's Neue in Gottes Gegenwart und wiederholte die in der Frühe gemachten frommen Vorsätze.

Zum Feste der Immakulata.

Reflexionen und Reminiszenzen
aus dem Orient.*)

I. Volksszene in den Gefilden Bethlehems.

Der wonnige Monat Mai hatte eben seinen Einzug gehalten, als ich meine Schritte nach Bethlehem lenkte; denn die Wirkungen der heißen Sonnenstrahlen wurden bedeutend gemildert durch kühle Briſen Zephyrs, die das Mittelmeer so oft zu unserer Erquickung sandte. Die sonst so stillen und einsamen Thalgründe um den Bergrücken, auf dem die Stadt Davids und des Welterlösers thront, waren jetzt mehr belebt denn je, da die Weizenernte eben begonnen und das halbe Städtchen (zirka 5000 Einwohner, davon nur 400 Mohammedaner und über 3000 katholiſche Chriſten) herausgelockt hatte. Tag und Nacht wird zur Weizen-, Feigen-, Wein- und Olivenernte im Freien kampirt. Das Volksleben im Orient ist stabil, seine Formen und Gebräuche sind größtentheils alttestamentariſch. Man pflügt noch auf primitive Weiſe, das Getreide wird geworfelt noch wie zur Zeit Booz' und Ruths, um den Weizen von der Spreu zu sondern; ja, um das alttestamentliche Bild zu vervollständigen, es kamen auch die Aehrenleſerinen. Ist ja doch auch hier das Feld Booz', wo die reizende bibliſche Idylle spielt, wie Ruth, die Moabiterin, des reichen Bethlehemiters Booz Frau wird und dadurch die Ahnfrau der Davididen wurde.

Zurufe von freundlichen Einladungen, unter dem Schatten der Oelbäume zu lagern, hatte ich durch bloße Gegengrüße Salem aleikum (der Friede sei mit euch) oder durch ein orientaliſches Dominus vobiscum erwidert, als ich mich einer Gruppe näherte, wo die lebhafteſte Konverſation gepflogen wurde. Im Kreiſe saßen bärtige Männer, nebenan war die Jugend beſchäftigt, die Garben und Aehrenbündel zur nahen Felſentanne zu tragen. Ich nahm in der Runde auf dem ausgebreiteten Teppiche Platz und bald sollte ich die Urſache der Kauſerie erfahren. Es saß nämlich unter den Fellahins (Bauern) ein mir schon vom Sehen bekannter Proteſtant. Er figurirte hier unter dem Namen Endschili Prutestant, das ist „proteſtantiſcher Evangeliſt".

Er arbeitete im Dienſte einer abendländiſchen Miſſionsgeſellſchaft und theilte deshalb Bibeln und Traktätchen, schön gebunden im bequemen Formate, aus; doch wollte er nicht blos generös in der That, sondern auch inſtruktiv im Worte sein und glaubte nicht beſſer seine chriſtliche Miſſionsthätigkeit zu beginnen, als dadurch, daß er den Kultus, welcher der heiligen Jungfrau beſonders im Orient gezollt wird, für unnöthig — ja er ging noch weiter —

*) Die hier folgenden Schilderungen ſind ſchon im Jahre 1879 zum 25. Immakulatafeſte erſchienen.

für schädlich der christlichen Religion erklärte. Lange mochte ihm sein Auditorium zugehört haben; als er aber gegen den Madonnenkultus sprach, da brach ihre Geduld. Es funkelten ihre Augen vor Entrüstung, die ganze orientalische Gestikulation wurde entfaltet, die an Emphasen und Gutturalen so reiche Skala der arabischen Phonetik kam jetzt zur entsprechenden Geltung. Rufe ertönten die Kreuz und Quer. Was! Wie! el Adra (die Jungfrau), Sittna Mariam (unsere Frau Maria). Um Ibn Allah (Mutter Gottes!). Wie, der erkühnt sich gegen die kadise Mariam (die heilige Maria) zu sprechen!

Der Evangelist lenkte ein, als er die erbitterten Gemüther gewahrte: „Ja, schmähen wollte ich durchaus nicht die Jungfrau; aber sie so zu verehren, ist doch eine — Beleidigung Gottes." Da erhob sich aus der Mitte ein ehrwürdiges Haupt und replizirte einfach und ruhig: „Da wir glauben, daß Christus der Ibn Allah, das ist der Sohn Gottes ist, so ist für uns die Sittna Mariam seine Mutter, Gottesmutter, und wir verehren nur diejenige, welche der Welterlöser früher so geehrt hatte, daß er sie zu seiner Mutter erkor." Freudiges Beifallsjauchzen erfolgte von allen Seiten auf diese schlichte Erwiderung und treffende Apologie der heiligen Jungfrau. Die Attribute der lauretanischen Litanei sind im christlichen Oriente beim weiblichen Geschlechte auch als Taufnamen gebräuchlich; so heißt manches Mädchen Morgenstern, die Reinste, die Liebenswürdigste u. s. w. Und auch jetzt ertönten ringsherum die Ehrennamen der heiligen Jungfrau zu ihrem Lobe. Man erinnerte sich unwillkürlich an den Abend zu Ephesus des Jahres 431, als die Väter des Konzils von Ephesus, welche die katholische Lehre von der Theotokos der Gottesgebärerin gegen Nestorius' Irrthümer feierlich verkündeten, von der jubelnden Volksmenge Ephesus unter Lobgesängen zur heiligen Jungfrau bei Fackelschein nach Hause begleitet wurden.

Während dieser Debatten war der Abend hereingebrochen. Das bleiche Mondlicht warf seine milden Strahlen auf die von Kaiser Konstantin dem Großen und der hl. Helena erbaute fünfschiffige Säulenbasilika, die sich über der Geburtsgrotte des Welterlösers erhebt, zur Ehre der Madonna, die nach göttlichem Plane als das wichtigste menschliche Organ zur Welterlösung diente. Dieses Gotteshaus, eine der ältesten Basiliken des christlichen Alterthums, ist leider zum größten Theile eine türkische Kaserne. Ein Schandfleck der morgenländischen wie abendländischen Christenheit. Luna im Sichelbild, die gerade am Himmelsbogen über dem altehrwürdigen Gebäude zu stehen kam, erinnerte lebendig an die geheime Offenbarung des hl. Johannes, Kap. 12. Es erschien ein großes Zeichen am Himmel: „ein Weib, mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone mit zwölf Sternen." Das junge Volk wurde indessen lustig, es war das Erntefest, und führte singend einen Reigen auf. (Im Oriente ist strenge auch unter Christen verpönt der gemeinsame Tanz unter verschiedenem Geschlechte; die Mimik des Tanzes ist aber auch in der Regel viel graziöser, als das abendländische Walzen.) Hingegen ergötzte sich das Alter, um das Kohlenbecken lagernd, an Kaffee und Tabak.

Beim Abschiede drückte ich wärmer die schwielige Hand des Alten, der gleich einem Doctor ecclesiae Zeugniß gab für das Dogma der Immakulata.

II. Auf den Höhen des Libanons.

Von der syrischen Hafenstadt Beirut, am Ufer des Mittelländischen Meeres und am Fuße des Libanons gelegen, deren Lage sich prächtiger und großartiger kaum denken läßt, ritt ich vor mehreren Jahren zu den Höhen des Libanons hinan. Zuerst wurde der Hundsfluß, der Lycos überschritten, wo assyrische Könige und egyptische Pharaone eine Bestätigung ihrer Anwesenheit hinterlassen haben. Ein grandioses Vidi, keilinschriftlich und hieroglyphisch in harten Fels gemeißelt, gehört zu den interessantesten Felseninschriften der Welt. Die erste und zweite Tagreise war zurückgelegt, als am dritten Tage die Quellen des Adonisflusses erreicht wurden. Eine der pittoreskesten Szenerien des Libanons. Ein Felsenamphitheater umgibt den Wanderer. Terebinthen, Pinien und dichte Wallnußbäume machen den Aufenthalt höchst einladend. In mehreren Kaskaden stürzt mit großem Getöse der jugendliche Adonisfluß aus der Felsenhöhe hervor. Hier am Adonisfluß, dem jetzigen Nahr Ibrahim, und in der benachbarten phönizischen Stadt Byblos ward einst Weltgötzendienst getrieben. Der egyptische Osiris- und Isisdienst wurde neben dem phönizischen Baal- und Astartskult hier geübt und verschloß sich später in den griechisch-römischen Adonis- und Aphrodite-Venusdienst. Der Prophet Ezechiel, 8, 14, rügte schon den Thamusdienst (das ist „Adonis"). Der berühmte, oder vielmehr berüchtigte Venustempel an der Quelle des Flusses wurde auf Befehl Kaiser Konstantins wegen des unzüchtigen Kultus zerstört, dessen Ruinen in seinen Grundfesten zu erkennen sind.

Wir zogen weiter aus dieser unheimlichen Thaleinsamkeit zu dem noch drei Stunden entfernten, wie ein Adlerhorst gelegenen großen Maronitendorfe Akura. Es war gerade ein Samstag. Nachdem wir unsere Herberge bezogen hatten, ging ich zur kleinen, unscheinbaren Dorfkirche. Der Raum war mit mehreren antiken Lampen beleuchtet und fast überfüllt. Der Pfarrer intonirte die lauretanische Litanei in arabischer Sprache. Die Maroniten des Libanons, deren Zahl auf 200,000 geschätzt wird, sind ihrer Nation nach Syrer, ihre Religion ist durchgehends die römisch-katholische; die liturgische Sprache ist die syrische, die als Volkssprache vom Arabischen verdrängt wurde. Bei einer zweiten Reise auf dem Antilibanon suchte ich die drei Gemeinden auf, wo sich merkwürdigerweise noch die alte syrische Sprache, wenn auch nur mehr als Sprachruine, erhalten hat. Es ertönte nun in dem armen Kirchlein eines der schönsten und am Libanon sehr verbreiteten Attribute der heiligen Jungfrau: Ja Arse Libnan, Du Zeder Libanons, Sali alaina, ora pro nobis. Man kann sich keinen wohlthuenderen Kontrast vorstellen, als in einer dem Astartedienst gewidmeten Gegend den Marienkultus geübt zu hören. Syrien, das in religiöser Beziehung zu den merkwürdigsten Ländern der Erde gehört, ist leider noch nicht ganz frei vom Astartedienste; in den Stämmen der

Ansaries, Kelbies, Schemsies, Resten der syrophönizischen Völker, haben sich noch berüchtigte Religionsgebräuche erhalten.

Es mag als eigenthümliche Fügung der Vorsehung anzusehen sein, daß, als einst in einem Dorfe gerade in der Nähe des Adonisflusses ein protestantischer Quäker das reine Evangelium den Bewohnern bringen wollte und in seinem evangelischen Debut gegen den Madonnenkultus auftrat, ein Volksaufstand ausbrach und der neue Prediger vom Glücke reden konnte, daß ihm nur formell der Reisepaß zugestellt wurde. Das weibliche Geschlecht, das an der Entfernung des Predigers wacker und kühn mitwirkte, that nur seine Pflicht; denn von wem wurde es in Wahrheit emanzipirt, wenn nicht von der Arse Libnan, der Zeder Libanons, der Jungfrau der Jungfrauen.

III. Der Geburtsort der heiligen Jungfrau.

Im Laufe des Jahres 1878 wurde die so lange verwaiste St. Anna Kirche in Jerusalem von der französischen Regierung, deren Eigenthum sie seit dem Pariser Frieden 1856 war, dem Erzbischof Lavigerie von Algier und seiner afrikanischen Priesterkongregation übergeben. (Lavigerie und Comboni gehörten bekanntlich zu den eifrigsten christlichen Zivilisatoren Afrikas.) Der Gottesdienst wurde anfangs nur in der Marienkrypta gehalten, seit dem Annafeste jenes Jahres wurde auch die oberirdische Kirche vom hochw. Patriarchen feierlich benedizirt und seiner Bestimmung übergeben. Am 8. Dezember 1879 wurde zum ersten Male seit den Zeiten der Kreuzfahrer an diesem Tage ein feierliches Pontifikalamt abgehalten. Ungemein ehrwürdig erhebt sich dieser mittelalterliche Bau, nach seiner stilgemäßen Restauration das Auge des Kunsthistorikers durch seine strengen Formen des romanisch-gothischen Transitionsstiles erfreuend. Nach dem Grundplane gliedert sich der Bau in drei Längen, ein Querschiff mit einer achteckigen Kuppel.

An diese Annakirche knüpft sich die Tradition, daß hier das Haus der Hl. Familie Joachim und Anna stand und daß hier die Jungfrau der Jungfrauen, die hl. Maria, das Licht der Welt erblickte. Das homerische Hepta Poleis, der Streit der sieben Städte um den Ursprung Homers, gilt in gewissem Sinne auch von der heiligen Jungfrau; denn fünf Orte stritten sich in Palästina um die Ehre, der Geburtsort der heiligen Jungfrau zu sein: Eleutheropolis (das heutige Beit Dschibrin) in Südjudäa, Diospolis (jetzt Sephurie), die ehemalige Kapitale Galiläas mit einer interessanten Kirchenruine, und nach einigen auch Bethlehem. Diese drei Orte kommen vor der topographischen Kritik nicht mehr in Betracht. Der Grund, warum diese Lokalitäten als Konkurrenzorte galten, lag wohl in der Erbauung von Annenkirchen an verschiedenen Orten und in dem durch feindliche Invasion oftmals zerrissenen rothen Faden der Tradition. Es kamen also nur die St. Anna Abteikirche am Bethesdateiche in Jerusalem und die Pfarr- und Klosterkirche zu Nazareth in Betracht. Für die Annakirche als Mariens Geburtskirche steht die orientalische Tradition, für Nazareth, durch das nach Loreto übertragene Heiligthum, die okzidentale Ueberlieferung ein. Man möchte dafür halten, der Grund, warum über die-

sen berühmten Punkt der Welt die Ueberlieferung unsicher ist, sei ganz providentiell. Diejenige, die durch die größte Demuth sich auszeichnete, deren Demuth sollte noch besonders dadurch glänzen, daß ihr Geburtsort in historisches Dunkel gehüllt ist.

Zu dem großen syrischen Zeugen, dem hl. Ephrem, der so schön über die reinste Jungfrau im vierten Jahrhundert geschrieben hat, ist ein neuer Beweis des katholischen Glaubens in Syrien in späterer Zeit über die Herrlichkeiten Mariens aufgefunden worden. Im letzten (33.) Bande, viertes Heft der berühmten Zeitschrift der deutschen „Morgenländischen Gesellschaft", Leipzig 1879, ist ein melkitisch-syrischer Hymnus an die heilige Jungfrau Maria, nach einem syrischen Manuskript der königlichen Bibliothek zu Berlin aus dem dreizehnten Jahrhundert vom Orientalisten Baethgen, veröffentlicht. Wir können uns nicht versagen, einige Stellen aus diesem herrlichen Hymnus zum Schlusse noch herzusetzen:

„Fern war ich von Gott durch meine Frevel und ich wandle in der Irre ohne Pfad; aber o Jungfrau, du Reine und Gebenedeite, bring' mich ihm nahe von Neuem durch dein Gebet, damit ich bekenne und preise die Größe deiner Gnade, du, die du geboren hast für unser Geschlecht, o reine Jungfrau, Braut des Lichtes, den Sohn, das Wort von zweifacher Beschaffenheit (hier ist die göttliche und menschliche Natur Christi gemeint), ihn, der getragen und ausgelöscht hat durch die Kraft seiner Gottheit alle Sünden und Thorheiten der Welt; und deßwegen loben alle Gläubigen mit Lobpreisungen dich, du Reine."

Penzing, bei Wien. Karl Schnabl.

Aus einer Adventspredigt.

Mit beredtem Munde rief einst der hochselige Bischof von Ketteler bei einer Predigt auf der Domkanzel begeistert aus: „Ich möchte nicht ohne das hl. Bußsakrament leben, denn gestärkt und entlastet ist die Seele nach einer guten Beichte."

Solche Worte aus solchem Munde leben fort und sollen der Nachwelt erhalten bleiben. Denn in der Beichte findet die Seele einen Vater, der sich ihrer in Liebe annimmt; — einen Arzt, der ihren zerrütteten Gesundheitszustand wieder befestigt; — einen Lehrer und Wegweiser auf dieser irdischen, so gefahrvollen Lebensbahn; — einen Richter, der kein Ansehen der Person kennt, mit der Schärfe der Wahrheit warnt, die Gerechtigkeit handhabt; — einen Freund, vor dem das gepreßte Herz sich ausschütten kann, der verschwiegen nur den Nutzen der Seele will. Ein nach Minuten zählendes, aufrichtiges Sündenbekenntniß tödtet oft den Jahre lang nagenden Wurm des Gewissens. Die Zeit der Buße ist gekommen, darum auf zu Gott, ihr Väter, ihr Mütter und Hausgenossen, damit ihr so recht von Herzen ein rechtes, frohes Weihnachtsfest feiern könnt!

— Die Vernunft zeigt uns unsere Pflicht; diejenige aber, die uns Liebe zur Pflicht gibt, ist mächtiger selbst als die Vernunft.

Das „Santo Bambino“ von Aracoeli.

Oben an der Stelle des einstigen Tempels des Jupiter-Capitoliums zu Rom erhebt sich, auf 125 Stufen erreichbar, das monumentale Gotteshaus Sta. Maria in Aracoeli, gleichsam die Hauptkirche des ganzen Ordens der Mindern Brüder, insofern das anstoßende weitläufige Klostergebäude sonst der Sitz des Generalministers des Ordens und seiner „Kurie“ gewesen; jetzt aber ist das Kloster der „Befreiung Roms“ zum Opfer gefallen, und nur wenige Söhne des hl. Franziskus wohnen darin, um den Gottesdienst in dem Marienheiligthum zu versehen, während sich der Orden als Sitz seiner Zentralleitung und als Studienanstalt ein neues Heim in der Via Merulana bauen mußte. Trotz seines monumentalen Charakters verdankt das Gotteshaus von Aracoeli seine Berühmtheit und Popularität weniger seinen historischen und künstlerischen Merkwürdigkeiten als vielmehr dem „Santo Bambino“.

Wer oder was ist der Santo Bambino? Es ist dies eine bemalte und reich verzierte Holzfigur, das Jesukindlein darstellend; Kindlein aber heißt italienisch bambino, was in Verbindung mit santo die Bedeutung des Ausdruckes hinlänglich erkennen läßt.

Ueber die Entstehung dieser ein so heiliges Sujet darstellenden Holzstatue und über deren weiteres Geschick erzählt die fromme Legende Folgendes: Die Statue wurde von einem Franziskaner in Jerusalem aus Olivenholz, entnommen dem Garten Gethsemani, geschnitzt. Als die liebliche Figur des Jesukindes fertig war, kamen zu nicht geringem Schrecken des guten Bruders Engel herbei und machten sich daran, das Holzbild zu bemalen: der Franziskaner war trostlos und weinte schmerzliche Thränen, denn er fürchtete ernstlich, die himmlischen Künstler könnten ihm sein schönes Werk verderben. Sehr mit Unrecht: die Engel verstanden sich offenbar ganz gut auf die Malerkunst. Als der Franziskaner Jerusalem verließ, um nach Italien zurückzukehren, nahm er seinen Schatz, den Santo Bambino, mit. Nicht weit von Livorno scheiterte das Schiff, doch die Kiste, welche die Statue enthielt, schwamm auf dem Wasser bis an's Ufer und konnte dort aus dem nassen Elemente gerettet werden.

Nach Rom gebracht und in der Kirche von Aracoeli deponirt, gab der Santo Bambino einmal seinen Hütern, den Franziskanern, einen außerordentlichen Beweis seiner Anhänglichkeit. Er war eines Tages von einer kranken Jungfrau, die alles Vertrauen auf ihn setzte, einfach entführt und durch einen falschen Bambino ersetzt worden. In der folgenden Nacht wurden die Religiosen des Klosters in die Kirche gerufen durch Glockentöne, wie sie solche noch nie gehört zu haben glaubten; es war der Santo Bambino, der den Franziskanern seine glückliche Rückkunft meldete.

Eine besondere öffentliche Verehrung wird dem Santo Bambino zu Theil in der Zeit vom Weihnachtsfeste bis Epiphanie einschließlich. Die Statue des Jesukindes ist während dieser Tage in einem Schiff der Kirche in einer prachtvollen Krippe liegend, feierlich exponirt, um die Huldigung der Gläubigen entgegenzunehmen. Neben dem Santo Bambino kniet alsdann auch die Gestalt seiner heiligen Mutter, mit zärtlichen Blicken ihren göttlichen Sohn betrachtend, während der hl. Joseph aufrecht steht, und die Hirten, von denen einer der seligsten Jungfrau einen Korb mit Früchten reicht, sich anbetend niederwerfen.

Doch nicht der Santo Bambino allein zieht in den Weihnachtstagen Tausende frommer Verehrer an, ebenso sehr thut dies ein ganz eigenartiges Schauspiel, welches Aracoeli in bestimmten Nachmittagsstunden der Feiertage bietet: die Kinderpredigten. In dem der Krippe gegenüberliegenden Kirchenschiffe ist eine Rednerbühne errichtet, und von dieser herab verkünden nacheinander Kinder, Knaben und Mädchen, bis zu fünf Jahren herab, das Lob des Jesukindleins und tragen ihm ihre Bitten und Wünsche vor oder singen auch ihre Ansprachen an den Santo Bambino. Man kann aus dem Munde der kleinen Redner und Rednerinen, die Alles frei vortragen und mit ausdrucksvollen Gesten begleiten, zum Beispiel folgende wohlgemeinte Rathschläge dem Kinde in der Krippe geben hören:

„Warum schläfst Du nicht? Kommt Dir das Heu zu hart vor, und sticht Dich das Stroh? Wenn Du schliefest, würdest Du das nicht fühlen; schlaf', kleiner Jesus. Der Gedanke an das, was Du später leiden wirst, quält Dich; schließ' die Augen, dann wirst Du nicht mehr daran denken; in der Nacht, sagt man, denkt man nur Trauriges; schlaf' also, Jesulein." Dann sich an die seligste Jungfrau wendend, fährt das Kind fort: „Du singst umsonst Dein Schlaflied, dieser alte Hirt begleitet Dich vergeblich mit seiner Schalmei; schlaf' doch, kleiner Jesus."

Hunderte von Ex-voto an der Kirchenwand künden die Kraft der Anrufung des Santo Bambino in Gefahren aller Art und die Dankbarkeit der Geretteten. Bilder in allen Größen und Stilarten vergegenwärtigen uns Wagenunfälle, Brände, Stürze aus dem Fenster oder vom Dach, mit schweren Krankheiten Behaftete etc. etc. — immer aber erglänzt inmitten des Rahmens die Erscheinung des Jesukindes. Es sind dies freilich meist ziemlich primitive Kunstleistungen: ein Mann berührt zum Beispiel mit der Stirne bereits das Pflaster, während seine Beine noch am Fenster des vierten Stockwerkes hängen, oder ein Paar durchgehende Pferde sehen Ziegen täuschend ähnlich; aber gerade in ihrer Einfalt präsentiren sich diese Darstellungen als der Ausdruck ungeschminkter Gläubigkeit und Frömmigkeit. Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß in diesen Tagen der öffentlichen Verehrung des Santo Bambino der Aufstieg zur Kirche über die hundertundfünfundzwanzig Stufen bedeutend erleichtert wird durch ganze Waarenlager, die darauf ausgebreitet sind und zur Besichtigung einladen. Es sind hier zu haben unfallsichere Eisenbahnen mit Passagieren aus Lebkuchen; Glöckchen und Schellen um einen Soldo reizen den musikalischen Geschmack der jungen Römer; Windmühlen aus Pappe dre-

hen sich mitten unter ganzen Heerden gebrechlicher Schafe, Katzen und Hunde, bis man endlich zu den Bildern und den Marmor- und Zuckernachbildungen des Santo Bambino gelangt.

Ein ganz besonderer Gebrauch ist die feierliche Ueberbringung des Santo Bambino mittelst Wagen zu Kranken, die in dem überaus großen Vertrauen der Römer in die heilende Macht des Jesukindes ihren Ursprung hat. Jedermann kann ganz ohne Kosten den Besuch des göttlichen Kindes an seinem Schmerzenslager empfangen; es genügt, bei den Franziskanern seinen Wunsch anzumelden. Mehrere adelige Familien Roms rechnen es sich zur Ehre an, dem Santo Bambino ihre Equipagen zur Verfügung zu stellen, und der „König von Aracoeli" begibt sich sodann in Begleitung eines Franziskaners zu dem Kranken, um ihm seinen Segen zu ertheilen. Das Volk erzählt sich, daß die Wangen des Jesukindes erblassen, wenn die Krankheit tödtlich ist; nimmt sie aber einen guten Ausgang, so erglänzen sie in röthlichem Schimmer. Diesen Liebesdienst erwies den Kranken mit seiner Karosse insbesondere der alte Fürst Torlonia, der hinfür im Franziskanerhabit begraben wurde.

Weihnachten im hohen Norden.

Abends 10 Uhr ist es — finster, wie übrigens den ganzen Tag, denn während des nördlichen Winters ist es selbst Mittags finster, ebenso wie während des Sommers die Sonne um Mitternacht die Inselchen und Fluthen des Eismeeres vergoldet. Ein heftiger Sturm peitscht die schaumbedeckten Wellen im Hafen von Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt. Die Holzwände des katholischen Hospitals knarren in ihren Fugen, und Schwester Sunniva, welche während der Weihnachtsnacht Wache hat, kann nur mit Mühe ihre lieben Kranken gegen die eisige Luft schützen, welche durch die Fensterspalten dringt.

Der Abend ist schön gewesen. In jedem norwegischen Hause, vom reichen Hardangerbauer bis zum armen Lappen wurde der Weihnachtsbaum, beladen mit Gaben für Groß und Klein, angezündet zur Ehre dessen, der das Licht der Welt geworden ist. Groß und Klein tanzt um den Baum herum und singt dabei das Lob des göttlichen Kindes. Von nah und fern sind die Norweger herbeigeeilt, um Weihnachten mit ihren Verwandten und Freunden zu feiern, und diese Feier wird in Kirche und Familie fortgesetzt bis zum Feste der hl. Dreikönige.

„Schwester Sunniva," hatte schon seit drei Monaten die kleine Lappin

Margit, die an der Auszehrung litt, gefragt, „wann kommt denn der kleine Jesus?“

„Schwester Sunniva, sag' doch, weißt Du, ob ich Weihnachten neue Ski (Schneeschuhe) vom lieben Christkind bekomme,“ fragte ängstlich der kleine kranke Pavoli.

„Ach, Schwester Sunniva, dieses Jahr bekomme ich sicher keinen Weihnachtsbaum, das wird mein Tod sein,“ seufzte der alte Lappe Aslak. Und mit geheimnißvoller Miene hatte Schwester Sunniva immer ausweichend geantwortet.

Und heute Abend — o, wie schön! Weihnachten war gekommen! Der Weihnachtsbaum war angezündet worden, die Schwestern hatten um den Baum herumgetanzt, die Schwestern und Margit und Pavoli und Aslak und alle Kranken hatten mit ihnen gesungen:

Stille nat, salige stund!
Alt i söon — intet blund
Faar det trofaste, hellige par;
Alle tanker paa Jesus de har.
:,: Sov i almagtens ro! :,:

Alle hatten ihre Geschenke bekommen. Aslak seine Pfeife mit einem vollen Tabaksbeutel von Rennthierfell, Pavoli seine Ski, Margit ihre Puppe bekleidet mit Rennthierfell, ganz nach Art ihrer kleinen Schwester in der väterlichen Hütte. Alle waren nun glücklich eingeschlafen. Nur Schwester Sunniva wacht. Sie sitzt am Fenster, das vom Sturm gerüttelt wird, und träumt. Ihre Augen folgen den tanzenden Schneeflocken, die Häuser und Straßen bedecken und sich mit den schaumbedeckten Wellen des Meeres vermischen. Sie hört den Sturm heulen und die Wände knarren. Ein Blitzstrahl erhellt die Finsterniß, und das Echo des Donners hallt an den Felsen wieder, welche die Stadt umgeben.

Schwester Sunniva ist traumverloren. Ihr Geist hat die Schreckniſſe Lapplands verlassen. Sie ist dort, wo sie ihre Kindheit zugebracht hat; sie sieht ihre Mutter in dieser Nacht Gaben austheilen an ihre jüngeren Geschwister, die auch um den Weihnachtsbaum tanzen und auch den alten Vater mit in den Kreis ziehen. Sie hört, wie die heimatlichen Klänge der Glocken die Geburt des Heilandes verkünden. In der hellerleuchteten Kirche kniet sie mit ihren Jugendfreundinen und singt mit ihnen die trauten Weihnachtsgesänge der Heimat. Ihre Stimme erhebt sich, mit gefaltenen Händen, den Blick zum Himmel gerichtet, mit gerötheten Wangen singt sie, und das Brausen der Wogen und das Aechzen der Holzwände und das Heulen des Sturmes begleiten sie.

Aber es war nur ein Traum. Fern ist das liebe Vaterland, fern die Verwandten, fern die Jugendfreundinen, fern die traute Kirche des Heimatdorfes. Sie hat darauf verzichtet — verzichtet, um dem Rufe des göttlichen Bräutigams zu folgen, um seine Brüder, die Aermsten der Armen in dieser Wildniß von Felsen und Eis, Finsterniß und Sturm zu pflegen. Das Opfer ist groß — ist es nicht zu groß für ihre schwachen Kräfte?

Jetzt läuten die Glocken und übertönen das Brausen der Wogen und das Heulen des Sturmes. Schwester Sunniva hat sich zu den anderen Schwestern gesellt, um der Mitternachtsmesse in der Pfarrkirche beizuwohnen. Sie halten sich an den Händen, um nicht vom Sturme in den Schnee geworfen zu werden. Die Kirche ist bis zum letzten Platz gefüllt, und noch stehen viele an der Thür, Einlaß begehrend. Vorn in der Kirche hat die kleine katholische Gemeinde Platz genommen; die übrigen Plätze sind von unseren im Glauben getrennten Brüdern besetzt, welche aber doch mit der Mutterkirche die Geburt des Welterlösers feiern. Unter diesen befinden sich viele Lappen, ganz in Rennthierfell gehüllt, die mit ihren geschlitzten kleinen Augen neugierig umherschauen. Die Lappenmütter mit ihren Töchtern haben sich zum Feste mit buntfarbigen Tüchern geschmückt und geziert. Die Kirche ist hell erleuchtet. An beiden Seiten des Hochaltares stehen Tannenbäume, und die kleine Krippe, die bei der Jugend so viel Aufmerksamkeit erregt, ist auch von Tannenbäumchen umgeben, welche von weiter Ferne gekommen waren, die Krippe des Heilandes zu zieren, denn in der Umgebung gibt es weder Baum noch Strauch.

Die Mitternachtsmesse beginnt. Schwester Sunniva spielt das Harmonium. Sie trocknet sich die Thränen ab, die auf den Wangen gefroren sind; sie stimmt an, und die engelgleichen Stimmen der Kinder, die kernigen Stimmen der katholischen Männer und die schüchternen Stimmen der andern füllen das Heiligthum. Laut erschallt das Lied:

O salige nat:
En engel saa brat
Fra himmelens saede
Med jubel og glaede
:,: Nedwaever til hyrder paa Bethlehems mark :,:

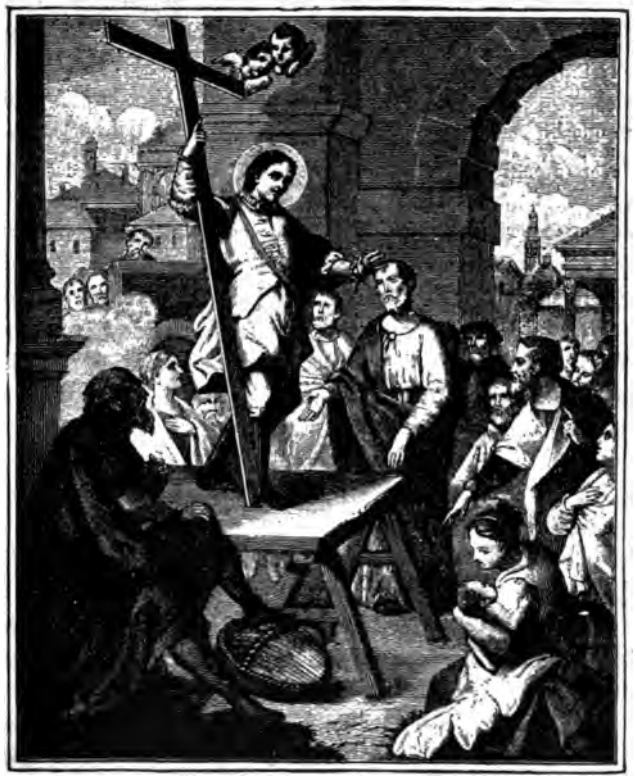
Die Messe ist vorbei. Der Missionär hat von Neuem die endlose Barmherzigkeit Gottes gepriesen. Die Schwestern und die Gläubigen haben den Welterlöser in ihr Herz aufgenommen. Sie haben das Te Deum gesungen, um ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Schwester Sunniva hat ihren Platz am Fenster wieder eingenommen. „Ach, liebe Schwester, einen Schluck Wasser!" ruft der kranke Aslak. Sie springt auf, um seinen Wunsch zu erfüllen, und legt ihre Hand auf seine heiße Stirn, indem sie seine grauen Haare streichelt. Ein dankbarer Blick Aslaks belohnt sie für diese Liebesthat. Pfeife und Tabaksbeutel liegen neben ihm. Margit umklammert im Schlaf ihre Puppe und Pavoli träumt von seinen neuen Ski.

Draußen hat sich der Sturm gelegt. Der Mond spiegelt sich in den Wellen des Meeres, Tausende von Sternen flimmern am Himmel, und ein prächtiges Nordlicht erleuchtet die fernen Gletscher. Die Natur begrüßt den Heiland der Welt. Auch in der Seele der Schwester Sunniva hat sich der Sturm gelegt. Ruhe, Friede und Glück ist in ihr Herz eingekehrt. Sie verlangt nicht mehr nach den Gefilden des Südens, nein, sie will ausharren bei ihren lieben Kranken, so lange Gott will.

Der selige Alexander Sauli, Barnabit.

Alexander wurde 1533 zu Mailand geboren. Seine Familie gehörte zu den vornehmsten der Lombardei und hatte der Kirche schon mehrere ausgezeichnete Bischöfe und Kardinäle gegeben. Große Gelehrsamkeit und rühmenswerthe Fortschritte in der Wissenschaft der Heiligen waren die Frucht der sorgfältigen Erziehung, die ihm seine Eltern angedeihen ließen. — Frühzeitig schon mit Abscheu vor der Welt erfüllt, trat er als Jüngling in die Kongregation der Barnabiten;



Der selige Alexander Sauli predigt Buße dem Volke.

er diente ihr als Lehrer der Philosophie und Theologie auf der Universität Pavia und als unermüdeter Seelsorger und ward ihr um seiner Verdienste willen im Alter von 32 Jahren als General vorgesetzt.

Pius V. wollte ihm aber einen noch größeren Wirkungskreis anweisen und ernannte ihn im Jahre 1571 zum Bischof von Aleria auf der Insel Korsika. Dorthin begab er sich unverzüglich, nachdem er vom hl. Karl Borromäus konsekrirt worden war, trotz der großen Gefahren, den Seeräubern in die Hände zu fallen. Eine große Aufgabe erwartete den neuen Bischof.

Wiederholte Einfälle mohammedanischer Seeräuber hatten die einst blühende Kirche von Korsika in den tiefsten Verfall gebracht. Die Ortschaften waren großentheils zerstört, die Bewohner lebten in den Gebirgen zerstreut; die Kirchen lagen theils in Trümmern, theils waren sie völlig verwahrlost; Klerus und Volk waren in religiöse Unwissenheit und Nachlässigkeit verfallen.

Muthig ging der selige Bischof mit den wenigen Arbeitern, die er mitgebracht hatte, an die Arbeit. Zuerst hielt er eine Synode zu Tolana ab, dann besuchte er persönlich seine Diözese. Sein Eifer und seine Liebe machten den besten Eindruck, und zu seiner Freude sah er viele Mißbräuche abgestellt, Kirchen erbaut oder wiederhergestellt, und Kollegien und Seminarien gegründet. Der Tod seiner Mitarbeiter steigerte nur seinen persönlichen Eifer, welcher mannigfache Gefahren, namentlich wegen der Einfälle der Seeräuber, nicht zu vermindern vermochten.

Seine unermüdete Sorge, durch Synoden, Hirtenbriefe und Visitationen Klerus und Volk sittlich zu heben, erwarben ihm den Namen eines Apostels von Korsika. Tortona und Genua begehrten den eifrigen Bischof zu ihrem Oberhirten, aber er wollte seine Diözese nicht verlassen, und erst der Gehorsam gegen Papst Gregor XIV. bewog ihn, 1591 das Bisthum Pavia anzunehmen. Auch hier ging er sogleich daran, durch Visitationsreisen seine Diözese und ihre Bedürfnisse kennen zu lernen. Aber seine Thätigkeit auf diesem neuen Felde sollte nicht lange dauern, denn schon im folgenden Jahre starb er, nachdem er auf einer Reise zu Calozza erkrankt war. Im Jahre 1741 erfolgte seine Seligsprechung durch Benedikt XIV.

Ein edler Zug.

Im Jahre 1851 richtete die Cholera auf der Insel Re an der französischen Küste furchtbare Verheerungen an. Die Priester der Diözese von la Rochelle waren zu den geistlichen Uebungen in den Räumen des Priesterseminars, 300 an der Zahl, versammelt. Da trat der Bischof in die Kapelle ein und redete seine Untergebenen also an: „Meine Herren, Sie kennen alle die Plage, welche gegenwärtig einen Theil meines Bisthums verwüstet. Ihre armen Mitbrüder von der Insel drüben sind völlig erschöpft und reichen nicht mehr aus. Sie haben mich um Verstärkung aus Ihrer Mitte gebeten. Da es sich um eine gefährliche Sendung handelt, möchte ich Niemand wider Willen dahin schicken. Wer also hinüber gehen will zu den Cholerakranken, der möge aufstehen."

Und alle 300 erhoben sich wie ein Mann. Der Bischof war gerührt und dankte.

So sind die katholischen Priester zu allen Zeiten gewesen, und so werden sie immer bleiben. Mag kommen, was will, der Priester harrt aus an seinem Posten und gibt sein Leben, wenn es nothwendig ist, um seiner heiligen Pflicht nicht untreu zu werden. Man sieht es in den Missionen, man sieht es auf dem Schlachtfelde, man sieht es bei ansteckenden Krankheiten, überall, wo man seiner Hilfe bedarf, ist er zur Hand, um seines hehren Amtes nach Gottes Gebot zu walten. Darum, katholisches Volk, ehre stets deine Priester!

(Für den „Sendbote".)

Museum oder Rumpelkammer! — Was?

rganisiren mögen sich die Arbeiter, dazu haben sie das Recht; Niemand, auch nicht die hl. Kirche bestreitet ihnen dieses Recht. Das haben wir bereits nachgewiesen.

Es kommt nun eine andere Frage:

Ist es nothwendig, daß die Arbeiter sich organisiren?

Unter obwaltenden Verhältnissen kann man ganz kurz und bestimmt antworten: Ja! Denn wenn die Arbeiter sich nicht selbst schützen, sich nicht selbst helfen, dann hilft ihnen Niemand, am allerwenigsten die Gebote Gottes und die schon natürlichen Gesetze der Nächstenliebe, weil sich eben die Arbeitgeber großentheils gar so wenig um diese kümmern. Ihr Gewinn, ihr Geldsack, ihre Habsucht, die geradezu bei vielen unersättlich ist, geht ihnen, wenn nicht allen, so doch vielen über Alles — also auch über die göttlichen und menschlichen und natürlichen Gesetze.

Die Arbeitgeber haben sich auch organisirt, die Trustgesellschaften haben den Mittelstand fast verdrängt; sie diktiren die Preise für die Waaren; sie diktiren auch vielfach den Preis für die Herstellung und Verfertigung dieser Waaren, sie diktiren den Arbeitslohn. Dieser sollte ein angemessener, ein vernünftiger sein. Vor Allem sollten diese Gesellschaften, wie auch alle Arbeitgeber von dem Grundsatze echter Nächstenliebe: „Leben, und leben lassen", ausgehen und beseelt sein. Allein diese Trustgesellschaften haben keine Seele, haben kein Gemüth, haben kein Gefühl; nirgends zeigt sich eine Spur von Glaube oder Religion; der allmächtige Dollar ist ihr Herrgott, Spekulation zum baldigen Reichwerden ihre Religion, um den armen Arbeiter kümmern sie sich ein Pfifferling. Mehr liegen ihnen am Herzen ihre Maschinen, ihre Pferde und Esel, denn geht da etwas kaput, dann geht es ihnen an den Geldsack; verkommt oder verkümmert oder stirbt ein Arbeiter, so tritt ein anderer an seine Stelle und kostet sie nichts. Ob Frau und Kinder des Arbeiters, welcher sich in ihrem Dienste aufgerieben, Heim und Brod haben, das kümmert diese protzigen Trusts gar nicht.

Weit entfernt, harte Gefühle zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Arbeiter und Kapitalisten zu erregen, so können wir doch nicht leugnen, daß wir vielfach diese Mißstände sehen und haben, und eben darum sind die Arbeiter gezwungen, sich zu organisiren, um sich zu schützen. Die Arbeiter müssen aus der Noth eine Tugend machen.

Weil aber dies, so dürfen die Arbeiter oder die Arbeiter-Vereine, die Arbeiter-Unionen auch nicht ihre Grenze überschreiten, müssen die

Ziele der Unionen

wohl im Auge bewahren.

Die Ziele der Arbeiter-Vereine sind und sollen sein: 1) Günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen; 2) Durchführung und weitere Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung; 3) gegenseitige Unterstützung in Unglücks-, Krankheits- und Sterbefällen, nöthigenfalls auch bei Arbeitslosigkeit; und 4) die geistige und sittliche Hebung des ehrsamen Arbeiterstandes.

Wie jeder Mensch, so hat auch der Arbeiter das Recht und mit Rücksicht auf die Familie, hat er die Pflicht, die möglichste Verbesserung seiner wirthschaftlichen Lage zu erstreben. Der Arbeiter hat ein Recht auf einen angemessenen Lohn, Schutz für Gesundheit und Leben und anständige Behandlung. Diese Ziele will die Arbeiter-Union erstreben durch friedliche Verhandlungen. Wenn jedoch diese friedliche Verhandlungen nicht ausreichen, dann gilt als letztes Mittel der Streik; welcher freilich nur als ein nothwendiges Uebel anzusehen und anzuwenden ist. Ja, jeder Streik ist ein Uebel, ein Uebel in mehr als in einer Hinsicht. Darum ist man nun auch mehr und mehr geneigt, allenfallsigen Streitigkeiten zwischen Arbeiter und Arbeitgeber eingesetzten Schiedsgerichten zur endgültigen Schlichtung zu überlassen. Dies wäre wohl zu wünschen, und käme wohl auch den Arbeitern mehr zu gut als den Kapitalisten; denn selbst in dem Falle, daß die Arbeiter-Union siegreich oder erfolgreich ist, was leider jedoch nur selten der Fall ist, so haben die Arbeiter doch immer den Schaden, mittelbar oder unmittelbar, früher oder später, mehr oder weniger.

Gewaltthätigkeiten natürlich müssen stets und immer ausgeschlossen bleiben, weil stets und immer es besser ist, unrecht leiden als unrecht thun; und auch niemals kann gerechtfertigt werden, sich am Eigenthum des Nächsten zu vergreifen, oder ihm einen Schaden absichtlich und vorsätzlich zuzufügen. Eine Ungerechtigkeit kann niemals mit einer andern gut gemacht werden; das hieße nur das bestehende Uebel noch verschlimmern; hieße nur Oel in's Feuer gießen, und somit die brennende Frage noch brennender machen, die Flamme des Ständehasses anfachen, das furchtbare Feuer der Revolution und Anarchie zum vollen schrecklichen Ausbruch bringen. Ist aber auch ganz und gar nicht die Idee der Arbeiter-Vereine, nicht ihr Streben, nicht ihr Endziel, sondern ein schändlicher Mißbrauch und kann endlich nur die Arbeiter-Vereine in Mißkredit bringen und zum endgültigen Verfall führen.

Nach diesen Auseinandersetzungen ist die letzte Frage leicht zu beantworten:

Darf ein Katholik den Arbeiter-Vereinen beitreten?

Diese Frage kann am besten und kürzesten mit einer andern Frage beantwortet werden, das heißt alle gegenwärtige Umstände wohl berücksichtigend, nämlich mit der Frage: Hat der Katholik das Recht zu leben und sein Leben zu machen?

Die katholische Kirche verbietet ihren Kindern, d. h. den Katholiken nicht, die Betheiligung an Vereinen, welche erlaubte Zwecke mit erlaubten Mitteln und ohne Gefahr für Glaube, Sitten und Religion erstreben. Der Zweck dieser Vereine ist ja ein edler, die Hebung des Arbeiterstandes; die Mittel sind

ebenso erlaubt, indem sie sich stützen und gründen auf religiös-sittliche Grundsätze; und diese Verine können nur dazu beitragen, einmal die Achtung gegen den Arbeiterstand zu heben und zu befördern, und dann das Band der Liebe, der gegenseitigen Liebe fester und inniger zu knüpfen. Arbeiten ja doch Katholiken und Nichtkatholiken neben einander und miteinander, soll denn mehr Gefahr für Glaube und Religion in dem Verein sein, wo grundsätzlich und konstitutionell Erörterungen über religiöse sowohl wie politische Streitfragen ausgeschlossen sind?

Auch wird in diesen Vereinen nicht der Klassenkampf befördert. Diese Vereine erstreben nicht darum und zu dem Zweck eine große Macht und Stärke, um die Arbeitgeber ungerecht zu bekämpfen, sondern einzig und allein, um ihren gerechten und berechtigten Forderungen mehr Nachdruck und Geltung zu verschaffen. Das nämlich ist oder soll der Zweck dieser Vereine sein; und je mehr ehrenhafte, gewissenhafte und christlich gesinnte Arbeiter zu einem solchen Verein gehören, desto besser ist ja auch der Zweck und die Mittel gesichert — ehrlicher Zweck und erlaubte Mittel.

Man kann diese Arbeiter-Vereine nur loben, muß ihre Führer achten und ehren, wenn sie und so lange sie dem wachsenden Feind der sozialen Ordnung, die verderbliche Sozialdemokratie bekämpfen, nicht gemeine Sache mit ihr machen. Diese, die Sozialdemokratie, mit ihrem antichristlichen Streben, versucht alles, um die Arbeiter-Vereine in sich zu verschmelzen. Hoffentlich lassen sich die Arbeiter-Vereine und ihre Führer von den unchristlichen Sozialdemokraten nicht beeinflussen, nicht irreleiten!

Katholische Arbeiter können und dürfen zu den Arbeiter-Vereinen gehören, so lange diese das sind und bleiben, was sie waren und sein sollen; so lange sie den edlen Zweck mit erlaubten Mitteln anstreben. Machen aber die Arbeiter-Vereine gemeinsame Sache mit der Sozialdemokratie, verschmelzen sie sich mit dieser, dann haben die katholischen Arbeiter keine andere Wahl als — austreten! Denn ein Katholik kann kein Sozialdemokrat sein! Katholiken bleiben im Museum, im christlichen Museum; in der sozialistischen Rumpelkammer haben sie nichts verloren und haben da nichts zu suchen! Da gilt der Grundsatz: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!“

Fliehet die Verleumdung.

Es gibt Ungeziefer, das sich nur in Koth und Unrath aufhält. Diesem gleichen wir, wenn wir immer mit den Sünden, Fehlern und Mängeln unserer Mitmenschen zu thun haben. Doch, das sei in Zukunft ferne von uns! Die Bienen wollen wir nachahmen, welche sich nur auf wohlriechende Blumen und Kräuter niederlassen! Wir wollen nur auf das Gute, auf die Tugenden und Vorzüge unserer Mitmenschen Acht geben und uns dieselben anzueignen bestrebt sein, damit wir täglich im Guten fortschreiten und vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist.

(Für den „Sendbote".)

Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern.

Eine unfreiwillige Fahrt. — Ein marodes Pferd. — Erlebniß eines „Chicagoer". — "The Dutchman, he beats the limit!" — Als Geschworener vor Gericht. — Zum Advokaten degradirt. — Ein passendes Gerichtsgebäude. — Ein Indianer-Prozeß. — Ein eigenthümlicher Sheriff. — Vergangenheit des „Gefleckten Pferdes".

Zwei Jemez-Indianer, New Mexiko.

Ich hatte da kürzlich eine etwas unfreiwillige Fahrt; und der darauffolgende Marsch zu Fuß war eben noch unfreiwilliger. Mein Sattelpferd (ich hatte es einige Wochen vorher gegen ein altes Winchester-Gewehr und einen zerbrochenen Sattel eingetauscht, und weiß wirklich nicht, wer dabei mehr beschummelt worden, ich oder der Indianer), bewußtes Sattel-Pferd also war 15 Meilen von dem Städtchen G..., und 12 Meilen von Tsohotso, meinem Bestimmungsorte, vollständig marode geworden. Ich hatte meine Rosinante soeben hinter einem Frachtwagen festgebunden, als ein Maulesel-Gespann im Hunde-Trab herankam und mich aufnahm. Ich fand mich da in Gesellschaft eines Bergmannes, eines Ladenbesitzers aus Missouri, und eines Herrn aus Chicago, der in diese Gegend gekommen war, um Schafe zu kaufen. Als wir so recht langsam und gemächlich die Unebenheiten New Mexikos zu überwinden suchten, entschuldigte der Ladenbesitzer den langsamen Gang der Regierungs-Esel, indem er sagte, obwohl er zwei Thaler die Nacht bezahlt, seien die Maulthiere im Leihstalle doch vollständig ausgehungert worden. Darauf fing es bei mir an zu dämmern, warum mein Pferd marode geworden; denn ich hatte es in demselben Leihstalle; und der Herr von Chicago fing an seine Erfahrungen mit dem Leihstallbesitzer zum Besten zu geben. Er sagte, er sei stets bereit, einen anständigen Preis zu zahlen, aber es sei ihm in der Seele zuwider, beim hellen Tageslichte angehalten und ausgeraubt zu werden; fügte aber sogleich hinzu: „But that dutchman, he beats the limit!" Der Leihstallbesitzer hatte ihm am Abend vorher die Versicherung gegeben, er werde ihn für $3.00 mit der Postkutsche nach Tsohotso fahren lassen; als er jedoch am nächsten Morgen die Postkutsche besteigen wollte, sagte man ihm, es koste fünf Thaler. Er machte sogleich Kehrt und ging zum nächsten Leihstallbesitzer, dem „Dutchman", und fragte ihn, wie viel es koste, mit einem leichten Gefährte nach Tsohotso zu fahren. „Sechs Thaler." „Gut! lieber als daß ich auf einer wackeligen Postkutsche 27 Meilen fahre, bezahle ich sechs Thaler. Angespannt!" Nach einer halben Stunde kam derselbe Herr zu ihm und sagte: „Mein lieber Herr, ich habe mich da im Preise geirrt; es kostet zwölf Thaler." „Well, that beats the limit!" Mit diesem Ausrufe wandte er sich ab und fing an mit sich selbst zu Rathe zu gehen, ob es nicht besser und billiger für ihn wäre, zu entfliehen und mit dem nächsten Zuge nach Chicago zurückzukehren, als er Jemanden traf, der seine Fahrt bis in die Nähe von Tsohotso mit dem Maulesel-Gespann arrangirte. Als wir seiner mit manchen Kraftausdrücken gespickten Erzäh-

lung gelauscht hatten, wurde der Bergmann etwas nachdenklich und sagte: „Ja, vor Jahren hat man in G . . . ganz wunderliche Dinge verübt.“ „Und mir scheint, sie sind jetzt noch nicht über ihre Wunderlichkeiten hinaus,“ fügte ich bei. Ich hatte alle Ursache zu dieser Bemerkung. Was ich in jenem Städtchen am Vormittage desselben Tages und während der eben verflossenen Woche erlebt, war einestheils ärgerlich, anderentheils nicht wenig amüsant. Ich war nämlich vor Gericht.

In meinen Studenten-Jahren hatte ich nur einmal in einem Land-Distrikte einer Gerichtssitzung beigewohnt und der Schlußrede des Advokaten Fan mit viel Interesse zugehorcht. In späteren Jahren wurde ich einmal als Geschworener vor Gericht geladen in einer der großen Metropolen des „Mittelwestens“. Ich war entschlossen, meine Pflichten als Professor vorzuschützen

Ruine der Kirche zu Zuñi (Vorderseite).

und nicht zu „dienen“, als wir ohne weiteres alle zusammen entlassen wurden. Wir verließen die „Geschworenenbank“, nahmen unsere Gebühren in Empfang — so leicht habe ich seither keine Gebühren mehr „verdient“ — und gingen nach Hause. Der Grund unserer Entlassung? Einige hatten der Vorladung des Zivil-Gerichtes nicht entsprochen, aus dem einfachen und sehr einleuchtenden Grunde, weil sie in kühlem Grabe der Vorladung des höchsten Richters harrten. Allerdings hatte ich auch einmal einer Sitzung des Obergerichtes ein paar Augenblicke angewohnt. Bei einer so ausgedehnten (?) Erfahrung in Gerichtssälen — in einem Gesetzbuche hatte ich nur einmal in meinem Leben etwas gelesen — war ich nicht wenig überrascht, als man mir einen „Fall“ anvertraute, oder vielmehr aufdrängte. Da jedoch kein Advokat im Städtchen war und ich mich nie zu dem Glauben bekehren konnte, daß ich

ein geborener Dummkopf sei, so hatte ich das Amt des „Advokaten für die Vertheidigung" angenommen.

Ein wohlhabender Indianer, „Bililikizhi", d. h. „Gesflecktes Pferd", hatte mich gebeten, durch meine Gegenwart bei seinem Prozesse der Sache mehr Gewicht zu verleihen. Da ich zur Zeit ohnehin nach jenem Städtchen gehen mußte, so sagte ich zu. Am Tage des Prozesses erkundigte ich mich nach dem Gerichtsgebäude. Man verwieß mich nach einer Bretterhütte, 15 bei 12, mit einer Thüre und zwei Halbfenstern. Ich bin sicher, daß die Hütte in der einen Richtung nur 15 Fuß maß, denn ich habe im Vorbeigehen deren Schatten gemessen; die 12 Fuß in der anderen Richtung habe ich allerdings nur so beiläufig gerathen. Ich war ein wenig überrascht, daß ein Städtchen von beiläufig 2000 Einwohnern keinen besseren „Tempel der Gerechtigkeit" hatte;

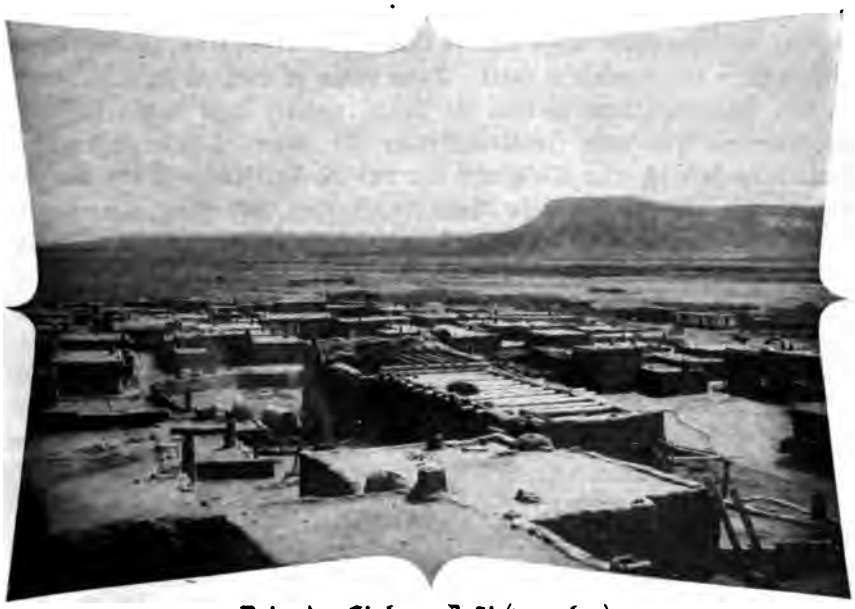
Ruine der Kirche zu Zuñi (von der Seite).

aber als ich mit dem ehrenwerthen Herrn Richter näher bekannt wurde, sah ich sogleich auch hier das „ewig Passende". Seine Ehren kam aus einem Lande, das wegen der Burro-ähnlichen Starrköpfigkeit seiner Einwohner berüchtigt ist. Genannter Herr wäre sicherlich ein guter Advokat geworden, denn es schien ihm nie auch nicht im geringsten einzufallen, daß die andere Seite möglicher Weise Recht haben könnte.

Als ich eintrat, kam ein Fall zwischen zwei Indianern verschiedenen Stammes zur Verhandlung. Die Anklage wurde von dem Richter in seinem breiten sch... Dialekte vorgelesen. Sie lautete wie folgt: Der Indianer Petersen (das klingt schwedisch, ist es aber nicht) habe ein an allen Vieren gefesseltes Kalb in seiner Gewalt gehabt, als der Eigenthümer, ein Cibola-Indianer, auf der Bildfläche erschienen.

Als alle den üblichen Eid geleistet, gab der Cibola-Indianer sein mit der beschworenen Anklage übereinstimmendes Zeugniß ab. Er hatte keine Augenzeugen um seine Aussagen bestätigen zu lassen.

Der Indianer, Petersen, legte für sich selbst Zeugniß ab, indem er sagte: Er und sein Gefährte seien auf der Suche nach ihren Pferden an seiner Rinder-Heerde vorbeigeritten und hätten dabei einen Stier bemerkt, der sich etwas von der Heerde abgesondert; sie hätten der Versuchung nicht widerstehen können, den Stier mit dem Lasso zu fangen — nur um sich im Lasso-Werfen zu üben und ihre Fertigkeit zu zeigen. Nachdem sie den Lasso abgenommen, seien sie weiter geritten und zwei Cibola-Indianern begegnet, denen sie im Gespräche mitgetheilt, daß sie einen Stier gefangen. „Wessen Stier war es denn?" fragten sie. „Der Ihrige," lautete die Antwort. Darauf seien sie



Ruine der Kirche zu Zuñi (von oben).

weiter geritten. Der Gefährte des Indianers Petersen, sein einziger Zeuge, war leider nicht anwesend. Als der Cibola-Indianer in's Kreuzverhör genommen wurde, wurde das Kalb urplötzlich jährig; dann war es nur an zwei Füßen gefesselt, statt an allen Vieren. Der hochweise Gerichtshof hatte es nämlich unterlassen, den Cibola-Indianer entfernen zu lassen, während der andere Indianer sein Zeugniß ablegte — und so konnte ersterer versuchen, sein Zeugniß mit dem des anderen mehr in Einklang zu bringen. Trotz dieses offenkundigen Widerspruches deutete der Richter seine Absicht an, Petersen exemplarisch zu bestrafen; nach seiner hochweisen Ansicht hatte er sich ja schuldig bekannt.

„Möge es dem hohen Gerichtshof belieben," hub darauf der Advokat an, und legte klar, daß Herr Petersen sich nicht dessen schuldig bekannt, wessen er angeklagt worden. Er habe sich eines ganz anderen Vergehens schuldig be-

kannt, wenn man so was ein Vergehen nennen könne. Ein Kalb an allen Vieren binden, um es zu schlachten, und einen Stier mit dem Lasso fangen, um in Uebung zu bleiben, sei doch sicherlich nicht dasselbe — ein Kalb sei doch kein Stier! Der Richter schien das jedoch nicht einzusehen. Er behauptete, Petersen habe eingestandenermaßen ein Stück Vieh, das einem anderen gehörte, unter seine Gewalt gebracht, und dafür müsse er bestraft werden. Der Advokat bestand jedoch darauf, wenn Petersen für sein eingestandenes Vergehen bestraft werden solle, so müsse er auch dieses Vergehens formell angeklagt werden. Endlich entschied man sich dahin, in vier Tagen ein neues Verhör zu gestatten, wodurch es den Betheiligten ermöglicht würde, ihre respektiven Zeugen herbeizuschaffen.

Der Advokat — kein anderer als der Indianer-Agent selbst — sagte dem Richter, er könne unmöglich in vier Tagen beim Prozesse zugegen sein, denn er müsse an jenem Tage vor den Großgeschworenen einer anderen Stadt erscheinen — er sei gesetzlich zitirt. Dann fragte er mich, ob ich zugegen sein könne. Allerdings, denn ich habe die Absicht, mehrere Tage in dieser Gegend zu verweilen, um mehr Indianer-Kinder für unsere Schule anzuwerben. Gut! dann solle ich seine Stelle vertreten und die Vertheidigung des Petersen übernehmen. Der Richter hatte nichts einzuwenden, und meine eigenen Einwendungen wurden nicht beachtet. Also war ich nolens volens zum Advokaten avanzirt.

Da unterdessen die Zeit zur Erfrischung des inneren Menschen herangerückt, bestimmte der Richter, daß das Verhör des Indianers Bililikizhi Nachmittags um halb zwei Uhr stattfinden solle. „Möge es dem erhabenen Gerichtshof belieben," hub darauf der Advokat wieder an, „aber ‚Gesflecktes Pferd' glaubt Gründe zur Annahme zu haben, daß ihm vor diesem Gerichtshofe keine Gerechtigkeit werde, und deshalb bittet er, daß sein Fall im benachbarten Gerichtshof verhandelt werde." Der hohe Gerichtshof sah ganz verdutzt drein. Keine Gerechtigkeit vor ihm? Lächerlich! Welche Gründe, oder vielmehr welcher Wahnwitz konnte „Gesflecktes Pferd" zu einem solchen Ansinnen verleiten?

„Möge es dem Gerichtshof belieben, aber nach dem Gesetze ist ‚Gesflecktes Pferd' nicht verpflichtet, seine Gründe anzugeben; die eidliche Versicherung, daß nach seiner Ansicht solche Gründe vorhanden sind, ist hinreichend." Na, der Advokat mußte das ja wissen.

Als ich mich später erkundigte, wo der andere Gerichtshof sich befinde, sagte man mir, derselbe befinde sich in dem Leihstall des Deutschen (— the dutchman who beats the limit). Sicherlich ein passender Ort, um „Gesflecktes Pferd" über Pferde-Diebstahl zu verhören! Als ich am Nachmittag dort ankam, bot das Vorzimmer des Gerichtssaales, wollte sagen der Eingang zum Stalle ein buntes Gemisch von Indianern, Mexikanern und Amerikanern jeder Gattung. Endlich erschien der Richter und öffnete rechts vom Stall-Eingang die Thüre zum Gerichtssaale. Der Richter schien eine natürliche Abneigung gegen die Wiederholung der Eidesformel zu haben und wünschte, daß alle Betheiligten und alle Zeugen gleich anfangs zugegen seien, damit sie

zusammen in Bausch und Bogen den Eid ablegen könnten. Er stellte sie alle in eine Reihe, um ihnen den Eid abzuverlangen. Nur der Sheriff, dem augenscheinlich ein falscher Eid mehr zuwider war als eine einfache Lüge, erhob Einsprache, indem er sagte, er, als Sheriff, sei stets unter Eid. Der Advokat gab ihm jedoch zu bedenken, daß er zwar stets unter Eid sei, seine Pflicht als Sheriff zu erfüllen, nicht aber stets die Wahrheit zu sagen. Ein anderer Herr (man nennt ihn zuweilen „Senator", da er ein Verwandter eines östlichen Senatoren, seines Namensvetters, sein soll) wollte zuerst wissen, warum er denn eigentlich zitirt worden sei; er wisse doch von der ganzen Geschichte nicht die Bohne. Der Advokat bedeutete ihm, „Gesflecktes Pferd" wolle durch ihn und einige andere angesehene Bewohner von G... ein gutes Leumundszeugniß für die letzten Jahre erhalten; allerdings wolle er dabei nicht allzuweit

Festprozession zu Acoma.

zurück in die Vergangenheit greifen. Diese Bemerkung wurde mit schallendem Gelächter entgegengenommen, denn „Gesflecktes Pferd" galt in früheren Jahren als einer der größten Spitzbuben und Halsabschneider der ganzen Gegend — natürlich hatte er dabei stets in Selbstvertheidigung gehandelt.

Verschiedener Verbrechen angeklagt, sollte er sich vor Jahren vor dem Indianer-Agenten verantworten. Da er große Pferde-, Schaf- und Rinder-Heerden besaß, nahm sich ein gewesener Offizier und ein berühmter Advokat seiner an, ließen ihn die ersten Bürgerpapiere herausnehmen, und zwangen so den Indianer-Agenten, ihn freizugeben, da er, als angehender Bürger, nicht unter der Obhut des Agenten stehe. Dafür trat „Gesflecktes Pferd" ihnen 801 Schafe ab. Der gewesene Offizier brachte sie ostwärts, verkaufte sie und verjubelte das Geld. Der Advokat bekam keinen rothen Zent davon zu sehen.

(Für den „Sendbote".)

Die Kleinen Schwestern der Armen.

Von P. A. S., O. F. M.

Die Einrichtung und Verwaltung des Greisenheims der Kleinen Schwestern sichern den Insassen ein hohes Alter im Einklang mit den Religions- und Sittengesetzen. Allmälig verschwinden peinliche Erinnerungen, die Traurigkeit wird verscheucht, die Gesichtszüge der Alten tragen das Gepräge des Seelenfriedens und der Gemüthsruhe. Betritt man das Haus, so fällt uns auf, daß eine erfrischende Munterkeit, eine beneidenswerthe Sorglosigkeit und angenehm berührende Heiterkeit vorherrschen, die uns an frühere Zeiten erinnern und den Insassen ganz natürlich zu sein scheinen. Im Allgemeinen ist das Alter mürrisch und schlecht gelaunt, Senectus paulo morosior, und in diesen Anstalten sollte man eigentlich ein trauriges und mürrisches Wesen erwarten; aber da trifft man

eine sanfte und christliche Freudigkeit,

die Frucht eines guten Gewissens und der Lohn für eine Seele, die mit Gott ihren Frieden geschlossen hat. Solche, die in der Welt sich der Verzweiflung hingegeben, finden hier einen unerschöpflichen Trost in der Religion; hier werden sie wieder aufgerichtet; hier leiden sie mit christlicher Geduld; hier hält die Hoffnung sie aufrecht, bis der Tod sie erlöst.

Ein armer Greis, von Noth und Unglück heimgesucht, von Allen verlassen, ohne Brod, ohne Geld, ohne Freunde, verzweifelte am Leben. Unter der Qual einer solchen Lage faßte er den Entschluß, ein Ende davon zu machen. Schon hat er das Seil aufgehängt und er schickt sich an, den Hals in dasselbe zu schlingen, als ein heftiger Windstoß das Haus erschüttert. Ueberrascht öffnet der Greis die Thüre und geht die Treppe hinab, um zu sehen, ob Jemand etwa an der Hausthüre gerüttelt habe. Er geht auf den Seitenweg hinaus; kein Mensch läßt sich weit und breit sehen. Da bemerkt er ein Blatt Papier, das vom Winterwind hin und her getrieben, wirbelnd vor seinen Füßen niederfällt. Er hebt es auf, und im Scheine des Gaslichtes in der Straße erblickt er auf dem Papier ein Christusbild mit den Worten: „Leide mit mir!" Der Greis steigt in sein Zimmer zurück und weint bitterlich. Der Anblick des Bildes Christi hat sein Herz gerührt und ihm die Hoffnung wiedergegeben. Am folgenden Tage klopft er an die Pforte der Kleinen Schwestern und findet Aufnahme. Er hatte gelernt, mit Jesu Christo zu leiden, und starb eines seligen Todes. — Die Kleine Familie, so nennen die Schwestern ihr Werk, scheint eine eigene Gnade, die des guten Todes, zu haben. Diese Gnade geht zuweilen den Greisen lange nach, ehe sie sterben. Mehrere scheinen sichtlich zu

den Kleinen Schwestern berufen zu sein, weil der liebe Gott Absichten der Barmherzigkeit, der Verzeihung und Rettung mit ihnen hat, und dieses zeigt sich zuweilen, wie im obigen Beispiel, auf eine recht auffallende Weise.

Doch, wir wollten ja das zufriedene und sogar vergnügte Leben der Greise bei den Kleinen Schwestern beschreiben. — Hie und da gibt es im Altenheim auch

Festlichkeiten,

mit einem guten Mahl, mit Gesang und unschuldiger Erholung. Da das Institut der Kleinen Schwestern den Werken der gastfreundschaftlichen Nächstenliebe gewidmet ist, so nehmen die Insassen auch Antheil an allen Festen der Genossenschaft und des Hauses, sowohl wie an den Festen der Kirche. Dadurch wird die Eintönigkeit ihres Lebens unterbrochen; ihr Herz wird erfreut; sie fühlen sich zu Hause und werden dem Heim anhänglich. Diese kleinen Festlichkeiten bilden einen Theil und eine angenehme Uebung der werkthätigen Liebe. Alte Leute haben solche zarte Aufmerksamkeiten gern und freuen sich darüber.

Alles dieses gründet sich auf die Kenntniß des menschlichen Herzens. Denn eine reine Freude, wie finstere Traurigkeit üben einen großen Einfluß auf das Glück, wie auf das Elend des menschlichen Lebens aus. Was die Menschenliebe, oder Philanthropie, wie die Gebildeten sie zu nennen pflegen, allein nicht ausrichtet, das bewirkt sie leicht im Verein mit der Religion und gepaart mit Bescheidenheit und Milde; aber die Schwestern müssen aufrichtig fromm und ihrem Beruf sich vollständig geweiht haben.

Zu Lissabon in Portugal freuten sich Personen von hohem Range, wenn sie das Altenheim besuchen konnten. Der Anblick der glücklichen Greise, ihr zufriedenes und vergnügtes Aussehen, ihre aufrichtige Ehrerbietigkeit gegen die Schwestern, ihre rührende Dankbarkeit gegen Wohlthäter erregten das Interesse und den Beifall eines Jeden. An solchen Tagen wurden die armen Greise von den besten Familien des Landes wie Fürsten bedient, in Erinnerung an das Wort Jesu Christi: „Was immer ihr dem geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan.“ Nach dem Mahle, das besser wie sonst gehalten wurde, reichten die Besucher Zigarren herum; darauf folgte ein Gesang, der mehr Eindruck machte, als irgend welche Musik, nämlich

der Gesang der alten Leute,

mit ihren zitternden und halbgebrochenen Stimmen, während sie von den jüngeren Stimmen der Schwestern unterstützt wurden. Der Inhalt dieser Lieder wird in Folgendem angegeben: „Liebe Wohlthäter! Im hl. Evangelium lesen wir, daß Jesus die Demüthigen und Kleinen geliebt; daß er stets bereit war, sie aufzunehmen, und geneigt zu thun, was für ihre Herzen und Seelen gut war. Der Mensch kann ohne Reichthum glücklich sein; hier lernen wir das. Die Quelle des Glückes ist der Friede der Seele und jene süße Freude, welche die Uebung der Tugend gibt; und dieses kömmt Allen zu Gute. Wir stehen stets unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung. Gott gibt uns das Brod, das wir täglich benöthigen; wir fühlen in seinem Hause seine getreue

Unterstützung, und preisen ihn deshalb jeden Tag. Er hat für uns die Kleine Familie gegründet, das schützende Obdach unsers Alters; er gibt uns Freunde ohne Zahl, die Güte ihrer Herzen bildet unser Glück!"

Nach herkömmlichen Gebrauch versammeln sich am Feste des hl. Joseph, des Schutzpatrons der Kleinen Familie, die Wohlthäter und die Greise in den Häusern der Kleinen Schwestern der Armen. An diesem Tage führen die Schwestern den Vorsitz, und die Wohlthäter bedienen ihre Schützlinge. Im Jahre 1875 kamen Kardinal Guibert und der Staatsminister Vallon, um die armen Greise in der St. Jacques Straße in Paris zu bedienen. Die Freunde des Altenheims waren in ihrer Gesellschaft. Wie das anderswo auch geschieht, steckten die Damen über ihre eleganten Kleider die weiße Servirschürze an. Die Herren thaten dasselbe. Die Kinder trugen Teller und Früchte auf. An diesem Tage sind die Armen die Herren; sie werden ehrerbietig, wie Jesus Christus, bedient. Hatte ja der berühmte Bischof Bossuet in derselben Stadt „die hervorragende Würde der Armen in der Kirche" gepriesen! „Liebe Schwester," sagte Minister Vallon bei dieser Gelegenheit zur Guten Mutter, die ihm dankte, „der Name Minister heißt so viel als Diener, und ich kann meinen Titel nicht besser anwenden, als wenn ich Ihre Armen bediene."

Nach einer solchen Festlichkeit sprachen die alten Leute davon und theilten einander ihre Ansichten und Eindrücke mit. Einer derselben, der als Orakel seiner Gefährten galt, weil er fast hundert Jahre alt war, äußerte sich: „Es scheint wirklich, als lebten wir in einer neuen Welt. Früher mußten wir reichen Leuten dienen, und davon hielt man nicht viel. Jetzt aber ist es anders — wir werden geehrt und bedient, von den Großen der Stadt; und dieses alles, weil Gott uns als seine Kinder liebt." — Es ist aber auch nicht jeden Tag Festtag!

Die Feier des Festes beschränkt sich nicht auf das Vorhergehende. Nach einem kurzen Gespräch und Spaziergang kömmt

der Gottesdienst

an die Reihe. Gäste und Greise betreten die Kapelle; diese, einfach verziert, wie es bei den Kleinen Schwestern der Brauch ist, wird von den Besuchern bewundert. Der Abgang von kostbaren Vergoldungen und prächtigen Verzierungen erinnert sie um so mehr an den gegenwärtigen Gott der Armen. Es interessirt und erbaut die Fremden, wenn sie beim Gottesdienst die alten Leute beten und singen hören; sehr eindrucksvoll ist es, wenn Alle, Gäste, Greise, Schwestern jene Lieder singen, die sie wissen. Das ist ein charakteristischer Zug dieser Anstalt; brillante Musik wäre hier nicht am Platze; die kann man anderswo hören.

Aus dem Gesagten ersehen wir, wie die Religion Alles erhebt, womit sie in Berührung kömmt; ja, ihm sogar einen Strahl der Gottheit verleiht. Die Armen aus Mitleid, aus einem menschlichen Grund verpflegen, ist schön und lobenswerth; das ist aber nur ein Theil der christlichen Barmherzigkeit. Das Evangelium und die Ordensregel der Kleinen Schwestern gibt den höheren Grund an, daß sie nämlich „in ihren Armen Jesum Christum selbst aufneh-

men und verpflegen". Der Arme ist nicht mehr das allein, was man sieht; unter diesem Schein ist ein leidendes Glied Jesu Christi. Während Weltmenschen ohne Glauben in dem Armen nur die Armuth, das Elend, die Wunden vielleicht sehen, sieht der gläubige Christ unter diesem Aeußern das göttliche Bild des Heilandes. Er ist da, aber verborgen, um seinen Glauben und seine Liebe zu prüfen; er ist es, der in der Person seiner Armen Linderung findet. So begreift man die Aufopferung der Kleinen Schwestern für ihre Greise, ihre Ehrerbietung, ihre Sanftmuth gegen sie. Ihre Güte nimmt etwas Bescheidenes an; ihre Liebe zu den armen und kränklichen Greisen nimmt eine hervorragende Stelle ein. Diese beschränkt sich nicht auf das hiesige, sie erstreckt sich auch auf

das zukünftige Leben,

auf die Ewigkeit. Die besten und reinsten Mitglieder der Kleinen Familie ruhen in Gott, dem wahren Vater der Armen. Sie befinden sich in den himmlischen Wohnungen, und der Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen lehrt uns, daß der Tod die Verbindung mit ihnen nicht aufhebt. Die Gebete der Kleinen Schwestern und der alten Leute kommen denen zu Gute, die noch im Fegfeuer leiden, um der göttlichen Gerechtigkeit genugzuthun und um so eher in den Himmel einzugehen. Die Schwestern und Armen im Himmel sind die Freunde und Fürbitter für die Kleine Familie auf Erden; denn die Liebe stirbt nicht, sondern sie wird gereinigt und vermehrt im Feuer der göttlichen Liebe.

Ein alter, 79jähriger Mann, der zehn Jahre bei den Schwestern zugebracht, lag am Sterben. Von der Welt losgeschält, wo er nur zu leiden hatte, und nach der ewigen Glückseligkeit sich sehnend, lag er da, in fromme Betrachtungen vertieft. Als er immer schwächer wurde, wollte er von Allen Abschied nehmen und dankte für alles Gute, das man ihm erwiesen. Die Kleinen Schwestern baten ihn, er wolle sich ihrer droben im Himmel erinnern. Da wandte der alte Mann sein sterbendes Auge zu seinen Wohlthäterinen, und sagte mit gebrochener Stimme: „Wie könnte ich jemals euch vergessen!" Oft hören die Schwestern solche tröstliche Worte bei dem Tode ihrer armen, alten Leute. Sie sind dessen wohl bewußt, daß die Kleine Familie sich im Himmel wieder bildet, und daß Tausende und Tausende Mitglieder derselben ihre Fürsprecher sind am Throne Gottes!

— Trotz der Täuschungen ihrer Versprechungen ist die Hoffnung doch eine bessere Rathgeberin als die Furcht.

— Die Beharrlichkeit ist das Endziel aller Tugenden, die Vollendung derselben; ohne sie kann derjenige, welcher kämpft, nicht den Sieg, und derjenige, welcher siegt, den Lohn nicht erlangen. Laurentius Justinianus.

— Wie das Gedeihen des Körpers nicht von der Menge der Speisen, sondern von der guten Verdauung derselben abhängt; so hängt auch das Gedeihen der Seele nicht vom vielen Lesen, sondern von der guten Erwägung und Verdauung des Gelesenen ab.

(Für den „Sendbote".)

Amerikanische Konvertiten.

Von P. U. S., O. F. M.

Da der hochwst. Bischof noch nicht endgiltig den Platz für die Ursulinen bestimmt hatte, so blieben diese einstweilen in Cincinnati, wo sie bei Frau Corr Aufnahme gefunden hatten, die, als der Bischof ihr mittheilte, es sei eine Schaar von Ursulinen angekommen, alsbald ihn um die Ehre bat, sie als ihre Gäste beherbergen zu dürfen. Sie richtete die kleine Kapelle in ihrem Hause zum Gebrauche für die Schwestern ein, in welcher sie jeden Morgen der hl. Messe beiwohnten, die von Vater Macheboeuf gelesen wurde.

Unterdessen sollte Mutter Julia Chatfield in Begleitung des Vaters Macheboeuf und der Mutter St. Peter wenigstens zwei Plätze in Augenschein nehmen, die ihnen der Bischof in Aussicht gestellt hatte; nämlich die Farm von 300 Acker in Brown Co., wovon 200 Acker im Jahre 1823 von General Lytle dem Bischof Fenwick für Erziehungszwecke geschenkt worden waren, welchen Herr Michael Scott, einer der ersten und hervorragendsten Katholiken Cincinnatis jener Zeit, noch weitere 100 Acker beifügte. Den anderen Platz könnten sie in dem blühenden Städtchen Chillicothe wählen, das vor Columbus die Hauptstadt des Staates gewesen.

Besichtigung des Platzes.

Damals ging noch keine Eisenbahn von Cincinnati nach dieser Richtung und die Reise mußte gewöhnlich im Omnibus zurückgelegt werden. Die ehrw. Mutter Julia hielt es jedoch für geziemend, in einer Kutsche nach St. Martins zu fahren, und am Morgen des 22. Juni reisten sie ab. Der Kutscher aber kannte den Weg nicht und fuhr mehrmals irre; endlich kamen sie in Fayetteville an, als die Nacht schon ihre Fittiche ausgebreitet hatte. Es war schon nach 9 Uhr, als sie in St. Martins ankamen und von den hochw. Herren Cheymol und Gacon auf's Freundlichste empfangen wurden.

Die beiden Nonnen wurden in ein kleines Holzgebäude geführt, das von Bediensteten, die zum Haushalt des Seminars gehörten, bewohnt war. Dort sollten sie die Nacht zubringen. Mutter St. Peter untersuchte alsbald die Zugänge zum Zimmer und fand zu ihrer nicht geringen Beunruhigung die beiden Thüren, wovon eine in den Gang führte, und das eine Fenster ohne Schloß und Riegel. So konnten sie natürlich nicht ruhig schlafen. Vor jede Thüre wurde ein Bett geschoben. Waschtisch und Stühle wurden vor dem Fenster aufgestapelt; und beruhigt legten sie sich nieder. Doch was war das! Schreckliches Gepolter, wuchtige Schläge wie von einem mächtigen Knüttel erschreckten sie. Was konnte das sein? Vielleicht einer von den Wilden mit seinem Schlachtbeil? Die eine oder andere Rothhaut trieb sich wohl noch in der Ge-

gend herum. Schnell erhoben sich die beiden Nonnen und stemmten sich gegen die Thüre, um dem frechen Eindringling zu wehren. Aber Rettung war nahe! Sie hörten die drei Priester miteinander im Hofe reden, ja sogar lachen. Ein sanftes Klopfen, und die Stimme des Vaters Cheymol beruhigte sie, der ihnen mittheilte, das Kutschenpferd von Cincinnati sei aus dem Stalle entwichen und in den Gang gedrungen.

Am folgenden Morgen nahmen sie die Farm und die Gebäulichkeiten in Augenschein und beriethen sich mit Vater Gacon über die Vortheile, die der Platz für ihre Zwecke gewähre. Er versicherte sie, das Klima sei gesund, das Land gut, und für die Akademie würden sich wenigstens sechs Schülerinen melden; übrigens rieth er der ehrw. Mutter Julia, die Entscheidung dem Bischof zu überlassen, wozu dieselbe sich auch entschloß. Um 1 Uhr Nachmittags reisten die Schwestern im Stellwagen nach Chillicothe, wo Herr und Frau Anderson sie empfingen und ihnen mehrere Plätze zeigten, die nach ihrer Ansicht passend wären.

Am 15. Juni kamen sie wieder nach Cincinnati, wo ihre Mitschwestern, die dort schon über zehn Tage verweilten, sehnsüchtig auf ihre Rückkehr warteten. Zu ihrer Freude kam der Bischof am 15. Juli zu ihnen und frug sie, ob sie eine Wahl getroffen, oder ob sie noch andere Plätze in der Diözese besuchen wollten; sie aber erklärten einstimmig, sie überließen ihm gänzlich den Entscheid, und seine Bestimmung würden sie als den Willen Gottes anerkennen. Er erwiderte, am folgenden Morgen sollten sie mit ihm während der heiligen Messe Gott um Erleuchtung bitten, nach welcher er sich dann für Brown Co. entschied, und die Schwestern waren froh, der Ungewißheit enthoben zu sein und nun bald wieder ein klösterliches Leben führen zu können. So war also die

Gründung des Ursulinen-Klosters und der Akademie in Brown Co., Ohio,

eine beschlossene Thatsache. Am 21. Juli (1845) traten die Schwestern um 8 Uhr Morgens die Reise nach St. Martins in einem Stellwagen an, wo sie um 2 Uhr Nachmittags ankamen. In dem alten Seminar-Gebäude, das schnell geräumt wurde, richteten sie ihre Zellen ein, und zwei Tage darauf verabschiedete sich Vater Macheboeuf, um auf seine Missionen im nördlichen Ohio zurückzukehren.

Am 6. August legten die Schwestern wieder ihr Ordenskleid an. Am 21. September fand die erste Einkleidung durch Bischof Purcell statt, nämlich die des Fräuleins Dunn, die den Namen Schw. St. Joseph erhielt. Am 4. Oktober wurde die Akademie mit vier Schülerinen eröffnet. Im Winter wurden Vorbereitungen getroffen für die Errichtung eines größeren Gebäudes, wozu im folgenden Mai der Grundstein gelegt wurde. Zur Bestreitung der Unkosten wurden Gelder von Boulogne geschickt; aber oft genug fehlte es an Mitteln. Einmal sollte Mutter Julia $600 ausbezahlen, hatte aber nichts in der Kasse. Sie begab sich in die Kapelle und betete zum hl. Augustin, zu dem sie ein großes Vertrauen hatte, und während sie noch im Gebete begriffen war, wurde ihr gemeldet, ein Herr wünsche sie zu sprechen. Dieser theilte ihr mit,

er befinde sich auf dem Wege nach England; ehe er jedoch das Schiff besteige, wolle er $600 bei ihr ohne Interessen hinterlegen.

Im Oktober 1847 wurde das neue Gebäude vollendet. Die Akademie wurde bald im Lande bekannt, und neue Schülerinen meldeten sich beständig. Auch die Genossenschaft der Schwestern wuchs durch Aufnahme von Kandidatinen aus diesem Lande und aus Frankreich. Bischöfe und angesehene Geistlichen kamen öfters auf Besuch. Beim Empfange derselben zeigte Mutter Julia nicht nur ihre feine Bildung, sondern auch ihren starken, lebendigen Glauben, und sie that Alles, was in ihren Kräften stand, um ihnen den kurzen Aufenthalt angenehm zu machen, denn sie glaubte, daß der Besuch dieser geistlichen Herren ihrer Genossenschaft nur Segen bringen könne. Am 24. April 1854 hatte sie zu ihrer großen Freude die Ehre, den hochwst. Erzbischof J. B. Purcell, die Bischöfe O'Connor von Pittsburg und Spalding von Louisville, wie auch die neulich konsekrirten Bischöfe Rappe von Cleveland und Young von Erie zu empfangen. Als sie diese fünf Bischöfe der Genossenschaft vorstellte, bat sie, dieselben möchten den Schwestern alle zugleich den heiligen Segen ertheilen. Ein schöner Anblick muß das gewesen sein, als diese Prälaten mit ausgestreckten Händen vor den knieenden Töchtern der hl. Angela da standen, und zum Himmel flehten, daß der Segen des dreieinigen Gottes auf sie herabsteigen und auf immer bei ihnen verbleiben möge!

Doch, es würde uns zu weit führen, wollten wir noch ferner die Geschichte der Ursulinen in Brown Co., O., verfolgen und

das Wirken der ehrw. Mutter Julia Chatfield

eingehend schildern; ihren Bemühungen ist es vorzüglich zu verdanken, daß die Genossenschaft solche glückliche Erfolge erzielt hat, da sie, die nur unter dem Titel „Notre Mere, Unsere Mutter" bekannt war, die Oberin und Leiterin während der ersten 30 Jahre ihres Bestehens war. Sie gehörte zu jenen Seelen, die Gott mit besonderen Geistesgaben ausgestattet; sie war ein „starkes Weib", das zu einem großen und schwierigen Unternehmen berufen war. Denn vor 60 Jahren in einem Urwalde Ohios eine Genossenschaft zu gründen und zur Blüthe zu bringen, war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Bischof, der selber arm war, konnte ihr keine materielle Hilfe leisten. Aber Gottes Segen war bei dem Unternehmen. Die Blockhütte, wo die ersten Zellen für die Schwestern eingerichtet waren, ist schon längst verschwunden und an ihrer Stelle erheben sich geräumige und schöne Gebäulichkeiten, das Kloster und die Akademie. Durch sie wurde die Wildniß in einen Rosengarten umgewandelt, der Hunderte von christlichen Familien mit dem lieblichen Duft der Frömmigkeit und guter Gesittung erfüllte. Mutter Julia war das Werkzeug, das Gott gewählt, um seinen Rathschluß auszuführen. Dreißig Jahre lang widmete sie sich der Bildung und Vervollkommnung ihrer Genossenschaft, wie auch der Erziehung und Bildung Tausender Jungfrauen, die noch viele Jahre lang sich ihrer dankbar erinnern.

Das Gelübde, welches sie Gott gemacht, Andere in der Weisheit zu unterrichten, hat sie getreulich erfüllt. Nicht nur mit den Worten des Mundes, son-

dern auch durch das Beispiel guter Thaten hat sie gelehrt, wie die Verehrung, die sie sich durch ihr Tugendleben allgemein erworben, zur Genüge beweist. Sie zur Lehrerin zu haben, wurde als ein besonderes Glück angesehen. Sie besaß die Gabe, Geister zu unterscheiden und Charaktere zu bilden. Sie hat es verstanden, in ihren Pflegebefohlenen natürliche Eigenschaften zu entdecken und durch mütterliche Sorgfalt zu Tugenden zu entwickeln. Den guten Keim in der Seele der Novizin und Schülerin wußte sie durch Wort und Beispiel zu hegen und zu pflegen, so daß die schönsten Blüthen und Blumen daraus hervorsprossen.

Gott sandte der Mutter Julia Chatfield vier leidensvolle Jahre, bis der Tod sie erlöste, damit die Geduld das Werk seiner Gnade in ihrer Seele vollende. Seit ihrer

Erkrankung

im Monat Februar 1874 hat sie sich nicht mehr erholt. Ihre Gesundheit war gebrochen, und sie konnte nicht mehr den gewöhnlichen Uebungen beiwohnen, da sie nicht im Stande war, die Stiege hinabzugehen. Die Genossenschaft gelangte allmälig zur peinlichen Gewißheit, daß die ehrw. Mutter nicht länger die Bürde tragen könne, die sie dreißig Jahre lang mit ungebrochenem Muthe getragen hatte. Als Mutter Julia selber zu dieser Einsicht gelangte, erwirkte sie vom hochwst. Erzbischof die Erlaubniß, daß bei der kommenden Wahl im August sie zu keinem Amte mehr vorgeschlagen werde. Von jener Zeit an, nachdem eine neue Oberin gewählt war, nahm sie keinen thätigen Antheil mehr an der Leitung der Genossenschaft, während sie durch ihre heroische Geduld im Leiden sich ohne Zweifel noch viele Verdienste erworben hat. Da sie während der vier letzten Jahre nicht in die Kapelle hinabsteigen konnte, um dem Gottesdienste beizuwohnen, so erhielt sie vom hochwst. Erzbischof die Begünstigung, daß in dem gemeinschaftlichen Saale in demselben Stockwerk, wo sie ihre Zelle hatte, die hl. Messe gelesen werden durfte.

Im Sommer des Jahres 1878 wurde sie von einem Herzleiden befallen, wovon sie sich nicht mehr erholte. Fast alle Schwestern, die mit ihr zur Gründung des Klosters herübergekommen waren, hatte der Herr zu sich genommen und während ihrer Krankheit wurde der Tod des einen und andern alten Freundes gemeldet; augenscheinlich waren auch die Tage der Mutter Julia gezählt. Oefters kamen ihre langjährigen Freunde zum Besuche, um ihr Trost zu spenden; unter diesen auch der hochwst. Bischof Rosecranz von Columbus. Als dieser sich von ihr verabschiedete, bat ihn die ehrw. Mutter, er wolle sie nach ihrem Tode nicht vergessen. Der Bischof, anscheinend in guter Gesundheit, sagte ihr wiederholt, er werde noch vor ihr sterben. Und so geschah es; er beschloß seine irdische Laufbahn am 21. Oktober desselben Jahres, am Tage nach der Konsekration seiner Kathedrale.

Das Ende

der irdischen Laufbahn für die ehrw. Mutter Julia Chatfield war sichtlich nicht mehr ferne. Von Tag zu Tag zeigte sie mehr und mehr, daß sie bald ihrem bischöflichen Freunde folgen werde. Ihre Kräfte nahmen immer mehr ab und

die Banden, welche die Seele an den Körper fesselten, lösten sich mehr und mehr. Sie war auf ihr Sterbestündlein wohl vorbereitet; lange Tage und Nächte unaufhörlicher Schmerzen hatten ihre Seele gereinigt und geprüft. Sie hatte einen guten Kampf gekämpft und den Glauben bewahrt; ihr war die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt. Am 1. Nov. 1878, am Feste Allerheiligen, schien sie, von ihren geistlichen Töchtern umringt, zu jeder Stunde ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgeben zu wollen. Und als der folgende Tag anbrach und die Klosterglocke die Himmelskönigin mit ihrem Gruße begrüßte, war die ehrw. Mutter Julia allen armen Seelen beigesellt, für welche die Kirche auf der ganzen Welt an jenem Tage die Barmherzigkeit Gottes anfleht. Ihre entseelte Hülle wurde im Kleide der hl. Angela im Klostersaale aufgebahrt; das Kruzifix auf der Brust, und ihre erstarrten Finger hielten ein Pergament, auf welchem sie vor vierzig Jahren in jugendlichem Eifer ihre Gelübde niedergeschrieben. Sie war am 18. September 1809 geboren; erreichte also ein Alter von über 69 Jahren.

Gabe und Gegengabe.

Ein armer Landmann begegnete einst dem persischen König Artaxerxes. Nun war es aber Sitte, daß Jeder, der dem Könige begegnete, demselben ein Geschenk darbringen mußte; aber der Arme hatte nichts, was er geben konnte. Da schöpft er mit der hohlen Hand ein wenig Wasser und reicht es dem Könige. Der König ist gerührt über so eine gutmüthige Gabe und läßt ihm mit königlicher Freigebigkeit eine goldene Schale mit tausend Goldmünzen als Gegengabe reichen.

In Padua ist noch jetzt die adelige Familie der Montagnani. Der Ursprung derselben wird folgendermaßen erzählt: Einige Stunden von Padua liegt ein Dörfchen Mantagnana. Durch dieses kam einst die Kaiserin Bertha, Gemahlin Heinrichs IV. Eine arme Bäuerin des Dorfes kam und gab der Kaiserin, weil sie nichts anderes hatte, ein Knäuel des feinsten Zwirns, das sie selbst gesponnen hatte. Der Kaiserin gefiel dieses Geschenk einfältiger Liebe gar sehr. Als Gegengabe schenkte sie der Bäuerin so viel Erdreich, als dieselbe mit dem Zwirn umspannen konnte.

Wenn nun Menschen schon so freigebig sein können, wird sich wohl der unendlich reiche, unendlich gütige Gott an Freigebigkeit von seinen Geschöpfen überbieten lassen? Zu Abraham sprach er: „Ich selbst will dein übergroßer Lohn sein.“ — Der Heiland sagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr an mir gethan; und der Becher kalten Wassers, den ihr in meinem Namen meinem Jünger gereicht, soll nicht unbelohnt bleiben.“ Der hl. Paulus weist hin auf die ewige und große Glorie des Himmels, die für geringe Leiden uns gegeben wird: „Nicht zu vergleichen sind die Leiden dieser Zeit mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns wird offenbar werden.“

O, daß wir diese Worte verständen! Für so geringe Opfer der Liebe so unendlich reichen Lohn, so große Freude im Himmel! Wie können wir in Leiden noch murren!

(Für den „Sendbote".)

Deutsche Missionäre in Südamerika.

Von P. A. S., O. F. M.

Fortsetzung der Beschreibung des schrecklichen Erdbebens zu Ibarra, Ecuador, am 16. August 1868, von P. Kolberg, S. J. — Stumpfsinn und Gleichgiltigkeit der Ueberlebenden. — Raub und Plünderung. — Indianer auf dem Lande drohen mit Empörung. — Noch größere Verluste durch das Erdbeben in andern Gegenden. — Die schöne Stadt Otavalo gänzlich zerstört. — Fast alle Einwohner getödtet. — Kaum 500 Einwohner der Stadt Catachi gerettet. — Eine gottlose Trinkgesellschaft vernichtet. — Fast 35,000 Menschen bei jenem Erdbeben in Ecuador umgekommen. — Der berühmte Garcia Moreno eilt von Quito aus zur Hilfe. — Der nächste Bericht des P. Heinrich Richter, S. J. — P. Luzero's S. J. erfolgreiches Wirken unter den Wilden Ecuadors. — Ein Trost für Missionäre. — Barbarische Sitten unter den Indianern. — Gatten- und Kindermord. — Grausige Schmauserei. — Ausbruch der Pest. — Musterhafte Aufführung der Neuchristen. — Fliehende Indianer versichern den Missionär ihres Wohlwollens. — Zurückbleibende trösten ihn. — Der Missionär bereitet sehr viele auf den Tod vor und tauft eine große Anzahl von Heiden. — Fremde Stämme nehmen zu ihm ihre Zuflucht. — Armuth des Missionärs.

All' das war wohl geeignet, die plötzliche Katastrophe als ein schweres Strafgericht Gottes erscheinen zu lassen; auf dieser Unglücksstätte schien die unerbittlich strenge Hand des ewigen Richters zu ruhen. Und in der That, nachdem in den erregten Gemüthern die schrecklichen Eindrücke der überstandenen Nacht einer ruhigen Ueberlegung Platz gemacht hatten, dachten wohl einige daran, ihren geliebten Angehörigen, die noch unter den Trümmern stöhnten, Hilfe zu gewähren und den Armen des Todes zu entreißen. Allein der meisten hatte sich ein blöder Stumpfsinn, eine verzweifelte Gleichgiltigkeit bemächtigt, und sie flohen davon. Keine Bitten, keine Drohungen der wenigen entschlossenen Männer, welchen die Rettung ihrer Mitbürger die erste Pflicht schien, waren kräftig genug, sie ihrer trüben Lethargie zu entreißen und zu ermuthigen, um die Anstrengungen und Gefahren des Rettungswerkes auf sich zu nehmen. Sie flohen hinaus in das Freie, auf die Felder und Berge, nur auf eigene Sicherheit bedacht. Dagegen rotteten sich zahlreiche Bösewichter zusammen, um zu rauben und zu plündern; Schlachtfeldhyänen, deren Wildheit und Schonungslosigkeit an das Unglaubliche grenzte, und deren Klauen die spärlichen Ueberreste mancher Familien zum Opfer fielen. Die Indianer der Vorstädte und des flachen Landes, welche in ihren leichten Strohhütten unvergleichlich weniger gelitten hatten, nahmen eine drohende Haltung an. Unter ihnen verbreitete sich das Gerücht, der Pincincha, Tunguragua und Chimborazo wären unter furchtbaren Erderschüt-

terungen gleichzeitig losgebrochen, und nicht blos die Provinz Imbabura, sondern auch Quito und alle übrigen spanisch redenden Städte und Dörfer bis zum fernen Guayaquil seien auf gleiche Weise verwüstet worden. Da regte sich in ihnen die alte Lust, das fremde Joch abzuschütteln und die letzten ihrer Unterdrücker zu vernichten. Sie sandten Boten aus, um sich zu vergewissern, ob Quito wirklich eingestürzt sei. Der Statthalter von Ibarra, welcher sich gerettet hatte und helfen wollte, wo zu helfen war, befand sich in der verzweifeltsten Lage; denn die Einen verweigerten ihm den Gehorsam und die Andern drohten mit Aufruhr.

So geschah es, daß die armen Verschütteten Tage lang vergeblich um Hilfe riefen; Niemand erbarmte sich ihrer, und durch Hunger, qualvolle Lage, Verwundung starben unzählige eines langsamen, martervollen Todes. Und doch war es keineswegs Ibarra, welches durch das Erdbeben am meisten gelitten hatte; noch standen wenigstens die geborstenen Mauern von etwa 200 Häusern auf ihren Fundamenten, ja 50 Gebäude erhielten sich in einigermaßen wohnlichem Zustande. Von den 16,000 Einwohnern haben sich, wie man später erfuhr, zwei Drittheile gerettet (etwa 6000 sind also umgekommen), und wären nur gleich am ersten Morgen nach dem traurigen Ereigniß fünfzig kräftige Arme zum Beistand dagewesen, so wäre eine ganze Menge der Opfer wahrscheinlich noch gerettet worden. Aber so hörte man noch bis zum fünften, ja sechsten Tage den ersterbenden Hilferuf der Verschütteten, und die aus Quito herbeieilenden Aerzte vermochten einen dieser Unglücklichen aus den Trümmern lebendig hervorzuziehen, nachdem er volle sechs Tage darunter gelegen war.

Viel schlimmer zeigten sich die unmittelbaren Wirkungen des Erdbebens im Süden und Westen von der Stadt. Nach dem Ausdruck des Garcia Moreno schien der Boden in einer siedenden Bewegung zu sein — eine Folge des heftigen Stoßes von unten nach oben. Durch zahlreiche große und kleine Spalten war das Erdreich förmlich zersägt; der Reiter mußte absteigen, um mit großer Umsicht einen Durchgang zu suchen. Garcia Moreno fand eine frische Spalte von 24 Fuß Tiefe und 80 Fuß Breite; eine Indianer-Hütte war mit dem Dach zu unterst hineingestürzt, ohne zertrümmert zu werden; auch hatten die Bewohner außer dem Schrecken keinen besondern Schaden erlitten.

Ein Schlachtfeld, über welches einen Tag lang die feindlichen Granaten platzten, bietet keinen so herzzerreißenden Anblick dar, wie Otavalo, die Perle der Provinz, der Stolz seiner gewerbsamen Einwohner, ihn darbot am Morgen nach dem verhängnißvollen Ereignisse. Der erste Stoß des Erdbebens warf mit unerhörter Heftigkeit sämmtliche Gebäude über den Haufen, alle 8000 Einwohner wurden mit einmal durch die Ruinen bedeckt. In dem wilden Getrümmer irrten am Morgen des 16. August nur fünf Personen umher! Gegen 800 mehr oder weniger Schwerverletzte zog man aus den Trümmern; die übrigen blieben begraben.

Aehnlich ging es Catachi, einem blühenden, fleißigen Ort von 8000 bis 10,000 Einwohnern. Kaum fünf von hundert sollen mit dem Leben davongekommen sein! Ein entsetzliches Gottesgericht traf bei Otavalo eine gottlose Familie, die eben ein Trinkgelage hielt, an welchem etwa 300 gleichgesinnte

Gäste Theil nahmen. Unter Lästerungen auf Gott und die allerseligste Jungfrau, deren Fest der Himmelfahrt gerade begangen wurde, kreiste der Becher. Da auf einmal stürzt krachend das Haus zusammen und erschlägt alle. Nur ein unschuldiges Kind, das zufällig hinausgegangen war, wurde gerettet.

Im Ganzen verloren nach einer sehr mäßigen Schätzung 30,000 bis 35,000 Menschen bei diesem entsetzlichen Erdbeben ihr Leben. Auch in dieser Noth zeichnete sich Garcia Moreno durch seltene Thatkraft aus. Er war es, der den Stumpfsinn der Ueberlebenden zu Ibarra zu freilich allzu später Hilfeleistung aufrüttelte. Erst am zweiten Tage hatte man Boten um Hilfe nach Quito geschickt; aber da alle Wege und Brücken zerstört waren, konnten sie erst am sechsten Tage ankommen. Garcia Moreno war zu Pferd allen voraus, und „sein Erscheinen", sagt P. Kolberg, „endigte die verzweifelte Lage mit wunderbarer Schnelle. Raub und Plünderung hörten auf; die drohenden Indianer begaben sich an die Arbeit; Lebensmittel fanden sich; für die Verwundeten wurden Spitäler eröffnet; die Wittwen und Waisen wanderten nach Quito; die zerstörten Wege wurden gangbar gemacht, die Brücken wieder hergestellt. So viel vermag ein Mann. Aber die Leiden des armen Volkes blieben für lange beklagenswerth. Krankheiten begannen zu wüthen, und die Obdachlosigkeit war allgemein. Niemand wagte ein ordentliches Haus zu bauen, und selbst 8 bis 10 Meilen entfernt brachten die Hacienda-Besitzer die Nächte statt in den massiven Häusern in den leichten Indianer-Hütten zu."

Gehen wir jetzt um 200 Jahre vor jener schrecklichen Katastrophe zurück, um zu sehen, wie Missionäre die Indianer aus wilden Barbaren in sanfte, gesittete Christen umgewandelt haben. P. Heinrich Richter, S. J., nämlich läßt in seinem nächsten Bericht, zu Ibarra am 16. August 1685 verfaßt, den P. Luzero sein segensreiches Wirken unter mehreren Indianer-Stämmen Ecuador's schildern:

„Worin aber der Trost, welchen die Missionäre inmitten so vieler Mühseligkeiten genießen, eigentlich bestehe, das können Euer Ehrwürden aus dem Schreiben des P. Superiors Luzero vernehmen, dessen Worte ich hierher setze: Unsere Freuden (spricht er) sind folgende — wir sind nämlich versichert, daß viele von diesen Barbaren selig werden, von welchen David in seinem Psalter zu Gott gesungen zu haben scheint: O Herr, Du wirst Menschen und Vieh erlösen! — Zumal diese Indianer ein dummes, viehisches Volk sind, ohne Gesetz und Ordnung; weil sie niemals von einem Fürsten, Herrn oder von einer Obrigkeit beherrscht wurden. Alles geht bei ihnen drunter und drüber. Die Kinder gebieten ihren Eltern, plagen, schlagen und verwunden sie nach Belieben. Die Eltern hinwieder erwürgen ihre Kinder aus Unwillen und leichtfertigen Ursachen, als da sind: daß ihnen vielmehr ein Mädchen als ein Bübchen, oder ein ungestalteter Fratz auf die Welt gekommen. Ein Mann erschlägt oftmal sein Weib darum, weil er von ihr keine oder zu wenige Kinder erhält. Die Kinder werden auf eigenthümliche Weise begraben oder getödtet. Die Mutter macht ein Loch in die Erde, stürzt das lebendige Kind mit dem Kopf voran hinein und füllt die Grube mit Asche auf. Oder sie gibt das Kind einer Nachbarin, die es lebendig in ein vorbeifließendes Wasser wirft, und etlich-

Todtensprüche vielmehr lachend als weinend über dasselbe herabsingt. Stirbt Jemand an einer Krankheit oder an Altersschwäche, so schreiben sie das der Zauberkunst zu, weil sie nicht glauben, daß der Mensch von selbst sterbe, oder daß der Tod eine natürliche Folge, sondern ein bloßer Zufall sei. Wer ihnen zumuthet, daß sie ihre Todten in der Kirche begraben, wird angesehen als einer, der ihnen das Messer an die Gurgel setzt, weil sie solche lieber in ihren Häusern unter die Erde verscharren, wenn sie doch verwesen sollen. Denn sie sind der Ansicht, es wäre schade, wenn die Leiber ihrer Verwandten und Freunde von der Erde verzehrt werden sollten, und nicht von ihnen selber. Deßwegen, wenn man sie gehen läßt, laden sie die Freundschaft ein, mit welcher sie die Todtenleiber fressen und miteinander so lange schmausen, bis vom Leichnam nichts mehr übrig ist. Die Gebeine und Knochen aber, nachdem sie solche geröstet, zerstoßen sie zu Pulver, vermischen dieses mit einem gewissen Wein, den sie auf ihre Art zu machen wissen, und trinken beides zusammen mit größtem Wehklagen hinein. Acht Tage in einem Stück dauert ihr Leichenbegängniß, das nichts anders ist, als ein beständiges Vollsaufen, ausgenommen daß sie solche Zeit hindurch ihre Gesichter schwarz anstreichen und ihre Todten mit erbärmlichen Geschrei beweinen.

„Nun aber hat diese neue Christenheit ein ganz anderes Aussehen, nachdem sich Gott derselben gnädig erbarmet hat. Verwichenes Jahr zu Anfang des Monats Juni entstand bei den oberländischen Völkern aus den Kinderpocken eine schreckliche Pest, und um diese abzuwenden, habe ich mit ihnen fünf Umgänge (Prozessionen) gehalten, bei welchen sie nicht allein zahlreich und andächtig erschienen sind, sondern auch einige erbauliche Bußwerke öffentlich verrichtet haben. Weil aber desungeachtet die Seuche doch anhielt, so sah ich am 23. besagten Monats 65 Kähne mit flüchtigen Indianern den Strom hinabfahren, die mir aus ihren Schiffen zuriefen: ‚Pater, errette dich! Was willst du noch länger bei der Pest warten? Sie wird dich tödten.‘ Dabei weinten sie bitterlich und heulten, indem sie weiter sagten: ‚Wir fliehen nicht vor dir, sondern vor der Pest; denn sie haßt uns; du aber hast uns lieb. Behüt' dich Gott! Gott sei mit dir, tapferer Mann! Der Herr bewahre dich und gebe dir ein langes Leben!‘ Demnach blieb ich ganz allein, weil auch sogar die zurückgebliebene Gemeinde sich nicht mehr bei mir sehen ließ, so daß ich schließlich auf den Argwohn gerieth, sie hätten im Sinn, mich zu tödten. Deßwegen verfügte ich mich in die Kirche, wo ich schier den ganzen Tag vor dem Bilde Unserer Lieben Frau betete, daß Gottes Wille an mir geschehen solle. Um fünf Uhr Nachmittags kam ein Haufen Volkes in die Kirche und schrie überlaut: ‚Gelobt sei das heiligste Sakrament!‘ Darauf küßten sie mir beide Hände, hießen mich aufstehen, um sie anzuhören, und sprachen: ‚Wir nehmen wahr, daß du dich sehr betrübest über diese Völker, welche sich davon gemacht haben, nachdem du sie mit harter Mühe und langwieriger Geduld aus den Wildnissen in eine Gemeinde gesammelt hattest. Deshalb sind wir hergekommen, um dich zu trösten und dir auch unsere Gesellschaft anzubieten. Gesetzt, die Pest ergreife auch diesen Ort, so wollen wir dennoch von dir nicht weichen, in der Erwägung, daß, wenn wir daran sterben, wir von dieser Welt in den

Himmel eingehen werden; denn wir werden hinscheiden als Leute, die an Gott glauben und ihre Sünden bereuen. Welche aber aus uns die Seuche überleben werden, sind bereit, diejenigen wieder zu sammeln, welche dich jetzt verlassen haben.'

„Auf diese Weise hat sich Gott gewürdigt, nicht allein seinen Diener zu trösten, sondern auch die ansteckende Krankheit von diesem Ort abzuhalten, wo ich sehr viele Beichten gehört und sehr vielen die hl. Kommunion ertheilt habe, wie auch eine ziemliche Anzahl Heiden getauft. Wie sehr ich aber von Oktober bis in den Monat Mai von dem Pestgestank zu leiden hatte, kann ich nicht beschreiben. Sehr viele sind gestorben, welche alle, wie ich gewiß hoffe, bei Gott sein werden; zumal da alle Christen gleich anfangs der Pest sich mit den heiligen Sakramenten der Buße und der Wegzehrung haben versehen lassen, zu deren größeren Wirkung ich 600 Sterbenden die letzte Oelung ertheilt habe. Die Heiden kamen schaarenweise zum Empfange der heiligen Taufe, welche ich nach ihrem Tode ausläuten ließ; denn so oft ein Neugetaufter starb, kamen die Freunde und sagten zu mir: ‚Pater, es ist einer gestorben, der unschuldig ist; darum sollte man ihm läuten.' Verschied aber ein alter Christ, so bedienten sie sich gegen mich dieser Worte: ‚Pater, es ist einer des Todes verblichen, der schuldig ist; darum wollen wir läuten und für ihn beten.' Bei solchen Gelegenheiten habe ich ihnen das eine und andere vom Fegfeuer vorgetragen, welches sie vorhin gar nicht begreifen wollten.

„Vor acht Tagen sind fünf Flüchtlinge zurückgekehrt, welche sagen, daß die übrigen auch bald folgen werden, obgleich sie sich dort wohl befänden, weil sie Niemand dort zu dem strengen Christengesetz, das der Natur nicht gefalle, anhalte. Sie hatten dort auch sechs Schaaren fremden Volkes aus dem Omahwas-Land angetroffen, welche ihre Zuflucht zu mir nehmen und hierher ziehen wollten, weil die Portugiesen ihnen nachsetzten, die von der Festung St. Ludwig und von Groß-Para, wo sie an die Holländer grenzen, in ihr Land eingefallen seien, um Gefangene zu machen. Ich werde ihnen sechs Tagereisen von hier eine Lage für ihre künftige Dorfschaft abstecken. Es thut mir leid, daß ich ihnen bei ihrer Ankunft nur wenig helfen kann, weil ich in meiner Wohnung nicht ein einziges Pfund Eisen habe, da wegen der Menge von Seeräubern, die auf dem Südmeere kreuzen, nichts nach Quito, und von dort hierher gebracht wird. Es sind bereits vier Jahre verstrichen, in welchen ich keinen Fetzen Weißzeug empfangen habe, mithin gezwungen bin, den Außenrock auf der bloßen Haut zu tragen, dessen ich mich freue, weil ich weiß, daß ich einem großen Herrn diene, der zu seiner Zeit Alles tausendfach vergelten wird. Allein die Indianer lassen sich ohne Geschenke nicht bewegen. Nichts ist ihnen lieber als Messer, Beile und Holzhacken. Flinten achten sie nicht so hoch."

— Eine Seele, welche sich stets nach außen ergißt, und sich nie aus dem Weltgeräusch und dem Meere der Sorgen in sich selbst zurückzieht, wird die Stimme der Gnade selten hören können, noch seltener beachten. — Darum muß es zuweilen in der Seele stille werden.

(Für den „Sendbote“.) (Nachdruck verboten.)

„Frieden den Menschen, die guten Willens sind,“

oder, „Wohlthun trägt Zinsen.“

Weihnachtsskizze von Cr. Krafft.

Wirklich prachtvoll war das Weihnachtsfest des Jahres 1877 in der altehrwürdigen Kaiserstadt Frankfurt a. M. angebrochen. Vom tiefblauen Himmel sandte die Sonne ein ganzes Meer von goldenen Strahlen auf die Erde nieder, die sich in das weiße Schneegewand der Unschuld gehüllt hatte und nun in dem Gestrahle der Tagesgestirne gleißte und funkelte wie Milliarden von Diamanten. Die Bäume und Büsche, mit unzähligen Reif- und Schneestäubchen überrieselt, sahen aus wie große, weiße Blumensträuße, die zu Ehren des menschgewordenen Heilandes aufgestellt seien, und wenn der Wind leise über sie hinwegfuhr und sie viele von ihren Schmucksternchen auf den Boden niederflattern ließen, so hatte es den Anschein, als ob sie damit dem süßen Jesusknaben ihre Huldigung auf die Pfade streuen wollten. Die Welt sah erhaben, weihevoll aus, ganz wie erfüllt von dem Bewußtsein des großen Ereignisses, das sich in Bethlehem vor beinahe 2000 Jahren zugetragen hatte.

Die Weihe des Augenblickes wurde noch erhöht, als in diesem Augenblicke die Kirchenglocken der Großstadt zu läuten begannen und wie mit Engelszungen ihr „Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden den Menschen auf Erden, die guten Willens sind“, zu rufen begannen. Vielen tausend Seelen zauberten sie Freude und Wonne in die Seele, und wenn irgendwo ein Mensch sich befand, dessen Herz der Kummer belastete, so brachten ihm die Glockenrufe wenigstens einigen Trost im Leide.

Dr. phil. Karl Ehrhardt stand, zum Kirchgange gerüstet, am offenen Fenster seiner Wohnung und schaute in die eigenartig schöne Winterlandschaft. Auch in seinem Antlitze spiegelte sich der Friede und die Herzensfreude, die das hohe Fest der Geburt Christi dem Menschen zu bescheeren pflegt. Zudem mochte zu seiner inneren Befriedigung der Umstand beitragen, daß er soeben sein braves Mütterchen, das er nach Absolvirung seiner Studien und nach dem Antritte seiner jetzigen Amtsstellung als Lehrer einer höheren Schule Frankfurts zu sich genommen, und das nunmehr seinem Hausstande vorstand, reichlich beschenkt und ihr dadurch ein großes Vergnügen bereitet hatte. Der eherne Mund der Kirchenglocken hatte sich soeben geschlossen, als sich eine Hand sanft auf des jungen Gelehrten Schulter legte. Er drehte sich um und sah in das thränenfeuchte Auge seiner Mutter.

„Ich danke Dir herzlich für Deine lieben Weihnachtsgeschenke, Karl,“ begann sie und reichte ihm die Hand; „Gott vergelt's Dir! Aber jetzt ist es Zeit, daß Du zur Kirche gehst, in einer Viertelstunde beginnt der Gottesdienst.“

„Ich stand eben im Begriffe, mich auf den Weg zu machen. Adieu also, lieb' Mütterlein! Auf Wiedersehn!"

In wenigen Minuten bewegte sich die jugendlich frische Gestalt Ehrhardts bereits in der Menschenmenge, die in den Straßen ab- und aufwogte. Wie anheimelnd war das Bild, das sich ihm hier darbot, wie verschieden von dem Treiben des Alltagslebens, das den Großstädter in seiner Hast und unstäten Jagd nach Geld und Gewinn und Vergnügen nicht selten in einem wenig vortheilhaften Lichte erscheinen läßt! Ruhig und friedlich wandelte heute die festlich gekleidete Menge einher und selbst die empfindliche Kälte, die manche Nasen- und Ohrenspitze merklich röthete, vermochte weder die feinen Herren in pelzbesetzten Mänteln und glänzendschwarzen Zylindern, noch die zierlichen Damen, die in großer Toilette einherrauschten, zu allzubeschleunigtem Gange anzuspornen. Wie schillernde Libellen umschwirrten die verschiedenartigen Unterhaltungsworte der Vorüberziehenden das Ohr Karls. Lachen, Kichern, Erzählen, Flüstern, Grüßen und Gegengrüßen allerorten, Prunken und Protzen mit Weihnachtsgaben und Prachtstücken von Kleidern hüben und drüben. Ehrhardt hatte für das Promenadeleben wenig Interesse. Gewöhnt sich ja doch der Großstädter leicht daran, an dem Mitmenschen, den er nicht näher kennt, interesselos vorüberzuziehen, nicht zu achten auf dessen Freud' oder Schmerz. Plötzlich aber mischte sich in das allgemeine Gewirr der Sprachtöne ein dünnes jammervolles Stimmchen, das die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich zog.

„Signore, o Signore, kaufen Sie mir etwas ab!" wimmerte es ihm von einem Thorbogen entgegen, der neben dem Trottoir noch ein wenig freien Raum ließ.

Karls Blick fiel auf einen armen, etwa elfjährigen Italienerknaben, der in dürftigster Kleidung dastand und in den zitternden Händchen einen kleinen Kasten mit allerlei minderwerthigen Dingen, wie Streichholz, Seife u. s. w. hielt. Ein junger Italiener war es, das bezeugte der südländische Typus seines Gesichtes und die Fülle seines tiefschwarzen Gelocks, das üppig unter einer armseligen Mütze hervorquoll.

„Bitte, bitte, Signore, verweilen Sie!" flehte das Kind. Die wunderschönen braunen Augensterne, die in dem fahlblassen Gesichtchen fast fieberisch leuchteten, hafteten eine Weile groß und jammervoll auf Karls Antlitz, die blaugefrorenen Händchen zitterten so stark, daß die Streichholzbehälter in dem Kasten knisternd sich verschoben, die Füße, die in zerrissenen Stiefeln staken, pochten, um die Erstarrung fernzuhalten, abwechselnd auf dem eisigen Asphaltgestein. Ehrhardt reichte dem Armen ein blankes Markstück.

„O, das ist zu viel, Signore! Der ganze Inhalt meines Kastens hat nicht den Werth einer Mark. Herausgeben kann ich aber auch nicht, da ich heute Morgen noch nichts verkauft habe!"

Ein sehnsüchtiger Blick nach der Münze begleitete jene Worte des Knaben. Nichtsdestoweniger machte er Miene, Karl das Geldstück wieder zurückzureichen.

„Nein, nein!" wehrte dieser ab, „behalte das Geld, mein Junge. Aber

geh' dann auch gleich nach Hause, iß etwas Warmes und ziehe bessere Kleider an. Du wirst ja sonst krank vor Kälte."

„Danke, danke für das Geld, Signore! Die Madonna und das liebe Christuskind mögen es Ihnen lohnen! Aber nach Hause gehen kann ich nicht; ich darf nicht eher wiederkommen, bis ich Alles verkauft habe. Zu essen bekomme ich aber nur Mittags und andere Kleider besitze ich nicht." Thränen quollen aus den seelenvollen Augen des Kindes und rollten langsam über seine eingefallenen bräunlichbleichen Wangen.

Ehrhardt erschauderte: „Du hast also heute noch nichts genossen? Armes Kind, was mußt Du für Eltern haben!"

„Ich habe gar keine Eltern mehr," schluchzte der kleine Südländer. „Vater ist schon lange todt, und Mutter starb vor einem halben Jahre in meiner Heimat. O, sie war so gut gegen mich! Ich bekam satt zu essen und hatte gute Kleider. Onkel Giacomo aber, der mich nach dem Tode meiner Eltern mit sich aus Italien nach Deutschland führte, ist sehr böse gegen mich. Ich bekomme oft Schläge und muß viel hungern." Nur stockend und mit Pausen vermochte der Junge, dessen blendendweiße Zähne vor Frost klapperten, diese kleine Erzählung hervorzubringen. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen bei dem herzzerreißenden Aussehen des Kindes — und doch eilten Tausende der wohlhabenden und festlich geschmückten Menschen an ihm vorbei, ohne ihn und sein Elend auch nur eines Blickes zu würdigen. Ehrhardt's edles Herz erbebte ob des Anblicks, den der Kleine ihm in sein erbarmungswürdiges Dasein eröffnete. Der junge Gelehrte schwankte keinen Augenblick, was er thun sollte. Hier mußte geholfen werden!

Er entnahm rasch seinem feinbestickten Täschchen eine Visitenkarte, warf einige flüchtige Züge mit Blei darauf und übergab dem wälschen Knaben die Zeilen mit den Worten:

„So, mein Lieber! Eile mit dieser Karte zu meiner Mutter. Sie wird Dich freundlich aufnehmen, Dir zu essen und zu trinken geben und all' Deine Waaren abkaufen."

Ein Strahl des Glückes irrte flüchtig über die Züge des braunen Jungen. Neue Thränenperlen zitterten auf seiner Wange, als er die prächtigen Augen klar und in tiefer Dankbarkeit zu Karl aufschlug und seine Hände an die Lippen preßte. Der Mund bewegte sich, als wolle er einen Dank lispeln, allein er stammelte nur unartikulirte Laute: die überschäumende Herzbewegung ließ jedes Wort auf seiner Zunge ersterben.

„Nun laß es nur gut sein," meinte Ehrhardt. Ein Schwarm von Gaffern hatte sich bereits um sie versammelt und starrte sie neugierig an. In Eile gab Karl dem Knaben noch einige Anweisungen über seine Wohnung und veranlaßte ihn durch eine Handbewegung zum Gehen.

In den großartigen Hallen des Frankfurter Kaiserdomes hatte das hohe, festtägliche Amt bereits begonnen, als Ehrhardt eintrat. Voll und brausend empfingen ihn die herrlichen Klänge der Orgel und als diese zuletzt sanft verklungen waren, hob ein vorzüglich geschulter Chorgesang an.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die guten Willens sind," sang eine Solostimme so klangreich, so melodisch süß, so ergreifend, daß es unserem jungen Helden immer eigener, wundersamer zu Sinne wurde. Ja, er wollte guten Willens sein, er wollte Gutes thun an der armen Waise, die ihm der barmherzige Vater im Himmel heute in den Weg geschickt, und deren traurig-inniger, bittender Augenausdruck ihm noch immer tief in der Seele brannte. Stets festere, greifbarere Formen nahm beim Fortschritte des Gottesdienstes sein Vorhaben an, und als nach Schluß des Amtes ein ehrwürdiger Priester, auf dessen Scheitel bereits der Schnee des Alters glänzte, die Kanzel bestieg und an die Schildrung der ärmlichen Verhältnisse, unter denen sich die Geburt des Heilandes vollzog, die Ermahnung an die Gläubigen knüpfte, allerorten und allimmer, menschliches Elend und menschliche Noth nach Kräften zu lindern, da kniete Karl Ehrhardt nieder und that dem göttlichen Kinde in der Krippe das Gelöbniß, den armen Italienerknaben zu erziehen und zu einem braven Menschen heranzubilden.

Zu Hause angelangt, empfing ihn seine brave Mutter mit einem Händedruck, der ihm sofort besagte, daß seine herzensedle That bei ihr angeklungen war. Wie erstaunte er aber, als ihm beim Eintritte in das Wohnzimmer sein kleiner Schützling frohen Antlitzes entgegenhüpfte und ein völlig anderes Aussehen als heute Morgen zeigte! Gesicht und Hände des Knaben waren wohl gereinigt, das schwarze Kraushaar war hübsch geordnet, so daß die zierlichen Löckchen sich anmuthig um Stirn und Nacken ringelten, die schlanken, elastischen Glieder umhüllte der Anzug seines verstorbenen Bruders Otto. Tiefe Rührung kam über den jungen Gelehrten, als das Kind seine Hand faßte, sie zärtlich streichelte und ihm aus seinen großen Augen einen Blick unverkennbarer Liebe entgegenbrachte.

„Ich glaube," begann Karl zu seiner Mutter mit einer Stimme, der deutlich eine tiefe Seelenerregung nachzitterte, „ich glaube, Mutter, der liebe Gott hat uns heute ein Entgelt geschickt für unseren theuren kleinen Otto. Willst Du an der armen Waise Mutterstelle vertreten?"

Statt aller Antwort öffnete die alte Dame ihre Arme gegen den Jungen, der stürmisch auf sie zueilte, ihren Nacken mit seinen Armen umstrickte und zärtlich sein Köpfchen an ihre Brust schmiegte. Es war ein recht frohes Weihnachtsmittagsmahl, das die kleine Gesellschaft bald darauf einnahm. Franzesko — so hieß der kleine Italiener — war schon völlig zutraulich geworden, und erzählte mit südländischer Lebhaftigkeit und einer Gewandtheit, die auf reiche Geistesgaben schließen ließ, von seiner schönen, sonnenhellen Heimat, von ihrem tiefblauen, fast immer wolkenlosen Himmel, von der Pracht der dortigen Natur und Städte. Und dabei war sein freudenstrahlendes Gesichtchen, auf das die ungewohnte Pflege und Aufregung des Tages bereits liebliche Rosenfarbe gemalt hatte, schon selber für die sonst so einsamen Glieder der Ehrhardt'schen Familie ein kleiner Himmel geworden, von dem ihnen zwei Augen entgegenleuchteten, die an Glanz kühn mit ein paar Sternlein wetteifern konnten. Nur zuweilen trübten sich diese zwei Sterne ein wenig, nur

zuweilen verdüsterte die freudeklaren Züge des Kindes ein Wehmuthsanflug, dann nämlich, wenn die Rede auf seine Mutter kam, die in dem Angedenken des Kleinen als wahre Lichtgestalt lebte, umflossen von der Glorie und allem Reize einer edlen Frauenseele. In diesen Augenblicken aber genügte ein freundlicher Blick der zweiten Mutter, die herben Gedanken des Knaben zu verscheuchen: rasch wie ein schwarzer Wolkenschatten, der sich für einige Minuten vor die Sonne lagert und während dieser Zeitspanne zitternde, dunkle Schleier über etliche blüthenlachende Auen der Erde wirft, so verflüchtigte sich vor dem milde- und liebebeseelten Auge der Frau Ehrhardt Franzeskos Schmerz um die verlorene Mutter. Die kleine Gesellschaft machte bereits Pläne für die Zukunft.

Franzesko, dessen Unterricht gänzlich vernachlässigt worden war, sollte anfänglich von Dr. Ehrhardt selber privatim unterrichtet werden, bis er in seinen Kenntnissen so weit vorgeschritten, daß er in einer öffentlichen Schule mit Aussicht auf Erfolg an den Lehrgegenständen Theil nehmen könne.

Ehrhardt hatte nun noch einen schweren Gang zu thun; er mußte zu dem Menschen hingehen, den Franzesko Onkel Giacomo nannte, um ihn zur Auslieferung des Knaben zu vermögen. Es widerstrebte dem feinen Charakter des Gelehrten, mit einem so rohen Menschen, wie Giacomo offenbar einer war, in Verbindung zu treten. Allein es mußte eben sein, und so brach er denn um drei Uhr Nachmittags in Begleitung des Kleinen nach der Wohnung des „Onkels" auf. Franzesko wurde unterwegs sehr kleinlaut. Sein Plaudermündchen hatte sich geschlossen, und je näher sie der Stelle seines früheren Wohnorts rückten, desto ängstlicher wurden seine Mienen, desto fester drückte er sein Köpfchen an Karls Hand. Endlich standen die beiden vor einer jener großen Miethskasernen, an denen jede Großstadt reich ist, und die meistentheils ein gutes Stückchen menschlichen und sozialen Elends in sich bergen. Es ging nun treppauf, immer höher, bis Karl mit seinem Schützling vor der Thüre einer niedrigen Dachkammer stand.

Ehrhardt klopfte an. Eine rauhe, unwirsche Stimme antwortete sofort von innen:

„Nur herein, Tagedieb! Wo bist Du so lange geblieben? Warte, ich werde Dir Dein Herumstreichen in der Stadt schon heimzahlen!"

Franzeskos Hand zitterte bei dieser Bewillkommnung des Onkels — denn die Stimme gehörte ohne Zweifel jenem an — so stark in der Rechten Karls, daß dieser ihm mitleidig einige Beruhigungsworte zuflüsterte. Rasch entschlossen öffnete er dann die Thüre; allein es fehlte wenig, so hätte ihn der widrige Anblick, der sich ihm nun darbot, trotz seiner guten Vorsätze wieder hinausgetrieben. Ein Blick auf das arme Geschöpf an seiner Seite hielt ihn indessen in dem Gelasse fest, das von Schmutz und Unordnung strotzte und eine Luft verbreitete, die ihm beinahe den Athem benahm. Ein unreinlicher Tisch, zwei zerbrochene Stühle, ein truhenartiger Kasten und eine Lagerstätte, die kaum den Namen „Bett" verdiente, bildete die ganze Ausstattung des Dachraumes. Auf dem Bette lag nachlässig eine schmutzige Menschengestalt, die bei

Ehrhardt's Eintritt und Gruß jäh emporschnellte und sich vor Verwunderung kaum zu lassen wußte. Karl erkannte in ihm einer der vielen Italiener, die im Sommer mit dem Verkauf von Eis und Flittersachen, im Winter aber mit Ausbieten von gerösteten Kastanien ihren Unterhalt gewinnen.

„Sind Sie der Onkel dieses Kindes?“ beantwortete Ehrhardt den fragenden Blick des Italieners, indem er Franzesko, der sich scheu hinter seinem Rücken hielt, hervorzog.

„Der Onkel gerade nicht, Signore, wohl aber der Verpfleger und Wohlthäter desselben.“ Lauernd und forschend ruhte das düster brennende Auge Giacomo's bald auf Karl, bald auf Franzesko, den er vom Kopf bis zu Füßen musterte, und dessen äußere Metamorphose ihm insonderheit Kopfzerbrechen zu verursachen schien.

„Ich habe den Jungen,“ fuhr unser Freund unbeirrt fort, „heute Morgen halb todt vor Kälte und Entbehrung auf der Straße gefunden. Nach Allem, was ich sah und er mir erzählte, können Sie ihm nicht die Pflege angedeihen lassen, die ein Kind in diesem Alter nöthig hat. Ich habe mich deshalb entschlossen, Franzesko zu mir zu nehmen und für sein Weiterkommen zu sorgen. Mein Hiersein bezweckt Ihre Einwilligung dazu.“

Der Gesichtsausdruck des Italieners war während dieser Auseinandersetzung immer gespannter geworden. Mit einem einzigen Satze war er von der Britsche herabgesprungen und hatte sich dicht vor Ehrhardt aufgepflanzt.

„Wie? Was? Habe ich recht gehört?“ schrillte es aus seiner Kehle. „Sie wollen mir Franzesko entreißen, der mir mehr einbringt, als ich selber verdiene? Ha, ha, ha! Was fällt Ihnen denn ein? Ist es in Ihrem Oberstübchen nicht mehr recht klar?“ Dabei machte der Unverschämte eine bezeichnende Bewegung mit der Linken nach der Stirn hin, während seine Rechte mit katzenartiger Geschwindigkeit nach Franzesko krallte. Das Kind kreischte unter der rauhen Berührung laut auf und floh in eine Ecke des Zimmers, wohin ihm ein giftiger Blick des „Onkels“ nachschoß. Ehrhardt war empört über das Gehaben des herzlosen Menschen. Er holte den zitternden Knaben aus der Kammernische hervor und trat festen Schrittes auf Giacomo zu.

„Es fällt mir ganz und gar nicht ein,“ hub er zuversichtlich an, „mich mit Ihnen herumzuzanken. Ihr hiesiges Gebahren sowohl wie Franzeskos Aussehen zeugen unzweideutig dafür, daß Sie außer Stande sind, das Kind zu ernähren und zu erziehen. Geben Sie mir dasselbe also nicht gutwillig ab, so gehe ich unverzüglich auf das Polizeiamt und beantrage eine Untersuchung, einmal über Ihr Anrecht auf Franzesko, dann aber auch über die Art und Weise, wie Sie ihn erziehen. Womit diese Untersuchung enden wird, unterliegt keinem Zweifel, da der elende Körperzustand des Knaben ein sprechender Beweis für Ihre Erziehungsmethode ist. Wollen Sie aber die Angelegenheit in Güte mit mir ordnen, so gebe ich Ihnen eine kleine Summe, die Sie entschädigen soll für den Ausfall des Verdienstes, der Ihnen alsdann durch den Weggang Franzeskos erwachsen würde. Entscheiden Sie sich in aller Kürze.“

Die männliche Sprache Karls verfehlte ihren Eindruck auf den Italiener

nicht. Die herausfordernde und freche Haltung, die er Eingangs der Worte Karls beobachtete, war immer anständiger und bei Erwähnung der Polizeibehörde sogar demüthig geworden. Die klingende Münze, die ihm der junge Mann in Aussicht stellte, mochte wohl noch den Rest seines Ungestümes und Trotzes beugen.

„Wie viel wollen Sie mir denn geben?" platzte er heraus. Ehrhardt nannte die Summe, machte aber zur unerläßlichen Vorbedingung der Auszahlung die wahrheitsgetreue Angabe der Verhältnisse Franzeskos und den schriftlichen Verzicht auf denselben. Nach einigem Besinnen und Feilschen bezüglich der Höhe der auszuzahlenden Summe willigte Giacomo ein. Er holte aus der Truhe den Taufschein des Kindes und die Todtenatteste seiner Eltern; nach ersterem war Franzesko als der Sohn des Gärtners Giovanni Pelatti und dessen Ehefrau Marietta in einem Nachbarorte von Verona in den Schoß der Kirche Christi aufgenommen worden, letztere stellten fest, daß der Vater des Knaben bereits 1872, die Mutter aber erst im Frühsommer des Jahres verschieden war. Nachdem Giacomo sodann ein von Ehrhardt schon im Voraus angefertigtes Schriftstück unterzeichnet hatte, das ihm jedes fernere Anrecht auf Franzesko benahm, und nachdem er schließlich auf Karls eindringliches Befragen auch noch eingeräumt, daß er in keinerlei verwandtschaftlichem Verhältnisse zu dem Jungen stehe, sondern daß er ihn lediglich um seines eigenen Vortheils willen mit sich geführt habe, erhielt er die ausbedungene Summe und ließ die beiden gutwillig ihres Weges ziehen. — — —

Jahre sind seit jenem Christfeste verflossen, das Ehrhardt und dessen Mutter in Gemeinschaft mit Franzesko gebracht hatte; kein Tag aber war verstrichen, an dem Mutter und Sohn nicht dem lieben Gott gedankt für das theure Weihnachtsgeschenk: Franzesko hatte sich körperlich und geistig vorzüglich entwickelt, that seinen Wohlthätern alles zu Liebe, was er ihnen nur an den Augen absehen konnte — er war für sie in jeder Hinsicht ein wahres Haus- und Herzensglück geworden. So erfüllte sich denn vollgültig an diesen wackeren Menschen das Versprechen, das im Auftrage Gottes aus Engelsmunde geflossen:

„Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind," und der Spruch der Menschen: „Wohlthun trägt Zinsen".

Eile ohne Ziel.

Dem gerühmten geistlichen Gelehrten und Professor Huxley passirte es, daß er eines Abends verspätet in Dublin eintraf, wo er sofort einen Kutscher engagirte und demselben die Weisung gab: „Fahren Sie schnell, ich bin in Eile." Der Mann that, wie ihm geheißen. Plötzlich fragte der Professor: „Wissen Sie auch, wohin ich will?" — „Nein," sagte Pat, „das haben Sie mir nicht gesagt, aber ich bin schnell gefahren." So haben viele Leute große Eile, aber kein bestimmtes Ziel, darum erreichen sie auch keins.

— Die Beispiele der Heiligen sind ein Magnet, welche die eisenharten Herzen an sich ziehen und auf den Weg der Tugend führen.

☞ Passende Beiträge, wie Nachrichten, Notizen und kurze praktische Erlebnisse werden mit Dank für diesen Abschnitt des „Sendbote" angenommen. Hauptsächlich bitten wir die hochw. Diözesan-Direktoren um gütige Uebermittelung aller neuen Verordnungen. Man adressire: **"SENDBOTE," 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

(Nachdruck verboten.)

Christliche Neujahrsklänge.

Skizze von E. Verus.

Wenn am 31. Dezember alljährlich um Mitternacht die Uhren zwölf laute Schläge in die kalte Winternatur hinausschallen lassen, da hebt in Stadt und Land, auf Bergen wie in den Thälern vielfach ein Jubel an, der seinesgleichen sucht — das junge Jahr wird mit frohester Hoffnung, mit Jubellauten begrüßt. Und in der That — er hat etwas Verlockendes, etwas Geheimnißvoll-Beseligendes, der Beginn eines neuen Jahres, besonders für optimistisch angelegte Naturen!

Dreihundertfünfundsechzig Tage, — wie viel Gutes und Schönes können sie uns bringen! Allerdings auch viel Schlimmes und Widerwärtiges. Aber dessen erinnern sich nur die wenigsten Menschen: sie hoffen und denken lediglich an sonnige Tage, voll Himmelsbläue und milder Luft, ohne Trübung durch dunkles Gewölke, ohne Regenschauer und Wetterstürme.

Wie viele Enttäuschungen aber werden jene Optimisten in dem bejubelten neuen Jahre erleben! Selbst der lindste Lenz hat seine winterlichen Tage, der schönste Sommer seine Gewitterwolken, der heiterste Herbst seine tobenden, winterverkündenden Stürme. Ja, im Allgemeinen wiegt unholde, unerwünschte Witterung das schöne Wetter im Gange der Natur reichlich auf, und ähnlich dürften auch die unglückstrüben Tage die glückshellen in manchem Jahre und in manchem Menschenleben an Zahl vielfach überflügeln. Wie Mancher also, der mit siegesgewissem, kühnem Fluge in's neue Jahr hinüberflatterte, kehrt arbeitmüde und erfolgarm am Jahresende wieder zurück! Wie Vielen brachten die zwölf neuen Monate statt der erhofften Rosen und goldenen Früchte nur Dornen und keinerlei Frucht!

Glücklich darum, wer sein Hoffnungsnetz nicht allzu weit ausspannte, wer neben frohen Stunden auch trübe erwartete und sein ganzes Geschick in die Hand des Allmächtigen legte! In stiller Ruhe, in süßem Frieden wird er dann der verflossenen Zeit gedenken und bezüglich des alten wie des neuen Jahres mit dem Dichter ausrufen:

„Willkommen, neues Jahr, vom Herrn geschenket!
Zieh' ein mit frohem Gruß in Christi Namen!
Er war's, der gnädig uns zum Heil gelenket
Die Stunden all, ob froh, ob trüb sie kamen;
Er wird ein treuer Hort uns ferner sein.
Drum stimmet alle in den Jubel ein:
Gloria in excelsis Deo!"

Und selber derjenige, dem die dahingerauschten zwölf Monate lediglich Unglück oder Kummer und Leid gebracht und der auch für die kommende Zeit nur dunkle Stunden erhoffen kann, braucht als gottergebener Mensch nicht zu verzweifeln; er mag beherzigen, was ihm derselbe Poet zuruft, und wird dann aus dem dunkelsten Unglücksgewölke einen lichten Hoffnungsstern aufblitzen sehen:

„O zage nicht! Und leg' getrost dein Los
In Gottes Hand! Er wird es gütig wahren.
Die Sündenschuld und nicht die Zukunft scheu'!
So lehrt dein Glaube. Bleib' ihm treu!
Credo in unum Deum!

Willkommen drum, o neues Jahr, du neue Zeit!
Und brächtest du nur Schmerz und Plage, —
Wär's nicht Gewinn mir für die Ewigkeit,
Wenn ich's um Gottes willen still ertrage?
Welch' schönen Trost giebt doch die Christuslehre!
Gelobt sei Gott dafür, ihm Preis und Ehre!
Sanctus, sanctus, sanctus!"

In diesem Sinne begeht ja auch die Kirche die bürgerliche Neujahrsfeier: nachdem sie am Schlusse des alten Jahres Aug' und Herz der Gläubigen dankeshalber zum Himmel gelenkt, weist sie mit Beginn desselben wiederum auf den Allwalter über den Sternen hin, mahnt zum Vertrauen, zur völligen Hingabe an ihn in Freud' und Leid:

„So laßt uns heut' die Blicke wenden,
Die Blicke und das Herz dem Himmel zu!
Von dort her stammen alle Gnadenspenden,
Dort wartet uns zum Lohn die ewige Ruh'."

* * *

Wie stand es nun bei den hauptsächlichsten Kulturvölkern der Vergangenheit mit dem Beginn und der Feier des Neujahrs? Sehr verschieden, sehr eigenartig! Die alten Egypter, in ihrer Art auf einer hohen Kulturstufe stehend, brachten den Jahresanfang mit der Astronomie in Zusammenhang, in der sie ja hervorragende Forschungen und Beobachtungen angestellt: ward das Sternbild des Sirius, jenes bekannten hellleuchtenden und schönen Fixsternes im „Großen Hund", beim aufdämmernden Morgen zum ersten Male

wohl sichtbar, so hub das egyptische Neujahr an; an die Entdeckung des Aufleuchtens jenes bevorzugten Fixsternes knüpften sich dann stets einige Festlichkeiten.

Das Nachbarvolk der Egypter, die Israeliten, fanden den Beginn des Neujahrs in ihren Gesetzesbüchern streng geregelt. Die Bücher Moses (3, 23 und 4, 29) bestimmen als Anfang des neuen Jahres den ersten Tag des siebenten Monats (Tisri), nach unserem Kalender in's Ende des Septembers fallend. „Der erste Tag des siebenten Monats," heißt es in jenen Vorschriften, „soll euch ehrwürdig und gar heilig sein! Keine knechtliche Arbeit sollt ihr am selben verrichten — denn er ist der Tag des Klanges und der Trompeten." Das Neujahr der Juden wurde nämlich mit Posaunenklängen eröffnet und hieß deshalb vielfach auch „Fest der Posaunen" oder „Sabbat der Klänge". Die Priester brachten an jenem Tage dem Jehova feierliche Brandopfer dar.

Von hoher Bedeutung für Volk und Herrscher, für Hoch und Niedrig, ist bei dem uralten Kulturvolke der Chinesen das Neujahr, das sich geradezu zu einem Nationalfeste ausgestaltet hat. Aus allen Provinzen und Distrikten eilen die hohen und höchsten Beamten zur Reichshauptstadt, um dem Kaiser zu huldigen und glänzende Geschenke, namentlich an edlen Rossen, Geschmeiden und kostbaren Gewändern darzubringen. Nach kurzer religiöser Feier hebt die Huldigung und Begrüßung des Kaisers der Zopfträger, des „Hocherhabenen", an, und nach Schluß derselben werden die Festgäste an Prunktafeln mit auserlesenen Speisen und Getränken bewirthet. Auch das Volk erhält dabei seinen Tribut an Erquickung und Freude — das Neujahrsfest ist eine Freudenzeit für ganz China. Denn auch im Lande drinnen wünscht man sich allenthalben Glück, beschenkt sich reichlich und erachtet sich für um so glücklicher im Laufe des Jahres, je mehr Geschenke man erhalten hat. Dieses so prunkvolle Fest des „Neujahres" feiern die Chinesen in unserem Februar.

Im Lande, dessen Wahrzeichen der Halbmond ist, bei den Türken und Anhängern des Mohammedanismus, beginnt jeder Monat mit dem ersten deutlichen Erscheinen der Mondsichel — also in der Abenddämmerung. Hiernach gestaltet sich also der Beginn des neuen Jahres verschieden: er ist sehr wandelbar, derart, daß die Anhänger des Islams in je 33 Jahren ein Jahr mehr berechnen als die Christen.

Der Beginn des Jahres am 1. Januar ist bis tief in die Vorzeit zurückzuführen; er reicht sogar in das Halbdunkel des Mythus zurück. Numa, der zweite sagenhafte König der Römer, soll jenen Jahresanfang festgelegt haben für das Römervolk, und als Schutzgott für diesen so wichtigen Tag wählte man den doppelgesichtigen Janus, der mit einem Antlitze in das verflossene Jahr zurückschaute, mit dem anderen in das neue.

Der Jahreswechsel brachte den Römern ein sehr lautes, ja tolles Fest, die Saturnalien, die schon vor Neujahr begannen und sich bis zum 1. Januar auszudehnen pflegten. Ausgelassener Jubel und allgemeines Schmausen herrschte bei den Festlichkeiten, in die auch Sklaven und Halbfreie hineingezogen wurden, so daß jene Festfreuden auf die ganze Nation sich erstreckten. „Beim Jahreswechsel war es," so sagt hierauf bezüglich ein Kenner altrömischer Ver-

hältnisse, „Sitte, sich einander Neujahrsgeschenke zu geben. Solche bestanden in Datteln, getrockneten oder vergoldeten Feigen, in einem Gefäße mit Honig, — alle jene Süßigkeiten sollten den Wunsch nach einem angenehmen und vergnügten Neujahre versinnbilden — alten Münzen, entweder aus der Zeit der Könige oder der punischen Kriege, getrockneten Pflaumen, auch in Lampen mit sinnbildlichen Verzierungen. Man kleidete sich am Neujahrstage hochfestlich, und diejenigen, welche sich begegneten, wünschten einander Glück mit der Formel: Annum novum faustum felicemque tibi! („Recht glückseliges Neujahr!")

In späteren Zeiten wurde aus den Kunstmünzen, die man sich schickte und wobei man nur die Bedeutung, nicht den Werth beachtete, goldene Geschenke, und unter den römischen Kaisern wurde eine äußerst drückende Abgabe daraus. So ließ sich einst Kaiser Kaligula, persönlich den ganzen Tag in der Vorhalle stehend, von Vornehmen und Geringen derartige Geschenke in die Hand geben. „Ja, unter den vielen tausend Göttinen der römischen Mythologie gab es auch eine, Strenia genannt, welche Vorsteherin der Neujahrsgeschenke war." Derart aber war im Laufe der Jahrhunderte die Bestimmung des Königs Numa, daß der 1. Januar jedes Jahr inaugurire, in Fleisch und Blut des römischen Volkes übergegangen, daß selbst die vielvermögenden Hofleute des Kaisers Nero, die in niedrigster Schmeichelei den ersten Dezember, den Geburtstag jenes Herrschers, zum Jahresbeginn machen wollten, ihren Willen nicht durchzusetzen vermochten.

* * *

Das Christenthum, das mit Vorliebe heidnische Bräuche in den Kult der Kirche Jesu hereinzog, aber derart, daß es dieselben christlich verklärte und daraus Feste des einzig wahren Gottes machte, hielt sich in den ersten Jahrhunderten streng abgesondert von den römisch-heidnischen Neujahrs-Bachanalien. Man glaubte sich zu beflecken durch die Theilnahme an jenen Eß- und Trinkgelagen, an diesen Ausschweifungen jeder Art, und nicht blos hervorragende Vertreter der Heilslehre, wie die Heiligen Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Petrus Chrysologus, sondern auch ganze Kirchenversammlungen und Synoden erließen eindringliche Warnungen vor diesen heidnischen Bräuchen und rauschenden Lustbarkeiten. „Wer ein Scherzgenosse des Teufels sein will," rief in diesem Sinne Petrus Chrysologus aus, „kann sich nimmer freuen mit Christus!" An vielen christlichen Kirchen wurden sogar Fasttage und feierliche Prozessionen angeordnet, um die Theilnahme von Christen an jenem „Götzendienste" fernzuhalten.

Seit dem Konzil von Tour (567) führte die römische Kurie das kirchliche Neujahr mit dem Feste der Beschneidung Jesu ein; man nannte es vielfach, im Gegensatze zu dem bürgerlichen Neujahrsbeginn „das Große oder das Hohe Neujahr". Indessen hielt man sich in der Christenheit nicht allgemein an jenen Neujahrstermin. „So galt in Frankreich bald der Ostertag, bald das Fest Mariä Verkündigung (25. März)" — gleichsam der Beginn des irdischen Daseins Christi — „bald der 1. März als Neujahrstag. In Köln setzte eine Synode im Jahre 1370 den Neujahrstag, sich auf die Sitte der Kirche beru-

send, auf den Weihnachtstag fest, konnte aber nicht verhindern, daß man auch ferner das Jahr mit Ostern anfing."

Heutzutage ist bei sämmtlichen Völkern der Christenheit jede Verschiedenheit der Neujahrsfeier weggewischt; man hält sich überall an das von der Kirche bestimmte Fest der Beschneidung Jesu, das mit dem bürgerlichen Neujahre, dem 1. Januar, zusammenfällt.

Haben wir somit den Beginn unseres Neujahrs nach demjenigen des alten Rom geregelt, so ist uns auch noch eine andere altrömische Neujahrs-Gepflogenheit zur Sitte geworden — die Beglückwünschung. In Rom mußten ehedem alle Klienten und Hörigen den Patronen oder Schirmherren am Neujahrsfeste ihre Glückwünsche und in Verbindung damit kleine Geschenke überbringen.

Während aber in Deutschland heutzutage das Darbringen von Glückwünschen fast allgemein, so ist das Beschenken, das in früheren Zeiten ebenfalls sehr verbreitet war, außer Brauch gekommen und auf Weihnachten verlegt worden. Dagegen kennt man in Frankreich z. B. keinerlei Weihnachtsgeschenke, während das altüberkommene Beschenken zu Neujahr sehr große Dimensionen dort angenommen hat.

Für uns Christen aber dürfte als edelster Neujahrswunsch und beste Neujahrsgabe, als schönster Leitstern für den beginnenden neuen Lebensabschnitt die Epistel gelten, welche die Kirche am Feste der Beschneidung Jesu vernehmen läßt; es sind dies Worte des großen Völkerapostels Paulus an seinen Jünger Titus, und sie lauten:

„Geliebtester! Die Gnade unseres Gottes, des Heilandes, ist allen Menschen erschienen und lehrt uns, daß wir der Gottlosigkeit und den weltlichen Lastern entsagen, daß wir in Zucht, Gerechtigkeit und Gottseligkeit leben sollen in dieser Welt, in Erwartung der seligen Hoffnung auf die Ankunft der Herrlichkeit des großen Gottes, unseres Heilandes Jesu Christi, damit er uns von aller Ungerechtigkeit erlöse und sich ein Volk rein schaffe, das er sich zu eigen machen kann; das gute Werke erstrebt!"

In diesem Sinne allen Lesern ein herzliches „Glückseliges neues Jahr!"

Zum Schweigen gebracht.

Am 22. Dezember 1861 gingen mehrere leichtfertige Männer bei Volterra in Toskana zu einer Sandgrube außerhalb der Stadt, um dort bis zum Morgen zu spielen. Einer davon, der sich unter einem hervorstehenden Sandblocke befand, brach, nachdem er wenige Francs verspielt hatte, in gräuliche Lästerungen gegen die Gottesmutter los, so daß ihn selbst die übrigen Leichtfüße schweigen hießen. Aber er hörte nicht auf sie, sondern lästerte in maßloser Art weiter; denn seine Wuth wurde immer größer. Da löste sich plötzlich ungeahnt der Felsblock und zerschmetterte den argen Bösewicht, während die Anderen unverletzt blieben.

(Nachdruck verboten.)

Zufriedensein — Glücklichsein.

Von P. Saget.

Zufrieden und glücklich zu leben ist eine Kunst, die eigentlich nur wenige verstehen; denn, wohin wir unsere Blicke auch wenden mögen, überall finden wir, daß es um die Zufriedenheit und das Glücklichsein recht schlecht bestellt ist. Diese bedauerliche Thatsache kommt indeß nicht von Ungefähr, sondern hat, wie alles in der Welt, ihre ganz bestimmten Gründe, denen nachzuforschen für einen Jeden, der zufrieden und glücklich leben möchte, von größtem Werthe ist. Die Zufriedenheit kann nur dort Platz greifen, wo die Fähigkeit existirt, die Genügsamkeit walten zu lassen, d. h. nur derjenige mag zufrieden zu sein, welcher sich mit dem bescheidet, was er besitzt und sein eigen nennt.

Wo statt der Genügsamkeit die Begehrlichkeit herrscht, löst ein Wunsch den andern ab, um dessen Verwirklichung man sich Mühe gibt und Sorgen macht, und die natürliche Folge davon ist, daß die Gemüthsruhe erschüttert und der Seelenfrieden gestört wird.

Wer daher zufrieden sein und glücklich leben will, der muß sich vor allen Dingen der Genügsamkeit befleißigen. Wenn er diese zur Gehilfin hat, dann wird es ihm nicht schwer fallen, auf Manches zu verzichten, was Andere besitzen, und sich vor den Sorgen zu bewahren, die ihren Ursprung in dem Verlangen nach dem haben, was er nicht sein eigen nennt. Freilich, um genügsam sein zu können, bedarf es einer vernunftgemäßen Lebensauffassung, die auf dem Wege der Erfahrung gewonnen wird.

Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin des Menschen; denn sie zeigt ihm, daß es sehr thöricht ist, hohe Anforderungen an das Leben zu stellen und Wünsche zu hegen, deren Nichterfüllung Schmerz bereitet. Andererseits läßt sie ihn erkennen, wie der am wenigsten von Kummer und Sorgen heimgesucht wird, der die Kunst versteht, seine Bedürfnisse einzuschränken und sein Thun und Lassen den Verhältnissen anzupassen, unter denen er lebt. Wer möglichst frei und unabhängig sein will, der kann dieses schöne Ziel nur erreichen, wenn er sich vor der Begehrlichkeit hütet und seine Zeit nicht darauf verwendet, um das sogenannte Glück zu erjagen.

Nichts legt dem Menschen mehr Fesseln an und macht ihn so sehr zum Sklaven, als das Streben nach den Glücksgütern der Erde, auch wenn sein Thun von Erfolg begleitet ist, und deshalb handelt klug und weise, wer seinen Herzensfrieden und seine Seelenruhe höher schätzt, als äußeren Glanz und Schein. Herzensfrieden und Seelenruhe sind die Quelle der Zufriedenheit, und diese selbst macht glücklich; denn der Begriff des Glücklichseins umfaßt nichts Anderes, als das Gefühl der inneren Befriedigung, und dieses ist dort vorhanden, wo keine thörichten Wünsche und Hoffnungen Aufregung,

Sorgen und Kummer verursachen, weil ihnen statt der Erfüllung bittere Enttäuschung folgt.

Enttäuschung ist überhaupt die Summe der Erfahrung für denjenigen, welcher im Leben und vom Leben viel erwartet und all' sein Thun und Lassen so gestalten will, daß der Erfolg die Frucht seines Handelns sein soll. Daher lautet der Rath eines Philosophen: „Thue dein Bestes zu deinem Heil und sei zufrieden mit deinem Theil!" und Goethe, der welterfahrene Menschenkenner, sagt mit Recht: „Wer sich nicht zu viel dünkt, der ist viel mehr, als er denkt."

Die meisten Menschen würden entschieden glücklicher leben, wenn sie mit ihrem Loos zufrieden wären und sich nicht so viel Sorgen darum machten, eine möglichst große und glänzende Rolle in der Welt des Scheins zu spielen, und weil dem so ist, so ist es nur um den gut bestellt, der sich der Kunst befleißigt, in seinen Anforderungen bescheiden zu sein und die Genügsamkeit zu pflegen.

Die Sozialisten und Religion.

Wenn die Sozialdemokratie auf den Gimpelfang geht, dann heißt es: Religion ist Privatsache. Daß die Religion nicht lange Privatsache bliebe, wenn die Herren Genossen an's Ruder kämen, kann nur der bezweifeln wollen, der ihre liebevollen Expektorationen über Religion und Kirche nicht kennt. Zum Nutzen und Frommen derer, die geneigt sind, auf diesem Leim der Sozialdemokraten zu kriechen, verweisen wir auf nachfolgendes Gegeifer, mit dem die „Chicagoer Arbeiter-Zeitung" ihre Leser dieser Tage erfreute. In dieser Wuth gerieth man bei der Erinnerung an die am 20. September 1870 vollzogene Einnahme Roms durch die Piemontesen.

Der Kirchenstaat ist beseitigt, schreibt der Chicagoer Genosse, und alle Anstrengungen, ihn wieder zu errichten, werden voraussichtlich vergebliche sein. Das Papstthum ist geblieben, und wenn es auch nicht mehr die Gewalt besitzt, die es im Mittelalter hatte, so ist es doch auch heute noch ein furchtbarer Feind des Fortschritts und einer vernunftgemäßen Entwickelung. „Rottet die fluchwürdige Institution aus!" Dieser Ruf Voltaires hat sich keineswegs überlebt. Der Kampf gegen das Papstthum und die von ihm repräsentirte Kirche ist so zeitgemäß, wie nur je. Wer die Lüge verabscheut, muß sich in die Reihe der Kämpfer stellen. — Eines ist übrigens wahr, und daher auch das Gebellfer dieser Sorte Leute: für den „Fortschritt" und die „Freiheit", die sie meinen, ist die Kirche ein furchtbarer Feind — der Felsen, auf den sich Kultur und Zivilisation, wie schon einmal zur Zeit der Völkerwanderung, aus der Fluth zu retten vermögen wird, sollten die Umstürzler es jemals zum großen Generalstreik mit obligater Fallbeilherrschaft bringen.

— Der Gehorsam gegen den Willen Gottes nimmt den Samen auf; die Geduld in Erfüllung desselben macht ihn fruchtbar, und die Beharrlichkeit bringt die Ernte. Hl. Bonaventura.

Allzu praktisch.

Praktisch zu sein ist der Stolz der Hausfrau, das ist gewiß auch ein Vorzug, nur darf er nicht ausarten. Nur nicht allzu praktisch! — Allzu praktische Hausfrauen greifen nicht selten zu Maßnahmen, die aufhören, praktisch zu sein. Um des Prinzipes willen wird jede alte Schachtel, jeder Flicken Jahre lang aufgehoben, die Rumpelkammer legt Zeugniß davon ab. Was für Gerümpel sich mit der Zeit da ansammelt, zeigt uns ferner ein Umzug. Und wenn diese nutzlosen Gegenstände auch den Umzug vertheuern, die Miethen erhöhen, die Hausfrau kann sich nicht von ihren werthvollen Sachen trennen.

Um des Prinzipes willen setzt sich die praktische Hausfrau Tage lang hin und

„Neues Leben blüht aus den Ruinen,
Aus ihrem alten Ballkleid macht sie neue Mullgardinen!"

Sie bedenkt nicht die schöne Zeit, die dabei verloren geht, nicht die mühsame Arbeit, die doch nicht lange standhält und daß ihr Flickwerk unschön aussieht — sie ist eine „praktische" Hausfrau, und eine solche verwendet Alles.

Die „praktische" Hausfrau thut indeß noch mehr, sie schont auch alle Gebrauchsgegenstände und wird hierin ebenso unpraktisch, wie in vielem Andern. Wie viele praktische Hausfrauen gibt es, die ihre guten Kleider nicht anziehen, um sie zu schonen, die werthvollen Pelze werden geklopft und gelüftet — getragen werden sie nicht — sie werden geschont. Echte Spitzen vergilben, gutes Porzellan bekommt Flecken, Silber läuft an, feine Leinwand wird brüchig vom Liegen — aber so kostbare Sachen hat man doch nicht zum Gebrauch — die hat man zum Schonen; „gebrauchen heißt verbrauchen".

Ganz besondere Schonung läßt die „praktische" Hausfrau auch dem Salon, der sogenannten „guten Stube" von früher angedeihen. Die Polstermöbel haben alle Ueberzüge, Niemand bekommt sie je anders zu sehen. Nur einmal im Jahre werden sie gelüftet, wenn die praktische Hausfrau ihre große Kaffeeschlacht gibt. Aber dann ist sie ängstlich, aufgeregt; sorgsam blickt sie umher, ob auch kein Unglück passirt, ob Alles unversehrt geblieben, und athmet erst wieder auf, wenn der Besuch gegangen und Alles wieder in Ordnung ist.

Der prächtige Brüsseler Teppich ist mit großen Bogen Papier gegen die Sonne geschützt, und außerdem sind die Vorhänge fest zugezogen. Was die „praktische" Hausfrau an den Möbeln schont, das vernichten mit Sicherheit die Motten, deren Lebenselement Dunkelheit und Ruhe ist.

Die Kinder dürfen nicht spielen, das Spielzeug könnte verderben. Die guten Kleidchen dürfen sie nicht anziehen, die werden im Schranke hängen gelassen, bis sie verwachsen sind. Die heranwachsenden Kinder wagen keinen Spielgefährten in's Haus zu bringen; erwachsen suchen sie ihr Vergnügen außerhalb. Der Vater darf der Vorhänge wegen nicht rauchen, Pfeifen und Bierseidel stehen in der Stammkneipe. Er hat sich längst daran gewöhnt, seine freie Zeit fern von der „praktischen" Hausfrau zuzubringen, und der erwach-

sene Sohn folgt seinem Beispiel. Die Tochter nimmt mit Freuden den ersten Antrag an — in ihrem neuen Heim wird — nicht geschont!

Es ist der praktischen Hausfrau ein Greuel, sehen zu müssen, wie wenig die Tochter ihr gleicht. „Wie kannst Du das hübsche Kleid jeden Tag anziehen, Deine gute Stube jeden Tag heizen und bewohnen, Du wirst bald nichts Rechtes mehr haben — meine Sachen sehen heute noch besser aus als die Deinen — ich habe sie dafür auch geschont. — Wie kannst Du nur Deinen Kindern die schönen Spielsachen geben — die ich so sorglich geschont. Hätte ich's nicht gethan, so könnten Deine Kinder nicht damit spielen — ihr schont eben nichts."

Die „praktische" Hausfrau kommt immer seltener, sie kann den raschen Verfall der Sachen nicht ansehen — bei ihr hatte die junge Frau doch immer ein so gutes Beispiel vor Augen.

Die Enkelkinder lieben die praktische Großmutter nicht, und wenn sie zu ihr zu Besuch müssen, geht's ohne Widerstreben nicht ab. „Ich begreife Dich nicht, Du erziehst Deine Kinder so unpraktisch, da waret ihr doch anders erzogen — ihr durftet nichts anrühren — die tappen überall herum, an jedem Stuhl, an jeder Fensterscheibe sieht man ihre Fingerspuren — ich muß die Augen überall haben, wenn sie da sind, und beständig wehren. Denke doch, gestern nimmt die Kleine die gute Schlummerrolle, die ich als Braut Deinem Vater gestickt und spielt Wickelpuppe damit."

Ja, das hat sie — Alles hat sie zu schonen verstanden — nur eines ist ihr darüber verloren gegangen — die Zusammengehörigkeit mit den Ihrigen; sie steht allein, die praktische Hausfrau, um sie ist es einsam geworden. Sie verstand kein Behagen um sich und andere zu verbreiten, sie hat geschont — darüber ist sie alt geworden und hat nichts vom Leben gehabt.

Moralischer Einfluß des Christenthums.

Wenige Menschen bezweifeln, vielleicht Niemand erfaßt ganz, eine wie große Stütze durch Religion der menschlichen Gesellschaft gegeben ist; kein Mensch wird vielleicht vollständig gewahr, wie sehr unsere moralischen und sozialen Empfindungen aus dieser Quelle genährt werden, wie machtlos das Gewissen werden würde ohne den Glauben an einen Gott; wie gelähmt die menschliche Wohlthätigkeit wäre, da nicht der Gedanke an eine höhere Güte, welche die menschliche belebt und erhält; wie plötzlich der ganze soziale Bau erschüttert und mit lautem Getöse in hoffnungslose Trümmer fallen würde, wenn der Gedanke an ein höchstes Wesen, welches einstens Rechenschaft fordern wird, und der Gedanke an ein zukünftiges Leben ganz aus der menschlichen Brust gerissen würde.

Laßt die Menschheit einmal glauben, daß alle Errungenschaften mit dem Tode aufhören, daß kein höherer Geist sich um menschliche Thaten bekümmere, daß die Schwachen keinen Beschützer, die Armen und Unterdrückten keinen Rächer haben, daß der Eid im Himmel nicht gehört werde, daß heimliche Ver-

brecher keinen andern Mitwisser haben, als den Thäter selbst, daß das menschliche Dasein keinen Zweck, menschliche Tugend keinen sichern Freund habe, daß dieses kurze Leben Alles und der Tod eine völlige Vernichtung für uns sei, laßt einmal die Menschheit die Religion vollständig aufgeben — wer kann erfassen, wer beschreiben die Trostlosigkeit, welche dann folgen würde?

Wir hoffen vielleicht, daß menschliche Gesetze und natürliche Sympathie die menschliche Gesellschaft zusammenhalten würde. — Ebenso gut könnte man auch glauben, daß, wenn die Sonne am Firmamente ausgelöscht werden würde, unsere Fackeln die Erde erleuchten, unser Feuer dieselben beleben und befruchten könne!

Was ist denn in der menschlichen Natur, um Achtung und Milde zu erwerben, wenn der Mensch ein unbeschütztes Insekt des Tages ist? Und was ist er mehr als ein Insekt, wenn Atheismus keine Lüge ist? — Reiße jeden Gedanken an Gott und jede Furcht vor dem unerbitterlichen Richter aus der menschlichen Brust — und Selbstliebe und Sinnlichkeit wird den Menschen zum Sklaven machen; Begierlichkeit ohne Zügel, Armuth und Leiden ohne Trost und Hoffnung würden menschliche Gesetze mit Füßen treten; Tugend, Pflicht, Grundsätze würden verspottet und verhöhnt werden als sinnlose Begriffe; niedrige Selbstsucht würde jedes andere Gefühl verdrängen, und der Mensch würde in der That das werden, wozu der Atheismus ihn verdammt — ein Genosse wilder Thiere.

Brave Arbeiter.

Vor etlichen Jahren starb nach dreiwöchentlicher schmerzlicher Krankheit ein Arbeiter Namens Franz German. Vor seinem Tode bat er einen ihn besuchenden Freund, seine kleine Habe, sobald er gestorben sei, zu verkaufen und den Erlös dafür seiner hochbetagten Mutter, die fern von ihm wohnte und regelmäßig von ihm Unterstützungen erhielt, senden zu wollen. Zugleich klagte der Sterbende unter Thränen, daß seine alte Mutter nach seinem Tode große Noth leiden würde, da er ihr nichts mehr senden könne. Sein Kamerad tröstete ihn damit, daß er und andere Arbeiter die alte Frau unterstützen wollten, — und Franz starb ruhig und gottergeben.

Vier Kameraden — es waren Mechaniker — sparten jetzt zusammen, um das gegebene Versprechen zu halten. Sie legten jeden Monat so viel zusammen, als Franz seiner Mutter zu senden pflegte, und ein feines Zartgefühl, das den Arbeitern alle Ehre macht, veranlaßte sie dazu, die alte Frau in dem Glauben zu lassen, das Geld komme von ihrem Sohne, weil sie glaubten, die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes möchte die gute Frau zu sehr betrüben.

So haben sie ihr Liebeswerk ganz im Stillen fortgesetzt, und erst beim Tode der alten Frau ist die Kunde davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Welch' eine edle Gesinnung unter dem Arbeiterkleide! Welch' ein schönes, nachahmenswerthes Beispiel!

Welche Opfer bringst du für deinen Glauben?

Wir sind katholische Christen, haben bisher im Schutze der wahren Kirche gelebt, aber zu verhältnißmäßig ruhigen Zeiten. Denke nun, lieber Leser, an jene gefährlichen Zeiten zurück, als der christliche Glaube an allen Orten mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Wie ging es da? Den katholischen Glauben bekennen, war eben so viel, als aller Güter beraubt, von Haus und Hof verjagt, in Gefängniß und Ketten geworfen, mit Schimpf und Schande überhäuft, mit allen erdenklichen Martern langsam hingerichtet werden. Was meinst du, wenn es noch jetzt so stände um das Bekenntniß unseres Glaubens? Rühmliche Zeiten waren es, als das Feuer der Liebe Gottes so mächtig in den Herzen der Christen flammte, daß sie, trotz Alles dessen, mit Freude Gut und Blut, Leib und Leben dem Glauben zum Opfer brachten. Aber wie würde es jetzt gehen, da die Liebe zu Gott in so vielen Herzen erkaltet ist? Wie, wenn ein Jeder von uns mit Gewalt ergriffen, und ihm nur die Wahl gelassen würde, entweder dem Glauben abzuschwören, oder hin in's Gefängniß, zur Folter oder an den Galgen zu wandern? Gott verdiente es zwar jetzt noch, seiner unendlichen Liebe wegen, daß wir ihm dieses Merkmal unserer Gegenliebe geben würden. Der ewige freudenvolle Himmel verdiente es wohl, daß wir, um ihn zu gewinnen, alle Peinen erdulden sollten. O wäre ich so glücklich, um des Glaubens willen gemartert zu werden! So denkst und wünschst du dir vielleicht, aber ein Anderes ist, auch wirklich so zu handeln. Du kannst dich vielleicht jetzt für zu schwach halten, unter solchen Prüfungen deinen Glauben zu bewahren; aber mit der Gnade Gottes wirst du können, was diese unzähligen Martyrer beiderlei Geschlechtes, von jedem Alter, Stande u. s. w. gekonnt haben. Dagegen bei solchen, die jetzt meinen, sie könnten es, käme es auf die Probe an; ich fürchte, nur Wenige würden standhaft bleiben. Wie, wir wollen Schmach und Spott gutwillig ertragen, da wir jetzt kein widersprechendes Wörtchen von unserm Nächsten erdulden können? da wir wegen einer kleinen, oft eingebildeten Beleidigung gleich in Feuer und Flammen gerathen? da wir oft aus Furcht, verlacht zu werden, uns nicht entschließen können, von einem Gebrauche in der Welt, der Gott mißfällig ist, abzustehen? Wir wollen unser Hab und Gut fahren lassen, da wir jetzt um einiger Groschen willen uns nicht scheuen, zu fluchen und zu schwören? da um eine Handvoll Gold Brüder und Schwestern oft Jahre lang im ärgerlichen Zanke leben? Wir wollten Kerker und Gefängniß, Bande und Ketten, Schmerzen und Peinen aushalten, da uns jetzt das kleinste Ungemach vom Gottesdienste abhält, die geringste Widerwärtigkeit verzagt und verwirrt macht? Wir wollten allen Anfechtungen bis zum Tode widerstehen, während uns jetzt der geringste Reiz, ein schmeichelndes Wort, ein verkehrter Weltgebrauch zur Sünde und Verachtung Gottes verleitet? Nein, mein lieber Leser! Laß uns redlich sein und mit Demuth bekennen, daß uns noch viel zu dem erstrebenswerthen Grade der christlichen Vollkommenheit fehlt.

(Für den „Sendbote.")

In der Tannenwirth

Von C. Arand.

(Schluß.)

VI.

Trostlos und schaurig kalt bra
über Gladbach an. Der
einmal heftig über die
Schneewehen an, während
chen gegen die dicht gefror
die Gesichter der Wanderer
ren. — An diesem Tage ve
des Kreuzes rasch gealtertes
ihre kalte, kleine Stube, u
tigen Arm ihrer treuen
Stätte des Jammers zu v
einst Verachteten und Ge
immer zu finden.

Kalt und leer standen die herrlichen, stolzen
aufgebaut hatte, da. Der Anblick derselben bereitete
Wie gerne wäre sie eiligst vorüber gehuscht, wenn n
nicht versagt hätten. Nur langsam, Schritt für Schr

„Alles in fremden Händen! Und — um einen
jammerte sie still vor sich hin.

„Morgen zieht der neue Besitzer auf," erklärte M

„Der neue Besitzer. Wer ist er denn? Wie heiß
gute alte Heimat nicht für sich erwerben konnte! Da

„Wirklich, Mutter, thut es Dir allen Ernstes
zitternder Stimme.

„Allen Ernstes," versicherte Rese mit leisem Schl
von Rechtswegen gehört. Und — wenn mir auch nu
mögens geblieben wäre, gewiß, ich würde es opfern, he
dies zu ermöglichen!"

Die beiden Frauen waren indeß in Maries
Tochter führte die schwache Mutter bis zu einem beq
welcher vor dem gedeckten mit kräftigen Speisen beset

„Mach' Dir's bequem, Mutter! Und nun woll
Mittagsmahl einnehmen und dabei will ich Dir auch
Besitzer der Tannenbrauerei-Wirthschaft und -Hof ist."

„So, ist er's doch?" rief Rese. „Ach, Gott im
ihm von Herzen gönne; denn an der Pforte des Tode
vor das Auge der Seele."

Marie konnte der reuigen Frau den Trost geben

in der That das ganze Anwesen seines Stiefbruders gekauft habe und mit Hilfe seines Schwiegervaters, der ihm eine große Summe für den übernommenen Hof herausbezahlt, auch mit begründeter Aussicht auf guten Erfolg übernehmen könne.

„Ja, ja! Unser Herrgott, der ist gerecht! Der Vater selig hat's mir noch auf dem Todbett zugerufen; aber damals war ich halt noch verblendet. Ich mußte zuerst zermalmt und gesiebt werden, bis ich's einsehen lernte. Jetzt hat der Fritz, was ihm von Anfang an und von rechtswegen gehört. Und der Anton mußte es ihm noch neu und prächtig herrichten. Ich weiß, daß der Fritz das Geschäft wieder in Flor bringt, so, daß es den alten, guten Ruf wieder kriegt," erklärte die Wittwe.

Die heißen Reuethränen stürzten Frau Rese Graub gar manche Stunde lang über die gefurchten Wangen herunter.

„Wie schrecklich, grausam war ich doch mit Euch, besonders mit Dir, Marie. Und Du hast mich nun vor dem Armenhaus bewahrt."

„Ich hab' Euch dem Fritz abgeschwatzt, Mutter! Er wollte Euch in Euerm Stüble belassen, allein ich behauptete: Mutter und Tochter gehören zusammen und mein Mann stimmte mir bei. Und er und meine Kinder, die freuten sich so sehr auf Dich."

Wie sehr Rese sich vor Bruker zu schämen hatte, wagte sie gar nicht zu sagen und kaum daran zu denken. Sie antwortete daher nur:

„Gott wollte mein Leben noch nicht; ich mußte doch den Kelch der Verdemüthigung bis auf den letzten Tropfen trinken."

All' ihr tiefster Jammer war nach wie vor ihr Anton; nur mit dem Unterschied, daß ihr jetzt seine versunkene Seele den Hauptkummer bereitete. Die richtige Erkenntniß erfüllte Reses Herz. Sie klagte sich an, die Schuld daran zu tragen und betete jetzt beständig um Antons Bekehrung.

Mit ihrer Marie und deren Kinder begab sie sich täglich in die Kirche und flehte ganz besonders zum göttlichen Herzen Jesu um Gnade und Erbarmen für den verlorenen Sohn.

Verschiedene Jahre war sie ohne jegliche Nachricht von dem Flüchtling. Die Geschwister hatten sich alle Mühe gegeben, ihn auszukundschaften, doch vergebens. Man nahm zuletzt an, Anton sei gar nicht in der Schweiz, sondern in Amerika.

Frau Eulalia Graub machte der verhaßten Schwiegermutter wenig Ehre. Sie lebte in ihrer Heimat so, als hätte sie nie einen Mann gehabt. Trotzdem zürnte ihr die Rese nicht mehr, sondern betete um Antons willen auch für sie. Bei all' ihren körperlichen Gebrechen, ihrer Schwäche und Magerkeit suchte Rese immer noch einiges zu arbeiten. Ihre Schmerzen, ihre Arbeit und all' ihren Kummer opferte sie Gott auf im bittenden Sinne für ihren Herzenssohn.

Eines Abends saßen die Frauen und Männer Bruker und Graub bei der neuerdings erkrankten Großmutter beider Familien. Man sprach von dem fernen Anton.

„Mutter! Heut' hab' ich selbst und mit Absicht vom Anton zu sprechen begonnen. Erschrecket nicht, wir haben Nachricht von ihm."

Die Rese faltete die mageren Hände wie zum Gebet und sagte: „Lieber Gott, was immer kommen mag, ich will es tragen.“

„Eine genaue Nachricht ist's,“ sagte Marie, „und in Deinem Sinn eine gute; denn der Anton scheint sich zu Gott bekehrt zu haben. Hier ist ein Brief von ihm.“

„Ein Brief! O, lese ihn mir vor, meine Augen haben, wie Du weißt, die Sehkraft beinahe verloren.“

Marie las den Brief laut vor.

„Liebe Mutter! Vor Allem bitte ich Dich um Verzeihung für das viele Leid, das ich Dir angethan. Ich raubte Dir den letzten Pfennig Geld und verließ Dich in der Todesnoth. Die zwei Thaten genügen ja vollständig, um meine Verdorbenheit und Niederträchtigkeit darzuthun. Ich habe mit dem vielen Geld, das ich mitnahm, noch ein Jährchen flott gelebt, dann kam die bittere Armuth. Wollte ich nicht wegen Mittellosigkeit in die Heimat geschoben werden, so mußte ich arbeiten. Hart und schwer mußte ich schaffen und sehr oft glaubte ich körperlich zu erliegen, denn ich war ja keine Arbeit gewöhnt. Seit bald einem Jahre bin ich leidend und ich fühle es, ich kann nicht mehr vollständig gesunden. Gott der Herr ist gerecht. Er hat auch mich gefunden und gedemüthigt. Im Kanton Argau fand ich gute Leute. Sie nahmen mich auf und als ich zuletzt in's Spital kam, wurde ich von den barmherzigen Schwestern gepflegt und auf den rechten Weg geleitet. Dich, meine arme Mutter, wähnte ich todt und ich glaubte nicht anders, als Deinen Tod direkt herbeigeführt zu haben. Mein Gebet galt Deiner abgeschiedenen Seele. Da erfuhr ich von einem reisenden Handwerksburschen, der in der Nähe Grabbachs zu Haus ist, daß Du lebst und von meinen Geschwistern verehrt und verpflegt wirst. Wie ich dem barmherzigen Gott dafür danke, kann ich Dir nicht beschreiben. Aber nun habe ich auch große Sehnsucht nach Dir; ich möchte Dich und meine Geschwister mündlich um Verzeihung bitten. Liebe Mutter, frage den Fritz, ob er einen Knecht um's Essen brauchen kann. Ich möchte heim und dort sterben. Mehr als die Nahrung verdiene ich nicht mehr.“

„Armer Anton! Armer Bub'!“ rief Rese ein über das andere Mal.

„Sei ruhig, Mutter! Ich reise morgen nach Argau und hole ihn heim,“ sagte Fritz Graub mit bestimmten Tone.

„O Fritz! o Marie! So wie Ihr zwei Euch an mir und an Anton rächet, so kann sich nur der wahre, echte Christ rächen,“ rief Rese weinend aus.

Die arme Mutter sah also ihren einst so schönen, übermüthigen Sohn wieder. Im Gewande des Bettlers, krank und elend, aber mit geretteter Seele. Er konnte nicht lange mehr der Knecht des Fritz sein, weil seine körperliche Kraft sich rasch aufzehrte. Mutter und Sohn starben im Laufe von einer Woche nacheinander. Versöhnt mit Gott und der Welt als ein Beispiel, daß Gott der Lenker der Geschicke und der gerechte Retter Aller ist, die auf ihn bauen.

— Wer ein Geschäft beginnt, der kann keine bessere Ordnung halten, als daß er mit Gott anfange und mit Gott wieder aufhöre.

Vom Büchertisch.

1. Wir bitten unsere Leser nachstehende Bücher bei Benziger Brothers in Cincinnati, O., zu bestellen. Wir selbst besorgen keine Bestellungen, da wir keine Buchhandlung besitzen.

2. Man erwähne stets den „Sendbote" beim Ankauf nachstehender Bücher.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur.

Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago.

Meditations on the Passion of Our Lord. Together with a **Manual of the Black Scapular of the Passion** and Daily Prayers. Translated from the Italian by a Passionist Father. 24o, 275 Seiten. Preis geb.: 50 Cts.

Das von den Passionistenvätern ertheilte schwarze Skapulier wird nach seinem Zweck und Inhalt in diesem schönen Betrachtungsbüchlein erklärt. Es verdient deshalb besondere Beachtung. Recht eindringlich sprechen die 31 Betrachtungen zum Herzen des frommen Benützers.

Jesus Christus, unser unerschöpflicher Reichthum. Betrachtungen über das Leben und Leiden Unseres Herrn mit einem Anhang täglicher Gebete. Von P. Philibert Seeböck, O. Fr. Min. Mit Druckbewilligung des Hochw. Bischofs von Chur und mit Erlaubniß der Ordensobern. 1905. 24o, 448 Seiten. Preis geb.: 70 Cts.

Der Verfasser schreibt in der Vorrede: „In 40 Betrachtungen sind die lehr- und gnadenreichsten Geheimnisse des Lebens und Leidens unseres göttlichen Erlösers dargestellt; jede einzelne Betrachtung enthält eine Erwägung, in welcher Gott zur Seele redet, ein Gebet, in welchem die Seele zu Gott spricht, und eine geistliche Frucht als reichen Gewinn aus den Tugenden und Verdiensten Jesu Christi. Im zweiten Theile sind fromme Andachten zum Gebrauche in der Kirche beigegeben." Möge das Buch weite Verbreitung finden.

Meßbuch für Weltleute enthaltend zweiundfünfzig sehr kräftige, andächtige und herzliche Meßandachten nebst allen gewöhnlichen Andachtsübungen. Von einem Priester aus der Diözese Basel. Neu revidirt von Johann Tschümperlin, Pfarrer. 40. verbesserte Auflage. Mit Druckbewilligung des Hochw. Bischofs von Chur. 1905. 24o, 656 Seiten. Preis geb.: 65 Cts.

Großer Druck und Reichhaltigkeit der Andachten zeichnen dieses Buch aus. Obgleich es auch besondere Rücksicht auf Trier und Oesterreich nimmt, paßt sein Inhalt auch für unser Land. Die Herz-Jesu-Litanei sollte aber nicht fehlen.

Von der Bonifazius-Druckerei in Paderborn, Europa.

Des Fegfeuers Schlüssel und Schild, um die Armen Seelen zu erlösen und uns gegen das Fegfeuer zu schützen. Ein Gebet- und Unterrichtsbuch von Kaspar Papencordt, Priester der Diözese Paderborn. Achte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 24o, 376 Seiten. Preis geb.: Von 1 M. bis 1 M. 80 Pf.

Nicht allein für den Monat November, sondern für allgemeinen Gebrauch können wir das köstliche Andachtsbuch empfehlen. Es macht uns mit den wirksamsten Mitteln zur Hilfe der leidenden Seelen im Fegfeuer bekannt und ertheilt auch kräftige Warnung nach Möglichkeit den Peinen zu entgehen. Die beigefügten Gebete und Andachten erhöhen den Werth des gut ausgestatteten und billigen Buches.

Philothea oder Anleitung zu einem frommen Leben von dem heiligen Franz von Sales, Fürstbischof von Genf. Aus dem Französischen übersetzt von einem Priester der Erzdiözese Köln. Nebst einem Anhange von Gebeten. Mit kirchl. Druckerlaubniß. Zweite, verbesserte Auflage. 24o, 519 Seiten. Preis brosch.: 55 Pf.; geb.: 75 Pf.

Mit Recht nennt der Herausgeber dieser vorzüglichen Uebersetzung das Werk einen sicheren und frommen Führer, dessen Genauigkeit der Lehre, dessen Weisheit der Rathschläge, dessen Salbung anzieht und fesselt. Die im Zeitalter des Verfassers herrschenden irrigen naturwissenschaftlichen Ansichten, welche zur Veranschaulichung der vorgetragenen Lehren benützt wurden, ließ der Herausgeber unverändert. Der Druck und Einband dieser Ausgabe sind sehr gefällig.

Kleines Brevier zu Ehren des heil. Herzens Jesu. Tagzeiten für jeden Tag der Woche, nebst den notwendigsten Gebeten. Auszüge aus dem Leben und den Werken der seligen Margareta Maria. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von C. Britz. Siebzehnte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. 32o, 192 Seiten. Preis geb.: Von 60 Pf. bis 80 Pf.

Dieses Büchlein schöpft aus den Schriften der sel. Marg. Maria Alacoque, die als vorzügliches Werkzeug zur Beförderung der Andacht zum hlst. Herzen Jesu erwählt wurde. Wer also im Geiste dieser gottbegnadigten Dienerin zu beten wünscht, greife zu diesem Brevier.

Wir erhielten aus dem reichhaltigen Verlage dieser rührigen Firma folgende empfehlenswerthe Theaterstücke:

1. **Der hl. Potitus oder Getreu bis in den Tod.** Ein Schauspiel (aus der Zeit der Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Antonius Pius im Jahre 154 n. Chr.) in fünf Aufzügen. Frei nach der Legende von Friedrich Schare. Kl. 16o, 68 Seiten. Preis: 50 Pf. Für männliche Rollen.

2. **David als Krieger.** Biblisches Schauspiel von Nic. Simeon, S. J. Kl. 16o, 64 Seiten. Preis: 45 Pf. Für männliche Rollen.

3. **Die lebendige Bildsäule** oder **Auf den Leim gegangen.** Ein lustig Schwänklein voll List und Ränklein in einem Aufzuge von Wendel Kiefer. 4. Auflage. Kl. 16o, 36 Seiten. Preis: 45 Pf. Für männliche Rollen.

4. **Spießbürger und Vagabunden.** Schwank mit Gesang in 1 Akt von August Günther. Kl. 16o, 18 Seiten. Preis: 30 Pf. Für männliche Rollen.

5. **Im Redaktionszimmer der „Pomuchelner Zeitung".** Schwank mit Gesang in 1 Akt von August Günther. Kl. 16o, 18 Seiten. Preis: 30 Pf. Für männliche Rollen.

6. **Das lenkbare Luftschiff.** Schwank in einem Akte von W. Hartmann. Kl. 16o, 23 Seiten. Preis: 30 Pf. Für männliche Rollen.

7. **Treu bis in den Tod.** Drama in fünf Akten von P. Ambros Schupp, S. J. Kl. 16o, 118 Seiten. Preis: 60 Pf. Für männliche Rollen.

Für katholische Vereine, welche dramatische Vorstellungen und sonstige Unterhaltungen veranstalten, sehr passend.

Bonifacius-Broschüren. Populäre Erörterungen über den Katholizismus und die Einsprüche seiner Gegner. 36. Jahrgang. 24o, 400 Seiten. Preis: 1 M. 20 Pf.

Die Aufgabe der Bonifazius-Broschüren besteht darin, zuverlässige Aufklärung über umstrittene Wahrheiten der katholischen Religion zu geben, frevelhafte Angriffe in versöhnlicher Weise abzuweisen und Belehrung den wohlwollenden Gegnern darzubieten. Vorliegender Jahrgang besteht aus 2 Doppelteften und 10 einfachen Heften. Obgleich mehr für deutsche europäische Verhältnisse bestimmt, können dieselben doch mit Nutzen auch in unserem Lande verbreitet werden. Das erste Heft des 37. Jahrganges liegt schon vor, es handelt vom Katholikentag in Straßburg.

Von B. Herder in St. Louis, Mo.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Mit Textbildern, Tafeln und Karten. Gr. 8vo, 96. und 97. Heft. Von Seite 1345—1504 (doppeltspaltig) mit Beilagen: Marine (Textbeilage); Marmor (Farbentafel mit 9 Bildern und Text); Maß und Gewicht (Textbeilage). 98. und 99. Heft. Von Seite 1505—1696 (doppeltspaltig) mit Beilagen: Medizin (Textbeilage); Meer (Textbeilage); Menschenrassen (Karte mit Text); Messe (Textbeilage); Metallzeit (Tafel mit 28 Bildern); Meteoriten (Tafel mit 9 Bildern und Text); 100. Heft. Von Seite 1697—1792 (doppeltspaltig) mit Beilagen: London (Karte in Farbendruck); Michelangelo (Tafel mit 5 Bildern und Text); Mikroskop (Tafel mit 12 Bildern und Text); Milch (Tafel mit 7 Bildern und Text). Das ganze Werk wird 180 Hefte, zu 30 Cts. für das einzelne Heft, oder 8 Bände geb. in Halbfranz, zu net $3.50 (per Band) umfassen.

Ein Konversations-Lexikon kann nur dann Anspruch auf Beachtung verlangen, wenn es zuverlässige Auskunft ertheilt. Trotz seiner knappen Einrichtung geschieht dieses durch das vorliegende Werk, aus welchem man schnell gediegenen Aufschluß über die unzähligen Fragen der Geschichte, der Kunst, der Literatur und des Gesellschaftslebens erhält. Vermittelst der Textbeilagen und eingestreuten Bildern wird diese Aufgabe desto anschaulicher und faßlicher erfüllt. Hoffentlich wird das Werk auch die verdiente Anerkennung erlangen. Der fünfte Band liegt nun vollständig vor und führt das Werk bis zum Worte Mira. Hoffentlich findet dieses rasche Fortschreiten des großartigen Werkes die ver-

diente Anerkennung, indem auch die Zögernden sich zur Anschaffung des Lexikons entschließen. Es gibt faktisch im ganzen katholischen Verlag der Weltliteratur kein besseres und zuverlässigeres Nachschlagewerk, als eben vorliegendes.

Indianersommer. Neue Lieder und Gedichte, von Johannes Rothensteiner. 1905. 16o, VIII+214 Seiten. Preis geb.: $1.00 net.

Der hochw. Johannes Rothensteiner, Pfarrer zu Fredricktown, Mo., hat uns durch diese prächtige Sammlung formvollendeter Gedichte wiederum angenehm überrascht. Erst vor kurzer Zeit veröffentlichte der gewandte und hochbegabte Dichter sein Erstlingswerk „Hoffnung und Erinnerung", welches von Kennern des In- und Auslandes hoch gepriesen worden ist. Wir sind fest überzeugt, daß auch die vorliegende herrliche Gabe freudigst begrüßt und freundlichst aufgenommen wird. Nur möchten wir unsere zahlreichen Leser besonders bitten, den Inhalt selbst zu genießen und das Werk auch als Weihnachtsgabe in Freundeskreisen zu verbreiten.

The Immortality of the Soul. By the Rev. Francis Aveling, D. D. 1905. 16to. 69 Seiten. Preis brosch.: 15 Cts.; geb. 30 Cts. net.

Diese Abhandlung gehört zur gehaltvollen Sammlung „Westminster Lectures" und wurde in Form einer Vorlesung in England und Schottland vorgetragen. Die Beweisführung schmiegt sich an die Werke des hl. Thomas von Aquin an und setzt einen gewissen Grad philosophischer Bildung voraus. Im Anhange werden die bedeutendsten Einwürfe kurz zurückgewiesen. Eine Liste der benützten Werke und Hinweisungen auf angezogene Stellen aus den Werken des hl. Thomas bilden den Schluß der empfehlenswerthen Arbeit.

Von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz und Leipzig.

Leicht faßliche Christenlehrpredigten für das katholische Volk. Herausgegeben von P. Paulus Schmillinsky, Benediktiner von Göttweig und Pfarrer, umgearbeitet von P. Engelbert Gill, O. S. B. Erster Band: **Von dem Glauben.** Zweite umgearbeitete Auflage. 1905. 8vo, VII+289 Seiten. Preis brosch.: 3 M. 60 Pf.

Diese Christenlehrpredigten verdienen wegen ihrer prägnanten Kürze, ihres reichen Inhaltes und ihrer ansprechenden Form die geneigte Beachtung der Katecheten. Sie wurden vor Erwachsenen gehalten. Es sind keine allgemeinen Erörterungen mit langen moralisirenden Ermahnungen, sondern auf der echten Glaubenslehre fußend, entwickelt jeder einzelne Vortrag den Inhalt der Katechismusfrage und fügt diesen Erläuterungen passende Beispiele hinzu. Die Hl. Schrift wird mit Vorliebe zitirt. Diese zweite Auflage weicht von der ersten in manchen Stücken ab und der Benützer kann sich leicht überzeugen, daß erstere viele Verbesserungen aufzuweisen hat. Möge das Werk, das auf drei Bände berechnet ist, weite Verbreitung finden.

Von der Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirch (Rhld.) Europa.

Der beichtende Christ. Moralisch-aszetische Anleitung zur Lösung der Zweifel im christlichen Leben. Von P. Fruktuosus Horkenmaier, Priester der bayerischen Franziskanerordensprovinz. Nebst einem Anhang der täglichen Gebete. Kirchlich gutgeheißen. 3. Auflage. Kl. 16o, 560 Seiten. Preis geb.: 2 M.

Wiederholt haben wir das vorliegende Beichtbuch unseren Lesern empfohlen. Der Verfasser bietet dem Benützer eine Art Moraltheologie, in welcher in verständlicher Weise den vielfachsten Gewissensbedenken kurze Aufklärung ertheilt wird. Es wird deshalb wiederum recht eindringlich empfohlen.

Todtentafel.

Wir sind stets bereit, die Namen der verstorbenen Mitglieder des Christlichen Mütter-Vereins im „Sendbote" anzugeben, und bitten deshalb, uns die Namen einzusenden.

Gestorben sind: Elisabeth Theisen, am 3. Oktober 1905, Mitglied des Zweiges der St. Laurentius Gemeinde zu Milwaukee, Wis.; Frau Maria Mutter, am 24. Oktober 1905, Mitglied des Zweiges der St. Peters Gemeinde zu Chicago, Ill.; Theresia Trendle, am 25. Oktober 1905, Mitglied des Zweiges der St. Georgius Gemeinde zu Cincinnati, O.

P. Maximilian Schaefer, O. F. M., Redakteur des „Sendbote,“
besorgt bereitwilligst Aggregations-Diplome für das Gebetsapostolat und die Herz-Jesu-Bruderschaft, Aufnahmescheine in das Gebetsapostolat und in die Herz-Jesu-Bruderschaft, Monatszettel für die drei Grade des Gebetsapostolates, Register, Beförderungsdiplome und Abzeichen.
Man adressire: **“SENDBOTE,” 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.**

Das Gebetsapostolat in Portugal. — Die Redaktion des portugiesischen „Sendbote“ hat einen 200 Seiten umfassenden Bericht über den Fortschritt des Gebetsapostolates während des Jahres 1903 herausgegeben. Jeder der 874 Lokalvereine, die in 17 Diözesen des Heimatlandes und der Kolonien bestehen, hat nach Lissabon genaue Angaben geschickt. Aus denselben geht hervor, daß gerade das Gebetsapostolat einen bedeutenden Antheil hat an der geistigen Erneuerung Portugals, die sich langsam aber sicher vollzieht. Die Zahl der Apostolatsmitglieder des ersten Grades beläuft sich auf 770,428 und weist einen starken Zuwachs im Vergleich zu den früheren Jahren auf.

Zur Herz-Jesu-Kirche in Koekelberg-Brüssel wurde am 12. Oktober der Grundstein gelegt. An der Feier betheiligten sich der König Leopold, der Herzog von Arenberg, Kardinal Goossens, die Pfarrer und Ordensleute Brüssels, Minister, Senatoren, Deputirte. Ein Kommittee der Provinz Brabant hatte die Sache in die Hand genommen, mit dem Herzog von Arenberg an der Spitze. Dieser dankte dem König für das bewundernswerthe Beispiel, das er dem ganzen Lande durch die Legung des ersten Steines für jene Basilika gebe, die bestimmt sei, das größte und schönste religiöse Denkmal Belgiens zu sein. „Diese Basilika verdankt Eurer Majestät mehr als nur ihren Grundstein, sie dankt ihr den Entwurf und ihre fromme Bestimmung.“ Den Bau unternimmt übrigens bekanntlich ein nationales Kommittee mit Hilfe von Mitteln, die im ganzen Lande gesammelt werden. Ob man die alten belgischen Dome an Schönheit ebenso überbieten wird, wie man sie an Größe zu übertreffen gedenkt, ist eine Frage, deren Bejahung jedenfalls nicht durch das Urbild der Koekelberger Kirche, die Montemartrekirche in Paris und ihr ästhetisches Verhältniß zu Notre Dame, nahegelegt wird. In der Koekelberger Kapelle ging der Grundsteinlegung ein religiöser Akt vorher, bei welchem Kardinal Goossens eine Ansprache hielt und Kenntniß gab von einem päpstlichen Schreiben, in dem der Ueberzeugung Ausdruck gegeben wird, daß der zu erbauende Tempel ein glänzendes Kunstwerk sein werde, würdig des Ansehens und der Größe der Nation. Auch hat Pius X. bereits einen Kelch für die Kirche gestiftet. Nach der religiösen Feier ging man zur Grundsteinlegung selbst über. Als der König eine wohlgehäufte Kelle von Mörtel aufstrich, sagte er zu seiner Nachbarschaft: „Das ist eine wichtige Arbeit, und es liegt mir daran, sie nach allen Regeln auszuführen; übrigens der Mörtel, der kennt mich; Sie wissen, daß ich oft Maurer bin.“ Anderswo ist es Brauch, einen sinnvollen Segenswunsch

dem Akt hinzuzufügen, was besonders bei der Grundsteinlegung für eine Kirche naheliegt. Wir sind sicher, daß die belgische Presse die Aeußerung des Königs gelegentlich einmal zu einem Wortspiel benutzen wird, das an den mehrfachen Sinn des Wortes Maurer anknüpft. — Die Herz-Jesu-Kirche wird zwar hinsichtlich der bedeutsamen Lage und nationalen Bedeutung dem Vorbilde der Montmartrebasilika entsprechen, jedoch ist für dieselbe der gothische Stil gewählt. Sieben Thürme sollen das Gotteshaus krönen, das 118 Meter Länge, 70 Meter Breite und 38 Meter Höhe bis zum Gewölbe haben wird. Der Vierungsthurm wird eine Höhe von 146 Meter erreichen und somit der höchste des ganzen Landes werden.

Der Hl. Vater hat an den Kardinal-Erzbischof Gooffens von Mecheln und die übrigen belgischen Bischöfe unter dem 12. September im Anschluß an die Grundsteinlegung der Herz-Jesu-Kirche das folgende Schreiben gerichtet: „Im Augenblicke, wo die zum Gedächtnisse der Inauguration des Königreiches in Eurem Lande veranstalteten Feste sich ihrem Abschlusse nahen und man, zur Genugthuung für die Wünsche einer großen Zahl Belgier und hauptsächlich Sr. Majestät Leopolds II. zur Grundsteinlegung der, Dank der allgemeinen Opferwilligkeit, zu Ehren des hlst. Herzens Jesu zu errichtenden Basilika schreiten wird, beeilen Wir Uns, an Euch Unsere Glückwünsche zu richten und Euch die Bitten auszudrücken, die Wir aus ganzem Herzen richten für den Erfolg des großen Unternehmens, dessen erste Ergebnisse man bald wahrnehmen wird. Seit Wir die fromme Absicht des Königs erfuhren, haben Wir sie laut gebilligt und gelobt und Uns der ersten Gelegenheit bedient, Sr. Majestät selbst Unsere Gesinnungen diesbezüglich übermitteln zu lassen. Und heute ist es Uns gleich angenehm, ein ganz besonderes und verdientes Lob dem Eifer der Bischöfe zu erweisen, die durch ihre rührigen Bemühungen es zu Wege brachten, daß das gläubige Volk sich mit großem Eifer dieser edlen Unternehmung anschloß. Das erhabene Königreich Belgien ist innig dem Glauben und dem Kulte unserer heiligen Religion ergeben. Auch ist kein Zweifel, daß das bei Euch zu errichtende Gotteshaus ein Werk herrlicher Kunst sein wird, würdig des Rufes und der Größe der Nation. Ebenso ist kein Zweifel, daß die Errichtung eines so schönen Denkmales der öffentlichen Frömmigkeit auf Euch in der Folge ein reicheres Maß göttlicher Güte ausströmen machen wird. Solches sind die Wünsche, die Wir fassen; das sind Unsere heißesten Wünsche und Wir werden Gott bitten, sie zu verwirklichen. Wir wollen Euch einen Beweis dafür geben, indem Wir Euch diesen Altarkelch anbieten, den Wir für die künftige Basilika bestimmen, damit er ein Andenken und ein Zeichen Unserer Sympathie sei." Das Schreiben schließt mit der Ertheilung des apostolischen Segens.

Zur Heiligsprechung der seligen Margaretha Maria Alacoque. — In Anbetracht der schnellen und tröstlichen Fortschritte der Herz-Jesu-Verehrung in Spanien, und in der Ueberzeugung, daß in dieser Andacht und Verehrung das wirksamste Mittel zur Beseitigung der uns umgebenden Uebeln und Gefahren zu finden sei, haben die ehrwürdigen Vorsteherinen der Genossenschaft von der Visitation von Notre-Dame und Madrid den Entschluß gefaßt, ein Schreiben an den hl. Stuhl einzureichen, mit der Bitte, die Heiligsprechung der seligen Margaretha Maria Alacoque bald vorzunehmen. — Der „Sendbote" von Tournay fügt dem Bittgesuch folgendes hinzu: „Eine ähnliche Bewegung geht auch in Frankreich gegenwärtig vor sich. Wir kennen edle Christen, die dem göttlichen Herzen Jesu innig ergeben sind, die sich durch Gebete und Bußwerke vereinigen zum innigen Flehen und Bitten an das göttliche Herz Jesu, um die wunderbaren Kundgebungen der seligen Margareaha Maria Alacoque zu erhalten, die noch zu ihrer Heiligsprechung erforderlich

sind. Möchten doch alle, die sich für diese große Angelegenheit interessiren, sich mit diesen apostolischen Seelen in ihren inbrünstigen Gebeten und großherzigen Opfern vereinigen, um die Verherrlichung der treuen Dienerin des göttlichen Herzens Jesu zu beschleunigen."

Der Immakulata-Verein zum Schutze der Jugend. — Eine schöne Frucht des Jubiläums der Unbefleckten Empfängniß ist der Immakulata-Verein zu Freiburg und in der Schweiz. Die fromme Vereinigung umfaßt katholische Jungfrauen und Frauen und hat den Zweck, durch die Mittel des Gebetes und der That die Unschuld des Kindes zu schützen und zu sichern. Der Hl. Vater bringt dem Werke das lebhafteste Interesse entgegen, wie das Schreiben beweist, das er durch den Kardinal-Staatssekretär an den Urheber des Planes richtete und dem wir folgende Zeilen entnehmen: „.... Sie wissen, mit welcher Sorgfalt der Hl. Vater sich stets der Erziehung der Jugend angenommen hat und mit welchem Eifer er inmitten seiner Hirtensorgen als Pfarrer, Bischof und Papst bestrebt war, für die Gesellschaft und für die Kirche ein Geschlecht von reinen und musterhaften Gläubigen heranzuziehen. Darum hat auch Freude und Genugthuung das Herz des Hl. Vaters erfüllt über Ihren großartigen Gedanken, demgemäß Sie, in der Ueberzeugung, daß ein großer und schöner Bau sich nur auf einem guten Fundamente erheben kann, gerade das Fundament der menschlichen Gesellschaft — die unschuldigen Seelen der Kinder — gegen alle zerstörenden Einflüsse schützen zu wollen..... Für alles dieses spricht Ihnen der Hl. Vater öffentlich seine Anerkennung aus und ertheilt Ihnen und dem neuen Verein seinen apostolischen Segen als Unterpfand der himmlischen Gnaden, welche dem Vereine nicht fehlen, und als Bürgschaft seines Gedeihens und der Unterstützung seitens aller Gutgesinnten, welche gewiß nicht ausbleiben werden."

Der hochw. Jesuiten-Pater Anton J. Maas ist nach Vollendung seines 25. Jahres in der Jesuiten-Anstalt für höhere Studien in Woodstock zum Mitglied des Redaktionsstabes vom „Messenger" ernannt worden und wird künftig in New York City wohnen. Er war 15 Jahre lang Professor der Hl. Schrift, während welcher Zeit er verschiedene Werke, wie „Das Leben Christi", „Ein Tag im Tempel", u. s. w. verfaßte und nebenbei eine große Zahl diesbezüglicher Artikel für verschiedene Zeitschriften, speziell für die „Ecclesiastical Review" schrieb. Er wird neben der Ausführung seiner editoriellen Stellung seine Forschungen und Studien in Hinsicht auf die Hl. Schrift fortsetzen.

Kindheit Jesu Verein. — Wir entnehmen folgende Einzelnheiten aus dem neuesten Jahresbericht des höchst segensreich wirkenden Kindheit Jesu Vereins. Es gingen vom 1. März 1904 bis 28. Februar 1905 im Ganzen ein 2,955,643.03 Mark (Mark = 24 Cents). Die Deutschen in Europa und Amerika steuerten bei die Summe von 691,045.96 Mark. Vertheilt wurden an 223 Mittelpunkten die Summe von $696,900.00 = 2,900,000.00 Mark. Die Indianerschulen erhielten davon $4000.00, St. Francis (P. Digmann) $400.00, und Galveston $600.00. — Nach den letzten Berichten unterstützt der Kindheit Jesu Verein in beinahe elf Tausend Anstalten in Asien, Ozeanien, Amerika und Afrika 353,318 Kinder, welche von heidnischen Eltern geboren und zur katholischen Religion bekehrt wurden. Wir möchten zum Schlusse die Aufmerksamkeit der Leser auf die Worte eines eifrigen Seelenhirten lenken, welcher sagte: „Ich gehöre zu jenen, deren Meinung dahin geht, daß diese beiden Werke der christlichen Charitas, der Verbreitung des Glaubens nämlich, und des Kindheit Jesu Vereins, weit entfernt, den Lokal-Werken zu schaden, im Gegentheil den Segen Gottes auf unsere Pfarreien herabziehen."

Die erste hl. Kommunion der Kinder und die Theilnahme der Eltern und Anverwandten derselben an dieser heiligen Handlung bildet den Gegenstand

eines Dekretes der hl. Kongregation für Abläſſe. Nachdem der Hl. Vater, Papſt Pius X., für Rom eine feierliche Vornahme der erſten hl. Kommunion angeordnet, hat der Hl. Vater jetzt für die Univerſalkirche allen Erſtkommunikanten und deren Blutsverwandten bis einſchließlich des dritten Grades, wenn die letzteren zu gleicher Zeit mit den Kindern die hl. Kommunion empfangen, einen vollkommenen Ablaß verliehen und iſt zur Gewinnung dieſes Ablaſſes nur noch ein Gebet auf die Meinung des Hl. Vaters nothwendig.

Eine hohe Vergünſtigung. — Pater Vido, General des Kamillianer-Ordens, ſuchte bei der Ritenkongregation um die Erlaubniß nach, daß den Geiſtlichen ſeiner Kongregation geſtattet werde, in den Sälen der Krankenhäuſer und in jedem Krankenzimmer bei Privaten die heilige Meſſe an einem Tragaltare (altare portatile) leſen zu dürfen. Die Ritenkongregation geſtattete allen Geiſtlichen des Kamillianer-Ordens, ſo lange ſie demſelben angehören, das Meſſeleſen in Spitalſälen, dagegen wurde der zweite Theil des Geſuches nur inſofern bewilligt, als der General und die Provinzialoberen mit Erlaubniß des Diözeſanbiſchofs die Patres beauftragen können, auch in Privathäuſern in den Krankenzimmern das heilige Meßopfer darzubringen.

Tod einer Klariſſin. — Die vielen Freunde der Armen Klariſſen werden mit Bedauern die Nachricht von dem Tode der ehrwürdigen Mutter M. Veronika vernehmen, welche am 9. November nach kurzer Krankheit in dem Klariſſen-Kloſter zu Chicago ſelig im Herrn entſchlief, und am 11. November beerdigt wurde. Mutter M. Veronika war die älteſte Tochter des Freiherrn Ludwig Moritz von Elmendorff und der Freifrau Aline von Kerkerink-Borg, und wurde zu Vechta in Oldenburg geboren und erreichte ein Alter von ungefähr 60 Jahren. Sie war durch Bande der Verwandtſchaft mit den erſten adeligen Familien Weſtfalens verbunden. — Im Alter von 23 Jahren trat ſie in das Klariſſen-Kloſter zu Düſſeldorf ein und wurde 1877 durch ihre Vorgeſetzten mit vier anderen Schweſtern, darunter die ehrw. Mutter Joſepha, nach Cleveland, O., geſchickt, um dort ein Kloſter ihres Ordens nach der ſtrengen Reform der hl. Coleta zu gründen. Sie leitete dieſes Kloſter bis gegen das Ende des Jahres 1887, wo ſie auf ihr inſtändiges Bitten von der Würde ihres Amtes befreit und Mutter M. Joſepha an ihrer Stelle zur Oberin gewählt wurde. Im Jahre 1893 gründete ſie mit Mutter M. Joſepha und ſechs Schweſtern das Klariſſen-Kloſter in Chicago, welches ſie bis 1902 als Abtiſſin regierte, worauf die ehrw. Mutter M. Joſepha ihr wiederum in dieſem Amte folgte. Es geſchah gewiß nicht ohne beſondere Zulaſſung Gottes, daß ihre Bitten, nicht wieder zur Abtiſſin gewählt zu werden, Erhörung fanden; denn ſchon im April 1904 wurde durch einen Schlagfall ihre ganze rechte Seite gelähmt. Sie ertrug dieſes Leiden mit vollkommener Ergebung in den göttlichen Willen, mit Starkmuth und Fröhlichkeit und war bis zu ihrem ſeligen Ende die Stütze der Kommunität und der Troſt und die Erbauung aller Jener, welche das Glück hatten, mit ihr umzugehen. — Die Verſtorbene war eine muſterhafte Ordensfrau, voll tiefer und zarter Frömmigkeit und grenzenloſer Hingabe an die Intereſſen der Kommunität. Als Oberin war ſie die liebevolle Mutter ihrer Untergebenen und arbeitete unaufhörlich an deren Glück und Wohlfahrt, wobei ſie keine Müdigkeit fürchtete und vor keinem Opfer zurückſchreckte. Dabei vergaß ſie ſich ſelbſt vollſtändig, und ihr ganzes Leben kann in die wenigen Worte zuſammengefaßt werden: „Sie lebte, um Gutes zu thun.“ Auch Auswärtige, welche in ihren Nöthen zu ihr kamen, um ſie um Gebet und Rath zu bitten, fanden in ihr ſtets einen tröſtenden Engel. — Als ſie, nachdem ſie viele Jahre Oberin geweſen, der Würde ihres Amtes enthoben, als einfache Schweſter in ihrer Gemeinde lebte, konnte ſie ſelbſt der jüngſten Novizin als ein vollkommenes Muſter einfältigen, kindlichen Gehor-

sams und tiefster Ehrfurcht gegen ihre Oberinen dargestellt werden, selbst gegen jene, die viel jünger war, als sie selbst und die ihr ihre Aufnahme in den Orden verdankte. — Die Erinnerung an ihre seltenen Tugenden ist ein großer Trost für ihre Schwestern, welche den Schmerz der Trennung tief empfinden, da dieselbe sie mit der süßen Hoffnung erfüllt, daß die theure Mutter bereits im Besitze der herrlichen Krone ist, welche sie durch ihr heiligmäßiges Leben sich verdiente.

Schatzkammer des hl. Herzens.

Verzeichniß der guten Werke, welche für die General-Intention und speziellen Anliegen des Gebetsapostolates*) verrichtet worden sind.

Vom 1. Oktober 1905 bis 1. November 1905 sind von 132 verschiedenen Mittelpunkten eingegangen:

1. Akte der Liebe	988,047	12. Abtödtungen	232,661
2. Rosenkränze	399,804	13. Werke der Nächstenliebe	149,867
3. Kreuzwege	61,495	14. Werke des Eifers	54,494
4. Heilige Kommunionen	77,003	15. Verschiedene Gebete	819,978
5. Geistliche Kommunionen	308,418	16. Trostgespräche u. Belehrungen	234,898
6. Gewissenserforschung	178,223	17. Leiden oder Trübsale	79,110
7. Stunden der Arbeit	1,112,575	18. Selbstüberwindungen	278,094
8. Stunden des Stillschweigens	394,799	19. Besuche des heiligsten Altarssakramentes	504,488
9. Fromme Lesungen	209,002	20. Verschiedene gute Werke	1,094,140
10. Gelesene Messen	10,009		7,445,000
11. Angehörte Messen	257,895		

Alle Berichte für die Schatzkammer müssen bis zum 1. des vorhergehenden Monats eingereicht sein. Dieselben müssen in einem verschlossenen Couvert mit 2 Cts. Porto für jede Unze gesandt werden.

*) Kraft der täglichen Aufopferung gewinnen die Mitglieder des Gebetsapostolates: 1) 100 Tage Ablaß für jedes Gebet und jedes gute Werk; 2) hundert andere Tage Ablaß für dieselben guten Werke, aufgeopfert nach der Meinung des Hl. Vaters. — Sie haben das Recht 1) zu 198 vollkommenen Abläßen während des Jahres, 2) zu den besonderen Versprechungen des göttlichen Herzens, 3) nehmen Antheil an den Gebeten und guten Werken von 120 Orden oder Genossenschaften, 62,000 Pfarreien u. s. w.

Aggregationen des Gebetsapostolats.

(Diese Liste enthält auch die in New York aggregirten Zentren.)

Diözese Cleveland.—1. Sept. St. Stanislaus Gemeinde, Youngstown, O.
Diözese Omaha.—1. Sept. St. Franziskus Gemeinde, South Omaha, Neb.
Diözese Brooklyn.—1. Sept. St. Michaels Gemeinde, Brooklyn, N. Y.
Erzdiözese Boston.—2. Sept. Hlst. Altarssakrament Gemeinde, Cambridge, Mass.
Diözese Nashville. — 6. Sept. National Soldatenheimat, Tenn.
Diözese Peoria. — 6. Sept. Soldatenheimat, Danville, Ill.
Diözese Peoria.—8. Sept. St. Marien Gemeinde, Metamora, Ill.
Erzdiözese St. Paul.—12. Sept. St. Marien Gemeinde, Le Sueur Center, Minn.
Diözese Peoria. — 12. Sept. St. Marien Gemeinde, Tiskilwa, Ill.
Diözese Ogdensburg. — 12. Sept. Städtisches Hospital, Ogdensburg, N. Y.
Diözese Detroit. — 13. Sept. Hhl. Peter und Paul Gemeinde, Ionia, Mich.
Diözese Brooklyn. — 13. Sept. St. Luzia Gemeinde, Brooklyn, N. Y.
Erzdiözese Philadelphia. — 13. Sept. St Stanislaus Gemeinde, Philadelphia, Pa.
Diözese Sacramento.—19. Sept. St. Monica Gemeinde, Willows, Cal.
Erzdiözese Chicago. — 19. Sept. St. Johannes Baptist Gemeinde, Savanna, Ill.
Erzdiözese Cincinnati. — 24. Sept. St. Heinrichs Gemeinde, Cincinnati, O.
Diözese Syracuse. — 25. Sept. St. Josephs Gemeinde, Deposit, N. Y.
Diözese Wilmington. — 25. Sept. St. Hedwigs Gemeinde, Wilmington, Del.
Erzdiözese Milwaukee. — 28. Sept. St. Marien Gemeinde, Randolph, Wis.
Diözese Brooklyn—28. Sept. St. Isidor Gemeinde, Riverhead, L. I.

Aggregationen 20: Gemeinden 17; Institutionen 3.

Rundschau.

Den 13. November 1905.

In unserer Zeit, wo die materiellen Interessen, — Gelten, Haben, Genießen, — Ehre und Ansehen, Geld und Gut, Freuden und sinnliche Vergnügen die religiösen zu verschlingen drohen, ja bei vielen wirklich ganz schon verschlungen haben, scheinen die alten Tugenden der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, der christlichen Sitte und Wohlanständigkeit der Verachtung Preis gegeben. Beweis dafür sind die zahlreichen öffentlichen und heimlichen Betrügereien, die im Verlaufe dieses Jahres wie grell leuchtende Blitzstrahlen mit entsprechendem Donnergekrach in unserm stolzen Lande zu Tage traten. Beweis dafür sind die zahlreichen Ehescheidungen und die öffentliche legalisirte Unsittlichkeit in den größeren Städten unseres Landes, die durch die gottlose und geldsüchtige Presse verherrlicht und veröffentlicht werden. Wir wollen das Bild nicht weiter ausmalen, sondern auf diese Punkte beim Schlusse des sterbenden Jahres hinweisen, damit wir nicht vergessen, daß noch manches sowohl im Ganzen als im Einzelnen zu verbessern ist. Doch müssen wir mit uns selbst anfangen, damit in uns herrsche Christus und sein heiliges Gesetz.

Rom. — In dem Katechismus, den Papst Pius X. kürzlich für die römische Provinz hat herausgeben lassen, steht ein interessanter Abschnitt über das vatikanische Konzil, das im Jahre 1870 durch die Zeitverhältnisse unterbrochen wurde. Es schreibt der Katechismus: „Es ist zu hoffen, daß, nachdem die gegenwärtig die Kirche bewegenden Stürme sich gelegt haben, der Papst das von der Vorsehung gewollte Werk des heiligen Konzils wieder aufnehmen und zu Ende führen kann, und daß, nach dem Aufhören der Irrthümer, die heute die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft bekümmern, es bald beschieden sein wird, die katholische Wahrheit in einem neuen Lichte glänzen und die Welt in ihrem ewigen Glanze erleuchten zu sehen." Daraus könnte man fast schließen, daß der Papst den Gedanken der Fortsetzung des Konzils nicht aufgegeben hat. Freilich sind die Zeitverhältnisse sehr schwierig, namentlich ist die Armuth vieler Missionsbischöfe so groß, daß sie die Reise und einen längeren Aufenthalt etwa in Rom nicht bestreiten können. Auch der Hl. Vater hat nicht die Mittel, um diese Auslagen zu bestreiten.

Ein geheimes Konsistorium dürfte am 11. Dezember stattfinden und ein öffentliches am 14. Dezember. Man glaubt, daß Msgr. Cagiano de Azevedo, Majordomus des Vatikans, Erzbischof Arcoverde de Albuquerque Calvacanti von Rio de Janeiro, Erzbischof Spinola von Sevilla, Erzbischof Samasa von Agrien, Ungarn, und ein anderer Prälat, dessen Name noch nicht bekannt ist, zu Kardinälen ernannt werden.

Am 17. Oktober empfing der Hl. Vater den über 300 Personen zählenden englischen Pilgerzug in der Sala Regia. Anwesend waren der Erzbischof von Westminster, Msgr. Bourne, der Bischof von Liverpool, Msgr. Whiteside, der Bischof von Salford, Msgr. Casartelli, und der Domherr vom Lateran, Erzbischof Stonor. Der Pilgerführer überreichte dem Hl. Vater eine Ergebenheitsadresse, worin demselben seitens der Catholic Association von England die Gefühle der kindlichen Ergebenheit zum Ausdruck gebracht wurden. Die Adresse trug die Unterschriften von Lord Denbigh, von den Kommittee-Mitgliedern und von 6500 englischen Katholiken. Hierauf antwortete der Hl. Vater, dessen Rede von Msgr. Bourne verdollmetscht wurde. Alle Pilger wurden zum Handkuß zugelassen.

Am 25. Oktober empfing der Hl. Vater fünfzig amerikanische Matrosen und Offiziere, die auf dem Schiffe „Minneapolis" die Ueberfahrt nach Spanien

gemacht hatten zur Beobachtung der letzten Sonnenfinsterniß und die nun auf einer Küstenfahrt um Italien begriffen sind. Die Amerikaner wurden dem Papste durch Msgr. Kennedy, Rektor des Kollegs der Vereinigten Staaten, vorgestellt.

In den großen, sonst so still und vereinsamt daliegenden Höfen des Vatikans trieben kürzlich Schaaren von jugendlichen Turnern ihr Wesen. Knaben in schmucken Uniformen führten unter Musik und Spiel Märsche aus, andere machten Springübungen oder zeigten ihre Kunst im Geräthturnen. Ein Zug neuen Lebens, jugendlichen und kecken Uebermuthes hatte in den Mauern des Apostolischen Palastes Einzug gehalten. Ueber dem Thore der Reitbahn der Nobelgarde, die mit grünen Zweigen und vielen Fahnen geschmückt war, prangte die Inschrift: „Hier, wo die größte moralische Kraft ihre höchsten Triumphe feierte, offenbart die italienische katholische Jugend von Neuem, daß sie sich gesunden Körpers und gesunden Geistes erfreut." Die Exerzierplätze der Gardetruppen, der große Saal des Belvedere waren ebenfalls in Turnhallen verwandelt; in den Alleen der päpstlichen Gärten wurden Wettrennen veranstaltet. Fast sämmtliche katholische Sportvereine Italiens waren auf dem Feste vertreten; auch hierin stellte Oberitalien, und darunter wieder die Lombardei, das größte Kontingent. Nachdem der Kardinal-Staatssekretär und die sonstigen Würdenträger des Vatikans bereits mit großem Interesse die einzelnen Uebungen in Augenschein nahmen, wohnte der Hl. Vater in eigener Person den Evolutionen bei. Darnach hielt der Hl. Vater eine Ansprache an die Versammelten.

Einhundertsechzig arme Waisenkinder aus Kalabrien wurden vom Hl. Vater in der Loggia Mantovani unter Führung der Gräfin De Rege in Audienz empfangen. Anwesend waren ferner zwei Salesianerpatres des Don Bosco, welche die Kinder auf Anregung der Prinzessin Lätitia von Savoyen in den vom Erdbeben heimgesuchten Städten aufgelesen haben, um sie in Turin in ihrem Erziehungsinstitut unterzubringen. Auf Wunsch des Hl. Vaters fanden die Waisenkinder während ihres Aufenthaltes Obdach und Kost in dem päpstlichen Hospiz von Santa Martha, dessen Oberin, Schwester Therese aus Köln, sich in liebevoller Weise der Verlassenen annahm. In der Audienz wurden die Kleinen vom Hl. Vater mit väterlichem Wohlwollen empfangen und ein jedes von ihm mit einer silbernen Medaille beschenkt. Später besichtigten die Kinder die päpstlichen Gärten und den St. Peters Dom.

Am 23. Oktober fand die Wahl eines neuen Generals der Genossenschaft vom kostbaren Blute statt. Zum General ist P. Hyazinth Petroni erwählt worden, als Vize-General P. Aloys Fantozzi und als Generalprokurator P. Joseph Schaeper.

Die lateranischen regulirten Chorherren, welche vor einigen Jahren ein neues Generalatshaus mit einem niedlichen, der heiligen Familie geweihtes Kirchlein erbaut haben, und zwar im höheren Stadtviertel, bei der Porta Pia, haben heute das Gebäude verlassen und ihr altes Generalatshaus neben der Eudoxianischen Basilika von San Pietro in Vincoli wieder bezogen. Dies geschah auf Wunsch des Papstes, der das Generalatshaus für 300,000 Lire dem Orden abkaufte, um darin ein Demeritenhaus für den Klerus der Stadt und Diözese Roms einzurichten. Die Leitung desselben soll der französische Abbé Prévost übernehmen. Die lateranischen Chorherren verwalten die weit ausgebreitete Pfarrei von Sankt Agnes. Diese Pfarrei erstreckt sich die Via Nomentana entlang von der Porta Pia ab bis nach Mentana.

San Nicola in Arcione, eine mittelalterliche, bis heute dem Kultus dienende Kirche, die sich vor der Tunnelmündung des Quirinals an einer der Hauptverkehrsadern der Stadt Rom befindet, wird in Folge des Straßen-

erweiterungsplanes auf Abbruch verkauft. Aus der Geschichte dieser Kirche entnehmen wir, daß Papst Sixtus IV. im Jahre 1478 mit der pfarramtlichen Seelsorge von San Nicola in Arcione die Serviten betraute. Unter dem Pontifikat Urbans VIII., 1641, wurde diese Erlaubniß dem genannten Orden wieder genommen; sieben Jahre später, unter Innozenz X., erfolgte eine gründliche Restaurirung der Kirche, die dann wieder im Jahre 1729 unter Benedikt XIII. als Pfarre den Serviten überlassen wurde. Die heutige Frontseite ist nach den Plänen des Marquis Theodoli hergestellt. Das von Pietro Sigismondi aus Lucca gemalte Altarbild zeigt uns die hl. Jungfrau mit dem hl. Nikolaus und den hl. Philippus Benizzi, einer der sieben Heiligen des Servitenordens. In der Kirche befinden sich die Grabstätten zweier berühmter Archäologen: Famiano Nardini und Lorenzo Re. Die städtische Behörde wird der Bruderschaft eine neue Kirche im Ludovisiquartier aufbauen.

Am 24. Oktober starb der älteste Prälat im Vatikan, Msgr. Marcello Masserenti, Sekretär des apostolischen Almosenwesens, in seinem 89. Lebensjahre.

Italien. — Wie verlautet, ist man im Begriffe, eine Vereinigung katholischer Rechtsanwälte in den größeren Städten Italiens in's Leben zu rufen, die allen denjenigen Geistlichen gerichtlich beistehen, welche von der Presse in böswilliger, gehässiger Weise verleumdet werden. Diese Gesellschaft von Rechtsbeiständen zur Vertheidigung des italienischen Klerus wird ihre Dienste ganz ohne Entgelt zur Verfügung stellen.

Die Bischöfe Oberitaliens werden unter dem Vorsitze Kardinals Ferrari, Erzbischofs von Mailand, anfangs 1906 ein Provinzial-Konzil abhalten. Zu Palermo wird anfangs 1906 eine Bischofskonferenz stattfinden.

In einer großen Verlegenheit befindet sich die Stadt Palestrina — als Besitzerin einer großen und reichhaltigen Bibliothek, welche sie nicht benutzen kann. Letztere besteht nämlich aus mehr als 50,000 Bänden ausschließlich theologischen und asketischen Werken, welche sie bei der Aufhebung der dortigen Karmeliter, Minderbrüder und Kapuziner „geerbt" hat. Außerdem kostet Unterhalt und Bewachung dieser Bibliothek der Stadtkasse eine beträchtliche Summe. Der Stadtrath hat daher den Antrag gestellt, einen Umtausch dieser Bücher gegen „modernere" vornehmen zu dürfen.

Zum Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs von Sassari auf der Insel Sardinien, Diego Marongio Delrio, soll der Weihbischof Julian Cabras ernannt werden. Nach einer anderen Nachricht heißt der Weihbischof Emil Parodi.

Deutschland. — Der hessische Katholikentag gestaltete sich zu einer glänzenden Kundgebung der Katholiken Hessens. Die Zahl der Theilnehmer wird auf 8000 bis 10,000 geschätzt. Abgeordneter Dr. Schädler sprach unter stürmischem Beifall über die Zentrumspolitik im Reiche. Abgeordneter Giesberts redete über die Sozialpolitik des Zentrums und ihre Gegner. Beigeordneter Schmitt besprach die politische Lage in Hessen, gab die Wahlparole für die Landtagswahlen aus und mahnte zum konfessionellen Frieden. Bischof Kirstein spendete der Versammlung seinen Segen. Vom Kardinalstaatssekretär wurde als Antwort auf ein Huldigungstelegramm der Segen des Hl. Vaters übersandt.

Die Görresversammlung, eine Vereinigung der katholischen Gelehrten Deutschlands, hielt in München ihren Jahres-Kongreß ab, welcher am 5. Oktober seinen Abschluß fand. Die Betheiligung war ziemlich rege und nur zwei Sektionen tagten eigentlich, nämlich die historische und philosophische.

Der Katholische Preßverein für Bayern hielt seine vierte Generalversammlung am 4. und 5. Oktober in München ab. Der Verein zählt gegen-

wärtig 50 Ortsvereine mit 7000 Mitgliedern, 1000 mehr als im Vorjahre. An Volksbibliotheken bestehen bis jetzt insgesammt 45 mit einem Bücherbestande von 35,000 Bänden. Seit vorigem Jahre wurden 28 neue mit 16,600 Bänden gegründet. Den bereits bestehenden Bibliotheken wurden 5000 neue Bände zugeführt. Dem Beispiele Landshuts in der Einrichtung einer den modernen Zeitverhältnissen entsprechenden Lesehalle werden bald sechs weitere Ortsvereine nachfolgen. Die Lesezirkel sind von 12 auf 16 gestiegen. Zu Gunsten der katholischen Presse wurde eine rege Thätigkeit entfaltet. Einige Vereine haben mit der Kolportage einen glücklichen Anfang gemacht. Die Volksbildungsabende sind in der Diözese Eichstätt auch schon auf dem Lande populär geworden. In Gemeinschaft mit dem katholischen Lehrerverein wurden vor Weihnachten 30,000 Jugendschriftenverzeichnisse verbreitet. Die laufenden Einnahmen betrugen 10,609.54 M., die Ausgaben 8888.08 M.

Zum Bischof von Eichstätt wurde der Abt des Benediktinerklosters Metten, Dr. Leo Mergel, erwählt.

In Baden, dem sogenannten Musterländchen der verbohrten kirchenfeindlichen Liberalen und abgestandener Katholiken, haben kürzlich Wahlen für die Kammer stattgefunden. Trotz der feindseligen Haltung der obigen Parteien hat das Zentrum 28 Mitglieder erwählt. Zu diesen kommen noch 24 Nationalliberale, 12 Sozialisten, 5 Demokraten, 3 Konservative und 1 Freisinniger.

Zur Erinnerung an den volksthümlichen Schriftsteller Alban Stolz soll zu Neusatz eine Kirche für die arme Bevölkerung errichtet werden. Neusatz, drei Stunden von Baden-Baden und eine Stunde vom Grabe des Alban Stolz, zählt mit der Filialgemeinde Waldmatt über 1600 Seelen und hat eine alte Pfarrkirche, die kaum 300 Kirchengängern Platz bietet. Ein Aufruf zu Erlangung von Beiträgen ist vom Erzbischof und Weihbischof von Freiburg, vom Bischof von Rottenburg und vom Bischof von Fall River, nebst vielen hochgestellten Herren erlassen worden. Etwaige Beiträge nimmt B. Herder in St. Louis, Mo., entgegen.

Am 10. Oktober starb zu München-Gladbach der hochw. Domkapitular Wilhelm Pingsmann in seinem 73. Lebensjahre. — Hochw. Pfarrer Hermann Caasmann, 82 Jahre alt, am 7. Oktober zu Güsten. — Hochw. Pfarrer Heinrich Schmitz, beinahe 70 Jahre alt, am 7. Oktober zu Teveren. — Hochw. Pfarrer Joseph Schmittmann, am 10. Oktober im Alter von 69 Jahre zu Oberhausen. — Hochw. Generalvikar und päpstlicher Hausprälat Ludwig v. Noël, am 15. November zu Münster in seinem 72. Lebensjahre. — Hochw. Pfarrer Heinrich Kermes, 64 Jahre alt, zu Elten am Niederrhein. — Hochw. Jubilarpriester Peter J. J. Groven, 77 Jahre alt, zu Köln. — Hochw. Pfarrer Hubert Nettekoven, von Lessenich bei Euskirchen, am 29. Oktober im 73. Lebensjahre. — Hochw. Pfarrer Dr. Ewald Bierbaum von Münster in Westfalen am 1. November zu Rom, im 66. Lebensjahre. — Hochw. A. Nilleſen, Pfarrer zu Stenden, im 53. Lebensjahre.

Am 16. Oktober starb ein hervorragender Katholik der Rheinprovinz, nämlich Dr. Max Brandts, welcher zur Erleichterung der Lage der Armen sehr Vieles leistete und auf die Publikation und Organisation der katholischen Charitas hinwirkte.

Am 9. Oktober starb zu Köln der Herr Dr. Peter Joseph Roeckerath im Alter von 68 Jahren. Derselbe war sowohl für die politische und städtische Hebung Kölns als auch für die religiöse Stellung sehr thätig. Ihm verdankt die Stadt Köln die herrliche St. Agnes Kirche, welche der Verstorbene mit

einem Kostenaufwande von über einer Million Mark aus eigenen Mitteln erbauen ließ.

Oesterreich-Ungarn. — Als Antwort auf die Adresse, welche das vorbereitende Kommittee des 5. allgemeinen österreichischen Katholikentages an den Hl. Vater gerichtet hat, übersandte Pius X. dem Kardinal Gruscha, Erzbischof von Wien, ein eigenhändiges Schreiben, in welchem er ebenso eingehend wie nachdrücklich die Lage der katholischen Kirche in Oesterreich, namentlich die Anfeindungen derselben, bespricht. Der Papst bezeichnet den bevorstehenden Katholikentag als ein Unternehmen, welches die katholische Sache nicht blos zu fördern, sondern zu vertheidigen habe. Se. Heiligkeit weist auch hin auf die neuesten Vorkommnisse in Oesterreich und mahnt zur Eintracht, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß vor alle übrigen Fragen die religiösen Interessen zu stellen seien. Schließlich spendet der Papst behufs guten Gelingens des Katholikentages den apostolischen Segen.

In Ungarn wollte man vom 15. bis 18. Oktober einen Katholikentag abhalten, doch wurde derselbe abgesagt und auf den Monat Mai 1906 anberaumt.

In Ungarn waren fünf Bisthümer vakant. Nun sind neue Oberhirten erworben. Für Fünfkirchen der hochw. Julius Graf Zichy, Dienstkämmerer des Papstes; für Szatmar der jetzige Kapitelsvikar der Kolaczer Erzdiözese, Titularbischof Bela Mayer; für Rosenau der Prälat Ludwig Palázs von Sipek, Kanonikus der Waitzner Diözese; für Stuhlweißenburg der hochw. Dr. Aladar Prohaska, Professor an der Budapester Universität; für die Erzdiözese Kolasca der jetzige Bischof von Stuhlweißburg, der hochwst. Dr. Julius Varossy.

Unsere Rundschau hält sich von Politik fern. Wo aber kirchliche Führer in's Fahrwasser der Revolution einlenken, glauben wir unsere Leser damit bekannt machen zu müssen, damit dieselben erkennen, mit welchen Gefahren die Kirche selbst im Inneren bedroht ist. So hat in Ungarn bei einem Gastmahl zu Steinamanger der Abt-Domherr (?) Joseph Illes den ersten Toast auf Franz Kossuth, den Sohn des Erz-Revoluzers, ausgebracht. Von solchen christlichen Wirrköpfen wird das arme katholische Volk Ungarns an der Nase herumgeführt und in den Strudel der Revolution hineingeleitet. Solche Wirrköpfe sind sog. Realpolitiker, für welche selbst in unserem Lande Manche schwärmen.

Die bisherige sogenannte Reichsprovinz des Dominikanerordens, welche im Jahre 1856 durch den damaligen Ordensgeneral Pater Jandel mit Zustimmung des für die österreichischen Länder ernannten apostolischen Visitators Kardinals Schwarzenberg (2. August 1856) aus der provisorischen Vereinigung der böhmisch-mährischen und der österreichisch-ungarischen Provinz gebildet wurde, ist kürzlich mit Erlaubniß des Hl. Stuhles wieder aufgelöst worden. Mithin gehören die Konvente in Böhmen und Mähren zu der böhmischen Provinz, während die Ordenshäuser in Ungarn, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und bis auf Weiteres auch die Konvente von Aussig und Eger die österreichisch-ungarische Provinz bilden. Der Predigerorden besitzt demnach in Oesterreich-Ungarn vier Ordensprovinzen: die österreichisch-ungarische, die böhmisch-mährische, die galizische und die dalmatinische, in denen in 42 Häusern ungefähr 500 Dominikaner wirken.

Am 4. Oktober starb zu Görz der dortige hochwst. Fürsterzbischof Andreas Jordan im 60. Lebensjahre. Der Verstorbene wurde Erzbischof am 9. Juni 1902 und war Metropolit der illyrischen Kirchenprovinz.

Am 8. Oktober starb zu Frohsdorf Msgr. Amadeus Curé, Domherr von Chalons, Ehrenkämmerer Se. Heiligkeit Leo XIII. und Pius X.,

in seinem 67. Lebensjahre. — Zu Wippenham (Diözese Linz) starb am 14. Oktober der dortige hochw. Pfarrer Johann Kastner. — Hochw. Pfarrer und Dechant Philipp Mayer, Senior des Stiftes St. Florian, am 17. Oktober in seinem 82. Lebensjahre. Er wird sehr gelobt wegen seines glühenden Seeleneifers, seiner aufrichtigen Liebe zu den Armen und als leutseliger Kinderfreund. — Hochw. Stiftspropst Joseph Dum, 92 Jahre alt, am 18. Oktober zu Mattsee. — Am 8. Oktober starb zu Neidling der hochw. Johann Riegler, früher Pfarrer von Neidling, im 65. Lebensjahre.

Frankreich. — Der Hl. Vater hat einen Brief an Kardinal Richard, Erzbischof von Paris, gesandt, worin er auf die bevorstehenden unglücklichen Zustände hinweist, welche durch die einseitige und feindselige Aufhebung des Konkordates geschaffen worden sind, und sich dagegen verwahrt, die Ursache dieser Lage zu sein. Im Verlaufe des Schreibens wünscht der Hl. Vater, daß die Oberhirten Frankreichs öffentliche Gebete anordnen sollten, damit die Gnade des göttlichen Erbarmens auf das Vaterland herabgefleht und sein ganz besonderer Schutz für die Kirche im Anblick der Prüfungen erbeten werde. Die Heimsuchungen ständen bevor, es sei höchste Zeit, zu beten. Nun folgt im Schlußpassus des Briefes der Hinweis auf die Lässigkeit der französischen Katholiken, indem der Papst „das Gebet reuiger Sünder" als besonders wirkungsvoll hinstellt.

Der Generalvikar des Erzbischofs von Paris, Odelin, welcher kürzlich dem Papste seine Landsleute vorstellte, die sich an der großen französischen Wallfahrt nach Rom betheiligt hatten, wird seit seiner Rückkehr mit Fragen über das Verhalten des Papstes gegenüber der französischen Regierung nach der Entstaatlichung der Kirche bestürmt. Abbé Odelin glaubt zu wissen, daß das Gerücht, der Papst unterhandle mit der französischen Regierung über die Besetzung der 16 vakanten Bischofssitze, unbegründet sei, da Pius X. sich gegenwärtig aller Beziehungen zu den französischen Machthabern enthalten wolle. Es scheint auch, daß er den französischen Bischöfen, welche ihm Pläne für die Bildung von Kultusgenossenschaften vorlegen, ein aufmerksames Ohr leiht, aber jede Willensäußerung vermeide, damit die Gegner der Kirche dem Vatikan nicht den Vorwurf machen können, er mische sich in die innere Politik Frankreichs. Wenn das Entstaatlichungsgesetz, wie wahrscheinlich, im Senat durchdringt, so werde der Papst eine Generalversammlung des französischen Episkopates veranlassen, in der die Neuorganisirung der vom Staate getrennten, folglich frei gewordenen Kirche durchberathen werden soll.

Der Episkopat der Republik trifft bereits Maßnahmen für den Eintritt der Trennung von Staat und Kirche. Der Herr Erzbischof von Sens hat an den Klerus ein Zirkular hinausgegeben, die einzelnen Geistlichen möchten ihre Pfarrkinder aufsuchen, sie über die schädlichen Folgen des Trennungsgesetzes aufklären und alle, die volljährig sind, gleichviel ob Männer oder Frauen, wenn sie die Absicht haben, die katholische Kirche in Frankreich zu erhalten, die Freiheit ihrer religiösen Uebungen zu sichern und ihre Sakramente und Gnadenmittel zu gebrauchen, in eine Liste einzutragen, die bis längstens 1. Dezember dem Herrn Erzbischof vorgelegt werden soll. — Der Herr Bischof von Nizza hat an die Bürgermeister des Departements Alpes Maritimes ein Schreiben gerichtet, damit sie sich an den Senat wenden wegen Ausmerzung der Bestimmungen, welche arme Gemeinden drückend belasten, aus dem Trennungsgesetz. — Die sieben Kardinäle, welche der Kongregation der äußeren kirchlichen Angelegenheiten angehören, sollen demnächst einberufen werden, um über die Lage der Kirche in Frankreich und die von französischen Katholiken eingegangenen Vorschläge zu berathen. — Wie schwer es für den Hl. Stuhl ist, jetzt schon in der Separationsfrage Stellung zu nehmen, geht

wohl daraus hervor, daß der Episkopat der Republik selbst nicht einig hinsichtlich derselben erscheint. Während viele Bischöfe bitter die Härte des Gesetzes und der ihm folgenden Polizeibestimmungen beklagt haben, erläßt jetzt der Erzbischof von Rouen, Msgr. Fuzet, im „Eclair" einen Aufruf, in dem er die Meinung vertritt, daß das Gesetz und die erwähnten Bestimmungen nichts enthalten, was gegen die Prinzipien der Religion verstoße und daß keine Furcht zu hegen sei. — Die Uneinigkeit der französischen Katholiken ist von jeher die Wurzel alles Uebels gewesen.

Der Senatsausschuß für die Trennung der Kirchen vom Staate trat am 25. Oktober zusammen, um den Bericht Maxime Lecomtes anzuhören. Diese Arbeit ist sehr gründlich, denn sie umfaßt 240 Seiten. Nur die erste Hälfte gelangte zum Vortrag in dieser Sitzung. Seine Grundsätze faßt der Berichterstatter folgendermaßen zusammen: „Es gibt zwei Arten des Liberalismus. Als Erbe der zerstörenden Doktrin der Philosophie des 18. Jahrhunderts und besonders ihres Hasses gegen das Christenthum ist der alte Liberalismus nur von Intoleranz und Tyrannei beseelt. Der junge Liberalismus dagegen, der emporwächst und den anderen ersticken wird, verlangt nur noch die Trennung der Kirchen vom Staate, die für die Freiheit der Kirchen nothwendig ist und die selbst die aufgeklärten Katholiken wünschen."

Die Senatskommission für den Gesetzentwurf betr. die Trennung von Staat und Kirche hat am 27. Oktober mit zwölf gegen zwei Stimmen die von ihrem Berichterstatter vorgeschlagene Fassung des Entwurfes angenommen.

Vor einiger Zeit wurden die nach einer offiziellen Aufstellung auf 207,000 Franken abgeschätzten Besitzungen der vor Kurzem verjagten Schwestern in Reconbeau (Departement Drôme) öffentlich versteigert. Das mit 20,000 Franken ausgerufene Klostergebäude selbst wurde um 5000 Franken losgeschlagen, das sehr umfangreiche Oekonomiegebäude mit Werkstätten für 8000 und die einen Werth von mindestens 60,000 Franken bewertheten Grundstücke, die sämmtlich in jüdischen Besitz gelangten, für 7000 Franken, so daß alles in allem nur 20,000 Franken gelöst wurden. Hiervon sind 10,000 Franken Hypotheken, 8000 Franken Versicherungen und 1000 Franken Unkosten abzuziehen, so daß ein Reinerlös von ganzen 1000 Franken übrig bleibt. — Man möchte da fragen, warum kaufen nicht reiche Katholiken diese Güter? Deshalb nicht, weil Exkommunikation darauf folgt, wer geraubtes Kirchengut kauft. Der Fluch Gottes liegt darauf.

Als die französische Regierung das Gesetz wider die geistlichen Genossenschaften im Parlament durchdrücken wollte, suchte sie auf die Habsucht der Nation zu wirken, indem sie versicherte, diese Genossenschaften besäßen Werthe von wenigstens einer Milliarde Franken. Nun, da die meisten dieser Kongregationen vom Staate ausgeraubt und vertrieben sind, zeigt es sich, daß die ganze Diebsbeute nur acht Millionen betragen wird. Denn das Unternehmen hat sich nur sehr schlecht bezahlt gemacht. Am meisten brachten noch jene Klostergüter, die von Gemeinden oder vom Staate übernommen wurden. In der Regel waren Schätzungswerth und erzielter Preis himmelweit von einander verschieden. So wurden z. B. für ein auf 400,000 Franken geschätztes Ordenshaus zu Nancy nur 28,000 bezahlt. All' die mit der Liquidation verbundenen Lasten und Unkosten u. s. w. tragen dazu bei, daß die politischen Geschäftsleute mit dem finanziellen Resultat ihrer Plünderung von Tausenden gemeinnütziger und arbeitsamer geistlicher Genossenschaften sehr unzufrieden sind.

Bankette in Gotteshäusern abzuhalten — zu dieser Frivolität hat sich der französische Kultusminister Bienvenu-Martin verstiegen. Auf 1. Oktober berief er seine politischen Freunde in die Kapelle der Maristen zu Avranches,

die auch in Folge der „neuen Freiheit" vom Staate für religiöse Zwecke geschlossen worden ist. Zur Veranstaltung von Prunkmählern, Kulturkämpferei mit Essen und Trinken, sind sie aber noch gut genug. Begreiflicherweise herrscht unter den Blockleuten über den traurigen Muth des Ministers, in einer Kapelle zu tafeln, große Freude. Nur der „Eclair", der gewiß nicht „klerikaler" Anwandlungen verdächtig ist, hatte Sinn für die Profanation des Gotteshauses, in dem wohl 250 Millionen Gläubigen dem Herrn ihre Huldigung dargebracht haben. Er nannte das Gebahren des Ministers einen förmlichen Skandal — und das ist es auch.

Inzwischen sucht man jetzt auch die Schutzgebiete zu laizisiren. Die Unterrichtsliga, bekanntlich eine freimaurerisch-kombesistische Vereinigung, hat durchgesetzt, daß in Tunis die freien Schulen geschlossen sind. Die Schulbrüder waren dort Eigenthümer der Schulgebäude, die ihnen der Bey Saddock 1874 geschenkt hatte. Der Muselmann hat, wie man sieht, andere Anschauungen von Freiheit wie die Republik. Warum man in Tunis jetzt solche Eile hat, ist schwer einzusehen, da nach dem Gesetz vom 7. Juli 1904 doch 10 Jahre Zeit gelassen sind zur Schließung von Ordensschulen. An die Stelle der französischen Schulbrüder setzen sich in Tunis jetzt die Engländer aus Malta — was zur Hebung des französischen Prestiges viel beitragen wird. In Frankreich selbst kämpft die Regierung natürlich auch weiter Kultur.

Nicht weniger als 30,000 französische Lehrer gehören der sozialdemokratischen Partei an. Sie haben sowohl mit dem Christenthum wie mit der Treue gegen das Vaterland gebrochen. Das ist ungefähr der vierte Theil sämmtlicher Lehrer Frankreichs, und bereits wird in Aussicht gestellt, daß es bald 80,000 sein werden. Wie könnte es aber auch anders sein, in einem Lande, wo in den Schulen an Stelle des Kreuzes die Marianne mit der phrygischen Mütze (Darstellung der Republik), an Stelle des Katechismus die bürgerliche Verfassungs- und Rechtslehre, an Stelle der zehn Gebote die bürgerliche Moral gesetzt wurde? Die Lehrer und Lehrerinen der freien christlichen Schulen hat man aus dem Lande verwiesen, die wenigen Schulbrüder und Schulschwestern, die noch da sind, werden bald folgen. Daß mit der Treue gegen Gott auch die gegen das Vaterland schwinden muß, ist klar, denn „Feinde der Religion sind auch Feinde des Staates", so hat selbst Fürst Bismarck ausgesprochen. Dann ist auch der Ausspruch des französischen Lehrers Herve, der an der Spitze dieser antichristlichen Lehrerschaft steht, begreiflich: „Die Fahne des Vaterlandes soll man auf dem — Misthaufen aufpflanzen!"

Der Erzbischof von Algier, Friedrich Heinrich Ourry, hat aus Gesundheitsrücksichten abgedankt. Er wurde am 2. Mai 1842 geboren, am 27. März 1886 Bischof von Guadalupe, am 19. Juni 1886 Bischof von Frejus, am 26. Juni 1890 Bischof von Dijon und am 28. November 1898 Erzbischof von Algiers in Afrika.

Mit dem Tode des Bischofes Viktor Johann B. Lelannoy von Aire (Auch) in Frankreich ist das 17. Bisthum entledigt. Der Verstorbene war zuerst Bischof von Reunion (1872) und wurde am 18. Dezember 1876 zum Oberhirten von Auch ernannt. — In der letzten Rundschau fiel der Familiennamen des verstorbenen Bischofs Cotton aus.

Belgien. — Kürzlich hielten die Väter vom hlst. Sakrament ihr General-Kapitel zu Brüssel. Bei dieser Gelegenheit wurde der hochw. Louis Estévenon, S. S. S., zum General-Superior der Genossenschaft erwählt. Derselbe ist ebenfalls der Gründer der Genossenschaft und war der erste Obere der amerikanischen Ordenshäuser.

Schweiz. — In Erschwile, Kanton Solothurn, starb, 54 Jahre alt, der hochw. P. Leobegar Siebler, O. S. B., von Mariastein-Dürrenberg.

— In Bleichenberg (Solothurn) starb der hochw. Domkaplan und St. Ursen Chor-Direktor Julius Arnitz im 61. Lebensjahre.

Großbritannien. — Der Hl. Vater hat am 18. Oktober 1905 einen Brief an den hochwst. Franz Bourne, Erzbischof von Westminster, gerichtet, in welchem er den Eifer des Klerus und der Laien zur Erhaltung und Beschützung des katholischen Schulwesens lobt und auch den Lehrern und Lehrerinen hohes Lob spendet und alle anspornt, in ihren Bemühungen fortzufahren.

Der hochwst. Bischof von Leeds, William Gordon, hat einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge in der Person des hochwst. Kanonikers Robert Cowgill erhalten.

Die Erzbischöfe und Bischöfe von Irland versammelten sich kürzlich im Maynoothkollege zu gemeinsamer Berathung unter Vorsitz des Kardinals Logue und faßten einstimmig Beschlüsse, betreffend die Schulfragen und die Auswanderung. Sie erklärten sich entschieden für die Pflege der gaelischen, der irischen Sprache in den Volksschulen und Diözesanseminarien und bedauerten, daß die Regierung sich entschlossen hat, die Bezahlungen einzustellen, womit sie bisher den gaelischen Sprachunterricht in den Volksschulen entlohnte. Ferner schlossen sich die Bischöfe Irlands den Warnungen betreffend die Erziehung katholischer Kinder in protestantischen Schulen und Anstalten an, welche die englischen Bischöfe unlängst an ihre Gläubigen gerichtet haben. Freilich — erklärten die irischen Oberhirten — sei dieser Mißbrauch auf ihrer Insel nicht häufig, aber auch Ausnahmsfälle brächten den betroffenen Kindern Schaden und wirkten als schlechtes Beispiel. „Wie die Dinge jetzt in Irland sind" — wird von den Bischöfen erinnert — „steht eine vollkommen ausreichende Zahl guter katholischer Sekundarschulen zur Verfügung." Die Bischöfe beklagen dann die starke Auswanderung aus jedem Theile der Grünen Insel in die Fremde, besonders nach Amerika. Sie erinnern, daß sowohl sie, wie die besten Freunde des irischen Volkes jenseits des Ozeans schon öfter vor dem Verlassen der Heimat gewarnt haben, daß aber dennoch diese Bewegung „der nationalen Erschöpfung" ungemindert fortdauere. „Es ist" — erklären sie — „hier nicht unsere Absicht, uns auszubreiten über das dringende Bedürfniß, den Boden und die übrigen Hilfsmittel des Landes so nutzbar zu machen, daß die Leute in der Heimat Arbeit haben." Sie machen nur die Auswanderer auf verschiedene Mißbräuche und Gefahren aufmerksam, die mit der Abreise aus dem Vaterlande und der Ankunft in dem fremden Staate verbunden zu sein pflegen und weisen besonders die jungen Mädchen an, sich bei ihrer Ankunft in Amerika unter den Schutz der Angestellten der Mission Unserer Lieben Frau vom Rosenkranze zu begeben.

Rußland. — Der „Petersb. Listok" veröffentlichte eine Statistik, nach welcher seit der Bekanntgabe des Ukas mit dem Toleranzedikte in den Gouvernements Minsk, Lublin und Sjedlez im Ganzen 325,000 „Beigezählte", d. h. mit Gewalt zur russischen Staatskirche übergeführte Griechisch-Unirte, mit dem Papst in Rom in Verbindung stehende Katholiken wieder in dieses Verhältniß zurückgekehrt sind. 882 orthodoxe Popen sind brodlos geworden, da außer ihnen nur der Kirchendiener die Gemeinde bildet. Bemerkenswerth ist, daß die neugebildeten katholischen Gemeinden jetzt nicht mehr griechisch-unirt sind, sondern sich nach den Ukasbestimmungen „Lateiner" nennen müssen, also den römisch-katholischen Polen zugezählt werden. Für die Konvertiten sollen zwei Bisthümer, die unter Alexander II. aufgehoben wurden, wieder errichtet werden. Die Spannung in der orthodoxen Kirche scheint immer bedenklicher zu werden. Wie verlautet, wollen die orthodoxen Geistlichen und Bischöfe nicht mehr durch den Synod, sondern durch das Volk, bezw. durch

den Klerus und das Volk gewählt werden. Auf den Eparchialkongressen, die jetzt sehr häufig stattfinden, wird auch gefordert, daß ein Patriarch die oberste Leitung der russischen Kirche erhalten soll, dessen Wahl durch ein Konzil der ganzen russischen Kirche erfolgen müsse. Ob es der orthodoxen Kirche gelingen wird, die Laienfessel zu sprengen, ist allerdings trotz der Demissionsgerüchte Pobjedonoszews noch sehr fraglich.

Der Fürst Alexis Obolensky, ein Mitglied des Staatsraths, ist zum Oberprokurator des heiligen Synod ernannt worden, als Nachfolger Pobiedonoszews, der resignirt hat.

Der neue Generalgouverneur von Russisch-Polen, Skalon, hat den auf der Visitationsreise in seiner Diözese befindlichen römisch-katholischen Bischof von Lublin, P. Jaczewski, plötzlich zu sich nach Warschau berufen und ihm höchst wahrscheinlich die weitere Visitation seiner Pfarreien untersagt, da nach der Unterredung mit dem Generalgouverneur Bischof Jaczewski in seine Residenz Lublin zurückgekehrt ist und die bereits angekündigten Besuche zahlreicher Ortschaften abgesagt worden sind. Dieses Eingreifen des Generalgouverneurs ist zweifelsohne durch die Bemühungen des hohen russischen orthodoxen Klerus herbeigeführt worden, der von allem Anfang an Klage darüber führte, daß die Agitationsreisen des Bischofs Jaczewski ganze Dörfer der Staatsreligion abwendig machen und daß man bald sämmtliche russische Kirchen in Russisch-Polen wegen Mangels an Gläubigen werde schließen müssen. Einige Zahlen werden den Umfang dieser Uebertrittbewegung am besten beleuchten. Die Pfarre Janow z. B. zählte vor dem Toleranzerlasse und vor dem Bereisen der Lubliner Diözese durch den Bischof Jaczewski 3040 Katholiken, jetzt zählt sie 13,200; in der Pfarre Biola ist die Zahl der Katholiken von 8000 auf 25,000, in Gorki von 3000 auf 10,000 gewachsen u. s. w. Alle Vorstellungen der orthodoxen Geistlichkeit sind fruchtlos, nicht einmal das Versprechen, daß diejenigen Bauern, welche der Staatsreligion treu bleiben, vom Zaren reichlich belohnt werden, daß Majoratsgründe und Staatswaldungen unter sie vertheilt werden und dergleichen übt irgend eine Wirkung.

Türkei. — Der maronitische Patriarch überreichte dem Sultan ein Handschreiben des Papstes, in dem dieser für die den Katholiken gewährte Toleranz und Protektion dankt und deren Fortdauer erbittet.

Missionen. — Auf den Marschallinseln wurde ein neues Apostolisches Vikariat errichtet. Die Missionäre vom hlst. Herzen Jesu (Hiltrup bei Münster i. W.) haben die geistliche Sorge.

Am 18. Januar vor 23 Jahren war es, als der hochwst. Bischof Anzer als erster Missionär der Missionsgesellschaft vom göttlichen Wort aus Steyl in Puoly, China, seinen Einzug hielt. Diesmal war es der 18. August, als die ersten sechs Missionsschwestern dort anlangten. Auch sie sollen zunächst an diesem Platze, wo gleichsam die Wiege der Mission von Südschantung gestanden, ein Heim finden. Freilich ist dasselbe ein ganz anderes als jenes, das seiner Zeit P. Anzer beziehen mußte. Damals war es ein wackeliger Bau aus Lehm. Den Schwestern ist ein Haus aus Backsteinen gebaut worden, natürlich einfach und bescheiden, wie es sich für Ordensangehörige geziemt, aber doch so, daß die Gesundheit keinen Schaden darin nimmt. Die Schwestern werden zunächst hier die Sprache erlernen und sich allmälig an das chinesische Leben gewöhnen. Wenn später in der Hauptresidenz Yenfu entsprechende Gebäulichkeiten hergestellt sind, werden auch einige dorthin übersiedeln. Dann sollen sie vor Allem mithelfen in der Erziehung von Waisenmädchen und der Heranbildung von Katechetinen. Bisher waren chinesische Jungfrauen damit betraut, die jedoch keiner eigentlichen Kongregation oder einem Orden angehören. So werthvoll auch ihre Dienste sind, fehlt es ihnen doch an einer

eigentlichen gründlichen Durchbildung für ihren Beruf, besonders was die asketische Seite betrifft. Unter den chinesischen Verhältnissen sind das aber Aufgaben, bei welchen die Thätigkeit des Missionärs nur theilweise einsetzen kann; sollen sie gelöst werden, so muß vor Allem die Wirksamkeit gediegener Ordensfrauen thatkräftig mit eingreifen, zumal durch die beständige Predigt des Beispiels.

In Kwangsi, Südchina, starb der Missionsbischof und Lazarist G. Bray. 47 Jahre hat der Verewigte in harter apostolischer Missionsarbeit zugebracht, so daß sein Tod für sein Missionsgebiet ein schwerer Verlust bedeutet.

Brasilien. — Wiederum hat die deutsche Kolonie von Rio Grande do Sul einen verdienstvollen Jesuitenmissionär verloren. Zwei Wochen nach dem Ableben des hochw. P. Lohmann starb nämlich der hochw. P. Wilhelm Ley in seinem 70. Lebensjahre, von denen er 49 im Jesuitenorden verlebte.

Canada. — Der hochw. Blanchet, Mitglied der Genossenschaft von Jesus und Maria, auch Eudisten genannt, von Halifax, Nova Scotia, ist am 28. Oktober zum Bischof von Labrador konsekrirt worden.

Der hochw. P. Eduard Strubbe, C. SS. R., 58 Jahre alt, ging nach großer Pflichttreue und unermüdlichem Missionseifer am 26. Oktober zu Montreal, Canada, zur ewigen Belohnung ein.

Cuba. — Mgr. Guiseppi Aversa, welcher kürzlich als Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs Chapelle zum apostolischen Delegaten für Cuba und Porto Rico ernannt worden war, wurde nach Rom berufen, um vor seiner Abreise nach Cuba Unterweisungen zu empfangen, aber er konnte nicht kommen, da er in Neapel erkrankt ist. Die Hauptzwecke seiner Mission nach Cuba werden sein, das Patrimonium der katholischen Kirche in Cuba zu errichten, die kirchliche Verwaltung zu reorganisiren und einen Kandidaten für den Bischofssitz von Pinar del Rio in Vorschlag zu bringen.

Philippinen. — Kriegssekretär Taft hat den von der Regierung der Philippinen arrangirten Kompromiß gutgeheißen, wodurch der Kauf der Ländereien der Dominikanermönche auf den Philippinen perfekt gemacht und den Ordensleuten zugleich noch eine Summe von zirka $50,000 — abgezwackt wird. Die an sie zu zahlende Summe beträgt $3,050,000 und sollte am 28. Oktober in New York zur Zahlung angewiesen werden.

Porto Rico. — Mit welchen Mitteln die Sekten vielfach arbeiten und wie sie in die katholische Hürde einzubringen suchen, dafür bringt der „Messenger" ein klassisches Beispiel. Mit geradezu verblüffender Offenheit berichtet in der Zeitschrift „The Spirit of the Missions" ein protestantischer Bischof, James H. Van Buren, wie er es anstellt, um die einfältige katholische Bevölkerung Porto Ricos in's Garn zu locken. Er und seine Helfershelfer spielten sich zu diesem Zwecke als katholische Priester auf und gingen so weit, die Leute selbst Beicht zu hören. „Wir haben ihnen," so schreibt er mit sichtlicher Selbstgefälligkeit, „in des Erlösers Namen Absolution und Nachlaß ihrer Sünden ertheilt, welche seine Diener im Auftrage Gottes seinem reuigen Volke erklären und vermitteln." Diese bodenlose Frechheit spottet einfach aller Beschreibung. Von dem Sakrilegium, welches die Herren begingen, hatten sie zweifellos keine blasse Ahnung. Und dann noch hie und da das Gewinsel von katholischer Intoleranz!

Vereinigte Staaten. — In der erzbischöflichen Residenz zu Chicago wurde in einer von Vertretern fast aller Diözesen des mittleren Westens und Südens eine Gesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe machen will, arme Gemeinden, insbesondere in den spärlich besiedelten Landestheilen zu unterstützen. Die neue Gründung, die ähnliche Ziele verfolgt wie der deutsche Bo-

nifazius-Verein, wird den Namen „Church Extension Society" führen. Der Auftrag, eine Verfassung auszuarbeiten, wurde einem Ausschuß überwiesen. Als Beamte wurden gewählt: Hochw. Francis S. Kelley von Lapeer, Mich., Präsident; William P. Breen von Fort Wayne, Ind., Schatzmeister. Angeregt wurde der Gedanke hauptsächlich von hochw. Kelley.

Kardinal Gibbons, der Kanzler der Katholischen Universität von Amerika, macht die Katholiken des Landes auf die jährlich abzuhaltende Kollekte zur Erhaltung der Universität aufmerksam, welche heuer am ersten Advents-Sonntag abgehalten wird, und erstattet den Finanzbericht für 1904, in welchem Jahre für die Zwecke der erwähnten Anstalt $116,299 gesammelt worden waren, gegen $105,051 im Jahre 1903. Die Gesammteinnahmen der Katholischen Universität vom April 1903 bis zum Oktober 1905 betrugen $676,658. Von der Schuld der Anstalt wurden $166,141.62 abbezahlt, so daß die schwebende Schuld ganz gedeckt erscheint. Die Gesammtschuld der Universität beträgt nur noch $50,000, wovon $10,000 am 1. Dezember abgetragen werden.

Das Trinity College für höhere Töchterbildung, in Washington, D. C., welches von den Notre Dame Schwestern (von Namur) geleitet wird, hat ein Geschenk von $10,000 von dem weiblichen Zweig des A. O. H. erhalten.

Der hochw. John M. Portal wurde zum Provinzial der Maristenväter in den Vereinigten Staaten ernannt.

Der St. Vinzenz de Paul Verein besitzt in den Vereinigten Staaten 467 Konferenzen mit 7450 Mitglieder. Im Jahre 1904 wurden $245,172 an die Armen vertheilt.

Am 20. Oktober hielten in Cleveland, O., Delegaten der zahlreichen Mitglieder der unirten griechisch-katholischen Kirche der Vereinigten Staaten eine Versammlung ab, um die ersten Schritte zu thun, bei Papst Pius X. um die Einsetzung eines Bischofs ihrer eigenen Nationalität zu petitioniren.

Zu Ehren des 50jährigen Priesterlebens des verdienstvollen hochw. Franz Goller, Pfarrers der St. Peter und Paul Gemeinde in St. Louis, Mo., hat seine Gemeinde ein fünftägiges Fest vom 4.—8. November abgehalten. Durch Vermittlung seines hochwst. Erzbischofs wurde der verdienstvolle, aber auch bescheidene Pfarrer mit dem Monsignortitel ausgezeichnet.

Todtentafel. — Wir bitten um das Gebet der Leser für alle während des letzten Monates verstorbenen Mitglieder der drei Grade des Gebetsapostolates und der Herz-Jesu-Bruderschaft. Außerdem möge man der dahingeschiedenen Mitglieder des Priester- und Ordensstandes eingedenk sein. Es starben von den Geistlichen: Hochw. Stephan Urbanke, früher in der Diözese St. Cloud, Minn., am 8. Oktober zu St. Hedwig, Tex.; Msgr. Franz Zabler, am 18. Oktober zu Louisville, Ky.; hochw. P. John S. Jones, O. P., im Oktober zu Benicia, Cal.; hochw. P. John J. Broderick, S. J., am 21. Oktober zu Randall's Island, N. Y.; hochw. Peter T. O'Reilly, am 18. Oktober zu Whitinsville, R. I.; hochw. Joseph Hauber, am 7. Oktober zu Elmont, R. I.; hochw. P. Mich. Walter, S. M., am 30. Oktober zu Atlanta, Ga.; hochw. P. V. Lonault, O. F. M., am 23. Oktober zu Pulaski, Wis.; hochw. Patrick J. Cosgrove, am 20. Oktober zu Smethport, Pa.; hochw. D. C. Robertson, im Oktober zu Telluride, Col.; hochw. Joseph Friedmann, ein konvertirter russischer Jude, von Thibodeaux, La., am 7. November zu Indian Camp, La.; hochw. P. Angelus O'Connor, O. F. M., am 5. November zu Allegany, N. Y.; hochw. P. Hermann Wirtz, O. F. M., am 6. November zu Watsonville, Cal.

Wichtig: Keine Danksagung, welche nicht die volle Unterschrift des Einsenders hat, wird im „Sendbote“ veröffentlicht werden. Die Redaktion.

I. Alle Danksagungen müssen genau das Anliegen angeben, in welchem man erhört worden ist. Man schreibe mit Tinte und auf einer Seite. Geschäftsangelegenheiten sollten nicht damit vermischt werden.

II. Alle Danksagungen werden unentgeltlich aufgenommen. Wir behalten uns das Recht vor, wie und wann die Erhörungen erscheinen werden.

III. Wir können nur solche Danksagungen vollständig veröffentlichen, die ordentlich und ausführlich das Anliegen beschreiben, mit voller Namensunterschrift und Adresse versehen sind und von wirklichen Abonnenten eingeschickt werden.

Fryburg, O., 10. X. '05. Da mein Sohn und meine Schwiegertochter die Kirche vernachlässigten, nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, zur Fürbitte Marias, des hl. Joseph, des hl. Antonius, des hl. Benediktus und des hl. Judas Thaddäus und zu den Armen Seelen. Außerdem versprach ich öffentliche Danksagung im „Sendbote“, im Falle mein Gebet erhört würde. Hiermit danke ich vom ganzen Herzen für die mir gegen alles Erwarten zu Theil gewordene Gnade Frau B. B.

Peake, Neb., 20. X. '05. Bitte, folgende Danksagung in der Monatsschrift zu veröffentlichen. Mein Mann litt schon über 20 Jahre an Fallsucht und zwar so schlimm, daß er nicht viel allein sein kann. Da wir arme Leute sind und von unserer Hände Arbeit leben müssen, ist er als alter Mann noch immer gezwungen, im Feld mit Pferden zu arbeiten. Ich, seine Frau und sein Bruder sind kränklich und können ihn kaum genug bewachen, da er immer in Gefahr ist, ein Unglück zu erleben. Gebetet haben wir schon viel, aber keine Erhörung fand statt. Da fingen wir letztes Frühjahr von Neuem an, den hl. Joseph, hl. Antonius und die hl. Rita flehentlich um ihre Fürbitte anzurufen. Seit dem Monat Juli hat mein Mann keinen Anfall mehr gehabt. Gott gebe, daß es so bleibt. Im Vertrauen auf die Fürbitte dieser hl. Personen sage ich im Namen Jesu und Maria meinen herzlichsten Dank. Zur Ehre dieser Heiligen ließ ich auch das hl. Opfer darbringen.
Frau Th.

Chicago, Ill., 29. X. '05. Ich sage hiermit dem liebevollen und gütigsten Herzen Jesu meinen innigsten Dank für erhaltene Hilfe in einem schweren Brustleiden. Ich versprach es öffentlich bekannt zu machen, im Falle meine Anliegen Erhörung fänden und auch eine Gabe zu bringen, und so ist es mein Wunsch, daß als Danksagung zur Ehre des hlst. Herzens Jesu und der Hl. Familie je ein heiliges Meßopfer dargebracht werde. F. W. H. K.

Belleville, Ill., 5. XI. '05. In einem besonderen wichtigen Anliegen nahm ich vor mehreren Monaten meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zu den armen Seelen, zum hl. Antonius und der lieben Mutter Gottes, hielt mehrere Novenen, opferte neun hl. Messen, und versprach Veröffentlichung im „Sendbote“, wenn ich erhört würde Dank dem göttlichen Herzen Jesu für die Erhörung.
M. E. H.

Siegel, Ill., 6. XI. '05. Zur Verherrlichung des göttlichen Herzens Jesu erfülle ich hiermit mein Versprechen, die Erhörung in einer schmerzvollen Krankheit zu veröffentlichen. Dieses Frühjahr wurde ich mit einer schmerzvollen Krankheit heimgesucht, da nahm ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu und versprach, im Falle ich erhört würde, es im „Sendbote“ zu veröffentlichen. Ich wurde erhört, aber durch viele Arbeiten kam ich meinem Versprechen nicht nach, und so bekam ich dieselbe Krankheit wieder. Ich nahm vertrauungsvoll meine Zuflucht abermals zum hlst. Herzen

Jesu und versprach zwei hl. Messen zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und der Hl. Familie Jesu, Maria und Joseph, und versprach zehn Rosenkränze zu beten und fünf hl. Messen zu hören und im Falle ich erhört würde, es im „Sendbote" zu veröffentlichen. Tausendmal Dank dem hlst. Herzen Jesu und der Hl. Familie, ich wurde erhört. Ich füge noch bei, daß ich schon unzählige Male erhört wurde, wenn ich meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu nahm. R. H.

Cincinnati, O., 10. XI. '05. Hiermit wünsche ich meinem Versprechen nachzukommen. In einem schweren Anliegen und in großer Sorge nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Mutter Gottes, zum hl. Antonius und den armen Seelen. Ich ließ zwei hl. Messen für die armen Seelen lesen, gab Almosen und versprach, falls ich erhört würde, es im „Sendbote" zu veröffentlichen. Lob, Preis und Dank dem hlst. Herzen Jesu und allen Fürbittern, ich wurde erhört. Ich empfehle meine übrigen Anliegen ebenfalls.

B. P.

Kurze Danksagungen. J. G., Brooklyn, N. Y., Erhörung in einer wichtigen Angelegenheit. — G. S., Brooklyn, N. Y., Hilfe in drohender Krankheit. — Frau S. B., Covington, Ky., Hilfe in einem besonderen Anliegen. — Frau L. M., Ludington, Mich., wichtiges Anliegen. — C. F., Watertown, S. Dak., dringende Bitte.

Sei mildthätig gegen die Armen.

„Arme werdet ihr immer bei euch haben," sagte der göttliche Heiland. Er wollte uns dadurch sagen, daß wir immer ein mitleidsvolles Herz gegen die Armen haben sollen. Glück und Segen wird über diejenigen kommen, die gerne den Armen mittheilen. Ihre leiblichen und geistlichen Bedürfnisse sollen recht oft unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Derjenige, der Gutes thut, wird hundertfach dafür belohnt werden. Ein schönes Beispiel hierüber. Der hl. Bernardin von Siena verlor früh seine Eltern und wurde deshalb seiner Großmutter Diana anvertraut. Bernardins liebste Erholungen waren der Besuch der Kirchen und der Armen, seine größte Freude war das Spenden kleiner Almosen. Eines Tages schickte seine Großmutter einen Armen von der Thüre weg, ohne ihm ein Stück Brod zu geben. Bernardin sah dies, und von Mitleid ergriffen, sprach er zur Großmutter: „Wir wollen dem armen Menschen um Gotteswillen etwas zu essen geben, sonst kann ich heute weder zu Mittag noch zu Abend essen, lieber will ich kein Mittagessen haben, als daß dieser hungrig hinweggeht."

Diana war tief von diesen Worten ergriffen und, da sie in diesem Knaben eine große Liebe zur Abtödtung und Entbehrung sah, ermunterte sie ihn, diesen guten Eifer nicht zu unterdrücken. Und der fromme Kleine entschloß sich, zur Ehre der allerseligsten Jungfrau Maria alle Samstage zu fasten und das Ersparte den Armen zu geben. Diese fromme Uebung unterließ er niemals in seinem Leben. Auch gelang er zu einer großen Heiligkeit und wird als ein großer Wohlthäter der Armen verehrt. Alle Gelder, lieber Leser, die du auf die himmlische Bank legest, werden dir unendlich viel Prozent tragen.

— Der Tugend der Beharrlichkeit im Guten allein gebührt die Krone der Gerechtigkeit; denn was nützt es, weise, was nützt es, mächtig zu sein, wenn man nicht ausharrt bis an's Ende? Hl. Bernardus.

Redaktionsschluß am 17. November 1905.

Gebetsmeinungen für den Monat Dezember 1905.*)

Allgemeine Meinung.

Der Peterspfennig.

Besondere Meinungen.

1. **Erster Freitag.** Edmund Campion und Genossen, Märt. (1581). 186,307 Danksagungen; Eifer; die Anliegen vieler Priester; eine Zeitschrift zu Ehren des hlsten Altarssakramentes; guter Erfolg mehrerer Missionen; nach Meinung. 1)
2. **Samstag.** Bibiana, Jungfr., Mart. (363). 91,460 Bedrängte; Starkmuth; die Gründung von Jünglings-Vereinen in verschiedenen Gemeinden. Katechismusunterricht in allen Gemeinden; Aufhebung gefährlicher Bekanntschaften; Fortschritt im Studium.
3. **Erster Sonntag im Advent.** Franz Xaver, Bek. (S. J., 1552). 90,492 Kranke; apostolischer Muth; Bekehrung vieler leichtsinniger Väter und Mütter; Bekehrung mehrerer Männer; Befreiung von Asthma; wahre Andacht der Schulkinder bei Anhörung der hl. Messe.
4. **Montag.** Peter Chrysologus, Bisch., Bek., Kirchenl. (450). 75,382 verstorbene Mitglieder; Weltverachtung; mehrere Studirende; gute Berufe für den Ordensstand; mehrere gefährliche Operationen; Verbreitung guter Zeitungen und Bücher.
5. **Dienstag.** Sabbas, Abt, Bek. (531). 40,856 Lokalbündnisse; Selbstverleugnung; feste Gesundheit für einen Priester zur Erfüllung seiner Standespflichten; Erlangung des Gehörs für mehrere Leidende; die Kirche in den romanischen Ländern; nach Meinung.
6. **Mittwoch.** Nikolaus, Bisch., Bek. (324). 59,995 Direktoren; christliche Liebe zu den Kindern; verschiedene dringende Anliegen; für die sterbenden Leser: Geduld in den Widerwärtigkeiten des Lebens; Bekehrung vieler Männer, die sich verbotenen Gesellschaften angeschlossen haben.
7. **Donnerstag.** Ambrosius, Bisch., Bek., Kirchenl. (397). 185,212 Beförderer; Mitleiden mit den Sündern; hinreichende Mittel zur Aufrechterhaltung mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten; die Bekehrung der Verläumder und Ehrabschneider; nach Meinung. 4)
8. **Freitag. Unbefleckte Empfängniß.****) 217,949 Verstorbene; Reinigkeit; Bekehrung der leichtsinnigen Jünglinge und Jungfrauen; die Kirche in Oesterreich; Gnade zur Ueberwindung von Schwierigkeiten und Versuchungen; nach Meinung. 1)
9. **Samstag.** Peter Fourrier, Bek. (1640). 145,456 Gnade der Beharrlichkeit; Gebetseifer; Bekehrung der Unmäßigen; Erfolg eines Unternehmens zu Ehren des hlsten Herzens Jesu; sichere Erkenntniß des Berufes und Mittel ihn zu folgen; häufiger und würdiger Empfang der hl. Sakramente.
10. **Zweiter Sonntag im Advent.** Melchiades, Papst, Mart. (314). 836,729 Jugend; Festigkeit im Guten; die Arbeiter in den Fabriken; Bekehrung der Spötter und Lästerer; besondere Anliegen eines Ordenspriesters; Heilung einiger Geistesverwirrter.
11. **Montag.** Damasus, Papst, Bek. (384). 64,868 erste Kommunion; Andacht; die dringenden Anliegen eines Arztes; besonderes Anliegen; guter Verkauf eines Eigenthums; größerer religiöser Eifer in den katholischen Familien.
12. **Dienstag.** Unsere Liebe Frau von Guadalupe. 90,959 Eltern; Klugheit; Aufhebung von Aergernissen in verschiedenen Gemeinden; wichtiges Anliegen einer Schwesterngenossenschaft; die Anliegen mehrerer Familienväter.
13. **Mittwoch.** Luzia, Jungfr. Mart. (302). 221,892 Familien; häusliches Gebet; der Bau eines Klosters; Heilung mehrerer Fallsüchtiger; mehrere kranke Vorgesetzte und kranke Schwestern, fruchtreiche Exerzitien für eine Gemeinde. 5)
14. **Donnerstag.** Spiridion, Bisch., Bek. (347). 48,181 Versöhnungen: Gerechtigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Baltimore; die Abteien, Priorate und Schulen der Benediktiner; würdige Feier der gottesdienstlichen Handlungen. 4)
15. **Freitag.** Christina, Jungfr. (200). 73,499 Arbeit und Mittel; innige Andacht zu Maria; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Boston; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Karmeliten; die Verbreitung der Skapulier-Bruderschaft.
16. **Samstag.** Eusebius, Bisch., Bek. (365). 201,741 Geistliche; Hochachtung vor dem geistlichen Stande, die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Chicago; die Klöster, Niederlassungen und Schulen der Prämonstratenser; die Verbreitung der Sodalitäten.

---

*) **Hundert Tage Ablaß für jedes Gebet und gute Werk, das man nach diesen Meinungen aufopfert.**

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer. **) Feiertag.

17. **Dritter Sonntag im Advent.** Lazarus, Bisch., Bek. (75). 400,248 Religiosen; Lebenserneuerung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Cincinnati; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Franziskaner; die Verbreitung der Kreuzwegandacht. 3)

18. **Montag.** Erwartung Jesu. 66,737 Seminaristen und Novizen; Hoffnung; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Dubuque; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Dominikaner; die Verbreitung der Rosenkranzandacht.

19. **Dienstag.** Nemesion, Mart. (253). 110,645 Erkenntniß des Berufes; Barmherzigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New Orleans; die Klöster, Niederlassungen und Missionen der Augustiner; die bessere Kenntniß der Glaubenswahrheiten.

20. **Mittwoch.***) Dominikus Sylos, Bisch., Bek. (600). 100,542 Pfarreien; Eintracht; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Milwaukee; die Kollegien und Missionen der Jesuiten; die Verbreitung des Gebetsapostolates.

21. **Donnerstag. Thomas, Apostel** (73). 118,317 Schulen; gute Vorbereitung auf das Weihnachtsfest; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz New York; die Klöster und Missionen der Redemptoristen; die Verbreitung der Herz-Jesu-Bruderschaft. 4) 6)

22. **Freitag.***) Flavian, Mart. (362). 106,209 Obere; Demuth; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Philadelphia; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom kostbaren Blute; die Verbreitung der Föderation.

23. **Samstag.****) Servulus, Bek. (570). 56,861 Missionen und geistliche Uebungen; Gottvertrauen; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Oregon City; die Niederlassungen, Schulen und Missionen der Väter vom hl. Geiste; unsere katholischen Vereine.

24. **Vierter Sonntag im Advent.** Delphinus, Bisch. (4. Jahrh.) Adam und Eva. 41,689 Vereine; Gehorsam; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Louis; die Niederlassungen und Missionen der Passionisten; die Verbreitung des Dritten Ordens.

25. **Montag. Weihnachtsfest.** 144,690 Bekehrungen; geistliche Wiedergeburt; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz St. Paul; die Niederlassungen und Missionen der Väter vom hl. Kreuze; die würdige Haltung der kirchlichen Feiertage.

26. **Dienstag.** Stephan, Erstlingsmart. (35). 161,324 Sünder; Feindesliebe; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz San Francisco; die Missionen und Niederlassungen der übrigen männlichen Orden und Genossenschaften; die katholische Universität in Washington.

27. **Mittwoch.** Johannes, Apostel und Evangelist (101). 177,270 Unmäßige; Tugend der Reinigkeit; die Erzdiözese und die Diözesen der Provinz Santa Fé; die Genossenschaften für christliche Erziehung; unsere Pfarrschulen. 5)

28. **Donnerstag.** Unschuldige Kinder. 122,915 geistliche Gnaden; Vertrauen; die Genossenschaften für christliche Wohlthätigkeit; die Hospitäler, Waisenhäuser und sonstige Anstalten. 4)

29. **Freitag.** Thomas Becket, Bisch., Mart. (1178). 88,949 zeitliche Gnaden; Eifer; die übrigen Genossenschaften; die Missionen unter den Negern; die Schulen für die Taubstummen.

30. **Samstag.** Sabinus, Bisch., Mart. (301). 151,902 verschiedene Anliegen; Großmuth; die höheren Schulen für die Jugend; die Missionen unter den Indianern.

31. **Sonntag in der Oktav.** Sylvester, Papst, Bek. (355). Die Anliegen der Bischöfe; Dankbarkeit; alle noch nicht gewährten Anliegen.

Aufopferungsgebet.

Herr Jesus Christus! In Vereinigung mit jener göttlichen Meinung, in welcher Du selbst durch dein heiligstes Herz hier auf Erden Gott dem Herrn Lobpreisungen dargebracht hast, und auch jetzt noch unablässig im allerheiligsten Sakramente des Altars an allen Orten bis zum Ende der Zeiten darbringst, opfere ich Dir diesen ganzen Tag hindurch, auch nicht den kleinsten Theil ausgenommen, in Nachahmung des hlst. Herzens der seligsten, allzeit makellosen Jungfrau Maria, von ganzer Seele auf meine Absichten und Gedanken, alle meine Anmuthungen und Wünsche, alle meine Werke und Worte. (Papst Leo XIII., 19. Dez. 1885.)

Im Besonderen opfere ich sie Dir auf zur Vermehrung der Anhänglichkeit an den hl. Vater.

Herr Jesu, schütze mit Deinem heiligen Herzen unseren heiligen Vater, den Papst.

Hlste Herzen Jesu und Maria, rettet die Kirche und Amerika.

O süßes Herz meines Jesu, mache, daß ich Dich immer mehr liebe. (Jedesmal 300 Tage Ablaß; einmal im Monat, wenn täglich gebetet, vollkommener Ablaß. Pius IX., 25. Nov. 1876.)

Vollkommener Ablaß für die Mitglieder: 1) Erster Grad des Gebetsapostolats; 2) Zweiter Grad; 3) der Sühnungskommunion; 4) der hl. Stunde; 5) der Beförderer; 6) Monatspatron.

*) Quatemberfasttage. **) 23. Dezember, Vigilfasttag.

No. 1. Jahrgang XXXII. Januar 19(

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 88 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.

Einzelne Hefte 20 Cents.

Jedes Abonnement beginnt mit Januar.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

PUBLIC LIBRARY

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1874; Columbus, Jan. 1876 und 18. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1884; Kansas City und St. Joseph, März 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1896; Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Eine persönliche Bitte des „Sendbote“ 1
Glück auf zum neuen Jahre 2
Neujahrs-Sprüchlein 2
General-Intention für den Monat Januar 3
Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat 4
Die Lebensuhr 5
Das Fest der hl. Dreikönige 7
Ein Ministrant 8
Die heilige Handschrift Gottes 9
Museum oder Rumpelkammer! — Was? 13
Gewöhnung zur Bescheidenheit 16
Worin das Seelenheil besteht 17
Ein magyarischer Hymnus 19
Die hl. Adelheid, Kaiserin Deutschlands 20
Nach hundert Jahren 22
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern 24
Amerikanische Konvertiten 29
Deutsche Missionäre in Südamerika 35
Edle Rache 41
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes 42
Die sichersten Mittel zur schlechten Erziehung der Jugend 47
Die Freimaurerwirthschaft in Frankreich 48
Sei ehrlich! 50

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Glück! 51
Die geistliche Kommunion 58
Beschämende Predigt durch ein Kind 61
Der zwölfjährige Jesus 62
Für Eheleute 63
Ein treffliches Wort einer sterbenden Fürstin 64
Das ärmliche Haus der Hl. Familie 66
Kurzer Lebensabriß des großen Dieners Gottes Gerard Majella 68
Vom Büchertisch 69

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu 72
Der hochwst. Erzbischof Heinrich Moeller, D. D. 73
Verschiedenes 74
Aggregationen des Gebetsapostolats 77
Schatzkammer des hl. Herzens 78
Falsche Großmuth 78
Rundschau 79
Was zeugt die Weltgeschichte für Christus? 92
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen 93
Von einer Mutter für die Mütter 94
Gebetsmeinungen für den Monat Januar . 95

An unsere Agenten und Leser.

1. Wer sich die schöne Prämie **„Heilige Stunde,“** die für die Vorausbezahler des Jahrganges bestimmt worden ist, sichern will, sollte baldigst an unsere Agenten, wo einer sich befindet, oder direkt an uns bezahlen. Auf den meisten Postoffices kann man für wenig Geld eine Geldanweisung bekommen, die man an unsere Adresse einsendet. Dabei gebe man stets seine genaue Adresse deutlich geschrieben an.

2. Unsere Agenten bitten wir recht dringend, ihre Abonnenten zu besuchen, und die gesammelten Gelder baldigst einzusenden. Außerdem möchten wir bitten, auf die Gewinnung neuer Abonnenten etwas Mühe zu verwenden.

3. Alle für uns bestimmte Gelder und Briefe sende man an die Adresse:

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von Cincinnati, O.

Neue Agenten.

St. Helena, Nebr.: Joseph C. Habermann, Menominee N. F. D. No. 1, St. Helena, Neb.

Constance, Nebr.: Anton Serres, Constance, Nebr. Agent für Constance und Hartington, Nebr.

Bow Valley, Nebr.: Frau Heinrich Wortmann, Bow Valley, Cedar Co., Nebr.

Almosen.

Für die Franziskaner-Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko.

Anton Lenz, Wahpeton, N. Dak.	$ 5 00
Matth. A. Unger, Hudelberg, Minn.	40
Georg Landgraf, Newark, N. J.	5 00
Im Ganzen	$10 40

Für den Kindheit Jesu Verein.

Durch P. Remigius, O. F. M., von P. P., St. Bernard, O., für ein Kind, das den Namen Maria erhalten soll	$ 5 00
E. H. aus B., Ills., für ein Kind, welches den Namen Maria Elisabeth erhalten soll.	4 00
Im Ganzen	$10 00

Vom Büchertisch.

Münchener Volksschriften-Verlag, Brunnstraße 9, München, Bayern.

Münchener Volksschriften: 1. **Landstreicher und Einbauernleut'.** Von Anton Schott. 16o, 59 Seiten. Preis, brosch.: 15 Pf. — 2. **Auf Leben und Tod.** Von B. Wörner. 16o, 80 Seiten. Preis, brosch.: 15 Pf. — 3. **Gretchen von Eigelstein und der Burggraf von Drachenfels.** Von Dr. H. Carbauns. 16o, 74 Seiten. Preis, brosch.: 15 Pf. — 4. **Das Lindenkreuz.** Von Adolf Kolping. 16o, 79 Seiten. Preis, brosch., 15 Pf.

In Bayern herrscht schon seit einigen Jahren eine unerträgliche Hetze gegen den katholischen Glauben, die meistens von glaubensfeindlichen Universitätsprofessoren und liberalen Zeitungen ausgeht. Diese übt natürlich auf das Volk einen gefährlichen Einfluß aus. Um diesem verderblichen Treiben entgegenzuarbeiten, hat sich die Geistlichkeit mit guten Laien aufgerafft, um mit Hilfe der Presse entgegenzuwirken. Zu diesem Zwecke wurde der Münchener Volksschriften-Verlag gegründet, welcher hiermit unsere besondere Empfehlung hat. Wenn sich das Unternehmen in dem Sinne weiterentwickelt, wie die uns vorliegenden ersten vier Hefte den Anschein haben, so kann man nur sagen, daß mit dieser Sammlung die richtige Lösung gefunden ist, wie man das viele werthlose, wenn nicht geradezu gefährliche Zeug verdrängen kann, das auch in katholische Familien durch Kolporteure u. s. w. eingeschmuggelt wird. Die Sammlung wird sorgfältig ausgewählte volksthümliche Erzählungen der besten neueren und älteren katholischen Autoren bringen. Dabei ist die Ausstattung trotz des billigen Preises von 15 Pf. für das Bändchen von 64—80 Seiten wirklich musterhaft zu nennen: Klarer Druck, gutes Papier und ein wirklich bestechender Umschlag, so daß man sich wundern muß, wie die Heftchen um diesen billigen Preis hergestellt werden können. Gleich in den ersten Heften bekundet sich eine glückliche Hand in der Auswahl des Stoffe. Der wirklichen preiswerthen Sammlung ist der beste Erfolg zu wünschen. Besonders möchten wir den Klerus auf die Erzählungen aufmerksam machen: die Büchlein eignen sich vorzüglich zum Verleihen oder zum Verschenken.

Glaube und Wissen. 1. Die Beichte, ihr Recht und ihre Geschichte. Von Dr. Peter Anton Kirsch. 1904. 16o, 127 Seiten. Preis, brosch.: 30 Pf.—2. **Die hl. Kommunion im Glauben und Leben der christlichen Vergangenheit.** Von Dr. Jakob Hoffmann, K. Gymnasialprofessor. 1904. 16o, 141 Seiten. Preis, brosch.: 30 Pf.

Mit recht bemerkt der opferwillige Verlag, daß die Unwissenheit zu den Hauptfeinden der katholischen Kirche zählt. Zur Bekämpfung der eingewurzelten Vorurtheile gehört vorzüglich die Verbreitung geeigneter Schriften, die in gediegener und populärer Weise Unterricht ertheilen. Darum hat sich der obige Verlag entschlossen, eine Sammlung von Broschüren zu veröffentlichen, in welchen die wichtigsten Lehren der Kirche und die bedeutenderen Thatsachen der Kirchengeschichte, gegen welche die Hauptangriffe der Gegner gerichtet sind, von sachkundigen Schriftstellern in wissenschaftlicher Weise, aber in leicht verständlicher Sprache klargestellt und vertheidigt werden. — Das Unternehmen verdient die weitgehendste Unterstützung, sowohl wegen des vorzüglichen Inhaltes der Broschüren, als auch wegen des ungemein billigen Preises. Die obigen angezeigten Büchlein rühren von tüchtigen Fachmännern und sind eine wirkliche Bereicherung der apologetischen Literatur. Wir hoffen, daß sich das Unternehmen recht viele Freunde erwerben wird.

Kalenderschau.

14. **Christkinds-Kalender für die Kleinen, 1905.** 16o, 72 Seiten. Preis: 10 Cts. per Stück; 90 Cts. per Duz.; $6.00 per 100 Stück; $25.00 für 500 Stück. Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago. Ein prächtig ausgestatteter und mit spannendem Lesestoff beladener Kalender für die Kinder. Derselbe verdient die weiteste Verbreitung.

15. **Little Folks' Annual, 1905.** 16o, 84 Seiten. Preis: 10 Cts. per Stück; 90 Cts. per Duz.; $6.00 per 100 Stück; $25.00 per 500 Stück. Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago. Dieser englische Kalender ist ebenfalls von der rührigen Verlagsfirma reich ausgestattet und wird als Geschenk das Kinderherz erfreuen und das Gemüth unterhalten. Bilderschmuck und Lesestoff sind sehr gut.

Notizen.

Wir erhielten von der rührigen Verlagshandlung Göbel und Scherer in Würzburg, Baiern, folgende empfehlenswerthe Büchlein:

1. **Die Feier der Einweihung einer Kirche,** dargestellt und erklärt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. 24o, 154 Seiten. Preis, geheftet: 40 Pf. 2. **Die Feier des hochheiligen Weihnachtsfestes.** (Erste und zweite Vesper, Mette und drei hl. Messen) dargestellt von Karl Schnabel, Präfekt in Chilianeum zu Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. 24o, 151 Seiten. Preis, geheftet: 40 Pf. 3. **Die Feier der Glockenweihe,** dargestellt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. 24o, 45 Seiten. Preis, geheftet: 15 Pf. **Die Feier der Grundsteinlegung einer Kirche,** dargestellt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. 24o, 39 Seiten. Preis, geheftet: 10 Pf. 5. **Beim hl. Antonius von Padua.** Kleines Antoniusbüchlein. Gebete, Litanei und Lieder zum großen Wunderthäter, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Heiligen. Von P. Arsenius Dotzler, O. F. M. Fünfte verbesserte Auflage. Mit bischöflicher Approbation und Erlaubnis der Obern. 1904. 24o, 56 Seiten. Preis, geheftet: 20 Pf.

Druck von S. Rosenthal & Co., 15–27 West 6. Straße, Cincinnati, O.
Entered at the Post Office at Cincinnati, Ohio, as Second Class Matter.

Zur Organisation und Leitung des Gebetsapostolates,

der Sühnungskommunion und der hl. Stunde,

sind unumgänglich nothwendig folgende Schriften:

1. Sendbote, **Organ des Gebetsapostolates und des Vereins der Heiligen Familie.**

Monatlich ein großes Heft von 88 Seiten gediegenen Lesestoffes. Die Monatsschrift kostet jährlich $2.00. Jeder **neue vorausbezahlende** Abonnent erhält ein prachtvolles Bild **des göttlichen Herzens Jesu** mit den Versprechungen oder nach Wunsch eines der folgenden von dem wohlbekannten Volksschriftsteller P. Bonaventura Hammer, O. F. M., verfaßten Bücher: **Altar und Opfer** (479 Seiten), **Die geheiligte Familie** (317 Seiten), **Andacht zum göttlichen Herzen Jesu** (327 Seiten), **Kirche, Schule und Haus** (298 Seiten), **Der praktische Katholik** (477 Seiten), oder eine zum Ausgabe der **„Nachfolge Christi"** (704 Seiten), oder **Philothea** (606 Seiten).

Die **alten vorausbezahlenden** Abonnenten erhalten ebenfalls ein für die Zwecke des Gebetsapostolates passendes Prämium.

Der „Sendbote" sollte in allen deutschen katholischen Familien des Landes Aufnahme finden, weil sein Inhalt nicht nur die Zwecke des **Gebetsapostolates** sondern auch des **Weltvereins der Heiligen Familie** berücksichtigt. **Beförderer** und **Mitglieder** dieser Vereine finden in dieser Monatsschrift alle nöthigen Aufschlüsse über das Wirken des Gebetsapostolates. Die **christlichen Müttervereine** haben seit Jahren den „Sendbote" mit Interesse und Nutzen gelesen.

2. Handbüchlein des Gebetsapostolates.

Ein Hilfsmittel für alle Diözesan- und Lokal-Direktoren, sowie für die Beförderer. Fünfte verbesserte Auflage. 32°, 154 Seiten. 10 Cts. per Stück; $1.50 per Dutzend; $8.00 per 100 Stück.

3. Andachtsbüchlein **für die Mitglieder und Beförderer des Gebetsapostolates, der Herz Jesu Bruderschaft, und alle eifrigen Verehrer des göttlichen Herzens.** Zweite Auflage.

Eine Zusammenstellung aller kirchlich genehmigten Andachten zum göttl. Herzen Jesu, mit vielen andern darauf bezüglichen Gebeten. Nebst sieben neuen Herz Jesu Liedern. Von P. Bonaventura Hammer, O. F. M. Mit Approbation des Hochw. Erzbischofs von Cincinnati, und Erlaubniß der Ordensobern. Preis 40 Cts., postfrei.

4. Neun Liebesdienste **und andere Andachten zum hlst. Herzen Jesu.**

Nach Anleitung der sel. Margaretha Maria Alacoque. 7. vermehrte Auflage. 32°, 96 Seiten. 5 Cents per Stück.

Man schicke alle Briefe mit Bestellungen und Geld an die Adresse:

SENDBOTE,

42 Calhoun St., CINCINNATI, O.

No. 2. Jahrgang XXXII. Februar 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Herausgegeben von den Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 88 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.

Einzelne Hefte 20 Cents.

Jeder Abonnement beginnt mit Januar.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 28. Dez. 1901; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, März 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Jan. 1886; Saint Paul, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Eine persönliche Bitte des „Sendbote".	1
Blick auf zum neuen Jahre	2
Neujahrs-Sprüchlein.	2
General-Intentionen für den Monat Januar	3
Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat	4
Die Lebensuhr	5
Das Fest der hl. Dreikönige	7
Ein Ministrant:	8
Die heilige Handschrift Gottes	9
Museum oder Rumpelkammer! — Was?	13
Gewohnheit zur Bescheidenheit	16
Worin das Seelenheil besteht	17
Ein magyarischer Hymnus.	19
Die hl. Adelheid, Kaiserin Deutschlands	20
Nach hundert Jahren.	22
Die Franziskaner-Missionen unter den Navajo-Indianern	24
Amerikanische Konvertiten	29
Deutsche Missionäre in Südamerika.	35
Edle Rache.	41
Ein Besuch bei unserer lieben Frau von Lourdes	42
Die sichersten Mittel zur ichlechten Erziehung der Jugend	47
Die Freimaurerwirthschaft in Frankreich	48
Sei ehrlich!	50

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Glück.	51
Die geistliche Kommunion.	58
Beherzigenswerthe Predigt durch ein Kind.	61
Der zwölfjährige Jesus	62
Zur Ehelente	63
Ein tröstliches Wort einer sterbenden Fürstin	64
Das ärmliche Haus der Hl. Familie	66
Kurzer Lebensabriß des großen Dieners Gottes Gerard Majella.	68
Vom Büchertisch	69

Notizen zur Geschichte des Gebets-apostolats.

Im Gotteshause des göttlichen Herzens Jesu	72
Der hochwst. Erzbischof Heinrich Moeller, D. D.	73
Verschiedenes	74
Aggregationen des Gebetsapostolates	77
Schatzkammer des hl. Herzens	78
Kirche Großmutter	78
Rundschau	79
Was sagt die Weltgeschichte für Christus?	92
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen.	93
Von einer Mutter für die Mutter.	94
Gebetsmeinungen für den Monat Januar	95

An unsere Agenten und Leser.

1. Wer sich die schöne Prämie „**Heilige Stunde,**" die für die Vorausbezahler des Jahrganges bestimmt worden ist, geholt will sollte baldigst an unsere Agenten, wo einer sich befindet, oder direkt an uns schreiben. Auf den meisten Postämtern kann man für wenig Geld eine Geldanweisung bekommen, die man an unsere Adresse einsendet. Dabei gebe man stets seine genaue Adresse deutlich geschrieben an.

2. Unsere Agenten bitten wir recht ernstlich, ihre Abonnenten zu besuchen, und die gesammelten Gelder baldigst einzusenden. Außerdem möchten wir bitten, auf die Gewinnung neuer Abonnenten etwas Mühe zu verwenden.

3. Alle für uns bestimmte Gelder und Briefe sende man an die Adresse:

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: **Peter J. Barth.**
Nikolaus A. Doetsch.

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von Cincinnati, O.

Neue Agenten.

St. Helena, Neb.: Rektor P. Odilo Kaufmann, Pastor der St. F. T. No. 1, St. Helena, Neb.

Constance, Nebr.: Josef M. Zeis, Agent für Constance und Hartington, Nebr.

Cow Valley, Nebr. [illegible] Cow Valley, Cedar Co., Nebr.

Almosen.

Für die Franziskaner Missionen unter den Navajo-Indianern und dem Westen.

[illegible]	$ 5 00
[illegible]	5 00
Im Ganzen	$10 00

Für den Kindheit Jesu Verein.

[illegible] C. L. M., von A. N. St.	
[illegible] Kind, das den Namen [illegible]	$ 5 00
[illegible] Kind, welches den [illegible] erhalten soll	5 00
Im Ganzen	$10 00

Vom Büchertisch.

München er Volksschriften-Verlag, Brunnstraße 9, München, Bayern.

Münchener Volksschriften: 1. **Landstreicher und Elmbauernleut'.** Von Anton Schott. 16o, 59 Seiten. Preis, brosch.: 15 Pf. — 2. **Auf Leben und Tod.** Von B. Wörner. 16o, 80 Seiten. Preis, brosch.: 15 Pf. — 3. **Gretchen von Eigelstein und der Burggraf von Drachenfels.** Von Dr. H. Cardauns. 16o, 74 Seiten. Preis, brosch.: 15 Pf. — 4. **Das Lindenkreuz.** Von Adolf Kolping. 16o, 79 Seiten. Preis, brosch., 15 Pf.

In Bayern herrscht schon seit einigen Jahren eine unerträgliche Hetze gegen den katholischen Glauben, die meistens von glaubensfeindlichen Universitätsprofessoren und liberalen Zeitungen ausgeht. Diese übt natürlich auf das Volk einen gefährlichen Einfluß aus. Um diesem verderblichen Treiben entgegenzuarbeiten, hat sich die Geistlichkeit mit guten Laien aufgerafft, um mit Hilfe der Presse entgegenzuwirken. Zu diesem Zwecke wurde der München er Volksschriften-Verlag gegründet, welcher hiermit unsere besondere Empfehlung hat. Wenn sich das Unternehmen in dem Sinne weiterentwickelt, wie die uns vorliegenden ersten vier Hefte den Anschein haben, so kann man nur sagen, daß mit dieser Sammlung die richtige Lösung gefunden ist, wie man das viele werthlose, wenn nicht geradezu gefährliche Zeug verdrängen kann, das auch in katholische Familien durch Kolporteure u. s. w. eingeschmuggelt wird. Die Sammlung wird sorgfältig ausgewählte volksthümliche Erzählungen der besten neueren und älteren katholischen Autoren bringen. Dabei ist die Ausstattung trotz des billigen Preises von 15 Pf. für das Bändchen von 64—80 Seiten wirklich musterhaft zu nennen: klarer Druck, gutes Papier und ein wirklich bestechender Umschlag, so daß man sich wundern muß, wie die Heftchen um diesen billigen Preis hergestellt werden können. Gleich in den ersten Heften bekundet sich eine glückliche Hand in der Auswahl der Stoffe. Der wirklichen preiswerthen Sammlung ist der beste Erfolg zu wünschen. Besonders möchten wir den Klerus auf die Erzählungen aufmerksam machen: die Büchlein eignen sich vorzüglich zum Verleihen oder zum Verschenken.

Glaube und Wissen. 1. **Die Beichte, ihr Recht und ihre Geschichte.** Von Dr. Peter Anton Kirsch. 1904. 16o, 127 Seiten. Preis, brosch.: 30 Pf. — 2. **Die hl. Kommunion im Glauben und Leben der christlichen Vergangenheit.** Von Dr. Jakob Hoffmann, K. Gymnasialprofessor. 1901. 16o, 141 Seiten. Preis, brosch.: 30 Pf.

Mit recht bemerkt der opferwillige Verlag, daß die Unwissenheit zu den Hauptfeinden der katholischen Kirche zählt. Zur Bekämpfung der eingewurzelten Vorurtheile gehört vorzüglich die Verbreitung geeigneter Schriften, die in gediegener und populärer Weise Unterricht ertheilen. Darum hat sich der obige Verlag entschlossen, eine Sammlung von Broschüren zu veröffentlichen, in welchen die wichtigsten Lehren der Kirche und die bedeutenderen Thatsachen der Kirchengeschichte, gegen welche die Hauptangriffe der Gegner gerichtet sind, von sachkundigen Schriftstellern in wissenschaftlicher Weise, aber in leicht verständlicher Sprache klargestellt und vertheidigt werden. — Das Unternehmen verdient die weitgehendste Unterstützung, sowohl wegen des vorzüglichen Inhaltes der Broschüren, als auch wegen des ungemein billigen Preises. Die obigen angezeigten Büchlein rühren von tüchtigen Fachmännern und sind eine wirkliche Bereicherung der apologetischen Literatur. Wir hoffen, daß sich das Unternehmen recht viele Freunde erwerben wird.

Kalenderschau.

14. **Christkinds-Kalender für die Kleinen, 1905.** 16o, 72 Seiten. Preis: 10 Cts. per Stück; 90 Cts. per Dutz.; $6.00 per 100 Stück; $25.00 für 500 Stück. Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago. Ein prächtig ausgestatteter und mit spannendem Lesestoff beladener Kalender für die Kinder. Derselbe verdient die weiteste Verbreitung.

15. **Little Folks' Annual. 1905.** 16o, 84 Seiten. Preis: 10 Cts. per Stück; 90 Cts. per Dutz.; $6.00 per 100 Stück; $25.00 per 500 Stück. Von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago. Dieser englische Kalender ist ebenfalls von der rührigen Verlagsfirma reich ausgestattet und wird als Geschenk das Kinderherz erfreuen und das Gemüth unterhalten. Bilderschmuck und Lesestoff sind sehr gut.

Notizen.

Wir erhielten von der rührigen Verlagshandlung Göbel und Scherer in Würzburg, Baiern, folgende empfehlenswerthe Büchlein:

1. **Die Feier der Einweihung einer Kirche,** dargestellt und erklärt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Wurzburg. Mit bischöflicher Approbation. 24o, 154 Seiten. Preis, geheftet: 40 Pf. 2. **Die Feier des hochheiligen Weihnachtsfestes.** Erste und zweite Vesper, Mette und drei hl. Messen dargestellt von Karl Schnabel, Präfekt in Chilianeum zu Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. 24o, 151 Seiten. Preis, geheftet: 40 Pf. 3. **Die Feier der Glockenweihe,** dargestellt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. 24o, 45 Seiten. Preis, geheftet: 15 Pf. **Die Feier der Grundsteinlegung einer Kirche,** dargestellt von Karl Schnabel, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. 24o, 39 Seiten. Preis, geheftet: 10 Pf. 5. **Beim hl. Antonius von Padua.** Kleines Antoniusbüchlein. Gebete, Litanei und Lieder zum großen Wunderthäter, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Heiligen. Von P. Arsenius Dotzler, O. F. M. Fünfte verbesserte Auflage. Mit bischöflicher Approbation und Erlaubnis der Obern. 1901. 24o, 56 Seiten. Preis, geheftet: 20 Pf.

Druck von S. Rosenthal & Co., 15-27 West 6. Straße, Cincinnati, O.
Entered at the Post Office at Cincinnati, Ohio, as Second Class Matter

Zur Organisation un
des Gebetsaposto

der Sühnungskommunion und i

sind unumgänglich nothwendig folgend

1. Sendbote, Organ des Gebetsapostolates Heiligen Familie.

Monatlich ein großes Heft von 88 Seiten gediegenen Le
kostet jährlich $2.00. Jeder **neue vorausbezahlende** Ab
Bild **des göttlichen Herzens Jesu** mit den Versprechung
folgenden von dem wohlbekannten Volksschriftsteller P.
O. F. M., verfaßten Bücher: **Altar und Opfer** (479 Sei
(317 Seiten), **Andacht zum göttlichen Herzen Jesu** (
und Haus (298 Seiten), **Der praktische Katholik** (
Ausgabe der **„Nachfolge Christi"** (704 Seiten), oder **P**

Die **alten vorausbezahlenden** Abonnenten erhalte
des Gebetsapostolates passendes Premium.

Der „Sendbote" sollte in allen deutschen katholische
nahme finden, weil sein Inhalt nicht nur die Zwecke de
auch des **Weltvereins der Heiligen Familie** berücksich
glieder dieser Vereine finden in dieser Monatsschrift alle
Wirken des Gebetsapostolates. Die **christlichen Mütt**
den „Sendbote" mit Interesse und Nutzen gelesen.

2. Handbüchlein des Gebetsaposto

Ein Hilfsmittel für alle Diözesan- und Lokal-Direktor
Fünfte verbesserte Auflage. 32°, 154 Seiten. 10 Cts.
$8.00 per 100 Stück.

3. Andachtsbüchlein für die Mitglieder un apostolates, der Herz Jesu Bruderschaft, und a göttlichen Herzens. Zweite Auflage.

Eine Zusammenstellung aller kirchlich genehmigten And
mit vielen andern darauf bezüglichen Gebeten. Nebst ei
Von P. Bonaventura Hammer, O. F. M. M
Erzbischofs von Cincinnati, und Erlaubniß der Ordensol

4. Neun Liebesdienste und andere Andac

Nach Anleitung der [illegible] Margaretha Maria Alacoque.
96 Seiten. 5 Cents per Stück.

Man schicke alle Briefe mit Bestellungen und Geld

SENDBOTE

42 Calhoun S

. 3. · Jahrgang XXXII. März 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 88 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.

Einzelne Hefte 20 Cents.

Jedes Abonnement beginnt mit Januar.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1896; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 18. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, März 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1886; Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Des Katholiken Treue zu seiner Kirche 97
Die katholische Presse 98
General-Intention für den Monat Februar 99
Erwägungen über die Herz Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat 100
Christ auch in den Geschäften 101
Das Fest Maria Reinigung (Lichtmeß) 102
Die heilige Handschrift Gottes 106
Dowie und seine neue Religion. 109
Pius X. und das Schulkind von Peschiera 111
Museum oder Rumpelkammer! — Was? 112
Leben der seligen Elisabeth Bona, Jungfrau 115
Die Marianische Ausstellung in Rom 117
Die Lage der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten 120
Der Zauberschatz 121
Die Lage der Orden auf den Philippinen 122
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern 123
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes 130
Amerikanische Konvertiten 132
Ein origineller Toast 137
Neujahrsgruß der Mission von Süd-Schantung 138
Wer trägt die Schuld an den vielen Selbstmorden unserer Tage? 143
Deutsche Missionäre in Südamerika. 144
Los von Rom — hin zu Rom! 150

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Die geistliche Kommunion 155
Höher hinaus 159
Was Frau Milden in der Kirche gethan 162
Ein Zug aus dem Leben Kolpings 164
Jesuit und protestantischer Prediger 165
Todtentafel 168

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

„Selig die im Herrn sterben" 169
Verschiedenes 171
Empfehlung 174
Schatzkammer des hl. Herzens 175
Aggregationen des Gebetsapostolates 175
Rundschau 176
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen. 188
Entweder — oder 190
Gebetsmeinungen für den Monat Februar 191

An unsere Agenten und Leser.

1. Wer sich die für die Mitglieder des Gebetsapostolats sehr geeignete Prämie von P. Philibert Seebeck, O. F. M., **Die heilige Stunde**, erwerben will, beeile sich alle noch übrigen Rückstände und für den Jahrgang 1905 vorauszubezahlen. Leset den „Sendbote", möchten wir unseren lieben Freunden zurufen, da er reichliche Nahrung für eure Seele monatlich darbietet. Werbet demselben neue Freunde, damit ihr auch an der Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden mithelfet. Der ganze Jahrgang, hübsch ausgestattet, kostet nur $2.

2. Unsere säumigen Freunde sollten aber auch bedenken, daß wir monatlich eine große Auslage für die Hefte machen müssen, um den „Sendbote" herzustellen, zu drucken und zu verschicken. Der Arbeiter ist wohl in diesem Falle seines Lohnes werth. Der ganze Jahrgang, hübsch ausgestattet, kostet nur $2.00.

3. Unsere Adresse lautet: **SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.**

Almosen.

Für die Franziskaner-Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko

[illegible]

Für den Kindheit Jesu Verein.

[illegible] $1 00
[illegible] 1 00
[illegible] 5 00
[illegible] 5 00
[illegible] 5 00
[illegible] 5 00
[illegible] 12 00

Im Ganzen $34 00

Für die Indianer-Mission in Rosebud. S. Dak.

[illegible] $1 50
[illegible] 20

[illegible] $1 70

[illegible] Mission in Süd-Schantung.

[illegible] Weig

[illegible] $1 50
[illegible] 1 00

[illegible] $2 50

4. Jahrgang XXXII. April 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets- Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 88 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.

Einzelne Hefte 20 Cents.

Jeden Abonnement beginnt mit Januar.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 18. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, März 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1886; Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Nach Golgatha . . . 193
General-Intention für den Monat März . . . 194
„Ich will dahin gehen, wo Jesus ist" . . . 195
Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat . . . 196
Lob für katholische Pfarrschulen . . . 197
Die Mischehen und ihr verderblicher Einfluß auf das religiöse und soziale Leben . . . 198
Eine Messe 4000 Meter über dem Meere . . . 202
Die Entsagung des Christen . . . 203
Die Schwestern des Papstes . . . 206
Blume, Blumen und Vögel in des Herrn Leidensgeschichte . . . 207
Der englische Gruß . . . 210
Mahnung an Arbeiter . . . 212
Die heilige Handschrift Gottes . . . 213
Das Leben gleicht einer Kutsche . . . 216
Die hl. Eugenia, Jungfrau und Martyrin . . . 217
Glaube und Wissenschaft . . . 218
Museum oder Rumpelkammer! — Was? . . . 219
Die Heilsarmee und ihre Lehren . . . 222
Die kleinen Schwestern der Armen . . . 225
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo Indianern . . . 229
Neujahrsgruß der Mission von Süd-Schantung . . . 235
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes . . . 241
Der hl. Alexander Sauli . . . 243
Amerikanische Konvertiten . . . 244
Deutsche Missionare in Südamerika . . . 249
Los von Rom — hin zu Rom! . . . 254
Richtige Auffassung . . . 256

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Die geistliche Kommunion . . . 257
Unser einziges Kind . . . 261
Der hl. Joseph . . . 262
Die Mutter des Präsidenten der französischen Republik . . . 265
Bilde das Gewissen des Kindes . . . 266
Todtentafel . . . 266

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Die Kreuzgesellschaft auf Golgatha . . . 267
Verschiedenes . . . 268
Schatzkammer des hl. Herzens . . . 271
Aggregationen des Gebetsapostolates . . . 271

Rundschau . . . 272
Viele Wege führen nach Rom . . . 284
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen . . . 285
Gebetsmeinungen für den Monat März . . . 287

An unsere Leser und Agenten.

1. Man kann zu jeder Zeit auf den „Sendbote" abonniren und so lange der Vorrath dauert, die rückständigen Hefte von Januar 1905 an erhalten. Da der Jahrgang mit Januar beginnt und auch die Reihenfolge der Artikel mit diesem Hefte anfängt, so sollte man sich den ganzen Jahrgang senden lassen. Wer **vorausbezahlt** $2.00 und etwaige Rückstände in Ordnung bringt, erhält eine für die Leser des „Sendbote" und Mitglieder des „Gebetsapostolates" passende Prämie unentgeltlich. Die Zeit zur Gewinnung dieser Prämie läuft mit den 31. März 1905 ab.

2. Wir bitten unsere Agenten sich eifrig mit der Verbreitung des „Sendbote" zu beschäftigen und etwaige Berichte mit den kollektirten Geldern baldigst einzusenden.

3. Alle Briefe und Gelder, die für die Zeitschrift bestimmt sind, sollen die Adresse haben:

SENDBOTE, 12 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von Cincinnati, O.

Neuer Agent.

[illegible], **Racine, Wis.**, an Stelle des Herrn Nikolaus Reiter, welcher wegen Krankheit die Agentur niederlegte. Wir sind Herrn R. Reiter sehr zum Danke verpflichtet, da er viele Jahre mit Eifer und Erfolg für den „Sendbote" gearbeitet hat.

Briefkasten. Auf Ihre Frage [illegible] ein eigenes Blatt über Wallfahrten in unserem [illegible] der „Pilger", Starkenburg, Mo. [illegible]

Almosen.

Für die Franziskaner Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko [illegible] 1905 wurde diese Summe an den [illegible] O. F. M. St. Michaels [illegible]

Für den Kindheit Jesu Verein.

[illegible]	$ 1 00
[illegible] St. Helena,	7 00
[illegible] Neb.	1 00
[illegible]	34 00
[illegible]	$43 00

Für die Verbreitung des Glaubens.

[illegible]	$1 00

. 5. Jahrgang XXXII. Mai 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 88 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Einzelne Hefte 20 Cents.
Jedes Abonnement beginnt mit Januar.
Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

6. Jahrgang XXXII. Juni 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Herausgegeben von den Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 88 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.

Einzelne Hefte 20 Cents.

Jedes Abonnement beginnt mit Januar.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 13. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, März 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1886; Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Ostern (Gedicht) ... 289
General-Intention für den Monat April ... 290
Geist und Witz des Pfarrers von Ars ... 291
Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat ... 292
Charfreitag ... 293
Ostern ... 295
Arbeit schändet nicht ... 299
Die heilige Handschrift Gottes ... 300
Museum oder Rumpelkammer! — Was? ... 303
Der hl. Ambrosius, Bischof und Kirchenlehrer ... 306
Eine sympathische Schilderung Papst Pius X ... 308
Erklärung der Dekorationen in der St. Johannes Kirche zu Covington, Ky ... 309
Alleluja, auf Erden begonnen und im Himmel vollendet ... 312
Religion und Politik ... 312
Der selige Kaspar del Bufalo, Stifter der Kongregation vom kostbaren Blute ... 313
Die Hermanns-Söhne ... 317
Die Kleinen Schwestern der Armen ... 318
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern ... 322
Interessanter Brief des hochw. Paul J. Volk ... 327
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes ... 330
Amerikanische Konvertiten ... 332
Unterschied bei der Aehnlichkeit ... 336
Deutsche Missionäre in Südamerika ... 337
Los von Rom — hin zu Rom! ... 342
Durch Unglück gerettet ... 348

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Die geistliche Kommunion ... 349
Wie man eine treue Dienstmagd ehrt ... 352
Ostern in Moskau ... 353
Das Osterei ... 355
Mode-Katholiken ... 357
Die Eitelkeit der Kinder ... 359
Todtentafel ... 360

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Die eherne Schlange in der Wüste — ein Sinnbild Christi ... 361
Verschiedenes ... 363
Empfehlung ... 364
Schatzkammer des hl. Herzens ... 365
Aggregationen des Gebetsapostolates ... 365

Rundschau ... 365
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen ... 381
Gebetsmeinungen für den Monat April ... 383

An unsere Leser und Agenten.

Wir möchten noch einmal aufmerksam machen auf die schöne Prämie, **Die heilige Stunde**, welche alle, die den „Sendbote" vorausbezahlen, unentgeltlich erhalten. Wer bis zum **ersten Mal** seinen Betrag einschickt, sowie alle Rückstände tilgt, ist zur Prämie berechtigt. **Es beeile** sich also, wer das schöne Gebetbuch erhalten will.

Besonders ermahnen wir die **Agenten**, recht fleißig die ausstehenden Gelder zu kollektiren, und so es den Lesern zu ermöglichen, die Prämie zu erlangen.

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von Cincinnati, O.

Neue Agenten.

San Jose, Cal.: Georg Bucher, 657 S. 9. Str. — **Indianapolis, Ind.:** Ulrich Ahlders, 1031 S. Meridian Str., an Stelle von Herrn Joseph Bruggner, welcher wegen Mangel an Zeit die Agentur niederlegte. Wir danken diesem Herrn recht herzlich für die seit Jahren dem „Sendbote" geleisteten Dienste.

Almosen.

Für den Kindheit Jesu Verein.

[illegible] $5 00
[illegible] 3 00

Im Ganzen ... $58 00

Indianer- und Neger-Mission.

[illegible] $ 1 00
[illegible] 2 00

Im Ganzen ... $ 3 00

Hochw. John Weig, für die chinesischen Missionen.

Michael Prischke, Brandon, Minn ... $ 3 00
Anton Rupp, Oregon City, Oreg ... 3 00
Vorher berichtet ... 2 50

Im Ganzen ... $ 8 50

Für die Franziskaner-Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko.

Georg Miller, Waterville, Pa ... $ 1 00
[illegible], Olean, N. Y. ... 5 00
Charles Sprenger, Port Clinton, O ... 1 00

Im Ganzen ... $ 7 00

Für die Indianer-Mission in Rosebud, Süd-Dakota.

[illegible] $ 1 00
Vorher berichtet ... 1 70

Im Ganzen ... $ 2 70

. 7. Jahrgang XXXII. Juli 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 96 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Nach dem Auslande: $2.50.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1896; Cleveland, April 1876; Columbus, Juni 1876 und 18. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Ind., 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, Mo., 1892; Kansas City, Kans., April 1902; La Crosse, Wis., Juni 1887; Natchez, Miss., 1886; Peoria, Ill., Juni 1887 und St. Cloud, April 1900, Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

An Maria (Gedicht	385
General-Intention für den Monat Mai	386
Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat	387
Ave Maria (Gedicht	388
Maria, Mutter der Barmherzigkeit	390
Maria, der Hoffnung Quell	392
Der hl. Benedictus Josephus Labre	394
Nach der Predigt	395
Altes und Neues aus St. Augustine, Fla.	396
Die Macht des Weihwassers	401
Zum Feste Kreuz-Auffindung	405
Wie mehr kann der Schmerz mir	407
Museum oder Rumpelkammer? — Was?	408
Aufruf an das katholische Deutschthum der Vereinigten Staaten	410
Die hl. Rita von Cascia	412
Erklärung der Tekeltanen in der St. Johannes-Kirche zu Covington, Ky.	419
Sie schämten sich	423
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern	424
Die neuen Schwestern der Armen	428
Ein Beweis der unserer lieben Frau von Lourdes	432
Wenig und viel	434
Amerikanische Konvertiten	435
Deutsche Missionäre in Südamerika.	440
Los von Rom — hin zu Rom!	445
Ein kräftiges Morgengebet aus Altengland	448
Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.	
Die geistliche Kommunion.	449
Gesegnet seist du, Maria	453
Der schönste Tag im Leben.	455
Todtentafel	458
Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.	
„Unate Fratres"	459
Verschiedenes	461
Schatzkammer des hl. Herzens	464
Aggregationen des Gebetsapostolates	464
Rundschau	465
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen.	477
Gebetsmeinungen für den Monat Mai	479

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von Cincinnati, O.

Neue Agenten.

Mill Creek, Kent Co., Mich.: Herr Peter Parkel, Box 15, Lokal-Agent für die Ortschaften von Grant, Sparta, Mill Creek, Alpine, Wright, Gooding, Lisbon, Byron Center, North Dorr und New Salem, Mich. **San Francisco, Cal.:** Herr Benedikt Schaub, 177 Jehama Str. **Fruitvale, Alameda Co., Cal.:** Herr P. W. Ehrhart, Agent für Fruitvale, Alameda und Oakland. **Jonia, Mich.:** Herr Frank Mileski, 701 N. Barbinaton Str.

Almosen.

Für die Franziskaner-Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko.

[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]

. 8. Jahrgang XXXII. August 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 96 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Nach dem Auslande: $2.50.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876, Columbus, Jan. 1876 und 18. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, Mai 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, No. 1886; Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Am hohen Pfingstfeste (Gedicht) 481
Das Bild des Herzens Jesu (Gedicht) 482
Vertrieben 482
General-Intention für den Monat Juni 483
Erwägungen über die Herz-Jesu-Andacht für den ersten Freitag im Monat 484
Etwas für das Herz auf Pfingsten 485
Christi Himmelfahrt 486
Das Gebet eines Vaters 488
Glückselige Pfingsten! 489
Pfingstprozessionen in England 491
Museum oder Rumpelkammer! — Was? 493
Der hl. Johann von Kanti. 496
Rief Gott zum Zeugen an und wurde vom Schlage getroffen. 497
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern 498
Das letzte Glas 504
Das Hospiz auf dem St. Gotthard 505
Zur elfhundertfünfzigjährigen Jubelfeier des hl. Bonifacius. 507
König Eduard „als Stationsvorsteher" 511
Die kleinen Schwestern der Armen 512
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes 516
Amerikanische Konvertiten 519
Deutsche Missionare in Südamerika. 521
Priester und Offizier 529
Reden wie Kinder 531

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Die geistliche Kommunion 535
Was ein frommes Kind vermag 538
Das Herz-Jesu-Bild. 539
Honig und Schmetterling 541
Wohlthätigkeit. 543
Sie blieb die Antwort schuldig. 544
Wie man den Kindern die Religion verhaßt macht. 545
Unsere Liebe Frau am See 546
Vom Uebelnehmen 547
Gleichnisse des hl. Augustinus 548
Antworten auf vorlaute Fragen 549
Kindesunschuld (Gedicht) 550
Der zweifache Kampf um die menschliche Seele. 550
Wie viel Gutes eine Beicht zur Folge hat. 552
Der hochwst. Erzbischof von St. Paul über die Schulfrage in unserem Lande. 553
Wie ein katholischer Mann stirbt. 554
Die katholischen Unterstützungs-Vereine und die Sozialisten. 555
Gottesdienst und Vergnügungen an Sonn- und Feiertagen. 556
Todtentafel 556

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Der Herz-Jesu-Monat 557
Verschiedenes 558
Schatzkammer des hl. Herzens 560
Aggregationen des Gebetsapostolates 560
Ein Morgengebet aus Altengland 560
Rundschau 561
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen. 573
Gebetsmeinungen für den Monat Juni. 575

An unsere Leser und Agenten.

1. Wir haben ein hübsches Kreuzchen für Mitglieder des Gebetsapostolates anfertigen [illegible] für 50 Cts. per Stück verkaufen. Dasselbe wäre besonders passend für Be[illegible] und kann, wegen der künstlerischen Ausführung in Gold und Email, kaum übertroffen [illegible] Aufnahmen am Herz-Jesu-Fest sollte es in den besser situirten Zentren [illegible].

2. Unseren Freunden möchten wir für die Ausbreitung des Leserkreises des in den weitesten [illegible] danken, doch gibt es noch viele Familien in Missions[illegible] von hohem geistigen Nutzen sein würde. Auch die [illegible] eines eifrigen Katholiken, der mithelfen [illegible].

3. [illegible] sollten die ausschließliche Adresse haben:

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal Agent von Cincinnati, O.

Neuer Agent.

[illegible] Str., Sacramento, Cal.

Almosen.

[illegible] O. F. M., für die Mission [illegible]

[illegible] Paul J. Volk, Colon, Panama.

[illegible] $ 5 00
[illegible] hl. Messen 2 00
[illegible] für 20 hl. Messen
[illegible] und 10 nach Mei[illegible] 20 00
[illegible] 17 50
Im Ganzen $44 50

[illegible] wurde am 16. Mai an die [illegible] Volk, Colon, Panama, gesandt.

9. Jahrgang XXXII. September 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 96 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Nach dem Auslande: $2.50.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Feb. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 18. Dez. 1900; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, März 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1886; Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Jungling zu Naim .. 577
General-Intention für den Monat Juli 578
Warnung vor „gelben" Blättern 579
Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat 580
Verehrung des kostbaren Blutes des Herrn 581
Die heilige Handschrift Gottes . 583
Museum oder Rumpelkammer! — Was? . 586
Die hl. Ursula und ihre Gefährtinen, Jungfrauen und Martyrinen . 589
Empfindsamkeit 591
Altes und Neues aus Florida . 592
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern 598
Vorrechte des hl. Nährvaters Joseph . . 605
Die kleinen Schwestern der Armen . 606
Schlimme Zeiten . . . 610
Die Taschenuhr des Papstes 612
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes 613
Amerikanische Konvertiten 615
Es muß anders werden. . 620
Deutsche Missionare in Südamerika. 621
Priester und Offizier . 626
Traurig aber wahr 632

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Die geistliche Kommunion 633
Zum goldenen Jubiläum des Zentral-Vereins 637
Ordnungsliebe 639
Ein Opfer der gottlosen Schule 640
Die weibliche Mode vom religiösen Gesichtspunkte 641
In der Tannenwirthschaft 643
Todtentafel 647

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Enzyklika des Heiligen Vaters über den Unterricht in der christlichen Lehre . 648
Verschiedenes 652
Schatzkammer des hl. Herzens 656
Aggregationen des Gebetsapostolates 657

Rundschau 657
Eigene, nicht fremde Geduld rettet unsere Seelen 668
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen. . . . 669
Gebetsmeinungen für den Monat Juli. 671

An unsere Leser und Agenten.

1. Neue, prachtvoll mit Email verzierte Kreuzchen für das Gebetsapostolat haben wir vorräthig und möchten sie hiermit den Beförderern insbesondere anempfehlen. Sie kosten postfrei 50 Cts. per Stück.

2. Gute Schriften sind Missionare in den Familien, welche das Bedürfniß nach Lektüre zu schätzen wissen. Wer sich deshalb für die Verbreitung solcher Schriften bemüht, thut sicherlich ein verdienstvolles Werk.

3. Alle Drucksachen zur Einführung und Leitung des Gebetsapostolates, dessen Hauptaufgabe die Verehrung des hl. Herzens Jesu ist, haben wir stets vorräthig. Deutsche Gemeinden sollten dieselben [illegible]

4. [illegible] Briefe und Gelder sende man an die Adresse:

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal Agent von Cincinnati, O.

Neuer Agent.

[illegible] früherer Agent Herr A. Klein legte [illegible] wir unseren besten Dank für [illegible]

10. Jahrgang XXXII. Oktober 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 96 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Nach dem Auslande: $2.50.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894, Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 13. Dez. 1900, Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901, Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, Mai 1892; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1886, Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Am Feste Maria Himmelfahrt . . . 673
General Intention für den Monat August . . . 674
Zustände in Frankreich . . . 675
Erwägungen für die Herz Jesu Andacht auf den ersten Freitag im Monat . . . 676
Jubelfeier des 1150. Todestages des hl. Bonifazius in Fulda . . . 677
Maria Himmelfahrt auf der Insel Sardinien . . . 683
Der h. Alphonsus Rodriguez . . . 684
Museum oder Rumpelkammer! — Was? . . . 686
Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert . . . 689
Altes und Neues aus Florida . . . 690
Französische Kulturblüthen . . . 695
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo Indianern . . . 696
Die Kleinen Schwestern der Armen . . . 704
Ehrung katholischer Klosterfrauen durch Anglikaner . . . 707
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes . . . 708
Rosenkönigin . . . 709
Amerikanische Konvertiten . . . 710
Deutsche Missionare in Südamerika . . . 716
Der Geizige . . . 721
„Sie haben meinen Vater beschimpft". . . . 726

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Die Berufswahl der Kinder . . . 727
Turnerweisheit . . . 729
Die Stunde der Versuchung . . . 731
Vom Lügen der Kinder . . . 732
Wehe dem, der sich gegen seine Eltern versündigt! . . . 733
Ein edles Herz . . . 734
Der richtige Schluß . . . 736
In der Tannenwirthschaft . . . 737
Vom Büchertisch . . . 744

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Enzyklika des Heiligen Vaters über den Unterricht in der christlichen Lehre . . . 746
Verschiedenes . . . 750
Schatzkammer des hl. Herzens . . . 754
Aggregationen des Gebetsapostolates . . . 754

Rundschau . . . 755
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen . . . 765
Charakterstärke . . . 766
Gebetsmeinungen für den Monat August . . . 767

An unsere Leser und Agenten.

1. Agenten sind ernstlich gebeten, bei Einsendung von Berichten den vollen Betrag ebenfalls zu übermitteln, damit wir den Abonnenten quittiren können. In Zukunft werden wir nur dann auf der Liste quittiren, wenn wir die Gelder empfangen haben.

2. Bei Bestellungen von Zetteln und dergl. sollten die Beträge gleich gesandt werden, weil wir unsere Bücher sonst nicht in Ordnung halten können.

3. Alle für uns bestimmte Sendungen sollen die Adresse tragen:

SENDBOTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal Agent von Cincinnati, O.

Almosen.

Für die Franziskaner Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko

[illegible]

Für hochw. Paul J. Volk, David, Panama.

[illegible] Messe . . . $1 00
[illegible] . . . 3 00

Im Ganzen . . . $4 00

Für das hl. Haus in Loretto, Italien.

[illegible] . . . $ 25

. 11. Jahrgang XXXII. November 1905.

Der Sendbote

des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates

und des Vereins der Hl. Familie.

Herausgegeben von den

Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 96 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Nach dem Auslande: $2.50.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29. April 1882.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Febr. 1874, Juni 1880 und Febr. 1894; Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Cleveland, April 1876; Columbus, Jan. 1876 und 13. Dez. 1901; Covington, Febr. 1876 und Okt. 1890; Detroit, Febr. 1876; Fort Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green Bay, Juni 1887; Kansas City und St. Joseph, Mai 1899; Kansas City, Kans., April 1892; La Crosse, Wis., Juni 1887; Nashville, Nov. 1886; Saint Paul, Jan. 1887 und St. Cloud, April 1890; Hartford, Okt. 1902.

Inhalts-Verzeichniß.

Gnade 769
General-Intention für den Monat September . . . 770
Katholische Katholikenfeinde . . . 771
Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat . . . 772
Pilgerfahrt und Visitation . . . 773
Gedanken für die goldene Jubelfeier des Zentral-Vereins . . . 774
Zur Beherzigung der katholischen Vereine in unserem Lande . . . 777
Blicke in's moderne Weltgetriebe . . . 781
Die bösen Männer . . . 783
Museum oder Rumpelkammer! — Was? . . . 784
Der selige Petrus Canisius, Priester der Gesellschaft Jesu . . . 788
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern . . . 790
Die katholische Kirche in Norwegen . . . 795
Die kleinen Schwestern der Armen . . . 797
Ein Besuch bei unserer Lieben Frau von Lourdes . . . 801
Amerikanische Konvertiten . . . 803
Wie man die Fehler anderer gut machen soll . . . 807
Deutsche Missionare in Südamerika . . . 808
Der Bildersturmer . . . 812
Noth lehrt beten . . . 813
Vor dem Muttergotteskelde . . . 816

Für die Mitglieder des Vereins der Heiligen Familie.

Reid . . . 817
Ein Auftrag an die Gottesmutter . . . 820
Hypnotismus . . . 821
Die ewige Messe . . . 824
Ein Fehler, vor dem sich die Eltern hüten sollen . . . 825
Geduld im Leiden . . . 827
„Man betrügt uns" . . . 828
Papst Pius X. und das Mütterchen . . . 830
Zucht der Rede in der Werkstatt . . . 831
Naturreligion . . . 832
Die Macht des Gebetes . . . 833
In der Tannenwirthschaft . . . 834
Vom Büchertisch . . . 842

Notizen zur Geschichte des Gebetsapostolats.

Das Bild der schmerzhaften Mutter . . . 845
Ein Sieg des göttlichen Herzens . . . 847
Verschiedenes . . . 848
Schatzkammer des hl. Herzens . . . 849
Aggregationen des Gebetsapostolates . . . 850
Was ein „Ave Maria" werth ist . . . 850

Rundschau . . . 851
Danksagungen für empfangene Gebetserhörungen . . . 860
Sinnsprüche . . . 862
Gebetsmeinungen für den Monat September . . . 863

An unsere Leser und Agenten.

1. Neue Abonnenten können zu irgend einer Zeit den Jahrgang beginnen, doch möchten wir bitten, damit man alle zusammenhängende Artikel erhalte, mit Januar des laufenden Jahrganges anzufangen. So lange der Vorrath von alten Heften dauert, werden wir dieselben nachliefern.

2. Es sind leider noch einige Abonnenten im Rückstande. Diese möchten wir hiermit freundlichst und dringend ersuchen, den schuldigen Betrag einzusenden.

3. Alle für uns bestimmte Briefe und Gelder sollten ausschließlich an folgende Adresse gesandt werden:

SENDECTE, 42 Calhoun St., Cincinnati, O.

Reisende Agenten: { **Peter J. Barth.** / **Nikolaus A. Doetsch.**

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von Cincinnati, O.

Almosen.

Für die Franziskaner-Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko.

[illegible]

Für das Oberhaus J. Volk, David, Panama.

[illegible]

Für das hl. Haus in Loretto, Italien.

[illegible]	$ 1 00
[illegible]	25
Im Ganzen	$ 1 25

Hochw. John Weig, für die chinesischen Missionen.

[illegible] von einem Lutheraner	$ 5 00
[illegible]	8 50
Im Ganzen	$13 50

. 12. Jahrgang XXXII. Dezember 1905.

Der Sendbote

Des Göttlichen Herzens Jesu

Organ des Gebets-Apostolates und des Vereins der Hl. Familie.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Herausgegeben von den Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Monatlich ein Heft von 96 Seiten mit Umschlag, $2 jährlich.
Nach dem Auslande: $2.50.

Adresse: SENDBOTE, No. 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

Gesegnet vom Papst Leo XIII. am 29.

Erzbischöfliche und bischöfliche Empfehlungen von Cincinnati, Fe
Milwaukee, Febr. 1874, Dez. 1885, Aug. 1891 und Okt. 1899; Clev
Jan. 1876 und 18. Dez. 1900 Covington, Febr. 1876 und Okt. 18
Wayne, Dez. 1879, Febr. 1901; Grand Rapids, Sept. 1887; Green
und St. Joseph, März 1892 Kansas City, Kans., April 1892, La
ville, Nov. 1886 Sioux Falls, Juni 1887 und St. Cloud, April 1

Inhalts-Verzeichniß.

Weihnachten 1058
Weihnachtsglocken 1058
General-Intention für den Monat Dezember 1059
Weise Lehren eines Bürgers an seinen Sohn 1060
Erwägungen für die Herz-Jesu-Andacht auf den ersten Freitag im Monat ... 1061
Die Adventszeit 1062
Das hochheilige Weihnachtsfest 1064
Die Arbeit mit Gott und für Gott. ... 1066
Zum Feste der Immakulata 1067
Aus einer Adventspredigt 1071
Das „Santo Bambino" von Aracoeli . 1072
Weihnachten im hohen Norden 1074
Der selige Alexander Sauli, Barnabit 1077
Ein edler Zug 1078
Museum oder Rumpelkammer! — Was? 1079
Fliehet die Verleumdung . 1081
Die Franziskaner-Mission unter den Navajo-Indianern 1082
Die Kleinen Schwestern der Armen..... 1088
Amerikanische Konvertiten..... ... 1092
Gabe und Gegengabe 1096
Deutsche Missionäre in Südamerika. 1097
„Frieden den Menschen, die guten Willens sind" 1102

Eile ohne Ziel

Für die M
H

Christliche Neu
Zum Schweigen
Zufriedensein –
Die Sozialisten
Allzu praktisch
Moralischer Ei
Brave Arbeiter
Welche Opfer b
ben? ...
In der Tannen
Vom Büchertis
Todtentafel ...

Notizen z

Verschiedenes
Schatzkammer
Aggregationen

Rundschau ..
Danksagungen
erhörungen..
Gebetsmeinung
ber

An unsere Leser und A

1. Unsere Prämie „Marienmonat von Ars" werden wir, etwaigen Rückständen für das Jahr 1906 geleistet worden i hauptsächlich möchten wir jene Abonnenten recht dringend ersuc das Abonnementgeld einzusenden.

2. Man gebe doch in jedem Briefe genau und deutlich wenn man an einer Rural Route wohnt. Bei Wohnungsve **alte** und dann die neue Adresse an.

3. Wir haben alle für die Organisation und Leitung Drucksachen in deutscher Sprache allein vorräthig.

4. Alle für uns bestimmte Briefe und Gelder schicke man a

SENDECTE, 42 Call

Reisende Agenten: Peter J. Nikolaus

Bernard Brokamp ist Lokal-Agent von

Neuer Agent.

Johnstown, Pa.: Jonas Kaucher, 738 Duke Alle
[illegible] der nach langjähriger treuer Verwaltung die Agentur au

Gebetsempfehlung für drei verstorbene Agenten:
[illegible] durch einen Eisenbahnzug getödte
[illegible] Herr Mathias Ostendarp,

Almosen.

Für die Franziskaner-Mission unter den Navajos in Arizona und New Mexiko.

H. und R. S., Enochsburg, Ind.	$ 1 00
Martin Höhn, Astoria, N. Y.	1 00
Martin Schnitzler, Marshall, Mich.	5 00
Vorher berichtet	5 50
Im Ganzen	$22 50

Am 13. November an Hochw P. Anselm, O. F. M abgesandt, $22.50.

Notizen.

Von A. Opitz in Warnsdorf, Böhmen: **Volksaufklärung.** Kleine Hand-Bibliothek zur Lehr und Wehr für Freunde der Wahrheit. Herausgeber: A. Herbach. Nr. 89 und 90. **Der dreißigjährige Krieg** von Laur. Wintera. Kl. 16o, 64 Seiten. Preis: 24 Pf.; 50 Exemplare: 8 M. 40 Pf.; 100 Exemplare: 14 M. 70 Pf.

Nr. 91. **Konfessionsschule oder Mischschule?** Von Alois Hansel, Lehrer. Kl. 16o, 40 Seiten. Preis: 14 Pf.; 50 Exemplare 4 M. 20 Pf.; 100 Exemplare: 7 M. 35 Pf.

Zur Abwehr gegen die vielfachen Angriffe, welchem der katholische Glaube von Seite der Loge und des Unglaubens ausgesetzt ist, hat der rührige Verlag diese planmäßig angelegte katholische Broschüren- und Flugschriften-Sammlung geschaffen. In populärer Weise werden die wichtigeren Zeit- und Streitfragen der Gegenwart und Vergangenheit erklärt. Deshalb verdient dieses Unternehmen kräftige Unterstützung.

Von der *American Catholic Historical Society of Philadelphia*: **Records of the American Catholic Historical Society** of Philadelphia. 8vo. Vol. XVI. No. 2. Preis für vier Hefte: $2.00.

Dieses Heft enthält wiederum nebst einigen historischen Aufsätzen eine bedeutende Sammlung von Bildern hervorragender Geistlichen, welche als Missionäre in den Vereinigten Staaten gewirkt haben.

Empfehlenswerthe Zeitschriften.

Von der Alphonsusbuchhandlung in Münster i. W., Europa: **Gottesminne,** Monatschrift für Religiöse Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Völlmann, O. S. B. 16o, monatlich ein Heft, 61 Seiten stark zu Jahrespreis von 5 M. 10 Pf.

Unter den Zeitschriften für Poesie hat sich die vorliegende in kurzer Zeit einen wirklich beneidenswerthen Ruf erworben. Aus allen Gauen Deutschlands schaaren sich tüchtige Mitarbeiter um den begeisterten hochbegabten Benediktinerpater A. Völlmann, welcher, ausgerüstet mit tiefer Kenntniß und inniger Liebe der mittelalterlichen Poesie, sich bemüht, unsere in's Materielle versunkenen Zeitgenossen zu höherem Fluge anzueifern. Passende Aufsätze und prächtige formvollendete Gedichte bilden den Inhalt der künstlerisch ausgestatteten Zeitschrift, die zur Zierde und geistigen Erziehung eines jeden gebildeten Kreises dient.

Das Apostolat der christlichen Tochter. St. Angela-Blatt. Herausgegeben und Redigirt von Domkapitular Anton Schöpfleuthner. I., Stephansplatz, Wien, Oesterreich. Gr. 4to, monatlich ein Heft von mindestens 16 Seiten. Preis: 2 Kr. 80 Heller=75 Cts.

Diese hervorragende Zeitschrift für höhere Mädchenerziehung steht im 19. Jahrgang. Obgleich trotz des billigen Abonnementspreises die Ausstattung sehr fein ist und monatlich vielfach dreifach so viel Lesestoff dargeboten wird, als im Prospekt versprochen wird, so scheint die Zeitschrift im schläfrigen Oesterreich nicht die verdiente Unterstützung zu erhalten. Das reichhaltige Blatt ist kein Fachblatt für Lehrer und Erzieher, sondern wird mehr den Interessen der heranwachsenden weiblichen Jugend und den Frauen gewidmet, aus welchem Töchter geistige Anregung und passende Aufschlüsse schöpfen. Das Unternehmen verdient deshalb recht kräftige Unterstützung auch von Akademien, Instituten und höheren Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend.

Kalenderschau.

17. **Catholic Home Annual.** 1906. 23rd Year. Gr. 4to, Chromobild, 79 Seiten. Preis: 25 Cts. Verlag von Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago.

Vorzügliche Ausstattung, interessanter gediegener Lesestoff, belehrend und unterhaltend, und zuverlässige Kalendernotizen rücken dieses vergrößerte englische Jahrbuch in eine hervorragende Stellung. Wer sich einen guten Kalender anschaffen will, der wird mit Recht darnach greifen.

Druck von S. Rosenthal & Co., 15-27 West 6. Straße, Cincinnati O.

Entered at the Post Office at Cincinnati, Ohio, as Second Class Matter.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift ist für einen guten Zweck bestimmt.

Der XXXIII. Jahrgang beginnt mit Januar 1906.

Einladung zum Abonnement.

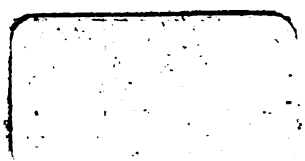
Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu.

Organ des Gebetsapostolates und des Vereins der hl. Familie.

Preis: $2.00 per Jahrgang. Einzelne Hefte, 20 Cents. Alle Vorausbezahler erhalten eine Prämie.

Herausgegeben von den Franziskaner-Vätern, Cincinnati, O.

Adresse: „SENDBOTE", 42 Calhoun Street, Cincinnati, Ohio.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building